This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

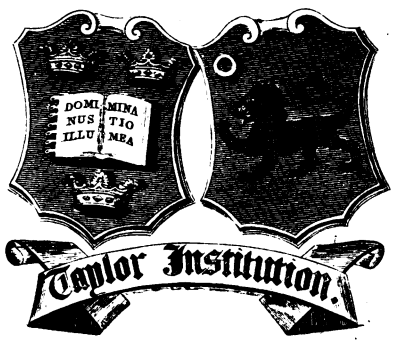
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

88. f. 3.



Staatengeschichte

der neuesten Zeit.

Einundzwanzigster Band.

Th. v. Bernhardi,
Geschichte Rußlands und der europäischen Politik
in den Jahren 1814 bis 1831.

Zweiter Theil.
Zweite Abtheilung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1875.

Geschichte Rußlands

und der europäischen Politik

in den Jahren 1814 bis 1831.

Von

Theodor von Bernhardi.

Zweiter Theil.

Einleitung.

Zweite Abtheilung.

Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1875.

88/12

Staatengeschichte der neuesten Zeit.

Einundzwanzigster Band.

Th. v. Bernhardi,
Geschichte Rußlands und der europäischen Politik
in den Jahren 1814 bis 1831.

Zweiter Theil.
Zweite Abtheilung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1875.

Geschichte Rußlands

und der europäischen Politik

in den Jahren 1814 bis 1831.

Von

Theodor von Bernhardi.

Zweiter Theil.

Einleitung.

Zweite Abtheilung.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1875.

88 f 12

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Drittes Buch.

Rußland seit Peter dem Großen.

Erstes Kapitel.

Seite

Die ersten Regierungsjahre Peters; — die Poteschnye; — erste Kriegsflotte auf dem Don; — Eroberung von Asow; — Peters erste Reise in die Fremde; — Strelitzen-Aufstand; — Peters Reformen; — Verhältnisse der Bauern; Rekrutirungen und Kopfsteuer.

Der nordische Krieg; — Peter am Pruth; — der Nystädter Friede 1

Zweites Kapitel.

Peter beseitigt das russische Patriarchat; — Stephan Jaworsky, Eparch der russischen Kirche; — Feofan Prokopowitsch; — Leibnitzens Einfluß auf die Organisation Rußlands; — der Senat; — die Collegien; — die Provinzial-Regierungen.

Der Untergang des Zarèwitschs Alexey Petrowitsch; — die Patriarchenwürde förmlich abgeschafft; — der Synod; — Feofan Prokopowitschs kirchliches Reglament; — Strenge gegen die Altgläubigen.

Peters des Großen Thronfolge-Ordnung 32

Drittes Kapitel.

Peters Rangordnung; — Gründung der Petersburger Akademie der Wissenschaften; — Peters vorzeitiger Tod.

Katherina I. durch Menschikow auf den Thron erhoben; — Feodosiy Janowskys Ende; — Deviers angebliche Verschwörung; — Katherinas Tod, ihr angebliches Testament. Peter II.; — seine Verlobung mit Marie Menschikow; — Menschikows Sturz; — die Herrschaft der Dolgorukys; — Uebersiedelung nach Moskau; — Peters II. früher Tod 63

Viertes Kapitel.

Die Großfürstin Anna Iwanowna zur Kaiserin erwählt; — die Wahlcapitulation und die oligarchische Verfassung von der Kaiserin angenommen; — Spaltungen im russischen Adel, verschiedene Verfassungs-Entwürfe; — Staatsstreich, der Anna Iwanowna zur Selbstherrscherin erhebt und den Charakter der russischen Regierung für die Folge bestimmt.

Seite

Sichtbare Unzufriedenheit der Altrussen und der Kirche; — Errichtung neuer Garde-Regimenter; — Rückverlegung der Regierung nach Petersburg; — Brände; — Birons Herrschaft; — der Türkenkrieg.

Verschwörung und Untergang der Dolgorukys; — Wolynskys Verschwörung und Ende. — Tod der Kaiserin Anna und ihr Testament; — Iwan Antonowitsch Kaiser; — Biron Regent und gestürzt; — Anna Leopoldowna Regentin; — Revolution, die Elisabeth Petrowna auf den Thron erhebt 96

Fünftes Kapitel.

Elisabeths Regierung; — Zufriedenheit der Kirche; — Unzufriedenheit im Lande; — wirkliche und angebliche Verschwörungen; — Vermählung der Kaiserin mit Rasumowsky; — Krieg und Friede mit Schweden.

Kampf des Kanzlers Bestushew, erst mit Lestocq, dann mit den Schuwalows; — Rußlands Antheil am siebenjährigen Kriege; — Bestushews Sturz; — Gründung der Akademie der Künste; — Vorherrschen französischer Bildung.

Peters III. kurze Regierung und sein Untergang; — Katherina II. Kaiserin . . 162

Sechstes Kapitel.

Katherinas schwierige Lage; — Umtriebe der Fürstin Daschkow; — Verschwörungen; — Einziehung der Kirchengüter; — Mirowitsch, Versuch Iwan Antonowitsch zu befreien; — Absetzung des Bischofs von Rostow; — Beschränkung des Senats; — Einrichtung des geheimen Staatsraths; — deutsche Colonien im Innern Rußlands; — die gesetzgebende Versammlung zu Moskau . . . 201

Siebentes Kapitel.

Die Angelegenheiten Polens; — das Haus Czartoryski und seine Pläne; — Stanislaus August Poniatowski zum König von Polen erwählt; — Rußlands Einmischung zu Gunsten der polnischen Dissidenten; — vergeblich versuchte Verfassungs-Reformen in Polen; — die Conföderation zu Radom und ihr Sieg; — die Conföderation zu Bar und ihre Zwecke.

Krieg dieser Conföderation gegen Poniatowski und Rußland; — Neutralität der polnischen Kron-Armee; — Türkenkrieg; — die Pest in Moskau.

Besitznahme der Zips von Seiten Oesterreichs; — Preußens und Oesterreichs angebotene Friedensvermittelung; — Theilung Polens; — der Friede zu Kutschuk-Kainardschi.

Verbesserte Organisation der Provinzial-Regierungen im Innern Rußlands; — die angebliche Verschwörung der Großfürstin Natalie 229

Achtes Kapitel.

Katherinas Regierung unter Potemkins Einfluß; — großartige Pläne Constantinopel zu erobern und ein griechisches Reich herzustellen.

Aufhebung der Kosacken-Verfassung; — Einführung der Leibeigenschaft in Klein-Rußland.

Katherinas Bündniß mit Joseph II.; — ihr Triumphzug nach Kiow und Cherson; — Unterwerfung der Krimm; — Rußlands Krieg mit der Türkei und Schweden; — Friedensschlüsse zu Werelä und zu Jassy 273

Neuntes Kapitel.

Die letzten Zeiten der Republik Polen; — Umtriebe der angeblich patriotischen Partei; — der Reichstag von 1788; — die Verfassung vom 3. Mai 1791; — Widerspruch, den sie in Polen und Litthauen hervorruft.

Seite

Conföderation zu Targowice; — Einrücken der Russen in Polen; — ihr Sieg ohne Kampf; — der Reichstag zu Grodno und dessen stumme Sitzung; — die zweite Theilung Polens.

Katherinas weitere Pläne gegen die Türkei; — Aufstand der Polen; — Madalinski, Kosciuszko; — die Erstürmung von Praga; — letzte Theilung und gänzlicher Untergang Polens.

Katherinas Krieg mit Persien; — die lateinische Kirche und die Jesuiten in Rußland; — Plan, den Großfürsten von der Thronfolge auszuschließen; — Machtlosigkeit der Altrussen; — Beamten-Adel 298

Zehntes Kapitel.

Der Kaiser Paul; — Besborodko für die Auslieferung der geheimen Papiere zum Fürsten ernannt; — die neuen Günstlinge, Kutaisow, Araktscheyew, Rostoptschin.

Auswärtige Politik; — friedliche Absichten; — Interesse für den Malteser-Orden; — Krieg mit Frankreich; — Einfluß der Brüder Litta, des Cardinals und des Malteſers; — der Kaiser Paul Großmeister des Ordens; — seine phantastischen Pläne.

Die Jesuiten in Rußland und ihre Fortschritte; — Littas Versuche, die Autorität des päpstlichen Stuhls in Rußland auszudehnen; — seine Uebereilungen und seine Verbannung; — Unglück der russischen Waffen in der Schweiz; — Bruch mit Oesterreich und mit England; — freundschaftliches Verhältniß des Kaisers zu Napoleon Buonaparte; — Plan eines Eroberungszuges nach Indien.

Der Jesuit Pater Gruber am Hof; — feste Ansiedelung der Jesuiten in Petersburg; — Sieſtrzencéwicz beseitigt, die Jesuiten Herren der lateinischen Kirche in Rußland; — Thätigkeit in ganz Rußland; — der Jesuiten-Orden auf Verwendung des Kaisers von Rußland durch päpstliche Bulle wieder hergestellt.

Ende des Kaisers 367

Viertes Buch.

Alexanders I. Regierung bis zum Wiener Congreß.

Erstes Kapitel.

Seite

Das Wesen der neuen Regierung; — ihre friedlichen Absichten; — vielfach verfügte Neuerungen; — Friedensschlüsse mit England und Frankreich; — Graf Pahlen entfernt; — die Vertrauten des Kaisers; — Einrichtung der Ministerien; — die Minister und ihre Gehülfen; — Errichtung neuer Universitäten und Schulen; — die Befugnisse des Senats festgestellt; — Versuche, die Leibeigenschaft aufzuheben 438

Zweites Kapitel.

Auswärtige Politik; — Zusammenkunft mit dem König von Preußen; — entstehende Spannung mit Frankreich; — Entschädigungen der deutschen Fürsten; — Angelegenheiten des Malteser-Ordens; — Vernègues; — Vermittelung zwischen Frankreich und England; — Markows Auftreten in Paris; — Ermordung des Herzogs von Enghien; — Czartoryskis Politik; — Coalition gegen Frankreich; — Krieg 1805; — Czartoryskis Versuch, einen Krieg mit

Seite

Preußen herbeizuführen; — Austerlitz; — Krieg 1806 und 1807; — Czartoryskis Rücktritt; — Friede zu Tilsit 479

Drittes Kapitel.

Die Zeit der Freundschaft Alexanders und Napoleons; — Veränderung des russischen Ministeriums; — Araktschejew; — Speransky; — allgemeine Unzufriedenheit; — Krieg mit Schweden und der Türkei; — der Congreß zu Erfurt; — der Friede mit Schweden zu Friedrichshamm; — Krieg mit Oesterreich 1809; — Kamenskys Feldzug an der Donau 549

Viertes Kapitel.

Die innere Verwaltung Rußlands während dieser Jahre; — Speranskys universelle Thätigkeit; — Umgestaltung des Ministeriums und der Behörden; — Finanzen; — Gesetzgebung; — Unzufriedenheit der altrussischen und Leibeigenschafts-Partei; — ihre Intriguen gegen Speransky 613

Fünftes Kapitel.

Steigende Spannung zwischen Rußland und Frankreich; — Alexanders neue polnische Pläne; — sein Briefwechsel mit Adam Georg Czartoryski; — Unterhandlungen mit Preußen; — Speranskys Sturz.

Begünstigung der Jesuiten und ihre Gründe; — Krieg und Frieden mit der Türkei; — die letzten Unterhandlungen mit Napoleon.

Der Feldzug 1812; — der Erfolg; — Alexanders beginnender Mysticismus . . 654

Sechstes Kapitel.

Der Kaiser Alexander in Polen; — neue Beziehungen zu Adam Georg Czartoryski; — Bündniß mit Preußen; — der Frühjahrsfeldzug 1813; — Oesterreichs Beitritt zum Bunde; — der Friedens-Congreß zu Prag; — der Herbstfeldzug 1813; — die Berathungen zu Frankfurt a. M. und Langres; — der Congreß zu Chatillon; — der Feldzug in Frankreich; — Napoleons Sturz; — die Rückkehr der Bourbons; — Frankreichs parlamentarische Verfassung . . 719

Beilagen zum dritten und vierten Buch.

Seite

Beilage I. Zu S. 117. Denkwürdigkeiten Katherinas II. 831
Beilage II. Zu S. 218 833
Beilage III. Zu S. 234. Bittschrift der polnischen Dissidenten 833
Beilage IV. Zu S. 245 833
Beilage V. Zu S. 295. Die Herzogin Auguste von Württemberg . . . 834
Beilage VI. Zu S. 376 835
Beilage VII. Die Bourbons in Mitau 835
Beilage VIII. Zu S. 423 836
Beilage IX. Zu S. 456 836
Beilage X. Zu dem Feldzug 1807. Kamensky, Knorring, Bennigsen . . . 837
Beilage XI. Zu S. 616. Die russischen Universitäten 844
Beilage XII. Zu S. 699. Rosenkampff 845

Drittes Buch.

Rußland seit Peter dem Großen.

Erstes Capitel.

Die ersten Regierungsjahre Peters; — die Poteschnye; — erste Kriegsflotte auf dem Don; — Eroberung von Asow; — Peters erste Reise in die Fremde; — Strelitzen-Aufstand; — Peters Reformen; — Verhältnisse der Bauern; Rekrutirungen und Kopfsteuer.
Der nordische Krieg; — Peter am Pruth; — der Nystädter Friede.

Je mehr wir uns der neuesten Zeit nähern, desto mehr dürfen wir das Thatsächliche der russischen Geschichte, den Gang der Ereignisse im Allgemeinen als bekannt voraussetzen, namentlich die Beziehungen Rußlands zu den auswärtigen Mächten und seinen Antheil an der internationalen Politik. Wir können demnach leicht darüber hingehen, um bei den Erscheinungen des geschichtlichen russischen Lebens im achtzehnten Jahrhundert zu verweilen, die weniger bekannt oder vorzugsweise geeignet sind, ein Verständniß der damaligen Zustände des Landes zu vermitteln, wie der späteren Geschichte, die sich daraus entwickelt hat.

Als der Zar Peter Alexejewitsch in der am Schluß des zweiten Buchs erzählten Weise an die Spitze des Staats getreten war, konnte es, trotz seiner entschiedenen Neigungen, im Anfange zweifelhaft scheinen, ob eine Umgestaltung des Reichs im Sinn europäischer Civilisirung auch nur versucht werden sollte. Der Familienanhang der Narischkins und Lapuchins, der den jungen Zaren unterstützt hatte, war alt-russisch gesinnt gleich den Rebellen; Peters Mutter, die Zarin Natalia, und seine Gemahlin Eudoxia Lapuchin lebten natürlich in denselben Ansichten; für sie wie für ihre Verwandten hatte sich der Streit zwischen der Zarewna Sophia und ihrem Bruder lediglich um ein persönliches Interesse gedreht, und was den Patriarchen Joachim betrifft, der auch auf Peters Seite gestanden hatte, so

eiferte er gegen Fremdgläubige nicht minder als gegen den Raskol; noch auf dem Sterbebett, in seinem letzten Willen, sprach er das Verlangen aus, daß alle Anhänger der lateinischen Kirche, Lutheraner und Mohamedaner als Feinde Gottes verbrannt und ihre Bethäuser niedergerissen werden möchten. — Es gehörte die Energie eines großartigen Charakters dazu, in diesem widerstrebenden Element durchzudringen.

Zunächst war der Zar Peter in mancher Beziehung ohnmächtig, weil er die europäische Bildung, nach der er strebte, doch nur von Hörensagen kannte und nur eine sehr ungewisse Vorstellung davon hatte; und da seine nächsten Verwandten, der Vater und die jüngeren Brüder der Zarin Natalia, selbstverständlich in hohe Aemter einrückten, wurde zu Anfang der neuen Regierung sogar manches von dem, was der Fürst Wassily Galitzyn betrieben hatte, wieder rückgängig gemacht. So dachte niemand daran, die höheren Unterrichts-Anstalten in Thätigkeit zu setzen, deren Anlage Galitzyn begonnen hatte; den Fremden wurde der Eintritt in das Reich wieder verwehrt; nur wer auf Befehl des Zaren kam, sollte eingelassen werden, dann aber auch Rußland nicht wieder verlassen dürfen — und neu erwacht zeigte sich auch die Unduldsamkeit gegen Fremdgläubige.

Zuerst schienen die Reform-Bestrebungen des jungen Zaren ausschließlich auf das Kriegswesen gerichtet. Der Krieg, in den man sich verwickelt fand, und der schlechte Erfolg der ersten Feldzüge hatten zur Genüge dargethan wie nothwendig eine bessere Verfassung der russischen Heere sei. Doch bewegten sich die Neuerungen, die Peter auf diesem Gebiet einführte, zunächst innerhalb ziemlich enger Grenzen — und vor allem: sie traten keineswegs so plötzlich, gleich einer Zauber-Erscheinung, in das Leben, wie das des größeren Effects wegen häufig geschildert wird, seitdem Voltaire die Geschichte Peters des Großen zum Gegenstand seiner Redekünste gemacht hat. Bekannt ist, daß dieser Fürst seine militärischen Spielgenossen (die Poteschnye) unter Leforts Leitung erst in zwei Compagnien — die Preobrashenskische und die Semenowsche — eintheilte und dann aus diesen die beiden Garderegimenter gleichen Namens bildete. Aber es sind eben nur diese beiden Garderegimenter aus den Poteschnye hervorgegangen, nicht, wie wohl erzählt wird, die gesammte europäisch organisirte Heeresmacht des russischen Reichs. Es darf nicht vergessen werden, daß es in Rußland schon seit der Regierung Alexeys eine Anzahl nach deutschem Muster gebildeter und von fremden Offizieren geführter Regimenter gab. Da sie an den Grenzen verwendet waren, mochte Peter, als Knabe an den Anblick der Strelitzen gewöhnt, wenig davon gesehen haben — eine ganz neue Erscheinung in Rußland waren sie aber nicht. Sie wurden zunächst nur wenig vermehrt.

Auch der Gedanke, eine russische Flotte zu gründen, der bald leidenschaftlich in dem jungen Fürsten erwachte, war nicht ganz neu. Auch

dazu waren unter seinem Vater einige Voranstalten getroffen — aber freilich unter Feodor und der Zarewna Sophia auch wieder aufgegeben worden und in Vergessenheit gerathen. Schon Zar Alexey hatte sich mit dem Gedanken beschäftigt, auf den Strömen Rußlands eine geregelte, kunstgerecht gehandhabte Flußschifffahrt zu organisiren, die Handel und Betriebsamkeit im Lande fördern sollte. Dazu waren Schiffbauer aus der Fremde, aus Holland herbeigerufen und Fahrzeuge gebaut worden.

Bekanntlich zog ein kunstgerecht gebautes, aber unbrauchbar gewordenes Boot, das er unter beseitigten alten Sachen auf dem „Ismailowschen Flachshof" bemerkte, die Aufmerksamkeit des Zaren auf sich. Er wollte es hergestellt haben; einer der unter seinem Vater ins Land gerufenen holländischen Schiffbauer, Carsten Brandt, war noch in der „Deutschen Slobode" aufzufinden; er mußte das Boot wieder in Ordnung bringen, das bald, zu Peters Freude, von neuem auf der Moskwa schwamm und jetzt in Petersburg als „Großvater der russischen Flotte" an geheiligter Stätte aufbewahrt wird.

Die zufällige Entdeckung erweiterte den geistigen Horizont Peters in einer Weise, die für sein ganzes Wesen charakteristisch ist. Es erwachte in ihm der Gedanke, auf den Strömen, die nach Süden fließen, namentlich auf dem Don, eine Kriegsflotte zu schaffen, die in jedem Krieg mit den Tataren dem Landheer eine mächtige Stütze sein und es den Russen eigentlich erst möglich machen konnte, jenseits der öden Steppe, am Ufer des Schwarzen Meeres, festen Fuß zu fassen. Auf den Schiffswerften, die an der Moskwa und an dem Perejaslawschen See angelegt wurden, arbeitete Peter mit eigener Hand unter den holländischen Schiffszimmerleuten, die von neuem herbeigerufen wurden. Nach dem Meer ging, mit richtigem Instinct, all sein Verlangen; um es zunächst selbst kennen zu lernen, eilte er wiederholt nach Archangel, und dort sah er nicht nur fremde Schiffe — er sah auch, daß seinen Landsleuten das Meer nicht ganz so fremd war, wie er zu Moskau glauben konnte. Er fand an jener fernen Küste kühne und gewandte russische Seeleute, denen zwar die wissenschaftlichen Kenntnisse fehlten, die eine weitere Seereise voraussetzt, die aber ihre Fahrzeuge auf dem Robbenfang in den stürmischen Meeren des Nordens und an den gefährlichen Küsten kühn und gewandt zu handhaben wußten. — Bekannt ist unter so vielen Erlebnissen des rastlos thätigen Zaren, daß ihn auf seiner Fahrt nach dem Ssolowetzkischen Kloster auf der einsamen Insel im heftigen Sturm, der das Schiff in dringende Gefahr brachte, der Bootsmann Antip Panow mit seemännischem Bewußtsein und den Worten: „das verstehe ich besser als Du!" vom Steuerruder zurückwies.

Als sich dann Peter gehörig vorbereitet glaubte, nahm er den Krieg wieder thätiger auf, aber er wendete seine Waffen nicht gegen die Tataren, sondern unmittelbar gegen die Türken, die Asow inne hatten, den festen

Punkt am südlichen Meer, um den es ihm zu thun war. Noch waren die Kriegsschiffe nicht vollendet, die zu Woronesh am Don gebaut wurden, und darum hauptsächlich führte der Zug im ersten Jahr (1695) nicht zum Ziel; Asow hatte von der Seeseite nicht eingeschlossen werden können. Auch war Peter wohl gewahr geworden, daß es seinem Heer an geschickten Ingenieuren und Artilleristen fehlte. Auf sein Verlangen sendeten ihm die gegen die Türkei und Ludwig XIV. von Frankreich verbündeten Mächte — da Allen in diesem Doppelkriege gegen Frankreich und die Pforte daran gelegen war, daß Rußland wenigstens die Macht der Tataren auf sich nahm —, der Kaiser Leopold von Deutschland, Kurbrandenburg und Holland, ausgezeichnete Offiziere der beiden Waffen, die dem russischen Heer vorzugsweise fehlten. Durch eine Flotte unterstützt, die sich den Don hinab und in das Meer hinaus wagte, war die russische Landmacht im zweiten Jahre (1696) glücklicher; Asow wurde erobert und von europäischen Ingenieuren, namentlich von dem zur Zeit auch als Schriftsteller in seinem Fach rühmlich bekannten Burgsdorf, neu befestigt.

Ein wichtiger Gewinn, den Peter wohl zu würdigen wußte und zu nützen dachte, während die Russen im Allgemeinen nur mit Mißtrauen und Mißfallen beobachteten was hier eingeleitet wurde. Rußland besaß nun einen, wenn auch schmalen, Küstenstrich am südlichen Meer, einen Hafen an der Mündung des Don, des einzigen schiffbaren Stroms, der in das Asowsche Meer fällt, und Peter dachte diesen Hafen zu dem Haupt-Handelsplatz seines Reichs zu erheben. Das Archangel nicht genügte, Rußland mächtig in den Welthandel zu ziehen und einen unmittelbaren Verkehr mit den Culturländern des Westens zu vermitteln, der alle Elemente der Civilisation in dem weiten Reich wecken könne, das war ihm einleuchtend geworden. Schifffahrt und Handel waren dort jedes Jahr auf wenige Sommerwochen beschränkt und überhaupt konnte der Ort, an einer öden Küste gelegen und durch weite Einöden von den belebteren Provinzen des Landes getrennt, nur für das Flußgebiet der nordischen Dwina als angemessener Stapelplatz gelten.

Doch sah der Zar Peter auch sofort, daß es für Asow einer Nachhülfe bedurfte, um es zu dem zu machen, was es nach seinem Willen sein sollte. Der schiffbare Don reicht mit seinen Quellen nicht bis in das eigentliche Herz Rußlands hinauf und sein Lauf geht durch die Pferdeweiden der Kosacken und die zur Zeit unbebaute Steppe. Die Hauptader Rußlands war damals, wie sie es noch jetzt ist, die Wolga, aber dieser mächtige Strom, der sich schiffbar durch die wichtigste Region Groß-Rußlands zieht und dann nach Südosten wendet, mündet in das Kaspische Meer und konnte, über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, nur dem Handel mit den Völkern des inneren Asiens als Straße dienen: einem Handel, der an sich wenig bedeutend war und nicht fördernd auf das Leben Rußlands zurückwirken konnte.

Doch glücklicher Weise schien es möglich Allem abzuhelfen, was der natürliche Lauf dieser Gewässer vermissen ließ, vermöge der Kamyschinka, die in die Wolga mündet, und der Ilawla, die sich in den Don ergießt, eine schiffbare Verbindung zwischen den beiden Strömen herzustellen und so dem ganzen, weiten Flußgebiet der Wolga einen Ausweg in das Asowsche, in das Schwarze Meer zu bahnen. Nur ein schmaler Landrücken war zwischen den genannten Nebenflüssen der beiden Hauptströme zu durchstechen. Und wie es in dem Wesen Peters lag, überall sofort und ohne Säumen zur That zu schreiten, wurde auch hier sofort Hand an das Werk gelegt; nur wenige Monate nachdem Asow in die Gewalt der Russen gekommen war (1697). Da kein wirklich Sachverständiger zur Stelle war, geschah dies freilich ohne daß man die örtlichen Verhältnisse zuvor gehörig ermittelt hätte und die Schwierigkeiten erwiesen sich größer als das ungeübte Auge ermessen konnte. Aber Peter der Große war nicht der Mann, den ein anfängliches Mißlingen entmuthigen konnte, und das Unternehmen wurde später, unter veränderten Umständen, nur aufgegeben, um durch weitaus größere, umfassendere Entwürfe ersetzt zu werden.*)

Zunächst glaubte sich nun der Zar des Besitzes von Asow so sicher, daß er die weitere Führung des Kriegs seinen Generalen überlassen dürfe, um selbst Pläne auszuführen, deren Wichtigkeit in seinen Augen weit über die Bedeutung aller einzelnen Aufgaben des Augenblicks hinausging. Er wollte die europäische Welt sehen und kennen lernen, der er Rußland nachzubilden hoffte.

Eine Verschwörung, die er mit rascher Geistesgegenwart entschlossen im Keim zu ersticken wußte, hielt ihn so wenig ab als der Tod seines Bruders Iwan, der zu Anfang des Jahres 1697 (am 29. Januar) erfolgte, und schon im Februar trat er die Reise in die Fremde an, die ihn, wie bekannt, durch Liefland und Ostpreußen, nach Deutschland, Holland und England führte. Er hatte das Reich der Obhut des Bojaren Fürsten Feodor Jurjewitsch Romodanowsky und der Sache nach wohl vorzugsweise des tapferen und zuverlässigen Patrik Gordon anvertraut und glaubte sich gesichert — aber eine neue Verschwörung, viel ernster und gefährlicher als jene erste und, gleich ihr, im Sinn der Zarewna Sophia, wenn nicht von ihr geleitet, rief ihn eilig aus Wien in die Heimat zurück, ehe er, seinem Plan gemäß, auch Italien besuchen konnte.

Das Alt-Russenthum hatte sich gegen ihn erhoben und dachte seine Abwesenheit zu benützen. Die Unzufriedenheit war groß und unter allen Ständen verbreitet im weiten Reiche. Alle verletzte die ausgesprochene Verachtung, mit der der Zar russisches Leben und russische rohe Sitte und Unwissenheit und selbst die russische Kirche behandelte, die solche Zustände

*) Stuckenberg, Beschreibung aller im russischen Reiche gegrabenen oder projectirten Schiff- und floßbaren Canäle. St. Petersburg, 1841. S. 462 u. ff.

hegte und pflegte; Alle verdroß, daß die Fremden, deren Hülfe man allerdings nicht entbehren konnte, wenn die Dinge in Krieg und Frieden leidlich gehen sollten, nicht mehr, wie bisher, als nützliche Werkzeuge, aber Wesen untergeordneter Art, mit Geringschätzung behandelt werden durften; daß ihnen eine äußere Stellung angewiesen wurde, die ihrer wirklichen Bedeutung im Staat entsprach; die Bojaren und ihre Familien waren empört darüber, daß der Zar bereits angefangen hatte ihre Söhne in die Fremde, in die Länder der Gottlosen, zu senden, um sich dort zu fremdländischem Wesen zu bilden; und gleich den Prälaten waren auch die Bojaren im höchsten Grade ungehalten darüber, daß ihnen der Zar die drückende Verpflichtung auferlegte, Kriegsschiffe, deren Zahl er ganz willkürlich festsetzte, auf eigene Kosten bauen zu lassen. Die Strelitzen endlich, die fertige Streitmacht des alten Rußlands auch im neuen, waren dadurch auf das Aeußerste gereizt, daß sie nicht mehr gebietend auftreten sollten, daß sie sich den europäisch disciplinirten Truppen und den fremden Offizieren nachgesetzt sahen, daß sie sogar aus ihrer Mitte Rekruten für diese verhaßten Regimenter liefern mußten und daß endlich sogar die Rede davon war, sie selbst unter das Gebot einer wirklichen Disciplin zu beugen.

Geistliche waren es vor allem, die den Unwillen der Strelitzen schürten; die seltsamsten Gerüchte wurden in Umlauf gesetzt und geglaubt. Der Zar, hieß es, kehre an der Spitze eines fremdländischen Heeres zurück, um wider Vernunft und Gewissen fremde Tracht, das Abscheeren der Bärte und das Tabakrauchen mit Gewalt einzuführen. Die Strelitzen waren großentheils Altgläubige; die Art, wie die lateinische Unsitte des Bartscheerens und die unter den Raskolniks als Laster und Sünde verurtheilte Gewohnheit des Tabakrauchens hervorgehoben wurden, erinnert unmittelbar an den Stoglawnik und beweist, daß diejenigen, die das herrschende Mißvergnügen zu einem Staatsstreich benützen wollten, vorzugsweise auf den Fanatismus der Raskolniks rechneten; ja daß die Priester, die zunächst das an der litthauischen Grenze stehende Strelitzenheer aufzuregen suchten, offen oder im Stillen der Secte der Altgläubigen angehörten.

Der Plan war, wie die Gefangenen später bekannten, die Strelitzen von der litthauischen Grenze her gegen Moskau in Bewegung zu setzen, sich der Hauptstadt zu bemächtigen, alle Fremden und alle der fremden Sitte geneigten Russen zu erschlagen, den Zarewitsch Alexey, den einzigen Sohn Peters, der kaum sieben Jahre zählte, zum Zaren auszurufen und die Regentschaft während seiner Minderjährigkeit der Zarewna Sophia zu übergeben. Doch sagten Alle aus, daß die Zarewna selbst dem Unternehmen fremd geblieben sei.

Es gelang dem Eifer der Priester, die Strelitzen (im Juni 1698) in Bewegung zu bringen. Sie ermordeten diejenigen ihrer Offiziere, die sich dem Aufstand nicht anschließen wollten, erwählten andere an ihrer Stelle und brachen, 8000 an der Zahl, von Toropetz gegen Moskau auf.

Abgesehen davon, daß ein kleiner Bruchtheil des Adels und selbst der Geistlichkeit den beabsichtigten Neuerungen geneigt war, kam dem abwesenden Landesherrn wohl vor allem zu Statten, daß der Aufstand so unverkennbar das Zeichen des Raskols an der Stirne trug. Wohl oder übel mußten die herrschende Kirche und ihr Anhang, obgleich im Innern auch unzufrieden genug, sich auf die Seite der Regierung stellen.

Der Generalissimus Scheïn zeigte sich verzagt, so daß Patrik Gordon ihn nur mit Mühe bewegen konnte den Strelitzen an der Spitze von 4000 Mann des Adel-Aufgebots entgegen zu ziehen. Gordon selbst schloß sich mit 3000 Mann geregelter Truppen und einer verhältnißmäßig zahlreichen Artillerie — 27 Stücke — an und besiegte die Aufständischen mit Leichtigkeit (am 18. Juni 1698) sechsundvierzig Werst vor Moskau, bei dem Auferstehungs-(Woskresensky-)Kloster; 4600 Strelitzen wurden gefangen, die übrigen lagen todt auf der Wahlstatt.

So war denn der Aufstand bereits glücklich besiegt als der Zar Peter wieder in Moskau eintraf (25. Aug. a. St.). Aber der Landesherr übte nun ein furchtbares Strafgericht, nicht aus blinder Rachsucht, sondern weil er es für nothwendig hielt, um seine weitreichenden Pläne durchführen zu können. Nur fünfhundert der gefangenen Strelitzen wurden gebrandmarkt in die Verbannung geschickt, die große Mehrzahl wurde zu Hunderten an einem Tage hingerichtet — und, was an die wildesten Zeiten erinnert, drei der Unglücklichen wurden unmittelbar vor den Fenstern der Zarewna Sophia gehenkt, Bittschriften in den Händen, die an sie gerichtet waren.

Die Zarewna selbst wurde gezwungen den Schleier zu nehmen und die Zarin Eudoxia, Peters Gemahlin, die ihren leidenschaftlichen Eifer für die alte Landessitte nicht verbarg, desgleichen. — Die Zarin Natalia, Peters Mutter, war bereits einige Jahre früher (1695) gestorben.

Die Schaaren der Strelitzen wurden gänzlich und für immer aufgelöst. Der Zar war alles Widerstands Meister und unbedingt Herr des Landes geworden.

Peters Gesichtskreis hatte sich in der Fremde mächtig erweitert; er wußte nun genau und bestimmt was er wollte, und er gebot einer Macht, die sich von allen Fesseln des Hergebrachten und Gewohnten frei gemacht hatte. Eine von Grund aus vollständige Umgestaltung Rußlands war, was er nun mit bestimmterem Bewußtsein als früher beabsichtigte, und wie das in seiner durchaus auf das unmittelbar Praktische und handgreiflich Nützliche gerichteten Natur lag, war Holland das Vorbild geworden, dem er Rußland so viel als möglich nachbilden wollte. Die Vorliebe für Alles, was an Holland erinnern konnte, zeigte sich selbst in allem Nebensächlichen; alle Lustschlösser und Gärten, die er anlegte, sollten

holländische Vorbilder vergegenwärtigen, und selbst dem kleinen hölzernen Hause, das er zuerst in dem heutigen Petersburg bewohnte, suchte er durch die Art, wie die Außenseite angestrichen war, das Aussehen eines holländischen Ziegelbaues zu geben.

Um die Neubildung Rußlands vollständig und unwiderruflich zu machen, sollten nicht blos der Mechanismus und die Formen der Verwaltung umgestaltet werden, sondern auch alle Einrichtungen des Hofs und die gesammte Umgebung des Landesherrn, ja die ganze äußere Erscheinung des Lebens überhaupt und der Charakter des gesellschaftlichen Verkehrs. Die Umgebung des Zaren wurde nach dem Vorbild der deutschen Höfe neugestaltet, und um Gegenwart und Zukunft scharf und bestimmt von der Vergangenheit zu unterscheiden, als etwas durchaus Anderes hinzustellen, wurden selbst die an den deutschen Höfen üblichen Benennungen der Hofämter nicht etwa in das Russische übersetzt, sondern unverändert angenommen. Die höheren Stände wurden unerbittlich gezwungen den Bart abzulegen; nur Greise, die Geistlichen und die Bauern durften ihn behalten. Auch die Nationaltracht wurde aus den Kreisen des Hofs und der höheren Gesellschaft verbannt, die großentheils sehr ungeschlachten Bojaren wurden sammt ihren Frauen und Töchtern in europäische Gewänder nach französischem Zuschnitt gezwängt und sollten sich nun urplötzlich benehmen wie wohlerzogene Leute.

Doch das waren Aeußerlichkeiten, über die der Zar keineswegs das Wesentliche vergaß. Es war ihm vollkommen klar geworden, daß er eine ausgedehntere und zugänglichere Seeküste gewinnen müsse als am Weißen Meer oder selbst bei Asow zu finden war, um den Verkehr mit der Fremde zu einem unmittelbaren und gesteigerten machen zu können, der dem Lande Elemente der Bildung in genügender Menge zuführe. Er wußte sich zu sagen, daß es wohl kaum möglich sein werde der Gewohnheiten des nationalen Daseins endgültig und auf die Dauer Herr zu werden, wenn der Sitz der Regierung in Moskau blieb. Er wußte, daß er die Hauptstadt des Reichs verlegen müsse und zwar an die Küste des Meeres, dorthin, wo sie zu der bedeutendsten Handelsstadt Rußlands werden konnte, nothwendiger Weise in beständigem Verkehr mit der Fremde und unter dessen belebendem Einfluß stand. Er wußte endlich, daß er den hauptsächlichen Widerstand von Seiten der Kirche erwarten müsse, daß aber hier ein Unterschied zu machen sei; daß die Regierung der herrschenden Kirche wohl Herr werden könne, der Secte der Altgläubigen aber nicht, und daß er demnach der einen und der anderen gegenüber sehr verschiedene Wege einzuschlagen habe. Sein Streben ging folgerichtig dahin, die herrschende Kirche sich zu unterwerfen und seinen Zwecken gemäß zu leiten — den Raskol aber, dessen unbedingtes Wesen der europäischen Cultur unversöhnlich, verneinend gegenüberstand, zu vernichten. Die leidenschaftliche Unduldsamkeit dieser Secte durch fortschreitende, allgemeine Bildung zu

überwinden, daran dachte er nicht und, selbst abgesehen davon, daß es nicht in der Art solcher gewaltsam strebenden Naturen liegt, auf Fernliegendes zu rechnen, dessen Einfluß im besten Fall erst nach Menschenaltern fühlbar werden kann, in der That mit einem gewissen Recht. Wie hätte eine Bildung, die einen beschränkten Fanatismus zu besiegen vermöchte, herrschend werden, alle Schichten der Bevölkerung umfassen können, in einem Lande, in dem Leibeigenschaft die Grundlage des gesammten Daseins war?

Die Reformen, die Peter der Große im Sinn dieser Ansicht wirklich durchgeführt hat, sind im Lauf der Zeiten sehr verschieden beurtheilt worden — in Rußland selbst am wenigsten günstig, namentlich von Seiten Aller, die sich zu einem entschiedenen Slawismus bekennen. Der russischen Geistlichkeit ist sein Andenken im Allgemeinen noch heute verhaßt, davon kann man sich besonders im Inneren Rußlands leicht überzeugen, wo die Leute nicht durch die unmittelbare Nähe der herrschenden Macht eingeschüchtert sind und sich freier aussprechen. Da kömmt ein harmloser und im Uebrigen sehr gutmüthiger Dorfgeistlicher sehr bald dahin, in aller Gemüthlichkeit die Ueberzeugung auszusprechen, daß Peters des Großen abgeschiedener Geist ganz gewiß nicht im Paradiese einheimisch werden könne, vielmehr im Gegentheil erwarten müsse, in eine gerade entgegengesetzte Region zu wandern. — Die Mißgunst, mit der man in diesen und in verwandten Kreisen auf Peter den Großen und seine Reformen zurücksieht, ist auf das engste mit dem Fremdenhaß verbunden, dessen wir vorhin gedenken mußten, und zieht sich gleich diesem Haß und verbunden mit ihm, bis auf die Gegenwart herab, durch alle die zahlreichen Verschwörungen, von denen die Geschichte Rußlands zu berichten hat. Selbst durch diejenigen, die ein ganz modernes Gewand zu tragen scheinen.

Auch die Slawänophilen des heutigen Tages sprechen sehr entschieden tadelnd von den Reformen des großen Kaisers, von der unnatürlichen „Treibhaus-Civilisation", die er erzwungen habe, und gefallen sich darin, zu behaupten, man hätte vielmehr die vorhandenen Elemente eigenthümlich slawischen Lebens pflegen müssen, anstatt sie zu unterdrücken, dann wäre aus ihnen zu seiner Zeit naturgemäß eine eigenthümlich slawische Bildung hervorgegangen. Dabei ist viel Täuschung, ja man darf wohl sagen, daß dieser Ansicht eine ziemlich willkürliche Vorstellung von den damaligen Zuständen Rußlands zum Grunde liegt, die solche Elemente eigenthümlicher Bildung in der That nicht in sich trugen.

Zu einer sehr viel weiter zurückliegenden Zeit, vor den verwüstenden Einfällen der Tataren, mögen sich allerdings unter dem doppelten Einfluß normännischen und byzantinischen Wesens, das unter den Slawen einheimisch wurde, hoffnungsvolle Anfänge einer eigenthümlichen Cultur gezeigt haben — aber davon ist in Volksliedern des gesangreichen Klein-Rußlands jedenfalls nur ein sehr schwacher, kaum erkennbarer Wiederhall

auf uns gekommen. Die tatarische Ueberflutung hatte alle diese Keime erstickt und nichts zurückgelassen als die Spuren einer solchen verderblichen Knechtschaft —: eine unedle Gesinnung, die nur zu oft hervortritt, und die allgemeine Unredlichkeit, über welche alle Zeitgenossen klagen. Die schönen Eigenschaften des russischen Volks hatten vorzugsweise die unteren Stände bewahrt, soweit das der Druck gestattete, unter dem sie lebten — aber natürlich waren die bösen Zeiten auch an ihnen nicht spurlos vorübergegangen — und dann konnten diese Stände in der Stellung, die ihnen angewiesen war, keinen maßgebenden Einfluß auf den Gang der nationalen Bildung üben. Die höheren Stände aber waren, leider! nicht weniger sittlich verderbt als unwissend und roh.

Daß Peters des Großen Streben nicht ein verkehrtes war, dafür bürgt schon der Umstand, daß seine Reformen sich dauernd bewährt und behauptet haben, trotz aller oft wiederholten Versuche der Altrussen, sie wieder rückgängig zu machen. Eher könnte man das rückwärts gewendete Streben der Altrussen ein verkehrtes nennen, da die Weltgeschichte nun und nimmer rückwärts schreitet, nun und nimmer vergangene Zustände wieder in das Leben ruft; da nie wieder ungeschehen gemacht werden kann, was einmal zur That geworden ist und durchgreifenden Einfluß geübt hat.

Es ist wahr, Peters des Großen Wesen und Wirken war nicht frei von inneren Widersprüchen. Er wollte sein Volk zu europäischer Bildung erziehen und war und blieb selbst bis an sein Ende ein in mancher Beziehung roher Barbar, dem das eigentliche Wesen echter Bildung wohl niemals klar geworden ist. Er verstand unter Bildung nicht eine echte und harmonische Veredelung des Geistes und Charakters, sondern ein auf das unmittelbar und handgreiflich Nützliche gerichtetes Wissen und Können; ein Mittel der Macht für den Staat — und allenfalls nebenher auch wohl noch eine Verfeinerung der äußeren Formen des Lebens und der Lebensgenüsse. — Aber vielleicht, ja wahrscheinlich, hätte ein wahrhaft gebildeter Mann an seiner Stelle, trotz reiferer Einsicht, weniger bewirkt als er. Die Kluft zwischen einem solchen Herrscher und dem russischen Volk jener Tage wäre zu groß gewesen.

Die Widersprüche in seinem Thun und Lassen wurden theils durch diesen inneren Widerspruch seines eigenen Wesens und seiner energischen Leidenschaften veranlaßt, theils durch eine mangelhafte Einsicht, welche nicht gewahr wurde, daß die gewählten Mittel, wenigstens im höheren Sinn des Worts, dem Zweck nicht entsprachen. Diese mangelhafte Einsicht aber fällt nur zum Theil ihm selbst zur Last; zum Theil der Zeit, in der er lebte.

Er wollte die Russen der höheren Stände zu einem gesellschaftlichen Leben nach europäischer Weise zwingen und anständige, selbst feine Sitte in ihrem Kreise einheimisch machen — und durchbrach dann beständig selbst,

dem Zug seiner Leidenschaften folgend, in rohester Weise alle Schranken der Sitte. So bewegte sich das Leben an seinem Hof und in seiner Umgebung in den seltsamen Gegensätzen, von denen alle Auswärtigen mit Befremden sprachen. Die russischen Damen freilich, denen bis dahin der Vater an ihrem Hochzeitstage unter bedenklichen Reden die Peitsche gezeigt hatte, die er dann feierlich dem Bräutigam einhändigte, die fanden sich schnell genug in die neue Rolle, Königinnen ihrer Salons zu sein. Den Männern aber wollte es weniger gelingen sich in die Formen ritterlicher Galanterie einzuleben, und fort und fort unterbrach der Zar selbst das mühsam eingelernte und durchgeführte Schauspiel durch wüste Trinkgelage, in denen doch auch er selbst sein eigenstes Behagen fand.

In diesen Gegensätzen spiegelte sich das Wesen der neuen Zustände, die er geschaffen hatte. Wirklich erreicht war zunächst nur der Schein der Bildung und ein nützliches Wissen und Können — zu dem man aber fort und fort der Hülfe der Fremden bedurfte — bei innerer Rohheit, die alle Augenblicke in erschreckender Weise zu Tage trat.

Ein Mangel an Verständniß im höchsten Sinn des Worts zeigt sich dann darin, daß der Zar, der sein Volk bilden wollte, nicht daran dachte, die Bande der Leibeigenschaft zu lösen und sie, ohne es zu wollen, anstatt dessen nur fester zog. Er sah eben in der Hörigkeit ein Mittel, mit geringerer Umständlichkeit über die Machtmittel des Landes verfügen zu können. — Daß er dann auch die werdenden Finanzen Rußlands auf einer durchaus verkehrten Grundlage einrichtete, lag großentheils in den Ansichten der Zeit und er ist deshalb weniger zu tadeln. Man wußte es damals eigentlich nirgends viel besser.

Daß Peter der Große die unumschränkte Macht, die in seine Hand gelegt war, oft mit der rücksichtslosesten Härte handhabte, darüber zu täuschen hat wohl noch niemand möglich geglaubt. Er war eine despotische Natur und seine Bildung war nicht von der Art, daß sie ihn bestimmen konnte sich selbst irgend welche Grenze zu ziehen. Bei aller ungezügelten Willkür aber, die man ihm vorwerfen kann, unterscheidet er sich doch gar sehr zu seinem Vortheil von seinem angeblich feingebildeten Zeitgenossen Ludwig XIV. von Frankreich und nicht minder von dem Mann, der ein Jahrhundert nach ihm Europa mit dem Geräusch seiner Thaten erfüllte, dem Kaiser Napoleon. Es war ihm nicht, wie diesen Herren, blos um die Befriedigung eines selbstsüchtigen Ehrgeizes, nicht blos um die Verherrlichung der eigenen Person zu thun, sondern um die Sache; um die Ehre und Wohlfahrt Rußlands, wie er sie verstand. Er war von einem hohen Pflichtgefühl beseelt; das war die ideale Seite seines Wesens.

Als er den Aufruhr der Strelitzen nicht mit Strenge nur, sondern mit Grausamkeit bestrafte, trat der Patriarch mit einem Bilde der Mutter Gottes vor ihn und bat um Schonung. Peter forderte ihn auf, das Bild

an seinen Ort zurückzustellen und fügte hinzu: „Gott und seine Mutter verehre ich vielleicht mehr als Du, aber Pflicht meines hohen Amtes und der Gott schuldigen Frömmigkeit ist es, das Volk zu beschützen und die Verbrechen zu strafen, die zu seinem Verderben ausgeübt werden."

Auf dem Schlachtfelde bei Poltava ermahnte Peter seine Krieger, sie hätten nicht für ihn zu kämpfen, sondern für das dem Zaren anvertraute Reich —: „und was den Peter anbetrifft, so wisset, daß ihm sein Leben nicht theuer ist, wenn nur Rußland in Wohlfahrt und Ruhm lebt."

Bekannt ist dann auch der heroische Brief, den er an die höchste Behörde seines Reichs, an den Senat richtete, als er sich (1711) am Pruth von einem zahllosen türkischen Heer eingeschlossen sah und dem Untergang nahe glaubte. Er schilderte in dem Schreiben seine Lage, bezeichnete Tod oder Gefangenschaft in den Händen der Türken als ein Schicksal, dem er ohne besondere göttliche Hülfe nicht entgehen könne, und erklärte: als Gefangener sei er nicht mehr Rußlands Zar; die Senatoren sollten keinen Befehl erfüllen, den er etwa als Gefangener an sie richte. Fände er aber hier den Tod, so sollten sie den Würdigsten aus ihrer eigenen Zahl zu seinem Nachfolger erwählen. — Der Zar befahl in diesen Worten, seinen eigenen Sohn, den Zarewitsch Alexey, zu übergehen, weil er ihn des Throns nicht würdig achtete, nicht fähig, die Reform Rußlands vollends durchzuführen.

Das sind Züge, die in dem Bilde Peters des Großen nie vergessen werden dürfen.

Das wesentlichste Element in den Plänen Peters des Großen war der Gewinn einer Seeküste, die nur auf Kosten Schwedens und durch einen Krieg mit diesem Reich erworben werden konnte. Auf diesen Krieg bereitete sich denn auch der Zar vor und er wußte sich wohl zu sagen, daß Rußland dazu eines geregelten und nach europäischer Weise disciplinirten Heeres bedurfte; daß es nicht genügte, ein ungeregeltes und ungeübtes Aufgebot und eine unkriegerische oder zu Meutereien geneigte Strelitzenschaar in das Feld zu führen, denen sich wenige wirklich brauchbare Bataillone als ein verhältnißmäßig unbedeutender Anhang anschlossen. Vollends überzeugt von der Nothwendigkeit, die gesammte bewaffnete Macht Rußlands umzubilden, kehrte Peter aus der Fremde zurück, und als dann der blutige Aufstand die theilweise Vernichtung und gänzliche Auflösung der Strelitzenschaaren zur unbedingten Nothwendigkeit gemacht hatte, konnte von einer Umgestaltung nicht mehr die Rede sein. Ein neues Heer mußte von Grund aus neu geschaffen werden.

Die dazu nöthige Mannschaft zusammen zu bringen, wurde (August 1699) im Lande die erste Rekrutirung ausgeschrieben oder genauer zu reden, die Lehnspflicht des Adels, im Landes-Aufgebot Heeresfolge zu leisten

und Reiſige mit in das Feld zu bringen, wurde dahin geändert, daß die Beſitzer von Erb- und Lehngütern und nicht minder die Kirche für ihre Beſitzungen eine Anzahl Rekruten zu den neuen Regimentern zu ſtellen hatten.

Die Kirche wurde nicht ganz ſo ſtark belaſtet als der große, reiche Adel, aber doch ſtärker als der kleine Adel, vermuthlich weil die Geiſtlichen perſönlich vom Dienſt befreit waren, während der Adel auch unter der Herrſchaft dieſer neuen Einrichtungen, ſeinem Urſprung entſprechend, verpflichtet blieb, dem Staat oder vielmehr dem Zaren im Heer oder in ſeinen Kanzleien zu dienen. Die Kirche hatte von je fünfundzwanzig Hofſtätten oder Feuerſtellen (Tegló) einen Rekruten zu ſtellen. — Man darf dabei nicht etwa an fünfundzwanzig Bauernhöfe oder Bauernhufen denken; eine Abſtufung im Bauernſtande ſelbſt, wie anderswo, einen Unterſchied von Hufenbeſitzern und Bauernknechten gab es nicht und konnte es bei der gemeinſchaftlichen Benützung der Feldfluren nicht geben; alle Einſaſſen einer Dorfſchaft hatten gleiche Rechte und gleiche Pflichten und dem gemäß wurde ein jedes verheirathete Paar für eine ſelbſtändige Haushaltung, für ein Teglo gezählt.

Der große, reiche Adel ſollte von je dreißig Hofſtätten — in dieſem Sinn — einen Krieger zu Pferde und zwei zu Fuß ſtellen; die weniger begüterten Grundbeſitzer mußten ſich zuſammenthun, um gemeinſchaftlich von je einhundert und fünzig Hofſtätten ebenfalls drei Mann und ein Pferd zu liefern; wer von ihnen aber nur zehn bis fünfzehn Hofſtätten beſaß, ſollte entweder ſelbſt im Heere dienen oder ſich ſelbſt, ſeine Söhne und jeden ſeiner Bauernhöfe für je fünfundzwanzig Kopeken loskaufen.

Die zum Hofgeſinde gehörigen Knechte, nicht die Bauern, hatten bisher ihre adeligen Herren zur Heeresfolge begleitet, um die geforderte Kriegerzahl vollzählig zu machen oder bejahrte Herren im Heerbann zu vertreten, während die Bauern daheim ungeſtört dem Ackerbau oblagen. Aus dem Stande dieſer mit der Aufhebung des Heerbannes für die Zwecke des Staats ganz unnütz gewordenen Knechte oder Sclaven, nicht aus dem der Bauern, ſollten nun, nach dem Willen des Zaren, auch die Rekruten geliefert werden. Um die Mannſchaft für ſein neues Heer ſchneller zu ergänzen, verordnete Peter (1700) ſogar, daß jeder Knecht, der Soldat werden wolle, ſich nur melden dürfe, ohne daß er dazu erſt ſeinen Herrn um Erlaubniß zu fragen brauche, und dieſe Verfügung wurde mehrfach wiederholt. — Die Bauern dagegen ſollten der Bearbeitung ihrer Aecker nicht entzogen werden.

Denn noch war der Unterſchied zwiſchen den Knechten (Dworowye, die auch noch immer officiell Cholopy, Sclaven, genannt wurden), deren Perſon Eigenthum des Herrn war, und den nur an den Boden, an die Scholle gefeſtigten Bauern (Krepostnye) nicht aufgehoben, ſo ſehr auch die adeligen Herren ſeit Godúnows Zeiten bemüht waren ihn zu ver-

wischen. Manches Herkommen erinnerte daran. So wurden auch jetzt noch in jeder hörigen Landgemeinde die Angelegenheiten der Hofknechte und diejenigen, welche die Bauern des Bezirks betrafen, gesondert erledigt: diese in dem Gerichtshof der Herrschaft, jene gesondert für sich. Ebenso mußte im Fall eines zufälligen, nicht beabsichtigten Todtschlags eines Hörigen der Thäter dem Grund- und Leibherrn des Erschlagenen einen Bauern oder einen Knecht als Ersatz liefern, je nachdem der Erschlagene dem Stande der einen oder der anderen angehört hatte.

Aber freilich, dem Gutsherrn war die Gerichtsbarkeit auf seinen Gütern über die Bauern wie über sein unbedingtes Eigenthum, die Knechte, verliehen; er war hier Richter auch in eigener Sache; keine Veranstaltung war getroffen, die ihn zwingen konnte sich an Recht und Herkommen zu halten, nicht einfach nach Gutdünken und Willkür zu entscheiden; dem Bauern keine Appellation an einen höheren Gerichtsstuhl gestattet. Die Landesgesetzgebung griff nur da ein, wo es sich um die verschiedenen Pflichten der Bauern und der Knechte der Krone gegenüber handelte; die Landesverwaltung nur insofern das nöthig wurde, um die Interessen der Krone zu wahren. Im Uebrigen blieben diese Verhältnisse ganz sich selbst überlassen.

Wie wenig in den gesetzlichen Bestimmungen, welche an die alten Standesunterschiede erinnerten, das eigene Interesse der Bauern in Betracht kam, wie ausschließlich es sich nur darum handelte, jeder Beeinträchtigung der Interessen der Krone vorzubeugen, das zeigt sich überall in den Einzelnheiten dieser Bestimmungen selbst.

So konnte der Erbherr zwar über seine Knechte verfügen wie er wollte — einen Bauern aber, der zu seinem Lehngut gehörte, durfte er nicht auf sein Erbgut (Allode) versetzen. Der Grund ist einleuchtend und bedarf keines Commentars. Es war hier das Ober-Eigenthumsrecht der Regierung an dem Lehngut und seinen Einsassen zu berücksichtigen und einer möglichen Schmälerung des Werths einer solchen Besitzung vorzubeugen. Was im Sinn solcher Anschauungen als altes Bauernrecht aufrecht erhalten wurde, gereichte sogar nicht immer zum Vortheil der Bauern. Seine Knechte z. B. und die Bauern von seinen Erb-(Allodial-)Gütern konnte der Erbherr nach Belieben freilassen — nicht aber einen Bauern von seinem Lehngut, da dessen Entlassung den Werth des Landguts verringert hätte.

So war denn der Schutz, den Gesetz und Regierung allenfalls den Bauern gewähren wollten, ein so beschränkter, daß er ein vollkommen unwirksamer werden mußte. Den Grundherren aber fehlten die Mittel nicht, ihre Bauern immer tiefer in eine härtere Hörigkeit hinabzudrücken.

Vieles, das sehr wesentlich dazu beitrug, die Lage der Bauern ungünstiger zu gestalten, hatte sich bereits vor der Zeit Peters des Großen wie von selbst aus den früheren Zuständen entwickelt, war namentlich

dadurch veranlaßt worden, daß die alte, so vielfach gerühmte Freiheit des russischen Bauernstandes eben nur in Freizügigkeit bestanden hatte und in nichts weiter; daß der Bauer nie Landeigenthum, nie ein persönliches Eigenthumsrecht an der von ihm bebauten Scholle gehabt hatte. Er war auch zur Zeit der Freiheit Pächter gewesen; das Maß seiner Leistungen war wohl auch damals nur in sehr seltenen Fällen durch eine wirkliche Vereinbarung festgestellt und doch konnte gewissermaßen angenommen werden, daß der Bauer diese Leistungen freiwillig übernommen hatte, denn bestimmte auch der Grundherr willkürlich was er seinen Bauern auferlegen wollte, so konnte doch der Bauer eben anderswohin wandern, wenn es ihm zu viel wurde. Die Gesetzgebung hatte unter diesen Bedingungen gar keine Veranlassung gehabt, etwas in Beziehung auf die Leistungen des Bauern festzustellen; als dann dem Landmann die Freizügigkeit genommen war, lagen in Folge dessen auch gar keine gesetzlichen Bestimmungen der Art vor, und er war, wie wir schon einmal bemerken mußten, ganz der Willkür des Erbherrn verfallen. Da nun auf diese Weise gar nicht festgestellt war wie weit der Erbherr in seinen Ansprüchen an den Bauern gehen, ob der Herr dem Bauern irgend einen Theil dessen, was dieser auf seiner Scholle erarbeitete, als sein unter allen Bedingungen unantastbares Eigenthum lassen müsse und welchen, ergab sich ganz von selbst, daß der Landmann auch an seiner fahrenden Habe kein wirkliches, rechtlich gesichertes Eigenthumsrecht — daß er überhaupt kein Eigenthum habe. Das fehlende Recht konnte durch die allgemeine *Vorstellung*, daß der Herr den Bauern nicht über dessen Kräfte belasten — ihn nicht in Hunger und Elend untergehen lassen dürfe, folglich ihm lassen müsse, was zur Erhaltung seines Daseins unbedingt nothwendig sei, und selbst durch die in den Verordnungen der Regierung gelegentlich wiederholte Mahnung, daß der Herr den Bauern nicht „über seine Kräfte" belasten solle, natürlich nur sehr unvollkommen ersetzt sein. Eben in Folge dessen, weil keine Grenze zwischen dem Eigenthum des Bauern und seines Herrn gezogen war, konnte sich sehr leicht, wie wirklich geschah, die Rechtsgewohnheit feststellen, daß der Bauer mit seiner gesammten Habe für die Verpflichtungen seines Herrn der Krone gegenüber — und dann überhaupt für dessen Schulden haftete. Wie dann eben ein solches Sachverhältniß, einmal anerkannt, ganz von selbst immer weiter führt, haftete er selbst mit seiner Person für seinen Herrn. Er konnte verhaftet und in das Gefängniß geworfen werden, wenn sein Herr gezwungen werden sollte, vor Gericht oder zum Dienst am Zarenhof oder im Heer zu erscheinen; er konnte selbst, anstatt seines Herrn, auf die Schuld-Folter gebracht werden, wie das nach russischem Recht geschah, um Zahlung zu erzwingen.

Die Befugnisse zu denen die Herren sich berechtigt glaubten, umfaßten bald alle Lebensverhältnisse des Bauern wie die des Knechts. Schon durfte der Bauer nicht ohne die Erlaubniß seines Herrn heirathen; oft

auch mußte er nach dessen Gebot heirathen. — Aus einem Lehngut durfte zwar der Herr die Bauern nicht auf seinen Allodial-Besitz versetzen — das Recht aber, sie ganz nach Willkür von einem Erb- oder Lehngut auf ein anderes gleicher Art zu versetzen, übte der Herr als verstehe es sich von selbst, obgleich kein Gesetz ihm die Macht dazu verlieh, und damit war eigentlich schon das Gesetz zerrissen, das den Bauern an die Scholle band, und dem ganzen Verhältniß ein anderer Stempel aufgedrückt. Denn sobald der Bauer nach Willkür von seiner Scholle getrennt werden konnte, war er ein heimatloser Leibeigener, der in einer rein persönlichen Abhängigkeit stand, wie der Knecht. Dies neue Verhältniß trat dann noch schärfer ausgeprägt hervor, als die Landherren sich befugt hielten — gegen Gesetz und Recht — nach Belieben den Einen und den Anderen vom Bauernstande aus der Dorfgemeinde herauszunehmen, und zu ihrem persönlichen Dienst zu verwenden, womit er dann in die Classe des Hofgesindes versetzt, das heißt ganz einfach zu einem Sclaven herabgewürdigt war. Niemand wehrte diesem Mißbrauch. Die Verwaltung war nicht in dem Grade wirksam, die öffentlichen Behörden waren gar nicht in der Weise gegliedert, daß sie allen Einzelnheiten des Lebens zu folgen vermocht hätten — selbst abgesehen davon, daß die Regierung von Leuten geübt wurde, die selbst ein Interesse dabei hatten, daß der steigenden Willkür der Leibherren nicht gesteuert werde, und von bestechlichen Schreibern der niedrigsten Art.

Daß der Hofsknecht (Dworowy), der gar kein Anrecht an einen Antheil der Dorfsflur hatte, der nicht an den Boden gefestigt, sondern einfach das persönliche Eigenthum seines Herrn war, auch gesondert von jedem Grundeigenthum verkauft, verschenkt, vertauscht werden konnte, verstand sich von selbst. Und nachdem es einmal durch eine herkömmlich gewordene Verletzung des bestehenden Rechts und der Gesetze möglich geworden war, den Bauern von seiner Scholle und aus seiner Dorfgemeinde los zu lösen — ihn in den Stand der Sclaverei oder auf eine andere Besitzung seines Herrn nach dessen Gutdünken zu versetzen, mußte man bald auch dahin kommen, daß auch der Bauer gleich dem Knecht, getrennt von seiner Scholle, einzeln, persönlich verkauft werden konnte. So gut man den Bauern, behufs der Urbarmachung wüst liegender Ländereien, willkürlich an einen anderen Ort, ja in entfernte Provinzen versetzen konnte, so gut mußte er zu einem solchen Zweck verkauft werden können. Es lag darin kaum eine weiter gehende Verletzung des Rechts. Für den Bauern wenigstens, über den willkürlich verfügt, der aus seiner Heimath in die Fremde versetzt wurde, war es gewiß verhältnißmäßig gleichgültig, ob er dabei demselben Herrn hörig blieb oder einem anderen hörig wurde.

So weit war die herrschende Sitte — oder Unsitte — bereits dem Gesetz vorausgeeilt, als Peters Einrichtungen in Beziehung auf Heer und Finanzen des Reichs, nun auch dazu beitrugen, den Unterschied zwischen

den beiden hörigen Ständen weiter zu verwischen und in der That fast vollständig, wenn nicht ganz aufzuheben. Die weitere Gleichstellung erfolgte nun zunächst gewissermaßen in entgegengesetzter Richtung, nämlich indem den Knechten, die bis dahin nur ihren Herren verpflichtet waren, gleich den Bauern allgemeine Staatspflichten auferlegt wurden.

Die neuen Einrichtungen, vor allem das regelmäßig besoldete Heer, das an die Stelle des bewaffneten Aufgebots getreten war, machten eine Steigerung der baaren Einkünfte der Regierung nothwendig. Eine solche zu vermitteln, wurde in den Jahren 1718—1722 die erste „Revision" — das heißt die erste Volkszählung, namentlich Zählung der steuerpflichtigen Stände verfügt, und auf Grundlage dieser Zählung wurde an die Stelle der etwas früher — im Lauf des siebzehnten Jahrhunderts — eingeführten Hof-(Teglo)-Steuer, die lediglich den Bauernstand traf und die Knechte frei ließ, wie schon der Name sagt — eine allgemeine Kopfsteuer ausgeschrieben. Der Zar — oder Kaiser Peter, wie er sich damals schon nannte, — befahl dabei ausdrücklich Bauern und Hofsknechte ohne Unterschied als steuerpflichtige „Seelen" in die Steuerlisten einzutragen.

Die Bürger der Städte, Bauern und Knechte zahlten fortan ohne Unterschied eine jährliche Kopfsteuer von 70 Kopeken jede „männliche Seele"; die Bürger und die Bauern der Staatsdomainen außerdem auch noch einen Zins von 40 Kopeken jährlich ein jeder — den vorausgesetzten Betrag dessen, was die Privatbauern ihren Herren zu leisten hatten — dem Kaiser als ihrem Grundherrn. Die Steuer mußte den einmal entworfenen Listen gemäß bis zur nächsten Revision auch für die inzwischen Gestorbenen fortentrichtet werden, wogegen die inzwischen Geborenen bis zur nächsten officiellen Zählung frei blieben. Auch die Zahl der Rekruten wurde fortan nicht nach der Zahl der Höfe, sondern in demselben Sinn nach der Zahl der Seelen ausgeschrieben.

Der Grund- und Erbherr aber haftete der Regierung sowohl für die Steuer, die er selbst oder durch seine Beamten einziehen sollte, wie für die Gestellung der Rekruten und natürlich erschwerten ihm die Regierungsbehörden dieses Geschäft nicht dadurch, daß sie seiner Autorität den Bauern gegenüber bestimmte Grenzen zogen oder wahrten.

Nachdem die Dienste, die ehemals von den Lehngütern geleistet werden mußten, in Geldabgaben und Rekrutengestellung verwandelt worden waren — dagegen der Dienst, zu dem der Adel dennoch persönlich verpflichtet blieb, in dem neuen Heere und den Behörden mit einem Sold verbunden war, hatte der alte Unterschied von Lehn- und Erbgütern gar keinen Sinn mehr und er verschwand. Die Regierung hatte kein Interesse mehr daran die Art und Weise aufrecht zu erhalten, in der diese Güter vererbt worden waren und der zufolge nur so viel von den Dienstgütern des Vaters auf die Söhne überging, als deren eigenem Dienstrang entsprach. Diese Güter wurden bald nach denselben Normen auf die Nachkommen vererbt wie die

Erbgüter. Mit dem Unterschiede überhaupt schwanden aber auch die wenigen Beschränkungen, die dem Herrn bisher in Beziehung auf die Bauern seiner Dienstgüter vorgeschrieben waren. Da diese Bauern nunmehr eben auch unter allen Bedingungen, überall und selbst als Haus-Sclaven dem Staat ein und dasselbe leisten mußten, hatte die Regierung kein Interesse mehr ihre frühere Sonderstellung zu wahren. Der Herr verfügte fortan auch über diese Bauern ganz so willkürlich wie über die seiner Erbgüter, und verkaufte sie auch gelegentlich gleich diesen, einzeln als Sclaven.

Während die adeligen Grundherren mit einem gewissen Recht geltend machen konnten, daß die Bauern, für deren Leistungen sie in so mancher Beziehung zu haften hatten, dafür auch in wirksamer Weise verhindert werden müßten, sich ihrer Botmäßigkeit zu entziehen, steigerte sich im Gegentheil ein Uebel, an dem Rußland ohnehin krankte, in dem Maß wie die Leibeigenschaft drückender wurde: ein massenhaftes Vagabundiren der Landleute nämlich, die sich durch unstätes Leben allen Verpflichtungen zu entziehen suchten.

Dem Uebel zu steuern, alle in die Revisionslisten eingeschriebenen Leute in wirksamer Weise an ihre Wohnsitze zu fesseln, wurde im Jahr 1724 ein eigenthümliches Paßwesen eingeführt. Kein Leibeigener — gleichviel ob Bauer oder Dienstknecht — durfte sich fortan ohne eine schriftliche Erlaubniß seines Herrn von seinem Aufenthaltsort entfernen. Mit dieser Maßregel war der Kreis der unter Peter dem Großen verfügten Neuerungen abgeschlossen und der russische Bauer war, ohne daß eigentlich ein Gesetz sein Schicksal bestimmt hätte, durch eine Reihe von Verwaltungsmaßregeln, thatsächlich in einen Zustand versetzt, der wohl eher Sclaverei als Leibeigenschaft genannt werden müßte. Dabei ist es dann im Wesentlichen bis auf die neueste Zeit herab geblieben.

Doch hatte Peter der Große das eigentlich nicht gewollt. Er hatte allerdings nur den Staatszweck im Auge, dem seiner Ansicht nach, alle Sonderinteressen rücksichtslos aufgeopfert werden mußten — er sah in den Menschen nur Mittel für den Staatszweck — und gewiß hat er nie auch nur entfernt daran gedacht etwa die Leibeigenschaft aufzuheben — diesen der Verwaltung bequemen Mechanismus, vermöge dessen man sich immer nur an die Classe der Grundherren zu halten brauchte, um alle Mittel und Kräfte des Landes in Bewegung zu bringen. Aber eine der griechisch-römischen oder der asiatischen verwandte Sclaverei, wie mancherlei Mißbrauch schon vor ihm begonnen hatte einzuführen, und wie sie sich dann unter seinen Händen weiter ausbildete, hatte er nicht beabsichtigt. Aus manchen seiner Worte und Verfügungen scheint vielmehr hervorzuleuchten, daß er die Gleichstellung der beiden hörigen Stände lieber in gerade umgekehrter Weise bewirkt hätte; dadurch nämlich, daß er die Knechte — Dworowye — den Bauern gleichgestellt und aus rechtlosen Sclaven

zu Leibeigenen nach europäischem Recht gemacht hätte. Und überhaupt war er nicht gesonnen den Herren weitere Befugnisse über ihre Leibeigenen einzuräumen, als der Staatszweck zu fordern schien. Die Criminal-Gerichtsbarkeit war und blieb den Grund- und Leibherren vorenthalten, und namentlich auch war dem Kaiser in hohem Grade anstößig, daß Leibeigene persönlich und einzeln, getrennt von ihrer Scholle verkauft wurden.

Dem wollte Peter der Große gesteuert wissen. Er richtete deshalb einen Ukas an diejenige Behörde, die er an die Spitze der gesammten Regierung gestellt hatte, an den „dirigirenden Senat". — „Es ist in Rußland herkömmlich," sagt der Kaiser in dieser Urkunde, „Menschen zu verkaufen wie das Vieh, indem man selbst die Eltern von ihren Kindern trennt und vermählte Ehegenossen von einander, was sonst nirgends in der Welt geschieht und viele Thränen vergießen macht. Darum befehlen wir dem Senat ein Reglement zu entwerfen, um den Verkauf der Leute ohne die Scholle, die sie bewohnen, zu verbieten;" — dann aber scheinen ihm die Schwierigkeiten eingefallen zu sein, die aus mancherlei Verhältnissen, namentlich aus dem Dasein der landlosen Hausclaven, hervorgehen könnten, und er fügt hinzu —: „oder, wenn es unmöglich sein sollte solchen Verkauf ganz zu verbieten, wenigstens zu verhindern, daß dabei die Mitglieder einer und derselben Familie von einander getrennt werden."

Aber! — Der Senat befolgte ganz einfach diesen Befehl des Selbstherrschers nicht; er hat das verlangte Gesetz nie entworfen. Er bestand eben aus Leuten, die selbst Leibeigene besaßen; die Interessen, welche die Senatoren durch ein solches Gesetz gefährdet sahen, waren ihre eigenen und ihnen so theuer, daß sie es darauf ankommen ließen, ob der durch die auswärtige Politik, Krieg und Bauten so vielfach in Anspruch genommene Kaiser sich werde hinhalten lassen oder ob seine Geduld reißen werde. Und, was auch charakteristisch ist, der Senat hat dann den betreffenden Ukas so vollständig in Vergessenheit zu bringen, so sorgfältig in seinen Archiven zu verbergen gewußt, daß unter Peters Nachfolgern niemand eine Ahnung von dessen Dasein hatte. Er wurde erst unter Alexander I., als der junge Kaiser und die Gehülfen seiner ersten Regierungszeit darauf bedacht waren, die Leibeigenschaft erst zu mildern und dann aufzuheben, zu allgemeiner Ueberraschung wieder entdeckt.*)

Auch manches andere Gebot, das der große Kaiser in der Absicht erließ, die Leibeigenschafts-Verhältnisse zu mildern, blieb erfolglos. Zwar gehorchte man ihm wirklich als er verfügte, daß es fortan nicht gestattet sein solle den Leibeigenen anstatt seines Herrn auf die Schuldfolter zu bringen. Das geschah nicht mehr. Ganz ohnmächtig blieb dagegen der Befehl, Leibeigene nicht zur Heirath zu zwingen. Im Interesse des Grund-

*) N. Tourgeneff, La Russie et les Russes II, 104.

herrn lag es, daß die Zahl der „Haushaltungen", die ihm zu bäuerlich Leistungen verpflichtet waren und nebenher für sich selbst sorgen mußt sich in seinem Gebiet möglichst vermehrte. Es war ihm demnach dar gelegen, daß die Landleute früh heiratheten, und noch unter dem Kai Nicolaus war es in einem großen Theil Rußlands auf den Besitzun des kleinen und selbst des mittelmäßig begüterten Adels eine gar ni ungewöhnliche Erscheinung, daß den jungen Burschen befohlen wurde heirathen, sobald sie hinlänglich herangewachsen schienen. Es wurde da wohl als eine besondere Gnade des Herrn, als Belohnung für gu Betragen geltend gemacht, wenn der junge Landmann seine Braut wäh durfte.

Eine andere Verfügung des Kaisers, der zufolge die Statthalter den Provinzen diejenigen Herren, die ihre Macht mißbrauchten, un Curatel stellen sollten, blieb ebenso ohne Erfüllung. Die Statthal wußten eben niemals etwas von solchen Herren. Es gab dergleichen officiell — gar nicht.

Wie wenig aber auch Peter der Große gewillt war die Hörigkeit Bauern zu einer strengeren zu machen, er verfuhr in Beziehung auf wichtigen Verhältnisse, um die es sich hier handelte, nicht nach einem u fassenden und durchdachten Plan, beschränkte sich auf einzelne Vero nungen, wie sie der Augenblick zu fordern schien, und thatsächlich gesc das gerade Gegentheil von dem, was er wollte; der Bauer wurde bestimmterer Weise als zuvor in die Rechtsverhältnisse der Haussclav hinabgedrückt. Ein Beweis, was unter Umständen die geräuschlose, al zähe Macht bestehender Verhältnisse und Interessen vermag, auch ein Selbstherrscher gegenüber und selbst wenn dieser ein Mann ist wie Pe der Große.

Der Unterschied im Recht der beiden Classen höriger Leute — i heißt jeder wirkliche Unterschied — war thatsächlich aufgehoben. Daß Leibeigenen in ihren Pässen und allen sonstigen Documenten dennoch s und fort, je nachdem, als „gefestete Leute", (Krepostnye) Bauern, oder Haussclaven bezeichnet wurden, wollte wenig bedeuten; es geschah, w eben keine andere Bezeichnung üblich geworden war, welche die beiden e mals verschiedenen Classen gemeinschaftlich umfaßt hätte. Es war j durch die herkömmlichen Benennungen eigentlich nur das ökonomische V hältniß ausgesprochen, in dem die Leute zu ihrem Herrn standen, und der großen Mehrzahl der Fälle auch ihre Abstammung.

So unwesentlich dergleichen aber auch war, behauptete sich doch, geachtet aller nivellirenden Neuerungen, im Bewußtsein des Volks se die Vorstellung, daß Bauern und Hofgesinde wesentlich verschiedene Stä seien, und sie übte auch einen wirklichen, fühlbaren, wie die Umstände gestaltet hatten, nicht durchaus vortheilhaften Einfluß auf das ökonomi Leben Rußlands. Daß der Herr nach Belieben den Einen und den S

deren aus der Dorfgemeinde herausnahm und zu seinem Hausſclaven machte, dem konnten die Bauern nicht wehren; sie hatten sich sogar gewöhnt die Befugnisse des Herrn in dieser Beziehung anzuerkennen und dergleichen nicht als ein Unrecht zu empfinden. Sie glaubten ihren Herrn berechtigt ihnen Arbeit in Fabriken aufzuerlegen, ja sie etwa zum Betrieb eines Bergwerks in Masse in eine ferne Gegend zu versetzen — und wenn sie sich empörten, so war es gegen einen harten Druck, nicht gegen eine Verletzung des Rechts. — Dagegen einen Menschen aus der Classe der Hausſclaven in die Dorfgemeinde, in die Bauerſchaft zu versetzen, ihm ein Recht der Mitbenützung der Feldflur des Dorfs zuzuerkennen, das ist vielleicht nie versucht worden. Die Bauern hätten sich widersetzt und hätten gewiß nicht ohne sehr ernsten Zwang bestimmt werden können, den Hausſclaven in ihren Gemeinde-Versammlungen mit rathen und stimmen zu lassen. Auch die Hausſclaven hätten sich kaum willig einer solchen Neuerung gefügt; sie achteten sich durchaus nicht berufen den Acker zu bauen. Erst spät und einzeln verfielen sie darauf, städtische Gewerbe zu treiben und die Erlaubniß dazu von ihrem Herrn für einen verhältnißmäßig hohen Zins zu erkaufen. Im Wesentlichen blieb es dabei, daß sie das überaus zahlreiche und, wie sich danach von selbst versteht, größtentheils sehr müßige Hausgesinde ihrer Herren bildeten. Das Dasein dieser Leute wurde ein Krebsschaden Rußlands, denn es veranlaßte eine Verschwendung von Arbeitskräften, die in dem armen und dünn bevölkerten Lande doppelt schädlich empfunden werden mußte. Man wird den Umfang dieses Uebels ermessen können, wenn man sich erinnert, daß sich zur Zeit Kaiser Alexanders I. in dem immer noch sehr schwach bevölkerten Reich über zwei Millionen dieser Leute (männliche Seelen) in die Revisionslisten eingetragen fanden, mit ihren Familien also zwischen vier und fünf Millionen Individuen, die ohne eine irgend nennenswerthe eigene productive Thätigkeit ernährt und versorgt werden mußten. Sie verzehrten in unfruchtbarster Weise einen sehr bedeutenden Theil dessen, was der Bauernstand producirte und seinen Herren entrichtete.

Daß eine wirkliche, veredelnde Bildung nicht möglich ist, wo die Hauptmasse des Volks in solchen Verhältnissen lebt, die nebenher auch noch die Productivität der Nationalarbeit auf ein verhältnißmäßig geringes Maß beschränken, das bedarf keiner Erklärung. Doch lag in den Zuständen Rußlands, wie sie sich thatsächlich gestaltet hatten, auch Ein und Anderes, das den bösen Einfluß einer solchen Leibeigenschaft zu mildern, ja theilweise aufzuheben geeignet war, und wer den slawischen Osten Europas wirklich kennt — oder vielmehr gekannt hat, zur Zeit, als dort die alten Zustände noch unberührt waren, der wird unbedingt einräumen müssen, daß die Hörigkeit in Rußland niemals einen solchen herabwürdigenden und corrumpirenden Einfluß auf das Landvolk geübt hat, als in dem benachbarten Polen.

Das hatte seine nachweisbaren Gründe in den allgemeinen Verhältnissen. Der polnische Adel war der wirkliche Souverain seines Vaterlandes; die Regierung des Landes lag in seiner Hand, gab ihm aber doch im Ganzen wenig zu thun, weil das Land eben gar nicht regiert wurde. Er hauste viel auf seinen Gütern, die großen Herren umgeben von einer zahlreichen Clientel, die dem kleinen Adel angehörte. Zwangsarbeit war die Grundlage aller ökonomischen Verhältnisse; die Leistungen der Bauern bestanden im ganzen Reich ohne Ausnahme der Hauptsache nach in Frohndiensten und zwar in „ungemessenen", wie der technische Ausdruck lautet, d. h. in Diensten, die kein Gesetz regelte oder auf ein bestimmtes Maß beschränkte, die der Herr stets willkürlich fordern konnte, in welcher Ausdehnung er wollte. So hatte denn jede adelige Besitzung ihren Herrenhof, dessen Felder durch die Bauern bestellt wurden. Die großen Herren hatten einen solchen in jedem der zahlreichen, ihnen unterworfenen Dörfer; ihre Güter wurden durch gewissenlose Beamte verwaltet, die für ihre Person dem kleinen Adel angehörten und im Namen des Herrn auch Polizei und Rechtspflege, ganz willkürlich, ohne Controle, in einer Weise übten, die im Allgemeinen nicht dazu angethan war, das sittliche Bewußtsein, das Selbstgefühl der Bauern zu heben.

Der russische Adel dagegen war durchaus ein Dienstadel und lebte im Dienst des Landesherrn; ein sehr großer Theil des Landbesitzes, den er inne hatte, war eine Ausstattung, die er vom Regenten des Landes erhalten hatte, um den Dienst leisten zu können, zu dem die Edelleute persönlich verpflichtet waren. Wie das diese Verhältnisse mit sich brachten, konnte nur ein geringer Theil des Adels — und zwar des ärmeren, eigentlich nur der Bojarenkinder, die außer der Heeresfolge im Landesaufgebot zur Zeit keine Verpflichtungen hatten — auf den Dörfern leben. Die größeren Herren waren von jeher und schon zur Zeit der Theilfürstenthümer durch den Dienst an den Wohnsitz und Hof ihres Fürsten gebunden — sie weilten jetzt in Moskau oder, als Wojewode oder zu dessen zahlreichem Anhang gehörig, in den Provinzstädten.

In Folge dessen besaß regelmäßiger Weise nur der kleine Landadel und ein Theil des mittelmäßig begüterten eigene Meierhöfe; — Herrenhöfe, die durch Frohndienste bestellt wurden, und bei der Willkür, die auch hier dem Herrn gestattet war, lebten die Bauern dieser Besitzungen wohl zum Theil unter einem Druck, der an polnische Zustände streifte, doch ohne sie ganz zu erreichen. Denn das naheliegende Beispiel der Bauern auf den Domänen der Krone, den Besitzungen der Kirche und der Großen nöthigte doch immer zu einem gewissen Maßhalten. Auf den unermeßlichen Besitzungen der Krone, auf den Gütern der Bisthümer und Klöster, die sich gleich Fürstenthümern ausdehnten, und selbst auf denen der Bojaren gab es im Allgemeinen weder Herrenhöfe noch Frohndienste. Hier war die gesammte Feldflur einer Ortschaft gegen einen Zins (Obrok), der nach

Köpfen oder nach Haushaltungen berechnet und gezahlt wurde, der Bauerschaft zu beliebiger Benützung überlassen. Die Leute, die diesen Zins einzusammeln und überhaupt die Rechte des Herrn wahrzunehmen hatten, waren aus der Mitte der Bauern selbst gewählt. Auch in Beziehung auf die Rechtspflege und Polizei griff der Herr nur selten ein, nur in Fällen, die ihn selbst und seine unmittelbaren Interessen betrafen, wo er dann als Richter in eigener Sache auftrat und seine oft von ferne her gesendeten Befehle ohne Widerrede befolgt werden mußten, sie mochten beschaffen sein wie sie wollten. Im Uebrigen war ihm natürlich einerlei wie Recht und Polizei gehandhabt wurden; er bestätigte eben die Strafen, welche die Dorfältesten verhängten und überließ überhaupt, schon der Bequemlichkeit wegen, die Dorfschaften so viel als möglich sich selbst, wenn nur der Zins regelmäßig entrichtet wurde. In einem noch höheren Maß oder vielmehr mit noch wenigeren Ausnahmen geschah dies auf den Besitzungen der Kirche wie der Krone. So war denn ein überwiegend großer Theil des russischen Landvolks in einem Grade, den man unter dem Druck so strenger Leibeigenschafts-, ja Sclaverei-Verhältnisse kaum für möglich halten sollte, gewöhnt und durch Uebung in einem gewissen Sinn auch befähigt sich selbst zu berathen und zu regieren. Alle gemeinsamen Angelegenheiten der Dorfschaft, auch die ökonomischen, die Verfügungen über Acker- und Weideland, Neubruch, der oft vorkam, und dergl., wurde auf der, gleich dem polnischen Reichstag, Sehm genannten Gemeindeversammlung unter der Leitung der Aeltesten berathen und beschlossen. Wer Gelegenheit hatte einem solchen Dorf-Sehm beizuwohnen, konnte mitunter wohl durch das Redetalent einfacher Bauern überrascht werden, deren intellectueller Gesichtskreis im Uebrigen ein sehr beschränkter war, und durch ihre gesunde Einsicht in das, was sie zunächst betraf.

Einzelne Acte roher Willkür von Seiten des Herrn mußten natürlich auch hier von Zeit zu Zeit ertragen werden, doch sie blieben Ausnahmen. Im Allgemeinen zeigte sich in allen Erscheinungen des Lebens, daß die Zinsbauern ihre Verhältnisse bei weitem weniger drückend empfanden, als die Frohnbauern. Namentlich gehörten die sogenannten „Läuflinge" — die aus ihrer Heimath entwichenen Bauern, die zu den Kosacken zu entkommen suchten, oder sich unstät im Lande umhertrieben, um allen Pflichten zu entgehen, überwiegend der Classe der Frohnbauern an.

Wie aber die Neuerungen Peters des Großen für den Bauernstand zunächst eine gesetzliche Bestätigung der Zustände, die aus mancherlei Mißbrauch der Gewalt hervorgegangen waren, insofern also eine wirkliche Verschlimmerung ihrer Lage mit sich brachten, führten auch, theils schon unter seiner Regierung, theils in der Folgezeit, die steigende Cultur und die gesteigerten Bedürfnisse der Regierung zu weiteren Verschlimmerungen —: in dem Maße wie neue Bergwerke geöffnet, oder Fabriken angelegt wurden — mochte es auf den Besitzungen und für Rechnung der Krone sein, oder

als Privatunternehmung — in dem Maße wurde eine stets wachsende Zahl von Zinsbauern in Frohnbauern verwandelt. Das war unvermeidlich in einem Lande wo kein größeres Unternehmen anders als durch Zwangsarbeit durchgeführt werden konnte, aber es war nicht glücklich.

Da es System wurde, Fabriken und Bergwerke zu begünstigen, während man den Ackerbau sich selbst überließ, wurden die Unternehmer solcher Anlagen in jeder Weise mit sehr einträglichen Vorrechten ausgestattet. Die Bauerschaften, die ihren Berg- und Hüttenwerken überwiesen, oder wie der amtlich übliche Ausdruck lautete „zugeschrieben" waren, wurden von der Rekrutenstellung und von mehreren Abgaben befreit, doch nicht zu ihrem eigenen Vortheil, sondern nur um das Unternehmen zu fördern. — Die Befreiung vom Kriegsdienst wurde freilich auch von den Leuten selbst als eine große Wohlthat empfunden, da dem russischen Bauern von der ersten Rekrutirung an, Soldat zu werden als das schrecklichste Schicksal vorschwebte, das überhaupt den Menschen treffen kann. — Die Steuererleichterungen aber kamen natürlich nur ihren Herren, den Unternehmern zu statten, nicht ihnen selbst. Ihr Loos war nicht das glücklichste; sie wurden oft weit weg von ihrer Heimat, in die öden Thäler des Uralgebirges, in wenig fruchtbare Gegenden versetzt, um sie dort zu Arbeiten zu verwenden, an die sie, wenigstens in der ersten Generation, nicht gewöhnt waren. Freilich fanden sich auch freiwillige Ansiedler und Arbeiter zu ihnen, aber das waren Ausnahmen sehr eigenthümlicher Art, wie sich von selbst versteht in geringer Anzahl. Die Vorrechte, die der Kaiser den großen Hüttenunternehmern, den Stroganows und Demidows verlieh, waren nämlich zum Theil seltsamer Art; sie durften nicht nur Land unentgeltlich in Besitz nehmen, und unentgeltlich Holz schlagen —: sie wurden auch ermächtigt Läuflinge, die zu ihnen flüchteten, ihren Herren nicht auszuliefern, und ihre Hüttenwerke wurden eine sichere Zufluchtstätte für Leibeigene, die eine schwere Strafe von Seiten ihres Herrn zu befürchten hatten, oder denen sonst daheim nicht wohl war. Die Kronbauern, die den Kronbergwerken und Fabriken zugeschrieben wurden, fand man nicht nöthig zu begünstigen, da man ohne Weiteres über sie verfügen konnte. Daß auch sie von der Rekrutenstellung anfangs befreit wurden, geschah nur, weil man es unvortheilhaft fand, abgerichtete Arbeiter zu Soldaten abzugeben. Doch wurde dieses Vorrecht ihnen wie den Bauern der Privatfabriken und Hüttenwerke bald nach Peters Tode wieder genommen.

Außer den Veränderungen, welche die Anlage neuer Hüttenwerke und Fabriken in dieser Weise herbeiführten, ergaben sich dann auch noch andere in demselben Sinn, dadurch, daß im Lauf der Zeit die mittelmäßig begüterten Edelleute sich mehr und mehr veranlaßt sahen, ihre Besitzungen durch die Anlage eigener Meierhöfe einträglicher zu machen und in Folge dessen Frohndienste anstatt des Zinses von ihren Bauern zu verlangen.

Dennoch blieb die Mehrzahl in jenen günstigeren Verhältnissen, die eine größere Selbständigkeit gestatteten. — Aber waren und blieben demnach die Leibeigenschafts-Verhältnisse in Rußland auch für die Bauern weniger verderblich als in Polen, so trat doch dagegen hier wie dort ein Uebel, dessen in der Darstellung der russischen Geschichte meist nicht mit dem gehörigen Nachdruck gedacht wird, überall nur allzu sichtbar hervor —; der entsittlichende Einfluß nämlich, den diese Verhältnisse auf die höheren Stände, auf die Herren der Leibeigenen übten; die selbstsüchtige Rohheit, die durch den Einfluß solcher Verhältnisse nur allzu leicht entwickelt wurde und die eine glatte Scheincultur nur sehr unvollkommen zu verbergen wußte.

Ein siegreicher Kampf mit Schweden war die unerläßliche Voraussetzung aller weit reichenden Pläne Peters des Großen; die Bedingung ihres Gelingens. Das hatte sich der Kaiser von Anfang an zu sagen gewußt, und schon während seiner ersten Reise in die Fremde hatte er die Einleitungen zu diesem Kampf zu treffen gesucht. Er hatte zu Königsberg i. Pr. mit dem souverainen Herzog des Landes über ein „Defensiv"-Bündniß gegen Schweden unterhandelt und suchte sich auch dem Churfürsten von Sachsen, August dem Starken, zu nähern, als diesen eine Partei in Polen zum König dieses Landes erhob. — Er begrüßte den König August in einem alles Glück wünschenden Schreiben, und der Gegenpartei in Polen, die, der Cardinal Radziejowski an der Spitze, bemüht war, den französischen Prinzen Conti — Condés Bruder — auf den Thron zu erheben, drohte er in sehr ernster Weise mit Krieg. Bei den freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs mit der Türkei, konnte ein französischer Prinz auf dem polnischen Thron dem Beherrscher Rußlands nicht erwünscht sein.

Die Umstände gestalteten sich günstig für die Pläne des strebenden Zaren — oder Kaisers. Die Krone Schweden hatte sich durch eine rücksichtslose Beraubung des liefländischen und ehstländischen Adels, durch die sogenannte „Reduction" die Ostsee-Provinzen entfremdet. So wurde nämlich das Verfahren genannt, vermöge dessen Karl XI. von Schweden die Kron-Domainen einzog, die seine nächsten Vorfahren, besonders die Königin Christina verschleudert hatten, selbst diejenigen, die seitdem durch Kauf und Verkauf in die zweite und dritte Hand gekommen waren. Er ging sogar noch weiter und wollte alle Güter einziehen, die zu irgend einer Zeit Domainen gewesen waren. In den Ostsee-Provinzen wurde dann vollends jedes Rechtsprincip dadurch geradezu verleugnet, daß die Krone, wenn sie ein Landgut in Anspruch nahm, sich nicht verpflichtet hielt den Beweis zu führen, daß es Domaine gewesen und durch Schenkung in Privatbesitz übergegangen sei, sondern umgekehrt von dem Besitzer verlangte,

er solle beweisen, daß seine Besitzung nie zu den Domainen gehört habe, oder daß sie durch Kauf — titulo oneroso — Privatbesitz geworden sei. Das war in einem so oft verwüsteten Lande, in dem so viele Urkunden vernichtet worden waren, nichts weniger als leicht, besonders da die Räthe der Krone sich auch noch in Beziehung auf die Beweise ungemein schwierig erwiesen. Zur Zeit des Zaren Alexey Michailowitsch hatte Liefland sich noch ganz allein, ohne alle Hülfe von Schweden, der Russen erwehrt. Darauf war jetzt nicht mehr zu rechnen. Der Zar fand vielmehr an einem liefländischen Edelmann einem der merkwürdigsten Menschen seiner vielbewegten Zeit, an Reinhold von Patkul, einen der besten seiner Gehülfen. Patkul vermittelte zunächst ein weiteres Bündniß der Feinde Schwedens mit der Krone Dänemark.

Den Vorwand, unter dem der Krieg von Seiten Rußlands begonnen wurde, wird wohl niemand ernsthaft nehmen, oder vertheidigen wollen; er war im Geist der Zeit und der damaligen Cabinetspolitik ersonnen. Auch der Gang des Kampfes von der unrühmlichen Niederlage der Russen bei Narwa bis zu ihrem mühsamen Sieg bei Pultawa und weiter, ist so allgemein bekannt, daß es nicht nöthig scheint, hier darauf zurückzukommen. Nur Eine Bemerkung möge vergönnt sein hier einzuschalten. Karl XII. von Schweden ist oft, ja fast schon herkömmlich als ein eigensinniger Thor dargestellt worden, als ein gekrönter Don Quixote, in dessen Thun und Treiben eigentlich kein gesunder Menschenverstand zu finden sei. Der schwedischen Aristokratie, die ihn ermordet und sich dann der Landesregierung bemächtigt hat, um sie wahrlich nicht zu Schwedens Heil oder ihrer eigenen Ehre zu führen, mußte natürlich diese Darstellungsweise zusagen. Es ist eben dabei geblieben. Man versichert uns besonnenen und wohlberechneten Planen nachzugehen sei nicht König Karls Sache gewesen, und was seinen Zug in das Innere Rußlands anbetrifft, daß er nichtige Ziele verfolgte. Doch hat ein ausgezeichneter militärischer Schriftsteller (Pönitz) mit Glück und in sehr beachtenswerther Weise den Beweis zu führen versucht, daß der Zug des Schwedenkönigs, der nach Pultawa führte, besser durchdacht war als der Napoleons im Jahr 1812. — Daß Karls Festigkeit gelegentlich in Starrsinn ausartete, leugnet niemand, aber der Sachverständige, der Militär, der seine Feldzüge wirklich und mit Ernst studirt, wird dennoch schwerlich je im Zweifel darüber sein, daß dieser König unter die großen Feldherren seiner Zeit zu zählen ist.

Was hätte sich denn schließlich daraus ergeben können, wenn er den nordischen Krieg in der Weise geführt hätte, die ihm nachträglich als die vernünftige empfohlen wird, wenn er sich auf die methodische Vertheidigung der Ostseeprovinzen beschränkte, ohne jeglichen Versuch, einen Sieg in großartiger, weit ausholender Weise auszunützen und seine Feinde ins Herz zu treffen? — Nichts als daß, der Uebermacht seiner Feinde gegenüber, Schweden sich langsam verblutete, selbst in Siegen. Freilich reichten,

dem Bund seiner Feinde gegenüber, die Mittel, die dem Schwedenkönig zu Gebot standen, nicht aus, um den Krieg in der großartigen Weise zu führen, die er im Sinn hatte; sie reichten allein nicht aus, Rußland niederzuhalten und Schwedens frühere Stellung im Norden zu behaupten. Das scheint er aber auch gewußt zu haben, wenigstens sehen wir ihn mit großer Energie bemüht, den Bund seiner Feinde zu sprengen und Polen und die Türkei in den Kampf gegen Rußland zu ziehen. Beide hatten doch in der That ein viel näheres Interesse Rußlands Aufstreben zu hemmen, als Schweden, das durch den neuen Nebenbuhler doch nur in seiner europäischen Stellung, nicht so leicht in seinem Dasein gefährdet sein konnte. Daß die Türken rohe Barbaren von beschränkter Einsicht waren und die Polen ein unzuverlässiges Volk käuflicher Thoren, die immerdar im Interessen einer leidenschaftlichen Selbstsucht, Intriguen und unvernünftigen, eifersüchtigen Hader unter einander verloren, keinen Sinn hatten für die wirklichen Interessen ihres Vaterlandes — nichts thaten, nichts thun wollten, um es zu retten, so sichtbar auch sein Untergang heran nahte —: daran war nicht König Karl Schuld.

Freilich rechnete er mit falschen Factoren — und das gereicht ihm zum Vorwurf, denn was die Polen für Leute waren, das konnte und mußte er wissen so gut man es anderswo wußte. Es trifft ihn also am Ende doch der Tadel, daß er Unmögliches versucht hat —: aber es bedarf keiner Erklärung, daß dieser Tadel ein ganz anderer ist, als der, der gewöhnlich ausgesprochen wird. Ein Rechnungsfehler, ein schwerer allerdings, fällt ihm zur Last, nicht ein leidenschaftlich sinnloses Treiben. — Und doch sehen wir, zugegeben, daß er wissen mußte wie unzuverlässig die Elemente waren, auf die er bauen mußte, immer wieder vor der Frage, was er denn Besseres versuchen konnte, als das, was er versucht hat?

Merkwürdig ist auch, daß im Lauf des nordischen Kriegs das Project einer Theilung Polens wiederholt zur Sprache kam. Polen war bereits durch eigene Schuld unfähig seine Selbständigkeit zu behaupten; es war so gut wie wehrlos. Daß die Nachbarn sich in das Land theilen konnten, wenn sie darüber unter sich einig waren, daß sie dabei keinen namhaften Widerstand zu befürchten hatten, das lag sichtbar zu Tage.

Seltsamer Weise war es der König von Polen selbst, August der Starke, der den Gedanken einer solchen Theilung zuerst an die Hand gab. Er hatte sich sehr bald überzeugen müssen, daß die Polen so gut wie gar nichts thaten oder thun wollten, in dem Krieg gegen Schweden, der seinerseits unternommen war, Liefland für Polen zu erobern — daß er den Kampf fast ganz allein mit den Mitteln Churfachsens ausfechten müsse. Die glänzenden Siege Karls XII. erschreckten ihn, und er hatte allen Grund zu glauben, daß die Polen sehr wenig zu Opfern aufgelegt, im Gegentheil sehr geneigt sein würden, ein Abkommen mit dem Schwedenkönig zu treffen, wenn sie dabei nur die dynastischen Interessen ihres

Königs aufzuopfern brauchten und es um diesen Preis haben konnten. Eine zahlreiche Partei war ihm ohnehin feindlich gesinnt. Da mußte solchen Leuten, wie August der Starke und seine Minister waren, der Gedanke nahe liegen, daß es vortheilhafter sein könnte einen Theil Polens als Anhang zu seinen Erblanden mit unumschränkter Regierungsgewalt zu besitzen, als König dieser rathlosen Republik zu sein. König August entwarf den Plan zu einer Theilung Polens und sendete (1702) seinen Kammerherrn Vitzthum zunächst an Karl XII. — Dem aber genügte ein solcher Vorschlag nicht. Siegreich in Warschau eingerückt, brachte er sehr leicht einen polnischen Reichstag zusammen, der König August der Krone verlustig erklärte und, wie ihm geheißen wurde, Stanislaus Leszczynski an seine Stelle erwählte und krönte. Karl zwang sogar, wie bekannt, den Churfürsten August im Frieden zu Alt-Ranstädt (1706) der Krone zu entsagen — und mußte dann doch gewahren, daß er mit alledem so gut wie nichts gewonnen hatte. Polen erwies sich für Schweden wie gegen Schweden jeder That unfähig.

Kaum zwei Jahre nach diesen ersten Vorschlägen (1704) sehen wir Patkul als russischen Diplomaten in Berlin eifrig mit Unterhandlungen beschäftigt, die ebenfalls eine Theilung Polens und in demselben Sinn zum Zweck hatten. Nämlich dem Churfürsten von Sachsen sollte ein großer Theil des Landes bleiben. Für Preußen war dabei unter Anderem das schwedische Pommern (d. h. Vorpommern mit Stettin) in Aussicht gestellt und besonders konnte die Hoffnung, Westpreußen zu gewinnen, für einen König von Preußen wohl verlockend sein. Auch war man in Berlin nicht abgeneigt, auf solche Vorschläge einzugehen, doch kannte man dort auch die Erbärmlichkeit Augusts des Starken und seiner Umgebung zu gut, um sich allzu tief einzulassen.

Dann, als Peter der Große seinen kühnen Gegner bei Pultawa besiegt und August der Starke unter seinem Schutz wieder von dem polnischen Thron Besitz genommen hatte, trat Rußland (1710) mit dem förmlichen Vorschlag einer Theilung Polens hervor. Westpreußen, Samogitien, einige Palatinate in Litthauen, einige Landschaften in Großpolen nebst der Anwartschaft auf Kurland waren dem König von Preußen zugedacht; Liefland und den größten Theil Litthauens wollte der Zar für sich nehmen, der Rest sollte dem Churfürsten von Sachsen als erbliches Königreich bleiben.*)

Doch sah sich Rußland bald genöthigt diese Unterhandlungen für diesmal fallen zu lassen. Die Türkei ließ sich bewegen, bewaffnet einzuschreiten — und verlockt durch die trügerischen Versprechungen der Hospodare der Walachei und Moldau, Brankowan und Kantemir, ließ sich Peter (1711) zu dem unglücklichen Zug an den Pruth bewegen. Bran-

*) Fr. Förster, Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. S. 115—117.

kowan übte Verrath und Kantemir sah sich von den Moldauern verlassen, wie zwei Jahre vorher der Hetman Maseppa von den ukrainischen Kosacken verlassen wurde, als er sich dem Schwedenkönig anschloß. — Am Pruth von einer unbesiegbaren Uebermacht umringt, in einer hoffnungslosen Lage, sah sich der Zar Peter nur durch die Beschränktheit der Türken und die Käuflichkeit des Großveziers gerettet. Die Türken verlangten nichts weiter als die Rückgabe Asows, der Eroberungen Peters während seiner ersten Feldzüge, die ihm der Friede zu Carlowitz (1699) zugesichert hatte, und dann daß er seine Truppen aus Polen zurückziehe und sich nicht weiter in die Angelegenheiten dieses Reichs mische.

So mußte denn Peter wohl einem Lieblingsplan, der Verbindung seines Reichs mit dem Schwarzen Meer, entsagen, aber er durfte sich dennoch zu einer so wohlfeil erkauften Rettung Glück wünschen. Er hätte auch in die Rückgabe Ingermanlands und Liflands an Schweden willigen müssen, wenn sie gefordert wurde, aber die Türken dachten daran nicht; Karl XII. traf zu spät in ihrem Lager ein, um den Abschluß des Friedens zu verhindern, und vermochte nicht den Türken begreiflich zu machen, daß seine Interessen in dieser Beziehung auch die ihrigen seien.

Und dennoch wurde eine Theilung Polens fast unmittelbar nach diesem Frieden von neuem zur Sprache gebracht, nur daß diesmal der Gedanke von einer anderen Seite her angeregt wurde. Oesterreich war es, das gegen das Ende des spanischen Erbfolgekrieges, als seine Verbündeten, England und Holland, wankend wurden, Rußland in ein Bündniß gegen Frankreich zu ziehen und zur Theilnahme am Kriege zu bewegen suchte. Als Preis bot das österreichische Cabinet, wie der englische Gesandte (1712) aus Dresden melden konnte, eine Theilung Polens, zu der auch Preußen zugezogen werden sollte. Daß man über Polen nach Belieben verfügen könne, war für alle Parteien selbstverständlich. Aber von den sogenannten Seemächten — England und Holland — verlassen, sah sich Oesterreich genöthigt zu Rastatt (1714) mit Frankreich und Spanien seinen Frieden zu schließen, ohne daß diese weit aussehenden Unterhandlungen zu irgend einem Ziel geführt hätten. Dagegen war in den Unterhandlungen Peters des Großen mit Schweden und Preußen (1718—19) noch einmal von einer Theilung Polens die Rede. Der Zar, zur Zeit auf eine Versöhnung mit Karl XII. bedacht und doch gewillt die Ostseeprovinzen zu behalten, wollte bewirken, daß Mecklenburg den Schweden abgetreten — Vorpommern, das Preußen erobert hatte, dem Reich Karls XII. zurückgegeben werde. Preußen und das Haus der mecklenburgischen Fürsten sollten in Polen entschädigt werden.

In der veränderten europäischen Lage, die eigentlich schon der unerwartete frühe Tod des Kaisers Josef I. herbeiführte und die in den Friedensschlüssen zu Utrecht (1713) und Rastatt (1714) zur Geltung kam, namentlich aber nach dem Tode Karls XII., blieben diese Pläne natürlich auf sich

beruhen — und in dem ewigen Frieden Rußlands mit der Pforte, der nach wiederholten neuem Zwist am 16. November 1720 geschlossen wurde, versprach der Kaiser Peter im Gegentheil sich kein polnisches Gebiet anzueignen und sich nicht in die inneren Angelegenheiten Polens — in dessen Verfassung — zu mischen —: ein Versprechen, dessen letzterer Hälfte der Vertrag selbst gleich in den nächsten Zeilen in der seltsamsten Weise widersprach. Da heißt es: da beiden Reichen — der Türkei und Rußland nämlich — daran gelegen sei zu verhindern, daß der Krone in Polen Erbrecht und souveraine Macht beigelegt werde, vereinigen sie sich zu dem Endzweck, Rechte, Privilegien und Verfassung dieses Staats aufrecht zu erhalten; im Fall irgend eine Macht versuchen sollte Truppen nach Polen zu senden oder dort Souverainität und Erbfolge einzuführen, soll es nicht allein einer jeden der beiden Mächte freistehen diejenigen Maßregeln zu ergreifen, die ihre Interessen erheischen, sondern beide werden durch alle möglichen Mittel verhindern, daß die Krone souveraine Macht und Erblichkeit gewinne, die Verfassung der Republik verletzt — oder ihr Gebiet getheilt werde.

Unmittelbar war dieser Artikel gegen August den Starken gerichtet, den Verbündeten Rußlands, den Peter der Große freilich, namentlich seit der schmachvollen Auslieferung Patkuls an den Schwedenkönig, mit der Energie verachtete, die er in Alles legte, um das es ihm Ernst war. König August war wiederholt mit Plänen beschäftigt, die Krone Polens im Interesse seines Hauses zu einer erblichen zu machen und wenn dafür auch ein Theil des Reichs den Nachbarstaaten geopfert werden müßte. Der Artikel hatte dann aber auch eine weiter reichende Bedeutung. Rußland hatte sehr einleuchtende und naheliegende Gründe dafür zu sorgen, daß Polen ein Wahlreich und durch seine Verfassung an jeder energischen Entwickelung verhindert, das heißt ohnmächtig bleibe. Wenn die türkischen Staatsmänner in der Erinnerung an frühere Kriege meinten, das liege auch in ihrem Interesse, so ist das ein Beweis mehr, daß sie sich nicht davon Rechenschaft zu geben wußten, was der Aufschwung Rußlands bedeute.

Welches Gewicht Rußland auf den Artikel des Vertrags legte, dem zufolge das Wahlrecht des polnischen Adels durch alle Mittel aufrecht erhalten und überhaupt jede Veränderung der polnischen Verfassung nöthigenfalls selbst mit Waffengewalt verhindert werden sollte, das erhellt schon daraus, daß die russischen Staatsmänner fortan bemüht waren einen Artikel desselben Inhalts in alle Verträge mit den Nachbarmächten einzuschalten. Schon die Verträge Rußlands mit Preußen, in den Jahren 1718 und 1719 geschlossen, hatten einen solchen Artikel enthalten — der Gedanke, ihn auch dem Nystädter Frieden einzufügen, wurde zwar von Seiten Rußlands wieder aufgegeben — sehr entschieden aber wurde der betreffende Artikel dann in den 1730—1762 und 1764 mit Preußen geschlossenen Verträgen wiederholt.

Inzwiſchen war Karl XII. vor Friedrichshall in Norwegen gefallen nd mit ſeinem Tode hörte Schweden auf eine Großmacht zu ſein. Die hwediſche Ariſtokratie, die ſich der Regierung des Reichs bemächtigte, kaufte den Frieden nach allen Seiten dadurch, daß ſie alle Eroberungen uſtav Adolfs, alle Außenlande Schwedens, mit Ausnahme Stralſunds nd ſeines Bezirks in Vorpommern, der Inſel Rügen und der Stadt Bismar in Mecklenburg, abtrat.

In dem (am 10. Sept. 1721) zu Nyſtädt mit Rußland geſchloſſenen rieden trat Schweden dem ſlawiſchen Nachbarreich Liefland, Ehſtland, ngermanland ab, ſowie einen Theil von Karelien und Wiburgs-län, der n den beſonderen Grenzbeſtimmungen genau bezeichnet wurde.

Die europäiſche Stellung Rußlands war fortan geſichert.

Zweites Capitel.

Peter beseitigt das russische Patriarchat; — Stephan Jaworsky, Eparch der russischen Kirche; — Feofan Prokopowitsch; — Leibnitzens Einfluß auf die Organisation Rußlands; — der Senat; — die Collegien; — die Provinzial-Regierungen.
Der Untergang des Zarewitschs Alexey Petrowitsch; — die Patriarchenwürde förmlich abgeschafft; — der Synod; — Feofan Prokopowitschs kirchliches Reglament; — Strenge gegen die Altgläubigen.
Peters des Großen Thronfolge-Ordnung.

Die organisatorische Thätigkeit Peters des Großen war während der ersten Jahre seiner Regierung, wie schon gesagt, wesentlich darauf gerichtet, die Mittel zum Kampf mit Schweden zu schaffen, vor allem ein in europäischer Weise gebildetes Heer und die finanziellen Mittel es zu erhalten. Die Fremde mußte ihm zunächst Lehrmeister und tüchtige Elemente für dieses Heer und für die nützlichen Künste des Friedens liefern. Er zog Offiziere, Bergleute, Gewerbkundige jeder Art in seine Dienste, und um dann für die Folgezeit auch Russen zu nützlichen Werkzeugen dieser Art heranzubilden, sendete er junge Edelleute in Menge in das Ausland, ohne ihnen eine freie Wahl zu lassen. Den jungen Leuten wurde vorgeschrieben, wo sie hingehen und was sie lernen sollten.

Ein neuer Geist sollte sich in den Formen regen; die Formen selbst, der Organismus der Regierung, blieben fürs erste ziemlich unberührt. Die erste durchgreifende Reform, die der Zar Peter vornahm, betraf die russische Kirche und sie wurde veranlaßt durch eine Gunst der Umstände, die sofort benützt sein wollte. Im Jahr 1700 starb der Patriarch Adrian, der zehnte in der Reihe der russischen Patriarchen, und Peter ernannte keinen anderen. Einem gebietenden Geist, wie Peter war, konnte überhaupt der Doppelthron nicht gefallen, auf dem sich seit den Tagen Philarets der Patriarch neben dem Zaren niederzulassen pflegte, und da er nicht erwarten durfte in der Ausführung seiner Pläne von der russischen Kirche unterstützt zu werden, konnte es nicht rathsam scheinen, das Haupt dieser Kirche mit einer so hohen Würde und Autorität zu bekleiden. — Der Zar Peter wendete vor, der Krieg mit Schweden lasse ihm nicht die Gemüthsruhe, deren er bedürfe, um eine würdige Wahl für diese höchste Kirchenwürde zu treffen. Bald aber leitete er in wohl durchdachter Weise

die Uebertragung der Amtsgewalt des Patriarchen auf ein geistliches Collegium ein, das, gleichsam zeitweilig beauftragt, nicht in derselben Weise imponiren konnte wie der Hohe Priester, der den Thron des Zaren theilte; das eben deshalb der weltlichen Gewalt viel vollständiger untergeordnet werden konnte.

Er ernannte (1702) den Metropoliten von Räsan, Stephan Jaworsky, zum Verweser (Eparchen) des Patriarchats, aber mit gewichtigen Beschränkungen seiner Befugnisse. Der Verweser durfte für sich allein nur die gewöhnlichen, laufenden Amtsverrichtungen erledigen, die dem Patriarchen oblagen; in allen wichtigeren Angelegenheiten war er angewiesen sich mit einer Anzahl anderer Bischöfe zu berathen, die sich zu dem Ende in Moskau aufhalten mußten und von Zeit zu Zeit von anderen abgelöst wurden. Die Beschlüsse dieser „heiligen Versammlung" mußten dann dem Zaren zur Genehmigung vorgelegt werden.

Diese Einschränkungen erwiesen sich sehr zweckmäßig und gewährten die Bürgschaften, die in der Wahl des Eparchen eigentlich nicht lagen. Simeon — als Priester Stephan — Jaworsky, seiner Nationalität nach dem kleinrussischen Stamm angehörig, war doch nicht in Rußland geboren, sondern (1658) nach einigen Nachrichten zu Lemberg in Galizien, nach anderen in dem polnischen Antheil der Ukraine, wo seine Eltern — von denen man nicht bestimmt weiß, ob sie dem kleinen Adel angehörten — jedenfalls später lebten. Er selbst hatte seine Studien an der „geistlichen Akademie" zu Kiow begonnen und dann in Polen, zu Posen, in dem dortigen Jesuiten-Collegium fortgesetzt. Um das zu können, um dort seinen Zweck zu erreichen, mußte er sich natürlich zur griechisch-unirten Kirche bekennen. Denn in den polnischen Jesuiten-Collegien wurde niemand zu dem Studium der Theologie zugelassen, der nicht durch einen feierlichen Eid den Papst als Oberhaupt der allgemeinen christlichen Kirche anerkannte und sich ihm zu lebenslänglichem Gehorsam verpflichtete. Auch Stephan Jaworsky erfüllte diese Bedingung. Das war damals nichts Unerhörtes. Die beiden geistlichen Akademien Rußlands, Kiow und Moskau, waren zur Zeit, wie wohl kaum gesagt zu werden braucht, in einem traurigen Zustand. Die wenigen strebenden Geister unter den angehenden Geistlichen, die gewahr wurden, daß jenseits der dürftigen und geistlosen Lehre, die ihnen zu Theil wurde, ein weiteres Gebiet des Wissens liege, sehnten sich in die Fremde, besonders von Kiow aus, wo die Versuchung nahe lag, und da sie in der Fremde keine andere Zuflucht hatten als die katholischen Universitäten, mußten sie sich den Bedingungen fügen, die ihnen dort gestellt wurden. Auch wurde Stephan Jaworsky, als er nach Rußland zurückkehrte, ohne alle Schwierigkeiten wieder in den Schooß der griechisch-rechtgläubigen Kirche aufgenommen. Er wurde Mönch im Höhlenkloster zu Kiow, Lehrer an der dortigen geistlichen Akademie und endlich, stufenweise vorrückend, Metropolit von Räsan.

Peters Aufmerksamkeit zog er durch eine Rede auf sich, die er (im Jahr 1700) am Grabe des Bojaren Scheïn hielt, und in gewissem Sinn nicht mit Unrecht, denn Jaworsky war ohne Zweifel ein Mann von Geist und gebildet und gelehrt wie damals nur sehr wenige Geistliche der russischen Kirche. Seine Gesinnungen aber entsprachen nicht eben den Wünschen des Zaren. Er war ein leidenschaftlicher und unduldsamer Anhänger aller Lehren und Gebräuche der orientalischen Kirche, an denen er nichts geändert wissen wollte — insofern es nicht etwa geschah, um zu beseitigen, was sich nach seiner Meinung aus Nachsicht gegen fremdländische, nicht rechtgläubige Ansichten und Lehren eingeschlichen hatte und die russisch-griechische Rechtgläubigkeit in ursprünglicher Strenge und Reinheit wieder herzustellen. Er schrieb in diesem Sinn den „Felsen des Glaubens der rechtgläubig-katholischen orientalischen Kirche" — hauptsächlich gegen die Reformation; ein Buch, das erst mehrere Jahre nach dem Tode Peters des Großen (1728) unter dem Schutz des Altrussenthums gedruckt werden konnte.

So stand denn Stephan Jaworsky an der Spitze jener großen Mehrheit der russischen Geistlichkeit, die sich feindselig und abwehrend gegen die europäische Cultur verhielt; die das Streben des reformirenden Kaisers durch eine geräuschlose, aber zähe Opposition zu hemmen suchte, ohne ihm je unverhohlen zu widersprechen und es auf einen ausgesprochenen Bruch mit der Regierung zu wagen. — Indem er so durchaus auf Bewahrung des Alten und Hergebrachten bestand, hätte freilich auch er wohl gerne Neues eingeführt, nur in einem ganz anderen Sinn als der Zar. Denn so fest er an den Lehren, den Gebräuchen und der inneren Disciplin der orientalischen Kirche hielt, hatten ihm doch die äußeren Verhältnisse der lateinischen Kirche in Polen in mancher Beziehung gar sehr zugesagt. Namentlich hatte er an ihrer Unabhängigkeit Gefallen gefunden und besonders an der Macht, an dem Einfluß, den sie im Staat und auf das politische Leben der Nation übte, während sie die Schule und das geistige Leben dieser Nation durchaus beherrschte. Eine ähnliche Stellung kam nach seiner Meinung auch der russisch-griechischen Kirche in ihrem Heimatlande von rechtswegen zu.

Indessen Peter der Große wußte sich nicht allein Gehorsam zu verschaffen, er wußte auch, mit dem Scharfblick, der dem Genius eigen ist, in der russischen Kirche wie auf anderen Gebieten bald den Mann zu finden, dessen er bedurfte. Es gab, wie wir schon wiederholt bemerkt haben, auch in der russischen Kirche eine kleine Minderzahl verständiger und unterrichteter Männer, die der westeuropäischen Civilisation geneigt war und sie gern in Rußland gefördert hätte. Den Ausgezeichnetsten unter diesen Wenigen wußte Peter zu erkennen und zu seinem Vertrauten zu erwählen. Das war der Mönch Feofan (Theophanes) Prokopowitsch,

ohne Frage der geistig bedeutendste aller Russen, die der Zar Peter in seine Nähe berief und zu seinen Gehülfen erkohr.

Dieser Mönch Feofan, durch äußere Verhältnisse wenig begünstigt, hatte doch seine Erfahrungen, seine Kenntniß der europäischen Civilisation, der Welt und des Lebens, auf einem sehr viel weiteren Felde gesammelt als Stephan Jaworsky; sein Horizont war viel weiter gezogen.

Er war, aus Kiow gebürtig (1681 geboren), der Sohn eines Kleinhändlers, der sich ohne Vermögen von Tag zu Tag weiter half. In der Taufe hatte er den Namen Eleazar erhalten. Früh verwaist, verdankte er seine Erziehung der Vorsorge eines Oheims, der Mönch war und im Kloster Feofan genannt wurde. Wahrscheinlich durch diesen Oheim auf den geistlichen Stand verwiesen, begann der junge Eleazar seine Studien auf der geistlichen Akademie zu Kiow; aber auch er strebte, gleich Anderen, in die Fremde — und unterwarf sich, gleich Anderen, den Bedingungen, die ihm in dem katholischen Nachbarlande gestellt wurden.

Seine nächsten Schicksale werden in den verschiedenen Nachrichten, die über ihn vorliegen, nicht ganz übereinstimmend berichtet. Daß er zur griechisch-unirten Kirche übertrat, ist gewiß. Er soll sich zunächst zu dem unirten Bischof von Wladimir in Wolynien begeben haben. Der Metropolit Ewgeniy von Kiow erzählt, er sei dort unter dem Namen Jelissey als Mönch des unirten Basilianer-Ordens eingekleidet worden; andere Berichte widersprechen oder übergehen diesen Umstand mit Stillschweigen; es scheint aber, daß er wirklich den Namen Jelissey eine Zeit lang geführt hat und seine weiteren Erlebnisse sprechen überhaupt für diesen Bericht. Der Bischof von Wladimir machte ihn bald zum Lehrer der Rhetorik und Poesie an einer höheren Schule, die unter seiner Leitung stand — später ging Eleazar oder Jelissey Prokopowitsch, weiter strebend, nach Krakau und von dort, mit Empfehlungen des Basilianer-Ordens-Provinzials versehen, durch die österreichischen Länder nach Rom, wo er in das Collegium des h. Athanasius aufgenommen wurde, das heißt in eine geistliche Lehranstalt, die, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts angelegt, eigens zur Aufgabe hatte die Bekehrung der slawischen Länder zur päpstlichen Religion zu fördern.

Auch in diesem Collegium, das, wie sich von selbst versteht, unter der Leitung der Jesuiten stand, machte sich der junge russische Mönch durch seine ungewöhnliche Begabung in solcher Weise bemerkbar, daß die Jesuiten ihn in ihren Bund zu ziehen suchten. Aber Prokopowitsch war sehr weit davon entfernt, auf ihre Wünsche einzugehen; was er in Rom erlebte und erfuhr, was er von dem Treiben der Jesuiten sah und namentlich auch von dem Conclave, von der Wahl Clemens' XI. hörte, das Alles flößte ihm eine entschiedene Abneigung gegen die lateinische Kirche ein, und der Jesuiten insbesondere gedachte er später niemals anders als mit Haß und Verachtung.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ganz in der Stille aus Rom entwichen, nahm er den Rückweg in die Heimat durch die Schweiz und Tirol. In der Schweiz kam er mit Protestanten, mit reformirten Geistlichen persönlich in Berührung und er lernte das Leben und Wesen der protestantischen Kirche aus eigener Anschauung kennen. Ohnehin hatten die Schriften deutscher protestantischer Theologen des siebzehnten Jahrhunderts großen Eindruck auf ihn gemacht. Namentlich die Werke Quenstädts, Rectors der Universität Wittenberg und Johann Gerhards zu Jena, und daß er seine Ueberzeugungen großentheils aus den Werken dieser Schule geschöpft hatte, das trat überall in seinem späteren Leben und Wirken hervor.

Den Boden des Vaterlandes betrat er nach dem Bericht des Metropoliten Ewgeniy schon versöhnt mit der rechtgläubig-griechischen Kirche; denn schon auf dem Wege in die Heimat hatte er sich (1702) in dem Potschayewschen Kloster, das unter polnischer Hoheit an der Grenze Podoliens und Galiziens lag, dessen sich später die Unirten bemächtigten, das aber damals noch rechtgläubig war, als Mönch der russisch-griechischen Kirche einkleiden lassen und bei dieser Gelegenheit den Namen Samuel angenommen. Nach anderen Quellen wäre er erst in Kiow wieder in die vaterländische Kirche aufgenommen und etwas später zum Mönch geweiht worden. Jedenfalls nahm er hier (1705), in Erinnerung an seinen Oheim, den Namen Feofan an, den er dann bis an das Ende seiner Tage trug.

In der Heimat wurde Feofan Prokopowitsch zuerst Lehrer der Poesie an der Akademie zu Kiow, dann Lehrer der Rhetorik und als solcher fand er zuerst Gelegenheit, sich in einem Handbuch der Rhetorik mit großer Schärfe nicht nur gegen die Lehrmethode der Jesuiten, sondern auch gegen das Wesen ihres Ordens überhaupt auszusprechen. In seinen späteren theologischen Schriften treten dann natürlich seine Ueberzeugungen bestimmter sowohl als umfassender hervor. Sie bewegen sich großentheils in einer scharfen Polemik gegen die lateinische Kirche, namentlich gegen Bellarmin, dessen Buch „von der Macht der Päpste" die Jesuiten zu allgemeiner Geltung zu bringen suchten. Feofan wollte dabei, in seinen schriftlichen wie in seinen mündlichen Lehren, nur die Bücher der heiligen Schrift als unbedingte Autorität gelten lassen; der Tradition der Kirche aber, den Lehren der Kirchenväter und selbst den Beschlüssen der Concilien keine stelbständige und somit nur insofern sie ausdrücklich in der heiligen Schrift bestätigt wären, überhaupt eine Autorität zugestehen.

Das war der Mann nach dem Sinn des Zaren, dem selbst das reformirte Holland als Ideal vorschwebte; der auch in den griechisch-russischen Kirchen, die zu seiner Zeit erbaut wurden, absichtlich von dem hergebrachten byzantinischen Schema abwich und sie — wie die Peter-Pauls-Kathedrale, die Begräbnißkirche des jetzigen Kaiserhauses in der Citadelle

von Petersburg — nach dem Muster der reformirten Kirchen aufführen ließ, die er in Holland gesehen hatte.

Peter lernte diesen Mönch kennen, als er (1706) nach Kiow kam, den Bau der dortigen Citadelle in Augenschein zu nehmen. Feofan predigte den Tag nach der Ankunft des Zaren in dessen Gegenwart und gab seiner Rede eine solche Wendung, daß sie zu einer begeisterten Begrüßung des jungen und schon weltberühmten Herrschers wurde. Er fiel diesem dabei in einer Weise auf, die für seine Zukunft entscheidend wurde; Peter verlor ihn nicht wieder aus dem Auge. Einige Jahre später wurde Feofan in die persönliche Umgebung des Zaren berufen, den er auf dem unglücklichen Zug an den Pruth begleitete. Nach seiner Rückkehr von dort wurde er auf Peters Geheiß Abt (Igumen) eines kiowschen Klosters, Rector der dortigen Akademie und Professor der Theologie. Als solcher brachte er, soweit sein Einfluß reichte, neues Leben in die russische Kirche, indem er die hergebrachte scholastische Lehrweise verließ, Dogmatik in Verbindung mit der Kirchengeschichte vortrug und sich dabei auf protestantische Theologen stützte, ohne sie zu nennen.

Im Jahr 1715 endlich berief ihn der Zar ganz nach Petersburg, wie man allgemein wußte in der bestimmten Absicht, ihn zu den höchsten Kirchenwürden zu erheben.

Das war natürlich der großen Mehrheit des russischen Klerus, an dessen Spitze Stephan Jaworsky stand, sehr unerwünscht, denn Feofan hatte inzwischen (1712) unter dem Titel: „Der Streit Peters und Pauls über das unerträgliche Joch" eine zu ihrer Zeit — in lateinischer Uebersetzung — auch außerhalb Rußlands sehr bekannt gewordene Schrift veröffentlicht, in der er von den sogenannten guten Werken, der Heiligenverehrung, dem Bilderdienste und den Fasten mit schneidender Schärfe in einer Weise sprach, die mit dem Herkommen der russisch-griechischen Kirche und namentlich auch mit den Lehren, die Stephan Jaworsky in dem „Fels des Glaubens" vortrug, in einem sehr entschiedenen Widerspruch stand. Welchen Geist Feofans theologische Vorträge an der geistlichen Akademie athmeten, das war ohnehin bekannt. Es war demnach sehr natürlich, daß Jaworsky und die überwiegend zahlreiche Partei, die mit ihm an dem Hergebrachten hing, darauf bedacht waren, dem steigenden Einfluß dieses unbequemen Neuerers durch einen Protest vorzubeugen, ja durch eine Denunciation, die ihn als Kirchenfürsten unmöglich machen und für immer beseitigen sollte. Der weitere Verlauf dieser kirchlichen Bewegung ist aber in solcher Weise mit den politischen Begebenheiten verflochten, daß er nur im Zusammenhang mit diesen erzählt werden kann — daß überhaupt die politischen wie die kirchlichen Ereignisse nur als ein zusammenhängendes Ganze verständlich werden.

Vieles und Großes war inzwischen geschehen; in Beziehung auf die äußere Stellung des Reichs hatte sich Rußland bereits von Stufe zu

Stufe dem Ziel, das im Nystädter Frieden endlich erreicht wurde, bedeutend genähert; in demselben Maße war auch die Entwickelung der inneren Zustände weiter und weiter geführt und endlich auch an die Formen der Verwaltung die umgestaltende Hand gelegt worden.

Schon im Jahr 1703, während Karl XII. bemüht war, Polen seinen Zwecken dienstbar zu machen, hatte der Zar Peter die kleine schwedische Festung Nöteburg erobert, die in Ingermanland auf einer Insel am Ausfluß der Newa aus dem Ladoga-See liegt und er hatte ihr den bedeutsamen Namen Schlüsselburg gegeben. Bald war dann auch die kleine Festung Nyenschanz, an der Mündung der Newa in das Meer in seine Hände gefallen und dem russischen Reich der Weg an das Baltische Meer geöffnet. — Noch war der Zar des bleibenden Besitzes der deutschen Ostsee-Provinzen, Ehstlands, Liefslands nicht gewiß; er ließ sie furchtbar verwüsten, was wohl nicht geschehen wäre, wenn er geglaubt hätte, sie schon zu den Bestandtheilen seines Reiches zählen zu können. An der Newa aber wollte er sich um jeden Preis behaupten; dort gründete er die neue Hauptstadt Rußlands, die in allen Dingen den großen holländischen Städten ähnlich, der Haupt-Handelsplatz Rußlands, das Arsenal seiner Seemacht, und der Sitz europäischer Wissenschaft werden sollte.

Mit verdoppelter Energie und Thätigkeit wurde dann die Anlage der neuen Hauptstadt Petersburg gefördert, nachdem der Sieg bei Pultawa den endlichen Ausgang des nordischen Kriegs allem Anschein nach sicher gestellt hatte. Ein Netz von künstlichen Wasserstraßen sollte die mächtigen Ströme des Reichs unter sich und mit der Newa verbinden und dem Innern des Landes die Wege zum Welthandel öffnen, dem es bis dahin verschlossen war. Die Bodengestaltung Rußlands gewährte die Möglichkeit dazu, und Peter der Große wußte auch die Leute zu finden, die der Ausführung gewachsen waren; erst den Engländer John Perry und dann den viel bedeutenderen Burchard Christoph von Münnich, den berühmten Feldmarschall. Viele der beabsichtigten Verbindungen wurden schon unter Peters eigener Regierung hergestellt, viele unter den thätigsten seiner Nachfolger, und doch sind auch heute noch nicht alle Pläne dieser Art ausgeführt, die ihn beschäftigten.

Die Anordnungen, die der Zar traf, um Petersburg schnell empor zu bringen, waren zum Theil sehr durchgreifender Art. So wurde bekanntlich allen russischen Großen und namhaften Edelleuten befohlen, sich steinerne Häuser, selbst Paläste in Petersburg zu bauen und selbst die Größe, die Maße dieser Häuser wurden ihnen vorgeschrieben; sie wurden nach dem Vermögen, nach der Anzahl „Seelen" bestimmt, die ein Jeder von ihnen besaß. Da es dennoch, was der Kaiser mit höchstem Mißfallen bemerkte, mit diesen Steinbauten sehr langsam ging, wie vorgegeben wurde, weil es in Petersburg an geschickten Arbeitern fehle, die auch für hohen Lohn nicht zu haben seien, untersagte er (1714) „für einige Jahre und

bis den Bauten hier — in Petersburg — genügt sei" — alle Steinbauten im ganzen weiten russischen Reich bei Strafe der Güterconfiscation und Verbannung nach Sibirien.*)

Natürlich konnte durch solchen Zwang eine sichere Grundlage für das lebendige Dasein einer Hauptstadt nicht geschaffen werden und selbst dadurch nicht, daß der Zar, wie das der Geist seines Volks allerdings forderte, der Gegend, wo sie liegen sollte, und dem Ort selbst die Weihe eines National-Heiligthums zu verleihen suchte. Er ließ die Legende vom heiligen Alexander Newsky wieder aufleben, so wenig er im Allgemeinen für die Heiligen der Kirche schwärmte. Die Gebeine des Heiligen wurden nach der neuen Hauptstadt gebracht, — angeblich an den Ort, wo er seinen vielgerühmten Sieg, nicht über die heidnischen Tataren, sondern über lateinisch-christliche Schweden erfochten hatte; und eine Kirche und ein großes Kloster ersten Ranges — eine sogenannte Laura — wurde über seinem neuen Grabe erbaut. Diese kirchliche Weihe Petersburgs blieb ohne Wirkung, hauptsächlich weil die russische Geistlichkeit sehr weit davon entfernt war, sie dem Bewußtsein des Volks zu empfehlen, diejenigen aus ihren Reihen aber, die der europäischen Civilisation geneigt waren, wie Feofan Prokopowitsch, dergleichen doch am Ende, gleich dem Zaren selbst, sehr lau und lässig betrieben und den Absichten nach, die sie mit dem russischen Volk hatten, auch betreiben mußten. Von Wallfahrten zum Grabe Alexander Newskys ist nie die Rede gewesen, die alt-russische Geistlichkeit hat dergleichen nie in Anregung gebracht; sie sorgte vielmehr dafür, daß das Dreifaltigkeits-(Troitzky-)Kloster in der Nähe von Moskau stets das National-Heiligthum der Russen blieb.

Wirksamer erwiesen sich jedoch andere, in ihrer Art nicht minder durchgreifende Maßregeln, die der Zar verfügte, um dem Dasein seiner Stadt eine reale Grundlage zu schaffen. Er sperrte den Hafen von Archangel und untersagte allen Handel von dort aus in die Fremde, um den Verkehr Westeuropas mit Rußland zunächst durch Zwang an den bequemeren Weg in die Ostsee und zur Mündung der Newa zu gewöhnen. Und nicht minder wirksam mußte sich erweisen, daß nachgerade die höchsten Behörden des Reichs nach Petersburg verlegt wurden.

Es waren nicht mehr die alten. Der Bojarenrath war bereits verschollen. Als Peter nach dem Pruth aufbrach, setzte er einen „Senat" an seine Stelle, dem er die obere Leitung der Reichsgeschäfte für die Zeit seiner Abwesenheit übertrug.

Wie sehr die Vorstellungen von dem, was hier geleistet werden sollte, zunächst in das Unbestimmt-Universelle gingen, das zeigt sich namentlich in der Instruction, die dem Senat bei dieser Gelegenheit ertheilt wurde. Da

*) Das achtzehnte Jahrhundert, herausgegeben von Barteniew (Sammlung von Materialien, russisch). IV. 21.

wird dieser Behörde zur Pflicht gemacht, Recht und Gerechtigkeit redlich zu üben. Sie soll ungerechte Richter durch Verlust ihrer Ehren — d. h. ihres Ranges — und Confiscation ihres Vermögens und in derselben Weise auch die Verläumder und falschen Ankläger bestrafen. Alle Ausgaben der Regierung soll der Senat überwachen und die unnöthigen beseitigen; er soll so hohe Einnahmen als möglich zusammen bringen, da Geld der Nerv des Krieges sei; er soll sich endlich auch um den Handel und alle anderen Zweige des Staatshaushalts bemühen. Dieser vielseitigen Thätigkeit sollten acht Senatoren gewachsen sein. Außerdem wurde der hohen Behörde auch eine Anzahl „Fiskale" unter einem „Oberfiskal" beigeordnet, beauftragt überall im Lande auf Alles ein wachsames Auge zu haben, dem Senat jede Uebertretung der Gesetze, jeden Unfug der Beamten anzuzeigen und vorkommenden Falls als officielle Ankläger der Beamten, ohne Ansehen der Person, selbst der höchstgestellten, vor dem Senat auftreten.

Doch nahmen die Pläne des Kaisers im Lauf der Jahre eine immer bestimmtere Gestalt an und es gelang ihm wenigstens die Centralregierung des Reichs methodisch nach einem leitenden Gedanken zu ordnen. — Bekanntlich war es der deutsche Philosoph Leibnitz, mit dem Peter der Große mehrfach und gern verkehrte, der durch die allgemeinen Ideen, die er an die Hand gab und mit Gründen unterstützte, bedeutenden, ja maßgebenden Einfluß auf die neue Organisation übte.

Die Centralverwaltung des moskauischen Reichs wie sie bis dahin bestanden hatte, war, wie sich von selbst versteht, durchaus empirisch entstanden und in der That sehr seltsam gestaltet. Eigentlich hatte nur das alte Fürstenthum Moskau (mit Einschluß des alten Gebiets von Twer) eine wirklich gegliederte Verwaltung, deren einzelne Zweige ein jeder unter einer besonderen Behörde (einem Prikas) standen, aber diese Gliederung war, wie zufällig geordnet, eine sehr unzweckmäßige. Ungleichartiges war mitunter in einem Prikas vereinigt, während das, was seiner Natur nach zusammengehörte, eigenthümlich zerlegt und vertheilt, von verschiedenen Prikasen abhängig war. Namentlich waren die Verwaltungszweige, die ein Ministerium des zarischen Hauses umfaßt haben müßte, unter sieben von einander unabhängige Prikase vertheilt und in derselben Weise waren die Geschäfte eines Finanz- und Kriegsministeriums eigenthümlich zerspalten — wie denn z. B. die fremden Offiziere in russischen Diensten unter einem besonderen Prikas standen. Die unmittelbare Autorität sämmtlicher Prikasen aber reichte nicht über die Grenzen des moskauischen Gebiets hinaus. — An der Spitze eines jeden der später mit dem moskauischen Fürstenthum verbundenen Gebiete stand ein Wojewode, der in seinem Gebiet alle Verwaltungszweige mit unbeschränkter Macht zu leiten und Recht zu sprechen hatte — und dieser stand keineswegs in Beziehung auf jeden einzelnen Zweig der Verwaltung etwa mit dem betreffenden Prikas

der Centralregierung in Verbindung. Er hatte es ausschließlich mit einem besonderen Prikas zu thun, der bei der Centralregierung für seinen besonderen Landestheil eingerichtet war und der sich, gleich dem Wojewoden selbst, mit allen Regierungszweigen ohne Ausnahme zu beschäftigen hatte, soweit sie eben diesen besonderen Bezirk betrafen. So gab es besondere Prikase des Nowgorodschen, Ustiugschen, Kostromaschen, Galitschischen Viertheils, des Kasanschen Schlosses, Sibiriens und Klein-Rußlands. — Jedem Prikas stand ein Bojar oder Okolnitschy vor; nicht selten ein Mann, der weder lesen noch schreiben konnte und der ganz von einem, regelmäßiger Weise verschmitzten und unredlichen Schreiber abhängig war. Ueber den Prikasen aber, deren man nicht weniger als zweiundvierzig zählte, stand keine Behörde, die diese seltsame Vielheit zu einem Ganzen verbunden hätte.

Jetzt, da Leibnitz den Zaren von den Vortheilen einer collegialischen Regierung überzeugt hatte, sollte auch ein Collegium und zwar der Senat an der Spitze der Regierung stehen, ihren Mittelpunkt bilden, sie zu einem Ganzen zusammenfassen. Er sollte das höchste Gericht des Reichs bilden, alle Verwaltungszweige leiten und selbst, nicht sowohl eine gesetzgebende Macht als eine dienende Function der Gesetzgebung ausüben, insofern er durch die persönliche Initiative des Kaisers dazu aufgefordert wurde. Der Kaiser verlangte durch ein Befehlschreiben — Ukas — den Entwurf zu einem Gesetz über einen bestimmten Gegenstand in einem bestimmten Sinn. Diesen hatte dann der Senat auszuarbeiten und dem Landesherrn zur Genehmigung vorzulegen. Ebenso sollten regelmäßiger Weise alle Befehle des Kaisers in Verwaltungs-Angelegenheiten an den Senat gerichtet und von diesem dann an die untergeordneten Behörden ausgefertigt werden. Doch band sich der Kaiser selbst nicht immer an diese vorgeschriebene Ordnung und richtete gelegentlich seine Befehle unmittelbar an die Behörde, die sie ausführen sollte; diese mußte dann dem Senat darüber berichten, insofern der kaiserliche Befehl irgend eine allgemeine Bestimmung enthielt. Ueberhaupt wurden alle Behörden der unmittelbar folgenden hierarchischen Ordnung mit ihren Berichten und mit allen Fragen, die sie etwa zu thun hätten, an den Senat gewiesen.

Indem aber nun der Kaiser dieser höchsten Reichsbehörde einen solchen weiten Kreis der Thätigkeit vorzeichnete und eine so große Bedeutung zuwies, sorgte er zugleich dafür, daß sich in ihr nicht ein Geist aristokratischer Selbständigkeit rege. Er gesellte dem Senat einen „Generalprocuror" zu, einen hohen Beamten, der stets im unmittelbarsten Verkehr mit dem Kaiser blieb und selbst nicht Senator, nicht berufen in den Sitzungen dieser Körperschaft mitzustimmen, diese Sitzungen leitete und als „Vertreter des Gesetzes" — das heißt des kaiserlichen Willens, überwachte. Er konnte in Rechtssachen ein jedes Urtheil des Senats, als nicht den Gesetzen gemäß, umstoßen und aus demselben Grunde, oder unter demselben Vorwande, einem jeden Beschluß der Versammlung in Finanz- und Ver-

waltungsangelegenheiten verneinend entgegentreten. Der Kaiser entschied dann selbst. Der Form nach blos mit einer solchen verneinenden Stimme ausgestattet, leitete der Generalprocuror in der That die gesammte Regierung des Landes in solcher Weise, daß nie ein Beschluß dem Kaiser vorgelegt werden konnte, der nicht durchaus dessen Willen entsprach.

Im Allgemeinen leistete die Thätigkeit des Senats, was von ihr erwartet wurde, soweit das nach Zeit und Umständen überhaupt möglich war. Eine weitere Aufgabe der Gesetzgebung aber, die ihm der Zar gestellt hatte, wußte er in keiner Weise zu lösen. Dem Senat war nämlich seit dem Jahr 1714 aufgetragen ein neues Gesetzbuch zu entwerfen und, da es immer sehr lückenhaft bleiben mußte, wenn man sich dabei auf das vorhandene russische Material beschränken wollte, wurde in den kaiserlichen Vorschriften darauf hingewiesen, daß man das Fehlende aus fremden Rechtsquellen, namentlich auch aus schwedischen entnehmen müsse, und aus dem liefländischen und ehstländischen Landrecht, das besonders in Beziehung auf die Leibeigenschaftsverhältnisse maßgebend sein könne. Die Senatoren waren aber keine Rechtsgelehrten und wußten gar nicht wie sie das anfangen sollten. Es kamen sehr seltsame Dinge vor. Einer der Herren, ein Geheimerath Pososchkow, verfiel in seinem Eifer oder in seiner Verlegenheit sogar auf den schönen Gedanken, man müsse das Gute, das man ja nach dem geheiligten Willen des Landesherrn überall hernehmen solle wo es zu finden sei, nicht blos in europäischen Rechtsquellen suchen; man müsse auch aus dem türkischen Recht schöpfen, was jedenfalls ein eigenthümliches Mittel gewesen wäre, europäische Civilisation in Rußland zu fördern.*) Der gewünschte Codex kam natürlich nicht zu Stande und Rußland sollte ein ähnliches Mißlingen im Lauf der nächsten hundert Jahre noch mehrfach erleben.

Unmittelbar unter dem Senat standen die „Collegien", welche die Stelle der Ministerien vertraten. Es waren ihrer neun. (Das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten, in dem der Reichskanzler oder Vicekanzler den Vorsitz führte, das Kriegs-, Admiralitäts-, Justiz-, Güter-, Handels-, Manufactur- und Berg-Collegium; die Finanzen wurden zwei Collegien anvertraut, die Einnahmen und Ausgaben zu überwachen hatten. Im Lauf der Zeiten wurde jedoch sowohl die Zahl als der Geschäftskreis der Collegien mehrfach geändert.) Es gab keine Minister, nur Präsidenten der Collegien, in denen alle wichtigen Beschlüsse in gemeinschaftlicher Berathung gefaßt werden sollten. Die Präsidenten der Collegien aber waren Mitglieder des Senats, ja sie bildeten im Wesentlichen diese höchste Behörde und dadurch wurde Einheit und Zusammenhang der Regierung hergestellt.

Bemerkenswerth ist dabei, daß die Polizei unter dem Ober-Polizei-

*) Popow, Tatischtschew und seine Zeit, 28.

meister De Vier außerhalb dieses Collegienverbandes und unabhängig vom Senat blieb.

Was dann die örtliche Verwaltung im Innern des Reichs betrifft, wurde das Land in „Gubernien" getheilt, deren jedes in mehrere „Provinzen" zerfiel. An der Spitze dieser Letzteren standen „Wojewoden", an der eines jeden Guberniums ein Gubernator. Diese Behörden sollten nur mit der Polizei und eigentlichen Verwaltung beauftragt sein, die Rechtspflege namentlich ihrem Einfluß ganz entzogen und einer geregelten Stufenfolge von Gerichten überwiesen werden. Desgleichen sollte die Erhebung der Steuern eigenen, „Kämerire" genannten, von den Gubernatoren unabhängigen Finanzbeamten unter der Autorität des Kammercollegiums bewirkt werden. Doch gelang es nicht, diese Organisation vollständig durchzuführen. Namentlich stieß die Einrichtung der Gerichtshöfe auf große Schwierigkeiten, weil es an zuverlässigen Leuten fehlte, denen Richterbefugnisse anvertraut werden konnten. Auch war noch keine genaue und bestimmte Instruction für die Gubernatoren und Wojewoden entworfen, die Befugnisse dieser Beamten mithin auch nicht mit der gehörigen Bestimmtheit festgestellt und umgrenzt — und da der Kaiser vielerlei neue Verordnungen erlassen, viele alte Gesetze aufgehoben oder im Einzelnen geändert hatte, ohne daß irgend eine Urkunde diese Neuerungen in ihrer Gesammtheit geordnet hätte — war mehr selbst als früher unabsehbar geworden, was eigentlich zu Recht bestehend und gültig sei. So blieb den Gubernatoren vielfach die Möglichkeit ihren Befugnissen eine mehr oder weniger willkürliche Ausdehnung zu geben. Ueberdem wurde das ganze, in seinen damaligen Grenzen schon unermeßliche Reich nur in acht Gubernien zerlegt, in deren jedem für ein Königreich Raum war. Wie wenig die wenigen Behörden in Provinzen von solchem Umfang ihrer Aufgabe genügen konnten; welche Schwierigkeiten unter solchen Bedingungen eine wirksame Ueberwachung der Verwaltungsthätigkeit in allen Abstufungen, — des Lebens und Treibens im Lande überhaupt und in allen Schichten der Gesellschaft haben mußte; — wie viel Raum überall für Unordnung, Willkür und Frevel — wie ungeregelt gar vieles Wesentliche dem Zufall, der Selbsthülfe und Gewalt überlassen blieb — braucht danach wohl nicht weiter nachgewiesen zu werden. Der Kaiser jedoch war dieser ungenügenden Einrichtungen wegen am wenigsten zu tadeln. Das Schicksal gestattete ihm nicht, sein Werk weiter und zu Ende zu führen — und was die ungenügende Eintheilung des Reichs insbesondere betrifft, so mochte eine zweckmäßigere in dem Augenblick wohl kaum möglich sein. In dem damaligen Rußland hätte sich die Zahl irgend in genügendem Maaß gebildeter Männer, die eine besser gegliederte Verwaltung erforderte, wohl nicht gefunden. Die Schwierigkeiten, die sich selbst bei der Bildung der wenigen Gerichtshöfe ergaben, bewiesen es zur Genüge.

Inmitten dieser rastlosen reformatorischen Thätigkeit, die besonders in den Jahren 1717 und 1718 energisch hervortrat, sah sich nun aber Peter der Große von dem größten Unheil bedroht, das ihn überhaupt treffen konnte: er mußte befürchten, daß der Erbe seiner Krone sein mit titanischer Gewalt geschaffenes und gefördertes Werk wieder vernichten werde.

Dieser Erbe war der Zarewitsch Alexey Petrowitsch, Peters Sohn aus seiner ersten Ehe mit Eudoxia Lapuchin, die, allen Neuerungen abhold, wie schon erwähnt, in ein Kloster in Susdal verbannt worden war. Ihr eigenes Schicksal machte ihr natürlich die Umgestaltung Rußlands nur noch mehr verhaßt, und ihr Hof oder ihre Zelle wurde, wie Tatischtschew — der Geschichtschreiber — sich in einem Brief ausdrückt, „vor lauter Frömmigkeit" der Sammelplatz und das gelobte Land aller Heuchler, Abenteurer und Betrüger, die dem altrussischen Wesen huldigten. Die kirchliche Opposition, die sich so gern zu Thaten erhoben hätte, wenn sie nur den Muth dazu und Vertrauen auf die eigene Macht gehabt hätte, rechnete auf sie und auf ihren Sohn, dem die Mutter im frühen Kindesalter und in den ersten Knabenjahren ihre Gesinnungen eingeimpft hatte. Vergebens suchte Peter dem Geist des jungen Mannes eine andere Richtung zu geben, die Geistlichen wußten den Prinzen in ihren Banden zu erhalten und namentlich sowohl durch seine Mutter auf ihn zu wirken, als durch Peters des Großen noch lebende Schwester, die Großfürstin Maria Alexejewna, die ebenfalls ganz unter kirchlichem Einfluß stand und alles Europäische leidenschaftlich haßte. Die Altgesinnten wußten, daß sie auf die Sympathien Stephan Jaworskys und seines gesammten Anhangs rechnen durften, der eigentliche Prophet der beiden Frauen war aber der Erzbischof Dosifei von Rostow, der ihnen alberne Visionen erzählte und immer von neuem des Kaisers nahen Tod prophezeite. Unter den russischen Großen waren ihrer sehr Viele, die dem allen zustimmten und auf den Sieg der „guten Sache" hofften, auf die Rückkehr der schönen alten Zeit, wo sie nicht Emporkömmlingen und Fremden zu gehorchen brauchten, wo niemand Kenntnisse und Thätigkeit von ihnen verlangte.

Vergebens hatte der Kaiser gehofft, die Vermählung mit einer deutschen Prinzessin könnte den Sohn mit europäischer Gesittung versöhnen. Alexey war mit einer Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, einer Schwester der Kaiserin des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, der Gemahlin Karls VI., der Mutter Maria Theresias, verheirathet. Aber der Großfürst mißhandelte diese Frau vom ersten Augenblick an in der rohesten Weise und sie starb (1715), nachdem sie zweien Kindern — einer Tochter, Natalie, und einem Sohn, Peter Alexejewitsch, — das Dasein gegeben hatte, wenn nicht in Folge körperlicher Mißhandlungen, wie auch berichtet wird, doch ohne Frage in Folge der moralischen Leiden, die ihr bis zum letzten Augenblick zugefügt wurden.

Alexey glaubte sich um so entschiedener auf dem rechten Wege, da die Geistlichen, mit denen er beständig verkehrte, und die Vertrauten seiner Mutter und Tante, die altgesinnten Edelleute Iwan Narýschkin, Alexander Kikin, Stephan Glebow, der Fürst Nikiphor Wäsemsky, ihn glauben ließen, daß überall in Rußland die leidenschaftlichste Unzufriedenheit mit dem neu eingeführten fremden Wesen herrsche.

Daß schon seit dem Jahre 1711 eine förmliche Verschwörung bestand, ist nicht zu bezweifeln, in den Papieren der Zarin Eudoxia fanden sich Nachrichten über einen Plan, den Zaréwitsch auf den Thron zu erheben; eine Abwesenheit des Kaisers im Felde oder auf Reisen sollte zu solchem Unternehmen benützt werden. Selbst die Einzelnheiten, welche die Mitschuldigen später, freilich zum Theil unter den Qualen der Folter, aussagten, sind keineswegs so unwahrscheinlich als sie auf den ersten Blick scheinen könnten. Diejenigen Russen, die sich dem Streben des Kaisers angeschlossen hatten, wie der Feldmarschall Scheremétiew, der Fürst Menschikow, vor allem aber die Deutschen, sollten die Dienste, die sie dem russischen Reich geleistet hatten, mit dem Tode büßen — und um alle fremden Elemente los zu werden, wollte man den Schweden alle Eroberungen zurückgeben, namentlich das verhaßte Petersburg, das zur Errichtung einer russischen Flotte und zu regem Verkehr mit dem Westen Veranlassung gab. Es sind das Gedanken und Pläne, die auch später noch mehr als einmal wieder lebendig geworden sind.

Unmittelbar nach dem Tode der Gemahlin Alexeys richtete der Kaiser (1715) schriftlich strenge Ermahnungen an seinen Sohn und drohte ihn von der Nachfolge auszuschließen, wenn er sich nicht bessere. — Der Sohn antwortete darauf, daß er sich selbst zur Regierung untauglich fühle und der Krone entsage — und da nun der Kaiser äußerte, er könne solchem Versprechen nicht trauen, „die Bärtigen", die dem Prinzen sehr zugethan seien, würden ihn wohl bewegen es nicht zu halten, der Prinz solle daher sich bessern oder Mönch werden, erklärte sich Alexey bereit in das Kloster zu gehen.

Auch das war kein ganz leeres Gerede. Alexander Kikin hatte dem Großfürsten bedeutet, daß man die Mönchskutte auch wieder abwerfen könne, und der Fürst Wäsemsky hatte ihm gerathen, er solle getrost ins Kloster gehen, dabei aber seinem Beichtvater anvertrauen, daß er gezwungen Mönch werde; der könne das alsdann dem Metropoliten von Räsan — Stephan Jaworsky — hinterbringen, damit das Volk nicht glaube, er — der Prinz — sei eines Verbrechens wegen zum Mönch geschoren worden. Das Kloster war in den Augen dieser Leute ein schicklicher Zufluchtsort, wo der Großfürst in Sicherheit weilen könne, bis der Augenblick gekommen wäre seinen Verzicht auf die Krone zurückzunehmen und seine Ansprüche geltend zu machen.

Endlich berief Peter, den der Gang der auswärtigen Politik veran-

laßte in der Fremde zu weilen, von Kopenhagen aus seinen Sohn zu sich. Alexey aber fürchtete den Vater, der unter solchen Bedingungen allerdings zu fürchten war, und seine Besorgnisse konnten wohl durch das Bewußtsein der eigenen Unredlichkeit gesteigert werden. Er entfloh auf der Reise, von Königsberg aus, begleitet von einer finnischen Magd, die schon als seine Gemahlin noch lebte seine Geliebte gewesen war, zu seinem Schwager Karl VI. — und dieser suchte ihn wirklich zu schützen, zu verbergen; erst auf der Feste Ehrenberg in Tirol, dann auf dem Castel St. Elmo in Neapel.

Es machte dem zürnenden Vater Mühe seinen Aufenthaltsort zu ermitteln, aber es gelang, und Alexey ließ sich durch die Verzeihung, die ihm versprochen wurde, bewegen, den Abgesandten seines Vaters, Rumäntzow und Tolstoy, in die gefahrdrohende Heimat, nach Moskau zu folgen, wo er am 3. Februar 1718 eintraf, und schon am folgenden Tage in einer feierlichen Versammlung aller geistlichen und weltlichen Großen Rußlands in der Uspenskischen Kathedrale sein Schicksal erfuhr. Der Großfürst warf sich seinem Vater zu Füßen und bat um Gnade, wie er wiederholte, um keine andere Gnade als das Leben; der Kaiser bestätigte die verheißene Verzeihung, aber indem er zugleich den Sohn von der Nachfolge im Reich ausschloß, und der Zarewitsch unterschrieb ohne Zögern die Entsagungs-Urkunde, die ihm vorgelegt wurde. Er bekräftigte seine Verzichtleistung durch einen Eid.

Gab es in Rußland eine gesetzlich festgestellte Erbfolge-Ordnung, so war nun der Sohn Alexeys der rechtmäßige Erbe der Krone. Aber es gab ein solches Gesetz nicht und der Kaiser verfügte anders. Er hatte sich schon seit dem Jahr 1711 mit der zu Marienburg gefangenen lettischen Bäuerin vermählt, die vielleicht noch nicht Wittwe war, da man von ihrem ersten Mann, einem verschollenen schwedischen Dragoner, nichts Bestimmtes wußte, — die eigentlich Martha hieß, aber in die griechische Kirche aufgenommen und als Kaiserin, Katherina Alexejewna genannt wurde. Sie hatte ihm vor der Ehe zwei Töchter — Anna und Elisabeth — geboren, von deren Schönheit alle Zeitgenossen mit einmüthiger Bewunderung sprechen, und nach der Verheirathung einen Sohn, der Peter getauft war. Diesen jüngeren, noch nicht dreijährigen Sohn, Peter Petrowitsch, ernannte nun der Kaiser in dem Manifest, das sofort in der Kathedrale verlesen wurde, zum Thronfolger; ihm mußten alle irgend bedeutenden Männer im Reich, Geistliche und Weltliche, an derselben Stelle durch Namensunterschrift huldigen.

Und nun sollte der Zarewitsch erfahren, daß die erlangte Verzeihung sich nur auf seine Flucht bezog, nicht auf die Verschwörung, die zu untersuchen blieb; unmittelbar nach seinem ersten Verhör wurden eine Menge Mitschuldiger gefänglich eingezogen und die Untersuchung nach Petersburg verlegt.

Unter diesen nichts weniger als günstigen Bedingungen sahen sich nun die Geistlichen der herrschenden Kirche veranlaßt, mit ihren Klagen und Denunciationen gegen Feofan Prokopowitsch hervorzutreten. Der Kaiser beschied nämlich den Metropoliten von Räsan nach Petersburg, wo er mehreren neu zu ernennenden Bischöfen die Weihe ertheilen sollte. Man wußte, daß Feofan unter diesen war. Stephan Jaworsky entschuldigte sich mit Krankheit und sendete als seine Bevollmächtigten die Bischöfe Warlaam von Twer und Alexey von Ssaray. Klage und Denunciation gegen Feofan waren in die Form einer Instruction gekleidet, die der Metropolit seinen beiden Stellvertretern mit auf den Weg gab. Dem Kaiser sollte eröffnet werden, Feofan habe sich selbst durch die Irrlehren, die er in Kiow vorgetragen, von der Möglichkeit ausgeschlossen, den hohen und heiligen Rang eines Bischofs zu erlangen. In siebzehn Punkten waren die Irrlehren aufgezählt, deren sich Feofan schuldig gemacht habe; er sollte widerrufen oder wenn er sich dazu nicht verstehen wolle, der Zar aber das Urtheil der protestirenden Bischöfe nicht als gültig anzuerkennen geruhe, sollte dessen Erlaubniß erbeten werden, diese Lehren den hochheiligen Patriarchen von Constantinopel, Antiochien, Alexandria und Jerusalem zur Beurtheilung vorzulegen, die Weihe Feofans aber wenigstens aufzuschieben, bis deren Antwort eingetroffen sei. Stillschweigend wurde vorausgesetzt, daß das Urtheil dieser orientalischen Kirchenfürsten als endgültig entscheidend gelten müsse.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese Instruction einen schüchternen und versteckten Versuch barg, die russische Kirche der Autorität des Kaisers zu entziehen und ihre Einheit mit der griechischen Kirche außerhalb Rußlands von neuem geltend zu machen, um sie, gleich der lateinischen, als eine cosmopolitische selbständig hinzustellen. Das konnte sehr wünschenswerth scheinen, sobald der Kaiser sich nicht mehr von der Kirche leiten ließ, vielmehr reformiren wollte. Was Feofan insbesondere betraf, so hoffte man ihn auszuschließen, wenn er auf seiner Lehre bestand — oder er widerrief, verläugnete sein bisheriges Leben, seine Ueberzeugung — dann wurde er unschädlich.

Aber Feofan Prokopowitsch wußte einen dritten Weg einzuschlagen, auf den man, wie es scheint, nicht vorbereitet war. Aufgefordert sich zu vertheidigen, wies er nach, daß man seine Lehren nicht verstanden, ja daß der Metropolit Jaworsky offenbar seine Schriften gar nicht gelesen habe. Da seine Dialektik von dem sehr unzweideutigen, zornigen Willen eines Kaisers unterstützt wurde, dessen durchgreifende Weise man kannte, erklärten die geistlichen Herren sich sehr bald befriedigt, die Bischöfe von Twer und Ssaray nahmen ihre Klage zurück und Feofan wurde Bischof von Pskow, Narwa und Isborsk. — Auch Stephan Jaworsky hielt es gerathen mit der klagenden Bemerkung: „gegen den Strom kann man nicht schwimmen!“ für diesmal jede weitere Opposition aufzugeben und zu schweigen. Seine

Worte bei dieser Gelegenheit erklärten Vieles. Sie sprechen das Wesen der Opposition aus, welche die herrschende russische Kirche der Regierung unter Umständen zu machen geneigt ist, und bezeichnen sehr treffend die Grenze, über die sie nicht hinaus zu gehen wagt. Diese Kirche hat öfter noch eine günstige Strömung zu benützen, aber niemals gegen den Strom zu schwimmen versucht. In einer persönlichen Zusammenkunft mit Feofan räumte Jaworsky, den die Angelegenheit des Zaréwitsch inzwischen nach Petersburg geführt hatte, nicht nur förmlich Irrthum und Mißverständniß ein, — er bat sogar seinen Gegner förmlich um Verzeihung.

Auch die eigentlichen Verfasser der Denunciation, die den Metropoliten zu dem kühnen Schritt veranlaßt hatten, versuchten nicht weiter gegen den Strom zu schwimmen. Das waren der Rector der moskauischen Akademie, Feofylakt Lopatinsky, und ein geistlicher Lehrer an dieser Schule, Gedeon Wischnewsky, der sein Diplom als Doctor der Theologie in einem polnischen Jesuitencollegium erworben hatte. Beide bekannten und bedauerten ebenfalls schriftlich ihren Irrthum.

Der Zaréwitsch wurde vor ein Gericht gestellt, das aus den Vornehmsten des Reichs, Weltlichen und Geistlichen, einhundert und vierundvierzig an der Zahl, zusammengesetzt war. Die zwanzig Prälaten, die sich unter den Richtern befanden, vermieden es ein bestimmtes Urtheil zu sprechen; dazu seien sie als Geistliche nicht befugt, besonders in einem Lande, wo die unumschränkte Gewalt eines Selbstherrschers über das Urtheil der Unterthanen hinausreiche. Sie beschränkten sich demnach darauf, Stellen aus der Bibel anzuführen, die auf diesen Fall zu passen schienen und dem Kaiser anheimzustellen, ob er den Gefallenen nach dem Maß seiner Schuld bestrafen oder christliche Barmherzigkeit üben wolle. Die weltlichen Richter sprachen einmüthig das Todesurtheil, das dem Zaréwitsch (26. Juli 1718) feierlich im Senat verkündet wurde.

Wie der mecklenburgische Gesandte Bassewitz berichtet, bat die Kaiserin Katherina ihren Gemahl um das Leben Alexeys und fügte hinzu, wenn sein Frevel gegen den Vater durch eine schwere Strafe gesühnt werden müsse, könne man ihn als Mönch in ein Kloster sperren. Eine wie schwache Sicherheit hätte das Kloster gewährt! Auch gewann Katherina keine Zusage ihres Gemahls.

Alexey endete den Tag darauf. Ist er wirklich, wie die vorliegenden Berichte sagen, eines natürlichen Todes gestorben — an einem Schlaganfall in Folge der heftigen Gemüthsbewegung, die ihm das Todesurtheil verursachte — so war das ein Glück für ihn und für den Kaiser. Dem ersparrte das Ereigniß eine furchtbare That, vor der er keineswegs zurückbebte. Daß Peter der Zukunft Rußlands auch seinen Sohn opferte, darin müssen wir eine seltene Großartigkeit anerkennen, wie sehr sie uns auch erschrecken mag. Doch wurde ihm das Opfer wohl dadurch erleichtert,

daß jede Neigung für diesen Sohn in ihm schon seit Jahren erloschen war.

Auch die Mitschuldigen Alexeys traf ein furchtbares Schicksal. Kikin, Glébow, der Fürst Wäsemsky und der Bischof von Rostow waren schon vor dem Tode des Prinzen in qualvollster Weise hingerichtet worden. Jetzt fanden noch mehrere Andere den Tod unter dem Beil des Henkers; darunter der Bruder der verstorbenen Zarin Natalia. Andere wurden körperlich mißhandelt und nach Sibirien verbannt. Die Zarin Eudoxia wurde in ein Kloster zu Neu-Ladoga gebracht, Peters Schwester Maria Alexejewna zu Schlüsselburg bis an ihr Lebensende unter strenger Wache gehalten.

Die Fürsten der Kirche hatten sich im Allgemeinen mit solcher Vorsicht benommen, daß ihrer nur zwei durch die Untersuchung erreicht wurden: der Erzbischof von Kiow und der Bischof Dosifei von Rostow. Jener starb auf dem Wege nach Petersburg, wahrscheinlich an Gift, das er genommen haben mag, um sich Schlimmerem zu entziehen. Den Bischof von Rostow suchten seine Standesgenossen zu retten, indem sie einwendeten, nur der Patriarch könne einen Bischof absetzen und so lange seine geistliche Würde unangetastet blieb, konnte der Angeklagte nicht hingerichtet werden. Aber der Kaiser legte ihnen die Frage vor, ob sie einen Bischof ohne Erlaubniß des Patriarchen weihen könnten? — Das mußten sie bejahen, denn sie hatten es im Lauf der letzten Jahre wiederholt gethan. Nun dann könnten sie ihn auch absetzen, befahl der Kaiser; Dosifei mußte seiner geistlichen Würde entkleidet werden und eines martervollen Todes sterben.

Vor allem aber wurde dem Kaiser durch diese Reihe von Ereignissen die Ueberzeugung nahe gelegt, daß er die russische Kirche nicht in dem provisorischen Zustand lassen dürfe, in den er sie versetzt hatte; daß er ihr eine endgültige Verfassung geben müsse, durch die sie für immer unter seinen Willen gebeugt werde und fast unmittelbar nach dem Untergang des Großfürsten wurde (1719) Feofan Prokopowitsch beauftragt ein „Geistliches Reglament", eine Kirchenordnung im weitesten Sinn des Worts zu entwerfen.

Im Jahr 1721 wurde die Patriarchenwürde in aller Form aufgehoben; das geistliche Reglament führt die Gründe dafür an, die Peter der Große gleich allen Anordnungen Feofans zu den seinigen machte. „Das gemeine Volk," so heißt es dort, „begreift nicht, in welcher Weise sich die geistliche Macht von der selbstherrschenden (der weltlichen) unterscheidet; in Staunen versetzt durch die großen Ehren, die dem höchsten Kirchenhirten erwiesen werden, wähnt es dieser Waltende (Prawitel) sei ein zweiter Herr (Gossudar) dem Selbstherrscher gleich an Macht, oder größer als er, und die geistliche Würde sei eine zweite und bessere Landesherrschaft, und so ist das Volk schon gewöhnt selbst zu folgern. Was nun wenn

noch die leeren Reden herrschsüchtiger Geistlichen hinzukommen und Feuer an das dürre Reisig legen? — So werden die einfältigen Herzen verführt, daß sie in allen Dingen nicht sowohl auf ihren Landesherrn als auf den Ober-Kirchenhirten sehen. Und wenn etwas von einem Zwiespalt zwischen Beiden verlautet, stimmen Alle, blind und unverständig, eher dem geistlichen als dem weltlichen Herrscher bei, und erkühnen sich zu kämpfen und sich zu empören und schmeicheln sich — die Bedauernswerthen — daß sie für Gott selbst kämpfen und ihre Hände nicht verunreinigen, sondern heiligen, wenn sie sich auch in Blutvergießen stürzen. Ueber solche Ansichten im Volk sind dann auch Menschen erfreut, die nicht schlicht und einfach, sondern heimtückisch sind; denn diese, ihrem Oberherrn feindlich gesinnt, wenn sie einen Streit zwischen dem Herrn und dem Kirchenhirten wahrnehmen, bemächtigen sich desselben als einer guten Gelegenheit für ihre bösen Absichten, und unter dem Schein kirchlichen Eifers stehen sie nicht an die Hände zu Christus dem Herrn zu erheben, und wie zur Sache Gottes rufen sie das gemeine Volk zu solcher Gesetzwidrigkeit auf. Und was, wenn nun der Oberhirt selbst, erkühnt durch solche Meinung, die man von ihm hegt, nicht ruhen will? — Es ist schwer zu sagen wieviel Unheil daraus entsteht." — Diese Worte Feofans haben, beiläufig bemerkt, auch in der unter dem Kaiser Nicolaus sanctionirten Gesetzsammlung wieder eine Stelle gefunden.*)

Als die höhere Geistlichkeit es dennoch wagte, um die Ernennung eines Patriarchen zu bitten, erwiderte, wie bekannt, der Kaiser: „Hier ist Euer Patriarch!" indem er sich unwillig auf die Brust schlug. Daraus ist die seltsame Sage entstanden, Peter der Große habe sich selbst und ohne weiteres auch alle seine Nachfolger zu Patriarchen der russischen Kirche ernannt. Man spricht sogar von einem Papst-Kaiser und will die unumschränkte Macht des Selbstherrschers aus dieser Doppeleigenschaft herleiten. Das ist ein Irrthum, bei dem man ganz übersehen haben muß, daß in Rußland wiederholt Kaiserinnen geherrscht haben, die doch nicht wohl „Papst" sein konnten.

Rußlands Kaiser haben niemals auf eine kirchliche Würde oder ausdrücklich und unmittelbar auf eine kirchliche Autorität Anspruch gemacht. An Stelle des Patriarchen wurde (am 25. Januar 1725) eine Versammlung von Bischöfen, Aebten und Erzpriestern, der „Hochheilige Synod", an die Spitze der russischen Kirche gestellt. Wohl aber war dafür gesorgt, daß sich in dieser ehrwürdigen Versammlung nicht ein allzu entschiedener Geist der Unabhängigkeit rege. Der Kaiser ernannte die Mitglieder; durch den Eid, den sie als solche leisteten, verpflichteten sie sich ihm zu besonderem Gehorsam, und vor allem fehlte hier so wenig als im Senat der „Wächter des Gesetzes", der Oberprocuror, ein Laie, den der Kaiser ernannte, der

*) Swod Sakonow, VI. No. 3718.

e Sitzungen leitete und jedem Beschluß des Synods mit seinem Veto
itgegentreten konnte. Stephan Jaworsky, der so gerne einen Patriarchen
habt hätte und diese Stelle eigentlich wohl als sein Recht betrachtete,
ußte sich gefallen lassen Präsident des Synods zu werden und, was noch
limmer war, er mußte zwei Vicepräsidenten neben sich dulden, deren
nsichten in geradem Widerspruch mit den seinigen standen, deren einer
m sogar persönlich in tiefster Seele verhaßt war. Diese Vicepräsidenten
aren Feofan Prokopowitsch und ein Gesinnungsgenosse, Feodosij Janowsky,
er die Verehrung der Heiligenbilder, wie sie in der russischen Kirche üblich
ar, ganz unumwunden Idolatrie genannt hatte. Peter der Große hatte
ich diesen Janowsky, der seiner Abstammung nach dem polnisch-klein-
ssischen Adel angehörte, aus unbedeutenden Verhältnissen zu einflußreichen
Stellungen emporgehoben, indem er ihn erst zum Abt des Alexander-
ewsky-Klosters in Petersburg, dann zum Erzbischof von Nowgorod und
ndlich zum ersten Vicepräsidenten des Synods ernannte.

Vergeblich suchte Stephan Jaworsky einen anderen Geist in der Ver-
ammlung zum herrschenden zu machen, indem er darauf ausging, Feofan
rokopowitsch aus ihr zu entfernen und zugleich dessen einen Gegner und
eind, Feofylakt Lopatinsky, der bereits Mitglied des Synods war, zum
Vicepräsidenten und einen anderen, nämlich Gedeon Wischnewsky, zur
Aufnahme in die Behörde empfahl. Feofan brachte er angeblich seiner
Weisheit und Gelehrsamkeit wegen für den erledigten erzbischöflichen Stuhl
zu Kiow in Vorschlag, wo der besonderen örtlichen Verhältnisse wegen ein
so ausgezeichneter Mann nöthig sei. Aber die Absicht war zu leicht zu
urchschauen und der Vorschlag erregte nur den Zorn des Kaisers.

Vergebens protestirte Jaworsky auch gegen die ersten Beschlüsse des
Synods, die allerdings geeignet waren ihn sehr unangenehm zu berühren.
So erhob er seine Stimme gegen eine scheinbar kleine Veränderung im
Rituale, deren Bedeutung er sehr hoch angeschlagen zu haben scheint. Es
ar nämlich seit Kurzem, seit dem Tode des letzten russischen Patriarchen,
Sitte geworden, im Lauf des Gottesdienstes für die auswärtigen Patriarchen
er orientalischen Kirche zu beten, wie für den Kaiser und sein Haus, und
ie bei Namen zu nennen. Die Sitte war wohl nicht ohne Absicht ein-
eführt worden und eben deshalb mochten wohl der Kaiser und Feofan
ür gerathen, wenn nicht für nothwendig halten, sie zu unterdrücken. Aber
ie die Intriguen Stephan Jaworskys ohnmächtig blieben, verstummten
uch seine Proteste immer sehr bald. Er fand stets, daß dies auch wieder
Fälle seien, in denen man „nicht gegen den Strom schwimmen könne",
uchte sich zu rechtfertigen und schloß wiederholt damit, daß er den Kaiser
emüthig „in Thränen" um Verzeihung bat.*)

Den armen „ökumenischen" Patriarchen von Constantinopel, Antio-

*) Tschistowitsch, Feofan Prokopowitsch und seine Zeit (russisch), 105—112.

chien und Jerusalem konnte es in ihrer gedrückten Lage noch weniger in den Sinn kommen gegen einen so mächtigen Strom zu schwimmen. Auch dachten sie daran nicht; sie beeilten sich vielmehr den Synod als ihren „Bruder" anzuerkennen, wie früher den russischen Patriarchen.

Der moskauischen und überhaupt der großrussischen Geistlichkeit aber und Allem, was altrussisch gesinnt war, blieb der Synod schon deswegen verhaßt, weil er zunächst ausschließlich aus Kleinrussen bestand, die ihre Bildung zu Kiow und in der Fremde erhalten hatten. Das war eine Nothwendigkeit, denn die großrussischen Geistlichen waren im Allgemeinen so unwissend und roh, daß von ihnen gar nicht die Rede sein konnte. Das Altrussenthum selbst konnte solche Vertheidiger wie Jaworsky und Lopatinsky nur unter den Kleinrussen finden. Die Gegner aber bezeichneten in ihrer Erbitterung die kleinrussischen Prälaten des Synods wegwerfend als „Polen" — und die Polen waren schon damals für die Russen ein Gegenstand mehr noch der Geringschätzung als des Hasses.*)

Mit dem „Reglament" hatte sich der Synod nicht zu beschäftigen. Es war schon vorher der „geistlichen Versammlung" vorgelegt, dann allen einzelnen Bischöfen des Reichs zugesendet worden, und Alle hatten es unterschreiben müssen; dann war es, gleichzeitig mit dem Ukas, der die Organisation des Synods verfügte, als Gesetz verkündet worden, und wie der Synod hatten auch die Bischöfe sich einfach darnach zu richten, so Vieles darin sie auch innerlich empören mochte.

Der Kaiser ist in dem Reglament als Schirmvogt der russischen Kirche bezeichnet, ohne daß in Beziehung auf die Befugnisse, die ihm als solchem zustehen, irgend etwas Bestimmtes gesagt wäre. Diese Befugnisse hatten mithin keine genau gezogenen Grenzen und blieben natürlich sehr dehnbar. Der Kirche selbst wird verboten neue Feste einzuführen; es wird ihr „Kritik" empfohlen in Beziehung auf die Reliquien, mit denen „viele Schelmstücke" getrieben, auf die Heiligenbilder, denen „Wunder angedichtet" würden, auf alle „lächerlichen" Gewohnheiten und Gebräuche.

Das Reglament eifert dann auch in sehr unumwundenen Worten gegen das unsaubere Leben der russischen Geistlichen und Mönche, namentlich gegen den Trunk. Später, wenn erst die beabsichtigten Schulen in den bischöflichen Residenzen eingerichtet sein werden, soll niemand in den geistlichen Stand aufgenommen werden, der nicht in diesen Schulen gebildet ist, bis dahin niemand, der nicht wenigstens das Nothwendigste vom christlichen Glauben und Gesetz auswendig gelernt hat; niemand, der nicht Zeugnisse seines sittlichen Wandels beibringt. — Man soll auch die Candidaten vor der Weihe auf die Probe stellen und darauf achten, ob sie nicht etwa von Träumen und Erscheinungen erzählen, die sie selbst oder Andere gehabt hätten; denn von Leuten, die anstatt „gesunder Lehre"

*) Tschistowitsch a. a. O. 98.

alte Weibermärchen" vortragen, sei nichts Gutes zu hoffen. Ebenso sollen ngebliche Wunder, die im Lande geschehen, mit kritischem Auge überwacht erden; die Geistlichen sollen der Landespolizei Anzeige machen, wenn sie on dergleichen hören. Nirgends sollen Priester und Diakonen in größerer ahl angestellt werden, als wirklich nöthig sind, und besondere Strenge ird in Beziehung auf die Klöster empfohlen. Niemand soll vor dem voll-ndeten dreißigsten Jahre als Mönch eingekleidet werden und selbst dann ur, nachdem man genau seine Gründe erforscht habe in das Kloster zu ehen; ob es nicht etwa blos geschehe, um sich der Arbeit, den Abgaben, em Kriegsdienst zu entziehen. Frauen und Mädchen dürfen die Kloster-elübde sogar nicht vor dem fünfzigsten oder sechzigsten Jahre ablegen. eibeigene dürfen nicht ohne Erlaubniß ihrer Herren aufgenommen werden. Die Vorsteher der Klöster sollen Mönche und Nonnen streng zur Arbeit nhalten und es wäre daher gut, Handwerke in den Klöstern einzuführen – das Tischlerhandwerk und Heiligenbilder malen; die Nonnen könnte nan spinnen, nähen und Spitzen wirken lassen.

Der Synod mußte sich auch noch einen „ersten Unterricht der Jüng-inge", einen Katechismus Feofans gefallen lassen, der ganz denselben Geist athmete. Die polemischen Schriften, in denen Stephan Jaworsky, Feofylakt opatinsky, der in seiner Weise gelehrte moldauische Fürst Kantemir und wohl noch Andere gegen diesen Katechismus in die Schranken traten, durften nicht gedruckt werden und sind in Folge dessen großentheils ver-loren gegangen. Feofan bezeichnete ihren Inhalt als „leere Sophismen" und verspottete die wesenlosen „Spitzfindigkeiten und Distinctionen" der gelehrten moskauischen Geistlichen, die sich lediglich in Worten herumdrehten. Aus dem, was uns davon geblieben ist, ersehen wir, daß Feofans Gegner sich allerdings, ganz im Sinn der älteren byzantinischen Theologie, immer-dar und ausschließlich auf die Autorität der sogenannten Kirchenväter berufen.

Als dann im folgenden Jahre (1722) Jaworsky starb, wurde zunächst kein Präsident des Synods wieder ernannt; die beiden Vicepräsidenten, Feofan und der Erzbischof von Nowgorod, blieben mit dem Vorsitz in den Sitzungen beauftragt.

Peter der Große ließ die Kirche in allen Beziehungen und in jeder Weise empfinden, daß er ihr Herr sei. Schon zu Anfang seiner Regierung hatte er ihr, um die Mittel zu dem Krieg mit Schweden aufzubringen, ihre Güter genommen und Bischöfe und Klöster erhielten aus deren Ein-künften nur das Nothwendige. Später, als der Sieg bei Pultawa über den endlichen Erfolg keinen Zweifel mehr zu lassen schien, wurde zwar die Rückgabe dieser Güter (1711) versprochen — die Erfüllung dieses Ver-sprechens aber erfolgte erst nach vielen Jahren und selbst dann in solcher Form, daß dem vorausgesetzten Recht des Kaisers, die Verwendung der Einkünfte der Kirche zu regeln und zu überwachen, in keiner Weise dadurch

etwas vergeben wurde. Die Bisthümer zwar gelangten wieder in den wirklichen Besitz ihrer Güter, nur die Besitzungen, welche die Dotation des Patriarchats gebildet hatten, blieben in den Händen der Regierung, da es keinen Patriarchen mehr geben sollte. Auch sollte die Verwaltung der bischöflichen Güter von einer kaiserlichen Behörde controlirt, ein Theil der Einkünfte auf Schulen und Krankenhäuser verwendet werden. Ueber die Güter der 788 Klöster vollends, die man in Rußland zählte, wurde eine sehr eigenthümliche Verwaltung verhängt —: sie wurden unter ein mit dem Synod verbundenes, ganz aus Laien gebildetes „Kammer-Contor" gestellt, das den Klöstern von den Einkünften nur so viel auszahlte, als für den Unterhalt der Klosterherren und -frauen nöthig erachtet wurde; der sehr bedeutende Ueberschuß, der in einzelnen Fällen nicht weniger als drei Viertheile des Gesammteinkommens betrug, sollte unmittelbar von dieser verwaltenden Behörde, nach den Verfügungen der Krone, auf Schulen und Hospitäler verwendet werden. Denn die Einkünfte seien der Kirche nicht behufs eines unnützen Luxus und Wohllebens der Geistlichen gegeben, erklärt der Ukas des Kaisers (vom 24. Sept. 1724), sondern damit sie bestreiten könne, was nothwendig ist; nothwendig aber seien vor allem Krankenhäuser, Hospize und Schulen.

So hatte der Kaiser die herrschende Kirche Rußlands — die Kirche des bedingten Widerstands — vollständig seinem Willen unterworfen —: daß die Secte der Altgläubigen dagegen weder zu beugen noch zu versöhnen sei, daß ihr Widerstand gegen europäische Sitte und Cultur immerdar ein unbedingter sein werde, darüber ließen sie selbst ihn durchaus nicht im Zweifel. Die Beseitigung der Patriarchenwürde veranlaßte von ihrer Seite Flugschriften von einer kaum glaublichen Leidenschaftlichkeit und der Kaiser wurde darin ganz unumwunden als Usurpator geistlicher Macht und Lügenprophet bezeichnet. Sein Streben ging dem gemäß auch einfach dahin, diese Secte zu vernichten. Im „Reglament" war namentlich dafür gesorgt, daß kein Anhänger der Altgläubigen und ihrer Lehren sich als Priester in die herrschende Kirche einschleiche. So wird vorgeschrieben, jeder Candidat solle, ehe er die Weihen erhält, öffentlich in der Kirche die Gemeinde der Altgläubigen verfluchen und sich eidlich verpflichten seinem Bischof Anzeige zu machen, wenn und wo er heimliche Altgläubige entdeckt. Schwere Strafen drohen dem Priester, der sich von den Raskolniks bestechen läßt, ihr Dasein verheimlicht, ihre Kinder nur zum Schein zur Taufe annimmt und ungetauft zurücksendet — Dinge, die, beiläufig bemerkt, noch heute geschehen wie zur Zeit Peters des Großen. — Wer einen solchen Priester anzeigt, erhält ein Drittheil oder selbst die Hälfte des confiscirten Vermögens als Belohnung. Auch wußte der Kaiser sehr gut, wie der bei weitem größte Theil der russischen Mönche selbst der herrschenden Kirche gesinnt war, und daß fanatische gegen seine Reformen und seine Person gerichtete Schriften auch aus ihren Zellen hervorgehen konnten. Deshalb

erging eine Verordnung, die auf den ersten Blick sehr seltsam scheint — vermöge deren nämlich den Mönchen untersagt war, in ihren Zellen Schreibmaterialien zu haben. Die Vorgesetzten der Klöster, die einzelnen Mönchen ausnahmsweise dergleichen zu haben gestatteten, wurden verantwortlich für den Gebrauch, den die Begünstigten von Tinte und Papier machten.

Gegen die Raskolniks selbst wurden besonders gegen das Ende der Regierung Peters sehr strenge Gesetze erlassen. So erfolgte zu Anfang des Jahres 1724 (11. Februar) der Befehl, dem zufolge die Raskolniks sich nicht, gleich anderen Leuten, frei im Lande bewegen durften. Es wurde ihnen verboten die Bezirke zu verlassen, in denen sie einheimisch waren; sie durften sich an keinem anderen Ort aufhalten. Und wenige Monate später (4. Juni 1724) verfügte ein kaiserlicher Ukas, daß die Raskolniks alle Abgaben doppelt zu zahlen hätten und daß sie von den Gerichten nur in Streitsachen unter sich als gültige Zeugen zugelassen werden könnten. In allen anderen Rechtssachen sollte ihr Zeugniß ungültig sein.

Wie das durch Peters des Großen gesammtes Streben bedingt wurde, waren natürlich die Altgläubigen unter allen Religionsformen allein unterdrückt und verfolgt. Nur sie standen diesem Streben unbedingt feindlich gegenüber. Allen Fremdgläubigen dagegen war freie Religionsübung in Rußland gesichert. Nur einzelne Ausnahmen wurden auf besondere Veranlassung verfügt. So blieb Rußland den Juden verschlossen, deren unheilvolle Thätigkeit man in dem benachbarten Polen vor Augen hatte — und die Jesuiten wurden (1719) aus dem Reich verbannt; fünf Jahre später auch die Franziskaner.

Inzwischen hatte ein unglückliches Ereigniß neue Anordnungen in Beziehung auf die Thronfolge nothwendig gemacht. Peters jüngerer Sohn, dem Rußland bereits gehuldigt hatte, war gestorben und seltsamer Weise blieb der Kaiser dabei, seinen nunmehr zehnjährigen Enkel, den Sohn des Großfürsten Alexey, den Prinzen Peter Alexeyewitsch, den nach allgemeinem europäischem Gebrauch rechtmäßigen Erben, von der Thronfolge auszuschließen. Der hatte, nach seiner Ansicht, als der Sohn eines Verurtheilten und Enterbten, der ihm keinen Anspruch hinterlassen konnte, kein Recht auf die Krone.

Schon als er seinen Sohn Alexey ausschloß, hatte der Kaiser sich auf einen wenige Jahre früher (1714) erlassenen Ukas berufen, dem zufolge in den adeligen Familien Ein Sohn allein die liegenden Güter des Hauses (namentlich den Lehnbesitz, Pomestie) erben sollte und dem Vater die Befugniß zustand zu bestimmen, welcher seiner Söhne dieser Erbe sein solle. Jetzt, in dem vielgenannten Manifest vom 5. Februar 1722, ging der Kaiser noch einen bedeutsamen Schritt weiter und hob eigentlich jedes Erbrecht auf die Krone vollständig auf, indem er sich selbst oder vielmehr

ganz im Allgemeinen dem Kaiser von Rußland die Befugniß beilegte seinen Nachfolger zu ernennen. Es war dabei nicht einmal gesagt, daß die Wahl eines Nachfolgers etwa auf die Angehörigen des kaiserlichen Hauses beschränkt bleiben solle.

Der Kaiser erinnert in diesem Manifest an die bösen Absichten seines Sohnes Alexey, deren Ausführung nicht etwa durch seine Reue, sondern nur durch die Gnade Gottes verhindert worden sei. Den Grund dieses Uebels, von dem Rußland bedroht war, sieht dann das Manifest in der „alten Gewohnheit", daß man die Nachfolge dem ältesten Sohn zuwendet. Weil Alexey sich als einziger Sohn der Thronfolge gewiß glaubte, wollte er sich der väterlichen Zucht nicht unterwerfen. „Nun wissen wir aber nicht, aus welchen Ursachen diese böse Gewohnheit so festgesetzt worden ist. Denn wir sehen ja nicht allein unter Menschen, daß verständige Eltern hierin eine Aenderung getroffen haben, sondern wir finden dergleichen Beispiele auch in der heiligen Schrift." Als ein solches wird Isaak angeführt, der seinem jüngsten Sohn die Erbfolge zuerkennt. Dann beruft sich das Manifest auf die Geschichte Rußlands, in der es an ähnlichen Beispielen nicht fehle, namentlich auf Iwan den Schrecklichen, der erst, mit Uebergehung seiner Söhne, seinen Enkel Dmitry zum Erben des Reichs ernannt, dann diese Ernennung wieder zurückgenommen habe, um seinen (jüngeren) Sohn Wassily als Thronfolger krönen zu lassen. Ferner wird des Gesetzes gedacht, das den Eltern gestattet denjenigen unter ihren Söhnen frei zu wählen, der allein die liegenden Güter erben solle, damit das Haus nicht durch unwürdige Erben zu Grunde gerichtet werde. Der Kaiser aber sei vor allem verpflichtet dafür zu sorgen, daß das Reich unversehrt bleibe. „Derohalben haben wir für gut befunden durch gegenwärtige Verordnung festzustellen, daß es jederzeit in des regierenden Landesherrn Willkür stehen soll, nicht allein die Succession wem er will zuzuwenden, sondern auch den bereits designirten Successoren, wenn er einige Untauglichkeit an ihm bemerkt, wieder zu verändern, damit Unsere Kinder und Nachkommen dadurch im Zaum gehalten und abgeschreckt werden in dergleichen Gottlosigkeit zu verfallen." Allen Unterthanen des Reichs wird befohlen diese Verordnung in der Weise zu beschwören, daß ein jeder, der dagegen handeln würde, dem Kirchenbann und der Todesstrafe verfallen solle.

Sie wurde auch ohne Weiteres zu Moskau von allen Geistlichen und Beamten und einer großen Anzahl Adeliger in dem angedeuteten Sinn beschworen. Merkwürdiger aber als dieser Act und selbst als das Manifest ist eine auf des Kaisers Verlangen von Feofan Prokopowitsch verfaßte Schrift, die das neue Gesetz ausführlicher rechtfertigen sollte.

Sie führt den Titel: „das Recht des Monarchen-Willens" und geht in der „an den treuherzigen Leser" gerichteten Einleitung von dem Satz aus, daß die neue Thronfolgeordnung des Kaisers einer Rechtfertigung durch gelehrte und philosophische Erörterung eigentlich gar nicht bedarf —:

„denn die vom Selbstherrscher dem Volk gegebenen Gesetze erbitten nicht den Gehorsam der Unterthanen als einen freiwilligen, — sie fordern, sie erzwingen ihn als einen schuldigen und nicht blos durch die Furcht vor dem Zorn des Herrschers, sondern auch vermöge der Furcht vor dem Zorn Gottes." — Das Buch ist, so wird weiter erklärt, dem ungeachtet geschrieben, weil es in Rußland unruhige Köpfe giebt, die vom Geist des Widerspruchs getrieben, keine Verfügung der regierenden Gewalt loben wollen. Von solchen Leuten ist in Rußland das Unkraut des Aufruhrs gesäet worden; sie haben bewirkt, daß die Fremden eine schlechte Meinung von den Russen hegen, ihre Ergebenheit gegen den Herrscher für erheuchelt, ihren Gehorsam als ein Ergebniß der Furcht nicht des Pflichtgefühls, für einen knechtischen, nicht für einen kindlichen halten. So soll denn dieses Buch alle Zweifel heben und alle falschen Urtheile beseitigen.

Die Thronfolgeordnung des Kaisers wird ein Schutzmittel genannt, geeignet glückliche Zustände herbeizuführen, unglückliche abzuwehren. Feofan beruft sich auf das elterliche Recht; aus dem Gesetz der Natur, das den Eltern Herrschaft verleiht und Pflichten auferlegt, ergiebt sich das Recht des Vaters und der Mutter einen ungehorsamen Sohn zu strafen, seine bösen Sitten zu bändigen, ihn in wichtigen Fällen zu enterben. Das ist Naturrecht, nie bezweifelt und vielfach bestätigt durch die positiven Gesetze verschiedener Völker.

Als Beweis dieser Bestätigung werden zuvörderst einhundert und fünfzehn Stellen aus den Novellen des Justinianeischen Codex angeführt und nachgewiesen, daß sie vierzehn verschiedene Fälle als solche bezeichnen, durch welche die Eltern berechtigt werden, einen Sohn zu enterben. Dann werden Beispiele aus den Schriften des Alten Testaments beigebracht; Beispiele von Adoption aus dem Sueton, Prokop, Cassiodor, Livius, wieder aus dem Alten Testament und dem Codex Justinians. Das Recht der Eltern ihre Kinder zu strafen wird aus dem Hugo Grotius erwiesen, aus den Gesetzen des alten Griechenlands und Roms, aus den Reden Ciceros.

Von dem allgemeinen Recht der Eltern geht dann Feofan auf die besondere väterliche Gewalt der herrschenden Landesfürsten über, die er viel höher stellt, viel umfassender achtet, indem er von dem Satz ausgeht: „Der selbstherrschende regierende Landesfürst ist nicht dem unterworfenen Volk, sondern auch seinen Kindern gegenüber regierender Herr (Gossudar); er hat Macht über sie als ihr Vater; er hat Macht über sie als ihr regierender Herr." Feofan fügt eine Definition hinzu, die aus den Werken des Hugo Grotius entlehnt ist: „Die höchste — die souverain genannte — Macht ist diejenige, deren Handlungen keiner anderen Macht untergeben sind, so daß sie etwa durch den Willen eines anderen Menschen aufgehoben werden könnten; indem ich sage eines Anderen, nehme ich dadurch schon denjenigen selbst aus, dem die souveraine Macht zusteht;

ihm steht es frei, seinen Willen zu ändern." Es werden dann, diesen Satz zu bestätigen, sowohl philosophische Gründe dafür, als auch Zeugnisse der heiligen Schrift, der Kirchenväter und der byzantinischen Juristen beigebracht, es werden aber auch die Pflichten des Landesherrn — oder vielmehr jeder Regierung überhaupt — berührt und Gerechtigkeit und Sorge für das allgemeine Wohl werden unter ihnen oben an gestellt. Diese Pflichten bleiben dieselben, welcher Art auch die Regierung sein mag, gleichviel ob sie eine Demokratie ist, eine Aristokratie, eine Monarchie oder Selbstherrschaft, eine erbliche oder Wahl-Monarchie.

Was aber den Ursprung der souverainen Macht betrifft, fügt Feofan hinzu: „aus dieser Verschiedenartigkeit der Regierungsarten geht hervor, daß jede Regierungsform (welcher Art sie auch sei) und selbst die erbliche Monarchie, ihren Ursprung immer in der Zustimmung des Volks hat, stets nach dessen, von der Vorsehung geleitetem Willen." Selbst die durch Eroberung, durch äußere Gewalt gegründete Monarchie sieht er als doch eigentlich durch den Willen des Volks geschaffen oder doch berechtigt an —: „das Volk selbst giebt durch seine gutwillige Unterwerfung seinen dahin neigenden Willen zu erkennen."

In allen Fällen aber liegt in der Gründung einer souverainen Macht selbstverständlich ein Verzicht des Volks auf jede weitere Uebung seines freien Willens. Nur in der Wahl-Monarchie kehrt bei jeder Erledigung des Throns die Freiheit der Wahl zu (dem ursprünglichen Souverain) dem Volk zurück. In der Erbmonarchie dagegen bleibt der Verzicht des Volks auf den eigenen Willen bei jedem Personenwechsel auf dem Thron gültig und es ist mithin zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. Es hat dem Recht entsagt die Handlungen seines Fürsten zu beurtheilen, oder zu richten und dem Fürsten irgend etwas vorzuschreiben; es hat folglich auch Denjenigen als Thronfolger anzuerkennen, den der regierende Landesfürst als solchen bezeichnet.

Aber der Landesherr kann sterben, ohne ausgesprochen zu haben, wen er zum Nachfolger bestimmt; wie dann? — In diesem Fall muß das Volk zu errathen suchen, wen der verstorbene Herr wohl vorzugsweise zum Thronerben erwählt haben würde und um in dieser Wahl nicht fehl zu gehen, soll das Volk darauf achten, welches Wesens, welcher Gemüthsart der verstorbene Landesherr war, und ob er seine Kinder mit gleicher Zuneigung liebte oder nicht. In letzterem Fall soll derjenige seiner Söhne, den er vorgezogen hat, als Thronfolger anerkannt werden, in ersterem derjenige, der dem Vater in Art und Wesen und Neigungen am meisten gleicht. Dasselbe gilt von den Töchtern, wenn keine Söhne da sind, oder von nahen Seitenverwandten.

Nur in dem Fall, wenn die herrschende Dynastie ganz ausstirbt und der letzte Fürst des Stammes ohne Testament stirbt und ohne jemanden

zum Nachfolger bestimmt zu haben, kehrt der in die Hände des Monarchen gelegte freie Volkswille wieder zu dem Volk zurück.

Die Frage, ob die erbliche oder die Wahlmonarchie besser sei, wird im Lauf des Werks natürlich zu Gunsten der ersteren entschieden und zuletzt wird der Einwurf widerlegt, der daher entnommen werden könnte, daß ein solches Gesetz neu in Rußland sei. Hier beruft sich nun der Verfasser nicht auf die von ihm selbst angeführten Beispiele aus der russischen Geschichte, aus denen sich allenfalls erweisen ließ, daß die Bestimmungen der neuen Thronfolgeordnung gerade in Rußland wenigstens nicht ganz unerhört waren. Es scheint ihm vielmehr die Gelegenheit erwünscht, den Neuerungen überhaupt das Wort zu reden. Er verweist darauf, daß die Beziehungen „alt" und „neu" sich auf die Zeit beziehen, über den Werth oder Unwerth der Dinge aber gar nichts besagen; das Uebel sei ein Uebel, wenn auch alt. „Vernünftig sind der Mensch und das Volk, die sich nicht schämen, das Gute von Anderen und Fremden anzunehmen; unvernünftig diejenigen, die das Einheimische, auch wenn es schlecht ist, nicht aufgeben, das Fremde, auch wenn es gut ist, nicht annehmen wollen."

Peter der Große hatte diese Schrift veranlaßt und gebilligt; er spricht gewissermaßen selbst aus ihr zu uns; das ist, was sie vor allem merkwürdig macht. Da tritt nun besonders, fast überraschend hervor, daß Feofan, und mit ihm der Kaiser selbst, so unerreichbar hoch er auch die Selbstherrschaft stellt, doch kein göttliches Recht für sie in Anspruch nimmt. Er sieht den Ursprung aller souverainen Macht in einer anfänglichen, zuerst gegebenen Volkssouverainität, wie man heutzutage sagen würde. Die höchste Gewalt ist durch das Volk von dem Volk auf den Selbstherrscher übertragen.

Um den Kaiser ganz zu verstehen, müssen wir noch einige Aeußerungen zu Hülfe nehmen, die unmittelbar von ihm selbst herrühren. So erklärt er zwar im Kriegsreglement: „Seine Majestät ist ein selbstherrschender Monarch, der von seinen Handlungen niemanden auf Erden Rechenschaft zu geben hat, sondern die (berechtigte) Macht besitzt, seine Staaten und Länder als christlicher Landesherr nach seinem Willen und Ermessen zu verwalten."*) — Daneben steht dann in der rechtfertigenden Einleitung zu einem seiner Ukase die naive Erklärung —: „Unser Volk ist wie die Kinder, die das Lernen nicht lieben und nicht an das ABC gehen, wenn sie nicht von ihrem Lehrer dazu gezwungen werden; denen die Sache anfangs betrübt scheint, die aber danken, wenn sie erst etwas gelernt haben und zur Einsicht gelangt sind; das geht aus allem hervor, was sich gegenwärtig begiebt. Ist nicht Alles mit Zwang geschehen? — und

*) Gesetzsammlung (Swod) V, No. 3006.

doch hört man schon Dank für Vieles, das bereits seine Früchte getragen hat.*)

Nach des Kaisers Ansicht war die Selbstherrschaft, wie er sie besaß und übte, ihm (d. h. seinen Rechtsvorfahren) ursprünglich von der Nation übertragen, natürlich in ihrem Interesse. Sie war ihrem Wesen nach unbedingt, unumschränkt und unverantwortlich und mußte unter den obwaltenden Umständen so und nicht anders sein; das war ihr Recht. Ihrer Bestimmung nach aber war sie eine dienende Macht, ihre Aufgabe die Größe und Wohlfahrt des Reichs zu fördern; sie war ein Mittel diesen gegebenen — nicht willkürlichen — Zweck zu erreichen.

Neuere russische Schriftsteller haben seit den Ereignissen, die unheilvoll bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus hervortraten, wiederholt klagend darüber gesprochen, wie viel Unheil Peters des Großen Thronfolgegesetz über Rußland gebracht habe; sie wollen in diesem Gesetz den Grund der vielfachen Palastrevolutionen — der vielen gewaltsamen Auftritte und revolutionairen Versuche anderer, das Wesen der Regierung, nicht blos die Personen berührender Art sehen, die seither fast bei jeder Thronveränderung zum Vorschein gekommen sind. Wer einen unbefangenen Blick auf die Geschichte Rußlands wirft, kann aber diese Ansicht kaum theilen. Die Klage setzt voraus, daß in Rußland eine unzweifelhaft feststehende Tronfolgeordnung bestanden und tief und ernst im Rechtsbewußtsein des Volks gewurzelt habe, so daß ihre thatsächliche Beobachtung eben dadurch gesichert gewesen sei; daß Peters neuernde Verfügung nicht nur ein sicher begründetes Recht aufgehoben, sondern auch dessen Grundlage im Bewußtsein der Nation zerstört habe. Dabei wird wohl die Macht, die Tragweite eines kaiserlichen Gebots gar sehr, ja in seltsamer Weise überschätzt; man scheint dabei zu vergessen, daß die Ueberzeugungen der Menschen außer dem Bereich der kaiserlichen Befehle liegen. Hätte es eine so bestimmte, auf solcher Grundlage ruhende Thronfolgeordnung gegeben, ein solches feststehendes Rechtsbewußtsein, so konnte wenigstens dieses gewiß nicht durch einen einfachen Befehl für immer beseitigt werden. Die Voraussetzungen, von denen die Klage ausgeht, sind eben irrig. Es war in der That nicht mehr vorhanden, als das Bewußtsein, daß die Regierung dem kaiserlichen Hause gebühre; die Vorstellungen von den Einzelnheiten des Erbrechts waren, wie wir bereits mehrfach nachgewiesen haben, so unbestimmt, daß man auch schon die Wittwe eines Zaren in Ermangelung der Kinder als seine natürliche Erbin angesehen hatte. Daß der Zar das Recht habe, einen Sohn zu enterben, in ein Kloster oder auf Lebenszeit in ein Gefängniß zu sperren, selbst hinrichten zu lassen, das hätte wohl auch ohne Manifest kaum jemand in Rußland bezweifelt. — Diesen herr-

*) Gesetzsammlung VII, Nr. 4345, § 2.

schenden Vorstellungen entsprechend war es, wie nicht vergessen werden darf, auch vor den Zeiten des Manifests nicht selten in Beziehung auf die Thronfolge ziemlich unregelmäßig und willkürlich hergegangen; auch im Hause der Romänows. Peter selbst war keineswegs in durchaus regelrechter Weise bei Lebzeiten seines älteren Bruders auf den Thron gelangt. Er hatte mit den Ansprüchen seiner Schwester Sophia zu kämpfen gehabt, die sehr schlecht oder vielmehr gar nicht begründet, aber dennoch mächtig und furchtbar waren. Diese Ansprüche hatten sich keineswegs an irgend einem Rechtsbewußtsein des russischen Volks gebrochen; Peter hatte sich ihrer vielmehr, nicht unbedingt von den Russen unterstützt, nur mit Hülfe der fremden Offiziere und Truppen in seinen Diensten erwehren können. So führt denn ein Blick auf die Geschichte Rußlands wohl zu der Ueberzeugung, daß dieses Thronfolgegesetz nicht einen so tief eingreifenden Einfluß auf die Geschicke Rußlands geübt hat, wie jene Klagen annehmen; daß vielmehr die Dinge dort unter allen Bedingungen im achtzehnten Jahrhundert ungefähr denselben Verlauf genommen hätten. Die Schicksale der Völker werden überhaupt nicht in der Weise durch das bestimmt, was irgendwo geschrieben steht; am wenigsten in Rußland, wo das geschriebene Gesetz, in dem der Wille eines verstorbenen Machthabers niedergelegt ist, zu der Zeit dem Willen des lebenden Fürsten gegenüber, der eben die Macht in Händen hatte, sehr wenig wog.

In einer Beziehung steht übrigens das Manifest im Widerspruch mit dem Werk Feofans, und zwar berührt der Widerspruch einen in dem Augenblick grade sehr wesentlichen Punkt, so daß man glauben muß, Feofan sei zur Zeit doch noch nicht ganz in Peters Plane eingeweiht gewesen. Seine Schrift setzt voraus, daß die Wahl eines Nachfolgers immerdar auf die Mitglieder des kaiserlichen Hauses beschränkt bleiben werde; nur für den Fall, daß die herrschende Dynastie ganz ausstürbe, wird angenommen, daß der sterbende Kaiser einen seinem Hause fremden Nachfolger ernennen könnte. Das Manifest dagegen nimmt für den regierenden Landesherrn das Recht in Anspruch ganz ohne Einschränkung, wen er will zum Nachfolger zu ernennen.

Diese Wendung war aber gewiß mit gutem Bedacht gewählt, denn daß der Kaiser zu der Zeit die Absicht hatte seinen Enkel und seine eigenen Töchter wie die seines Bruders zu übergehen, um die lettische Bäuerin, die seine Gemahlin geworden war, zur Nachfolgerin zu ernennen, daran ist nicht wohl zu zweifeln. Sehr Vieles deutet darauf.

Peter ließ seine Gemahlin zu Moskau in der Kathedrale (am 7. Mai 1724) feierlich als Kaiserin krönen. Der Erzbischof von Nowgorod, Feodosiy Janowsky, segnete sie, sprach die Gebete und überreichte ihr den Reichsapfel; der Kaiser selbst setzte ihr die Krone auf, wie um zu zeigen, daß nur sein Wille sie zur Kaiserin machte — das Scepter aber, das Symbol der gegenwärtigen Macht, gab er auch nicht für den Augenblick aus der

Hand. Feofan Prokopowitsch schloß die gottesdienstliche Feier mit e
ergreifenden Rede.

Die neue Kaiserin mit größerem Glanz zu umgeben, wurde am T
ihrer Krönung eine eigene Leibwache für sie gebildet; die Chevalier-Ga
damals eine Schaar von sechzig jungen Edelleuten aus vornehmen Häus
Die eigentliche Bedeutung der Feier aber hatte der Kaiser, wie Bass
berichtet, am Vorabend des festlichen Tages im Hause eines engli
Kaufmanns Thomson ausgesprochen. Er war da begleitet von
Kanzler Golowkin, den Erzbischöfen von Nowgorod und Pskow (Fe
Prokopowitsch) und mehreren Senatoren zur Abendmahlzeit eingekehrt
äußerte während des Mahls: die Krönung sei mehr als eine Ceremo
sie solle der Gekrönten das Recht verleihen zu regieren; sie, die das R
bei seinem Leben am Pruth gerettet habe, verdiene dieses Reich auch
seinem Tode zu beherrschen und von ihr könne er erwarten, daß sie
Anstalten aufrecht erhalten und das Reich beglücken werde.

Drittes Capitel.

Peters Rangordnung; — Gründung der Petersburger Akademie der Wissenschaften; — Peters vorzeitiger Tod.
Katherina I. durch Menschikow auf den Thron erhoben; — Feodosiy Janowskys Ende; — Deviers angebliche Verschwörung; — Katherinas Tod, ihr angebliches Testament. Peter II.; — seine Verlobung mit Marie Menschikow; — Menschikows Sturz; — die Herrschaft der Dolgorukys; — Uebersiedelung nach Moskau; — Peters II. früher Tod.

Die letzten Lebens- und Regierungsjahre Peters des Großen waren besonders reich an Neugestaltungen mancher Art, unter denen namentlich die am Hof und in der Regierung eingeführte neue Rangordnung eine bedeutende Stelle einnimmt.

Der Kaiser hatte unter den Angehörigen der alten Bojarenhäuser nur wenige für seine Zwecke brauchbar gefunden; nur den Kanzler Golowkin, die Feldmarschälle Scheremétiew und Galitzyn und wenige Andere, unter denen dann auch noch keiner außer allenfalls Scheremétiew irgend hervorragend war. Im Wesentlichen mußte er sich auf Fremde stützen und auf befähigte Leute, die er unter den Russen geringen Standes zu finden wußte. Unter jenen waren in der ersten Zeit Le Fort und Patrik Gordon von Bedeutung; später Ostermann, der Sohn eines westphälischen Landgeistlichen, der Schotte Bruce, der Pole Jaguzynski, ein Villebois, der Portugiese Devier und Andere, zuletzt der Oldenburger Münnich. Unter den Emporkömmlingen, die nur des Kaisers Wille zu etwas machte, waren Menschikow, bekanntlich der Laufbursche eines Pastetenbäckers und der Ladendiener, später Baron Schafirow die ausgezeichnetsten.

Der Kaiser scheint wohl erkannt zu haben, daß er diese Männer seiner Wahl nicht unter die alten Fürsten und Bojarensöhne als ihres Gleichen einreihen konnte. Da es nicht in seiner Macht stand, sie dazu zu machen, suchte er sich zunächst dadurch zu helfen, daß er sie zu etwas mehr machte. Er ließ Menschikow zu Wien zum deutschen Reichsfürsten ernennen und dadurch über die russischen Fürsten stellen. Doch erkannte er später die Nothwendigkeit eine allgemeine neue Rangordnung einzuführen, die einerseits geeignet wäre den Unterschied zwischen Emporkömmlingen und den Leuten aus vornehmem Geschlecht ganz zu verwischen, andererseits

die reichen Russen von altem Hause zwänge, ihrer altgewohnten Trägheit zu entsagen, etwas zu lernen und zu arbeiten, vor allem sich dem neuen Regierungs- und gesellschaftlichen System anzuschließen, wenn sie in der offiziellen Welt etwas sein und gelten wollten.

Das geschah durch die Eintheilung aller Civil- und Militärämter in vierzehn Rangclassen, die den Stufen der militärischen Hierarchie angepaßt waren, so daß in der ersten der Kanzler neben dem Feldmarschall, in der letzten neben dem Fähnrich ein Collegien-Registrator genannter Civilbeamter stand. Dem Adel, als solchem, blieb nur das Vorrecht, daß er wie bisher allein Landgüter mit Leibeigenen besitzen durfte, und es wurden ihm einige Erleichterungen beim Eintritt in den Dienst bewilligt; an sich aber gewährte die Geburt keinen Rang, keinen Zutritt bei Hof; hier hatte nur der Rang im Dienst Geltung; hoffähig waren nur die vier ersten Rangclassen (die Generalität und die entsprechenden Civilclassen, Kanzler, Geheimerath, wirklicher Staatsrath) — und der Weg zu diesen Classen stand jedem Freigeborenen offen — ja selbst dem Leibeigenen, wenn er Soldat wurde, und sich zum Offizier aufdiente. Mit der zwölften Classe war der persönliche, mit der achten (Major) der erbliche Adel gewonnen.

Eigenthümlich war dabei, daß zwar in der Militär-Hierarchie Rang und Amt identisch waren und auch in der Folge blieben, so daß die Benennung des Offiziers nach dem Rang auch das Amt aussprach, das er bekleidete, nicht aber mit derselben Folgerichtigkeit im Civildienst, obgleich der Kaiser auch hier ein solches Zusammenfallen von Amt und Rang beabsichtigt hatte. Es waren auf diesem Gebiet sehr viele und sehr verschiedenartige Aemter in eine und dieselbe Classe einzureihen und da eine jede der vierzehn Rangclassen doch eine bestimmte Benennung haben sollte, mußten deren ziemlich willkürliche sein, die in vielen Fällen unabhängig waren von dem wirklichen Amt, dessen ein jeder waltete. Vermöge einiger Veränderungen des Systems, die unter Peters Nachfolgern eingeführt wurden, kam es dahin, daß Rang und Amt gesonderte Begriffe wurden und innerhalb gewisser Grenzen sogar unabhängig von einander. Das wirkliche Amt setzte wohl einen entsprechenden Dienstrang voraus, aber es gewährte an sich keinen und wurde, wie man sich in den Kanzleien ausdrückt, als ein Commissorium, als ein zeitweiliger Auftrag betrachtet.

Diese eigenthümliche Ordnung der Dinge, die einigermaßen an das chinesische Mandarinenthum erinnert, konnte in Rußland leichter als vielleicht anderswo Wurzel fassen, weil sie bis auf einen gewissen Grad schon durch die früheren Zustände vorbereitet war. Hatten sich doch schon unter den moskauischen Fürsten selbst die ehemaligen Theilfürsten gewöhnt, ihre Ansprüche nur auf die Dienstehren ihres Hauses zu gründen; nur daß sie dabei auch den Dienstrang ihrer Vorfahren mit in Anschlag brachten und auf diese Weise einen Geburtsadel bilden wollten, der, aus dem Dienst

hervorgegangen, ein ausschließliches Anrecht auf alle höheren Stellungen im Dienst haben sollte. — Dieses schon sehr erschütterte aristokratische Element wurde jetzt gänzlich aus den russischen Verhältnissen getilgt.

Wie bekannt machte Peter der Große auch mit seinen Emporkömmlingen sehr trübe Erfahrungen. Sie waren sehr brauchbare Leute, aber sie zeichneten sich ohne Ausnahme auch durch eine elende Niedrigkeit der Gesinnung, eine unersättliche Habgier und die treuloseste Unredlichkeit aus; Menschikow vor allen. — Der Kaiser wußte das; er verachtete diese Menschen, er strafte sie mit Strenge, er verschonte sie auch mit körperlichen Mißhandlungen nicht; aber er mußte sie dennoch wieder brauchen. Bessere waren nicht zu finden.

Vor allem aber beschäftigte den großen Kaiser während dieser letzten Jahre die Sorge um Alles, was in Rußland Kenntnisse und Bildung verbreiten konnte. Nicht allein, daß er stets bemüht war Gelehrte aus der Fremde herbeizuziehen — daß er fort und fort eine stets wachsende Zahl junger russischer Edelleute mit dem Auftrag sich für ein bestimmtes Fach zu bilden, in die Fremde sendete: er war auch darauf bedacht wissenschaftliche Anstalten in Rußland selbst, vor allem in Petersburg zu gründen.

Auch in dieser Beziehung ging die Sorge für das Kriegs- und Seewesen, dem ganzen Zuschnitt der Zeit gemäß, jeder anderen vor; Admiralitätsschulen, eine Seeakademie, eine Ingenieurschule waren unter den ersten Schöpfungen dieser Art; doch wurden bald auch in allen Eparchien Schulen eingerichtet, die, aus den Einkünften der Klostergüter unterhalten, bestimmt waren der rohen Unwissenheit der Geistlichen zu steuern. — Elementarschulen waren schon früher (1714) in allen Provinzen gegründet, Zöglinge der Admiralitätsschulen sollten an ihnen als Lehrer walten und allen Beamten wurde befohlen ihre Kinder vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahr in diese Schulen zu schicken. Zu welchen Mitteln der Kaiser greifen mußte, um seinen Zweck zu erreichen, das geht unter anderem auch aus dem Ukas vom 6. April 1722 hervor, dem zufolge Edelleute, die weder lesen und schreiben, noch sich in einer fremden Sprache ausdrücken lernten, ihre Standesrechte verloren. Diejenigen unter ihnen, die sich mit Unfähigkeit entschuldigen wollten, sollten genau geprüft werden.

Endlich wurde auch zu Petersburg (1724) mit einem für die damalige Zeit bedeutenden Aufwand von Mitteln eine Akademie der Wissenschaften errichtet. Ihre Einrichtungen hatten viel Eigenthümliches, das durch die besonderen Umstände geboten schien, namentlich sollte diese der Pflege der Wissenschaften gewidmete Anstalt zugleich in gewissem Sinn die Stelle einer Universität vertreten; die aus der Fremde berufenen Gelehrten sollten auch Lehrbücher schreiben, Vorträge halten und namentlich jüngere Leute — „Adjuncte" der Akademiker — zu künftigen akademischen Gelehrten heranbilden. — Auch ein Gymnasium sollte mit der Akademie

in Verbindung stehen. Doch wurde der Zweck nur halb erreicht. Die Akademie leistete viel für die Wissenschaft, im Besonderen für die Kenntniß Rußlands und seiner Geschichte; für die Verbreitung von Bildung und Kenntnissen im Lande konnte sie nur wenig thun. Die Gelehrten waren Fremde, die ihre Vorträge nicht in russischer Sprache halten konnten und sie noch weniger dem damaligen Bildungsgrad der Russen anzupassen verstanden. Andererseits fehlte es an Schülern, die genügend vorbereitet gewesen wären, um ihren Vorträgen folgen zu können.

Inmitten dieser rastlosen und gehaltreichen Thätigkeit überraschte den großen Kaiser ein früher Tod (8. Februar/28. Januar 1725). Er starb! — und niemand wußte zu sagen, wer nach ihm die Krone tragen sollte. Er war nicht auf den Tod gefaßt gewesen, hatte kein Testament entworfen, seinen Willen nicht in officieller Form kund gethan. Daß er noch vor wenigen Monaten willens gewesen war seine Gemahlin Katherina zur Nachfolgerin zu ernennen, konnte kaum bezweifelt werden, aber seit der feierlichen Krönung dieser Frau hatte sich Vieles geändert. Peter hatte eine Untreue entdeckt, die sie sich zu Schulden kommen ließ; er hatte ihren Geliebten, den Kammerherrn Mons, und Alle, die um diese Intrigue wußten, mit der furchtbarsten Strenge bestraft und sich eine Zeit lang mit dem Gedanken beschäftigt, auch die Kaiserin zu vernichten; er hatte ihr gedroht — und ging auch diese Gefahr an ihr vorüber, so wurden doch ihre Hofhaltung, ihre Ausgaben auf das Aeußerste beschränkt; es sah nicht mehr darnach aus, als ob ihr das Scepter bestimmt sei.

Dagegen hatte er zu gleicher Zeit die lange aufgeschobene Verlobung seiner schönen Lieblingstochter Anna Petrowna mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gotorp beschleunigt; — er hatte diesem Prinzen, der bestimmt schien seinem Protector Einfluß und den künftigen Kaisern Rußlands festen Fuß im deutschen Reich zu verschaffen, vorläufig die glänzende Stellung eines kaiserlichen Statthalters in den Ostseeprovinzen Liefland und Ehstland bereitet —: die naheliegende Vermuthung war, daß er dieser Tochter die Krone bestimmt habe.

Wie Bassewitz berichtet, ließ sie der Kaiser zu sich bescheiden als er den Tod nahen fühlte; er versuchte zu schreiben und zeichnete mühsam die Worte: „übergebt Alles —", da versagte die Hand den Dienst. Als die Tochter nahte, war er sprachlos.

Und ganz in dem Geist, den die Tataren in Rußland großgezogen hatten, kümmerte sich niemand mehr um den Willen des vor wenigen Stunden noch gefürchteten Herrn, so wie man ihn dem Tode verfallen sah. Mit seinem Leben waren seine Macht und die Furcht vor seiner Macht erloschen und einen anderen, edleren Grund des Gehorsams als eben diese Furcht gab es nicht.

Zwei Parteien standen einander gegenüber; die altrussisch gesinnten, innerlich seit lange grollenden russischen Großen und die Emporkömmlinge

und Fremden, die Peter der Große um sich geschaart hatte — und diese mußten sich im Besitz der Macht zu behaupten suchen, wenn sie nicht der größten Gefahr ausgesetzt sein wollten. Namentlich hatte Menschikow, dem von neuem Veruntreuungen der schwersten Art mit Recht zur Last gelegt wurden, das Allerschlimmste zu befürchten, da selbst ein ungegründeter Vorwand seinen Feinden genügt hätte, ihn zu vernichten.

An der Spitze jener ersten, altrussischen Partei standen vor allen die Fürsten Galitzyn und Dolgoruky, — ferner die Fürsten Kurakin, Trubetzkoy und Repnin — der Groß-Admiral Apraxin, die Verwandten der verstoßenen Zarin Eudoxia Lapuchin, die Salthkows, Verwandte der verstorbenen Gemahlin des älteren Bruders Peters, des Zaren Iwan Alexejewitsch, die Naryschkins, und viele andere alte Bojarenhäuser schlossen sich an. Diese Partei wollte den Enkel Peters des Großen, den Sohn des unglücklichen Zarèwitsch Alexey, den neunjährigen Großfürsten Peter Alexejewitsch, auf den Thron erheben. Nicht sowohl weil er in der That der rechtmäßige Thronerbe war, als weil sie während seiner Minderjährigkeit das Regiment zu führen, die Emporkömmlinge zu vernichten, alle Neuerungen rückgängig zu machen und das altrussische Wesen träger Rohheit und Unsitte wieder herzustellen hoffte, in dem den Leuten dieser Art so unendlich wohl gewesen war. Und wie sich, trotz aller knechtischen Unterwürfigkeit, schon öfter aristokratische oder vielmehr oligarchische Gelüste in den Bojarenhäusern geregt hatten, dachten sie auch jetzt wieder sich selbst und ihren Familien die eigentliche Regierungsgewalt als Bojarenrath bleibend zu sichern. — Die gesandtschaftlichen Berichte aus jenen Tagen bezeugen es ausdrücklich. Die Bojaren wußten jetzt mehr als früher von dem, was in der Fremde vorging, sie hatten erfahren wie der höhere schwedische Adel, der „Herrenstand", sich nach dem Tode Karls XII. in dessen verwaistem Königreich eingerichtet hatte, und das war ein Vorbild, das ihnen fortan wiederholt vorschwebte, wenn auch den meisten, bei sehr mangelhafter Kenntniß und geringer politischer Einsicht, in sehr unbestimmter Weise.

Die Gehülfen des Kaisers, Menschikow an ihrer Spitze, mußten zu ihrer eigenen Rettung darauf bedacht sein, der Kaiserin Katherina Nachfolge und Herrschaft zu sichern, so sehr sie den Russen verhaßt war, und Peters Reformen aufrecht zu erhalten. Sie gehörten sämmtlich zu den Richtern des Zarèwitschs. Weniger zahlreich und bedeutend als die Gegenpartei, hatten sie den großen Vortheil voraus, daß die Regierung, die Werkzeuge der Macht wesentlich in ihren Händen waren. Der Fürst Repnin war zwar seit kurzem Oberbefehlshaber der Armee — die Garden aber und die Besatzung von Petersburg, auf die es zunächst ankam, standen unter Menschikows Befehlen.

Noch athmete der Kaiser und schon suchten beide Parteien ihre Maßregeln zu treffen, um ohne ihn über seine Krone zu verfügen. Die Altrussen hatten sich bereits in ihren Berathungen von der Nothwendigkeit

überzeugt, Katherina und ihre beiden Töchter ins Kloster zu sperren. — Jaguzynski, von diesen Umtrieben unterrichtet, schlich sich zu Bassewitz, der nunmehr in holsteinischen Diensten stand, und bedeutete ihn, wenn er nicht am folgenden Tag mit dem Fürsten Menschikow zusammen am Galgen hängen wolle, müsse er schleunigst für seine eigene und der Kaiserin Sicherheit sorgen. Und Bassewitz säumte nicht; bald waren Menschikow, die namhafteren Offiziere der Garde und einige andere bedeutende Männer in einem Saal des Palastes versammelt. Bassewitz zog die Kaiserin von dem Sterbebett ihres Gemahls fort; da sei sie unnütz, in der Versammlung ihrer Getreuen aber könne ohne sie kein Beschluß gefaßt werden.

Sie wußte sich denn auch sofort zu fassen und sprach in Mitten ihrer zuverlässigen Freunde von dem Recht auf Nachfolge und Regierung, das ihr durch Krönung und Salbung verliehen sei — erklärte, wie Bassewitz berichtet, daß sie nicht die Absicht hege, den jungen Großfürsten Peter Alexejewitsch vom Thron auszuschließen, daß sie ihm vielmehr die Krone nach ihrem Tode zusichern wolle, und fügte Versprechungen von blendendem Glanz hinzu; Beförderung und Reichthümer wurden jedem verheißen, der sich treu erwiese. Es wurden sogar Wechselbriefe und Kostbarkeiten auf der Stelle unter die Anwesenden vertheilt. Doch waren mehrere unter ihnen ehrenhaft genug diese Gaben abzulehnen.

Die Kaiserin sprach zu bereits Ueberzeugten, die ohnehin wußten, auf welcher Seite sie den eigenen Vortheil zu suchen hatten. Günstig war dann auch namentlich, daß die Leitung der Kirche zur Zeit in den Händen derer lag, die sich laut und entschieden gegen das altrussische Wesen ausgesprochen, eine freiere Ansicht der kirchlichen Dinge gepredigt und an der Verurtheilung des Zarewitsch Alexey Antheil genommen hatten. Der Erzbischof von Nowgorod, Feodosiy Janowsky, der auch zugegen war, benutzte, wie Bassewitz bezeugt, nebenher den Augenblick, nahm sehr willig reiche Geschenke aus der Hand der Kaiserin an und legte dann unter Allen zuerst den Eid ab, die gekrönte Kaiserin auf dem Thron erhalten zu wollen — und alle Anwesenden folgten ohne Rückhalt oder Zögern dem Beispiele.

Menschikow, Bassewitz und der Cabinets-Secretair Makarow beriethen dann allein was zu thun wäre. Sie versicherten sich während der Nacht ganz in der Stille des Reichsschatzes und der Citadelle von Petersburg, was sehr leicht ausgeführt werden konnte, da Menschikow selbst Oberst des Preobrashenskyschen Garde-Regiments war, die Semenow'sche Garde aber unter einem persönlichen Feind Repnins und mehrerer Anderer unter den Altrussen, dem General Buturlin stand.

Die vornehmen Anhänger des Großfürsten Peter hatten vertraute Diener im kaiserlichen Palast verweilen oder Wache halten lassen, um sofort benachrichtigt zu sein, wenn der Kaiser geendet hätte. Als nun am folgenden Morgen (28. Jan./9. Febr.) die Kunde von dem so eben er

folgten Tode Peters durch die Stadt ging, eilten alle die Herren in den Palast. Aber schon hatte Menschikow die Garden ausrücken lassen. Sie waren in der Nähe aufgestellt. Im Vorzimmer fanden die Herbeieilenden zunächst den Holsteiner Bassewitz, der sofort auf Jaguzynski zueilte und ihm leise Worte sagte, die nicht verschwiegen bleiben, nur durch den Schein des Geheimnisses an Bedeutung gewinnen sollten. „Empfangen Sie jetzt den Lohn Ihrer gestrigen Dienste," sagte Bassewitz; „die Kaiserin hat sich des Schatzes und der Festung versichert; die Garden und der Synod sind ihr ergeben; von den Großen sind viele auf ihrer Seite, und selbst in dieser Versammlung hat sie mehr Freunde als Sie glauben. Rathen Sie den Anwesenden, wenn ihnen ihr Leben lieb ist, sich danach zu richten."

Jaguzynski theilte sofort seinem Schwiegervater, dem Kanzler Golowkin, mit, was er vernommen und was ihn schwerlich überrascht hatte; ihr Gespräch wurde überhört, wurde bekannt. Auf ein verabredetes Zeichen, das Bassewitz dadurch gab, daß er ein Fenster öffnete, verkündeten Trommelwirbel der Gesellschaft, daß sie von Truppen umgeben und in deren Gewalt sei, — und von dem Augenblick an wagte sich niemand mehr gegen Katherina auszusprechen. Nur der Fürst Repnin rief unwillig aus: was das bedeuten solle? wer sich unterfangen habe ohne sein Vorwissen den Truppen solche Befehle zu geben? — Aber auch er schwieg, als ihm Buturlin antwortete: „Das habe ich befohlen, mit Willen der Kaiserin, der jeder Unterthan den schuldigen Gehorsam leisten wird, Dich nicht ausgenommen."

Nun trat erst Menschikow ein, dann die Kaiserin, begleitet von ihrem künftigen Schwiegersohn, dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gotorp. Sie berief sich diesmal, wie es scheint besser vorbereitet, nicht blos auf die Krönung, sondern auf den Willen des Kaisers, als ob er ihn ausdrücklich ausgesprochen hätte, indem sie erklärte: dem Willen ihres Gemahls sich ergebend, sei sie entschlossen den Rest ihrer Tage den schweren Sorgen der Regierung zu widmen, und den jungen Großfürsten zu einem Kaiser zu bilden, der des Blutes und des Namens des Verstorbenen würdig sei.

Menschikow antwortete, als erster Senator und höchster Würdenträger des Reichs, im Namen Aller, daß eine so wichtige Erklärung im Interesse des Vaterlandes eine ganz freie Berathung erfordere, und Katherina entfernte sich mit der Erklärung, daß sie alles was ihre Person betreffe dem erleuchteten Urtheil der Versammlung anheim gebe. Wohin die freie Berathung führen mußte, zu der nun geschritten wurde, darüber konnte wohl längst niemand mehr im Zweifel sein. Die Rollen der leitenden Personen scheinen sehr genau verabredet gewesen zu sein, die der unfreiwilligen Mitspieler ergaben sich ziemlich von selbst, nachdem sie einmal rathlos der Macht ihrer Gegner verfallen waren.

Auf Menschikows Frage, ob der Kaiser eine schriftliche Anordnung

der Thronfolge wegen getroffen habe, berichtete Makarow: Peter hat seiner letzten Reise ein früher aufgesetztes Testament vernichtet, dann mündlich wiederholt geäußert: fühle sein durch ihn der Barbarei entri Volk, was es seinen Arbeiten zu verdanken habe, so werde es sich Absichten gemäß benehmen, die er mit größerer Feierlichkeit kund g habe, als man einer schriftlichen Verfügung zu geben vermöge; woll Volk undankbar sein, so wolle Er wenigstens seinen letzten Willen der Mißachtung aussetzen. Nachdem so der Cabinets-Secretair den storbenen Kaiser in solcher Weise redend eingeführt hatte, daß da offenbar das fehlende Testament ersetzt werden sollte, verlangte F Prokopowitsch das Wort, gemahnte die Anwesenden „mit ergreifender A samkeit" an die Heiligkeit des Eides durch den sie sich (1722) verpf hatten, den von Kaiser Peter ernannten Thronfolger anzuerkennen, berief sich dann auf das Zeugniß des Kanzlers und Anderer unte Anwesenden, indem er an die Worte erinnerte, die Peter im Hau Kaufmanns Thompson zu Moskau gesprochen hatte. Menschikow gebieterisch dazwischen: das genüge! es bedürfe weiter keines Testam diese Zeugnisse seien so gültig als alle Testamente; „es lebe unsere narchin, die Kaiserin Katherina!" — Alle beeilten sich mit dem gr Eifer in diesen Ruf einzustimmen, diejenigen, die in der Absicht geko waren die Kaiserin sammt ihren Töchtern in ein Kloster zu sperren, den Andern. Die ganze Versammlung eilte zur Kaiserin ihr zu hul und da sie sich am Fenster zeigte, wiederholten Offiziere und Soldate Ruf, der sie als Herrin des Reichs anerkannte; nirgends zeigte sich Spur von Widerstand. Jedem möglichen Mißverständniß vorzube kam man noch zuletzt überein, daß die Zusammenkunft, die eben st funden hatte, nicht etwa als eine Wahlversammlung anzusehen sei; sei nur zur feierlichen Erklärung der schon vorher gültig festgestellten T folge versammelt gewesen.

So war denn Katherina regierende Kaiserin; seltsam genug, man ihre Herkunft, ihre Vergangenheit erwog; wie sie in ihrer J aus einer Hand in die andere gegangen war. Es fehlte ihr nicht an schlossenheit und natürlichem Verstand, sie hatte viel erlebt und erfa und ihren Geist an große Verhältnisse gewöhnt. Lesen und Sch hatte sie gleichwohl nicht gelernt. Ihre Tochter Elisabeth mußte fi unterschreiben.

Sie hatte wiederholt den jungen Prinzen Peter Alexejewitsch ihren Nachfolger genannt, und sich dadurch gewißermaßen verpflichtet. konnte geschehen sein, um die zahlreichen Anhänger dieses Prinzen weilen zu beschwichtigen, doch irren wir wohl nicht, wenn wir darin Beweis des überwiegenden Einflusses zu sehen glauben, den Mens als Leiter des Ganzen auf den Gang der Dinge übte. Zwei Pa die holsteinische wie wir sie nennen müssen und Menschikows An

hatten sich verbunden, um den jungen Großfürsten für den Augenblick auszuschließen und Katherina auf den Thron zu erheben, in der Folge aber zeigte sich, daß ihre weiteren Pläne sehr weit aus einander gingen. Nach dem Willen jener Partei sollte dadurch, daß der Großfürst genannt worden war, nicht unwiderruflich über die Thronfolge verfügt sein; dem Fürsten Menschikow war es, wie die späteren Ereignisse lehrten, unter gewissen Bedingungen Ernst damit. Die holsteinische Partei gab die Hoffnung nicht auf, die Nachfolge im Reich der Großfürstin Anna Petrowna zugewendet zu sehen, und ihr schlossen sich diejenigen an, die mit Menschikow verfeindet waren, und zugleich die Altrussen zu fürchten hatten. Menschikow dagegen wollte die Großfürstin auch nicht als künftige Kaiserin. Er hatte die Erhebung des jungen Großfürsten durch die Altrussen vereitelt, die ohne Zweifel seinen eigenen Untergang herbeigeführt hätte, aber derselbe Großfürst unter seiner Vormundschaft, und mit seiner Tochter vermählt, das war etwas Anderes. Menschikows Streben ging dahin sich mehr und mehr im unumschränkten Besitz der Gewalt festzusetzen und seine Tochter Marie mit dem jungen Großfürsten zu vermählen, sobald dieser hinreichend herangewachsen wäre. Dazu sollte die Autorität der Kaiserin verhelfen.

An die Töchter des Zaren Iwan — des älteren Bruders Peters des Großen — von denen die ältere Katherina Iwanowna mit dem Herzog Karl Leopold von Mecklenburg vermählt, die jüngere Anna Iwanowna Wittwe Herzogin von Kurland war — an die wurde in Mitten aller Umtriebe und Wirren von keiner Seite gedacht.

Trotz aller früheren Beziehungen Menschikows zur Kaiserin, trotz aller Erinnerungen, hatte doch der „Durchlauchtigste Fürst", wie er als deutscher Reichsfürst zum Unterschied von den „Erlauchten" russischen Fürsten genannt wurde, seine Stellung nach mehr als einer Seite hin zu wahren; er hatte abzuwehren, damit sich nicht hin und wieder ein Einfluß geltend machte, der ihm feindlich war. — In seltsamer Täuschung befangen, glaubte er in dem jungen Prinzen von Holstein-Gotorp vor allen den Gegner zu sehen, den er beseitigen müsse.

Dieser Prinz, nach den gleichzeitigen Quellen ein unbedeutender junger Mann, von sehr lockerem und unziemlichem Lebenswandel, wurde vier Monate nach dem Tode Peters I. mit großem Gepränge der Großfürstin Anna Petrowna vermählt. Die Trauer um den großen Kaiser war am Hof seiner Wittwe nicht lange getragen, sie war schon zu Ostern abgelegt worden, damit dieser Vermählungsfeier kein bunter Glanz zu fehlen brauche. Dagegen hatte Menschikow nichts einzuwenden. Sehr unerwünscht aber war ihm ein Anderes, das sich ein Jahr nach dem Tode Kaiser Peters begab.

Der Mechanismus der Regierung wurde neu geordnet. Der Senat, der zu dieser Zeit aus elf Personen bestand, war, wie bekannt, die Centralbehörde der Regierung, aber er war doch nicht die Regierung selbst, zu

keiner Initiative berechtigt, nur ein dienendes Werkzeug. Die Initiative war immer, wie sich von selbst versteht, vom Kaiser selbst, oder theilweise von seinen unmittelbaren, persönlichen Gehülfen ausgegangen. Jetzt, unter der Regierung einer Frau, die sich bald sehr lässig erwies, sollte diese Initiative geregelt werden; es wurde (10./22. Febr. 1726) eine höchste Behörde, der „höchste Geheime Rath" eingerichtet, der die eigentliche Regierung sein sollte, in dem alle Angelegenheiten entschieden werden sollten, die der Theorie nach die Kaiserin persönlich entscheiden mußte. Der vorausgesetzte Vorsitz der Kaiserin blieb natürlich Voraussetzung. Die Hauptperson in diesem höchsten Geheimen Rath war der Fürst Menschikow, wie sich von selbst verstand; Mitglieder waren außer ihm: der Groß-Admiral Apraxin, der Großkanzler Golowkin, Ostermann, kurz vorher zum Vicekanzler befördert, und jener zum deutschen Reichsgrafen erhobene Geheime Rath Peter Andréyewitsch Tolstoy, der den unglücklichen Zaréwitsch Alexey aus Neapel nach Rußland und in sein Verderben zurückgeführt hatte.

Sehr unangenehm berührt aber zeigte sich Menschikow, als ihm der Cabinets-Secretair Makarow (17./28. Februar) mittheilte, daß die Kaiserin auch den Herzog von Holstein zum Mitglied des Geheimen Raths ernannt habe. Das war hinter seinem Rücken geschehen: Menschikow wollte es nicht glauben, fragte wiederholt, ob Makarow gewiß sei sich nicht zu irren, und eilte dann zur Kaiserin, konnte sie aber doch nicht bewegen ihre Verfügung wieder zurückzunehmen. — Der Herzog war nicht der Mann, der großen Einfluß auf den Gang der Berathungen üben konnte, wenn es auch auf seinen Vorschlag geschah, daß dem Senat befohlen wurde sich nicht mehr der „regierende", sondern nur der „hohe" Senat zu nennen, während der Geheime Rath als der „höchste" bezeichnet wurde — im Allgemeinen aber zeigte die russische Regierung großen Eifer sich der Interessen dieses Fürsten in seinem Heimathlande anzunehmen. Ihm zu Liebe wurde ein Bündniß mit Oesterreich geschlossen; Rußland versprach nöthigen Falls ein Hülfsheer von sechzigtausend Mann zu senden, um Kaiser Karls VI. „pragmatische Sanction" zu vertheidigen; Oesterreich versprach seine Hülfe zur Wiedereroberung des Gotorpischen Antheils von Schleswig. Der Krieg mit Dänemark, zu dem Rußland sofort rüstete, wurde nur durch eine mächtige englische Flotte verhindert, die zu Dänemarks Schutz in der Ostsee erschien, und in der Nähe von Reval vor Anker ging. Da man sich einem Seekrieg mit England nicht gewachsen fühlte, mußte das Weitere für diesmal auf sich beruhen.

Im Innern des Reichs ging Alles sehr schnell aus den Fugen, sowie Peters mächtige Hand nicht mehr gefühlt wurde. Katherina selbst hatte mit dem Tod des Kaisers und der Furcht vor ihm alle Haltung verloren; sie überließ sich, auch von Menschikow dazu verleitet, mehr und mehr dem unmäßigsten Trunk, so daß sie dadurch ihre Gesundheit zu Grunde richtete. Jeder unbefangene Beobachter sah ihr nahes, vorzeitiges Ende voraus.

Auch die fremden Diplomaten täuschten sich weder in Beziehung auf diesen Punkt, noch darüber, daß die Regierung der augenblicklichen Machthaber überhaupt auf sehr schwachem Grunde ruhe und leicht umgestoßen werden könne.

Es herrschte bald unter Allen, die in Rußland eine beachtenswerthe Stimme haben konnten, eine sehr allgemein verbreitete Unzufriedenheit, und Menschikow war persönlich verhaßt, wie ein beneideter Emporkömmling zu sein pflegt. Zwar Ein und Anderes, das man im ersten Augenblick befürchtet hatte, war nicht eingetroffen; der Feldmarschall Fürst Michail Michailowitsch Galitzin, der in der Ukraine den Befehl führte als der Kaiser Peter starb, hatte seine Zustimmung zu der Nachfolge Katherinas nicht verweigert, wie man geglaubt hatte besorgen zu müssen, und darauf war zu seiner Zeit, nicht er selbst, wohl aber sein älterer Bruder, der Geheimerath Fürst Dmitry Michailowitsch in den Hohen Rath aufgenommen worden. Was sich zunächst doch von unruhigen Elementen offen zeigte, wollte wenig bedeuten. Es hatte nicht viel auf sich, daß der Erzbischof Feodosiy Janowsky eine geräuschvolle Unzufriedenheit zur Schau trug. Er führte dadurch nur seinen eigenen Untergang herbei.

Dieser Kirchenfürst war nämlich wohl in Beziehung auf Kirchengebräuche, Bilderdienst und Verehrung der Heiligen ganz so freisinnig wie Peter der Große irgend wünschen konnte, keineswegs aber gleichgültig in Beziehung auf Geld und Gut — oder auch in Beziehung auf Macht und Einfluß der Kirche im Staat. Er hatte es sehr unwillig aufgenommen, daß der Kaiser der Kirche zwar angeblich ihre Güter, nicht aber deren Einkünfte zurückgegeben, daß sein Versprechen sich so ziemlich in Nichts aufgelöst hatte. Er hatte sich deshalb gewagte Aeußerungen der Unzufriedenheit erlaubt. Nun glaubte er der Kaiserin einen wichtigen Dienst geleistet zu haben, der durch eine namhafte Belohnung vergolten werden müsse. Allem Anschein nach hatte er nichts Geringeres erwartet als in den Hohen Rath berufen zu werden — und es erfolgte nichts! — Die Kirche ganz willenlos dem Staat untergeordnet zu sehen, während nach seiner Ansicht umgekehrt der Staat, wie zu den Zeiten des Patriarchen Philaret, unter dem Einfluß der Kirche stehen mußte, war ihm ohnehin unerträglich. Schon hatte er sich, wenn dem Synod befohlen wurde eine kirchliche Feier zu veranstalten, wegwerfend darüber geäußert, welche Bedeutung wohl anbefohlene Gebete haben könnten. Jetzt ließ er sich zu Drohungen hinreißen, besonders wenn er sich durch irgend eine Kleinigkeit verletzt fühlte, in der er eine Zurücksetzung sah. So als in der heiligen Woche (1725) die Mitglieder des Senats zur kaiserlichen Tafel geladen waren, die des Synods aber nicht. Da äußerte Feodosiy in seinem kleinlichen Aerger, die Kaiserin werde sich schon noch fürchten müssen.

Unmittelbar führte er seinen Sturz dadurch herbei, daß er Feofan beseitigen wollte, der ihm durch seinen überlegenen Einfluß im Synod im

Wege und eben deshalb verhaßt war. Er veranlaßte eine Denunciation aus Pskow, Feofans Eparchie, her, der zufolge dort Kostbarkeiten, die der Kirche gehörten, unterschlagen worden sein sollten. Sie war unmittelbar gegen den Gehülfen Feofans, den geistlichen Richter in seiner Diöcese, den Archimandriten Markell Rodyschewsky gerichtet, im Lauf der Untersuchung aber sollte dann Feofan selbst als der eigentlich Schuldige erscheinen.

Doch Feofan durchschaute das Spiel und wußte wie er sich zu vertheidigen hatte. Er denuncirte nun seinerseits unmittelbar der Kaiserin Feodosiys drohende Reden, seine wiederholten Aeußerungen, daß bei dem Verfahren der Regierung gegen die Kirche der Segen Gottes für Rußland nicht zu hoffen sei. Zu gleicher Zeit wurde eine ältere Untersuchung wegen Veruntreuung von Kirchengut gegen Feodosiy wieder aufgenommen.

Die Untersuchung gegen Feofan blieb für's Erste auf sich beruhen, Feodosiy dagegen wurde vom Senat „anstatt der verdienten Todesstrafe" zu lebenslänglicher Haft in einem Kloster bei Archangel verurtheilt, und bald verschlimmerte sich sein Schicksal noch. Es ergab sich, daß er sich von den Geistlichen und Beamten sowohl seiner Diöcese als des Newskyschen Klosters, dessen Abt er war, einen Eid der Treue hatte leisten lassen, ganz in der Form und Weise wie er dem Kaiser von Rußland geleistet wurde. Ein solches Vergehen verdiente natürlich eine noch härtere Strafe. Auf Befehl der Kaiserin, die doch keine kirchliche Autorität hatte, wurde er, ohne daß man den Synod gefragt hätte, nicht nur der bischöflichen, sondern auch der Priesterwürde entkleidet, und bei Wasser und Brot in ein Gefängniß gesperrt, das man so unwirthbar wie möglich zu machen suchte, und das der Civilgubernator von Archangel mit seinem Petschaft versiegeln mußte, damit es nie geöffnet werden könne.

In solcher Einsamkeit, in solchem Elend starb Feodosiy Janowsky, und Feofan wurde an seiner Stelle Erzbischof von Nowgorod und erster Prälat des Reichs. Es hatte sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, wie weit die dehnbare Gewalt des Schirmvogts der russischen Kirche unter Umständen gehen könne, — und daß Petersburg nicht der Ort sei, wo diese Kirche als selbständige Macht auftreten konnte.

Was aber war und blieb, das war die Unzufriedenheit der holsteinischen Partei und zumal der tiefgehende Unwille der Altrussen. Ein französischer Agent, Campredon, sah vor Allen sehr richtig wo die Gefahr lag. „Die Unzufriedenheit mehrerer moskowitischer vornehmer Herren ist noch nicht losgebrochen," meldete er (am 15. Jan. 1726) der französischen Regierung; „aber sie existirt nichts desto weniger, und wenn die Zarin die Lebensweise fortsetzt, die sie seit einigen Monaten begonnen hat, hat es sehr den Anschein, daß ihre Regierung sich nicht lange behaupten wird. Ich habe schon die Ehre gehabt Ihnen anzuzeigen, daß ein großer Theil der Vornehmsten dieser Nation darauf ausgeht, die despotische Autorität ihrer Souverainin einzuschränken, was bei wild gearteten (féroces), an

Sclaverei gewöhnten Völkern ein Zeichen nahen Verfalls ist. Da sie nicht mehr auf Erfolg rechnen könnten, wenn sie warten wollten bis der Zarewitsch in dem Alter wäre selbst zu regieren, steht zu befürchten, daß Diejenigen, die darauf bedacht sind einen bedeutenden Antheil an der künftigen Regierung zu haben, den Augenblick beschleunigen könnten, sie ungefähr auf den Fuß wie in England einzurichten und daß dies großentheils der Grund ist, der sie abhält sich den Plänen der Holsteiner und dem Bündniß mit Oesterreich zu widersetzen, zu dem diese die Zarin bestimmen." — Die Altrussen hofften, wie Campredon meint, es könnten durch die Politik der holsteinischen Partei Ereignisse herbeigeführt werden, die es ihnen erleichterten ihre Zwecke zu erreichen.

In einer Beziehung irrte der Agent; Schweden, nicht England war das Vorbild, das man gern erreicht hätte. Auch hat er natürlich nicht alle Umtriebe durchschaut, die vorbereitet wurden. Es ging da Mancherlei vor, das überhaupt unaufgeklärt geblieben ist. So fehlte es namentlich nicht an Versuchen gegen das Leben der Kaiserin. Der sächsische Gesandte Lefort hatte zu berichten, daß sich auf der Tafel der Kaiserin eine vergiftete Speise gefunden habe.*) Bekannt ist auch, daß — im Jahr 1726 — als sie, in Oberstenuniform gekleidet, die Garden in ihrer Gegenwart exerciren ließ, ein scharfer Schuß von unbekannter Hand aus den Reihen des Semenowschen Regiments auf sie abgefeuert wurde. Die Kugel tödtete einen angesehenen russischen Kaufmann in ihrer Nähe. Wir hören nicht, daß die Schuldigen je ermittelt worden wären, doch hatte wohl niemand als die Altrussen ein Interesse dabei, daß die Kaiserin plötzlich sterbe, ohne ein Testament zu hinterlassen.

Menschikow scheint weniger scharf gesehen zu haben als Campredon; sein Benehmen hat sogar etwas Räthselhaftes. Als Peter der Große starb, wußte er, daß er die Altrussen nicht durfte zur Herrschaft kommen lassen —: jetzt scheint er von dieser Seite gar keine Gefahr befürchtet zu haben; er ließ die Herren dieser Partei, die sich allerdings sehr vorsichtig benahmen und anspruchslos zeigten, in allen ihren Aemtern. Die holsteinische Partei dagegen glaubte er vernichtend treffen zu müssen, sobald eine bedenkliche Krankheit der Kaiserin an ihrem nahen Ende nicht mehr zweifeln ließ.

Am 4. Mai 1727 wurde der Ober-Polizeiminister Devier auf Befehl seines Schwagers Menschikow in den kaiserlichen Gemächern verhaftet — und bald darauf mehrere andere Männer von Bedeutung. Die fremden Gesandten ließ man glauben Devier habe dem König von Polen in Beziehung auf die Wahl eines Herzogs von Kurland Vorschläge machen lassen, von denen die Kaiserin nicht gewußt habe. Unter der Hand wollte verlauten Devier und seine Mitschuldigen hätten die Absicht gehabt den

*) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, IV. 481.

jungen Großfürsten Peter gewaltsam auf den Thron zu erheben, und Naryschkin anstatt Menschikows zum Regenten zu machen. In diesem Sinn berichteten die fremden Gesandten an ihre Höfe.*) Doch mußte das eigentlich einem jeden sehr unwahrscheinlich dünken, da auch jener Graf Peter Andr. Tolstoy in die Sache verwickelt war, der unter allen am meisten von dem Sohn des Zaréwitsch Alexey zu befürchten hatte.

Auch erfahren wir jetzt, daß sich die Sache anders verhielt. Der verstorbene Minister Graf Bludow, der an einer Geschichte Rußlands unter den Románows arbeitete, hat den Hergang aus den Acten ermittelt und wir sehen aus seinem Bericht,**) daß es die holsteinische Partei war, die Menschikow vernichten wollte und daß diesem jeder Vorwand gut genug war. Der Prozeß ist aber nur zu bezeichnend für die damaligen Zustände Rußlands.

Erwiesen wurde in der That weiter nichts, als daß Devier, der Graf Tolstoy, jener General Iwan Iw. Buturlin, der bei Katherinas Thronbesteigung eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, der General Skornäkow-Pissarew und noch einige Andere, theils unter sich, theils mit dem Herzog von Holstein Gespräche geführt hatten, in denen sie Unzufriedenheit und Befürchtungen aussprachen, die aber sehr in das Unbestimmte gingen und zu nichts führten.

Während der Krankheit der Kaiserin glaubten die „Schuldigen" zu wissen, daß Menschikow und der Kanzler Golowkin an dem Entwurf zu einem Testament der Kaiserin arbeiteten. Sie besorgten Menschikow werde in diesem Testament zum Regenten des Reichs während der Minderjährigkeit des Thronfolgers ernannt werden und besprachen das Unheil, das sich daraus ergeben könne.

Schon etwas früher einmal hatten Devier, Buturlin, Tolstoy und Pissarew mit dem Herzog von Holstein darüber gesprochen, daß die beabsichtigte Verlobung des Großfürsten mit Menschikows Tochter gegen das Interesse der Kaiserin sei, da Menschikow dadurch eine neue, gewissermaßen unabhängige Macht gewinne. Einige sprachen die Befürchtung aus, der Großfürst Peter könne, auf den Thron gelangt, auf den Gedanken verfallen, seine Großmutter, die verstoßene Zarin Eudoxia Lapuchin aus der Verbannung herbei zu rufen. Die sei von böser Gemüthsart, hartherzig, auf Rache bedacht und darauf die Schöpfungen des verstorbenen Kaisers wieder zu vernichten. Man müsse der Kaiserin ernsthaft darüber berichten. Das wagte dann aber keiner zu thun. Nur der Herzog soll ihr einige Worte über diese Besorgnisse gesagt, aber gar keine Antwort erhalten haben.

Ein anderes Mal hatten Devier und Buturlin von der Trauer der

*) Herrmann IV. 494.

**) Kowalewsky, Bludow und seine Zeit (russisch), S. 191—197.

Großfürstin Anna Petrowna um ihre sterbende Mutter gesprochen und Buturlin dabei die Bemerkung gemacht, sie sehe ihrem Vater ähnlich und sei gescheidt. „Das ist wahr, hatte Devier darauf gesagt, sie ist anmuthig, wohlwollend und gescheidt; und auch die Fürstin Elisabeth Petrowna ist nicht übel, nur weniger gutmüthig. Wenn es nach meinem Willen ginge, würde ich wünschen, daß die Kaiserin geruhe, die Zarewna Anna Petrowna zur Thronfolgerin zu ernennen." Buturlin hatte zu erkennen gegeben, daß er diesen Wunsch theile.

Dann wieder einmal hatte Buturlin gegen Devier geäußert, der Durchlauchtigste Fürst täusche sich, wenn er glaube, die stolzen Galitzins, Kurakins und Andere würden sich von ihm regieren lassen; die würden ihn einfach wegjagen. — Tolstoy hatte den Wunsch ausgesprochen, die Kaiserin möge die Großfürstin Elisabeth zur Thronfolgerin ernennen, den jungen Großfürsten aber auf einige Zeit auf Reisen schicken. — Einige andere Herren, der Fürst Iwan Dolgoruky, ein General Uschakow, ein Narysckin hatten sowohl der Großfürstin Anna als ihrem Gemahl zugeredet, man müsse ernstlich mit der Kaiserin sprechen und die Vermählung des jungen Großfürsten mit Menschikows Tochter widerrathen.

Das waren die Verbrechen.

Schon am 8. Mai (27. April a. St.) wurde eine eigene Commission unter dem Vorsitz des Kanzlers Golowkin beauftragt die Untersuchung gegen Devier einzuleiten, der sich, wie es in dem kaiserlichen Befehl heißt, großer Vermessenheit verdächtig gemacht, auch während einer früheren schweren Krankheit der Kaiserin gegen viele Personen Drohungen ausgesprochen habe, so daß ihn alle fürchteten. — Die Untersuchung sollte nach einer dem Befehl beigelegten „Memoria" geführt werden, die ebenfalls mit dem Namen der Kaiserin unterzeichnet war. In diesem Schriftstück war dem Angeklagten zur Last gelegt, daß er sich während der Krankheit der Kaiserin „erlustigt" und der Zarewna Anna Petrowna den Rath gegeben habe, sich in ihrem Kummer durch ein Glas Wein zu stärken. Mit dem Großfürsten Peter habe er zusammen auf einem Bett gesessen und ihn zu einer Spazierfahrt in einer Caleesche aufgefordert, da werde ihm besser werden; seine Mutter (d. h. Großmutter) werde nicht am Leben bleiben. — Das waren die Thatsachen, von denen die Untersuchung ausgehen sollte, um die Mitschuldigen und alles Uebrige zu entdecken.

Devier suchte im Verhör zu beweisen, daß man seine Worte falsch verstanden und verdreht habe — aber die Sache wurde in dem Maße wie sich der Zustand der Kaiserin verschlimmerte, immer eiliger. Schon am folgenden Tag gebot ein neuer Befehl der Kaiserin: Devier solle sofort alle seine Mitschuldigen „in der bekannten gefährlichen Sache" nennen, mit denen er sich berathen habe; der Kaiserin selbst seien deren viele bekannt. Wenn er nicht gestehen wolle, solle er ohne Säumen auf die Folter gespannt werden.

Man mußte die Sache „die bekannte gefährliche Sache" nennen; welchen Namen hätte man ihr sonst geben können? — Devier blieb freilich auch unter den Qualen der Folter dabei, daß er nie irgend etwas gegen die Interessen der Kaiserin geplant, daß er, selbst ohne Schuld, auch keine Mitschuldigen habe — aber das rettete weder ihn noch diese „Mitschuldigen". Sie wurden am Todestage Katherinas — 17. Mai — verurtheilt, nachdem ein neuer Ukas die richtende Commission den Tag vorher zu noch größerer Eile getrieben hatte. Der Bericht der Commission an die sterbende Kaiserin erklärte für erwiesen, daß die „Verbrecher" sich der Vermählung des Großfürsten mit der Prinzessin Menschikow hätten widersetzen wollen.

Diese schwere Schuld wurde schwer gebüßt. Der kaum von der Folter erlöste Devier und Tolstoy, zum Tode verurtheilt, wurden zu gelinderen Strafen, die aber immer noch vollkommen genügend scheinen konnten, begnadigt; nämlich Devier zur Verbannung nach Sibirien, Tolstoy zur Verbannung nach dem Solowetzkischen Kloster auf der einsamen Insel im Weißen Meer; beide gingen ihres Ranges, ihrer Würden und ihres Vermögens verlustig. Pissarew wurde mit der Knute gezüchtigt und mußte die Wanderung nach Sibirien antreten; Buturlin, Naryschkin und Andere verloren ihren Rang und sahen sich in entfernte Provinzen verbannt.

Gleichzeitig hatte Menschikow auch andere Bestrebungen zu bekämpfen. Denn sowie der Zustand der Kaiserin als hoffnungslos erkannt war, versammelte sich Alles was in Rußland von Bedeutung war, der Hohe Rath, der Senat, der Synod und die Stabsoffiziere der Garden, um über die Krone so ziemlich nach eigenem Ermessen zu verfügen, wie schon einmal zwei Jahre früher versucht worden war, und Form und Wesen der Regierung für die nächste Zeit festzustellen. Es zeigte sich da, daß die holsteinische Partei doch nicht ganz vernichtet oder auch nur zum Schweigen gebracht war, denn es erhoben sich auch in dieser Versammlung Stimmen zu Gunsten der Herzogin von Holstein Anna Petrowna. Eine andere und wie es scheint zahlreichere Partei, wollte die Zarewna Elisabeth auf den Thron erheben; die unbedingten Anhänger des Fürsten Menschikow wollten den Großfürsten Peter als Thronfolger anerkannt wissen und den Fürsten als Regenten; eine vierte Partei endlich stimmte ebenfalls für den Großfürsten, wollte aber die Regentschaft dem Hohen Rath übertragen — dahin vereinigten sich auch zuletzt alle Stimmen. In einem Papier, das alle Anwesenden unterschrieben, wurde demgemäß der Großfürst als Thronfolger anerkannt. Während seiner Minderjährigkeit, die bis zum vollendeten sechzehnten Jahr dauern sollte, hatte der Hohe Rath die Regierung zu führen, obgleich das nicht ausdrücklich gesagt wurde; es verstand sich von selbst, da eben keine Person oder Behörde mit der Regentschaft betraut wurde. Der Hohe Rath aber sollte bleiben wie er eben war, nur sollten die beiden Zarewnen Anna und Elisabeth Petrowna den Vorsitz darin

führen und kein Beschluß dieser Behörde sollte gültig sein, wenn er nicht einstimmig von allen Mitgliedern derselben genehmigt und unterschrieben war. Einer jeden der beiden Zarewnen sollten anderthalb Millionen Rubel ausgezahlt, die Juwelen der Kaiserin unter beide gleich vertheilt werden.

Das Alles war natürlich nicht nach dem Sinn Menschikows, der sich nicht mit einer so beschränkten Macht begnügen durfte, wenn er sich irgend behaupten wollte und er vernichtete auch diese Beschlüsse dadurch, daß er mit einem angeblichen Testament der Kaiserin hervortrat, sowie diese Fürstin wirklich verschieden war. Es war ein seltsames Actenstück, das er schon am Morgen nach dem Todestag Katherinas (am 18. Mai) den eilig im Palast versammelten geistlichen und weltlichen Großen des Reichs bekannt machte. Die Zarewna Elisabeth hatte in herkömmlicher Weise den Namen ihrer Mutter darunter gesetzt, aber die fremden Diplomaten berichteten und der Feldmarschall Münnich bestätigte später, daß dieses angeblich von der Kaiserin schon etwas früher in Gegenwart des österreichischen Gesandten Grafen Rabutin dictirte Testament ein untergeschobenes war; daß Katherina um dessen Inhalt nicht wußte. Menschikow und Bassewitz sollen es gemeinschaftlich verfaßt haben. Doch bleibt dessen Entstehungsgeschichte in gewissem Sinn räthselhaft, da es doch auch den Wünschen Menschikows weder unbedingt noch ganz vollständig entsprach; — so wenig im Gegentheil, daß Menschikow sich sehr bald veranlaßt sah, es thatsächlich umzustoßen.

Das Testament ernannte nämlich, zwar seinen Plänen gemäß, den Großfürsten Peter Alexejewitsch zum Kaiser, aber für den Fall, daß er ohne Kinder starb, nicht seine natürliche und rechtmäßige Erbin, nämlich seine Schwester Natalie Alexejewna, zur Nachfolgerin, sondern zunächst seine Tante Anna Petrowna, Herzogin von Holstein-Gotorp und ihre Nachkommen — nach deren Abgang die Zarewna Elisabeth und ihre Nachkommen und erst in dritter Reihe die Prinzessin Natalie, oder vielmehr ihre mögliche Nachkommenschaft. (Das männliche Geschlecht sollte stets dem weiblichen vorgehen, niemand Kaiser von Rußland werden können, der nicht der griechischen Kirche angehörte, oder eine fremde Krone trug.)

Die Regierung blieb während der Minderjährigkeit des Kaisers in den Händen des Hohen Raths und in diesem sollte Stimmenmehrheit entscheiden; der junge Kaiser sollte den Berathungen beiwohnen, aber keine Stimme haben. Die volle Regierungsgewalt wurde dieser Behörde beigelegt, nur an der Thronfolgeordnung sollte sie nichts ändern können: und was dem Fürsten Menschikow kaum erwünscht sein konnte, außer dem Herzog von Holstein-Gotorp erhielten nun auch die beiden Zarewnen Anna und Elisabeth Sitz und Stimme in diesem Rath.

Ebensowenig konnte es ihm genehm sein, daß die Verpflichtungen,

welche Peter der Große gegen das Haus Holstein, namentlich in Beziehung auf die Wiedererlangung des Gotorpischen Antheils von Schleswig übernommen hatte, genau erfüllt werden sollten.

Den beiden Töchtern Katherinas wurden mancherlei finanzielle Vortheile zugesichert, eine jede von ihnen sollte eine Million, und so lange sie im Lande blieben, einhunderttausend Rubel jährlich erhalten und zwar weil sie angeblich „ihr Erbrecht an die Krone" dem Großfürsten überlassen hätten. Ein Grund, der, wie die Sachen wirklich lagen, wohl recht seltsam gewählt war!

Ein Punkt in dem eigenthümlichen Testament konnte indessen den Fürsten Menschikow über alle anderen beruhigen: die Regierung sollte darauf bedacht sein, den jungen Kaiser mit einer Tochter des Fürsten zu vermählen. — Damit glaubte sich Menschikow in dem Grade gesichert, daß er den ganzen übrigen Inhalt des Testaments nicht zu beachten brauche.

Der Töchter des Zaren Iwan war wieder mit keiner Silbe gedacht. Es war, als ob sie gar nicht auf der Welt wären.

Ueber das wirkliche Wesen der neuen Regierung blieb vom ersten Augenblick an kein Zweifel; der „Hohe Rath", in dem der Fürst Wassily Lukitsch Dolgoruky die Stelle des verurtheilten Grafen Tolstoy eingenommen hatte, versammelte sich vollständig nur ein einziges Mal, um das Testament der Kaiserin vorlesen zu hören — im Uebrigen wurde sein Dasein durchaus ignorirt und Menschikow, der sich vom jungen Kaiser zum Generalissimus der Armee ernennen ließ, beherrschte das Reich als Regent mit unumschränkter Macht.

Seine erste Sorge war nun, seine ältere Tochter Marie Alexandrowna dem zwölfjährigen Kaiser kirchlich zu verloben, was von großer Wichtigkeit war, da nach den Ordnungen der russisch-griechischen Kirche schon die kirchliche Verlobung ein unauflösliches Band bildet. Auch betrieb der Regent diese Angelegenheit mit einer Energie und Eile, die ihrer Wichtigkeit entsprach. Zwar ging er dabei nicht ganz ohne Rücksicht für den Bräutigam zu Werke; er bestimmte namentlich, anstatt der zuerst gewählten jüngeren, seine ältere Tochter zur kaiserlichen Braut, weil sie dem Kaiser besser zu gefallen schien — doch wußte er auch den gehörigen Ernst zu brauchen. Wie die Zeugen jener Tage berichten, wurde der Kaiser bedeutet daß es ihm übel gehen könne, wenn er nicht dem Willen der verstorbenen Kaiserin gehorsam sein wolle, und aus Furcht fügte sich der Knabe diesem in so zweifelhafter Weise verbürgten Willen.

Menschikow ließ ein Tagebuch von seinem Thun und Lassen führen das ganz in der Art gehalten ist wie die officiellen Journale der Hof-Fouriere zu sein pflegen. Ein kleines Stück davon ist neuerdings ver-

öffentlicht worden.*) Da erfahren wir, daß am 25. Mai/5. Juni 1727 — kaum drei Wochen nach dem Tode der Kaiserin Katherina — von zwei Uhr Nachmittags an, die Mitglieder des Hohen Raths, die sonstigen Minister, die fremden Gesandten, der Synod, die Generalität, der Senat und die bei Hof vorgestellten Damen sich in Menschikows Palast, dem heutigen ersten Cadettencorps, versammelten; — daß eine Stunde später auch der Kaiser dort eintraf und nach einem längeren Gespräch mit dem durchlauchtigsten Fürsten, mit dessen Tochter, der Fürstin Maria Alexandrowna, in der Gesellschaft erschien, wo dann die feierliche Verlobung durch den nunmehrigen Erzbischof von Nowgorod, Feofan Prokopowitsch, vollzogen wurde, dem Georg, Erzbischof von Rostow, und die Bischöfe Athanasius Kondoidy von Wologda und Feofylakt Lopatynski von Twer assistirten. Der Name der Braut wurde sofort, hier zur Stelle, in das Kirchengebet für die kaiserliche Familie' aufgenommen; es folgten die herkömmlichen Glückwünsche und gegen Abend begleitete Menschikow den jungen Kaiser nach dem Lustschloß Strelna. — Noch weitere Pläne schlossen sich an diese Familienverbindung; namentlich wollte Menschikow seinen Sohn, den er zum Ober-Kammerherrn machte, mit des Kaisers Schwester, der Prinzessin Natalie, vermählen. Doch schien das nicht eben solche Eile zu haben.

Eine zweite Aufgabe aber, kaum minder wichtig geachtet, war, die beiden Töchter Peters des Großen aus Rußland zu vertreiben. Die Zarewna Elisabeth sollte auch mit einem Prinzen von Holstein-Gotorp, dem Bischof von Eutin, vermählt werden, da hätte sich ihre Entfernung von selbst ergeben. — Anders verhielt es sich mit der Zarewna Anna Petrowna, deren Gemahl, der Herzog Karl Friedrich, Mitglied des Hohen Raths war und Obrist-Lieutenant der Preobrashenskischen Garde. Doch war Menschikow nicht um Mittel verlegen seinen Zweck zu erreichen, und er wählte die wirksamsten, ohne sich durch irgend welche Rücksichten beirren zu lassen. Der Umstand, daß der Bischof von Eutin, kaum in Petersburg angelangt, an den Blattern erkrankte, genügte als Vorwand, den Töchtern Peters des Großen und ihrer ganzen Umgebung den Hof zu verbieten und dies Verbot wurde aufrecht erhalten auch nachdem dieser Bräutigam der Prinzessin Elisabeth gestorben war.

Menschikow sagte dem holsteinischen Minister Bassewitz geradezu, der Herzog würde wohl thun zu gehen, da man ihm, als einem geborenen Schweden, in Rußland nicht traue. Da der Herzog wegen der Mitgift seiner Gemahlin anfragte, erhielt er gar keine Antwort. Einen Monat später verlangte umgekehrt der „Hohe Rath" — der sich nie versammelte — ganz gegen die ausdrücklichen Bestimmungen des kaiserlichen Testaments, der Herzog sollte Rechenschaft ablegen über die seit seiner Vermäh-

*) Kowalewsky, Graf Bludow und seine Zeit, S. 219—234.

lung erhaltenen Summen. Der Oberhofmeister der Zarewna Anna Narytschkin, erhielt sogar den beleidigenden Auftrag diese Fürstin persönlich zu fragen, ob sie von den bereits auf ihre Mitgift gezahlten Summen auch wirklich die Zinsen, überhaupt etwas erhalte? — Eine Frage, die voraussetzte, daß ihr Gemahl diese Gelder unterschlagen haben könnte.

Darnach blieb dem Herzog nichts übrig als sich zu entfernen. Er kündigte den Entschluß in sein Heimatland zurückzukehren gleich den Tag nach dem Narytschkin mit solchem Auftrag bei seiner Gemahlin erschienen war, dem „Hohen Rath" durch ein „Memorial" an, in dem er noch einige berechtigte Forderungen stellte, namentlich daran erinnerte, daß die Kaiserin jeder ihrer Töchter die Hälfte ihrer Juwelen vermacht habe, eine Abschrift des kaiserlichen Testaments verlangte und eine ausdrückliche Bestätigung der Verträge, durch die Peter der Große sich verpflichtet hatte des Herzogs Ansprüche auf Schleswig und die Krone Schwedens zu unterstützen.

Der Hohe Rath ließ ihm eine mäßige Summe zur Reise auszahlen — 200,000 Rubel, von denen aber Menschikow sich den dritten Theil aneignete, als Lohn für die wichtigen Dienste, die er dem Herzog bei der Abfassung des kaiserlichen Testaments geleistet habe. Außerdem wurde versprochen, 800,000 Rubel als Mitgift der Zarewna im Lauf von acht Jahren dem Herzog zu zahlen — und, bis Schleswig wiedergewonnen sei, eine jährliche Rente —: Versprechen, auf deren Erfüllung der Herzog nicht allzu sicher rechnen durfte.

Was aber die verlangte Abschrift des Testaments betrifft, belehrte ihn der Hohe Rath, daß es unziemlich sein würde sie mitzutheilen, um so mehr „da diese Abschrift S. K. Hoheit nicht nöthig sei" — und in Beziehung auf die Unterstützung seiner Ansprüche wurde ihm gesagt: „das hänge ganz von dem Willen S. M. des Kaisers ab" — des zwölfjährigen Knaben, der gar keine Stimme hatte im Hohen Rath — „kein Anderer könne sich in diese Sache mischen."

Vertrieben von einem in jeder Beziehung niedrigen Emporkömmling, mußte die Tochter Peters des Großen, nicht ganz drei Monate nach dem Tode ihrer Mutter, das Reich ihres Vaters verlassen (25. Juli/5. August). — Sie ging mit ihrem Gemahl von Kronstadt zu Schiff nach Kiel, und unglücklich auch in ihrer Ehe, starb sie dort, nur ein Jahr später, nachdem sie einem Sohn das Leben gegeben hatte, dem ein schreckliches Ende bestimmt war.

Die Zarewna Elisabeth mußte freilich im Lande bleiben, da sich kein anderer auswärtiger Gemahl für sie fand; aber sie schien unbedeutend und lebte ganz dem sinnlichen Genuß.

Nun stand Menschikow vollends auf der Höhe der Macht; Rußland war ihm unterthan! — und einen Monat später sah er sich verloren!

Und doch hatte er sich auf mehr als eine Weise zu stützen gesucht. Man könnte es seltsam nennen, daß er dabei auch der ukrainischen Kosacken

gedachte; die hausten doch zu weit von Petersburg, um ihm da etwas helfen zu können — aber er gedachte ihrer. Sie waren, wie wir gesehen haben, seit der Zeit des Zaren Alexey Michailowitsch nur in der Weise einer sogenannten Personal-Union, als gesonderter Staat mit Rußland verbunden, ihre Angelegenheiten waren zu Moskau einem besonderen Prikas anvertraut gewesen. Peter der Große hatte dann, nach Maseppa's versuchter Erhebung, nachdem der während des Krieges an dessen Stelle, auf den sehr bestimmten Wunsch des Kaisers „einstimmig" zum Hetman erwählte Skoropadsky gestorben war, zweckmäßig gefunden diese Verhältnisse wesentlich zu ändern. Obgleich er die ganz militärisch geordnete Verfassung der Kosacken im Uebrigen unberührt ließ, gestattete er ihnen doch nicht wieder einen Hetman zu wählen, und er stellte sie unter die Autorität des Senats gleich jeder anderen Provinz des russischen Reiches. Jetzt stellte Menschikow die alten Zustände wieder her; die Kosacken durften wieder einen Hetman aus ihrer Mitte wählen, und ihre Wahl fiel auf einen schon bejahrten Krieger, Daniyl Pawlowitsch Apostol; zugleich wurden ihre Angelegenheiten der Competenz des Senats entzogen, und an das Collegium (Ministerium) der auswärtigen Angelegenheiten gewiesen, das fortan ihre Behörde am Sitz der Regierung sein sollte. Somit bildeten die Kosacken wieder vollständig einen vom russischen Reich gesonderten Staat für sich.

Näher lag gewiß ein Versuch die Kirche zu gewinnen, und hier griff Menschikow zu einem Mittel, das er alle Ursache hatte für ein sehr wirksames zu halten —: er gestattete zunächst den Bischöfen der verschiedenen Grade ihre Güter wieder ganz nach eigenem Ermessen zu verwalten und deren Einkünfte unmittelbar und vollständig zu beziehen, ohne irgend eine Ueberwachung von Seiten des „Kammer-Contors". Mißbrauch, dem niemand steuerte, wußte dann sehr bald diese Verfügung weiter auszudehnen. Die gesammte Geistlichkeit war in Kurzem wieder im unverkümmerten Besitz und Genuß ihrer Einkünfte. Die kaum gegründeten Schulen, die aus den Reichthümern der Klöster erhalten werden sollten, gingen schmählich zu Grunde; Rußland schien in dieser Beziehung ganz in die alte Barbarei zurück sinken zu sollen.

Mit den beiden Fürsten Galitzyn, dem Feldmarschall, der sich unter Peter dem Großen einen Namen gemacht hatte, und dessen Bruder, suchte sich Menschikow zu befreunden, indem er für seinen Sohn um die Tochter des Feldmarschalls warb. Alle, denen er nicht traute, von denen er glaubte sie könnten ihm im Wege sein, war er bemüht wenigstens zu entfernen, wenn er kein Mittel fand sie ganz zu beseitigen. Jaguzynski mußte sich trotz alles Widerstrebens zu der Armee in der Ukraine begeben — Makarow nach Sibirien, um die Bergwerke zu inspiciren, und selbst der Großadmiral Apraxin mußte die Hauptstadt gegen seinen Willen verlassen. Endlich verfeindete sich Menschikow auch mit Ostermann, den er gern vernichtet

hätte. Seine eigentlichen, gefährlichen Feinde aber, scheint er auch jetzt wieder nicht gewahr geworden zu sein.

Das waren die Fürsten Dolgoruky als vorzugsweise thätige Mitglieder des Hauses, vier Vettern, darunter ein Brüderpaar. — Der bedeutendste unter ihnen scheint der Geheimerath Wassily Lukitsch gewesen zu sein; weniger hervorragend waren wohl die Brüder, der General, später Feldmarschall Wassily Wladimirowitsch und der Geheimerath Michail Wladimirowitsch, wichtig vor Allen durch seine Stellung war endlich der Fürst Alexey Grigoriewitsch — Unter-Gouverneur des jungen Kaisers —; seine Stellung war es namentlich, durch welche die Familie hoffen konnte sich den Weg zur Macht zu bahnen. Zwei jüngere Brüder dieses Alexey, die Fürsten Iwan und Sergey Grigoriewitsch blieben dagegen stets unbedeutend.

Die Erziehung des Kaisers sollte eigentlich Graf Ostermann leiten, und dieser wußte auch dem Knaben, dessen Scharfsinn und Gedächtniß gerühmt wird, der aber schon früh einen leidenschaftlichen eigensinnigen Charakter zeigte, große Ehrfurcht einzuflößen, verlor aber dennoch bald den maßgebenden Einfluß, da Alexey Grig. Dolgoruky den Leidenschaften des jungen Kaisers besser zu schmeicheln verstand und es nicht verschmähte ihnen zu fröhnen. Namentlich wußte aber der Sohn dieses Fürsten Dolgoruky, Iwan Alexeyewitsch, ein achtzehnjähriger Jüngling, sich als beständiger Gesellschafter und Günstling bei dem Kaiser einzuführen, und bald war der Knabe Peter in Ausschweifungen verloren, die einen Mann zu Grunde richten konnten.

Während die Dolgorukys sich auf solchen unsauberen Wegen mehr und mehr in der Gunst dieses Knaben festsetzten, beging Menschikow den Fehler ihn zu beleidigen und zu verletzen durch Dinge, die zwar thöricht, aber streng genommen, weniger verwerflich waren, als die losen Künste seiner Gegner. Sein Gebahren während der kurzen Zeit seiner unumschränkten Herrschaft läßt uns im Zweifel darüber, ob er des Kaisers in dem Grade gewiß zu sein, ihn so sicher zu beherrschen glaubte, daß er gar keine Rücksichten weiter zu nehmen habe, oder ob es im Gegentheil ein verkehrt rechnendes Mißtrauen war, das ihn auch hier wieder in falsche Wege leitete. Er wollte offenbar nicht, daß der Knabe, der als „Selbstherrscher" von Rußland verehrt wurde, über Geld verfügen könne, als ob er gefürchtet hätte, daß von solchem Gelde ein gefährlicher Gebrauch gemacht werden könne.

So verlangte er von einem kaiserlichen Diener, dem eine Summe von 3000 Rubeln für die kleinen Ausgaben des Kaisers anvertraut war, strenge Rechenschaft über die Verwendung dieser Summe, und da sich ergab, daß dieser Diener dem Kaiser selbst einen unbedeutenden Betrag in die eigene Hand gegeben habe, mißhandelte ihn Menschikow in einem Anfall seltsamen Zorns.

Ein anderes Mal als der Kaiser fünfhundert Dukaten verlangte, fragte Menschikow, wozu er sie brauchen wolle, und als Peter sie dann seiner Schwester schenkte, ließ Menschikow dieser Fürstin das Geschenk wieder abnehmen.

Dergleichen Scenen wiederholten sich fortwährend; Menschikow erließ sogar an die Verwaltung des Reichsschatzes den förmlichen, amtlichen Befehl keine Zahlung auf Befehl oder gegen Unterschrift des Kaisers zu leisten; überhaupt nur Befehle, die von ihm — dem Fürsten Menschikow — unterschrieben seien, zu beachten.

So sachte er unvorsichtig in dem Herzen des Knaben, von dem sein Schicksal früher oder später abhängen mußte, den leidenschaftlichsten Haß an, der natürlich von anderer Seite her sorgfältig genährt wurde. Die Leidenschaft der Jagd, der sich der junge Kaiser in thörichtem Uebermaß hingab, gewährte dann den Dolgorukys die erwünschteste Gelegenheit ihn von dem Fürsten Menschikow mehr und mehr zu entfernen, jede persönliche Verständigung unmöglich zu machen. Vergebens suchte Menschikow zu spät wieder einzulenken und wieder die Unterthänigkeit des Hofmanns zur Schau zu tragen. Welchen Antheil Ostermann an dem Sturz Menschikows genommen hat, das ist bei seiner stets vorsichtigen Haltung nicht wohl zu ermitteln. Er sah sich allerdings von dem Fürsten in einer Weise angefeindet, die ihn vor ein entweder — oder zu stellen schien. Aber auch ein Regiment der Dolgorukys und der Altrussen konnte ihm weder für sich selbst noch für Rußland erwünscht sein. Die Zeitgenossen berichten, daß er im letzten Augenblick den Kaiser zu beschwichtigen suchte. — Doch blieben auch seine Bemühungen vergeblich.

Der Kaiser, den Tag zuvor von seinen Jagden zurückgekehrt, erließ am 8./19. Septbr. 1727 einen Ukas, in dem er ankündigte, daß er nun persönlich den Vorsitz im Hohen Rath und die Regierung übernehme, und daß alle Befehle fortan von ihm selbst und dem Hohen Rath unterschrieben sein würden; Befehle von „Privatleuten" und wenn sie auch vom Fürsten Menschikow herrührten — der bei Namen genannt war — sollten, bei höchster Ungnade des Kaisers, unbeachtet bleiben.

Den Garde-Regimentern wurde noch besonders bedeutet, daß sie fortan keine Befehle anders als von den beiden Majoren, dem Fürsten Jussupow (tatarischer Abkunft) und dem Grafen Saltykow anzunehmen hätten.

Eigentlich hatte der unmündige Kaiser gar nicht das Recht solche oder überhaupt irgend welche Befehle zu geben, aber Menschikow hatte sich so vielfach verhaßt gemacht, daß niemand fragte, ob diese Verfügungen berechtigt seien oder nicht; persönliche Feinde wie Jussupow und Saltykow boten gern die Hand zur Ausführung, und selbst diejenigen, denen eine Revolution zu Gunsten des Altrussenthums bedenklich war, gewahrten bei Zeiten, welche Partei für den Augenblick die mächtigere war, und wußten sich zu fügen.

Jussupow und Salthkow kündigten noch an demselben Morgen dem Fürsten Menschikow an, daß er verhaftet sei, und seine Macht verschwand in das Nichts wie ein leerer Wahn.

Und dennoch scheinen die Sieger ihn gefürchtet zu haben; wenigstens ließen sie ihn selbst und alle Welt glauben — so lange er noch in Petersburg war — daß ihm Rang und Vermögen bewahrt bleiben, daß er nur auf seine Güter in Klein-Rußland verbannt werden sollte. Erst unterwegs, auf der Reise nach diesen Gütern, erfuhr Menschikow, welches Schicksal ihm wirklich bestimmt war, und mußte mit allen Seinigen, mit seinem Sohn und der kaiserlichen Braut seine Schritte nach Sibirien wenden. An Gründen ihn zu verurtheilen, oder vielmehr ohne eigentliches Urtheil als Verbrecher zu behandeln, auch an gerechten Gründen fehlte es freilich nicht. Die Klagen, die in Peters des Großen letzten Tagen gegen ihn erhoben waren, wurden jetzt wieder aufgenommen.

Er lebte noch zwölf Jahre arm in der Verbannung und soll sein trauriges Loos mit Fassung getragen haben. — Seine Tochter, für die in allen Kirchen Rußlands war gebetet worden, ging ihm im Tode voran.

Nach Menschikows Sturz gewann Alles in Rußland augenblicklich ein anderes Ansehen. Von den ursprünglichen Mitgliedern des Hohen Raths war niemand mehr übrig als der Kanzler Golowkin, der Vicekanzler Ostermann und der Fürst Dmitry Michail. Galitzyn. Jetzt nahmen natürlich bald die vier Fürsten Dolgoruky einer nach dem anderen die erledigten Plätze in demselben ein, und glaubten der Herrschaft gewiß sein zu können, obgleich eine durch die Umstände gebotene Rücksicht auf die Familie Galitzyn sie nöthigte auch den Bruder des Fürsten Dmitry, den Feldmarschall Michail Michailowitsch in diese höchste Behörde zu berufen, und der Großadmiral Apraxin ebenfalls auf seinen Posten zurückkehrte. — Nachdem die Unterschrift des unmündigen Kaisers gedient hatte die eigentliche Regierungsbehörde des Reichs in dieser Weise neu zu ordnen, erfolgte sehr bald ein neuer Ukas im Namen desselben Kaisers, durch den alle jene Verfügungen widerrufen wurden, die erlassen waren, um Menschikow beseitigen zu können. Alle Angelegenheiten sollten nun wieder wie früher erledigt werden, nämlich durch den Hohen Rath, ohne daß der Kaiser darin den Vorsitz zu führen brauchte und ohne daß seine Unterschrift nöthig wäre.

Der Hohe Rath war freilich in dieser neuen Gestalt nichts weniger als in sich einig, die Galitzyns waren den Dolgorukys nicht eben befreundet und Ostermann bildete mit Golowkin und Apraxin, der sich zu ihnen hielt eine dritte Partei. Ein wichtiger Umstand aber sicherte dennoch der Dolgorukys ein merkliches Uebergewicht —: der Sohn des Einen, der Günstling Peters II. und Gefährte seiner Ausschweifungen, Iwan Alexeye

witsch, trat an die Stelle, die Menschikows Sohn inne gehabt hatte —: der siebzehn oder achtzehnjährige Jüngling erhielt als Ober-Kammerherr den Rang eines General en Chef — und wurde mit dem höchsten Orden des Reichs bekleidet.

Den Grafen Ostermann zu „stürzen", wie man das nennt, wollte freilich den Dolgorukys nicht gelingen; er imponirte dem jungen Kaiser zu sehr, war zu vorsichtig und gewandt und gab keine Blöße, und endlich fühlten die sämmtlichen Herren vom Hohen Rath sehr bald, daß sie den eigentlichen Geschäften alle mit einander nicht gewachsen seien; daß sie Ostermann nicht entbehren könnten. So berichtet der Gesandte Englands am russischen Hof. *)

In Beziehung auf Geist und Richtung im Allgemeinen aber hatten die Dolgorukys im Wesentlichen ihren Willen. Schon unter Menschikows Verwaltung waren alle Exemplare des gegen den Großfürsten Alexey Petrowitsch erlassenen Manifestes, so weit man ihrer habhaft werden konnte, eingezogen worden; das Manifest zu behalten oder zu verbreiten ward streng untersagt. Die Dolgorukys gingen natürlich weiter auf dieser Bahn. Peter der Große hatte eine eigene kirchliche Feierlichkeit zu Ehren des heiligen Alexander Newsky angeordnet, die jedes Jahr am 30. August stattfinden sollte. Diese Feier wurde nun schon in den ersten Tagen des neuen Regiments für immer untersagt, weil in den vorgeschriebenen Gebeten eine Andeutung vorkam, die sich auf den verurtheilten Großfürsten bezog. Danach war es selbstverständlich, daß die Mitschuldigen Alexeys nach einiger Zeit ihre eingezogenen Güter wieder erhielten, und um so mehr da die Familie Dolgoruky dabei unmittelbar betheiligt war, die Güter des Feldmarschalls Dolgoruky sich unter den confiscirten befanden.

Noch bezeichnender für den Charakter, den die Regierung fortan bewähren sollte, waren andere Verfügungen, welche die neuen Machthaber schon in den ersten Wochen ihrer Verwaltung trafen. Jene den Altrussen verhaßten freisinnigen theologischen und kirchenrechtlichen Schriften Feofans waren in der Druckerei des Newskyschen Klosters gedruckt —: diese Druckerei ward jetzt geschlossen. Kirchliche Bücher durften fortan nur in Moskau, in einer besonderen, unter strenge kirchliche Aufsicht gestellten Druckerei gedruckt werden. Die kaiserlichen Verordnungen (Ukase) in der Druckerei des Senats, alle sonstigen Drucksachen entweder hier oder in der Druckerei der Akademie der Wissenschaften — in dieser letzteren jedoch nur unter strenger Censur und Aufsicht des Synods.

Dem Synod war somit für die Zukunft, sofern er nicht durch einen Patriarchen ersetzt wurde, ein bedeutender Wirkungskreis zugedacht. Vorläufig aber wurde diese Behörde, da ihre Mitglieder zum großen Theil den Altrussen nicht genehm waren, schnöde genug behandelt. Befehle, auch

*) Raumers Beiträge II. 597.

in kirchlichen Dingen, wurden ihr fertig zugeschickt, ohne daß man sie um ihre Meinung zu fragen geruhte, der Hohe Rath ernannte Bischöfe und Aebte nach seinem Sinn, ohne die Vorschläge des Synods im Mindesten zu beachten.

Endlich gab der Hohe Rath seine Gesinnung in diesen ersten Wochen auch noch dadurch zu erkennen, daß er — zu Feofans und der Gleichgesinnten großem Verdruß — Stefan Jaworsky's bisher handschriftlich bewahrtes Werk, den „Felsen des Glaubens" zu drucken und zu veröffentlichen befahl.

Die vornehmste Sorge der Dolgorukys aber war jedoch den jungen Kaiser zur Uebersiedelung nach Moskau zu bewegen, den Sitz der Regierung und aller Behörden nach der alten Hauptstadt zu verlegen, und auch die Galitzyns, in mancher Beziehung ihre Gegner, waren damit einverstanden. In der Seestadt Petersburg war ein beständiger Verkehr mit dem Westen, der Einfluß der Fremde nicht abzuwehren und so lange der Hof hier verweilte, bewegte sich das politische Leben Rußlands in einem engen Kreise, der gleichsam ganz außerhalb der Nation stand; hier war das Altrussenthum nicht mächtiger als jede andere politische Coterie. In Moskau dagegen konnte es wieder erstarken und eine selbständige, reale Macht gewinnen; wenn es auch keine Strelitzen mehr gab, war dort doch eine Geistlichkeit und selbst eine Bevölkerung zu finden, die man möglicher Weise zu Hülfe rufen konnte. Sollten auch nicht Alle, die der altrussischen Partei angehörten, den Grad von politischer Einsicht gehabt haben, der nöthig war, um sich mit klarem Bewußtsein von dem Einfluß dieser Verhältnisse Rechenschaft zu geben, so waren sie darum nicht weniger eifrig in ihren Bemühungen. Sie fühlten sich in Petersburg in einem fremden Element und es war ihnen da nicht wohl; sie verlangten nach der alten Heimath zurück und das Meer und die Schifffahrt, die alle unbequemen Neuerungen herbeiführten, waren ihnen von Grund aus verhaßt.

Schon war es ihnen gelungen — wie der spanische Gesandte, der Herzog von Liria berichtet — dem Kaiser denselben Haß gegen die See und das Seewesen einzuflößen. Dagegen nährten sie seine kindische Leidenschaft für die Jagd, besonders die Hetzjagd, machten ihm bemerkbar wie schlecht die Jagd in den Sümpfen um Petersburg sei, und erzählten ihm Wunder von dem Reichthum an Wild, der sich in der Umgegend von Moskau finde.

Noch war ihnen Ein und Anderes in den Verhältnissen auch am Hof hinderlich und schien beseitigt werden zu müssen. Der im schlimmsten Sinne des Worts frühreife Knabe Peter huldigte seiner Tante, der Prinzessin Elisabeth mit einer Leidenschaft, der sie entgegen kam, und niemand zweifelte daran, daß ihr Verhältniß zu einander ein unerlaubtes sei. Nach den Berichten der Diplomaten soll sie beabsichtigt haben sich mit ihrem Neffen zu vermählen, obgleich sie um sechs Jahre älter war als dieser

Knabe, und trotz der nahen Verwandtſchaft und der Gebote der griechiſchen Kirche, die eine ſolche Ehe ſtreng unterſagten. Das ſtimmte aber natürlich nicht zu den weit ausſehenden Plänen der Dolgorukys; ſie waren nun wieder, wie kurz vorher Menſchikow, darauf bedacht dieſe Prinzeſſin auswärts zu vermählen, um ſie und ihren Einfluß zu entfernen. Da war es ihnen erwünſcht, daß Moritz von Sachſen, der ſpäter als franzöſiſcher Marſchall berühmt wurde, damals bemüht ſich als regierender Herzog in Kurland feſtzuſetzen, insgeheim um ihre Hand warb. Aus anderen Gründen wünſchten alle Parteien der Altruſſen, die Galitzyns mit demſelben Eifer wie die Dolgorukys, auch die Schweſter des Kaiſers, die Großfürſtin Natalie Alexejewna durch ihre Vermählung zu entfernen. Dieſe Prinzeſſin wird von allen Zeitgenoſſen als ſchön, verſtändig und liebenswürdig geſchildert, echter Bildung fähig und bedürftig, verloren in Rußland wie in einer fremden Welt; der gute Genius ihres Bruders, Oſtermanns Freundin und die Stütze der Fremden. Eben deshalb war ſie den Ruſſen verhaßt und ihre Entfernung gewünſcht.

Nachdem endlich der Hof — im Februar 1728 — angeblich nur für die Zeit der Krönung nach Moskau übergeſiedelt war, mißfiel ſich der junge Kaiſer, zum Schrecken der Altruſſen, gar ſehr in der alten Hauptſtadt des Reichs und drang darauf, daß die Krönung beſchleunigt werde, damit er nach Petersburg zurückkehren könne.

Das war das Unerwünſchteſte, das ſich ereignen konnte! — Daß die Altruſſen Moskau um keinen Preis wieder verlaſſen wollten, das lag ſo offen zu Tage, daß auch von den fremden Geſandten niemand ſich darüber täuſchte. Zudem machten die Fürſten Dolgoruky jedem Zweifel in dieſer Beziehung dadurch ein Ende, daß ſie durch öffentlich angeſchlagene Plakate einem jeden, der von der Rückkehr des Hofs nach Petersburg ſpräche, mit der Knute drohten.

Doch bald waren ſo durchgreifende Maßregeln nicht mehr nöthig. Man wußte den Kaiſer auf unaufhörlichen Jagden, oder wenn er nicht auf der Jagd war, auf einem nahen Landhaus des Fürſten Alexey Grig. Dolgoruky in kindiſchem Zeitvertreib zu zerſtreuen und in Sinnentaumel einzuſpinnen; er gefiel ſich allmählich beſſer an dem neuen Wohnort und manches kam auch ſonſt der Partei zu Hülfe. Die Leidenſchaft des Kaiſers für ſeine Tante Eliſabeth erkaltete, dieſe Prinzeſſin wurde wieder unbedeutend, ihr Schickſal gleichgültig und es beſchäftigte ſich auch niemand weiter ernſtlich damit. — Die Prinzeſſin Natalie aber ſtarb einſam — am 3. Dec. 1728 — verlaſſen von ihrem leichtſinnigen und verleiteten Bruder, vernachläſſigt von den Ruſſen, denen ſie verhaßt war, aber tief und ernſt betrauert von allen Wohldenkenden, die das wüſte Treiben am Hof mit Sorge erfüllte.

Schon im Juli war der Feldmarſchall Dolgoruky zum Präſidenten des Kriegs-Collegiums ernannt und der Sitz dieſes Collegiums zugleich

nach Moskau verlegt worden. Hierher wurden nach und nach au anderen höchsten Behörden gezogen. Wie der Herzog von Liria e war im Hohen Rath bereits der förmliche, wenn auch nicht öffentlic kündete Beschluß gefaßt, daß Moskau die Hauptstadt des Reichs, d der Regierung sein und bleiben solle. Er hörte von noch andere schlüssen, welche die Dolgorukys oder überhaupt die Altrussen im Rath durchgesetzt haben sollten, um vollends das alte Wesen in Ru zurückzuführen. Nämlich: es sollten keine neuen Schiffe mehr g werden; die alten wollte man allmählich zu Grunde und die Flotte gehen lassen; — und wie einst Peter der Große den Hafen Archangel gesperrt und den Handel dort untersagt hatte, um den Ha in die Ostsee zu leiten und Petersburg schneller empor zu bringen wollte man jetzt umgekehrt den Hafen von Petersburg sperren, Ha und Schifffahrt dort verbieten und wieder in das Weiße Meer Archangel weisen, um Petersburg schnell zu Grunde zu richten.

Förmliche Beschlüsse dieses Inhalts sind allerdings nicht gefaßt wo wohl aber gingen die Absichten dahin. Ja sie gingen weiter. Wi Feldmarschall Münnich bezeugt, wollte die herrschende Partei die oberungen Peters des Großen, Liefland, Ehstland, Ingermannland Gelegenheit wieder aufgeben, um die Seeküste los zu werden unt Einfluß der deutschen Kultur abzuschütteln, dem man in der Verbin mit den Ostseeprovinzen nicht wohl entgehen konnte.*)

So seltsam das scheinen mag, kann es doch nicht befremden, man sieht, was ein Gesandter Englands noch fast anderthalb Jahrz später (1741) über den unter den Russen herrschenden Geist zu ber hatte. „Die meisten unter ihnen (den Adeligen)," schreibt dieser Ges „sind noch Stockrussen und werden allein durch Zwang und überl Gewalt abgehalten in den alten Weg zurückzufallen. Ja alle ohne nahme wünschen, daß Petersburg im Meeresgrunde läge und alle erob Landschaften zum Teufel wären, damit sie nach Moskau ziehen u der Nähe ihrer Besitzungen glänzender und wohlfeiler leben könnten. Europa wollen sie nichts zu thun haben. Sie hassen alle Fremden möchten sie höchstens im Kriege benützen, dann aber fortjagen. gleichen hassen sie alle Seefahrten und wollen sich lieber in den sc testen Theil Sibiriens als auf die Flotte schicken lassen."*)

Der Haß, dessen Gegenstand die Fremden auch für die nicht a Bevölkerung Moskaus waren und von dem sich die herrschende P getragen fühlte, zeigte sich bei jeder Gelegenheit und nicht selten in raschender Rohheit. So eilten zwar die Garde-Regimenter zur Bi stätte, als (4. Mai 1729) in der „Deutschen Vorstadt" ein gewa

*) Herrmann, Beiträge zur Geschichte des russischen Reichs, S. 126.
**) Raumers Beiträge ꝛc. II. 187.

Feuer ausbrach, es lief auch sonst viel Volk zusammen, aber niemand wollte löschen. Die Offiziere der Garde bemühten sich vergebens ihre Leute dazu zu bringen; sie fanden keinen Gehorsam. Das Volk sagte laut, das Feuer habe nichts zu bedeuten, es seien ja nur Deutsche und Franzosen, deren Habe brenne. Volk und Soldaten plünderten die brennenden Häuser anstatt zu löschen und hin und wieder wurde selbst der Wunsch laut, das Feuer möge das Haus des österreichischen Gesandten ergreifen; da werde sich gute Beute finden. Dieser Wunsch ging zwar nicht in Erfüllung, aber einhundert und vierundzwanzig Häuser brannten nieder.*)

Inzwischen wurde die Verwirrung immer größer, es spann sich ein unübersehbares Netz von Intriguen der Altrussen unter einander und gegen einander, in dem sich zuletzt wohl niemand mehr mit einiger Sicherheit zurecht zu finden wußte. Der Kanzler Golowkin und der Admiral Apraxin, zwar auch altrussisch gesinnt, aber weder mit den Galitzyns noch mit den Dolgorukys verbündet, verfielen vorübergehend sogar auf den seltsamen Gedanken die Großmutter des Kaisers, die Zarin Eudoxia Lapuchin, die ihr Enkel aus ihrem fernen Kloster nach Moskau berufen hatte, zu einer politischen Person zu machen und durch sie entscheidenden Einfluß zu üben; aber die bejahrte Frau erwies sich abgestumpft durch das Klosterleben und bei allem Haß gegen die Fremden unfähig zu solchen Dingen. — Da Alle in diese Intriguen verloren, mit persönlichen Interessen und der Person des jungen Kaisers beschäftigt waren, bemüht die Herrschaft über ihn zu behaupten oder einen neuen Günstling bei ihm einzuführen, der den bisherigen verdrängen könne, kümmerte sich außer dem Vice-Kanzler Ostermann eigentlich niemand um die wirkliche Regierung des Reichs, um den regelmäßigen Gang der Geschäfte und die Verwaltung gerieth in eine bodenlose Verwirrung.

Daß Rußland unrettbar in die alte Barbarei zurücksank, wenn Moskau Sitz der Regierung blieb, darüber konnten sich die fremden Gesandten nicht täuschen und dem österreichischen Hof insbesondere war das nicht gleichgültig. Peter II. war durch seine Mutter dem Habsburgischen Hause nahe verwandt und Oesterreich wünschte natürlich gegen die Türkei sowohl als in Polen auf Rußlands mit ihm verbündete Macht rechnen zu können. — Deshalb hatte denn auch der österreichische Botschafter, Graf Wratislaw, den Auftrag, auf jede Weise dahin zu wirken, daß der Hof vor allen Dingen nach Petersburg zurückkehre. Er suchte den spanischen Gesandten in sein Interesse zu ziehen, weil dieser mit dem Günstling, dem Fürsten Iwan Alexey. Dolgoruky befreundet schien und Allen einleuchtete, daß ein Erfolg überhaupt nur zu hoffen war, insofern dieser Günstling für die Rückkehr nach Petersburg gewonnen werden konnte.

*) Liria's Bericht vom 9. Mai 1729.

Es gehörte eigentlich nicht viel Scharfsinn dazu, sich zu sagen, daß die Sache vollkommen hoffnungslos war, eben weil nur auf diesem Wege möglich. Auch ließ zu allem Ueberfluß Ostermann die Gesandten darüber nicht im Zweifel; er sagte ihnen, obgleich er wisse, daß der Kaiser geneigt sei, nach Petersburg zurückzukehren, könne er dennoch nicht auf einen Erfolg ihrer Bemühungen hoffen; er fürchte, daß der Kaiser, wenn es zur Ausführung komme, nicht Entschiedenheit genug haben werde, Allem zu widerstehen, was ihm „die Russen" sagen würden, um ihn zum Bleiben zu bewegen. So standen die Sachen wirklich. Der Fürst Iwan Alexejewitsch dagegen sprach anfänglich mit den Gesandten als sei er für seine Person bereit, ihre Vorstellungen zu unterstützen; äußerte sich dann aber, nur wenige Tage später, schon so unsicher und unbestimmt, daß die Gesandten jede Hoffnung aufgaben.

Man blieb in Moskau und obgleich den Galitzyns gelungen war, einen ihrer Verwandten, den Grafen Alexander Borissowitsch Buturlin — Schwiegersohn des Feldmarschalls Galitzyn — als Günstling zweiten Ranges in die Gesellschaft des Kaisers einzuschieben, behaupteten die Dolgorukys doch immer entschiedener das Feld und bleibend schien ihre Macht gesichert, als es ihnen zu Ende des Jahrs 1729 gelang, den jungen Kaiser mit der Tochter seines Untergouverneurs, der Schwester seines vertrauten Gefährten, der siebzehnjährigen Fürstin Katherina Alexejewna Dolgoruky feierlich zu verloben.

Alle gleichzeitigen Berichte stimmen darin überein, daß besonders der Vater dieser Fürstin Alexej Grig. Dolgoruky sich von lange her darum bemüht habe, daß er den jungen Kaiser nicht blos um ihn an altrussische Sitten und Ansichten zu gewöhnen, immer von neuem auf viele Wochen auf das Land hinaus führte zu Jagdpartieen und von jeder anderen, jeder europäischen Gesellschaft abgesondert hielt, sondern auch um ihn wiederholt in engerem Kreise mit seinen Töchtern in Verbindung zu bringen. Im Uebrigen lauten diese Berichte verschieden. Manstein, der zur Zeit fast noch ein Knabe war, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, der Kaiser habe sich in der That leidenschaftlich in die junge Fürstin verliebt und die russischen Geschichtschreiber mögen mancherlei Gründe gehabt haben, seinen doch eigentlich unverbürgten Angaben zu folgen. Jedenfalls würde das wenig auf sich haben; die Leidenschaft eines fünfzehnjährigen Knaben will wenig bedeuten und konnte verfliegen wie die des dreizehnjährigen verflogen war. Außerdem aber sind die Berichte der auswärtigen Gesandten, denen zufolge der Kaiser sich dieser Verbindung lange zu erwehren suchte und endlich nur dem Druck nachgab, den die Dolgorukys auf ihn übten, indem sie ihn ganz vereinzelt in ihren Kreis zu bannen wußten, wohl ohne Vergleich besser beglaubigt. Daß der Kaiser auch nach der Verlobung seiner Braut mit entschiedener Gleichgültigkeit und Kälte be-

gegnete und ihre Gesellschaft mied, hatten die Gesandten Gelegenheit mit eigenen Augen zu sehen.*)

Katherina Dolgoruky brachte auch ihrerseits keine Freudigkeit zu diesem Bunde. Sie war, wie man ziemlich allgemein wußte, von einer anderen Neigung beherrscht, deren Gegenstand ein Cavalier der österreichischen Gesandtschaft, Graf Milesimo, war. Der Gesandte hatte die eigenthümliche Aufmerksamkeit, diesen jungen Mann zu entfernen, indem er ihn als Eilboten nach Wien entsendete, so wie bekannt wurde, daß die vorläufige — nicht kirchliche — Verlobung der Fürstin mit dem Kaiser (30. Nov. 1729) stattgefunden habe.

Diese Nachricht erregte übrigens in allen Kreisen eine Unzufriedenheit, die sehr unzweideutig hervortrat. Wenige Verständige, denen es um das Wohl des Landes zu thun war, beklagten die angekündigte Verbindung aus ernsten Gründen; sie glaubten die Macht der Familie Dolgoruky nun bleibend gesichert und damit den Rückfall Rußlands in die alte Barbarei entschieden. Alle bedeutenden Familien des Adels waren leidenschaftlich unzufrieden und erzürnt aus Eifersucht und Neid.

Die Dolgorukys wußten, daß sie viele Feinde hatten und waren nicht ohne Sorgen, sahen aber in der drohenden Unzufriedenheit nur einen Grund den Gang der Dinge zu beschleunigen und die schwebenden Verhältnisse so schnell wie möglich in unwiderrufliche zu verwandeln. Und in der That, wie die Dinge in Rußland zu gehen pflegten, blieb ihnen keine Wahl, nachdem sie sich einmal so weit gewagt hatten; sie mußten sich durch die rasch vollzogene Vermählung der jungen Fürstin sicher stellen, wenn sie nicht das Schicksal Menschikows erleben wollten. Schon am 4. December fand dann auch im Lefortschen Palast, den der Kaiser zur Zeit bewohnte, die feierliche kirchliche Verlobung statt, die der vornehmste Kirchenfürst des Reichs, der Erzbischof Feofan vollzog. Wie sehr aber die Familie Dolgoruky bei dieser Gelegenheit Unruhen und Gefahr befürchtete, das zeigte sich in den Anstalten, die getroffen waren.

„Die Familie Dolgoruky ist jetzt von Allen die mächtigste," berichtet der Herzog von Liria; „dennoch aber fürchtet sie die anderen und ihre Besorgnisse zeigen sich darin, daß an dem Tage der Verlobung die Wache des Palastes aus einem ganzen Garde-Bataillon von 1200 Mann bestand, während zu gewöhnlichen Zeiten dort nur 150 Mann auf Wache ziehen. Der (Garde-)Grenadier-Compagnie, deren Hauptmann der Günstling ist und die aus einhundert Mann besteht, war befohlen in den Saal einzurücken und sich unmittelbar hinter dem Zaren aufzustellen, angeblich größerer Feierlichkeit wegen, in der That aber, damit sie der Versammlung näher wäre und alle Thüren besetze; es war ihnen (den Grenadieren)

*) Berichte des sächsischen Gesandten Lefort vom 21. Nov., 1., 5., 8., 15., 19. December 1729 bei Herrmann; des Herzogs von Liria vom 19. Dec. 1729.

sogar befohlen, scharf zu laden, damit sie, wenn irgend jemand, wie man befürchtete, Unordnung veranlassen wollte, um die Ceremonie zu verhindern, sofort unter die Unzufriedenen feuern könnten. Das hatte der Günstling angeordnet, ohne Vorwissen seines Oheims, des Feldmarschalls, der sehr überrascht war, die Compagnie im Saal zu sehen. Da dieser Letztere mein Freund ist ..... hat er es mir selbst gesagt und ich glaube, daß auch sonst niemand vorher um die Sache gewußt hat; wenigstens hat selbst Ostermann nicht darum gewußt und er war gleichfalls überrascht."

„Das besagte Bataillon befindet sich auch jetzt noch (8. Dec.) in Bereitschaft in der Nähe des Palastes und hält Wache in den Zimmern, die der Günstling bewohnt." — Aus Allem sei zu ersehen, daß die Dolgorukys „das Volk" fürchten, das „an Verschwörungen und Aufstände gewöhnt" sei.

Das war allerdings von übler Vorbedeutung und die bösen Zeichen mehrten sich. Der junge Kaiser schien schwermüthig seit seiner Verlobung. Zweimal entzog er sich in stiller Nacht seiner allzu wachsamen Umgebung, um allein heimlich zu Ostermann zu schleichen und sich mit diesem und noch einem oder zwei anderen Mitgliedern des Hohen Raths zu besprechen. Die Dolgorukys suchten überall als sie ihn vermißten und wußten, scheint es, nicht zu verbergen, wie sehr sie erschreckt waren. Die ganze Familie schien dem Kaiser verhaßt zu werden.

Katherina Dolgoruky, in ihren Neigungen durchkreuzt, verbarg nicht, daß sie ihren Bruder, den Günstling, haßte und suchte ihn zu verderben. So sahen denn die unbefangenen Beobachter von mehr als einer Seite Unheil nahen. Die Vermählung aber, die so verhängnißvoll zu werden drohte, wurde beschleunigt so viel die Gebräuche der griechischen Kirche irgend gestatteten. Sie sollte unmittelbar nach dem Dreikönigstage (1730 und alten Styls) stattfinden und an demselben Tage sollte auch „der Günstling" mit einer reichen Erbin, einer Scheremétiew vermählt werden.*)

Zu eben der Zeit aber (am 6./18. Januar 1730) erkrankte der Kaiser an den Blattern. Einige Tage über suchte man seine Krankheit zu verbergen, dann wurde aber doch bekannt woran er leide. Noch wurde sein Zustand nicht für gefährlich gehalten und schon war man in den maßgebenden Kreisen mit der Thronfolge beschäftigt für den Fall, daß der Kaiser sterben sollte. Und ganz wie früher in ähnlichen Fällen zeigte sich auch jetzt wieder, daß in diesen Kreisen nicht entfernt ein ernstes Rechtsbewußtsein herrschte. Niemand fragte wer denn ein wirkliches Erbrecht an die Krone habe, niemand bekümmerte sich um das bestehende positive Gesetz, die beschworene Thronfolgeordnung der Kaiserin Katherina — ein Jeder ließ sich einzig und allein durch seine persönlichen Interessen bestimmen.

*) Berichte Leforts vom 2., Liria's vom 2. und 9. Jan. 1730.

Die Krankheit nehme einen günstigen Verlauf, berichtete der Herzog von Liria (am 26. Januar); für den Fall, daß der Kaiser dennoch wider Erwarten stürbe, sei ein innerer Krieg zu fürchten, denn es träten vier Parteien für eben so viel verschiedene Kron-Prätendenten hervor —: die eine für die Prinzessin Elisabeth, Tochter Peters des Großen, — die andere für die Zarin Großmutter Eudoxia Lapuchin; — eine dritte für die Braut, Fürstin Dolgorukh; — eine vierte endlich für den Sohn des Herzogs von Holstein-Gotorp (den nachherigen Peter III.).

„Obgleich dieser Letztere in der That das beste Recht auf den Thron hat, sind seine Anhänger doch sehr wenig zahlreich und durchaus nicht mächtig. Die Prinzessin Elisabeth hat etwas mehr Anhänger, sie sind aber auch nicht mächtig."

„Die einflußreichsten Leute sind auf Seiten der Zarin-Großmutter und der Braut. Das ist so augenfällig, daß ich beinahe bestimmt versichern kann, daß, im Fall der Schlag des Schicksals erfolgt, nach den Maßregeln zu schließen, die bereits getroffen sind, entweder die Zarin-Großmutter den Thron besteigt oder die Braut Dolgorukh. Ich zweifle nicht, daß es der Letzteren eher gelingen wird, vermöge der großen Macht der Dolgorukhs, deren Familie sehr zahlreich ist." — Für den wahrscheinlicheren Fall seiner Genesung seien die Dolgorukhs entschlossen den Kaiser noch vor den großen Fasten mit seiner Braut zu vermählen, selbst wenn die sechs Wochen der Convalescenz noch nicht vorüber sein sollten. Während der Fasten ist nämlich in der griechischen Kirche jede Trauung untersagt — und die weiteren sechs Wochen bis zum Ende der Fasten zu warten, mußte wohl bedenklich scheinen. So gespannt war die Lage.

In einer Nachschrift fügt dann der Herzog hinzu: „Nach Schluß meines Briefs habe ich erfahren, daß viele Intriguen in Bewegung sind, wovon ich aber den König, unseren Herrn, als im höchsten Grade wahrscheinlich versichern kann, das ist, daß, im Fall der Zar stirbt, die Krone entweder der Zarin-Großmutter oder der Braut zu Theil wird. Von der Prinzessin Elisabeth und dem Sohn des Herzogs von Holstein spricht man nur im Vorbeigehen ....."

Der französische Geschäftsträger berichtete ganz in demselben Sinn.*)

Wie ganz ungeregelt und prinzipienlos mußten die herrschenden Vorstellungen umherirren, wenn man die Großmutter und die Braut des Sterbenden zu den Erbberechtigten zählen konnte!

Peter II. starb in der Nacht vom 29. zum 30. Januar; im Fieberwahn seiner Todesstunde rief er nach der Schwester, die er im Leben vernachlässigt hatte, und nach Ostermann, in dessen Armen er endete. Er hatte nur vierzehn Jahre und nicht ganz vier Monate gelebt.

*) Tourgeneff, La Russie et les Russes III. 309.

Viertes Capitel.

Die Großfürstin Anna Iwanowna zur Kaiserin erwählt; — die Wahlcapitulation und die oligarchische Verfassung von der Kaiserin angenommen; — Spaltungen im russischen Adel, verschiedene Verfassungs-Entwürfe; — Staatsstreich, der Anna Iwanowna zur Selbstherrscherin erhebt und den Charakter der russischen Regierung für die Folge bestimmt.

Sichtbare Unzufriedenheit der Altrussen und der Kirche; — Errichtung neuer Garde-Regimenter; — Rückverlegung der Regierung nach Petersburg; — Brände; — Birons Herrschaft; — der Türkenkrieg.

Verschwörung und Untergang der Dolgorukys; — Wolynskys Verschwörung und Ende. Tod der Kaiserin Anna und ihr Testament; — Iwan Antonowitsch Kaiser; — Biron Regent und gestürzt; — Anna Leopoldowna Regentin; — Revolution, die Elisabeth Petrowna auf den Thron erhebt.

Am 30. Januar 1730 wurden die Stadt Moskau und die fremden Gesandten durch die Nachricht überrascht, daß der Kaiser gestorben und die Wittwe Herzogin von Kurland, die Großfürstin Anna Iwanowna, als seine Nachfolgerin, als regierende Kaiserin ausgerufen sei.

Das war in der That die größte aller Ueberraschungen und wurde auch im vollsten Sinn des Worts als solche empfunden. Wie seit vielen Jahren, hatte noch vor wenigen Stunden niemand an diese Prinzessin gedacht und sie hatte nicht den Schatten eines Rechts an die Krone! — Sollte von einem Erbrecht nach allgemein gültigen Grundsätzen die Rede sein und glaubte man sich an die Nachkommenschaft Peters des Großen halten zu müssen, dann war der Sohn seiner älteren Tochter, der junge Prinz von Holstein, unzweifelhaft der rechtmäßige Erbe der Krone. Selbst wenn man den Nachkommen des Zaren Iwan Alexejewitsch, als der älteren Linie, ein besseres Recht zuerkennen wollte, war nicht Anna, sondern ihre ältere Schwester, die Herzogin von Mecklenburg, oder deren Tochter Anna Leopoldowna die Erbin. — Wollte man, was zunächst und vor allem maßgebend sein mußte, das positive, in Rußland bestehende Recht anerkennen — die beschworene Thronfolge-Ordnung der Kaiserin Katherina —: in der war der Herzogin von Kurland so wenig als ihrer Schwester irgend gedacht; der junge Prinz von Holstein war darin als Erbe bezeichnet.

Bald aber sollte offenbar werden, daß die Großfürstin Anna gewählt worden war, eben weil sie gar kein Recht auf die Krone hatte.

Viel war geschehen in der kurzen Todesnacht des Kaisers. Was während dieser Stunden verhandelt wurde, hat einen großen, nachhaltigen Einfluß auf die Geschicke Rußlands geübt, wenn auch einen ganz anderen als beabsichtigt war, und eben deshalb ist es zum Verständniß der folgenden Geschichte nothwendig hier im Einzelnen darauf zurückzukommen.

Während der Krankheit des Kaisers hatten die Dolgorukys verzweifelte Versuche gemacht sich im Besitz der Macht zu behaupten, die ihren Händen zu entschlüpfen drohte. So wie der Zustand des Kranken bedenklich geworden war, hatten sie, vor allen Alexey Grig., ihn eilig mit einer Braut vermählen wollen, um dann seine Wittwe als regierende Kaiserin ausrufen zu können. Ostermann hatte sich widersetzt und den ihnen Anschlag hintertrieben.

Während dann der Kaiser schon mit dem Tode rang, einen oder zwei Tage vor seinem Ende, beschäftigten sich die Dolgorukys, Wassilyukitsch, die Brüder Alexey, Sergey und Iwan Grig. und der Günstling Iwan Alex., in einem Familienrath in Alexeys Behausung, mit einem noch viel gewagteren Plan: sie entwarfen einen letzten Willen des Sterbenden, in welchem er seine Braut, Katherina Dolgoruky, zur Nachfolgerin auf dem Thron ernannte. Der Fürst Sergey schrieb dieses Testament in zwei Exemplaren, deren eines ohne Unterschrift blieb, während der Günstling Iwan Alex. den Namen „Peter" unter das andere setzte. Die Unterschrift Iwans konnte allenfalls für eine Unterschrift des Kaisers ausgegeben werden, denn öfter schon hatte dieser Günstling mit Wissen und Willen seines Herrn dessen Namen unter die Papiere gesetzt, die der kaiserlichen Unterschrift bedurften. Die Verschworenen, wie wir sie wohl nennen müssen, wollten nun, wenn irgend möglich, das erste Exemplar noch von dem sterbenden Knaben unterschreiben lassen; ließ sich das nicht mehr bewerkstelligen, dann wollte man das von dem Fürsten Iwan Alex. unterschriebene Testament vorweisen und zur Geltung bringen.

Der Feldmarschall Dolgoruky aber, der, eilig vom Lande herbeigerufen, mit seinem Bruder Michail Wlad. eintraf, als der Fürst Alexey eben wieder an den Hof geeilt war, verwarf das Unternehmen, die Fürstin Katherina auf den Thron zu erheben, als thöricht und unmöglich, da sie noch nicht mit dem Kaiser vermählt, nicht Kaiserin sei; — und selbst wenn sie ihm vermählt wäre, würde es um ihre Nachfolge mißlich stehen, da sie nicht gekrönt sei, wie Katherina I. war.

Die Vettern wollten die Unmöglichkeit nicht zugeben; er selber, der Feldmarschall, sei Oberster der Preobraschenskischen Garde, da könne man des Kanzlers Golowkin und des Fürsten Dmitry Galitzyn mit Gewalt Herr werden. — Der Feldmarschall verwarf diese Vorstellungen als kindisch; es sei etwas ganz Unerhörtes, das sie vorhätten; die Soldaten

würden ihn todtschlagen, wenn er ihnen zumuthete für dergleichen einzustehen. — Man wendete ein, der Kaiser werde Katherina zur Thronfolgerin ernennen. — Das stehe allerdings in seinem Willen, äußerte darauf der Feldmarschall, aber wie solle das geschehen, da der Kaiser bereits besinnungslos sei.

Da auch der Fürst Alexey dazu kam, wurde die Scene, wie es scheint, eine sehr leidenschaftlich bewegte, und wie das dann der Fall zu sein pflegt, sind die Aussagen der verschiedenen Betheiligten nicht ganz in Uebereinstimmung zu bringen. Erwiesen scheint, daß man nicht gerathen fand dem Feldmarschall, in der Stimmung, in der man ihn sah, von dem in Bereitschaft gehaltenen untergeschobenen Testament zu sprechen — und das Ergebniß war, daß man dies Testament nicht zu brauchen wagte, da man wohl sah, daß auf Unterstützung durch eine bewaffnete Macht nicht zu hoffen sei. Es wurde in der Stille wieder vernichtet.*)

Selbst der dänische Gesandte Westwald glaubte im Interesse seines Hofs eingreifen zu müssen und schrieb dem Fürsten Wassily Lukitsch, der gewissermaßen als das Haupt der Familie Dolgoruky angesehen wurde, daß man ja nicht den Enkel Peters des Großen, den anderthalbjährigen Prinzen Peter von Holstein-Gotorp, zum Kaiser wählen möge.

Unmittelbar nachdem Peter II. verschieden war, um zwei Uhr in der Nacht, versammelten sich die Mitglieder des Hohen Raths und einige Magnaten von Bedeutung, um zu berathen was nun geschehen müsse. Nur Ostermann, der lange Zeit und bis zum letzten Augenblick am Bett des Sterbenden verweilt hatte, wohnte dieser Versammlung nicht bei; er war angeblich krank in Folge der Gemüthsbewegung, mußte sein Lager aufsuchen, zur Ader lassen —: das war seine Art sich jedem Antheil an allzu bedenklichem Beginnen zu entziehen.

Drei Kirchenfürsten, unter ihnen Feofan Prokopowitsch, hatten im Sterbehause die Gebräuche der griechischen Kirche vollzogen; im ersten Augenblick forderte sie Wassily Lukitsch Dolgoruky auf noch zu verweilen, es würden Berathungen stattfinden, an denen sie Antheil nehmen sollten.

Aber der Fürst Dmitry M. Galitzyn, der, obgleich entschiedener Anhänger des Alten, doch seltsamer Weise ein eben so entschiedener Feind kirchlichen Einflusses war, wollte keinen Prälaten im Rath dulden, weil die gesammte Geistlichkeit sich mit „Infamie" bedeckt habe, indem sie nach dem Tode Peters des Großen, aus niedriger Selbstsucht, zum Schaden des echten Erben, beigetragen habe eine Frau auf den Thron zu erheben, die ihm von rechtswegen durchaus fremd bleiben mußte.

Wassily Lukitsch mußte zu den drei Bischöfen zurückkehren, um sie mit

*) Kaschpirew, Denkmäler der russischen Geschichte, 1. Thl., II., 152—194.

guter Art zu entfernen. Er lud sie ein zusammt den übrigen Mitgliedern des Synods in einer feierlichen Versammlung zu erscheinen, die am nächsten Morgen in der zehnten Stunde stattfinden sollte.

In dem nächtlichen Rath aber war von den vier Kron-Candidaturen, mit denen sich in den letzten Tagen alle gesellschaftlichen Kreise so lebhaft beschäftigt hatten, eigentlich nur eine vertreten und auch diese kaum. Nach den Berichten des sächsischen Gesandten hätte Alexey Gr. Dolgoruky selbst hier noch einen schüchternen Versuch gemacht, die Krone für seine Tochter in Anspruch zu nehmen, sein Vetter aber, der Feldmarschall, ihm widersprochen und erklärt, so lange noch irgend ein Mitglied des kaiserlichen Hauses übrig sei, werde er nicht dulden, daß eine Dolgoruky nach der Krone strebe. Wie dagegen der Herzog von Liria erfuhr, sah sich selbst der Fürst Alexey „durch die Umstände gezwungen ehrlich zu sein" und von freien Stücken zu erklären, daß seine Tochter, dem Kaiser noch nicht vermählt, keinen Anspruch auf den Thron habe. — Doch, erhoben oder nicht, diese Ansprüche hatten gar keine Bedeutung mehr, und überhaupt spielten die Dolgorukys, obgleich sie die Mehrheit des Hohen Raths bildeten, doch, unter sich nicht einig und wie es scheint entmuthigt, keineswegs die Hauptrolle in dieser Versammlung.

Der bejahrte Fürst Dmitry Mich. Galitzyn bemächtigte sich der Führerrolle und stellte sich offen an die Spitze politischer Bestrebungen, deren Heranwachsen in diesem Kreise russischer Magnaten aufmerksame fremde Beobachter längst wahrgenommen hatten. Er erklärte, da Rußland unter einer despotischen Herrschaft so viel gelitten habe — wozu auch die von Peter I. herbeigerufene, große Anzahl Fremder viel beigetragen habe — müsse man die Herrschermacht durch gute Gesetze beschränken, und der neuen Kaiserin, die man zu erwählen habe, da die männliche Nachkommenschaft des Kaisers Peter ausgestorben sei, die Regierung nicht anders als unter Bedingungen übergeben. Ob nicht alle Anwesenden einverstanden seien?

Da Alle zustimmten, wußte dann der Fürst Dmitry, durch eine kurze Wendung, eben so entschieden wie er die Geistlichen von der Berathung fern gehalten hatte, auch die beiden Töchter Peters des Großen von der Thronfolge auszuschließen. Von denen, erklärte er, könne gar nicht die Rede sein; sie seien unehelich geboren, und nach den Satzungen der griechischen Kirche würden uneheliche Kinder auch durch die nachträgliche Ehe ihrer Eltern nicht legitimirt. Vielleicht war gerade umgekehrt ihr allzu nahes Recht für ihn der Grund sie auszuschließen. Eine Wahl, die auf sie fiel, hatte zu wenig den Charakter einer von freier Macht geübten Wahl.

Der Feldmarschall Dolgoruky, ein leidenschaftlicher Anhänger des Alten, schlug seltsamer Weise auch in diesem Kreise die Zarin Wittwe, Eudoxia Feodorowna Lapuchin, der er von langer Zeit her sehr ergeben

war, zur regierenden Kaiserin vor*). Aber er wurde von allen Seiten stimmt, und die Wahl fiel dann auf die Wittwe Herzogin von Kur Wassily Lukitsch Dolgoruky soll sie zuerst genannt haben, aber auch D Galitzyn konnte, wie aus seinem Benehmen hervorgeht, von Anfan niemanden sonst im Sinn gehabt haben.

Ihrer älteren Schwester, der Herzogin von Mecklenburg, war im Vorübergehen gedacht worden. Sie zu wählen sei nicht rathsam, Einflusses wegen, den ihr leidenschaftlicher, despotisch gesinnter Ge üben könnte. Ein seltsamer Grund sie auszuschließen, da sie scho zwölf Jahren in Zwietracht getrennt von ihrem Gemahl in Moskau l

Entscheidend war, daß Anna Iwanowna eben, wie man das Erl auch wenden mochte, gar kein Recht auf die Krone hatte, und daß gerade deshalb glauben durfte, sie werde auf alle an das Geschenk unerwarteten Krone geknüpften Bedingungen eingehen. Denn von dritten, jüngsten Tochter des Zaren Iwan, Praskowia Iwanowna, geheime Vermählung mit dem General Dmitriew-Mamonow ein ö liches Geheimniß war, konnte natürlich nicht die Rede sein.

Wer sonst noch dieser nächtlichen Berathung beigewohnt haben entfernte sich, als die „Wahl" der Herzogin von Kurland beschlossen die sieben Mitglieder des Hohen Raths aber gingen sofort an den wurf der Bedingungen, die sie der künftigen Kaiserin vorschreiben wo Sie fanden in den Räumen des Palastes einen Beamten, der, wi scheint, der Kanzlei des Hohen Raths angehörte, hießen ihn in einem neben dem Sterbezimmer an einem kleinen Tisch niedersitzen und bega ihm zu dictiren — aber in so verwirrter Weise, daß er bald nicht was er eigentlich schreiben solle. Da sie mit der Sache nicht vor zu kommen wußten, wendete sich, nach der Aussage dieses Beamten**) Kanzler Golowkin, wie immer in schwierigen Fällen, an Ostermann der also noch bis zu der Zeit im Sterbezimmer verweilt haben m Ostermann aber sagte sich von der Sache los, indem er vorgab Fremder mit Vielem unbekannt, könne er sich auf Dinge von dieser Wi keit nicht einlassen. Die „Punkte" soll dann zumeist Wassily Luk. Dolg dictirt haben.

Am frühen Morgen des 30. Januars versammelten sich im K die Mitglieder des Hohen Raths, des Senats, des Synods, die Genera und eine Anzahl höherer Beamter aus den Collegien (Ministerien) nur der kranke Ostermann hatte sich nicht eingefunden. Hier eröffne nach Feofans Bericht — der Kanzler Golowkin der Versammlung, die Herzogin von Kurland zur Kaiserin „erwählt" sei, aber ohne i anzudeuten, daß man ihr Bedingungen vorschreiben, ihre Macht beschr

*) Tschistowitsch, Feofan, 284.

**) Denkmäler der neueren russischen Geschichte, 1. Thl., II. 10.

wolle. Im Uebrigen scheint auch hier wieder der Fürst Dmitry Mich. Galitzyn die Hauptrolle übernommen zu haben; er forderte die sämmtlichen Anwesenden auf durch lauten Zuruf ihre Zustimmung kund zu thun, und das geschah.

Nun aber schlug Feofan Prokopowitsch vor sofort den feierlichen Gottesdienst zu halten, der für solche Fälle vorgeschrieben sei, die Mitglieder des Hohen Raths lehnten jedoch dies Ansinnen unter allerhand Vorwänden ab und äußerten, es sei besser die Dankgebete zu verschieben, bis man die Einwilligung der erwählten Kaiserin erhalten habe.

Sie war also noch nicht die regierende Kaiserin. Das war genug für einen in Intriguen bewanderten Mann wie Feofan, der in der Welt, im Leben, und vor allem unter seinen Landsleuten vollkommen Bescheid wußte. Ihm blieb kein Zweifel über das was beabsichtigt wurde, — noch darüber in wie weit dabei auf einen Erfolg zu rechnen war.

Jaguzynski erfuhr von seinem Schwiegervater Golowkin was in der Nacht verhandelt worden war, und war ebenfalls zu klug, um nicht zu sehen, daß das Gewebe, an dem die Galitzyns und Dolgorukys arbeiteten, ein sehr luftiges sei. Er entsendete sofort seinen Adjutanten Sumarokow nach Mitau als Ueberbringer eines Briefs, über dessen Inhalt zweierlei Ueberlieferungen vorliegen. Nach der einen hätte er die Herzogin aufgefordert die Bedingungen, die man ihr vorlegen werde, entschlossen abzulehnen, — nach der anderen hätte Jaguzynski im Gegentheil gerathen diese Bedingungen ohne Widerrede anzunehmen. — Ueber den Schluß aber, zu dem Jaguzynski auf dem einen oder dem anderen Wege gelangte, ist kein Zweifel: die Wahl der Herzogin sei einstimmig erfolgt, und wenn sie nur schnell nach Moskau komme und die nöthige Festigkeit zeige, könne Er an der Spitze einer zahlreichen Partei ihr die alte, unumschränkte Gewalt ihrer Vorfahren wieder verschaffen. — Der kurländische Minister-Resident in Moskau, Baron Löwenwolde, fertigte ebenfalls insgeheim einen Boten ab nach Mitau, und Feofan Prokopowitsch, wie der Metropolit Eugenius berichtet, einen dritten, durch den auch er seinen Beistand anbieten ließ, für den Fall, daß Anna Iwanowna sich der hergebrachten Selbstherrschaft wieder bemächtigen wolle. Ihm mußte mehr als einem andern daran liegen, daß die Regierungsgewalt nicht in den Händen der Altrussen blieb. — Die drei Boten wußten sich durchzuschleichen, obgleich die Machthaber alle Wege um Moskau in solcher Weise gesperrt hatten und bewachten, daß selbst die fremden Gesandten keine Eilboten absenden konnten.

Während man ihnen auf diese Weise bei der Herzogin zuvorzukommen suchte, waren die Herren vom Hohen Rath den Tag über damit beschäftigt die Bedingungen auszuarbeiten, auf die sie die neue Kaiserin verpflichten wollten, da der erste Entwurf bald als ungenügend erkannt war. Mehrere Male mußte derselbe Beamte, dessen man sich zuerst be-

dient hatte, die „Punkte" unter der Leitung der Fürsten Wassily Lukitsch Dolgoruky und Dmitry M. Galitzyn umarbeiten. Ueber die endgültig festgestellte Fassung soll vorzugsweise ein Deutscher zu Rathe gezogen worden sein, der längere Zeit in Schweden gelebt hatte. Der Staatsrath Heinrich Fick nämlich, Vicepräsident des Handels-Collegiums. Peter der Große hatte ihn nach Schweden gesendet, um sich mit dem dortigen Finanzsystem bekannt zu machen. Schweden und sein permanenter Reichsrath sind denn auch das Muster, das in seinem Entwurf wie in dem vorhergehenden maßgebend bleibt.

Die Bedingungen, die der Herzogin gestellt wurden, lauten in den verschiedenen Darstellungen dieser Ereignisse wesentlich verschieden, und das erklärt sich theils daher, daß die sämmtlichen bis auf die neueste Zeit herab bekannt gemachten Versionen den Berichten der nicht unmittelbar und daher nicht ganz zuverlässig unterrichteten fremden Gesandten an ihre Regierungen entnommen waren, theils daher, daß diese Bedingungen in der That mehrfache Umarbeitungen erfahren hatten, wie denn auch in Rußland selbst mehrere bedeutend von einander abweichende Entwürfe dieser Artikel handschriftlich erhalten sind.

Alle die verschiedenen Texte haben — insofern sie authentisch sind — ihre geschichtliche Bedeutung. Es zeigt sich darin wie wenig die Machthaber in staatsrechtlichen Anordnungen bewandert und geübt waren, wie wenig sie auch nur vermochten ihre Absichten in bestimmte, den Gedanken mit Genauigkeit aussprechende Worte zu fassen; und es wird erklärlich, daß sie gern Ostermann zu Hülfe gerufen hätten und da er sich weigerte, ihre Zuflucht zuletzt zu einem, wenn auch minder berühmten, doch immerhin sachverständigen Gehülfen nahmen.

Von den handschriftlich erhaltenen Entwürfen könnte der formloseste wohl der am frühen Morgen zuerst niedergeschriebene sein; sowohl die ungenügende Fassung berechtigt zu dieser Vermuthung, als auch besonders der Umstand, daß hier die Forderungen, die den Mitgliedern des Hohen Raths zumeist am Herzen lagen, etwas gar zu unverholen an die Spitze gestellt sind — was man später nicht vorsichtig genug gefunden zu haben scheint. Dieser Entwurf reiht nämlich die gestellten Bedingungen in folgender Ordnung aneinander:

„1. Nach der Annahme der russischen Krone soll Ihre Majestät sich nicht vermählen. — 2. Sowohl bei ihrem Leben als nach ihrer Zeit (was wohl heißen soll: durch Testament) soll sie keinen Nachfolger zur Krone des russischen Reichs ernennen. — 3. Den hohen Geheimerath, der gegenwärtig aus acht Personen besteht, soll sie in keiner Weise verändern und ohne dessen gesammte Zustimmung soll sie in die Regierungs-Angelegenheiten nicht eingreifen (**въ государственные дѣла не вступать**). — 4. Der Regierung gehörige Dörfer, Ländereien und Gelder an niemanden vergeben. — 5. Höher als bis zum Obersten niemanden befördern.

— 6. Dem Adel Rang, Dörfer und Ländereien ohne Urtheil und Recht nicht nehmen. — 7. In den Hofstaat Ihrer Majestät über den festgesetzten Etat niemanden aufnehmen. — 8. Niemanden übermäßige Steuern über die bisher festgestellten auferlegen.*)

Die Kaiserin sollte sich nicht vermählen — das war in gewissem Sinn die Hauptsache. Sie sollte keine Nachkommen haben und keinen Nachfolger ernennen, damit die Krone nach ihrem Tode wieder zu ganz freier Verfügung in die Hand des Hohen Raths fiel. Das Schülerhaft-Ungenügende der Fassung tritt übrigens in jedem der folgenden Artikel so deutlich zu Tage, daß es wohl nicht näher nachgewiesen zu werden braucht.

Andere Versionen sind durch die Berichte der fremden Gesandten, — des sächsisch-polnischen und des spanischen — bekannt geworden — noch andere hat Turgeniew bekannt gemacht. Sie enthalten zum Theil Vorschläge, die im Lauf der Erörterung wieder beseitigt wurden, weil sie allzuweit zu gehen schienen. So war vorgeschlagen worden, daß die Kaiserin nur in außerordentlichen Fällen an den Sitzungen des Hohen Raths Theil nehmen, aber auch dann nur in dem Fall mitstimmen sollte, daß die Stimmen des Raths für und wider gleich getheilt wären. Dann freilich sollte ihre Stimme doppelt zählen — was für den vorausgesetzten Fall sehr gleichgültig war. — Auch wollte man ausdrücklich sagen, daß nicht die Kaiserin die Mitglieder des Hohen Raths zu ernennen, diese höchste Behörde vielmehr das Recht habe, sich selbst durch Wahl zu ergänzen u. dergl. m. Als die endgültig festgestellte Version, welche die Kaiserin Anna wirklich unterschrieben hat, ist wohl ohne Zweifel diejenige zu betrachten, die Solowiew neuerdings in dem moskauischen Archiv aufgefunden hat und in der die drei ersten Artikel des ersten Entwurfs — die noch in mehr als einem der später verfaßten wiederkehrten — wie es scheint nach reiflicher Ueberlegung weggelassen waren. Die gestellten Bedingungen waren nun in folgender Weise genauer ausgesprochen:

1. Die Kaiserin wird in allen Regierungsangelegenheiten den Hohen Rath zu Rathe ziehen. — 2. Sie wird ohne die Zustimmung des Hohen Raths weder Krieg führen noch Friede schließen. — 3. Sie wird ohne die Zustimmung des Hohen Raths weder im Militär- noch im Civildienst jemanden zu den höheren Rangstufen, über den Obersten-Rang hinaus befördern und ohne die Zustimmung des Hohen Raths weder Russen noch Fremde zu den Hofstellen befördern. — 4. Die Garden und die gesammte Armee stehen unter der Autorität des Hohen Raths. — 5. Dem Adel sollen Dörfer, Ländereien, Ehre und Leben nicht ohne regelmäßiges Gericht und Urtheil und vollständige Ueberführung genommen werden. — 6. Von den der Krone gehörigen Dörfern und Ländereien soll ohne die Zustim-

*) Denkmäler der neueren russischen Geschichte 1. Theil, II. 3.

mung des Hohen Raths nichts vergeben werden. — 7. Ohne die Zustimmung des Hohen Raths sollen keine neuen Abgaben auferlegt werden. 8. Die Kaiserin wird sich ohne die Zustimmung des Hohen Raths nicht vermählen und ohne dessen Zustimmung auch nicht einen Nachfolger ernennen.

Die Kaiserin Anna sollte unter diese Punkte nicht einfach ihren Namen setzen —: sie sollte außerdem mit eigener Hand darunter schreiben: „demgemäß zu halten, und wenn ich etwas Widersprechendes beginne, soll ich der russischen Krone verlustig sein."

Die leitenden Machthaber waren zu dem Bewußtsein gekommen, daß sie sich vor allen Dingen der bewaffneten Macht versichern müßten, aber sie übersahen, daß das nicht mit ein paar Worten in einer solchen Urkunde gethan ist. Die unter allen wichtige Bestimmung, der zufolge die Kaiserin sich nicht vermählen und die Wahl eines Nachfolgers dem Hohen Rath überlassen solle, hatte eine weniger schroffe Fassung erfahren und nahm in der Urkunde eine etwas bescheidnere Stelle ein. Dagegen war dem Satz, die Hofämter betreffend, durch die angefügten Worte, daß er sich auf Fremde wie auf Russen beziehe, eine bestimmtere Richtung gegen Biron — oder wie bekannt eigentlich Büren — den Günstling der Herzogin von Kurland gegeben, von dem man wußte und den man fern zu halten wünschte. Die Abgeordneten, die nach Mitau gingen, sollten auch mündlich darauf bestehen, daß dieser Fremdling nicht nach Rußland komme. Den Artikeln war auch noch ein Brief des Hohen Raths an die erwählte Kaiserin beigefügt — der schreibende Beamte brachte die Reinschrift der Urkunde sowohl als des Briefs jedem einzelnen der Mitglieder des Hohen Raths zur Unterschrift in das Haus — Ostermann jedoch unterschrieb nur den Brief — nicht die Artikel — und am späten Abend endlich traten die Abgeordneten die Reise nach Mitau an: Wassily Luk. Dolgoruky im Auftrag des Hohen Raths, ein jüngerer Fürst Galitzyn von Seiten des Senats und ein Generalmajor Leontiew als Vertreter der Generalität.

Anna Iwanowna hatte Jaguzynskis Botschaft durch Sumarokow schon seit einigen Stunden erhalten, als diese hohen Abgeordneten in Mitau eintrafen, aber sie hielt es entweder nicht für gerathen oder nicht für nothwendig die kühnen Rathschläge zu befolgen, die ihr aus der Hauptstadt ihres neu gewonnenen Reichs zugesendet wurden und unterschrieb ohne Säumen, ohne irgend eine Einwendung zu erheben, die Bedingungen, die ihr vorgelegt wurden, in der verlangten Weise. Sie versprach nicht minder bereitwillig Biron in Kurland zurückzulassen. Wahrscheinlich indem sie sich im Stillen das Weitere vorbehielt.

Die Machthaber in Moskau sagten sich inzwischen, daß es weiterer Anordnungen, einer bestimmten Organisation der Verwaltung, kurz einer weiter ausgearbeiteten Verfassung bedürfe, um die Regierung des Reichs

n einer den Artikeln entsprechenden Weise handhaben zu können und daß ie die Regierungsgewalt doch nicht ganz unumwunden für sich allein in Beschlag nehmen könnten. Sie arbeiteten an dem Entwurf oder sie ließen, die man allgemein glaubte und wie mehrere gleichzeitige Quellen bezeugen, en Staatsrath Fick daran arbeiten, der Schwedens Verfassung genau annte. Dieser hat zwar später im Verhör vor der Geheimen Kanzlei idlich versichert, daß er an allen diesen Dingen gar keinen Antheil gehabt abe, doch ist er dadurch der Strafe der Verbannung nicht entgangen.

Von den Plänen, die mit oder ohne seinen Beistand ausgearbeitet wurden, ist nur durch die Berichte der fremden Gesandten Einiges, natürlich nicht ganz zuverlässig, bekannt geworden — denn die Machthaber selbst haben sie nie in die Oeffentlichkeit gebracht. Der Herzog von Liria meldet (Depesche vom 6. Febr. 1730): „Die Kaiserin wird keinerlei Macht über die Armee haben, über welche die Feldmarschälle den Befehl führen, die dem Hohen Rath über Alles Rechenschaft zu geben haben. Unter den Befehlen der Kaiserin steht nur die Wache, die — für den Tag — den Dienst im Palast hat. Sie wird nicht einen Diener haben, der nicht vom Hohen Rath in seinem Amt bestätigt wäre. Dieser wird aus zwölf Mitgliedern bestehen und alle Sachen ohne Ausnahme werden an diese Behörde gehen. Der Senat wird aus dreißig Mitgliedern bestehen und sich mit der Rechtspflege zu beschäftigen haben. Außer diesen beiden Behörden wird es noch eine dritte, aus zweihundert Mitgliedern des kleinen Adels bestehende, nach Art eines Unterhauses, geben. Ein Kron-Schatzmeister wird nur dem Hohen Rath Rechenschaft abzulegen haben."

Der englische Gesandte Rondeau berichtet in nur wenig abweichender Weise in mancher Beziehung etwas genauer: „Die Kaiserin wird für ihre persönlichen Ausgaben auf eine bestimmte Summe beschränkt und hat nur der täglichen Wache im Palast Befehle zu geben. — Zwölf Männer aus den angesehensten Adelsfamilien bilden den Hohen Rath, der alle wichtigen Angelegenheiten, Krieg, Frieden, Bündnisse ꝛc., leitet. — Es wird ein Kron-Schatzmeister ernannt, der dem Hohen Rath über die Verwaltung der Finanzen Rechenschaft abzulegen hat. — Ein Senat von sechsunddreißig Personen prüft alle Gegenstände, ehe sie an den Hohen Rath gelangen. — Eine Versammlung von zweihundert Mitgliedern aus dem kleinen Adel vertheidigt dessen Rechte, im Fall der Hohe Rath denselben zu nahe treten sollte. — Eine Versammlung von angesehenen Männern und Kaufleuten (gentlemen and merchants) wacht darüber, daß das Volk nicht bedrückt werde."

Die Berichte des französischen und des polnisch-sächsischen Gesandten gehen so in das Unbestimmte, daß nichts weiter daraus zu entnehmen ist.

Machtlos, ja ohne allen Einfluß auf den Gang der Regierung, wie der König von Schweden, sollten auch die erwählte Kaiserin und alle künftigen Kaiser Rußlands sein. Bemerkenswerth ist dann auch besonders,

daß den Vertretern des kleinen Adels und der Städte keineswegs irgend ein Einfluß auf die Regierung in parlamentarischer Weise eingeräumt ist —: die beiden Versammlungen sollen getrennt bleiben und eine jede von ihnen hat lediglich, im Sinn mittelalterlich-ständischen Wesens, die eigenen Sonderinteressen gegen die Anforderungen des Staats zu wahren. Die Interessen der leibeigenen Bauern aber hat niemand zu vertreten und zu wahren. Sie den Anforderungen des Staats so viel als möglich zu entziehen lag natürlich im Interesse ihrer Herren, diesen Herren selbst gegenüber sollten sie dagegen mehr als jemals schutz- und rechtlos bleiben. Mehr als jemals, wenn es keine Zarenmacht mehr gab, die denn doch am Ende gewaltig eingreifen konnte, wo der Mißbrauch der grund- und leibherrlichen Befugnisse zu arg und ihr bekannt wurde.

In dem Maß aber, wie in Moskau verlautete, daß die Macht der Kaiserin beschränkt werden solle, regte sich bald eine sehr allgemeine und demnächst auch sehr geräuschvolle Unzufriedenheit. Das darf nicht befremden, denn die Machthaber, die sich an ein schon an sich so schwieriges Unternehmen gewagt hatten, häuften noch dazu Fehler auf Fehler. Die Menge auch des Adels fürchtete eine Oligarchie und wußte sich dabei nichts anderes zu denken, als eine Herrschaft Weniger, von denen ein jeder bemüht sein werde die Regierungsgewalt nach Möglichkeit im Interesse seiner persönlichen Selbstsucht auszubeuten; die insgesammt alle Anderen, die nicht zu ihrem Kreise gehörten, von allen bedeutenden und reich ausgestatteten Stellungen ausschließen würden. Gemeinsinn und der Glaube an aufopfernden oder auch nur uneigennützigen Gemeinsinn lagen ganz außerhalb des Gesichtskreises der damaligen Russen. Auch waren diese Befürchtungen gewiß nicht unbegründet; viel anders als die Leute besorgten, hätten sich die Dinge schwerlich gestaltet; so muß man wohl aus der Geschichte Schwedens und aus den damaligen sittlichen Zuständen Rußlands folgern.

Der hauptsächlichste Fehler, den die Machthaber begingen, bestand unstreitig darin, daß sie sich durch Dmitry Galitzyn bestimmen ließen die Geistlichkeit schon von ihren Berathungen und damit ausgesprochener Weise von jedem Antheil an der Regierungsgewalt auszuschließen. Sie gaben damit nicht nur das einzige Mittel aus der Hand, die Menge zu gewinnen, sondern sie machten sich auch die Geistlichkeit ausdrücklich zum Feinde und brachten das ganze Gewicht der Kirche gegen sich in die Waagschale. Mit Feofan Prokopowitsch und seinem Anhang konnte man sich allerdings nicht verständigen, um ein Regiment des Altrussenthums herzustellen, aber diese aufgeklärten, den Neuerungen geneigten Prälaten bildeten, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen, nur eine Minderzahl in der russischen Kirche. Die große Mehrzahl der Geistlichen war der europäischen Sitte und Gesittung Feind, und selbst in den Synod waren im Lauf der letzten Jahre mehrere Kirchenfürsten eingeführt worden,

ie unter Umständen gern die Hand geboten hätten zur Herstellung der lten Zustände. Namentlich gehörten zu diesen der zweite und der dritte icepräsident dieser kirchlichen Behörde, Feofylakt Lopatinsky, jetzt Erzischof von Twer, und Georg Daschkow, Erzbischof von Rostow —: jener er Gelehrteste unter den Vertheidigern des Alten, dieser sehr unwissend nd ein roher und wüster Schwelger, aber mehrfach mit bedeutenden amilien des Adels verwandt und von regem Ehrgeiz beseelt, beide tödtlich it Feofan Prokopowitsch verfeindet. Wenn man den Lieblingstraum der eistlichkeit zu verwirklichen, die Patriarchenwürde wiederherzustellen verprach und den beiden genannten Prälaten Sitz und Stimme im Hohen ath einräumte, konnten die Dinge wohl eine andere Wendung nehmen.

Der Kirche schloß sich der kleine Adel an, der die Bildung einer ligarchie mit argwöhnischen Blicken beobachtete. Denn wie verhaßt ihm ch Peters des Großen Reformen im Allgemeinen sein mochten, gefiel m doch Eines daran; nämlich daß die höheren Stellen und der Reichum, der sich da gewinnen ließ, nicht mehr, wie früher, einem engen eis von Familien, einer bevorzugten Dienst-Oligarchie vorbehalten, daß Allen zugänglich geworden waren. Diese Classe war aber im Augenick sehr zahlreich in Moskau versammelt. Eine Menge Edelleute waren s den Provinzen herbeigeeilt, um die Festlichkeiten anzusehen, zu denen Vermählung des Kaisers Veranlassung geben mußte, und sie verweilten m, um abzuwarten was weiter aus den Dingen werden wollte. Diese rch das Gerücht schon beunruhigte Menge wurde nun durch die Geistlkeit nicht beschwichtigt und für die beabsichtigte neue Ordnung gewonnen, ndern mehr und mehr gereizt und aufgeregt, und die Stimmung, die ihren Kreisen herrschte, theilte sich ganz von selbst auch den beiden arderegimentern mit. Denn um die Bedeutung der Garden bis auf e Zeiten Katherinas II. herab zu verstehen und richtig zu würdigen, uß man sich stets gegenwärtig erhalten, daß die Unteroffiziere dieser egimenter durchaus und selbst die gemeinen Soldaten größtentheils dem einen Adel angehörten.

Ein weiterer Fehler, zu dem beschränkte Selbstsucht die Machthaber rleitete, war dann, daß sie die Regierungsgewalt für eine allzu kleine ahl unter sich verwandter Magnatenfamilien in ausschließlichen Besitz ehmen wollten und sich dadurch nothwendiger Weise einen großen Theil ch des reichen, fürstlichen Adels zu Feinden machten. So namentlich e Familie Trubetzkoy, an deren Spitze der Feldmarschall Fürst Iwan uriwewitsch stand, die Fürsten Tscherkasky und die Saltykows, die nächen Verwandten der Kaiserin Anna, deren Mutter eine Saltykow gewesen ar. Alle diese suchten nun — und wie die Dinge einmal lagen, natürlich it Erfolg — unter dem kleinen Adel und in den Garderegimentern inen Anhang zu werben und eine Partei gegen den Hohen Rath zu ilden. Die Stimmung in Moskau nahm bald eine solche Wendung,

daß die Gardeoffiziere laut aussprechen konnten: sie wollten lieber ein unumschränkten Herrn gehorchen als so vielen, deren Tyrannei unertr lich sein werde. — Auch gelangten die fremden Gesandten, Lefort u Liria, sehr bald zu der Ueberzeugung, daß die Kaiserin, einmal als S gentin anerkannt, das Joch der beabsichtigten Verfassung gar leicht werfen könne.

So oft aber in den Kreisen der Unzufriedenen zur Sprache ka daß etwas gethan werden müsse und die Frage aufgeworfen wurde was? — scheint sich eine seltsame Rathlosigkeit offenbart zu haben. A Feofan Prokopowitsch zu erfahren wußte, schlug eine Partei vor, mit waffneter Hand über die Machthaber herzufallen, wenn sie gerade v sammelt seien, und sie zu erschlagen, wenn sie ihre Pläne nicht aufgeb die Artikel nicht widerrufen wollten; eine andere, sich in Masse in d Hohen Rath zu begeben und dessen Mitgliedern zu eröffnen, daß il Umtriebe kein Geheimniß geblieben, allgemein bekannt geworden seien; d es kein geringes Vergehen sei, wenn Einzelne und Wenige das We eines Staats umgestalten wollten; und wenn sie auch etwas Gutes v hätten, sei es doch nicht wohlgethan es vor den Uebrigen und namentl vor denen zu verbergen, die Antheil an der Regierung hätten.

Der erste Vorschlag wurde zu verwegen gefunden, der andere oh mächtig, und so geschah eben gar nichts. Die Unzufriedenen konnten s um so weniger verständigen, da sie unter sich nichts weniger als ge einig waren. „Die Einen wollten einfach das alte Staatsrecht aufre erhalten, die Anderen, und zwar die Mächtigeren, wollten eigentlich dasse was die Machthaber wollten, und waren gegen diese nur weil sie sel nicht in den Bund derselben aufgenommen waren," sagt Feofan. Die Zwiespalt scheint sich auch in den widersprechenden Vorschlägen zur Tl zu offenbaren.

Die Machthaber, bald von dem Treiben der Unzufriedenen unt richtet, schienen anfangs erschreckt, dann aber, da sie erfuhren, daß di Gegner unter sich nicht einig und nicht sehr entschlossen oder zuversichtl gestimmt seien, ergingen sie sich in Zorn und Drohungen. Sie ließ das Gerücht verbreiten, die Unzufriedenen würden als Feinde des Vat landes verurtheilt werden, ihre Verhaftung werde demnächst stattfind oder sei schon verfügt; keiner von ihnen werde sich dem Verderben en ziehen können. Die Unzufriedenen, nun ihrerseits in Schrecken verse suchten sich zu verbergen, wechselten die Kleidung, zogen unter angenc menen Namen aus einer Wohnung in die andere und kamen nur i Nacht zusammen. Doch wußten die Machthaber wohl wie weit ih Macht wirklich reichte und demgemäß sollte der Schrecken, den sie zu v breiten suchten, nur eine erwünschte Verständigung vermitteln. Sie en boten die Vornehmsten der Unzufriedenen zu sich, bemühten sich sie gewinnen und entschuldigten das bewahrte Geheimniß; sie hätten e

erforschen wollen wie sich die erwählte Kaiserin in Beziehung auf ihre Vorschläge verhalten werde; dann hätten sie alle Würdenträger des Reichs zusammenrufen und um Rath fragen wollen; da hätte dann ein jeder kund thun können, was er in Beziehung auf die Einrichtung des Reichs nützlich erachte. Auch würden sie diese Versammlung demnächst berufen und sich vor ihr rechtfertigen. — Sie fanden aber mit diesen Versicherungen weder allgemeinen noch unbedingten Glauben.

Doch kaum zwei Wochen nach dem Tode Peters II. schien das Schicksal Rußlands endgültig entschieden; der General Leontiew kehrte (13./2. Februar) aus Mitau zurück und brachte die Nachricht, daß Anna Iwanowna die Bedingungen des Hohen Raths angenommen und in der verlangten Weise unterschrieben habe. Ja noch mehr; die neue Kaiserin hatte ein Rescript an den Hohen Rath gerichtet, in dem sie sprach als ob die Macht des Reichsoberhauptes nicht nur mit ihrem Willen, sondern auf ihr ausdrückliches Verlangen beschränkt werde; als habe sie aus freiem Ermessen die beabsichtigten Neuerungen veranlaßt. „Nach reiflicher Erwägung" dessen, was zum Nutzen des Reichs nothwendig sei, erklärte Anna Iwanowna in dieser Urkunde, habe sie, „soweit die Zeit Uns gestattete, niedergeschrieben, in welcher Weise Wir die Regierung führen wollen" — und das betreffende Papier eigenhändig unterschrieben dem Hohen Rath übersendet.

Schon für den folgenden Tag (14./3. Februar) luden die Mitglieder des Hohen Raths alle die Personen, auf die es anzukommen schien, den Senat und die in Moskau anwesenden Generale und Bischöfe, zu einer Versammlung ein, in der über die „Ordnung des Staats" Rath gepflogen wurde. Obgleich mancherlei Besorgnisse und Zweifel walteten und Mancher jeden Antheil an der Zusammenkunft selbst abzulehnen schien und Anderen widerrieth, fanden sich doch alle Geladenen, achtzig an der Zahl, im Palast im Kreml ein, und Feofan Prokopowitsch, der natürlich dabei war, hat uns ein lebensvolles Bild von dem Hergang in dieser Versammlung hinterlassen.

Offenbar wollten die Machthaber das Verfahren nachahmen, vermöge dessen es fünf Jahre früher dem Fürsten Menschikow gelungen war, Katherina I. auf den Thron der Selbstherrscher zu erheben. Wie damals war auch diesmal der Palast von Soldaten umgeben und besetzt, deren Anwesenheit wahrscheinlich die Versammlung zu einer enthusiastischen Zustimmung begeistern sollte. Aber Katherina hatte wenigstens einen Theil der Geistlichkeit — nämlich den europäisch gesinnten — für sich und konnte unbedingt auf die Garden zählen. Jetzt lagen die Dinge anders.

Hier in dieser Versammlung wurden nun das Rescript der Kaiserin und die Artikel, die sie unterschrieben hatte, als der Ausdruck ihres Willens vorgelesen. Alle schienen betroffen, es erfolgte ein tiefes Schwei-

gen. Vergebens rief der Fürst Dmitry Mich. Galitzyn, der auch di
wieder die Führerrolle übernahm, wiederholt in den Saal hinein: „
wie gnädig die Kaiserin ist! So wie wir es von ihr gehofft haben,
sie sich als eine Wohlthat für unser Vaterland; Gott hat sie be
dies zu schreiben; von jetzt an wird Rußland glücklich und blühend
— und dergleichen Worte mehr. Auch durch seine Reden wurde d
wünschte Zustimmung nicht hervorgerufen und er mußte zuletzt f
warum Alles schweige? — Es möge doch ein jeder sagen was er
obgleich nichts zu sagen sei als ein Dank einer so gnädigen Kai
Aber auch auf diese Aufforderung hin wurde das allgemeine Schwe
nicht gebrochen; — am wenigsten in der so deutlich verlangten und v
geschriebenen Weise. Nur einer der Anwesenden, es ist nicht ermit
wer, äußerte aus der Menge heraus mit zagender Stimme, es sei seltsa
und er sehe nicht wie der Kaiserin in den Sinn gekommen sein könne, f
zu schreiben. Er erhielt keine Antwort. Ein Anderer erwähnte in de
selben schüchternen Weise der Vorwürfe, die sich Wassily Schuysky zug
zogen habe, als er sein Wort nicht hielt, ohne den Rath der Bojare
niemanden anzutasten. Dann wurde wieder Alles still. Dies hartnäcki
Schweigen soll die Machthaber in große Verlegenheit versetzt haben un
das läßt sich denken. Ein lauter Widerspruch hätte für Empörung gege
den Willen der Kaiserin ausgegeben, dagegen hätten die Soldaten z
Hülfe gerufen werden können —: aber was sollte oder konnte gege
dieses Schweigen, gegen dies ganz passive Verhalten geschehen?

Endlich nahm der Fürst Alexey Michailowitsch Tscherkasky, der dur
seinen Reichthum hervorragend war, das Wort und bat im Namen de
Adels um Zeit, sich die Sache gehörig zu überlegen; die Machthaber, d
ihren Zweck verfehlt sahen, willigten in das Verlangen, wie Feofan mein
eigentlich nur aus Verlegenheit und um eine Versammlung wieder los z
werden, mit der sie nicht vorwärts zu kommen wußten.

Doch entließen sie diese Versammlung nicht ohne eine sehr ernst
Warnung. Leontiew hatte nämlich auch noch Anderes mitgebracht al
die frohe Botschaft; namentlich den Brief Jaguzynskis an die Kaiseri
Dieser Brief war in die Hände des Fürsten Wassily Lukitsch Dolgoruk
gefallen — ja man sagte, die Kaiserin selbst habe ihm das Blatt übe
geben — und es ist nichts weniger als unwahrscheinlich, daß sie es getha
habe, um die Machthaber vor der Hand ganz sicher zu machen; Biro
war ganz der Mann zu dergleichen zu rathen, auch ist nicht wohl abzu
sehen wie Dolgoruky sonst in den Besitz des Briefs hätte kommen könne
Schon hatte Was. L. Dolgoruky den Ueberbringer Sumarokow auf de
Rückweg nach Moskau einholen und verhaften und thätlich mißhandelt i
Ketten schmieden lassen. Jetzt fragte Dmitry M. Galitzin unerwartet de
sofort erbleichenden Jaguzynski was er von den Artikeln denke, welche di
Kaiserin unterschrieben habe? — Da er keine Antwort erhielt, verbot e

dem Zagenden das Haus zu verlassen, in dem die Versammlung stattfand, indem er zugleich dem Staatssecretär Stepanow auftrug in einem Nebenzimmer „deutlicher mit dem General (Jaguzynski) zu sprechen."

In dem Nebenzimmer, in das Jaguzynski nun geführt wurde, erklärte der Feldmarschall Dolgoruky, der, begleitet von einem Garde-Major, nach wenigen Minuten eintrat, ihn seines Ranges und des Andreas-Ordens verlustig und zu strenger Haft verurtheilt. Auf Bitten seines Schwiegervaters Golowkin wurde Jaguzynski nicht am Leben gestraft, aber noch ehe der Abend kam, waren ihrer dreißig vom kleinen Adel als seine Mitschuldigen verhaftet.

Feofan Prokopowitsch, der in der Versammlung vorsichtig geschwiegen hatte gleich allen Anderen, wie das in seinem Wesen lag, ging geräuschlos seinen eigenen Weg. Im Verein mit den anderen anwesenden Prälaten drang er nun von neuem darauf, es sei Zeit den feierlichen Dankgottesdienst auf Veranlassung des Regierungsantritts der Kaiserin zu halten; die Machthaber hatten jetzt keinen Grund mehr ihn zu verhindern und legten der Sache keine politische Bedeutung bei; sie hatten es eben deshalb versäumt, einen neuen Titel der Kaiserin und eine neue Gebetformel zusammenzustellen, Feofan aber, oder der Synod überhaupt, benutzte diesen Umstand und ließen zu sehr unangenehmer Ueberraschung der Machthaber in allen Kirchen Rußlands die Kaiserin im Gebet, genau wie Katherina I. als „Selbstherrscherin" bezeichnen. Die regierenden Herren täuschten sich über die Bedeutung dieser Verfügung nicht, fühlten sich aber nicht stark genug, um nachträglich noch etwas an der Gebetformel zu ändern.

Unmittelbar nach der mißglückten großen Versammlung bildeten sich verschiedene Zusammenkünfte des Adels, um zu berathen, was nun weiter zu thun sein möchte. Vielen der Edelleute aus den Provinzen schien jede weitere Erörterung neuer Regierungsformen überflüssig, die Rückkehr zu den alten, gewohnten Zuständen selbstverständlich; in anderen Kreisen dagegen regte sich allerdings ein Verlangen, die kaiserliche Macht zu beschränken, nur nicht blos zu Gunsten des Hohen Raths und um dessen Mitglieder zu alleinigen Herren Rußlands und des gesammten Adels zu machen.

So geschah es namentlich in dem zahlreichsten und bedeutendsten dieser Kreise, den der nächste Verwandte der Kaiserin, der Senator Graf Semeon Andrejewitsch Saltykow, versammelte. Hier führte, als der Gebildetste, der am ersten der Sache Herr zu werden wußte, der Oberbergrath Wassily Nik. Tatischtschew, der später als Geschichtschreiber Rußlands auftrat, vor allen das Wort, aber wie wir wohl annehmen dürfen, nicht ohne von Saltykow dazu veranlaßt zu sein, und ganz in dessen Sinn. Seine zu Papier gebrachte Meinung ging dahin, daß die Wahl der Kaiserin in ungesetzlicher Weise stattgefunden habe, denn dem Naturrecht zufolge müsse eine solche Wahl aus der Zustimmung aller Unterthanen

hervorgehen, nicht von vier oder fünf Individuen vollzogen werden. mache er diese Bemerkung nur für die Zukunft, von einem Protest die gegenwärtige Wahl könne nicht die Rede sein, da ganz Rußland die erwählte Person beträfe, zufrieden sei. Aber ein Vergehen sei es die Machthaber sich unterfangen haben, den gesammten Adel zu über sich eine ausschließliche Macht anzumaßen und das Rescript der Ka und die gestellten Bedingungen vorzulegen, als ob diese Neuerungen ihr verfügt, aus ihrem freien Willen hervorgegangen wären, so daß ganze Adel nun das Alles aus schuldigem Gehorsam unterschreiben m Jetzt sei unerläßlich nothwendig, daß der Adel erst reiflich überlege dann vorstelle, was der Nutzen des Reichs erheische, daß er sein R aufs äußerste vertheidige und sich gegen noch kühnere Uebergriffe Machthaber wahre. — Tatischtschew forderte die Anwesenden auf allem vier Fragen zu erwägen, nämlich: hat, im Fall der Landesherr Nachkommenschaft gestorben ist, irgend jemand Macht die Herrschaft das Volk zu führen? — Wer ist in einem solchen Fall befugt ver Gesetze und Gebräuche zu ändern und neue einzuführen? — Wen nöthig ist die alte Regierung der Selbstherrschaft zu ändern, dann ist dritte Frage zu erwägen, welche Regierungsform dem Zustand des R und der Sachlage gemäß als die beste anzunehmen wäre? — Und en wer in diesem Fall befugt ist, die neue Ordnung der Dinge festzust und in welcher Weise?

Tatischtschew ging dann sofort selbst auf die Erörterung dieser Fr ein. Ihm zufolge hört mit dem Tode des Landesherrn (der ohne E stirbt) jede zur Zeit bestehende Autorität auf — eben weil nur von von dem Landesherrn verliehen — und streng genommen hat dann mand mehr irgend eine Gewalt über einen Anderen. Indessen, dami nothwendige Rechtspflege und Regierungsthätigkeit nicht unterbrochen w läßt die Nation den bestehenden Behörden ihre früheren Befugnisse; nur diese; auf weiter gehende haben diese Behörden ohne ausdrüc Verleihung von Seiten der Nation kein Recht. — Die Befugniß G zu erlassen, steht nur dem Landesherrn zu; denn wenn auch neue G von denen entworfen werden, die er beauftragt, werden sie doch erst k seinen Willen, seine Bestätigung Gesetze und müssen in seinem N verkündet werden. Während einer Erledigung des Throns ist also i haupt jede Gesetzgebung unmöglich — Falls sie nicht etwa von der N in ihrer Gesammtheit geübt wird.

Der Hohe Rath hatte also gar kein Recht gehabt neue Gesetz erlassen und die Verfassung des Staats zu ändern. Daraus sollte als selbstverständlich ergeben, daß alles von den Machthabern Verfügt nicht zu Recht bestehend, als nicht geschehen zu betrachten sei. Doch das noch ausdrücklich zu sagen, ging Tatischtschew zu der weiteren F über, ob es denn nothwendig gewesen sei die hergebrachte Regierungs

zu ändern und gab darauf die Antwort, daß dazu keinerlei Nothwendigkeit vorliege und eben so wenig irgend ein Nutzen, vielleicht im Gegentheil großer Schaden, davon zu erwarten sei. — Er ging dann mit einem gewissen Aufwand etwas wunderlicher Gelehrsamkeit die verschiedenen bekannten Regierungsformen durch, um zu dem Schluß zu gelangen, daß für Rußland Demokratie unmöglich, Aristokratie verderblich, die Selbstherrschaft die allein Glück und Heil verheißende Verfassung sei. Erst nachdem die Aristokratie (der Theilfürsten) durch Iwan III. vernichtet, die „Selbstherrschaft" gegründet war, habe Rußland das Joch der Tataren abschütteln können und unter Peter dem Großen, der die Selbstherrschaft entschiedener übte als irgend ein früherer Beherrscher Rußlands, habe das Reich sich zu nie geahnter Höhe erhoben.

Wohin die Verwandten der Kaiserin Anna kommen wollten, das war danach wohl hinreichend klar; aber es wollte ihnen auf diesem Wege nicht besser gelingen als den Machthabern; auch Tatischtschews Rede rief nicht eine freudige Zustimmung hervor — sondern im Gegentheil vielfachen Widerspruch.

Man wendete ein, es sei nicht ohne Gefahr einem einzelnen Menschen eine schrankenlose Gewalt über ein ganzes Volk einzuräumen, da niemand ohne Fehler und Leidenschaften sei; und wenn ein Selbstherrscher sich mit Günstlingen umgebe, seien diese schlimmer als er selbst; besonders wenn sie Leute von niedriger Herkunft oder Fremdlinge seien, haßten und verfolgten sie aus Neid besonders die hochgeborenen und verdienten Leute des Landes. — Die von Iwan dem Schrecklichen erdachte geheime Kanzlei sei eine Schmach vor allen verständigen Nationen und der Verderb des Reichs. Wegen eines unvorsichtig gesprochenen Worts werde man gefoltert, bestraft — und selbst die unschuldigen Kinder der Angeklagten würden ihres Vermögens beraubt.

Diesen Einwendungen, in denen sich Altrussenthum — Fremdenhaß — und Bojarenehrgeiz und Hochmuth mit bestimmtester Deutlichkeit aussprechen, suchte Tatischtschew mit Bemerkungen zu begegnen, die kaum großen Eindruck machen konnten. Er sprach von dem patriarchalischen Charakter der russischen Regierung und stellte den Kaiser nicht nur als Familienvater an der Spitze des Volks, sondern auch als Hausherrn Rußlands dar und meinte, es gäbe auch unter dem Adel unvernünftige Familienväter, die ihr Haus zerrütteten und doch denke niemand deshalb daran, ihnen die freie Verfügung über das Ihrige zu nehmen. Einen unverständigen Landesherrn, der dem Reich Schaden thut, müsse man eben als eine Strafe Gottes betrachten und ertragen. Was die geheime Kanzlei betrifft, so thue sie keinen Schaden, wenn ein redlicher Mann an ihrer Spitze stehe, ein bös gesinnter aber gehe in solcher Stellung selbst sehr bald unter. — Doch sah sich Tatischtschew am Ende bewogen mit der Bemerkung einzulenken, man müsse die Vergangenheit auf sich beruhen

lassen, um sich ausschließlich mit der Gegenwart zu beschäftigen. I[illegible] gegenwärtig vorliegenden Fall sei man allerdings von der Weisheit [illegible] Güte der Kaiserin überzeugt, da sie aber doch eine Frau und den A[illegible] der Regierung nicht gewachsen sei, ihr auch die Kenntniß der Gesetze könne es wohl nöthig sein, einstweilen für die Zeit bis der Himme[illegible] Reich wieder einen Mann als Inhaber des Throns schenke, einiges zur Unterstützung Ihrer Majestät anzuordnen. Und nun wurd[illegible] Reihe von Artikeln niedergeschrieben, die aus allgemeiner Berathun[illegible] vorgingen, die Tatischtschew selbst zu Papier brachte, die der Kaiseri[illegible] den Machthabern vorgelegt werden sollten und die eine neue sehr [illegible] thümliche Verfassung des Reichs verfügten.

Sie waren folgenden Inhalts: 1. Als höchste Regierungsbehörd[illegible] ein Senat von 21 Mitgliedern, unter welche die gegenwärtigen Mitg[illegible] des Hohen Raths aufzunehmen sind, der Kaiserin zur Seite stehen. 2. Damit diese höchste Behörde nicht überbürdet werde mit den Geschäf[illegible] der inneren Verwaltung, muß eine zweite, untergeordnete Regierung[illegible] behörde von einhundert Mitgliedern gebildet werden; diese wird in d[illegible] Theile getheilt, deren jeder vier Monate im Jahr die wichtigen Regierungs[illegible] Angelegenheiten zu verwalten hat; nur in besonderen Fällen, wie Aus[illegible] bruch eines Krieges oder Tod des regierenden Kaisers, wird die ganz[illegible] Mitgliederzahl zu allgemeiner Versammlung auf einen Monat zusammen[illegible] berufen. — 3. Die Ernennung zu erledigten Stellen von Senatoren[illegible] Präsidenten und Vicepräsidenten der Collegien (d. h. Ministern), Gube[illegible] natoren und Vice-Gubernatoren in den Provinzen, geschieht durch Wa[illegible] (Ballotirung) im Senat und der zweiten Regierungsbehörde; die Ernen[illegible] nung zu kommandirenden Generalen in der Armee ebenfalls durch Ba[illegible] lotirung; Wähler sind hier ausschließlich die militärischen Generale (d. h[illegible] diejenigen die im Militärdienst Generals-Rang haben, mit Ausschluß d[illegible] Civilbeamten, die in gleichem Range stehen). — 4. Was die Erlassun[illegible] neuer Gesetze betrifft, soll, wenn die Kaiserin befiehlt ein neues Gesetz z[illegible] verfassen, der Befehl an sämmtliche Collegien (Ministerien) gesendet werden[illegible] ein jedes Collegium hat innerhalb sieben Tagen einen Entwurf auszu[illegible] arbeiten und dem Senat einzusenden; einzelne Mitglieder können besonde[illegible] Entwürfe beilegen. Der Senat unterwirft sie seiner Prüfung, stellt eine endgültigen Entwurf zusammen und legt ihn der Kaiserin zur Bestätigun[illegible] vor. — 5. Im Senat, der höchsten Regierungsbehörde, können nicht zw[illegible] Individuen einer und derselben Familie zu gleicher Zeit Mitglieder sein[illegible] in der zweiten Regierungsbehörde und in den Collegien wenigstens nich[illegible] nahe Verwandte. — 6. In der geheimen Kanzlei (dem furchtbaren politisch[illegible] polizeilichen Tribunal, dessen Gewalt eine ganz schrankenlose war) solle[illegible] neben dem von der Kaiserin ernannten Director zwei monatlich wechselnd[illegible] Abgeordnete des Senats sitzen. — 7. Zu Gunsten des Adels sollen i[illegible] allen Städten Schulen angelegt werden, denen die nöthigen Gebäude un[illegible]

Einkünfte überwiesen werden. Junge Edelleute unter achtzehn Jahren sollen nicht zum Dienst gezwungen werden; kein Edelmann soll gezwungen werden länger als zwanzig Jahre im Heer zu dienen; zu Matrosen und in die Handwerkercompagnieen sollen Edelleute gar nicht eingeschrieben werden. — 8. Die Einkünfte der Geistlichkeit sollen untersucht werden; der armen Dorfgeistlichkeit soll gegeben werden was nöthig ist, damit sie ihre Kinder in den Schulen erhalten kann „und nicht selbst das Feld zu ackern braucht." — Wer Ueberfluß hat (worunter ohne Zweifel die reichen Klöster und die Bischöfe zu verstehen sind) soll angehalten werden ihn „auf Gott und dem Reich nützliche Dinge zu verwenden." — 9. Die Kaufmannschaft soll so viel wie möglich von der Last der Einquartierung und von jedem Druck befreit werden; man soll ihr die Mittel geben Handel und Manufacturen zu vermehren. — 10. Das Gesetz, die Erbschaften betreffend, soll aufgehoben und ein neues Gesetz darüber auf Grundlage des alten Rechts erlassen werden. (Peters des Großen Bemühungen die Stiftung von Majoraten und Fidei-Commissen zu veranlassen und sein Gesetz, das dem Familienvater gestattete, unter seinen Kindern Eines zum begünstigten Haupterben zu machen, waren in Rußland sehr verhaßt.)*)

Dieser Entwurf wurde von 38 Herren unterschrieben, die im Militär- oder Civildienst Generalsrang hatten; darunter befanden sich natürlich vor allen der Fürst Alexey Mich. Tscherkasky und Graf Saltykow, dann von den Senatoren noch der Fürst Jussupow und von den Generalen die Fürsten Wäsemsky, Barätinsky, Schachowskoy, der Graf Andrey Mich. Apraxin und viele andere von Bedeutung. Ferner unterschrieben 51 Officiere der Garden, 156 Brigadiere, Stabs- und Oberoffiziere der Armee, und 42 von den 60 jungen Edelleuten, welche die Chevalier-garde bildeten, so daß die Zahl der Unterschriften im Ganzen 287 betrug.

Vielleicht daß sich später noch einige Gleichgesinnte oder Dienstfertige angeschlossen haben, denn einigen der vorliegenden Quellen zufolge war die Zahl der Unterschriften 293, nach anderen sogar 330 betragen. Dieser Entwurf war ein seltsames Machwerk! Die Herrschaft des Obersten Raths war allerdings vernichtet, wenn er zur Ausführung kam, denn sie wollten gleich die Unzufriedenen die Galitzyns und Dolgorukys, um einen offenen Bruch zu umgehen, in die neue höchste Behörde aufnehmen, war doch sehr einleuchtend, daß die Macht der sechs Herren in einer Behörde, die aus einundzwanzig Mitgliedern bestand, gar sehr verschwinden mußte, ja vollständig, da die Mehrzahl mit Eifersucht auf sie sah. Aber die Krone hätte dabei nicht gewonnen; sie war auch diesem Entwurf zufolge zu gänzlicher Ohnmacht verurtheilt; selbst die Ernennung der Minister der Generale, aller höheren Beamten war ihr genommen — und

*) N. Popow, Tatischtschew und seine Zeit, 114—122.

wie soll man sich die Ergebnisse eines solchen Adelsregiments in dem maligen Rußland denken, bei dem gänzlichen Mangel an sittlicher Hal bei der allgemeinen Unwissenheit und Unredlichkeit?

Der Fürst Alexey Mich. Tscherkasky, den sein Reichthum und Umstände an die Spitze der Unzufriedenen gestellt hatten, überbra diesen Entwurf gleich am folgenden Tage (15./4. Febr.) dem Hohen Ra mit der Aufforderung, ihn in Gemeinschaft mit einhundert Vertrauens männern aus dem Adel — wie man heutzutage sagen würde — nä zu prüfen.

Der Hohe Rath aber zeigte sich durchaus nicht geneigt den Beist so zahlreicher Gehülfen anzunehmen oder die Macht mit so Vielen theilen; er lehnte den Entwurf in einer schriftlichen Antwort sehr schieden ab, und dieses Papier wurde nicht nur von allen anwesen Mitgliedern des Hohen Raths unterschrieben — Ostermann allein genommen — sondern auch, wie man später sagte „aus Furcht", 24 Herren, die Generalsrang hatten, ferner von 37 Offizieren der Ga und der Armee, 14 Chevaliergarden und 21 Individuen vom klei Adel. Die auffallendsten unter diesen 96 Unterschriften waren die Emporkömmlings Schafirow und des Generals Dmitriew-Mamonow, mit der Schwester der Kaiserin, der Prinzessin Praskowia Iwanow vermählt war.

So schien denn auch der Hohe Rath eine starke Partei zu ha aber es zeigte sich schon bei dieser Gelegenheit, und zwar auf bei Seiten, was das für — Römer! waren, die sich so großer Dinge v maßen. Auf beiden Seiten standen Leute wie Graf Saltykow und tischtschew, denen es mit ihren Unterschriften gewiß nicht Ernst war, viele Andere suchten klug ein feines Spiel zu spielen. So unterschr der Feldmarschall Trubetzkoy die verneinende Antwort des Hohen Ra während sein jüngerer Bruder sich noch nachträglich dem Entwurf Unzufriedenen anschloß. Der Graf Andreas Apraxin gehörte zu den fassern dieses Entwurfs, seinen Sohn aber veranlaßte er die abweise Antwort des Hohen Raths nicht nur zu unterschreiben, sondern auch verfassen. Ebenso verhielten sich die Grafen Mussin-Puschkin: der Va unterschrieb auf der einen Seite, der Sohn auf der anderen. Wer kon suchte sich vorläufig nach beiden Seiten hin sicher zu stellen, und man war dabei im Stillen bereit sich auch in ein Drittes zu fügen, wenn etwa mit der persönlichen Erscheinung der Kaiserin inmitten ihrer Unt thanen auftauchen sollte. Ein Staatsrath Koltowskoy trieb diese Art v Feinheit auf die Spitze: er hatte erst den Entwurf der Unzufriedenen u dann die Antwort des Hohen Raths unterschrieben.

Da so der Zwiespalt offen ausgesprochen war, kamen in den nächst Tagen mehrere Verfassungs-Entwürfe zum Vorschein, die aus verschiedene Adelskreisen hervorgingen. Selbst von dem hauptsächlichsten und erste

den Tatischtschew unter dem Schutz Tscherkaskys und Salthkows aufgesetzt hatte, erschien eine abweichende Abschrift, in der die meisten Sätze etwas kürzer gefaßt, dagegen einige Artikel hinzugefügt waren, die von regelmäßiger Beförderung und Besoldung der Offiziere und Versorgung der Invaliden handeln. Diese Abschrift namentlich ist es, die 330 Unterschriften trägt. Ihre Bestimmung ließe sich errathen, auch wenn nicht darauf bemerkt wäre, daß sie von den Stabs- und Oberoffizieren den Soldaten des Semenowschen Garderegiments vorgelesen worden ist.

Dann aber kam auch ein Entwurf zu Tage, den ein ziemlich unbedeutender Mann, ein General Matiuschkin veranlaßte und der von 96 Edelleuten unterschrieben war; die Befugniß, alle schwebenden Fragen zu entscheiden, wurde darin ganz dem Hohen Rath überwiesen. Einen anderen ließen die Dolgorukys bemüht von ihren Anhängern unterschreiben zu lassen; wieder mit einem anderen, der jedoch nur durch fünfzehn Unterschriften unterstützt wurde, trat ein Staatsrath, Fürst Kurakin, auf; der Verfasser eines weiteren, der jetzt auch gedruckt vorliegt, scheint nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln, daß er vom Grafen Mussin-Puschkin herrührte, ist meine Vermuthung. Nach allen, ohne Ausnahme, bleibt die Macht der Krone in gleichem Grade und in der That auf das Aeußerste beschränkt, alle Parteien zeigten den gleichen Eifer alle Fremden zu entfernen. Der Streit drehte sich lediglich darum, ob der Hohe Rath oder ein zahlreicherer Senat die höchste Gewalt im Reich üben sollte; ob die gegenwärtigen Machthaber im Besitz der Regierung bleiben oder, als Mitglieder in den zahlreicheren Rath aufgenommen, in dem sie überstimmt werden könnten, ihr überwiegendes Ansehen verlieren sollten. Die Gegner abzuweisen erklärte der Hohe Rath, über alle diese Vorschläge könne ohne die Kaiserin nicht entschieden werden.

Inzwischen nahte die Kaiserin, begleitet von Wassily Lukitsch Dolgoruki und mit ihr die geräuschlose Palast-Intrigue und die Entscheidung. Als sie die Nähe der Hauptstadt erreichte, wurden ihr von Seiten der obersten Behörden drei Senatoren, von Seiten des Synods die drei Erzbischöfe Feofan Prokopowitsch von Nowgorod, Feofylakt Lopatinsky von Tula und Georg Daschkow von Rostow entgegen gesendet, sie zu begrüßen. Die Abgeordneten mußten Pässe vom Hohen Rath haben, um zum Thor hinaus zu können, so ängstlich waren Wege und Stege bewacht. Sie begegneten der Kaiserin in dem Kirchdorf Tschaschniky, und wie sie sich ihr näherten, sah Wassily Luk. Dolgoruky, wie Feofan erzählt, ihnen sehr scharf in die Augen; er musterte sie von Kopf bis zu Fuß, sah nach ihren Händen — wohl ob sie irgend ein Briefchen mitbrächten? — und beobachtete alle ihre Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit.

Der Fürst hatte sich nämlich das Amt eines Ober-Hofmeisters angemaßt und bewachte die Kaiserin als solcher auf das Genaueste. Niemand durfte ohne seine Erlaubniß vor ihr erscheinen, niemand anders als in

seiner Gegenwart mit ihr sprechen. Selbst als sie (am 10./21. Dorf und Landsitz Wsesswätkoie (Allerheiligen), ganz in der Näh Moskau, erreicht hatte, konnte sie dort ihre beiden Schwestern nicht als in Dolgorukys Gegenwart empfangen. Und Dolgoruky bewac nicht nur, er suchte sie auch einzuschüchtern. Wie sich aus seinen s Verhören ergab, erzählte er der Kaiserin, es sei ein Testament Pet vorhanden, das — nicht etwa einer der Dolgorukys — sondern Sc aufgesetzt habe, und in dem nicht sie, sondern jemand anderes zur folgerin ernannt sei. Wer, ist in dem Protokoll des Verhörs nicht Wahrscheinlich nannte Dolgoruky die Zarewna Elisabeth (denn wä einer anderen Persönlichkeit die Rede gewesen, so hätte man wohl Anstand genommen sie in dem Protokoll zu nennen). Anna Iwan sollte die Krone nicht nur als ein Geschenk des Hohen Raths tragen sollte auch des Glaubens leben, daß die Dolgorukys jeden Augenblick kaiserliches Testament gegen sie zur Geltung bringen könnten. blieben diese Künste vergeblich. Schon aus der ängstlichen Sorgfalt, der sie überwacht wurde, konnte die Kaiserin, auch wenn sie es sonst nic wußte, entnehmen, wie schwach das Spinngewebe sei, in dem man sie ei gefangen zu halten suchte — und bald verriethen ihre Schritte, daß keineswegs gesonnen sei die Abhängigkeit, die man ihr bereitete, für imm zu dulden.

Peter II. wurde (11./22. Febr.) mit hergebrachtem Pomp und d sehr nebensächlich bestattet. Niemand war mehr mit der Erinnerung ihn, Alles mit dem inhaltsschweren Augenblick beschäftigt, und die Erfc renen beobachteten die Zeichen der Zeit, um sich darnach zu richten.

Die Zeichen fehlten nicht. Den Tag nach dem Begräbniß jungen Kaisers wurden ein Bataillon der Preobrashenskischen Garde u eine Abtheilung der Chevalier-Garde nach Wsesswätskoie hinaus gesen um die Wache bei der Kaiserin zu beziehen, und Anna Iwanowna nützte den Augenblick, um sich selbst sofort zum Obersten der Preob shenskischen, zum Hauptmann der Chevalier-Garde zu erklären. A Jubel wurde diese Erklärung von der Truppe aufgenommen, besonders die Kaiserin sich sehr herablassend und gnädig erwies, jedem der Offizi jedem Chevalier-Garde eigenhändig ein Glas Ungarwein oder Branntw credenzte und die Soldaten mit reichen Geldgeschenken bedachte.

So unbedeutend die Sache scheinen könnte, erschraken doch die Ma haber nicht wenig darüber und sie hatten Recht zu erschrecken. Es w ein erster kühner Schritt zur Unabhängigkeit, den die Kaiserin wagte, de nach den unterschriebenen Bedingungen war sie nicht befugt zu sol Eigenmächtigkeit. Aendern ließ sich nicht mehr was geschehen war, a um es gleichsam aufzuwiegen, beschloß der Hohe Rath, der Kaiserin höchsten Orden des Reichs, den Andreas-Orden darzubringen — das h in dieser höfischen Form eigentlich zu verleihen. Ausdrücklich, wie

spanische Gesandte berichtet, um der Kaiserin zu erkennen zu geben, daß sie selbst die äußeren Attribute der höchsten Würde nicht ohne weiteres in Besitz nehmen dürfe, daß sie ihr vom Hohen Rath verliehen werden müßten. So suchten die Machthaber ihre Scheinmacht durch leeren Schein zu stützen! — Schon am zweitnächsten Tage zogen sie hinaus, begleitet vom Senat und allen Generalen, der Großkanzler überbrachte den Orden auf einem goldenen Becken, Dmitry Galitzyn führte das Wort und bat die Kaiserin, indem er ihr für die Annahme der Krone „unter den durch die Artikel festgestellten Bedingungen" dankte, den Orden und das Großmeisterthum desselben anzunehmen.

Noch war die Kaiserin nicht gehörig vorbereitet sich von den Artikeln loszusagen, an die sie so geflissentlich von neuem erinnert wurde, und sie hatte keinen Vorwand dazu; sie versprach demnach von neuem sie zu halten, dankte, daß man sie „gewählt" habe — scheint aber des Ordens, den sie eigenhändig anlegte, in ihrer Antwort nicht weiter gedacht zu haben.

Den Tag darauf (26./15. Febr.) hielt sie ihren feierlichen Einzug in die alte Hauptstadt und wenige Tage später (3. März/20. Febr.) waren Stadt und Reich aufgefordert, der neuen Herrscherin den Eid der Treue zu leisten.

Das Gerücht verkündete die Machthaber wollten diesen Eid „der Kaiserin und dem Hohen Rath" leisten lassen; sie hatten das Formular des Eides weder dem Synod noch dem Senat mitgetheilt, das schien verdächtig; Feofan Prokopowitsch hätte deshalb gern seine Genossen in der geistlichen Behörde und überhaupt die Würdenträger der Kirche beredet, bei dem feierlichen Act der Eidesleistung in der Uspenskischen Kathedrale nicht zu erscheinen; da aber eine Botschaft eintraf, daß bereits Alles in der Kirche versammelt sei, konnten sie nicht sofort den Muth finden zu einem Entschluß, der, wie es schien, eine allzu rasche Entscheidung herbeiführen mußte.

Die geistlichen Herren erschienen demnach und wurden sogar in höflichster Form aufgefordert, den Eid zuerst und vor allen Anderen zu leisten; sie seien die Hirten des Volks, die Führer in Gewissenssachen. Da nun wies sich Feofan als der Entschlossenste von Allen; er nahm das Wort, erinnerte an die ernste Wichtigkeit eines Eides, ermahnte nicht übereilt zu schwören und verlangte, daß vor allen Dingen die Eidesformel vom Throne herab laut und vernehmlich vorgelesen werde; Dmitry Galitzyn wollte die Forderung ablehnen, die Anderen gaben ihr nach und es ergab sich, wie Feofan bemerkt, daß die Machthaber nicht sehr zuversichtlich vorgehen, keinen so vermessenen Eid zu fordern wagten. Man sollte „der Kaiserin und dem Vaterlande" schwören. Das war unbedenklich; bei dem Wohl des Vaterlandes konnte sich jeder denken was er wollte. Der Eid wurde ohne weitere Schwierigkeit geleistet.

Mit aller Entschiedenheit aber trat die Kaiserin nunmehr als dritte

Partei in den Kampf ein, der zwischen dem Adel und den Oligar
geführt wurde. Sie konnte auf den Kanzler Golowkin schon Jaguzy
wegen rechnen — aber der Kanzler wollte wenig bedeuten und Jaguzi
selbst lag im Kerker. Da wendete sie sich vor allen an Ostermann,
hartnäckig krank und nirgends betheiligt sein wollte. Ein Kurländer
dem Gefolge der Kaiserin, Baron Korff, wurde der vermittelnde
zwischen ihr und Ostermann. — Die Kaiserin suchte dann die Zahl
Vertrauten, ihrer Gehülfen zu vermehren und sah ihre Bemühungen
dem erwünschtesten Erfolg gekrönt. Der erste, der sich gewinnen ließ,
der Fürst Alexey Mich. Tscherkasky, der an der Spitze des Freiheit
Freiheiten verlangenden Adels stand. Die Brücke zur Verständigung
ihm war leicht zu finden, da er mit den Saltykows, den Verwandten
Kaiserin verschwägert war.

Er übernahm es nun, die nöthigen Verbindungen mit Jaguzi
zu vermitteln, dessen Wächter natürlich nicht unbestechlich waren, und
gleich Wassily Luk. Dolgoruky sich ungebeten im kaiserlichen Palast
quartiert hatte und immer dieselbe drückende Wachsamkeit übte, fa
sich doch Mittel und Wege der Kaiserin von Tag zu Tage die nöth
Mittheilungen zu machen. Die Damen, die Fürstin Tscherkasky,
Gräfin Saltykow, eine Tschernyschew, die Gemahlin des Generals
tiuschkin gefielen sich in geschäftiger Botenthätigkeit, vor Allen die Gr
Saltykow, die Nachts die Häuser der Magnaten, die Versammlung
des Adels besuchte, um dann am Morgen Bericht zu erstatten. — A
Iwanowna hatte zwar, wie verlangt und versprochen worden war, i
Günstling Biron in Mitau zurückgelassen, dagegen aber dessen Frau
Kinder mit sich genommen. Jeden Morgen wurde Birons kleiner S
auf dem Arm seiner Wärterin zu ihr gebracht, sie nahm ihn in ihr Sc
zimmer und fand in seinen Gewändern die schriftlichen Berichte verbo
deren sie bedurfte. — Auch Feofan Prokopowitsch wollte nicht müßig
er verehrte der Kaiserin eine Tischuhr, in deren Gehäuse ein Blatt
guten Rathschlägen verborgen war.

Wichtig war, daß auch eines der Mitglieder des Hohen Raths,
Haupt der Einen der beiden Familien, die diesen Rath wesentlich bild
nämlich der Feldmarschall Galitzyn für die Kaiserin gewonnen w
Wie überhaupt die Geschichte dieser verhängnißvollen Tage noch in
nicht vollständig bekannt ist, so viele neue Quellen uns auch in neu
Zeit die ehrenwerthe Liberalität der gegenwärtigen russischen Regie
geöffnet hat, — so ist auch nicht zu ermitteln, zu welcher Zeit Gal
sich mit der Kaiserin und ihrer vertrauten Umgebung verständigt
Nach der einzigen Notiz, die darüber in einem Bericht des Herzogs
Liria vorliegt, hätte er seinen Bund mit Biron und Löwenwolde erst
dem entscheidenden Tage geschlossen. Doch ist das nicht wahrschein
wäre dem so, hätte der Feldmarschall nicht schon während der Krisis

Kaiserin wesentliche Dienste geleistet, dann wäre er wohl auch nicht in so mehr als glänzender Weise belohnt worden wie geschah.

Der Adel versammelte sich — namentlich am 6. und 7. März neuen Stils — in den Häusern zweier Magnaten, der Fürsten Alexey Mich. Tscherkasky und Iwan Fedrowitsch Barätinsky und wurde jetzt ohne noch eine Ahnung davon zu haben, von seinen eigenen Führern auf ein sehr bestimmtes, dem größten Theil der Versammelten zur Zeit unerwartetes Ziel geleitet. Barätinsky war als Golowkins Schwiegersohn, Jaguzynskis Schwager; sein Eifer verstand sich demnach von selbst und brauchte nicht erst durch Versprechungen geweckt zu werden.

Dmitry Galitzyn sah die Gefahr und suchte sie zu beschwören. Er wendete sich zuerst an Ostermann, machte aber bei ihm kein Glück und war seinerseits empört, den angeblich Kranken gesund und nur allzu thätig in seinem Cabinet zu finden. Er suchte dann sich mit Jaguzynski zu versöhnen, dem er die Entlassung aus dem Kerker anbot; der aber sah ihm zu deutlich, auf welcher Seite der Sieg gewiß war und sein Vortheil lag, um nicht den Versucher stolz von sich zu weisen. In seinen Bemühungen, den Adel für sich zu stimmen, stieß der Fürst Dmitry überall auf den Widerstand der Geistlichkeit, die ihm seine Feindschaft mit Wucher zurückgab.

Der Feldmarschall Dolgoruky suchte seinerseits die Gegner durch Drohungen einzuschüchtern; er drohte namentlich dem Fürsten Barätinsky ihn von der Brücke in die Moskwa werfen zu lassen, erhielt aber die Antwort, so schlimm stehe es noch nicht; jedenfalls sei es rühmlich für eine gute Sache zu fallen.

Vor allem aber sahen die Dolgorukys wohl, daß nur eine rasche Entscheidung sie retten könne und forderten die Kaiserin wiederholt auf, sich in den Hohen Rath zu begeben und die neue Verfassung zu bestätigen. Welche? — darüber geben die Quellen nicht Auskunft, doch wahrscheinlich ein Entwurf, der auf Verfügung eben der Dolgorukys ausgearbeitet worden war. Die Kaiserin zögerte; auch am 7. März wußte sie sich einer solchen Zumuthung zu entziehen — und an demselben Tage wurde in der Versammlung bei dem Fürsten Tscherkasky eine Bittschrift festgestellt, die der Fürst Antioch Dmitryewitsch Kantemir niederschrieb —: ein Sohn desjenigen Kantemir, der das russische Heer und Peter den Großen in das Unheil an den Pruth geführt hatte.

Der Kaiserin wurde darin versichert, daß ihre Erhebung auf den Thron dem einstimmigen Wunsch des gesammten russischen Volks entspreche; es wurde ihr dafür gedankt, daß sie die acht Punkte unterschrieben habe, dann aber fand die Befürchtung Ausdruck, daß die Ausführung dieser Punkte Unruhen im Lande hervorrufen könne; — weiter wurde erwähnt, daß der Adel verschiedene Entwürfe einer Verfassung eingereicht, der Hohe Rath sie aber zurückgewiesen habe, weil ohne die Kaiserin nichts

weiter beschlossen werden könne. Daran schloß sich dann die Bitte, Kaiserin möge die gesammte Generalität — Civil und Militair ver sich — die Offiziere und den Adel — je einen oder zwei aus jeder milie — zusammenrufen und durch diese Versammlung sowohl die säm lichen Entwürfe prüfen, als auch durch Stimmenmehrheit eine Verfas des Reichs feststellen lassen, die dann ihr selbst — der Kaiserin — — Bestätigung vorgelegt werden solle.

Tatischtschew brachte diese Bittschrift in die Versammlung bei B tinsky und hier wurde sie zuerst von 74 Anwesenden unterschrieben, d von 93 Anderen, die bei Tscherkasky versammelt waren. Doch waren Herren trotz ihrer Zahl und ihres Ansehens nicht ruhig, sie fürchtet einen Gewaltstreich der Machthaber in dem Grade, daß weder Tscherkas noch Barätinsky im eigenen Hause zu verweilen wagte; jener verbar sich für die Nacht bei einem Fürsten Schachowskoy, dieser bei dem Grafen Mussin-Puschkin und wirklich entging Tscherkasky nur dadurch der Verhaftung.

Drei rüstige Gesellen der Versammlung aber fuhren die ganze Nacht in Moskau umher, um weitere Unterschriften zu sammeln. Das waren der Fürst A. Kantemir, ein Graf Matwejew und derselbe Graf Feodor Andrejéwitsch Apraxin, der wenige Tage früher im Namen des Hohen Raths den stolz abschlägigen Bescheid auf die Eingabe Tscherkaskys und des unzufriedenen Adels verfaßt hatte. So war es im Kreise dieser Leute um Würde und Zuverlässigkeit der Charaktere bestellt. — Die drei Sendboten veranlaßten noch 58 Gardeoffiziere und 37 Chevalier-Garden zu unterschreiben, so daß im Ganzen 262 Namen unter der Bittschrift standen.

Am entscheidenden Tage endlich (8. März n. St.) schritten die Verbündeten nicht ohne Zagen zur That. Sie hörten vor allem die Messe, wie um sich zum Tode zu bereiten und begaben sich dann einzeln und in kleinen Gruppen nach dem kaiserlichen Palast, wo man wußte, was bevorstand —: die Wachen waren verdoppelt. Die Zahl derer, die den Versuch durch ihre Gegenwart unterstützen wollten, wird sehr verschieden angegeben und schwankt in den verschiedenen Quellen von 300 bis zu 800. Tscherkasky und Barätinsky erschienen um 10 Uhr, begleitet von einer Anzahl sehr vornehmer Herren, unter denen sich die beiden Söhne des Groß-Kanzlers Golowkin befanden und der Feldmarschall Fürst Trubetzkoy. Wenige Tage früher hatte dieser Letztere seinen Namen als den ersten und vornehmsten unter die von Apraxin verfaßte Schrift des Hohen Raths gesetzt —: jetzt stand er in Person als der erste und vornehmste an der Spitze der Gegenpartei.

Die Herren baten um eine Audienz, die gewährt und zu der auch der Hohe Rath herbeigerufen wurde. Der Feldmarschall Trubetzkoy trat vor und begann die Bittschrift des Adels vorzulesen, da er aber die Fassung

verlor und ins Stottern verfiel, mußte Tatischtschew an seine Stelle treten und es gelang ihm besser; er las mit fester Stimme. Nun wollte Tscherkasky das Wort nehmen, Wassily Lukitsch Dolgoruky gebot ihm Schweigen; mit welchem Recht er sich zum Gesetzgeber aufwerfe? — Tscherkasky erwiderte, das thue er, weil die Machthaber die Kaiserin hintergangen hätten. Die Dolgorukys, bis zum letzten Augenblick bemüht das Feld zu behaupten, forderten die Kaiserin auf, sich mit dem Hohen Rath in ihr Cabinet zurückzuziehen, um die Sache zu überlegen; die Kaiserin schien zu schwanken — da erhob sich im Saal ein gewaltiger Lärm, es ergab sich eine jener verwirrt bewegten Scenen, deren Einzelnheiten später niemals mit Sicherheit festzustellen sind. Sicher scheint nur, daß die anwesenden Gardeoffiziere und Soldaten, von Salthkow veranlaßt, ihre Ergebenheit lärmend kund gaben und erklärten, sie würden nicht dulden, daß man der Kaiserin einen Zwang anthue; die Machthaber sollen dem Adel gedroht haben und wurden viel lauter von Adel und Garden bedroht. — Die Schwester der Kaiserin, die Herzogin von Mecklenburg, brachte ein Schreibzeug herbei und erklärte entschieden, hier sei nichts zu überlegen, nur zu unterschreiben und führte dadurch wirklich die Entscheidung herbei; die Kaiserin schrieb unter die Bittschrift: „Dem gemäß zu vollführen" — und indem sie die Garden zur Ruhe verwies, forderte sie doch zugleich den wachthabenden Offizier herbei und gebot ihm, da sie wohl sehe, daß sie hier nicht in Sicherheit sei, von niemandem Befehle anzunehmen, als von dem General Salthkow — ihrem Vetter und Vertrauten.

Mit diesem Einen Wort war die Autorität auch des Feldmarschalls Dolgoruky vernichtet — ja dieses Wort war, bei dem freiwilligen Eifer, den die Gardeoffiziere zeigten, vielleicht nicht einmal nöthig. Die bisherigen Machthaber sahen sich jedes Ansehens beraubt, wehrlos in den Händen ihrer Gegner und der Kaiserin — denn wie die fremden Gesandten erfuhren und berichteten, war die Stimmung inzwischen eine solche geworden, so leidenschaftlich aufgeregt, daß der geringste Versuch eines Widerstandes von ihrer Seite Blutvergießen und ihren Untergang herbeigeführt hätte.

Der Adel wurde entlassen, um in einem anderen Saal alles Weitere zu berathen und zu beschließen; die Mitglieder des Hohen Raths zog die Kaiserin an ihre Tafel, damit sie diese Berathung nicht stören, vor allem damit sie nicht in die Stadt eilen und doch vielleicht irgend einen verzweifelten Widerstand in das Leben rufen könnten. Es möchte in diesen Kreisen unter allen Bedingungen schwer gewesen sein, sich dem Gebot höfischer Etiquette zu entziehen, hier nun vollends sahen sich die Geladenen rings von Bewaffneten umgeben, deren drohende Haltung unbedingten Gehorsam forderte. Sie folgten dem Ruf zum Mahle, bei dem wohl böse Ahnungen mehr als Einen verfolgt haben mögen.

Der Adel begann inzwischen seine Berathungen, aber wie sollten

mehrere hundert Männer, bis auf wenige Ausnahmen Leute von sehr beschränkter Bildung, ohne daß der Gang der Verhandlungen auch nur irgend geordnet, durch irgend eine Leitung geregelt gewesen wäre, sich in wenigen Augenblicken in den verschiedenen Entwürfen zurecht finden, oder vollends in der kurzen Zeit, während die Kaiserin tafelte, über eine Verfassung des Reichs einig werden! — Sie vermochten das um so weniger, da die Wenigen unter ihnen, die, wie Tatischtschew, allenfalls der Aufgabe gewachsen waren, auf ganz andere Ziele zusteuerten. Nach vielem verwirrten Hin- und Herreden, das in keiner Richtung weiter führte, schlug der Generalmajor und Major der Preobraschenskischen Garde, Fürst Jussupow, in Mitten der allgemeinen Rathlosigkeit vor, man solle die Kaiserin bitten, ganz einfach die „Selbstherrschaft" wieder zu übernehmen, die unumschränkte Gewalt, wie ihre Vorfahren sie geübt hatten, um Rußland in der alten Weise zu beherrschen. Bald stimmte ihm die ganze Versammlung bei; Viele, weil das die Lösung war, die sie von Anfang an im Sinn gehabt hatten, Andere weil sie sich unfähig fühlten, irgend einen anderen Ausweg aus allen Verlegenheiten nachzuweisen und sehr viele ohne Zweifel blos weil sie zu sehen glaubten, welche Wendung die Dinge nehmen würden und für das Klügste hielten nicht gegen den Strom zu schwimmen.

Und doch stimmte die Versammlung dem Vorschlag nicht ganz bedingungslos bei. Einige Rechte und Freiheiten wollte der Adel sich auch jetzt noch sichern und in dem Papier, das nun eilig aufgesetzt wurde, sollten auch diese Wünsche ihren Ausdruck finden. Der Adel dankte darin der Kaiserin dafür, daß sie geruht habe seine Bittschrift zu unterschreiben. „Um seine Dankbarkeit für diese Gnade darzuthun" ersuchte er sie nun, die acht Artikel, die ihr der Hohe Rath vorgelegt hatte, zu vernichten und die Selbstherrschaft, die unumschränkte Macht ihrer Vorfahren zu übernehmen. Freilich schloß sich daran die weitere Bitte an Stelle des Hohen Raths den dirigirenden Senat — der aus 21 Mitgliedern bestehen solle — in Peters des Großen Weise wieder herzustellen und zu gestatten, daß so oft erledigte Stellen neue Ernennungen nöthig machten, die neuen Mitglieder des Senats, die Präsidenten der Collegien (das heißt Minister) und die Gubernatoren der Provinz durch Ballotirung vom Adel gewählt würden. — Endlich hofften die Herren auch unter der neuen Regierung, in Folge einer Verminderung der Abgaben, glücklich zu leben.

Um drei Uhr Nachm. erschien der Adel wieder vor der Kaiserin und ihren Tafelgästen; Fürst Kantemir trug diesmal seine Bitten vor. Als die Kaiserin hörte, daß man ihr wirklich die unumschränkte Macht bot, daß Alles gelungen sei, war sie freudig bewegt im Begriff ihren Dank durch eine tiefe Verbeugung zu erkennen zu geben — die Gräfin Saltykow hielt sie ab. Zu ihrem bisherigen Wächter Dolgoruky gewendet, sagte darauf Anna Iwanowna: „Also war es nicht der Wunsch des Volks, daß

ich die Bedingungen unterschrieb, die mir in Mitau vorgelegt wurden? — Es scheint, Du hast mich betrogen, Fürst Wassily Lukitsch?" — Sie forderte das Papier mit den unterschriebenen Artikeln — der Kanzler Golowkin hatte es dienstfertig zur Hand — die Kaiserin zerriß es vor aller Augen. Dann wurde Jaguzynski herbeigerufen und in seine früheren Ehren wieder eingesetzt; derselbe Feldmarschall Dolgoruky, der ihn verhaftet hatte, mußte ihm jetzt seinen Degen zurückgeben, — und endlich erklärte die Kaiserin zum Schluß der Ereignisse des Tages: „Das russische Reich ist von langer Zeit her mit unumschränkter Gewalt beherrscht worden und ich trete in die Rechte ein, die meine Vorfahren geübt haben, indem ich nach Erbrecht, und wie der Hohe Rath sagt, durch Wahl den Thron bestiegen habe und wer sich meinem Willen widersetzt, wird als Verräther bestraft werden."

Weder rechtmäßige Erbin des Reichs, noch rechtmäßig gewählt in einem Lande, wo niemand ein Wahlrecht hatte, konnte die Kaiserin Anna sich weder auf ein Erbrecht noch auf eine Wahl berufen — und berief sich in dieser unbestimmten Weise auf beides zugleich. Ein Ceremonienmeister benachrichtigte die fremden Gesandten, daß die Kaiserin die Regierung nunmehr als Selbstherrscherin übernommen habe — und sofort erlassenem Befehle zufolge wurde in allen Kirchen Rußlands vom 11. März an der Selbstherrscherin Anna Iwanowna ein neuer Eid der Treue geleistet.

Indem sie so entschieden auftrat, nahm aber die Kaiserin mit gutem Bedacht aus der letzten Bittschrift des Adels genau nur die Selbstherrschaft für sich heraus. Was sonst noch für Wünsche laut geworden waren, das geforderte Wahlrecht des Adels, das die Selbstherrschaft nicht wenig beschränkt hätte —: das Alles wurde überhört und in Vergessenheit begraben, als wäre es nie gesagt worden.

Erst 38 Tage waren seit dem Tode Peters II. verflossen, und in dieser kurzen Zeit hatte sich eine merkwürdige Revolution vollendet. Als Revolution müssen wir bezeichnen was geschehen war, schon weil hier viel mehr als ein bloßer Wechsel der Personen stattgefunden hatte. Die Regierung nahm eine veränderte, ja entgegengesetzte Richtung. Die altrussische Partei, die sich unter Peter II. der Regierung bemächtigt hatte, war gestürzt, die Leitung des Staats kam in die Hände der entgegengesetzten Partei, die sich der europäischen Civilisation zuwendete.

Aber die Ereignisse dieser Tage erhielten auch noch eine andere, viel weiter und viel tiefer reichende Bedeutung. Die hergestellte Selbstherrschaft war in der That nicht mehr die alte; sie wurde in der alten Form etwas wesentlich anderes. Für Peter den Großen, der weder an seinem Recht, noch an seinem Beruf, noch an sich selbst je zweifelte, war die unumschränkte Macht Mittel gewesen; die Umgestaltung Rußlands im Sinn europäischer Gesittung war der Zweck, den er verfolgte.

Anna Iwanowna dagegen fühlte sich bei zweifelhaftem Recht un auf dem Thron; sie hatte die oligarchischen Gelüste der Magnaten ke gelernt, sie hatte gesehen daß auch die Gegenpartei, die ihr zum über die Oligarchen verholfen hatte, ihre Macht zu beschränken strebte wußte, daß der größte Theil der Geistlichkeit und des Adels, das g Alt-Russenthum unzufrieden sei, daß sie kaum Einzelnen vollkommen tra dürfe, und wurde durch mancherlei Umtriebe stets von neuem daran innert. Sie hatte sich zu wahren. Von ihrem Regierungs-Ant an wurde die Selbstherrschaft in Rußland ihr eigener Zw die Erhaltung ihrer selbst die eigentliche Aufgabe der umschränkten Macht. Alles Andere wurde Nebensache. Und ist der Charakter der Regierung Rußlands geblieben auf die Zeit Alexanders I. herab.

Die Regierung Katherinas II. macht keineswegs eine Ausnahm auch für sie war sich selbst in ungeschmälerter Macht auf dem Thron behaupten die eigentliche Aufgabe. Was sie nebenher that — Gesittun oder den Schein der Gesittung in Rußland zu fördern — das gesch nicht der Sache wegen; es geschah zur Verherrlichung ihrer eigenen Perso und war am Ende auch ein klug gewähltes Mittel der Selbsterhaltun Es war der Kaiserin Katherina darum zu thun, in lobender Weise vo sich reden zu machen, namentlich die Stimmen der Leute zu gewinne von denen zur Zeit die öffentliche Meinung in ganz Europa beherrsc wurde — Voltaire's z. B. und der Encyklopädisten. Sie ließ sich zu de Ende keine Mühe verdrießen und schmeichelte diesen Leuten selbst in ein Weise, die kaum geziemend genannt werden könnte, auch wenn das besse Menschen gewesen wären. Sehr Vieles, was sie verfügte, hatte keine anderen Zweck, als ihr den Beifall dieser Stimmführer zu sichern, bekan zu werden und Stoff zu lobenden Verherrlichungen zu liefern. Die al gemeine und laute Bewunderung ganz Europas sollte manches Bedenklic in Vergessenheit bringen, ihr gewissermaßen das fehlende Recht ersetzen un sie schützen, als eine hochverehrte Persönlichkeit, gegen die sich niemar vergehen dürfe, ohne den strengen Tadel ganz Europas auf sich zu lade

---

Kaum sah sich die Kaiserin Anna im Besitz der Macht, so erschie auch Ernst Johann Biron in Moskau, und die neue Regierung wurd eingerichtet.

Der Hohe Rath wurde aufgehoben. Der Senat bestand nunmel aus einundzwanzig von der Kaiserin ernannten Mitgliedern, unter dene sich der Kanzler Golowkin, Ostermann und die drei Feldmarschälle Galitzi Dolgoruky und Trubetzkoy befanden; ferner diejenigen Herren, die si besonders thätig im Dienst der Kaiserin erwiesen hatten, wie die Fürste Tscherkasky, Barätinsky und Jussupow, Graf Saltykow und Andere; nebe

ihnen aber vorläufig auch noch der Fürst Wassily Lukitsch Dolgoruky, der sich persönlich gegen die Kaiserin am meisten vergangen hatte, und Dmitry Galitzyn, der von Allen am eifrigsten bemüht gewesen war, eine Oligarchen-Regierung zu gründen, den die Kaiserin am wenigsten zu ihren Freunden rechnen durfte. Doch deckten ihn fürs erste noch die Verdienste seines Bruders, des Feldmarschalls Galitzyn.

Von Anfang an aber wurde das Bestreben sichtbar diese angeblich höchste Behörde — die doch immer eine Versammlung russischer Großen blieb, und eben deshalb Bedenken erregen konnte, wenn ihr eine wirkliche Macht gelassen wurde — so unbedeutend als möglich zu machen, und ohne eigene Initiative auf einen engen Kreis unselbständiger Thätigkeit zu beschränken. Der Senat sollte, wie schon die Ernennung eines Wassily Dolgoruky und Dmitry Galitzyn bewies, vorzugsweise als Mittel dienen, unbequeme oder unbrauchbare Persönlichkeiten, indem er sie in sich aufnahm, in anständiger Form von allem wirklichen Einfluß auf den Gang der Regierung zu entfernen und mit einer glänzenden Nichtigkeit abzufinden. Das war so in die Augen fallend, daß auch die fremden Minister sich nicht darüber täuschen und in diesem Sinn an ihre Höfe berichteten.

Als eigentliche Regierung des Reichs wurde ein kaiserliches Cabinet eingerichtet, das aus nur drei Cabinetsministern — Golowkin, Tscherkasky und Ostermann — bestand. Golowkin, nie sehr bedeutend und nunmehr hoch in Jahren, hatte aber da in der That nicht viel mehr zu sagen, als der Fürst Alexey Mich. Tscherkasky, dessen beschränkte Fähigkeiten und Unwissenheit von allen Zeitgenossen einstimmig bezeugt werden. So fielen die Geschäfte und die Entscheidung in allen Fragen nothwendiger Weise fast ausschließlich in Ostermanns Hände, weil er allein der Sache gewachsen war. — Das Kriegswesen wurde von dem Präsidenten des Kriegscollegiums, dem Feldzeugmeister, späteren Feldmarschall Grafen Münnich, verwaltet.

Einen stets wachsenden, ja Alles überragenden Einfluß auf Geist und Streben der Regierung im Allgemeinen übte Biron als Ober-Kammerherr, und eng verbündet mit ihm waren die Brüder Löwenwolde, die der Kaiserin als Ober-Hofmarschall und Ober-Stallmeister nahe standen.

Ein reiches Maß — ein Uebermaß vielmehr von Belohnungen fiel bei Gelegenheit der Krönung (9. Mai) allen denen zu, die der Kaiserin Anna während der Krisis behülflich und zu Dienst gewesen waren. Abgesehen von allen Beförderungen und den vertheilten Ordensbändern, wurden viele von ihnen auch reich mit Geschenken ausgestattet; so erhielt der Feldmarschall Galitzyn, nach russischer Redeweise 4000 Seelen, d. h. leibeigene Bauern, zum Geschenk; eben so viele der Fürst Kantemir, und selbst Tatischtschew eintausend, obgleich sein neuester Biograph versichert, er sei unbelohnt geblieben.

Aber auch die strafende Hand der Regierung hatte schon vor der

Krönung die Familie Dolgoruky getroffen; nur der Feldmarschall dieses Namens und sein Bruder Michail blieben auch diesmal noch unangetastet. Der Fürst Alexey und dessen Kinder — und unter ihnen der Günstling und die Braut des verstorbenen Kaisers wurden nach Beresow in Sibirien „verschickt", — man beschuldigte sie, und nicht ohne Grund sich manches werthvolle Eigenthum der Krone angeeignet zu haben. Wassily Lukitsch wurde als Gefangener auf Lebenszeit nach dem Solowetzkischen Kloster im Weißen Meer gesendet — und nur die Brüder Alexeys, Sergy und Iwan Grigorjewitsch wurden etwas milder behandelt, — die Regierung begnügte sich, sie auf ihre Güter zu verbannen, und dort streng bewachen zu lassen. Ueberhaupt zeigten die Kaiserin und ihre Rathgeber im Lauf der Zeiten, daß sie ein sehr gutes Gedächtniß hatten, und aller vorläufigen oder halben Nachsicht und Milde ungeachtet, nachzuholen wußten, was im ersten Augenblick mit Stillschweigen übergangen war. Einer nach dem Anderen wurden die Oligarchen von ihrem Schicksal erreicht. So erinnerte man sich nicht allzu lange nach der Krönung, noch im Herbst desselben Jahres (1730) auch wieder des Feldmarschalls Dolgoruky, und er wurde als Staatsgefangener nach Schlüsselburg gebracht, ohne daß irgend ein neues Ereigniß Veranlassung dazu gegeben hätte.

Dmitry Galitzyn wurde, gegen eigenes Erwarten, lange verschont, selbst nach dem Tode des Feldmarschalls, der ihn geschützt hatte. Von dem Augenblick an, wo seine großartigen Pläne scheiterten, hatte er sich dem härtesten Schicksal verfallen geglaubt, dabei aber unter Allen allein eine würdige Haltung zu behaupten gewußt. In dem Augenblick, wo die Kaiserin sich der Selbstherrschaft bemächtigte, hatte er zu Freunden die bekannten Worte gesprochen, die Manstein und der Herzog von Liria berichten: „Das Mahl war bereitet, aber die Gäste waren seiner nicht würdig. Ich weiß, daß Unheil über mein Haupt hereinbrechen wird; was thut es! ich werde für das Vaterland leiden. Ich bin alt, der Tod schreckt mich nicht, aber diejenigen, die sich meiner Leiden freuen wollen, werden schlimmer leiden als ich." — Und er täuschte sich nicht; wenn auch anfangs geschont, sollte er doch nach Jahren (1737) inne werden, daß man auch ihn nicht vergessen hatte. Er wurde beschuldigt, als Senator zu Gunsten seines Schwiegersohns, des Fürsten Constantin Kantemir, in einem Prozeß gegen dessen Stiefmutter, ein ungerechtes Urtheil herbeigeführt zu haben, zum Tode verurtheilt, dann aber durch die „angeborene Großmuth" der Kaiserin zu lebenslänglicher Haft in Schlüsselburg und Einziehung seiner Güter begnadigt. — —

Die Geistlichkeit wurde sehr bald gewahr, daß sie nicht zum eigenen Vortheil mit an dem Sturz des Hohen Raths gearbeitet hatte und nichts dabei gewann; daß sie nicht hoffen durfte, wieder einen Patriarchen an der Spitze der russischen Kirche zu sehen, daß sie nach wie vor von jedem Einfluß auf den Gang der Regierung ausgeschlossen blieb, daß die Re-

gierungsgewalt in die Hände von Fremden, von Protestanten fiel, und die Regierung in dem Sinn der verhaßten Reformen Peters des Großen weiter geführt wurde.

Auch die Menge des Adels sah sich bitter getäuscht; sie sah Fremde herrschen; von einem Wahlrecht des Adels, von einer Möglichkeit über alle schönen und einträglichen Stellen im Staat nach Gutdünken zu eigenem Vortheil verfügen zu können, wie man gehofft hatte, war nicht die Rede; die schöne, bequeme Zeit altrussischen Wesens, in dem man sich der Unwissenheit und Rohheit nicht zu schämen brauchte, wollte nicht wiederkehren.

Die Unzufriedenheit war in diesen Kreisen bald sehr groß, und in denen der Geistlichkeit namentlich, zeigte sich wieder nur die Minderheit, an deren Spitze Feofan Prokopowitsch stand, der neuen Zustände froh.

Der widersprechende Geist, von dem die Kirche weit überwiegend beseelt war, äußerte sich in einzelnen Fällen sogar mit einer Kühnheit, die man wohl kaum erwartet hatte, und es ergab sich, daß selbst der Vorschlag des Feldmarschalls Dolgoruky, die Zarin-Großmutter Eudoxia Lapuchin auf den Thron zu erheben, keineswegs so abenteuerlich war, als er scheinen könnte; daß die fremden Minister im Gegentheil Recht gehabt hatten zu berichten, die Wahl könne auf diese in altrussischer Weise fanatische Frau fallen; daß eine solche Wahl sogar in gewissen fanatisch altrussischen Kreisen entschiedenen Beifall gefunden hätte.

Die amtliche Anzeige, daß Anna Iwanowna die Regierung angetreten habe, die begleitet von dem Befehl, in herkömmlicher Weise für sie zu beten, in alle Provinzen versendet wurde, gelangte am 25./14. Februar (1730) nach Woronesch; und darauf ließ der dortige Bischof, Lew Jurlow, für die regierende Kaiserin Eudoxia Feodorowna beten. Er weigerte sich auch, das Manifest der Kaiserin Anna bekannt zu machen; angeblich weil es ihm nicht vom Synod zugesendet worden sei. Als der Gubernator darüber nach Moskau berichtete, fand Lew Jurlow im Synod einen Beschützer an dem Erzbischof Georg Daschkow von Rostow — man beruhigte sich auf dessen Betreiben, mit der in unbestimmten Ausdrücken gehaltenen Erklärung des Bischofs, daß der Gubernator ihn aus persönlicher Feindschaft verläumde; die Sache blieb liegen, und Lew Jurlow wurde sogar (im Juni) zum Erzbischof von Astrachan befördert.

Zu seinem Unglück aber suchte Feofan Prokopowitsch, der sich während der Herrschaft der Dolgorukys vielfach bedroht gesehen, und großer Gewandtheit bedurft hatte, um sich allen Gefahren zu entwinden, nun seinerseits die Gunst der Umstände zu benützen, um seine Feinde zu vernichten, zu denen auch Georg Daschkow gehörte, und er wußte der Sache eine Wendung zu geben, daß sie die widerspenstige Geistlichkeit erschreckte — zugleich aber auch noch mehr erbitterte. Er machte die Kaiserin persönlich auf den Hergang aufmerksam, und bewirkte, daß sie persönlich eine strenge Untersuchung befahl. Nun zeigte sich ein großer Eifer in allen Behörden;

Lew Jurlow wurde vom Synod der erzbischöflichen und priesterlichen Würde, selbst der Eigenschaft als Mönch entkleidet und dann vom Senat als Gefangener in ein Kloster im hohen Norden verbannt.

Georg Daschkow, schon vom Synod ausgeschlossen, suchte sich, als die Sache ernsthaft wurde, dadurch zu retten, daß er um die Erlaubniß bat, sein Amt niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen; doch half ihm das nicht, da Feofan ihn vor Allen treffen wollte. Er wurde seiner Würde entsetzt, in ein Strafkloster verbannt — dann später in weitere Prozesse verwickelt, zu denen er allerdings durch Bestechlichkeit und vielfache Handlungen der Unredlichkeit nur zu viele Veranlassung gegeben hatte, und so endete dann dieser verwöhnte Schwelger seine Tage als Gefangener in einem sibirischen Kloster bei Nertschinsk.

In den Kreisen des Adels wurde die Stimmung eine solche, daß die Sympathien sich den Dolgorukys zuwendeten. Diese Fürsten, die doch eben der Adel bemüht gewesen war zu stürzen, wurden überraschend bald fast zu Märtyrern in den Augen der altrussischen Menge, zu Opfern, deren Leiden die Intriguen der „Deutschen" herbeigeführt hatten. Schon nach wenigen Wochen (am 5. Juni 1730), also zu einer Zeit, wo Biron und die anderen Deutschen noch gar nichts, weder Gutes noch Böses, gethan hatten, mußte der Herzog von Liria seinem Hof berichten —: „das Volk schreit öffentlich gegen die Deutschen, besonders gegen zwei: Löwenwolde und Biron" —; ein Beweis, daß dieser Haß nicht erst durch die Unthaten hervorgerufen wurde, die man Biron zur Last legte, sondern ohne weitere Veranlassung, schon durch das bloße Dasein dieser Deutschen. Aehnliches von dem Unwillen, mit dem die Russen Fremde in der Umgebung der Kaiserin sahen, hatte der englische Gesandte sogar schon am 11. Mai in die Heimat berichtet.

Ihre Hoffnungen für die Zukunft aber, ihre lebhaftesten Sympathien wendeten die Alt-Russen nunmehr im Stillen der Prinzessin Elisabeth Petrowna zu. Daß diese Fürstin schön war, ist bekannt, und in ihrer Jugend, ehe der Mißbrauch, den sie mit dem Leben trieb, ihre Geisteskräfte abgestumpft hatte, soll sie auch nicht ohne Geist gewesen sein. Aber seitdem ihr Neffe Peter II. sich im Ueberdruß von ihr gewendet hatte, war sie sehr tief gesunken, in eine sehr triviale Sinnlichkeit verloren und einem geradezu ganz unverschleiert anstößigen Lebenswandel hingegeben. Die Dolgorukys hatten, zur Zeit ihrer Macht, nöthig erachtet, ihr mit dem Kloster zu drohen, um dem Aergerniß ein Ende zu machen, das sie gab — und jetzt wendete sich die Gunst der Alt-Russen ihr wieder zu. Freilich gehörte sie ihrem Wesen, ihren Neigungen nach ganz zu ihnen; namentlich die Geistlichkeit mußte wohl Gefallen daran finden, daß sie allen Gebräuchen der russischen Kirche die größte Ehrfurcht bezeigte und Wallfahrten zu Fuß nach dem Dreifaltigkeits-Kloster unternahm. — Und wie der Mensch sich nun einmal immerdar in Widersprüchen bewegt,

wurde in ihr von den Alt-Russen nun auch die Tochter Peters des Großen verehrt. Seltsam genug! Die Neuerungen, das Streben, das System innerer und äußerer Politik Peters des Großen — das gerade war es, wogegen die Partei der Alt-Russen sich immerdar empörte — und doch imponirte ihr zugleich die große Persönlichkeit des Kaisers in der Weise, daß der Glanz seines Namens seiner Tochter auch in ihren Augen eine große Bedeutung verlieh.

Die Kaiserin Anna sah das Alles wohl und war nichts weniger als frei von Sorgen. Sie fürchtete vergiftet zu werden und genoß keine Speise, die nicht ihr zuverlässiger Koch bereitet hatte. Auch blieb ihr nicht verborgen, daß der Eifer, den die Garden im entscheidenden Augenblick dargethan hatten, nicht ihrer Person galt, sondern gegen die Dolgorukys gewendet war, und daß sie, wie die herrschende Stimmung sich seitdem gestaltet hatte, auf eine unbedingte Ergebenheit dieser Regimenter nicht rechnen durfte. Sie ließ, zum Schutz ihrer Person — ja geradezu zum Schutz gegen die beiden alten Garderegimenter — ein drittes errichten, das nach einem Dorf und Lustschloß in der Nähe von Moskau, wo die Kaiserin einen großen Theil ihrer Jugend verlebt hatte, das Ismailow'sche genannt wurde. Die zweitausend Mann, welche die drei Bataillone bildeten, wurden unter dem kleinrussischen Adel zusammen geworben, damit sie dem alten Groß-Rußland so fremd wie möglich wären. Die Offiziere wurden, mit wenigen Ausnahmen, aus fremden Diensten herbeigezogen oder unter dem liefländischen und kurländischen Adel gewählt. Der ältere Löwenwolde wurde Oberst dieses neuen Regiments; der Schotte James Keith, als Jakobit aus England flüchtig, später als preußischer Feldmarschall berühmt, Obristlieutenant, und ein jüngerer Bruder Birons (Gustav), aus polnischen Diensten herbeigerufen, Major. — Wenig später wurde in ähnlicher Weise und zu gleichem Ende auch ein Regiment „Garde zu Pferde" errichtet, dessen erster Oberster auch ein Deutscher, Baron Trautvetter, war.

Bald entschloß sich dann die Kaiserin auf Ostermanns dringenden Rath den Sitz der Regierung wieder nach Petersburg zu verlegen, wo sie selbst sich mehr gesichert glauben durfte, und ein Gang der Regierung im Sinn Peters des Großen auf geringere Schwierigkeiten stieß. Doch durfte dieser Plan nicht anders als mit der größten Vorsicht bekannt gemacht werden. Die Kaiserin sagte ihrem Hof und den fremden Gesandten, sie denke im kommenden Winter nach Petersburg zu gehen, doch werde dieser Ausflug nur eine Spazierfahrt sein; ihren bleibenden Aufenthalt werde sie in Moskau nehmen.

Doch unterblieb zur Zeit dieser Ausflug; erst ein Jahr später kam der Plan zur Ausführung (Januar 1732), und selbst dann wurde die Absicht, die damit verbunden war, nicht förmlich ausgesprochen. Die Behörden folgten nach und nach dem Hof in die neue Hauptstadt, und es verstand sich am Ende stillschweigend von selbst, daß die Regierung dort

blieb. In Petersburg sah es übel aus, als Anna dorthin zurückkehrte. Ueberall zeigten sich da die Spuren eines auch absichtlich geförderten Verfalls. Die Paläste, die der Adel auf Peters des Großen Befehl bauen mußte, waren nach seinem Tode unvollendet geblieben, und in diesem Zustande zu Ruinen geworden. In den Straßen wuchs Gras, und in den entfernteren Theilen der auf sumpfigem Boden gebauten Stadt nahm die Versumpfung wieder überhand.

So war denn Petersburg zur Zeit kein sehr anziehender Aufenthaltsort und noch dazu schien ein böses Geschick über die Stadt zu walten. Sie wurde mehrmals durch wiederholte Feuersbrünste zum großen Theil vernichtet. Man mußte sich bald überzeugen, daß diese Feuer nicht zufällig entstanden waren; der Tradition zufolge, die in den höheren gesellschaftlichen Kreisen in Rußland bis auf die Gegenwart herab fortlebte, sollen die angestellten Untersuchungen sehr bald auf die Entdeckung geführt haben, daß diese gewaltigen Brände auf Veranstaltung der Geistlichkeit angelegt waren. Die Absicht soll gewesen sein, Petersburg für eine Regierung und einen Hof unbewohnbar zu machen, was damals möglich scheinen konnte, da die Stadt fast ganz aus Holz gebaut war. So wollte man die Regierung zwingen nach Moskau zurückzukehren. Sollte die Kaiserin, wie die Tradition weiter berichtet, auch in Petersburg nicht gerathen gefunden haben gegen die Geistlichkeit in Masse einzuschreiten, so ließe sich das wohl erklären. Doch beruht das Alles, wie gesagt, eben nur auf Ueberlieferung. Zu welchem Ergebniß die damaligen Untersuchungen geführt haben, darüber ist niemals irgend etwas officiell bekannt gemacht worden.

Da nun die Kaiserin Anna durch die Umstände gezwungen war sich vor den Altrussen zu hüten, dagegen auf die Fremden und auf die kleine, wenn wir so sagen dürfen, europäisch gesinnte Partei im Lande zu stützen, ergab sich ganz von selbst, daß sie im Geist und Sinn Peters des Großen fortwirken, seine Pläne weiter führen mußte, obgleich ihr selbst nicht der strebende Sinn angeboren war, der mächtig umgestaltend auf seine Umgebung einzuwirken sucht.

So geschah dann manches Löbliche. Manches von Peter dem Großen begonnene und seither vernachlässigte Werk, wie der Canal von Ladoga, wurde vollendet. Unter anderem wußte Münnich, der Feldmarschall wurde und Sitz und Stimme im Cabinet erhielt, die in der letzten Zeit durchaus vernachlässigte Armee auf einen besseren Fuß zu setzen und durch die Errichtung eines Cadettencorps für eine etwas bessere Erziehung der einheimischen Offiziere zu sorgen. Es geschah Vieles was insbesondere dem Heer, Vieles was dem Adel erwünscht sein mußte. Bisher hatten die aus der Fremde herbeigerufenen Offiziere einen bedeutend höheren Sold erhalten als die einheimischen; die „alten Einwanderer", wie man sie nannte, d. h. die in Rußland geborenen Söhne und Nachkommen Fremder,

die in russische Dienste getreten waren, einen erheblich geringeren — die Offiziere russischer Abstammung den niedrigsten. Auf Münnichs Vorschlag wurde diese Verschiedenheit aufgehoben, die allerdings etwas Verletzendes hatte, alle Offiziere gleichen Grades wurden gleichgestellt, der Sold lediglich, und für alle gleich, nach dem militärischen Grad bemessen.

Bei der Abneigung gegen jedes Erstgeburtsrecht, die in Rußland herrschte, war, was unter dieser Kaiserin in Beziehung auf den adeligen Grundbesitz verfügt wurde, gewiß sehr erwünscht und in seinen nothwendigen Folgen von größerer Wichtigkeit als es im ersten Augenblick den Anschein haben mochte. Die Lehen (Pomestie) waren durch Herkommen erblich geworden und zwar, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen, da nunmehr Abgaben auf den Lehen hafteten, mit dem wirklichen Dienst dagegen eine Besoldung verbunden war, nicht mehr in jener alten Weise, der zufolge die Kinder von den Lehen des Vaters nur einen Antheil behielten, der ihrem eigenen Dienstrang entsprach, sondern im Ganzen, aber unter Beschränkungen, die ein Gesetz Peters des Großen im Jahr 1714 geregelt hatte. Wie der große Kaiser überhaupt Majorate begünstigte, durfte ein Lehen, diesem Gesetz zufolge, weder verkauft noch verpfändet, d. h. auch nicht mit Hypotheken belastet werden, und der Besitzer konnte es nur einem seiner Söhne ungetheilt hinterlassen. Ein neues Gesetz stellte nun die Verhältnisse wieder her, wie sie unter dem Zaren Alexey Michailowitsch gewesen waren; das heißt, es wurden alle Beschränkungen aufgehoben, die der große Kaiser verfügt hatte, und in Folge dessen wurde der Unterschied zwischen Lehn und Erbe im Lauf der Zeiten mehr und mehr verwischt, ein Heimfallsrecht des Staats, das im Begriff des Lehens liegt, durch die Befugniß Lehen zu veräußern, zu verpfänden und mit Schulden zu belasten, ganz illusorisch, so daß der in der Theorie dennoch fortbestehende Unterschied nur zu Verwirrungen und Chicanen Veranlassung gab. Wie die thatsächlichen Verhältnisse sich auf diesem Wege weiter entwickelten, mußten sie schließlich dahin führen, daß das wirklich Bestehende auch der Form nach ausdrücklich vom Gesetz anerkannt, der Unterschied zwischen Lehn und Erbe aufgehoben und aller adelige Grundbesitz für volles Eigenthum nach Allodial-Recht erklärt wurde, wie das dann unter Katherina II. geschah.

Außerdem aber gewährte die Kaiserin Anna dem Adel gleich zu Anfang ihrer Regierung auch noch andere sehr wesentliche Erleichterungen. Bis zu ihrer Zeit war der Adel Rußlands, wie die deutschen Dienstmannschaften des früheren Mittelalters, dem Landesherrn zu persönlichem Dienst ohne bestimmtes Maß verpflichtet. Peter der Große hatte ihn bis auf das Aeußerste in Anspruch genommen und niemanden des Dienstes entlassen, so lange er noch im Stande war etwas zu leisten: Anna Iwanowna verfügte nun, daß kein Edelmann vor dem vollendeten zwanzigsten Jahr in den Dienst zu treten brauche und daß ein jeder nach fünfund-

zwanzig Dienstjahren den Abschied nehmen könne und dabei den höheren Rang unmittelbar über dem, in welchem er zuletzt gestanden hatte, als Belohnung erhalten solle. Sie gestattete endlich, daß ein Vater mehrerer Söhne einen derselben ganz dem Dienst entziehen dürfe, um ihm die Verwaltung des Vermögens der ganzen Familie anzuvertrauen.

Manches Andere, das in Kirche und Schule angeordnet wurde, war an sich nicht weniger zu loben, verletzte und empörte aber die altrussische Gesinnung. Als Einleitung dazu waren alle die Prälaten aus dem Synod entfernt worden, die den alten Zuständen geneigt waren, darunter namentlich die beiden Erzbischöfe Feofylakt Lopatinsky und Georg Daschkow, und die großrussische Geistlichkeit war ergrimmt, obgleich die Umgestaltung der Behörde so weit als möglich in schonender Form ausgeführt worden war. Die Regierung war nämlich zu Werke gegangen, als ob es einen Synod noch gar nicht gebe und die Behörde ganz neu zu bilden wäre. Die Mitglieder, die sie bilden sollten, wurden ernannt, als ob von einer neuen Einrichtung die Rede sei, und diejenigen, die man entfernen wollte, fanden sich einfach nicht unter den Ernannten.

Mit Ernst wurde durch neue Ukase auf eine bessere Disciplin der Klöster gedrungen, und das war sehr nöthig, denn die Nachsicht der letzten Jahre hatte die Mönche wieder zu dem gemacht, was sie früher, vor den strengen Reformen Peters I., gewesen waren, d. h. zu einer wahren Landplage. Wenn man erwägt, was in den Verfügungen des Synods (vom 31. August 1732) den Klöstern und Mönchen befohlen und verboten wird, ergiebt sich das Bild eines Zustandes, den man kaum für möglich halten sollte. In der Hauptsache wurde befohlen, daß in jedem Kloster ein Verzeichniß der Mönche, die dazu gehörten, geführt werden solle. Stand und Name der Mönche, Zeit und Umstände der Aufnahme eines jeden sollte darin vermerkt und eine Abschrift dieser Listen dem Synod eingesendet werden. Den Mönchen wurde befohlen, auch wirklich in den Klöstern seßhaft zu bleiben, zu denen sie gehörten, nicht ungebunden im Lande umherzuschweifen. Diejenigen Mönche, die sich ohne Ursache, ohne bestimmten Auftrag und Paß ihres Abtes im Lande herumtrieben, unter falschem Vorwand bettelten, in Schänken dem Trunk überließen, unanständige Possen trieben, sich in Händel verwickelten und bei Schlägereien betheiligten, sich in „anstößigen Oertlichkeiten" einquartierten oder vielfach dort verkehrten —: die sollten als Landstreicher aufgefangen werden, und unter Umständen drohte ihnen das Gesetz sogar mit Sibirien.

Man sollte denken dagegen wäre nichts einzuwenden — dennoch aber erschreckten und empörten diese Verfügungen nicht nur alle Mönche, sondern auch alle Aebte auf das Aeußerste. Der Schrecken der Aebte waren die verlangten Listen, denn eingestandenermaßen war unter ihnen in ganz Rußland kein Einziger, der nicht die Gesetze übertreten, nicht ganz wie früher hergebracht war, Unmündige, Ehemänner, die ihre Frauen ver-

ſſen wollten, Leibeigene, die ihren Herren entlaufen waren, und deſertirte oldaten, arbeitsſcheues Geſindel jeder Art zu Mönchen eingekleidet hatten.

Da nun aber Haß und Unzufriedenheit doch nicht eigentlich durch s hervorgerufen wurden was geſchah, ſondern durch den Umſtand, daß emde, Deutſche die Macht in Händen hatten; — da dieſer Haß, dieſe ızufriedenheit ſchon hervorgetreten waren als die neue Regierung noch r nichts, weder Gutes noch Böſes, gethan hatte, — da ſie dann dadurch ſteigert wurden, daß dieſe Fremden den Hof nach Petersburg zurückhrten und die Regierung, anſtatt zu den alten Zuſtänden zurückzukehren, dem neuernden, umgeſtaltenden Sinn Peters des Großen weiter hrten —: da war es natürlich, daß alles Wohlthätige, Fördernde, das ıgeordnet wurde, nicht anerkannt, die herrſchende Stimmung nicht mil:rn, dagegen wohl, was verletzend empfunden wurde, ſie mehr und mehr ·izen konnte.

Und deſſen, was den Unwillen beſonders der Altruſſen erregen konnte, eſchah allerdings gar Manches unter der Herrſchaft der Kaiſerin Anna. Die Regierung war durch die Umſtände zum Argwohn aufgefordert, ängſtich wahrte die Kaiſerin ihre Krone und mehr noch Biron ſeine Stellung. Wie die Verhältniſſe in Rußland zur Zeit waren, mußte er ſich wohl agen, daß es ſich für ihn, wenn er geſtürzt wurde, nicht blos um den Verluſt von Macht und Reichthum handelte, ſondern um ein furchtbares Schickſal, das ihn dann ohne Zweifel traf. Er ſuchte natürlich ſolchen Gefahren vorzubeugen, ſeine Vertrauten lagen auf der Lauer und Aeußerungen der Unzufriedenheit, die gewagt wurden, waren nicht ſelten hinreichend, die Vorlauten in peinliche Unterſuchungen und ſchwere Strafen zu verwickeln.

In den Augen der Unzufriedenen wurde ſelbſt die thatenloſe Zeit raſchen Verfalls und Rückſchritts unter Peter II., während welcher Rußland eigentlich gar keine und nur der Hof eine nichts weniger als erbauliche Geſchichte gehabt hatte, als Gegenſatz zu Annas Regierung, eine ſchöne Vergangenheit. Die damalige Stimmung der Altruſſen iſt dann bis auf die Gegenwart herab für die Darſtellung dieſer Periode ruſſiſcher Geſchichte großentheils maßgebend geblieben. Die Zeit der Kaiſerin Anna — oder Birons — wird von Ruſſen meiſt als eine entſetzliche, als eine Zeit haarſträubender Tyrannei geſchildert, wie ſich denn ſelbſt der ſonſt gemäßigte Uſträlow zu der Aeußerung verſteigt, Rußland habe ſeit den Tagen Iwans des Schrecklichen nie ſo furchtbare Zeiten erlebt als unter Biron und den fremden Machthabern jener Tage. Das iſt natürlich eine arge Uebertreibung, die durch die Thatſachen keineswegs gerechtfertigt wird. Rußland hat früher und ſpäter — vorher und nachher — ſchlimmere Tage geſehen als damals, und ſelbſt in Zeiten, die uns näher liegen, ließe ſich gegen Potemkin und Araktſchejew Eines und Anderes vorbringen, das ſchlimmer iſt als Alles, was man dem verhaßten Biron zur Laſt legen

kann —: nur daß es nicht vornehme Häuser traf, sondern die Men
deren Stimme in den höheren Regionen der Gesellschaft weniger geh
wird. —

Es läßt sich allerdings erklären und in gewissem Sinn auch billig
daß man am Ende doch lieber von einem Stammgenossen mißhandelt s
will als von einem Fremden. Besonders von einem Fremden von gerin
Herkunft und noch geringerem persönlichem Werth, der ganz ungerufen
das Land gekommen war, gar kein Verdienst für sich geltend ma
konnte und noch dazu die Landes-Eingeborenen mit einer Verachtung
handelte, die er immerdar cynisch zur Schau trug. Nur darf sich
geschichtliche Forschung dadurch nicht irre führen lassen.

Trotz aller verwerflichen Willkürlichkeiten und Verfolgungen war
Regierung der Kaiserin Anna im Ganzen und Großen unstreitig
Rußland fördernde. Selbst die Befangenheit kann nicht leugnen,
Ostermann und Münnich sehr tüchtige Leute waren. Das weiß selb
unter den russischen Großen einer der bedeutenderen anzuerkennen, dessen
früheste Jahre noch in die Zeit dieser Kaiserin fallen; der Geschichtschreibe
Fürst Schtscherbatow nämlich, der die Regierung der Kaiserin Anna in
folgender Weise schildert: „Obgleich der ganze Hof zitterte, obgleich es
keinen einzigen Magnaten gab, der nicht von Birons Bosheit irgend ein
Unheil für sich fürchtete, war doch das Volk gut regiert. Es war nicht
mit Abgaben überladen. Die neu erlassenen Gesetze waren klar und
deutlich und wurden mit Genauigkeit ausgeführt. Die Magnaten fürch-
teten eine Veranlassung zu ihrem eigenen Unglück zu geben, und da folglich
die Richter nicht von ihnen geschützt wurden, wagten auch diese nicht Un-
recht zu thun und sich bestechen zu lassen. Regiert wurde durch das Cabinet,
in dem ein jeder ohne Unterwürfigkeit und Scheu seine Meinung sagte
und sich erkühnte, auch der Kaiserin in den Berichten zu widersprechen
denn sie hatte nie ein leidenschaftliches Verlangen dies oder das zu thun
und suchte das Rechte; so war wenigstens in solchen Fällen die Schmei-
chelei verbannt; ja man kann sagen, sie (die Kaiserin) hatte keine Schmeichler
unter den Magnaten. Die Dinge gingen einfach nach den Gesetzen, in
der gehörigen Ordnung."

Nach allen unerfreulichen Einzelnheiten, die wir wissen, dürfen wir
natürlich diese Schilderung nur mit sehr großen Einschränkungen gelten
lassen und nicht mehr aus ihr folgern, als daß es unter der Kaiserin
Anna in Beziehung auf Käuflichkeit, frevelnde Willkür, Ungerechtigkeit und
Unordnung im Lande nicht ganz so schlimm stand als unter der unmittel-
bar vorhergehenden und der unmittelbar folgenden Regierung. Doch aber
widerlegen Schtscherbatows Worte die Uebertreibungen der Neueren, die
diese Zeit des „Fremden-Regiments" als die entsetzlichste von allen be-
zeichnen. — Uebrigens bestand die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten",
deren regellos furchtbare Rechtspflege allerdings immerdar zur Folter ihr

Zuflucht nahm, unter Leitung des Generals, später Grafen, Uschakow, ganz aus Russen und selbstverständlich desgleichen auch der hochheilige Synod, der auch gegen die persönlichen Feinde Feofans und gegen Prälaten, die sich durch ihre Unzufriedenheit verleiten ließen an der einen und anderen Intrigue theilzunehmen, sehr schonungslos zu verfahren pflegte.

Der nächste Gegenstand des Argwohns war natürlich die Zarewna Elisabeth. Sie war während der Thronerledigung und der kritischen Zeit, die ihr folgte, wie verschwunden. Das scheint dadurch erklärt werden zu müssen, daß sie, wie Schlötzer andeutet und ein Bericht des englischen Gesandten bestätigt, eben zu der Zeit Mutter geworden war. — Nach einer Aussage, die in dem späteren Prozeß der Dolgorukys vorkam, hätte sie zwei Kinder gehabt, doch sind die später nie und nirgends zum Vorschein gekommen. — Ihr damaliger Freund war ein Sergeant vom Semenowschen Garderegiment, Namens Schubin, Sohn eines sehr armen Landedelmanns. Sein Schicksal ist bekannt. Im Anfang begünstigte die Kaiserin seine Beziehungen zu der Zarewna, weil sie diese herabwürdigten. Schubin wurde vom Dienst im Regiment befreit und ganz zur Verfügung der Prinzessin gestellt. Aber er erlaubte sich, etwa ein Jahr nach jenen Ereignissen, die unvorsichtige Aeußerung, man habe unrecht gethan Anna Iwanowna zu wählen; man hätte sich der Tochter Peters des Großen erinnern sollen. — Da wurde er verhaftet, gefoltert — offenbar in der Voraussetzung, daß es sich um eine Verschwörung handele, der man auf den Grund kommen könne — geknutet und zu lebenslänglicher Strafarbeit nach Kamtschatka verbannt. Elisabeth wurde natürlich in jeder Weise zurückgesetzt und Peters des Großen Enkel, der junge Prinz von Holstein-Gotorp, wurde, auf Annas ausdrücklichen Befehl, im Staatskalender unter den Mitgliedern der kaiserlichen Familie ganz mit Stillschweigen übergangen.

Eine größere und tiefer gehende Bewegung im Innern scheint dann einen Anhaltspunkt in den auswärtigen Beziehungen Rußlands gesucht zu haben und theilweise, insofern sie augenblickliche Combinationen benützen wollte, selbst durch den Gang der auswärtigen Politik des Reichs hervorgerufen worden zu sein.

Ostermann war der Meinung, daß die im Lande herrschende Aufregung und Verstimmung aus Gründen, die in ähnlichen Fällen stets wiederkehren, eine Action nach Außen nothwendig mache. Der Tod Augusts des Starken von Sachsen-Polen (1733) und eine neue Königswahl in Polen boten die nächste Gelegenheit dazu. Frankreich wollte den einst von dem Schwedenkönig begünstigten Stanislaus Leszczynski, der inzwischen Ludwigs XV. Schwiegervater geworden war, wieder auf den polnischen Thron erhoben wissen; Oesterreich den Schützling Frankreichs nicht in seinem Rücken haben. Der Wiener Hof begünstigte daher gern die Wahl des Churfürsten von Sachsen, sobald dieser Kaiser Karls VI. bekannte

pragmatische Sanction unterschrieben und damit des Kaisers Tod
Maria Theresia, als Erbin seiner Staaten anerkannt hatte; Oester
wußte dann auch die Kaiserin Anna und ihre Minister durch das
sprechen den Absichten Rußlands auf Kurland keine Schwierigkeiten in
Weg zu legen, dafür zu gewinnen. Biron war ohnehin durch die
nennung zum deutschen Reichsgrafen und überreiche Geschenke für
habsburgische Interesse gewonnen. Da das Schicksal Polens nun ei
von Außen her bestimmt wurde, wählte eine große, hauptsächlich
Frankreich gewonnene und bezahlte Majorität des polnischen Adels w
Stanislaus Leszczynski, aber es fehlte auch nicht an einer von Oeste
und Rußland bezahlten Gegenpartei, deren Mitglieder auch zum
durch Familienfeindschaft und Eifersucht bestimmt wurden. Diese rie
flehentlich die Hülfe russischer Waffen herbei. Ein kleines russisches
von kaum zwanzigtausend Mann rückte in Polen ein und von ei
Widerstand zeigte sich nirgends eine Spur. Frankreich suchte freilich sein
Schützling einen wehrhaften Verbündeten zu verschaffen, indem es sich a
Polens Kosten freigebig erwies und in der That — wieder einmal —
eine Theilung des Reichs vorschlug. Es versprach nämlich dem König v
Preußen das polnische (West-)Preußen als Preis seines wünschenswerthe
Beistands. Der Vorschlag wurde aber von Seiten Preußens abgelehn
Stanislaus Leszczynski mußte Warschau fliehend verlassen, ohne irgen
einen Widerstand auch nur versuchen zu können — und in ganz Pole
vertheidigte niemand als die deutschen Bürger der Republik Danzig de
durch so viele Stimmen gewählten König. Unter russischem Schutz wähl
inzwischen eine sehr geringe Minderzahl der „polnischen Nation" — d.
des Adels — den Churfürsten von Sachsen; und dessen zahlreiche un
kurz vorher leidenschaftlich laute Gegner, vor allen die Fürsten Czartorys
machten dann auch sehr bald ihren einträglichen Frieden mit der siegende
Macht —: zunächst mit dem russischen Hof und durch dessen Vermittelun
mit dem neuen König. Danzig wurde durch Münnich erobert.

Das Haus Habsburg freilich, an dem sich Frankreich für dies Mi
lingen zu rächen suchte, bezahlte, wie bekannt, die Befriedigung den Chu
fürsten auf den polnischen Thron erhoben zu haben, mit dem Verlust d
Königreichs Neapel und vertauschte nebenher, zu Deutschlands Schade
Lothringen gegen Toscana.

Viel wichtiger als diese Händel waren für Rußland die Ereigni
an der Südgrenze des Reichs, wo es sich darum handelte, die Plä
Peters des Großen auszuführen, den Räubereien der Tataren ein En
zu machen und vor Allem die Küste zu erreichen und die Verbindung m
dem Schwarzen Meere zu gewinnen. — An einem Vorwand zum Krie
fehlte es natürlich niemals, da die Unterthanen der Pforte, die Tata
der Krimm und der Steppe unmöglich einer strengen Disciplin unte
worfen, oder gewöhnt werden konnten das russische Gebiet zu achte

inen Krieg mit der Pforte hatte dann aber Rußland nicht allein zu
ühren; denn mit ihm verbündet mußte Oesterreich an dem Kampf Theil
ehmen.

Mancherlei vorbereitende Maßregeln, die während der ersten Re-
erungsjahre der Kaiserin Anna getroffen wurden, lassen wohl erkennen,
ß Ostermann von lange her einen Türkenkrieg im Sinn hatte; als
ber die Ereignisse näher heranrückten, schwankten alle, die den Rath der
aiserin bildeten, in solcher Weise, daß es schwer ist zu sagen, wer denn
gentlich diesen Krieg gewollt und herbeigeführt hat. Das Cabinet war
sich nicht einig; Biron und Löwenwolde waren mit Münnich verfeindet,
m auch Ostermann nicht mit unbedingtem Vertrauen entgegenkam und
ist als ob das Bewußtsein dieses inneren Zwiespalts alle abgehalten
e mit einer entschiedenen Meinung hervorzutreten. Ein jeder suchte
so zu stellen, daß die Verantwortung nicht auf ihn fiel, wenn die
he unglücklich ging, obgleich alle mit einer gewissen Halbheit zum
g riethen. So kam man denn, wie das so oft geschieht, zwischen
len und Nichtwollen von Schritt zu Schritt in den Krieg ohne eigent-
n Entschluß. Es waren in der Steppe von beiden Seiten Feind-
eiten geübt und im späten Herbst (1735) ein vom Unwetter ver-
r Versuch gemacht worden die Krimm zu überfallen, ehe der Krieg
t war.

Die Leitung desselben kam in die Hände des Grafen Münnich, der
ganzen Energie bedurfte, um die Schwierigkeiten zu überwinden,
m hier im Wege lagen. Er selbst hatte gleich zu Anfang der Re-
g Anna Iwanownas für einen genügenden Schutz der südlichen
grenze gesorgt. Eine zusammenhängende Reihe von Schanzen —
nnte Linien — die fünfzehn kleine Festungen mit einander verbanden,
sich, unter seiner Leitung gebaut, vom Dniepr, von der Stelle an,
e Orel in denselben mündet, bis an den Donetz bei Isium und
inien wurden von einer aus den Freibauern (Odnodworzy) der
en Ukraine gebildeten Miliz bewacht. Weiter nach Süden zogen
r, an der einen Seite den Dniepr entlang, die Sitze der Saparoger
der anderen, am Donetz und Don, die Ansiedelungen der donischen
n. Im Allgemeinen aber lag zwischen dieser verschanzten Grenze
nds und dem Schwarzen Meer und der Krimm nichts als die un-
e, baumlose und weglose und großentheils auch wasserlose grüne
in der nur die wenig zahlreichen Nogaier Tataren mit ihren Heerden
ogen, in der das oft mannshohe Gras den Marsch eines Heeres,
ers der Fuhrwerke, vielfach hinderte und die wenigen Brunnen dem
f einer Armee nur für Stunden genügten.

Münnich — den die russischen Soldaten Sokol, den Falken, nannten
erwand diese Schwierigkeiten — eroberte Asow — erstürmte die
von Perekop, drang in die Krimm — eroberte Otschakow an der

Mündung des Dniepr und zuletzt (1739) auch Chotim am Pruth. Man hatte nun wiederholt die Erfahrung gemacht, mit welchen Beschwerden und welchen Verlusten weite Züge durch die Steppe verbunden seien; Tatarenschwärme waren durch polnisches Gebiet gegen die russische Ukraine herangerückt und hatten nebenher auch polnische Landestheile geplündert; niemand hatte ihnen gewehrt. Auch von russischer Seite hatte man sich nicht gescheut, die Grenze Polens zu verletzen, da fand man es im letzten Feldzug thunlich so gut wie zweckmäßig Münnichs Heer bei Kiow zu versammeln und von dort auf den kürzesten und bequemsten Wegen durch Podolien — ganz durch polnisches Gebiet an den Dniestr und an den Pruth zu führen. Die Republik beschwerte sich zwar in Petersburg, mußte sich aber dabei beruhigen, daß die russische Regierung sich in ihrer Antwort darauf berief, daß der Durchzug ihren Feinden nicht verwehrt worden sei. Polen war bereits vollkommen unfähig seine Rechte als unabhängige Macht zu wahren, oder die Pflichten einer solchen gegen die Nachbarstaaten zu erfüllen.

Oesterreich hatte inzwischen den Krieg als Verbündeter Rußlands sehr unglücklich geführt und mußte den unrühmlichen Frieden, der unter französischer Vermittelung zu Belgrad geschlossen wurde, durch die Abtretung Serbiens und Belgrads erkaufen. Rußlands Ziel in diesem Kriege war nicht erreicht, doch brachte es Biron dahin, daß die Kaiserin Anna gegen den Wunsch Ostermanns und besonders Münnichs, ebenfalls die französische Vermittelung annahm und Frieden schloß. Biron mag durch persönliche Motive bestimmt worden sein, wie das der ehrgeizigen Mittelmäßigkeit immerdar nahe liegt; Münnich war ihm seines Ehrgeizes, seines gebieterischen Wesens und vielleicht am meisten seiner wirklichen Ueberlegenheit wegen verhaßt; daß dessen Ansehen durch siegreiche Feldzüge gesteigert wurde, konnte ihm nicht erwünscht sein. Dann aber auch bestimmten ihn Gefahren, die sich von anderer Seite her und besonders im Innern Rußlands regten.

Der Krieg war nämlich im Lande in hohem Grade verhaßt. Für das Ansehen, das Rußland durch den Ruhm seiner Waffen im westlichen Europa gewann und namentlich für den besonderen Zweck dieses Krieges, die Verbindung mit dem Schwarzen Meere —: dafür hatte die altrussische Partei keinen Sinn; sie hätte im Gegentheil auch die Verbindung mit dem Baltischen Meere gerne wieder aufgegeben. Dagegen fühlte sie wohl die Opfer, die dieser Krieg verlangte und sie waren in der That nicht gering. Der Verlust an Menschen, die das wenig bevölkerte Land nicht wohl entbehren konnte, war verhältnißmäßig sehr groß; denn fielen ihrer auch nur wenige in den Gefechten, so erlagen ihrer um so mehr den Beschwerden und Krankheiten. Wiederholte Rekrutirungen wurden nothwendig und sie riefen eine große Unzufriedenheit hervor, da, wie die Leibeigenschafts-Verhältnisse und die Zins- und Frohndienste, bei denen immer die

Seelenzahl" maßgebend war, sich gestaltet hatten, dem grundbesitzenden del in jedem Rekruten ein Bruchtheil seines Vermögens genommen wurde d mit dem Rekruten ein Theil seines Einkommens entging.

Es kamen noch Finanz-Maßregeln Birons hinzu, die nicht minder merzlich empfunden wurden. Seit Einführung der Kopfsteuer im Jahre 19 war diese Steuer niemals ganz regelmäßig und vollständig entrichtet rden, nach Peters des Großen Ende vollends nicht, so daß man unter r Kaiserin Anna bereits sieben Millionen Rubel nach dem damaligen ünzfuß — mehr als vierzig Millionen nach dem heutigen — rückstän- ge Steuern rechnete: eine für die damalige Zeit überhaupt, besonders er für das geldarme Rußland sehr bedeutende Summe. Alle Mah- ungen, die Rückstände einzutreiben blieben fruchtlos und bereicherten nur e so ziemlich ohne Ausnahme käuflichen Gubernatore der Provinzen, it denen sich die Steuerpflichtigen, d. h. die adeligen Grundbesitzer von eit zu Zeit von neuem abzufinden hatten und abzufinden wußten. Auch ie Errichtung eines besonderen „Prikases der rückständigen Steuern" ollte nicht helfen, bis Biron persönlich eingriff, die Rückstände durch ilitairische Executionen eintreiben und einige Gubernatore in Ketten nach etersburg bringen ließ zur Verantwortung vor der Kanzlei der geheimen ngelegenheiten. Sehr schwer aber mußte der Druck empfunden werden, enn so bedeutende Summen in kurzer Zeit nachbezahlt werden sollten, noch dazu unmittelbar nach mehreren Mißernten und Mangeljahren, und sehr leicht glaubte der Unmuth an eine unredliche Verwendung der so gewaltsam eingetriebenen Gelder; man sagte, sie dienten nur dem Luxus des Hofs und bereicherten Biron, der in Kurland und in Schlesien große Güter ankaufte.

Die Unzufriedenheit schien zur That werden zu wollen, als die Feinde Rußlands und selbst die altrussische Partei im Innern sich im Jahr 1738 der Hoffnung hingeben konnten, daß die russische Armee sammt ihren verhaßten fremden Führern in den Steppen ihren Untergang finden würden. Da um diese Zeit die französische, Rußland feindlich gesinnte Partei in Schweden die Oberhand gewonnen hatte, beschäftigte sich die Regierung zu Stockholm mit dem Gedanken den Umstand zu benützen, daß Rußland in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, der alle Kräfte des Reichs in Anspruch zu nehmen schien. Schweden unterhandelte über ein Bündniß mit der Pforte und knüpfte Verbindungen auch mit den Unzufriedenen in Rußland an. Der russische Gesandte in Stockholm, Graf Michail Petrowitsch Bestushew-Riumin, Bruder des nachherigen Kanzlers, berichtete über diese Umtriebe, die ihm nicht entgingen und nicht die russische Regierung in ihrer Gesammtheit, sondern Biron persönlich, griff dann, um Bestimmteres bei Zeiten zu erfahren, zu Mitteln, zu denen selbst die entartetste Regierung sich nicht offen bekennen kann. Er ließ den schwedischen Major Sinclair, der zwischen Constantinopel und Stockholm

hin und her reiste, durch russische Offiziere und Soldaten auf fremd
— churſächsischem — Gebiet überfallen und ermorden, um sich sei
Depeschen zu bemächtigen. Die österreichische und die sächsische Regierun
beide hatten bereitwillig zu dieser Unthat die Hand geboten. Die sächsisc
die sich aus der Zeit Augusts des Starken her mancher „Feinheit" v
wandter Art erinnern konnte, war dann auch besonders beflissen, d
Spuren der That so viel als möglich zu verwischen; aber sie wurde de
noch in ganz Europa kund — Ostermann war auf das äußerste bestü
über diese „nichtswürdige Handlung" — wie er sie nannte und an d
er auch wirklich keinen Antheil hatte, — die russische Regierung verleugn
sie auf das entschiedenste — und der leitende sächsische Minister Gr
Brühl glaubte wohl allen früheren Feinheiten noch eine neue zu Biro
Gunsten hinzuzufügen, indem er, selbst am russischen Hof, glaublich
machen suchte, daß der mit solcher Energie ausgeführte Befehl Sincla
zu — verhaften! von dem Feldmarschall Münnich ausgegangen sei!

Nach dem, was die russische Regierung auf diesem und ander
Wegen erfahren hatte, hielten die Kaiserin selbst und Biron begreiflich
Weise für gerathen bei Zeiten mit der Pforte Frieden zu schließen, obglei
Münnich, weit entfernt in der Steppe seinen Untergang zu finden, glä
zende Erfolge erfochten hatte, die Bedingungen des Friedens aber,
denen man sich verstehen mußte, den Wünschen und Plänen Ostermann
nicht entsprechen konnten. Etwas war immer gewonnen, wenn auch d
Krimmischen und Nogaischen Tataren Vasallen des Sultans und unt
seinem Schutz blieben; türkische Besatzungen zu Otschakow, Kinburn un
Kertsch-Jenikale wieder die Mündungen der russischen Ströme, de
Dniepr und Bug und die Einfahrt in das Asowsche Meer hüteten, da
Schwarze Meer aber von neuem für ein geschlossenes Binnen-Meer unte
türkischer Hoheit erklärt wurde, auf dessen Gewässern selbst die russisch
Handelsflagge nicht entfaltet werden dürfe. — Die russische Grenze wur
doch weiter vorgerückt in die Steppe und erreichte nun, da Asow al
fortan offener Grenzort in eigenthümlicher nicht sehr bestimmt ausg
sprochener Weise in Besitz der Russen bleiben sollte, wenigstens mit eine
schmalen Spitze das südliche Meer. — Rußland hatte dort nun eine
vorläufigen Stapelplatz, wo wenigstens unter türkischer Flagge Handel g
trieben werden konnte.

Schweden hielt inne in seinem kriegerischen Treiben, als es sich nic
einem wehrlosen Feind gegenüber sah, sondern einem Staat, der übe
das Heer verfügen konnte, das siegreich vom Dniestr zurückkehrte.

Im Innern aber brach ein neues Unwetter über die Familie Do
goruky herein. Kurz vorher hatte die Kaiserin den bei den frühere
Ereignissen am wenigsten betheiligten Mitgliedern dieser Familie wied
gestattet bei Hof zu erscheinen; sie hatte sogar einen Oheim des ehemalige
Günstlings Iwan, den Fürsten Sergey Grigoriewitsch Dolgoruky, zu ihre

Gesandten in London ernannt; unmittelbar darauf aber wurden neue Untersuchungen gegen die gesammte Familie verfügt und sie endeten mit grausamen Verurtheilungen. In Allem, was zur Zeit amtlich von Seiten der Regierung über diesen Prozeß bekannt gemacht wurde, ist als Gegenstand der Untersuchung, als das Verbrechen, um das es sich handle, nur der Gedanke genannt ein falsches Testament Peters II. unterzuschieben —: ein Gedanke, mit dem die Dolgorukys sich doch nur vorübergehend beschäftigt hatten, ohne die Ausführung auch nur zu versuchen.

Dieser Umstand hat mehrfach Veranlassung gegeben die Dolgorukys als unschuldig, ihre Verurtheilung als eine Unthat Birons darzustellen. Sergeys Ernennung zum Gesandten habe Biron und die gesammte „deutsche Partei" darauf aufmerksam gemacht, daß die Dolgorukys ihnen gefährlich werden könnten und er habe beschlossen, sie zu vernichten. Aber — was man auch sonst von dem Hergang denken mag, diese Motivirung desselben ist jedenfalls nicht haltbar. Denn schwerlich hat wohl jemals die Kaiserin Anna einen Gesandten ernannt ohne Ostermann und namentlich Biron zu Rath zu ziehen und Sergey Dolgorukys Ernennung war somit aller Wahrscheinlichkeit nach Birons Werk so gut wie die Verfolgung, die bald darauf verhängt werden sollte.

Auch erfuhren die fremden Gesandten zu Petersburg unter der Hand, daß nicht blos von dem beabsichtigten falschen Testament die Rede sei, sondern von viel wichtigeren Dingen, von einer gefährlichen Verschwörung.*)

Daß die herrschende Unzufriedenheit endlich den Entschluß zu einer That herbeiführte und Verabredungen, die sie vorbereiten sollten, kann gewiß nicht befremden, und um so weniger wenn man erwägt, welche tief liegenden und bleibenden Ursachen diese Unzufriedenheit hatte; wie sie dann zur Zeit durch zufällige und vorübergehende Umstände, durch den Druck des Krieges, gesteigert war und in welchem Licht ihr die Zukunft Rußlands erscheinen mußte, die sich ankündigte.

Die verhaßte Herrschaft der Fremden schien sich für immer feststellen zu wollen. Als Erbin der Krone war durch die Verhältnisse und durch den Willen der Kaiserin deren Schwestertochter, die junge Prinzessin von Mecklenburg bezeichnet, die zur russischen Kirche übergetreten, den Namen Anna Leopoldowna führte. Diese Prinzessin, deren Mutter inzwischen gestorben war, wurde nun unter österreichischem Einfluß, mit einem nahen Verwandten des Hauses Habsburg, mit dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Bewern vermählt. Die Alt-Russen, die ihr fern standen, hatten von ihr nichts zu hoffen.

Unter solchen Bedingungen konnte eine Verschwörung der Alt-Russen,

*) Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte, II. S. 21 u. flgde. — Herrmann, Geschichte des russischen Staats, IV. Anm. 638, 639.

an deren Spitze die Fürsten Dolgoruky standen, zunächst keinen and
Zweck haben, als vor allem die Prinzessin Elisabeth Petrowna auf
Thron zu erheben, und das soll auch die Absicht gewesen sein.
rechnete auf den Untergang des russischen Heeres im Süden; die Schwe
mit denen man sich verständigt hatte, sollten in die nördlichen Provi
des Reichs einrücken, und unter ihrem Schutz wollten sich die Unzufried
in Waffen erheben. Dann wollte man die Kaiserin Anna in ein K
sperren — wobei es wohl in der Ausführung nicht geblieben wäre —
Prinzessin Anna Leopoldowna und ihren Gemahl außer Landes,
Deutschland schicken, wie zehn Jahre früher die Lieblingstochter Peter
Großen vertrieben worden war, und endlich alle Deutschen weg
Daß Birons Leben schwerlich verschont geblieben wäre, versteht sich
von selbst.

So lauten die Berichte der Gesandten. Sie können in Einzeln
ungenau sein, im Wesentlichen jedoch werden sie in gewissem Sin
stätigt durch das, was wenig später geschah, als im Jahr 1741 die
dische Aristokratie in thörichter Ueberschätzung der eigenen Macht
unnützen Krieg mit Rußland begann. Da wurde, wenn nicht in
amtlichen Kriegs-Erklärung, doch in den Berathungen des in Schwe
regierenden Raths, unter den Ursachen, die zum Krieg bestimmen müß
neben der Ermordung Sinclairs und der Verletzung des Nystädter Frieden
deren sich die russische Regierung schuldig gemacht habe, indem sie die i
Frieden zugesicherte Getreide-Ausfuhr aus Liefland nach Schweden unter
sagte, auch die Ausschließung der Nachkommen Peters des Großen vor
Rußlands Thron namhaft gemacht. — General Lyonhuffwudt (Löwen
haupt), der den Befehl über das schwedische Heer führte, verkündete dann
auch amtlich in seinem an das russische Volk gerichteten Manifest, er rück
in Rußland ein, um der schwedischen Krone für das Unrecht Genug
thuung zu verschaffen, das — nicht Rußland — sondern die fremde
Minister, die über Rußland herrschten, ihr zugefügt hätten — „zugleic
aber auch, um die russische Nation von dem unerträglichen Joch und de
Grausamkeit zu befreien, mit der eben diese fremden Minister seit g
raumer Zeit die russischen Unterthanen unterdrückt hielten."

Schweden rechnete also, selbst nach dem Prozeß und Untergang de
Dolgorukys noch auf den Beistand einer unzufriedenen Partei in Ruß
land, und muß dazu doch Gründe gehabt haben.

Die Regierung der Kaiserin Anna fand aber, wie es scheint, nich
gerathen, laut zu verkünden, daß ihr Recht überhaupt zu sein, von eine
Partei in Rußland selbst geleugnet werde. Der Form nach wurden di
Dolgorukys nur jenes untergeschobenen Testaments wegen verurtheilt –
also wegen eines Verbrechens, das sie gar nicht begangen, an das sie nu
einmal gedacht hatten! — Um so weniger gerechtfertigt mußten die mas
losen, entsetzlichen Strafen erscheinen, die über diese „Verbrecher" verhäng

wurden. Der alte Wassily Lukitsch, Sergey und Iwan Grigoriewitsch Dolgoruky wurden (26. Oct./6. Nov. 1739) zu Nowgorod hingerichtet, der ehemalige Günstling Iwan Alexeyewitsch gerädert — und auch die Fürsten Wassily und Michail Wladimirowitsch entgingen diesmal dem Schicksal ihrer Familie nicht ganz: sie wurden als Staatsgefangene auf Lebenszeit nach Schlüsselburg und Iwangorod gesendet. — Die Prinzessin Elisabeth aber blieb gegen die allgemeine Erwartung verschont.

Viel räthselhafter scheint die Verschwörung Wolynskys, die fast unmittelbar darauf entdeckt und jedenfalls bestraft wurde. — Dieser Wolynsky, von unbedeutender adeliger Herkunft, war unstreitig einer der fähigsten und brauchbarsten unter den Russen der damaligen Generation, ebenso gewiß aber auch einer der nichtswürdigsten Menschen jener schlechten Zeit; sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette von Unthaten und Verbrechen; schon Peter der Große hatte ihn vielfach gebraucht, mitunter aber auch in unbarmherziger Weise körperlich gezüchtigt. Jetzt glaubte Biron ein brauchbares Werkzeug für seine Zwecke in ihm zu finden, und führte ihn von Stufe zu Stufe empor, bis er ihn zuletzt, einige Jahre nach dem Tode des Kanzlers Golowkin, als Cabinets-Minister dem Grafen Ostermann und dem Fürsten Tscherkasky gleichstellte. Aber auch diese Stellung genügte dem nunmehrigen Grafen Wolynsky nicht; er strebte weiter, und nach wiederholten vergeblichen Versuchen Ostermann zu verdrängen, war er, schon verfeindet mit allen Großen des Hofs, die er haßte und verfolgte, verwegen genug sich auch mit Biron zu entzweien und ihn persönlich zu beleidigen. Da wurde er verhaftet; von allen Seiten liefen Klagen über den allgemein Verhaßten ein, sowie bekannt war, daß Biron ihn nicht mehr schützte, und alle seine Unthaten und Räubereien kamen zur Sprache.

In seinen Papieren fanden sich dann, wie man sagt, die Beweise einer weit verbreiteten Verschwörung, an deren Spitze eben Wolynsky gestanden haben soll. Amtlich ist über diese Angelegenheit nie etwas bekannt gemacht worden und überhaupt nichts Zuverlässiges. Der englische Gesandte Bell wußte seinem Hof nichts weiter zu berichten, als daß die Absicht gewesen sei, das altrussische Wesen herzustellen und die Fremden zu vertreiben. — Was dem sächsischen Legations-Secretair Pezold im Vertrauen erzählt wurde — daß nämlich Wolynsky nicht nur alle Deutschen ausrotten und die Großfürstin Anna Leopoldowna sammt ihrem Gemahl aus dem Lande entfernen, sondern auch sich selbst zum Kaiser aufschwingen wollte, entweder als Gemahl der Kaiserin Anna oder als Gemahl der Prinzessin Elisabeth, oder wenn beide ihn verschmähten und lieber in das Kloster gingen, auf eigene Hand —: das klingt so abenteuerlich, daß man nicht weiß, was man davon denken soll!

Gewiß ist das wenigstens nicht in allen Einzelnheiten buchstäblich zu verstehen, ja es ist sogar möglich, daß es, wie russische Geschichtschreiber neuerer Zeit gern glauben, eine solche Verschwörung Wolynskys über-

haupt nie gegeben hat —: doch gehen diese Herren ihrerseits ohne Zweifel zu weit, wenn sie diesen bösen Verbrecher als einen hochedlen Patrioten darstellen, als einen romanhaften Tugendhelden, der ein unschuldiges Opfer der Schändlichkeiten Birons geworden sei.

Er wurde jedenfalls nicht unverdienter Weise hingerichtet (7. Juli n. St. 1741), und mit ihm als Mitschuldige zwei Beamte untergeordneten Ranges. Andere hatten körperliche Strafen zu erleiden und wurden dann nach Sibirien verbannt — und die Strafe der Verbannung erlitt auch der Präsident des Handels-Collegiums, Graf Mussin-Puschkin, bekannt wegen seines fanatischen Fremdenhasses — nachdem man ihn der Zunge beraubt hatte.

Im Cabinet wurde Wolynsky als Minister durch einen anderen Günstling Birons, durch den Grafen Alexey Petrowitsch Bestushew-Riumin ersetzt, der weniger verwegen als jener, aber sonst um nichts besser war.

Eigenthümlich war in dem früheren Lebenslauf dieses Mannes, daß er, von Peter dem Großen (1712) als Gesandtschafts-Cavalier nach Holland gesendet, in die Dienste des Churfürsten von Hannover trat, mehrere Jahre als dessen Gesandter in Petersburg lebte, und dann doch wieder von Peter dem Großen in russische Dienste aufgenommen wurde. Dann hatte er eine Zeit lang ein Amt am Hofe der Kaiserin verwaltet, als sie noch Herzogin von Kurland war, und aus dieser Zeit war er ihr wie Biron bekannt. Später war er dann russischer Gesandter bei dem Niedersächsischen Kreise und in Kopenhagen gewesen.

Der frühzeitige Tod der Kaiserin Anna rief eine Reihe von Revolutionen hervor, die sich aber nur um persönliche Interessen drehten und keine wesentliche Veränderung des gesellschaftlichen und staatlichen Zustands herbeiführten, bis auf die letzte, die wenigstens dadurch eine etwas weiter gehende Bedeutung erhielt, daß sie der Herrschaft der Fremden in Rußland ein Ende machte, wenn sie auch bei weitem nicht allen Wünschen der Alt-Russen entsprach.

Die Lage der Regierung war eine sehr unsichere. Biron war inzwischen, nach dem Aussterben des Hauses Kettler, regierender Herzog von Kurland geworden. Derselbe stolze kurländische Adel, der ihm wenige Jahre zuvor, als einem nicht ebenbürtigen, das Indigenat, die Aufnahme in die Adels-Corporation — die Ritterschaft — verweigert hatte, mußte ihn dann, nach dem Willen der Kaiserin, selbst zu seinem regierenden Herzog Ernst Johann erwählen. Biron beherrschte sein Herzogthum nebensächlich von Petersburg aus, und nach wie vor das russische Reich als Ober-Kammerherr, die Kaiserin Anna ausgenommen, eigentlich Allen zum Trotz. Denn er war nicht nur den Russen verhaßt, die er stets mit einer geflissentlich zur Schau getragenen Verachtung behandelte, sondern auch

mit Ostermann und Münnich verfeindet. Er war verfeindet auch mit der Erbin des Throns, der Großfürstin Anna Leopoldowna und ihrem Gemahl, die er stets mit dem Uebermuth eines rohen Emporkömmlings behandelte.

Auch Münnich und Ostermann waren nicht einig, und kein Erfahrener könnte wohl erwarten, sie in ihrem Thun und Lassen untadelhaft zu finden. Wie wäre es möglich ein Menschenalter über in einer solchen Atmosphäre, unter den Leuten, von denen sie umgeben waren, zu leben und zu wirken, und dabei eine ideale Reinheit des Charakters zu bewahren!

Die Großfürstin Anna Leopoldowna selbst war, nach allen Berichten der Zeitgenossen, bei großer Trägheit doch herrschsüchtig und von einem launenhaften, keineswegs friedfertigen Charakter; sie strebte nach dem Besitz der Macht, und war doch unfähig sie zu üben, und bei einer sehr ungenügenden Bildung dachte sie, in weiblicher Weise, wohl wenig weiter als die Gefühle von Zuneigung und Abneigung zu befriedigen, die ihr die verschiedenen Persönlichkeiten des Hofs einflößten. Selbst ihr Verhältniß zu den nächsten Verwandten war kein angemessenes; sie hatte mehrfach das Mißfallen der Kaiserin auf sich gezogen, und ihren Gemahl, dem sie ihre Hand gereicht hatte, obgleich er für sie der Gegenstand entschiedener Abneigung war, behandelte sie mit Geringschätzung; sie war entschlossen, ihm keinen Antheil an der Regierungs-Gewalt einzuräumen. Anton Ulrich gab seinerseits durch große Ansprüche bei entschiedener Schwäche des Charakters und geringen Fähigkeiten viele Blößen. Biron war ihm wie der Großfürstin verhaßt.

In dieser gänzlichen Zerrüttung aller Verhältnisse am Hof, und während die Alt-Russen auf eine Gelegenheit lauerten die Deutschen zu verderben, glaubte Biron, dessen Macht keine andere Stütze hatte, als die persönliche Gunst der Kaiserin, in seltsamer Verblendung, diese Macht auch nach ihrem Tode behaupten zu können.

Sowie die Kaiserin, kaum siebenundvierzig Jahre alt, hoffnungslos erkrankte, suchte er sich der Herrschaft zu versichern, und Bestushew mußte ihm dabei als Werkzeug dienen. Der Hergang ist aus den Berichten der englischen und sächsischen Gesandten, die Raumer und Herrmann bekannt gemacht haben, hinreichend bekannt. Wir erfahren da, daß Biron selbst im Kreise der Cabinets-Minister und höchsten Würdenträger des Hofs die Nothwendigkeit geltend machte, die Kaiserin zu einer bestimmten Verfügung über die Thronfolge zu veranlassen; wie er ohne Zweifel erwartete und wollte, wurde eben er selbst, Biron, gebeten, sein Ansehen bei der Kaiserin zu dem Ende zu verwenden, und bald wurden dann auch die Versammelten — Tscherkasky, Bestushew, Münnich, Löwenwolde, der als durchaus haltungsloser Trunkenbold bekannte Oberstallmeister Fürst Kurakin, der General-Procuror Fürst Trubetzkoy und der unter Allen und von Allen gefürchtete General Uschakow — vor das Siechbett der Leidenden beschieden, um zu zu erfahren, daß Anna Iwanowna Krone und Herrschaft nicht der Groß-

fürstin Anna Leopoldowna, sondern deren Sohn Iwan Antonowitsch hinterlasse, der erst wenige Wochen früher (19./30. August 1740) zur Welt gekommen war. Auch Ostermann, der sich wieder in gewohnter Weise fern halten wollte, wurde herbeigerufen, um den kaiserlichen Willen zu vernehmen. Eine Urkunde, die den neugeborenen Prinzen in aller Form zum Erben des Reichs erklärte, wurde sofort entworfen und von der Kaiserin unterschrieben.

Nun aber blieb die nicht minder wichtige Frage der Regentschaft während der langen Unmündigkeit des Prinzen zu entscheiden, und da Biron nicht wohl in eigener Person aussprechen konnte, was er wünschte und wollte, trat hier Bestushew ein und spielte seine Rolle mit unverkennbarer Gewandtheit. Eine neue Versammlung der hohen Würdenträger des Staats und Hofs wurde (6./17. October) zusammen berufen, und zwar im Hause Ostermanns, wohl damit dieser nicht der Theilnahme ausweichen könne. Biron war natürlich nicht gegenwärtig. Bestushew war es, der vor Allen das Wort ergriff und schon durch die Art, wie er die Frage stellte, erkennen ließ, zu welchem Ziel die Berathung führen sollte, indem er äußerte, unfehlbar werde die Kaiserin von den Versammelten eine Antwort auf die Frage erwarten, ob sich nicht der Herzog von Kurland vor Allen am besten zum Regenten eigne. Umständlich setzte er dann auseinander, daß dem wirklich so sei, daß die Regentschaft weder der etwas heftigen Großfürstin Anna, die Rußland nicht kenne, noch ihrem Gemahl, am wenigsten aber einem vielköpfigen Regentschafts-Rath anvertraut werden könnte. Der bejahrte Fürst Tscherkasky pflichtete ihm sofort auf das entschiedenste bei, dann auch Andere. Der Umstand, daß Biron während der Berathung Bestushew zu sich bescheiden ließ, brachte die Versammlung in unmittelbare Berührung mit dem künftigen Regenten, zu dem sich mehrere der Herren verfügten, Tscherkasky, Münnich. — Biron lehnte die Regentschaft ab — wie der englische Gesandte meint, nach dem Beispiel der Bischöfe: nolo episcopari; — aber Bestushew redete ihm mit einer edlen, patriotischen Entrüstung zu: alles was er sei und besitze, verdanke er Rußland, er habe Pflichten gegen Rußland zu erfüllen und dürfe es nicht im Augenblick der Bedrängniß verlassen, in dem Augenblick, wo er ihm einen großen Dienst leisten könne. Biron fügte sich; schon waren die versammelten Herren sämmtlich gewonnen, Ostermann zuletzt und zögernd, da er selbst gern wieder, wie zur Zeit Peters II. Oberhofmeister des jungen Kaisers und die Hauptperson geworden wäre, und am folgenden Tage mußte gerade er der Kaiserin ein Papier zur Unterschrift vorlegen, durch das der Herzog von Kurland zum Regenten ernannt wurde.

Die Kaiserin billigte den Beschluß, dankte den Herren, die sie wieder vor ihr Bett beschied, sogar für ihre Vorsorge, aber sie zögerte zu unterschreiben. Sie fürchtete den Tod, und man meint, sie habe sich nicht zu

einer Unterschrift entschließen können, durch die sie die Möglichkeit ihres nahen Endes gewissermaßen anerkannt hätte.

Natürlich entstand die Besorgniß, die Kaiserin könne verscheiden, ehe Alles geordnet war, und wieder war es Bestushew, der in dieser Verlegenheit Rath wußte. Er schlug vor, eine Bittschrift an den „Herzog" zu richten, in der man ihn aufforderte, die Regentschaft zu übernehmen, auch wenn die Kaiserin sterben sollte, ohne jenes Manifest unterschrieben zu haben, das ihn damit beauftragen sollte. Es geschah, und die Bittschrift wurde natürlich zuerst von den Mitgliedern jenes engeren Raths unterzeichnet, der die ganze Angelegenheit mit solchem Eifer betrieb. Selbst von Ostermann, trotz eines Versuchs, den er in seiner vorsichtigen Weise machte, in keiner Weise schriftlich, d. h. in einer Form, die er später nicht verleugnen konnte, für so gefährliche Dinge einzustehen. Er wollte, wie schon zehn Jahre früher einmal, geltend machen, daß er ein Fremder sei, daß ihm eben deshalb nicht zustehe, in solchen Fragen zu entscheiden. Aber Bestushew ließ ihn nicht los, war verwundert, daß der Graf Ostermann sich als Fremden bezeichnen könne, nachdem er so lange hohe Aemter in Rußland verwaltet habe — und erklärte, der Graf sei ein Russe, mehr werth als zwanzigtausend andere, wenn er aber seine Meinung nicht aussprechen wolle, dann sei allerdings nicht einzusehen, von welchem Nutzen seine Gegenwart im Rath sein könne.

Der Wink war bis zur Derbheit deutlich und konnte nicht mißverstanden werden; Ostermann sah, daß er verloren war, wenn er sich länger weigern wollte und unterschrieb. Der Senat und der hochheilige Synod folgten willig dem Beispiel, das die mächtigen Herren gegeben hatten; dann wurden alle Mitglieder der vier ersten Rangclassen, die in Petersburg anwesend waren, d. h. alle die im Militär- oder Civil-Dienst Generals-Rang hatten, in das Cabinet beschieden, und sie unterzeichneten sämmtlich, gleich dem Senat und dem Synod — wie die sächsisch-polnische Gesandtschaft berichtet —: „mit bewundernswerther Einstimmigkeit und gänzlich freiem Willen" — die Bittschrift, die bald einhundert und siebenundneunzig Unterschriften der bedeutendsten Männer in Rußland trug.

Dies eigenthümliche Actenstück, in dem die Würdenträger des Reichs sich in so eigenthümlicher Weise politische Rechte anmaßten, die ihnen nach den Gesetzen nicht zustanden, schien seinen Werth zu behalten, obgleich die Kaiserin Anna noch wenige Stunden vor ihrem Tode — der am 28. October Abends erfolgte — die Urkunde unterzeichnete, die Biron zum Regenten machte.

So glaubte sich Biron nach allen Seiten gesichert und Rußlands Herr auf lange Jahre — nur dreiundzwanzig Tage später aber lag er als Verbrecher in Kerkerhaft.

Anna Leopoldowna war überrascht und empört, als die Nachfolge im Reich ihrem Sohn, nicht ihr selbst verliehen wurde, und ein zweites Mal,

als ihr auch die Regentschaft versagt wurde. Aber beide, sie und ihr Gemahl, Anton Ulrich, erwiesen sich vollkommen unfähig durch eigene That das beschämende Joch abzuschütteln, das ihnen auferlegt war. Ihre ohnmächtige Geschäftigkeit, die man kaum einen Versuch nennen kann, sich aufzulehnen, diente dem Anschein nach nur dazu, die Stellung des Regenten noch mehr zu befestigen. Kaum hatten einige junge Offiziere des Semenow'schen Garde-Regiments, dessen zweiter Obristlieutenant Anton Ulrich war, kecke Reden geführt, gesagt, die Ernennung Birons zum Regenten könne untergeschoben sein, könne umgestoßen werden, so wurden sie und zwei Secretaire des Herzogs verhaftet und mit Strenge — d. h. mit der Knute und Verbannung nach Sibirien — bestraft. — Die jungen Leute hatten sich dem schwachen alten Fürsten Tscherkasky anvertraut. Der sollte an ihrer Spitze die Prinzessin Anna Leopoldowna fußfällig bitten, Rußland von dem verhaßten Biron zu befreien und die Regentschaft selbst zu übernehmen. Tscherkasky hatte dem Anschein nach ihr Vorhaben gebilligt, dann aber sofort dem Regenten verrathen.

Die Untersuchung, wie immer selbstverständlich mit Hülfe der Folter, geführt, brachte zu Tage, daß Anton Ulrich in der That dies Treiben gebilligt und etwas davon erwartet hatte.

Von Biron zuerst in heftigem Wortwechsel in hochfahrender Weise zur Rede gestellt, mußte dieser unglückliche Herzog von Braunschweig sich dann in einer zahlreichen Versammlung des Senats, des Synods und der gesammten Generalität eine ganze Reihe der allerseltsamsten Demüthigungen gefallen lassen. Biron führte in leidenschaftlichen Worten Klage gegen ihn, und der gefürchtete General Uschakow, der als erster Obristlieutenant der Semenow'schen Garde und im Namen der Versammlung sprach, sagte ihm, daß man sein Benehmen nur verzeihen könne, weil er ein „unmündiger Junge" (ein Maltschik) sei; er sei aber der Unterthan so gut wie der Vater des Kaisers, und wenn seine Aufführung sie (die Machthaber) dazu zwinge, würden sie gegen ihn — obgleich mit dem schmerzlichsten Bedauern — mit derselben Strenge verfahren wie gegen jeden anderen Unterthan des Kaisers.

Wie der Gesandte Englands berichtet, fügte Biron selbst eine fast noch größere Demüthigung hinzu. Regent, wie er sagte, durch den Willen der verstorbenen Kaiserin und das Vertrauen der Anwesenden, erklärte er sich, da der letzte Wille der Kaiserin ihm die Befugniß dazu lasse, bereit die Regentschaft zu Gunsten des Herzogs Anton Ulrich niederzulegen, wenn die Versammlung diesen Fürsten fähig halte, das Amt zu übernehmen.

Natürlich fand sich sofort einer der Anwesenden, der erwiderte, wie die hohe Versammlung den Herzog von Kurland bei Lebzeiten der Kaiserin gebeten habe, die Regentschaft zu übernehmen, bitte sie ihn auch jetzt im Interesse des Reichs sie zu behalten. Da Anton Ulrich in jenem früheren Wortwechsel mit Biron den letzten Willen der Kaiserin und ihre Unter-

schrift als gefälscht bezeichnet hatte, mußte nun Ostermann, von Biron dazu aufgefordert, bezeugen, daß die unterschriebene Urkunde, die den Herzog von Kurland zum Regenten ernannte, unverfälscht dieselbe sei, die er der Kaiserin zur Unterschrift vorgelegt habe. Jemand, den die Berichte nicht nennen, that darauf den Vorschlag, alle Anwesenden sollten durch ihre Unterschrift diese Urkunde feierlich als echt anerkennen und sich anheischig machen, die Bestimmungen, die sie enthielt, unter allen Bedingungen aufrecht zu erhalten. Das thaten denn auch alle — wieder mit bewundernswürdiger Einstimmigkeit. Herzog Anton Ulrich, der bereits, ganz gebrochen, Abbitte gethan und seine Verführer verwünscht hatte, gleich allen Anderen.*)

Dieser Fürst mußte dann auch, auf Birons Geheiß, seinen Abschied als General einreichen, und Anna Leopoldowna versprach in ihrer Bestürztheit ihn künftig besser zu überwachen. Biron aber zeigte geflissentlich, daß er sich seinerseits durch die Verfügungen der Kaiserin Anna, die doch seine einzige Vollmacht waren, keineswegs gebunden hielt. Er erwies der längst vernachlässigten und fast vergessenen Prinzessin Elisabeth eine gewisse Aufmerksamkeit, gab ihr Geld, ihre Schulden zu bezahlen, und drohte ganz offen, nöthigenfalls den jungen Prinzen von Holstein-Gottorp (Peter III.) in das Land kommen zu lassen und das Haus Braunschweig ganz zu beseitigen. Zeitgenossen und Mithandelnde, wie Manstein, glauben es sei ihm Ernst gewesen mit dieser Drohung, und in der That konnte Biron nach allem, was geschehen war, wohl nicht mehr auf ein gutes Verhältniß zu den Eltern des unmündigen Iwan Antonowitsch rechnen.

Die Scene änderte sich aber plötzlich und wunderbar, so wie Anna Leopoldowna sich mit ihren Klagen an einen bedeutenden Mann wendete, der einer That fähig war, an den Feldmarschall Münnich. Dieser wartete nur den nächsten Tag ab, an dem das Preobraschenskische Regiment die Wache hatte (20. Nov.), und setzte sich in der Nacht, von der klagenden Fürstin nur mit Zagen dazu ermächtigt, an der Spitze von 80 Mann der Wache im kaiserlichen Palast nach Birons naher Behausung in Bewegung. Die dreihundert Mann, die Birons Person bewachen sollten, stellten sich sofort unter Münnichs Befehle, der Feldmarschall ließ den Regenten Rußlands ohne alle Schwierigkeiten durch seinen Adjutanten Manstein aus dem Bett holen, um ihn als Verhafteten nach dem kaiserlichen Palast zu bringen, und damit war die Revolution vollendet. Birons Macht erwies sich wesenlos, so wie ihm ein Mann gegenüber trat, den nicht knechtische Furcht lähmte. Manstein wundert sich, und mit Recht, darüber, daß Münnich der Sache unnützer Weise dadurch, daß er sie bei Nacht ausführte, ein theatralisches Ansehen gegeben und die Möglichkeit eines Mißlingens gewagt habe; er hätte seinen Gegner sehr viel leichter und sicherer am hellen Tage im kaiserlichen Palast verhaften

*) Berichte des englischen Gesandten, Raumers Beiträge II. 35—61.

können. Das ist ohne Zweifel wahr, aber eben so gewiß hätte [illegible] den Feldmarschall mit derselben Leichtigkeit verhaften und nach Si[illegible] verbannen können, wenn er ihm zuvor kam. Und wenn Biron auch [illegible] so verhaßt war, die Furcht hätte ihm Gehorsam verschafft, wenn e[illegible] bieterisch und drohend auftrat; besonders wenn er sich des Ismailow[illegible] Garde-Regiments bediente, bei dem sein Bruder Gustav Biron [illegible] und sehr beliebt war — und die Großen des Reichs hätten dann [illegible] Feldmarschall verurtheilt, wie sie jetzt den Regenten verurtheilten.

Auch Gustav Biron und Bestushew wurden noch in derselben [illegible] verhaftet. Am Hof und in den Kreisen, die ihn umgaben, he[illegible] jubelnde Freude über die gelungene Revolution, denn die einhunder[illegible] siebenundneunzig, die im Interesse Rußlands jene beiden Bittschriften [illegible] Biron gerichtet hatten, waren nun alle mit derselben bewundernswer[illegible] Einstimmigkeit, die sich bei diesen früheren Veranlassungen gezeigt ha[illegible] sehr laut und geräuschvoll in ihren Anklagen gegen Biron, und in V[illegible] wünschungen seiner unberechtigten Tyrannei. Des letzten Willens d[illegible] Kaiserin Anna wollte sich niemand weiter erinnern.

Anna Leopoldowna nannte sich fortan nicht mehr Herzogin vo[illegible] Braunschweig, sondern Großfürstin von Rußland, und erklärte sich z[illegible] Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit ihres Sohnes. S[illegible] vertheilte Gnaden mit verschwenderischer Hand; Münnich wurde „Premie[illegible] Minister", Ostermann seltsamer Weise Groß-Admiral, behielt aber dal[illegible] die auswärtigen Angelegenheiten; Anton Ulrich Generalissimus der Lan[illegible] armee, und selbst der alte Fürst Alexey Michailowitsch Tscherkasky wur[illegible] bedacht; er erhielt die seit Golowkins Tod erledigte Würde eines Kanzler[illegible] Wahrscheinlich wußte die Regentin nicht, wie zweideutig sein Benehm[illegible] gewesen war.

Biron aber wurde zu Schlüsselburg vor ein besonderes Gericht, [illegible] eine Commission gestellt, um von seinen „Verbrechen", die sich nunme[illegible] von selbst verstanden, Rechenschaft zu geben. Wenn in Rußland die R[illegible] gierung jemanden offiziell „den Gerichten übergab", so bedeutete das [illegible] mals und selbst viel später noch, ungefähr eben so viel, als wenn [illegible] Inquisition zur Zeit ihrer Blüthe einen Ketzer „dem weltlichen Arm" üb[illegible] wies. Uschakow, der immer Dienstbeflissene, war es, der die Untersuchu[illegible] leitete, und die Absicht soll gewesen sein, Aussagen herbeizuführen, die m[illegible] brauchen könne, auch die Prinzessin Elisabeth zu verurtheilen, indem m[illegible] ihr Anschläge beimaß, sich der Krone zu bemächtigen. Bestushew vor Al[illegible] hoffte jetzt sich dadurch zu retten, daß er die allerärgsten Beschuldigung[illegible] gegen Biron vorbrachte, soll aber gezwungen gewesen sein, sie zurück[illegible] nehmen, als er dem gestürzten Regenten persönlich gegenüber gestellt wur[illegible] Zu Aussagen gegen die Prinzessin Elisabeth suchte man Biron auch [illegible] durch zu bringen, daß man ihm sagte, die Prinzessin selbst habe bere[illegible] Alles eingestanden, man wolle von ihm nur das Nähere erfahren. D[illegible]

iron hatte nichts von einem Einverständniß mit ihr zu berichten, oder
n Plänen, die sie entworfen hätte, und die Verhöre führten in dieser
eziehung zu nichts. Den Regenten selbst verurtheilte die Commission,
ren Mitglieder sämmtlich die beiden bewußten Urkunden zu seinen Gun-
n unterschrieben hatten, zur Todesstrafe. Doch aus angestammter Milde,
d weil er reumüthig seine Verbrechen eingestanden habe, begnadigte ihn
e Großfürstin-Regentin zu einer geringeren Strafe: zu lebenslänglicher
erbannung nach Sibirien mit Verlust aller Aemter und Würden, wie
ines gesammten Vermögens. Daß er regierender Herzog eines fremden
ndes — Kurland — war, wurde so wenig berücksichtigt, als ein frei-
h sehr schwacher Versuch des sächsisch-polnischen Hofs, geltend zu machen,
ß Biron, eben als Herzog, sein Vasall sei. Die Regentin glaubte sich
gar befugt, ihn mittelbar, wenn nicht ausdrücklich, auch seiner Rechte
ls regierender Herr eines fremden Landes verlustig zu erklären: der kur-
indische Adel wurde aufgefordert, sich einen anderen Herzog zu wählen.

Der Zustand aber, den diese Revolution geschaffen hatte, erschien
llen aufmerksamen Beobachtern sehr bald auch wieder unhaltbar. Das
abinet der Regentin war in sich nichts weniger als einig; der herrsch-
chtige Münnich, der in allen Zweigen des Staatswesens als Dictator
ebieten wollte, war der Regentin und allen zur Last, besonders dem
Grafen Ostermann, der in den auswärtigen Angelegenheiten frei schalten
nd walten wollte. Dieselbe Zerfahrenheit herrschte in der kaiserlichen
Familie. Die Regentin behandelte ihren schwachen Gemahl Anton Ulrich
nit der äußersten Geringschätzung, nahm es aber dennoch sehr übel, daß
er Feldmarschall Münnich ihm ebenfalls mit schonungsloser Mißachtung
egegnete.

Da bald neben Ostermann auch der österreichische Gesandte, Marchese
Botta d'Adorno, gegen diesen gewaltigen Feldherrn intriguirte, ließ die
legentin sich nur zu leicht bewegen, diesen Mann, der allein ihren un-
ündigen Sohn zu schützen vermochte, aus ihrer Nähe zu entfernen und
uf das tiefste zu beleidigen.

Oesterreich hatte ein sehr bestimmtes Interesse, ihn beseitigt zu sehen.
Europa stand vor dem Anfang des österreichischen Erbfolge-Krieges, der
Erbin des Hauses Habsburg, Maria Theresia, mußte in der Bedrängniß
ie ihr drohte, daran gelegen sein, neue Verträge auf Grundlage der alten
mit Rußland zu schließen und Hülfstruppen von dorther zu erhalten, wie
ie früher waren zugesagt worden. Anton Ulrich war ein naher Ver-
wandter des österreichischen Hauses, und auch die Regentin war durchaus
Österreichisch gesinnt — aber Münnich widerstrebte, gegen den Wiener Hof
erbittert, und neigte zu einem Bündniß mit dem aufstrebenden Preußen.

Auf Betreiben Ostermanns, der sich bemühte, der Regentin darzuthun,
daß Münnich von der auswärtigen Politik nichts verstehe, und von der
Verwaltung des Innern ebensowenig, nahm Anna Leopoldowna endlich

ihren Muth zusammen und erließ eine Verfügung, durch welche die
schäfte des Cabinets getheilt und drei verschiedenen Departements
wiesen wurden. Die auswärtigen Angelegenheiten sollte Ostermann
leiten, die Verwaltung des Innern Graf Golowkin (Alexander Ga
witsch, Sohn des 1734 verstorbenen Kanzlers). Dem Grafen Mü
blieb nur die Verwaltung des Heerwesens. Beleidigt forderte er
Abschied, was wohl erwartet und gewünscht gewesen sein mag —
was er seinerseits schwerlich erwartet hatte: er erhielt ihn augenb
(3./14. März 1741).

Die Regentin that diesen entscheidenden Schritt nicht ohne Za
Wie sehr sie selbst und ihr Gemahl den gewaltigen Mann fürchte
geht schon daraus hervor, daß sie augenblicklich allen Garde- und F
Regimentern in der Nähe, allen Behörden und Kanzleien durch kai
lichen Ukas, und selbst in den Straßen der Hauptstadt durch Ausru
unter Trommelschlag, bekannt machen ließen, daß der Feldmarschall e
lassen sei. Einige dem Grafen Münnich besonders ergebene höhere Beam
wurden ohne weitere Veranlassung verhaftet und auf die Citadelle gebra
dem Feldmarschall selbst folgten Spione auf jedem Schritt, und denn
wagten Anton Ulrich und die Regentin einige Zeit über nicht die Nä
in ihren gewöhnlichen Gemächern zu verweilen. Sie wechselten jede N
ihre Lagerstätte.

Da aber der Feldmarschall nichts Feindliches unternahm, versank
Regentin bald ganz und gar in die schlaffe, gedankenlose, launenh
Lässigkeit und Nichtsthuerei, die ihrer Natur entsprach. Sie war zu tr
sich der Regierung des Reichs irgend anzunehmen oder auch nur
ernsten Männern darüber zu sprechen, doch aber wollte sie keinem Ande
die Herrschaft überlassen — und in den Dingen, die sie interessir
deren sie sich in ihrer Weise annahm, meist persönlichen Beziehun
überließ sie sich ganz der Leitung einer Hofdame, die sich dazu hergab
Deckmantel einer Liebes-Intrigue der Regentin mit dem sächsischen
sandten, Grafen Lynar, zu dienen. Diese Hofdame, eine Lieflände
Fräulein Julie von Mengden, war, wie seit Mansteins Denkwürdigke
in allen Darstellungen dieser Begebenheiten wiederholt wird, gleich a
anderen jungen Liefländerinnen ihres Standes, lediglich dazu erzo
dereinst dem Hauswesen eines Landedelmanns vorzustehen, folglich
sehr ungenügend darauf vorbereitet, die Angelegenheiten eines Reichs
auch nur eines Hofs zu leiten. Bei der Sorglosigkeit, mit der die
gentin sich ihrer Leidenschaft für den Grafen Lynar überließ, wurde,
aus allen Denkwürdigkeiten der Zeit hervorgeht, niemand dadurch getäu
daß er sich mit Fräulein Mengden verlobte. Sehr oft zu träge, sich
kleiden, sah die Regentin eigentlich niemanden als diese Lieblinge
deren nächste Verwandte.

So geschah denn eigentlich fast nichts, die Dinge blieben vielfach

oft überlassen. Hin und wieder wurde Anna Leopoldowna zwar bewogen, was zu thun, das darauf angelegt war, ihre milde Herrschaft beliebt zu machen, wie denn namentlich die Steuer-Rückstände für mehrere Jahre erlassen wurden, dennoch aber verbreitete — oder vielmehr erhielt sich unter den russischen Magnaten eine sehr allgemeine Unzufriedenheit. Die Herren waren unzufrieden, nicht etwa weil alles schlecht ging, sondern weil nach wie vor „die Deutschen" herrschten, weil sie selbst sich nicht allein von jedem ernsten Antheil an den Dingen, sondern auch von dem gesellschaftlichen Leben des Hofs ausgeschlossen sahen. — Die Menge nahm gar keinen Antheil an dem, was in so hohen Regionen vorging.

Doch war es nicht diese Unzufriedenheit der Großen, die eine neue Umwälzung herbeiführen, die Regentin stürzen und vor Allen ihrem unglückseligen Sohn Iwan Antonowitsch ein so jammervolles Geschick bereiten sollte als nur je die Geschichte zu berichten hat. Die Gefahr kam von einer ganz anderen Seite, aus einer unscheinbaren Region.

Die Palastrevolution, durch die Elisabeth Petrowna auf den Thron gehoben wurde, ist unzählige Male erzählt worden, anscheinend sehr genau, oft in das Einzelne gehend und doch in sehr ungenügender Weise. Wir erfahren wohl was geschah, sehen aber nicht, welche bewegenden Motive die Ereignisse in Gang brachten.

Die Prinzessin Elisabeth, die von „einem Hang zur Trägheit und zur Wollust" durchaus beherrscht wurde, hatte zu wenig Ehrgeiz und strebenden Sinn, um je aus eigenem Antrieb, ohne äußeren Zwang, nach der Krone zu trachten. — Sie war oft der Gegenstand eines feindseligen Argwohns gewesen; die Regierenden hatten mehr als einmal daran gedacht, sie unschädlich zu machen, indem man sie entweder in die Fremde vermählte oder in ein Kloster sperrte, damit sie nicht ein Werkzeug irgend einer unzufriedenen Partei werde. In dem Augenblick aber war sie von keiner Gefahr bedroht, die sie zu einer verwegenen That treiben konnte. Sie an einen fremden Prinzen zu verheirathen, das hatte ihr Lebenswandel längst unmöglich gemacht, wie nachsichtig man im achtzehnten Jahrhundert auch sein mochte. Der Herzog Ernst Ludwig von Braunschweig, den die Kurländer zu ihrem Herzog wählten, weigerte sich geradezu ihre Hand anzunehmen. Vom Kloster war zur Zeit nicht die Rede und überhaupt hatte sie von der unschlüssigen und leicht zu gewinnenden Regentin, von der sie reichlich mit Geld versehen wurde, nicht leicht und wenn sie sich ruhig verhielt, nie etwas zu befürchten.

Sie war nicht bedroht — aber man machte sie glauben, daß sie in dringender Gefahr schwebe und trieb sie dadurch zur That. Wer hatte ein Interesse das zu thun? — Wer hat es gethan? — Die unzufriedenen russischen Großen waren es nicht, das ist gewiß. Elisabeth, seit lange vernachlässigt, stand nicht in Verbindung mit ihnen; sie war seit lange

gewöhnt ihre Freunde und ihre Freuden in sehr untergeordneten Kreisen zu suchen.

Wer denn also? — Diese Frage ist in allen bisherigen Berichten nicht in ganz befriedigender Weise beantwortet. Diese Berichte beruhen im Wesentlichen am Ende sämmtlich auf dem, was ein Mithandelnder, Lestocq, der Leibarzt der Prinzessin, nach gelungener That den wißbegierigen fremden Gesandten von dem Hergang erzählt hat. Dieser Lestocq aber war ein unzuverlässiger Zeuge, offenbar gar sehr darauf bedacht, sich selbst als Hauptperson zur Geltung zu bringen und bei aller scheinbar leichtsinnigen Redseligkeit wohl auf seiner Hut nicht zu verrathen, was er verschweigen mußte.

Die vollständige Geschichte dieser Revolution wird wohl nur da zu finden sein, wo man sie bis jetzt nicht gesucht hat und wo auch ich sie leider nicht habe suchen können —: in den Archiven Frankreichs. Lestocq stellte die Dinge dar, als habe er gewissermaßen aus eigenem Antrieb diese Revolution bewirkt und den französischen Gesandten La Chétardie, der nur im Allgemeinen und spät den Auftrag erhalten habe der russischen Regierung wo möglich durch innere Wirren Schwierigkeiten zu bereiten, in die Sache hineingezogen, ihn benützt, ja zu seinem Werkzeug gemacht. Die Urkunden der französischen Archive würden wohl ganz entschieden ergeben, daß die Sache sich gerade umgekehrt verhielt; daß das Ganze vom ersten Anfang an von Versailles aus in Bewegung gesetzt wurde, daß La Chétardie der leitende Genius war und nicht nur Lestocq, sondern in gewissem Sinn selbst die Prinzessin Elisabeth — ein Werkzeug.

Wir dürfen nicht vergessen, daß wir hier am Anfang des österreichischen Erbfolge-Krieges stehen. Die französische Regierung ging damit um, das Aussterben des habsburgischen Mannsstammes und die Ansprüche an Theile der Erbschaft, die von vielen Seiten erhoben wurden, zu benützen, um die Macht Oesterreichs zu zertrümmern; es lag ihr demnach daran, daß nicht ein russisches Hülfsheer der Königin von Ungarn, wie Maria Theresia damals hieß, den in früheren Verträgen versprochenen Beistand leistete. Deshalb, damit Rußland an seinen eigenen Grenzen beschäftigt wäre und nicht an der fernen Donau Beistand leisten könne, veranlaßte das französische Cabinet Schweden im Sommer 1741 muthwillig einen Krieg gegen Rußland zu beginnen, den man mehr als verwegen nennen müßte, wenn dabei nicht auf den Beistand einer unzufriedenen Partei in Rußland selbst gerechnet war.

Aber auf solchen Beistand wurde gerechnet, das beweist die schwedische Proclamation, deren wir vorhin gedachten. Es geht aus dieser Proclamation sogar hervor, daß von Seiten Frankreichs weit mehr beabsichtigt wurde als Rußland blos zu beschäftigen, daß die eigentliche Absicht war die Oesterreich ergebene Regierung der Regentin Anna Leopoldowna zu beseitigen und an ihrer Stelle unter Elisabeth Petrowna eine Andere, die

dem französischen Interesse geneigt und dienstbar wäre, an die Spitze des Reichs zu stellen. Wenn das gelang, mochte dem Hof zu Versailles wohl wenig daran gelegen sein, ob Schweden, wie man in Stockholm hoffte, dabei die verlorenen Baltischen Provinzen wieder gewann oder nicht.

Doch die schwedischen Waffen waren nicht glücklich; das russische Heer focht siegreich unter der Führung des Irländers Lacy, des Schotten Keith und des Dänen Löwendal. Auf diesem Wege war nichts zu erreichen. Da griff der französische Gesandte in Petersburg Marquis de la Chétardie denn zu anderen Mitteln. Er war reich mit Geld versehen; dies wurde nun großentheils durch Lestocqs Hände verwendet unter den gemeinen Soldaten der Garde für die Prinzessin Elisabeth zu werben und in niederen Kreisen auch Spione, die berichteten was am Hof vorging und beabsichtigt wurde.

Ein Kammerjunker Worontzow, der den Dienst bei der Prinzessin hatte, ihr Leibarzt Lestocq, der von geflüchteten französischen Reformirten abstammte, zu Celle im Hannöverschen geboren, ein Musikus Schwarz, aus Sachsen gebürtig, ein anderer Sachse Namens Grünstein, seines Zeichens ein banquerotter Krämer, der nach seinem commerziellen Unglück Soldat und Unteroffizier im Preobraschenskischen Garderegiment geworden war —: das waren, abgesehen von der französischen Gesandtschaft, die sich natürlich unsichtbar im Hintergrunde hielt, die Verbündeten der Prinzessin Elisabeth. Worontzow war im Wesentlichen der Unbedeutendste von Allen. Der damalige Geliebte der Prinzessin, der Kosack Alexey Rosum, Sänger im Chor der Hofkirche, zählte gar nicht mit; er konnte gar nichts als zittern für seine Gebieterin und sich selbst. Nichts wäre leichter gewesen, als die ganze Gesellschaft verhaften zu lassen und tüchtig ausgepeitscht nach Sibirien zu schicken. Niemand hätte etwas dagegen gehabt, niemand etwas gewagt, um solche Leute oder selbst die Prinzessin Elisabeth zu retten.

Aber angeblich um die Thronfolge zu sichern, die an dem Leben eines Kindes hing, da für den möglichen Fall seines Todes gar nichts verfügt war und um das Erbrecht auch auf eine im Juli 1741 geborene Tochter auszudehnen, war die Regentin mit dem Gedanken beschäftigt sich selbst zur regierenden Kaiserin erklären zu lassen und diese Umtriebe blieben unbeachtet.

Die Regentin war keineswegs ungewarnt. Früh schon suchte der englische Gesandte Finch auf die „französischen Umtriebe" in Petersburg aufmerksam zu machen, die er gewahr wurde, die also auch wohl Andere hätten sehen können. Wenn auch spät erst wurden doch zuletzt auch Ostermann und Löwenwolde unruhig und warnten; sie wurden nicht gehört. Endlich erhielt die Regentin, angeblich aus Breslau, einen Brief, der sie mit dem ganzen Gewebe bekannt machte. Diesen Brief verheimlichte sie den Räthen der Krone, — zeigte ihn aber nach einigen Tagen — Abends

den 4. December — nach Cour und Spiel, in einem der inneren Gemächer der Prinzessin Elisabeth, die sie dorthin zu sich beschied. Elisabeth betheuerte unter endlosen Thränen ihre Unschuld und daß sie zuviel Religion habe, ihren Eid zu brechen. Die Regentin beruhigte sich dabei.

Elisabeth soll indessen doch so erschreckt gewesen sein, daß sie das ganze gewagte Unternehmen aufgeben wollte. Das sieht ihr ähnlich; sie war nicht zu heroischen Thaten geschaffen. Lestocq aber sah natürlich ein, daß nun, wenigstens für ihn selbst und die sonstigen Genossen, eine rasche entschlossene Ausführung des Anschlags, die einzige Möglichkeit der Rettung gewährte. Er nimmt für sich das Verdienst in Anspruch, die Prinzessin nun endlich dadurch zu Entschluß und That bewogen zu haben, daß er ihr vorstellte, sie habe nun nur noch zwischen dem Thron und dem Kloster die Wahl.

Wie leicht die Ausführung gelang ist bekannt. Elisabeth begab sich in der Nacht vom 5. zum 6. December, von Lestocq, Schwarz und Woronzow begleitet, in die Kaserne, in der die Soldaten der Preobraschenskischen Garde, ohne Offiziere, ohne Aufsicht hausten; sie stellte sich ihnen, mit dem Andreas-Orden bekleidet, ein Offizier-Esponton in der Hand als die Tochter des großen Kaisers, als ihre rechtmäßige Kaiserin vor und forderte sie auf in ihr die Kaiserin anzuerkennen und ihr zu folgen. Eine Anzahl der Soldaten war bereits durch Grünstein vorbereitet und gewonnen, ihrer dreihundert folgten dem Ruf; die Prinzessin führte sie selbst nach dem nahen Winterpalast und ließ die Regentin und die Ihrigen, von denen niemand einen Widerstand oder auch nur ein Wort des Widerspruchs wagte, als Gefangene nach dem Palast bringen, den sie selbst bis dahin bewohnt hatte.

Ostermann, der Baron Mengden, Vater der Hofdame, und Münnich, der seit drei Vierteljahren verabschiedet gar nichts mit der bestehenden Regierung zu thun hatte, für dessen Verhaftung es gar keinen Vorwand gab, wurden noch in der Nacht ergriffen und auf die Citadelle gebracht, Golowkin, Löwenwolde und noch viele Andere als Gefangene in ihren eigenen Wohnungen von Wachen umgeben. Am frühen Morgen des anderen Tages standen die sämmtlichen Garderegimenter vor dem Palast der Prinzessin Elisabeth und huldigten ihr, der neuen Kaiserin und die Hauptstadt erfuhr, wie es scheint ohne allzu große Verwunderung, wie sich über Nacht die Scene verändert habe. Elisabeth stellte die Garden unter die Befehle des Prinzen von Hessen-Homburg, der seit lange russischer General, sich keines guten Rufs erfreute. Dem wurde aufgetragen für die Ruhe der Hauptstadt zu sorgen. Das machte keine Schwierigkeiten. Der Senat, der Synod, die Generalität, alle folgten dem Beispiel der Garden und leisteten, wie allen bisher einander ablösenden Regierungen so auch dieser willig und mit derselben rührenden Einstimmigkeit den ver-

langten Eid als Pfand einer sehr zweifelhaften Treue. Keine Hand regte, keine Stimme erhob sich für die gestürzte Familie.

„Die Adeligen, die etwas zu verlieren haben, stimmen in der Regel für das, was eben besteht und schwimmen mit dem Strome" — bemerkt der englische Gesandte Finch bei dieser Gelegenheit. Uebrigens, so leicht es wenige Stunden früher — noch den Abend vorher — gewesen wäre der Revolution vorzubeugen, so unmöglich war es jetzt sich ihr zu widersetzen. Die Garden standen unter den Waffen und unter ihnen, wie unter der Bevölkerung der Straßen war Elisabeth sehr beliebt. — Endlich aber war diese Umwälzung auch der Geistlichkeit und unter gewissen Bedingungen auch den Altrussen sehr genehm, so wenig sie etwas dazu gethan hatten und so unerwartet sie ihnen kam.

Das Schicksal des gestürzten Hauses und seines Anhangs war natürlich ein schreckliches, das müßte man sich denken, auch wenn kein Bericht darüber vorläge. Wie dem Verfasser von competenter Seite mitgetheilt worden ist, soll das Archiv des Cabinets noch einen kleinen Zettel von der Hand der Kaiserin Elisabeth bewahren, der, in den ersten Tagen ihrer Regierung geschrieben, die wenigen Worte enthält: „Anna Leopoldowna fragen, wo ihre Juwelen sind; wenn nicht (d. h. wenn sie es nicht sagen will) werde ich sie foltern lassen." (Спросить у Анны Леополдовны гдѣ ея алмазы — если не То — То я буду ее пытать.) Die gutmüthige Elisabeth hatte in ihrer naiven Rohheit wahrscheinlich gar kein Bewußtsein davon, daß dergleichen unmenschlich sein könnte. Den kleinen Iwan Antonowitsch, der noch nicht achtzehn Monate zählte, hatte die Kaiserin zwar geherzt und geküßt, als er ihr gebracht wurde und dabei gesagt: ‚Du bist in nichts schuldig" (Ты не въ чемъ не виноватъ); aber sie kannte ihn wenige Monate später von seinen Eltern und ließ ihn nach Schlüsselburg bringen, wo er sein elendes Dasein bis an das Ende in einem engen Gefängniß ohne Tageslicht verlebte, ohne daß ihm je auch nur ein Blick in das Freie gegönnt gewesen wäre; zwei Offiziere, die ihn — mit ihm eingesperrt in diesen Raum — bewachten, hatten von der Kaiserin Elisabeth Befehl ihn zu ermorden, sowie ein Versuch gemacht werde, ihn zu befreien. Die Eltern dieses zum Unglück Geborenen, wie ihn später Katherina II. nur zu treffend nannte, mußten bekanntlich ihr Leben in Cholmogor im hohen Norden elend vertrauern. Doch war das Geschick gütiger gegen Anna Leopoldowna als die Menschen; sie starb schon 1746 kaum achtundzwanzig Jahre alt.

Die „Verbrecher" Münnich, Ostermann, Löwenwolde, Golowkin, Mengden und viele Andere wurden, wie sich von selbst versteht, „dem Gericht übergeben" nämlich einer Commission, die aus Senatoren und anderen vornehmen Herren bestand. Neid und Haß konnten sich nun an den „Deutschen" rächen. Sie wurden sämmtlich zu qualvollen Todesstrafen verurtheilt; Ostermann sollte gerädert, Münnich geviertheilt, nur

die Uebrigen sollten einfach geköpft werden. Erst auf dem Richtplatz wurden sie alle zu einfacher Todesstrafe begnadigt und erst nachdem Ostermann den Kopf auf den Block gelegt hatte, noch weiter, zur Verbannung nach Sibirien.

Wie die Gründe beschaffen waren, auf die sich das Urtheil stützte, das ist wohl zur Genüge dadurch charakterisirt, daß Ostermann beschuldigt wurde, Er, nicht Dmitry Galitzyn, nicht die Familie Dolgoruky habe nach dem Tode Peters II. die Prinzessin Elisabeth von der Thronfolge ausgeschlossen und Anna Iwanowna auf den Thron erhoben; Er — nicht Biron, nicht der Senat — habe dann die Dolgorukys hinrichten lassen.

Gegen Münnich vollends mußten die allerungereimtesten Dinge vorgebracht werden. So mußte ein Gardesoldat — einer der dreihundert — der dafür bezahlt wurde, gegen ihn aussagen, als er Biron verhaftete, habe er die Soldaten getäuscht und sie glauben lassen, es handele sich darum, die Prinzessin Elisabeth auf den Thron zu erheben. Darin wußten die Richter ein Verbrechen zu finden, das mit dem Tode bestraft werden mußte. Der eiserne Feldmarschall zeigte sich durchaus heldenhaft. Da er wohl sah, in welcher Weise die Untersuchung geleitet wurde und wohin sie führen sollte, gab er seinen Richtern in den Verhören seine Verachtung ganz unverholen zu erkennen. Er sagte ihnen am Ende, sie möchten sich die Antworten auf die ihm vorgelegten Fragen selber machen. Die Herren nahmen ihn beim Wort und thaten das wirklich. Der Tradition zufolge, die in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts in den Petersburger Kreisen noch lebendig war, hätte er auch auf dem Richtplatz den Versuch Ihn mit dem Tode zu schrecken, Ihn dadurch strafen zu wollen, daß man ihn die Todesangst erdulden ließ, mit Verachtung behandelt. Als man ihm seine Begnadigung ankündigte, soll er wegwerfend gesagt haben: „C'était la peine de nous faire venir ici!" Wahrscheinlich russische Worte, die ungefähr diesen Sinn hatten.

Das Vermögen der Verurtheilten wurde natürlich confiscirt und unter ihre Richter vertheilt. Nach dem Zeugniß der Zeitgenossen war das sogar in den Augen der Richter die Hauptsache.

Ostermann starb nach sieben Leidensjahren in Sibirien, im Elend. Münnich verlebte dort zwanzig Jahre in stoischer Haltung. Beide waren Männer, denen Rußland großen Dank schuldig war. Biron dagegen, von dem man das nicht eigentlich sagen kann, wurde aus Sibirien zurückberufen, aus keinem anderen Grunde, als weil die neue Regierung beflissen war in allen Dingen das Gegentheil von dem zu thun, was die Regentin oder die Kaiserin Anna verfügt hatten. Biron verlebte darauf eine Reihe von Jahren in sehr leidlicher Verbannung zu Jaroslaw.

Auch die „Republikaner von 1730", wie man sie nannte, die Leute, die zehn Jahre früher Elisabeth, als unehelich geboren, von der Thronfolge ausgeschlossen hatten, die Galitzyns und Dolgorukys, so viele ihrer

noch übrig waren, durften wieder bei Hof erscheinen und wurden sogar sehr gütig empfangen. Der alte Feldmarschall Dolgoruky gewann selbst wieder einen gewissen Einfluß.

Die unmittelbaren Gehülfen der neuen Kaiserin wurden natürlich gleich in den ersten Tagen sehr reichlich belohnt. Von Grünstein und Schwarz war weiter nicht viel die Rede, Lestocq aber wurde ein vornehmer und reicher Mann, der großen Einfluß übte. Die dreihundert Grenadiere bildeten eine Leib-Compagnie, erhielten sämmtlich Offiziersrang und wurden auch, insofern sie nicht adeliger Abkunft waren, sämmtlich geadelt. Man begegnet in Rußland hin und wieder auch heute noch den Nachkommen des Einen und des Anderen von ihnen, zum Theil selbst in ansehnlichen gesellschaftlichen Stellungen. Sie sind leicht an ihren Siegeln zu erkennen, denn alle diese Grenadiere erhielten ein und dasselbe Wappen: eine Grenadiermütze und eine weiße Stiefelette im rothen Schilde.

In dem neuen Cabinet, das Elisabeth bildete, blieb der alte Fürst Tscherkasky an seiner gewohnten Stelle, die Hauptrolle aber spielte darin als Vicekanzler der zweideutige Alexey Petrowitsch Bestushew-Riumin, den die Regentin Anna in der letzten Zeit in einer gutmüthigen Laune ohne irgend einen ersichtlichen Grund begnadigt hatte.

La Chetardie aber trat sofort, nachdem der Streich gelungen war, unverhohlen als der Magus hervor, der das erfreuliche Wunder bewirkt hatte. Er verkehrte auf das Freundschaftlichste mit den Garde-Soldaten, die er bei jeder Gelegenheit öffentlich umarmte, unterstützte die Kaiserin und ihr Cabinet mit seinem Rath und war, wie die Zeitgenossen sagen, eine Zeit lang in der That der leitende Premier-Minister Rußlands, so daß die Einheimischen sich vielfach mit ihren Bitten und Beschwerden an ihn wendeten.

Fünftes Capitel.

Elisabeths Regierung; — Zufriedenheit der Kirche; — Unzufriedenheit im Lande; — wirkliche und angebliche Verschwörungen; — Vermählung der Kaiserin mit Rasumowsky; — Krieg und Friede mit Schweden.

Kampf des Kanzlers Bestushew, erst mit Lestocq, dann mit den Schuwalows; — Rußlands Antheil am siebenjährigen Kriege; — Bestushews Sturz; — Gründung der Akademie der Künste; — Vorherrschen französischer Bildung.

Peters III. kurze Regierung und sein Untergang; — Katherina II. Kaiserin.

Das Mißvergnügen, das zur Zeit der Kaiserin Anna herrschte, hat in der späteren Darstellung dieser Periode russischer Geschichte bis auf die Gegenwart herab seinen Widerhall gefunden und zwar in solcher Weise, daß das Urtheil über diese Zeit dadurch ein befangenes und nicht durchaus gerechtes geworden ist. Die gerade entgegengesetzte Erscheinung tritt uns in Beziehung auf die Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth entgegen. Auch unter dieser Kaiserin herrschte vielfach Unzufriedenheit im Lande, auch sie hatte sich mehrfacher Verschwörungen und manches bösen Anschlags zu erwehren, auch sie mußte die eigene Erhaltung zur Hauptaufgabe ihrer Regierung machen —: in der Erinnerung aber ist diese Unzufriedenheit verstummt und Alles erscheint im rosigsten Licht.

In der Erinnerung der alten Herren, deren Knabenzeit noch in die Tage der Kaiserin Elisabeth gefallen war, die bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hineinlebten und denen die Traditionen auch des elterlichen Hauses gegenwärtig waren — in den Augen dieser „Staroshily", wie man in Rußland die Leute nennt, die in den Erinnerungen einer vergangenen Periode leben, war nicht die glänzende Zeit Katherinas II., sondern die Regierung der Kaiserin Elisabeth das goldene Zeitalter; die schöne Vergangenheit, bei deren Bild man mit Vorliebe verweilte.

Die Lösung dieses Räthsels liegt sehr nahe —: es war unter der Kaiserin Elisabeth folgerichtig durchgeführter Grundsatz, niemanden zu den hohen Würden der Regierung und des Hofs, überhaupt zu glänzenden Stellungen zu erheben, als echte Russen reinen Bluts und griechischer Religion. Das Nationalgefühl war befriedigt, wie auch sonst die Dinge gehen mochten, und besonders in der Erinnerung war das Nationalgefühl befriedigt. In etwas seltsamem Zusammenhang mit dieser Befriedigung

wird Elisabeth dann auch als Tochter des großen, unvergeßlichen Kaisers gepriesen, dessen Geist ihr fremd und dessen Streben gerade diesen echten Russen doch eigentlich verhaßt war.

So rühmt ein russischer Schriftsteller, der der heutigen Generation angehört, Tschistowitsch, die Kaiserin Elisabeth als „Vertreterin, so zu sagen den lebenden Ausdruck, die Verkörperung der Grundsätze", welche die oppositionelle Partei in der russischen Kirche unter der Kaiserin Anna verfocht; als „Russin der ganzen Anlage ihrer Seele nach" und zugleich als „Tochter des großen Kaisers, dessen Andenken allein genügte alle Saiten eines russischen Herzens zu bewegen." — Er vergißt dabei, daß die Partei, die unter der Kaiserin Anna Opposition gemacht hatte, auch unter Peter dem Großen Opposition gewesen war und sich seinen Reformen widersetzt hatte so weit ihr Muth reichte. Offenbar wird Tschistowitsch den Widerspruch gar nicht gewahr, der in dieser Begeisterung in zwei entgegengesetzten Richtungen zugleich unvermittelt liegt.

Eben so verweilt man gerne dabei, daß die gütige Elisabeth an zwanzigtausend Unglückliche begnadigt hat, die unter Biron, zu der entsetzlichsten Zeit, die Rußland seit Iwan dem Schrecklichen erlebt hat, verurtheilt worden waren. Leicht dagegen geht man darüber hin, daß die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten" unter ihrer Regierung ganz in derselben Weise wie bis dahin, unter demselben ruchlosen Uschakow in Thätigkeit blieb und sogar recht viel zu thun bekam; daß die Zahl der unter ihrer Regierung durch willkürliche Justiz Mißhandelten sich auf viele Tausende belief. Diejenigen Quellen, die Zahlen angeben, sprechen von achtzigtausend solcher Verurtheilten. Doch sind solche in das Allgemeine gehende Schätzungen immer sehr unzuverlässig und meist zu hoch gegriffen.

Unter manchem Anderen vergißt man denn endlich auch, daß Rußland unter der Kaiserin Anna wenigstens theilweise eine selbständige auswärtige Politik hatte und wenigstens im Türkenkrieg wirklich russische Interessen verfocht, daß dagegen die auswärtige Politik Rußlands unter der Kaiserin Elisabeth stets von auswärtigen Mächten — wechselnd von Frankreich, Oesterreich und England — geleitet, deren Zwecken dienstbar blieb.

Uebrigens, wie auch diese Periode der russischen Geschichte später beurtheilt worden sein mag und mit welchem Recht —: zur Zeit war eigentlich niemand in Rußland zufrieden, als die Mehrzahl der russischen Geistlichkeit, die sich allen Neuerungen Peters des Großen widersetzt hatte und sein Andenken nichts weniger als in Ehren hielt. Feofan Prokopowitsch erlebte zu seinem Glück diese Zeiten nicht mehr; er war schon 1734 gestorben, seine Gegner aber, soweit sie noch am Leben waren, wurden nun aus den Gefängnissen hervorgeholt, aus Sibirien zurückgerufen und kamen zu hohen Ehren.

Feofylakt Lopatinsky lebte nicht mehr. Er war, mehrere Jahre nach Feofans Tod, im Zusammenhang mit der Verschwörung der Dolgorukys, von der geheimen Kanzlei und dem kaiserlichen Cabinet zum Verlust seiner geistlichen Würden und zu lebenslänglicher strenger Haft in dem festen Schloß zu Wyburg verurtheilt worden. Weshalb? — ist nicht zu ermitteln, da in den Befehlen, die ihn betreffen, so wenig als in dem über die Dolgorukys gefällten Urtheil der wirkliche Grund der Verurtheilung angeführt ist und anstatt dessen nur Dinge vorgebracht werden, die niemand ernsthaft nehmen kann: dreiste Reden über die Regierung und daß er sich fälschlich durch einen Eid für unschuldig erklärt habe. Schon Anna Leopoldowna hatte ihn begnadigt, er war aber bald darauf gestorben. — Unter denen, die noch lebten und wieder in ihre Würden eingesetzt wurden, sah sich auch Lew Jurlow, jener entschlossene Bischof von Worowneſch, der nicht für Anna Iwanowna beten und Eudoxia Lapuchin zur Kaiserin haben wollte, mit großer Verehrung behandelt.

Die altgesinnte Geistlichkeit schwelgte nun förmlich in der Freiheit die ihr jetzt endlich gegönnt war, ihre Gegner in der russischen Kirche selbst, die „Deutschen", die Rußland beherrscht hatten, europäische Gesittung und Bildung überhaupt und alle in dem alten, rechtgläubigen, heiligen Rußland versuchten Neuerungen öffentlich und laut, von der Kanzel herab, gründlich zu verfluchen.

Die russischen Prälaten wetteiferten in Predigten von überschwenglicher Derbheit. Der Rector der geistlichen Akademie zu Moskau und Abt eines dortigen Klosters, Kirill Florensky, bezeichnete Ostermann und Münnich bei Namen als „Emissäre des Teufels", die mit ihren Spießgesellen, unter dem Schein, dem Reich zu dienen, nach Rußland gekommen wären, um diesem heiligen Lande sein höchstes und kostbarstes Besitzthum — die Rechtgläubigkeit — zu rauben. — Ambros Juschkéwitsch, aus Litthauen eingewandert, seit kurzem Erzbischof von Nowgorod und Mitglied des Synods, lieh dem Geist Worte, der fortan in dieser Behörde walten sollte. Er verherrlichte Elisabeth als die „ruhmreiche Siegerin, welche Rußland von den heimlichen Feinden in seinem Innern befreit" habe. Solche Feinde seien diejenigen gewesen, die „mit einer List, die ihnen der Teufel eingegeben" habe, unter dem Vorwand, den Aberglauben zu bekämpfen, die christliche Religion in Rußland zu vernichten strebten.

Seltsame Widersprüche waren dabei so wenig als Unwahrheiten zu vermeiden, da doch der Vater der eben regierenden Kaiserin nicht nur geschont, sondern verherrlicht werden mußte, während man sein ganzes Streben verurtheilte. So warf Ambros Juschkéwitsch seltsamer Weise den Bösewichtern, den frevelnden Neuerern vor, daß sie vorzugsweise „die Gelehrten" und die „treuen Gehülfen Peters des Großen" verfolgt hätten.

Dmitry Setschénow, Abt des Swiaskischen Klosters und später Erzbischof von Nowgorod, predigte in Elisabeths Gegenwart, nach dem Tode

Peters und der Kaiserin Katherina hätten die Frevler, die „Propheten des Antichrist", die vielfachen Veränderungen im Staat benützt — und „welches Gift der Bosheit haben sie auf die treue russische Heerde ausgespritzt! — welche Verfolgung der Kirche Christi!" Sie wollten Rußland die Rechtgläubigkeit rauben, „ohne die wir schlechter wären als Türken, Juden und Araber", und sie bewirkten auch, „daß viele Kleinmüthige die Finsterniß dem Licht vorzogen und den Ruhm unter den Menschen dem Ruhm vor Gott." — Bei dieser Gelegenheit stellt der Prediger der russischen Geistlichkeit ein eigenthümliches Zeugniß aus: jene Propheten des Antichrist hätten durch Verfolgung der Kirchenfürsten bewirkt, daß selbst die Geistlichen, die Hirten der Heerde, die Prediger des Wortes Gottes, nicht mehr zu sprechen wagten. Es sei wahr: der Wille sei gut, aber das Fleisch sei schwach!

Dmitry Setschénow hatte unter der vorigen Regierung zu denen gehört, die sich in ein weises Schweigen hüllten.

So schallte es durch ganz Rußland. Und da nun die Rechtgläubigkeit sich nicht nur darin bewährte, daß solche Predigten gestattet waren, sondern auch in anderen wichtigen Dingen, unter anderem darin, daß niemand von der Kirche verlangte sie solle aus ihren reichen Einkünften etwas für Schulen und Hospitäler hergeben, da man alle früheren Verordnungen solchen Inhalts der Vergessenheit verfallen ließ, und da die Verfolgung der altgläubigen Sectirer mit neuem Eifer aufgenommen wurde, blieb in der That von dieser Seite kaum etwas zu wünschen.

Sonst aber hatte eigentlich niemand sonderliche Ursache sehr zufrieden zu sein. Elisabeth wurde in allen Dingen von persönlichen Beweggründen der trivialsten Art bestimmt und scheute, nur auf Sinnenlust und Vergnügungen bedacht, die einen großen Mangel an Bildung verriethen, jede Anstrengung des Geistes. Sie war oft in Monaten nicht dahin zu bringen, daß sie auch nur flüchtig angehört hätte, was man ihr von den Angelegenheiten des Reichs zu sagen hatte. Die Leute aber, denen sie die Regierung überließ, zeigten außer einer großen Gewandtheit in Intriguen keine hervorragenden Eigenschaften; dagegen waren sie unredlich und käuflich, mit einer Schamlosigkeit, wie sie sonst kaum je erhört gewesen ist. Bestuschew vor Allen, erst als Vicekanzler und dann, nach Tscherkaskys Tode (1742), als Großkanzler, und Woront̃zow, der vom Kammerjunker zum Vicekanzler emporstieg, kaum weniger. Beide nahmen nicht nur von allen fremden Höfen Bestechungen an —: sie forderten geradezu von allen Geld und sagten den fremden Gesandten unumwunden, daß sie Geld brauchten, daß ihre guten Dienste nur für so und so viel zu haben seien — für weniger nicht; — das Alles mit einem Cynismus, über den man erstaunt, selbst wenn man sich im Geist in jene Zeit und die Petersburger Welt zu versetzen sucht. Die Correspondenz der fremden, in Petersburg beglaubigten Gesandten ist darüber in einer Weise belehrend,

daß es schwer wird sich durch ihre trostlosen Berichte hindurch zu arbeiten.

Gleich im Anfang dieser Regierung berichtet der englische Gesandte Finch über die Männer des Cabinets und des Hofs der Kaiserin in die Heimat: „Ich kenne hier nicht Einen, der in einem anderen Lande für einen leidlich ehrlichen Mann gelten könnte."

Unter solcher Leitung konnte der Zustand des Reichs natürlich nur ein sehr trauriger sein, und so schildern ihn auch alle gleichzeitigen Berichte. Der sächsische Gesandte v. Gersdorf spricht in seinen Berichten aus den ersten Wochen des Jahres 1743 von der gedankenlosen Lässigkeit der Kaiserin und fügt dann hinzu: „Die Zufälligkeiten des Tages führen das Regiment und niemand will oder kann seine Pflicht thun, weil die Autorität zu sehr den Ränken der Parteien unterworfen ist." — Die Kaiserin gewähre und entziehe ihre Gunst nach regelloser Laune und in dem Kampf der Intrigue sei jeder Beamte nur darauf bedacht, sich in seiner Stellung zu behaupten. — „Die Finanzverwaltung ist so schlecht und das Geld so rar, daß man mit den Zahlungen überall im Rückstand ist und daß man fast dem ganzen Civilpersonal die Gehalte achtzehn Monate lang schuldig geblieben ist." — Die Zügellosigkeit der Armee, besonders der Garden, nehme mit jedem Tage zu. — Der Handel verfalle, weil die in Petersburg ansässigen fremden Kaufleute sich schutzlos den raffinirten Chikanen der Beamten und vielfachen Betrügereien ausgesetzt sähen. — Der Grund der vielfachen Uebel liege in der Unordnung und Unredlichkeit, die in allen Behörden walten, in dem allgemein gewordenen „Raubsystem".*) Die Berichte der anderen fremden Gesandten sind ähnlichen Inhalts.

Die Magnaten hatten dann auch noch besondere Gründe der Unzufriedenheit, die ihnen näher lagen und sie unmittelbarer bewegten. Sie waren unzufrieden, weil die Revolution, ohne sie bewirkt, ihnen auch keinen Vortheil gebracht hatte; weil die Regierungsgewalt aus den Händen der Deutschen in die Hände einer Anzahl Leute von unbedeutender oder selbst niedriger Herkunft überging, die lediglich Elisabeths in keiner Weise begründete Gunst erhob. Der Unwille dieser Herren wurde täglich, ja fast stündlich, von neuem gereizt durch die Insolenz der Garde-Soldaten, besonders der berüchtigten dreihundert von der Leibcompagnie, die sich als Herren Rußlands betrachteten und in jeder Weise ihres Daseins froh werden wollten. Diese Soldaten erschienen nach Belieben in den Häusern der Reichen, um unter irgend einem Vorwand Geld und Bewirthung zu verlangen, und niemand wagte sie abzuwehren. — Auch wurden, zum Verdruß der Altrussen, nicht alle Deutsche aus den öffentlichen Stellungen zweiter Ordnung verdrängt. Denn Bestushew, der einen großen Theil

*) Hermann V. 7.

eines Lebens bei Gesandtschaften in der Fremde zugebracht hatte und in er Welt Bescheid wußte, war zu klug, um nicht einzusehen, daß die Deutschen vor der Hand gar nicht zu entbehren seien, wenn die Dinge überhaupt gehen sollten. Da regte sich in den Nachkommen der Bojaren ieder das Verlangen, das unter der Kaiserin Anna ein Jahrzehnt über schlummert hatte, an die Stelle der zarischen Selbstherrschaft die unbecenzte Macht einer Oligarchie nach schwedischem Vorbild zu setzen. Unmittelbar zeigte sich eine Partei, die Bestushew nicht als einen der Ihrigen nerkannte, der dieser Staatsmann noch zu viel vom Deutschen an sich atte. An ihrer Spitze stand der General-Procuror des Senats, Fürst rubetzkoy.

Diese Partei konnte den Sieg davon tragen, und bei der Unzuverlässigkeit der Kaiserin hielten es andererseits Bestushew und die Geistlichkeit nicht für unmöglich, daß die Fremden wieder Einfluß gewannen. Lestocq, ein Protestant, und La Chetardie vermochten ohnehin sehr viel, nd wenn nun vollends die Kaiserin, die erst dreiunddreißig Jahre zählte, ich mit irgend einem abenteuernden fremden Prinzen vermählte! — mit inem Mann, wie der Marschall von Sachsen war, oder der portugiesische Infant Don Manuel, die beide um Anna Iwanowna geworben hatten! Dem suchte natürlich die Geistlichkeit vorzubeugen, damit der Gang der Dinge, der ihr so wohl gefiel, keine Wandlung erfuhr, und Bestushew seinerseits war darauf bedacht, seine eigene Stellung dadurch zu sichern, daß er sich mit dem Kosacken Alexey Rosum eng verbündete und befreundete, und dann dessen Stellung zu einer unerschütterlich gesicherten machte.

Dieser Kosack war natürlich, in den Grafen Alexey Grigoriewitsch Rasumowsky verwandelt, ein sehr reicher und vornehmer Herr geworden, Ritter der höchsten russischen Orden, Oberjägermeister, zuletzt Feldmarschall. Er war dabei ein sehr gläubiger und gehorsamer Sohn der orientalisch-rechtgläubigen Kirche, und was auch seinen Werth hatte, ein gutmüthiger harmloser Mann, den ein gewandter Diplomat nicht zu fürchten brauchte, da er selbst recht gut wußte, daß er nichts konnte, als was seit lange schon nicht mehr von ihm verlangt wurde, nämlich die Responsen singen in der Kirche. Demgemäß verlangte auch Rasumowsky nichts weiter als die guten Dinge, die ihm der Himmel beschеert hatte, in sorgloser Ruhe zu genießen; nicht entfernt trachtete er danach, sich etwa an die Spitze der Regierung zu stellen. Ein solcher unschätzbarer Mann mußte in seiner Stellung gesichert werden, auch für den Fall, daß die wandelbare Neigung der Kaiserin auf einen Anderen übertragen wurde. Bestushew und die Geistlichen bewogen Elisabeth sich — wie es scheint im späten Herbst 1742 — mit Rasumowsky zu vermählen. Damit war denn auch jede Möglichkeit einer anderen, unerwünschteren Vermählung abgeschnitten.

Daß sie sich sorgfältig zu wahren habe, daran wurde die Kaiserin Elisabeth sehr bald und wiederholt gemahnt. Schon im Sommer 1742

wurde in Moskau eine Verschwörung, wie man sagt zu Gunsten der Großfürstin Anna Leopoldowna, entdeckt. Es ist darüber nichts weiter bekannt geworden, als daß eine Menge Mitschuldiger ganz in der Stille hingerichtet wurden. Ein Kammerlakai der Kaiserin und zwei Garde-Offiziere wurden öffentlich mit der Knute bestraft, und dann zu lebenslänglicher Gefangenschaft nach Sibirien verbannt, — nicht ohne, daß man dem Lakaien vorher die Zunge ausgerissen, den Offizieren die Nasenflügel aufgeschlitzt hatte.

Sogar die dreihundert Grenadiere von der berüchtigten Leib-Compagnie wurden schwierig. Sie glaubten sich nicht genügend belohnt, obgleich man ihnen als neuen Edelleuten Landgüter und leibeigene Bauern geschenkt hatte, und sie wurden unwillig, als man ihnen nicht mehr, wie in der ersten Zeit, Alles und Jedes wollte hingehen lassen. Ihrer vierzehn — von denen einer in vielsagendem Sinn zu den „geheimen Favoriten" der Kaiserin gerechnet wurde — ein Kammerlakai und ein kaiserlicher Tafeldecker wurden — im März 1743 — verhaftet, wie vorgegeben wurde, nur loser Reden wegen. Wie aber die fremden Gesandten unter der Hand erfuhren, handelte es sich wieder um eine Verschwörung zu Gunsten Anna Leopoldownas und ihrer Familie. Der Hof war sehr erschreckt; der ewig betrunkene Oberstallmeister Fürst Alexander Borissowitsch Kurakin, der zusammt Lestocq als Anhänger Frankreichs bei der Gelegenheit erschlagen werden sollte, wagte längere Zeit nicht die Nächte in seinem eigenen Hause zuzubringen, und die Kaiserin selbst wachte eine Zeit lang die Nächte über von Gesellschaft umgeben, und schlief nur am Tage.

Die Vorstellung, daß Verschwörungen im Werke seien, um sie, man könnte wohl sagen in gewohnter Weise, zu stürzen, war der Kaiserin in solchem Grade gegenwärtig, daß man sie auch mit Erfindungen von vorgeblichen Anzettelungen der Art schrecken, daß ihre Vertrauten ihre Angst benützen konnten, um ihre persönlichen Feinde zu verderben, und die „gütige" — aber rohe — Elisabeth zu furchtbaren Grausamkeiten zu bewegen.

Oesterreich und Frankreich, während des österreichischen Erbfolge-Krieges, wie früher seit zweihundert Jahren, mit einander verfeindet, stritten um den leitenden Einfluß am russischen Hof, Bestushew stand an der Spitze der österreichischen, Lestocq an der Spitze der französischen Partei, beide nicht blos aus politischen Gründen, sondern nebenher auch gut bezahlt. Da Bestushew ein wirklicher Staatsmann war und Lestocq nicht, schien die österreichische Partei das Uebergewicht zu gewinnen, da war denn Lestocq unter der Leitung des französischen Gesandten darauf bedacht, seinen Gegner ganz und für immer zu beseitigen, und als Mittel dazu sollte eine angebliche Verschwörung dienen, die als von dem österreichischen Gesandten, Marchese Botta, und dem Kanzler Bestushew geleitet, dargestellt wurde. Lestocq, obgleich ein Fremder, fand einen Verbündeten an dem

rer der Alt-Russen, dem Fürsten Trubetzkoy. Das war nicht unbe-
end, denn Trubetzkoy war bemüht gewesen, sich in den Reihen der
lichkeit und unter den Garde-Offizieren einen Anhang zu bilden, und
ßt sich auch erklären, daß er sich bereit finden ließ auf ein solches
dniß einzugehen, da auch er in Bestushew seinen Gegner sah, so gut
Lestocq. — Den einzigen Anhaltspunkt zu einer „Untersuchung" gaben
dachte, gewagte Reden eines jungen Lapuchin, der Kammerjunker
der Regentin Anna Leopoldowna gewesen, seiner Mutter und der
ahlin des Hofmarschalls Bestushew, ferner der Umstand, daß die
e Mutter des Kammerjunkers Lapuchin eine Gelegenheit benützt hatte,
n ehemaligen Verehrer Löwenwolde einen freundlichen Gruß und
te des Trostes an den Ort seiner Verbannung zu senden. — Sie
en nebst einigen anderen Verhafteten vor eine Commission gestellt,
us Lestocq, Trubetzkoy — und dem zu dergleichen Dingen stets be-
n, unermüdlichen General Uschakow bestand, und es half ihnen nichts
sie ihre wirklichen Vergehen sofort eingestanden, denn man wollte
ändnisse über eine Verschwörung haben, an deren Spitze der Kanzler
ushew und der Marchese Botta stünden. — Die Damen wurden auf
Folter gespannt, um weitere Aussagen zu erzwingen; den jungen
chin ließ die gütige Elisabeth in ihrer Angst in ihrer Gegenwart
ten: eine furchtbare, den Körper zerfleischende Marter, die nicht etwa,
wohl geschieht, mit Hieben der kurzen Kosacken-Peitsche verwechselt
den darf. Obgleich die Kaiserin dem zarteren Geschlecht angehörte, er-
ten ihre Nerven doch diesen entsetzlichen Anblick. — Aussagen gegen
Marchese Botta wurden, zunächst auf einem eigenthümlichen Umwege
eigeschafft, der wenigstens sehr deutlich erkennen ließ, von wo diese
igue ausging. Botta hatte nämlich Petersburg bereits seit acht Mo-
n verlassen, um als österreichischer Gesandter nach Berlin zu gehen.
Berlin aus schrieb nun der dortige französische Gesandte, de Valory,
m Collegen d'Allion in Petersburg, Botta habe dort, in Berlin, im
räch geäußert, die gegenwärtige Regierung in Rußland werde sich nicht
en können, auch sei er bemüht, den König von Preußen für eine neue
olution in Rußland zu Gunsten des braunschweigischen Hauses zu ge-
nen. — Den Angeklagten wurde endlich auch begreiflich gemacht, daß
as eigene Schicksal mildern könnten, wenn sie gegen Botta aussagten,
so sollen sie am Ende denn auch wirklich „gestanden" haben, daß
ta sie zur Befreiung des armen Iwan Antonowitsch aufgefordert habe.
Das gemilderte Schicksal, das sie sich dadurch bereiteten, bestand
n, daß sie, zum Tode durch das Rad verurtheilt, zur Knute und
irien begnadigt wurden. Den Damen Lapuchin und Bestushew, dem
ahl der Ersteren, General Lapuchin, und ihrem Sohn wurden außer-
die Zungen ausgerissen. — Ueber Botta wurde natürlich Wehe ge-
n, und Maria Theresia suchte den russischen Hof dadurch zu beruhigen,

daß sie diesen Diplomaten einer Haft unterwarf, die dauern sollte, bis Elisabeth ihn begnadigte, was bald geschah.

Doch währte der Triumph Lestocqs und der französischen Gesandtschaft nicht lange. Bestushew war unberührt geblieben und er wußte sich zu rächen. Er ließ die Briefe des französischen Gesandten erbrechen und entziffern, bewies der Kaiserin aus diesen Briefen, daß seine Gegner an Frankreich verkauft seien, und was seinen Eindruck nicht verfehlte, daß La Chetardie, der wieder an die Spitze der französischen Gesandtschaft getreten war, sich in seinen Berichten sehr kühne Aeußerungen über Elisabeths triviale Rohheit und ihren unsauberen Lebenswandel erlaubt habe. — In Ihrem Zorn that Elisabeth, was Bestushew vorschlug; La Chetardie wurde, von Moskau aus, wo der Hof zur Zeit weilte, wie ein gemeiner Verbrecher mit militärischer Begleitung über die Grenze geschafft. Das ging, weil er sein Beglaubigungsschreiben noch nicht überreicht, seinen Charakter als Gesandter noch nicht geltend gemacht hatte, er hielt es wohl für seine Pflicht, sich die Sache gutwillig ohne Widerrede gefallen zu lassen, um nicht einen unheilbaren Bruch zwischen seinem Hof und dem russischen herbeizuführen, und auch die französische Regierung erachtete es unter den damaligen Umständen nicht angemessen, das Ereigniß übel zu nehmen. — Elisabeth zeigte sich bei dieser Gelegenheit verschwenderisch in Belohnungen — Bestushew, bisher Vice-Kanzler, wurde Groß-Kanzler, und Worontzow nahm seine Stelle als Vice-Kanzler ein. Lestocq aber, obgleich von der Kaiserin mit einem gewissen Mißtrauen angesehen, wurde doch erst drei Jahre später von seinem Schicksal — Tortur, Knute, Einziehung seines Vermögens, das seinen Richtern geschenkt wurde, und Verbannung nach Ustiug im Norden — ereilt; dann aber auf bloße Verdächtigungen hin, als habe er in sträflicher Verbindung mit dem preußischen und schwedischen Gesandten gestanden, ohne Beweise verurtheilt.

Mancher Grund der Unzufriedenheit, der neu hinzu kam, erregte besonders für die Zukunft ernste Bedenken. Elisabeth ernannte ihren Neffen, den Sohn ihrer älteren Schwester, den Prinzen Karl Peter Ulrich von Holstein-Gotorp, der, zur griechischen Kirche übergetreten, der Großfürst Peter Fedrowitsch wurde, zum Thronfolger. Das war eine Nothwendigkeit, nicht eine Wahl zu nennen, da doch nur von diesem oder dem unglücklichen Iwan Antonowitsch die Rede sein konnte; aber die Nothwendigkeit war keine glückliche, denn der nunmehrige Großfürst war, wie körperlich, so auch von Geist und Charakter schwach, wenig geeignet, der in Rußland gährenden rohen Elemente Herr zu werden und zu bleiben. Er zeigte eigentlich nur für Soldaten-Spielereien und den sogenannten Gamaschen-Dienst Interesse, eine Leidenschaft sogar, die er von seinem Vater geerbt hatte, und daran war man zur Zeit in Rußland nicht gewöhnt, sogar zu wenig gewöhnt. Bedenklich aber mußte es erscheinen, daß der Prinz ein Fremder in Rußland blieb und bleiben wollte; so jung

r auch in das Land gekommen war, sein Geist gewöhnte sich nicht dort-
in. Er betrachtete sich fortwährend vorzugsweise als Prinzen von Hol-
tein, und die Thronfolge in Rußland als Nebensache, die nur insofern
Werth für ihn hatte, als ihm dereinst in Folge dieses Verhältnisses die
Macht des großen Reichs zu Gebote stehen würde, um die Rache seines
auses an der Krone Dänemark zu üben, und den gottorpischen Antheil
on Schleswig wieder zu erobern. Er schien diesen Krieg vorzubereiten,
ndem er ein kleines Corps holsteinischer Truppen, das aus wenigen
undert Mann in vielen Regimentern bestand, in Rußland errichtete und
amit spielte. Außerdem beging er die noch größere Thorheit, seine Ver-
hrung alles russischen Wesens und der griechischen Kirche geflissentlich
r Schau zu tragen, selbst wo gar keine Veranlassung dazu vorlag.
liche Nation würde nicht durch ein solches Betragen erbittert? Man
ute in der That der Zukunft, die das Wesen des Großfürsten ankün-
, nur mit Besorgniß entgegen sehen. In den maßgebenden Kreisen
e denn auch mancher befürchten, die Interessen seiner Selbstsucht
rdet zu sehen. So nahm denn Peter Fedrowitsch eine Stellung ein,
r leicht die bewaffnete Macht, die Geistlichkeit, und in Moskau selbst
lenge des Volks gegen ihn aufzubieten war. Sein unbestreitbares
hatte in Rußland wenig zu bedeuten, und daß er Peter des Großen
war, brachte er selber in Vergessenheit.

Auch seine Vermählung schien daran zunächst nichts zu ändern.
eth war natürlich darauf bedacht, ihren Neffen bald zu vermählen,
wünschte die Hand einer preußischen Prinzessin — der ältesten
ster Friedrichs des Großen — für ihn. Zu gleicher Zeit bemühte
r sächsische Hof, die Wahl auf eine Prinzessin des sächsischen Hauses
en, und bezahlte sogar etwas übereilt Bestushew zum Voraus dafür.
Friedrich sagt uns selbst, daß eine solche Verbindung des sächsischen
, das zugleich die polnische Krone trug, mit Rußland, für Preußen
rwünscht sein konnte, daß er aber ebensowenig eine preußische Prin-
„aufopfern" wollte, um sie zu verhindern, und daß er deshalb die
r eines preußischen Generals, eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst
b, die wirklich Gemahlin Peters III. und später — was damals
niemand ahnte — die Selbstherrscherin Katherina II. wurde. Aber
sehr jung, als sie nach Rußland kam, man sah in ihr eine Fremde,
e für unbedeutend, und niemand rechnete auf sie.

So waren denn zunächst alle geheimen Umtriebe und Verschwörungen
gerichtet, dieses fremdländische Paar von der Nachfolge auszu-
n und Iwan Antonowitsch aus dem Kerker auf den Thron zu
t. Wie man einerseits Elisabeth, um mißliebige Persönlichkeiten zu
en, mit Verschwörungen schreckte, die es nicht gab, wurden dann
ndererseits wirkliche Anschläge berathen, von denen sie nichts erfuhr.
So im Sommer 1749, als die Kaiserin zu Moskau einen Krankheits-

Anfall hatte, der ernstlich für ihr Leben fürchten ließ. Der dänische Gesandte, Graf Lynar, den seine Beziehungen zu Bestushew in Stand setzten, gut unterrichtet zu sein, und dem die Sache, Schleswigs wegen, mehr als jedem Anderen wichtig war, schreibt darüber, daß der Fall in der Stadt, wie am Hof eine sehr große Bewegung hervorgerufen habe. „Die ganze Nacht fanden Versammlungen und geheime Berathungen statt, in denen die vornehmsten Minister und Offiziere übereinkamen, daß man sich, sowie die Kaiserin verschieden wäre, der Personen des Großfürsten (Peter Fedrowitsch) und der Großfürstin (Katherina) versichern und den Prinzen Iwan als Kaiser ausrufen wolle." — Lynar fügt hinzu, die Zahl der Betheiligten sei sehr groß, und nennt zwar niemanden bei Namen, auch Bestushew nicht — deutet aber schon durch die Worte, die vornehmsten Minister (les principaux ministres) auf ihn, und dann auch wieder in einem Nachsatz des Inhalts, daß er glaube, Diejenigen namentlich hätten Antheil an dem Complot genommen, die keine Ursache hätten, persönliche Gunst von dem Großfürsten zu erwarten. (Je soupçonne beaucoup de gens d'avoir été du complot, surtout ceux qui ont raison de se méfier du grand-duc et qui naturellement se promettent plus de faveur de la part d'un prince à l'élévation duquel ils auraient contribué.) — Bestushews gespanntes Verhältniß zu dem Großfürsten war bekannt.

Niemand glaubte sich durch das eben bestehende Gesetz gebunden, oder durch den Willen der Kaiserin und den eidlich zugesagten Gehorsam. Weder die Thronfolge-Ordnung Katherinas I. noch die eigenen Verfügungen Elisabeths wurden irgend berücksichtigt; niemand gedachte einer Pflicht; nur Interessen wurden erwogen, nur Gründe der Zweckmäßigkeit wurden geltend gemacht. Doch blieb es für diesmal bei Berathungen und Reden ohne Folgen, da die Kaiserin sich wieder erholte.

Später änderte sich dann die Scene; Bestushews Pläne nahmen eine andere Wendung, nachdem die Großfürstin Katherina Mutter eines Sohns, des nachherigen Kaisers Paul Petrowitsch, geworden war. Schon von dem Augenblick an, wo ein solches Ereigniß gehofft werden konnte, suchte Bestushew sich mit der bisher angefeindeten Großfürstin zu befreunden, was ihm auch gelang und seine Absicht war nun den Großfürsten Peter von der Thronfolge auszuschließen, den neugeborenen Prinzen zum unmittelbaren Nachfolger Elisabeths zu machen und Katherina zur Regentin während dessen Minderjährigkeit.

Zwei Wege zu diesem Ziel schienen sich zu bieten und so weit sich aus allem, was bekannt geworden ist, folgern läßt, hat Bestushew je nach den Umständen, bald den Einen, bald den Anderen in das Auge gefaßt. In wenigstens der Form nach gesetzmäßiger Weise konnte der Zweck erreicht werden, wenn Elisabeth sich bewegen ließ, den Prinzen Paul zu ihrem unmittelbaren Nachfolger zu ernennen. Das mußte sehr thunlich scheinen, da die Kaiserin mit ihrem Neffen und seinem Betragen keines-

gs sehr zufrieden war, dennoch aber erwies es sich unmöglich. Elisabeth
tte eine solche kindische Furcht vor dem Tode, daß ihr niemand von
em Ende als von einem möglichen Ereigniß sprechen durfte; nichts
nnte sie bewegen bei einer solchen Vorstellung zu verweilen und ernstlich
gehend zu erwägen, was für den Fall zu verfügen sein möchte. So
eb denn nur der zweite Weg: der einer gewaltsamen Revolution mit
ilfe der Garden, wie Rußland deren schon so viele erlebt hatte. War
an gehörig vorbereitet, so konnte es keine großen Schwierigkeiten haben,
n Großfürsten in dem Augenblick gefangen zu nehmen, wo die Kaiserin
schied und daß ganz Rußland sich ohne Widerrede dem unterwarf, den
e geglückte That zum Herrn der Lage machte, das wußte man aus
hrfacher Erfahrung.

Und doch, so leicht das Alles schien, so leicht es wirklich war, führte,
an auch nicht dieser Plan selbst, doch eine Uebereilung, die sich Be-
schew zu Schulden kommen ließ, als er den Augenblick der Ausführung
ommen glaubte, seinen Sturz herbei. Es war eine Uebereilung, die
) nicht wohl befriedigend erklären ließ und auch die mit Rußland ver-
ndeten Mächte verletzte, weil sie störend in die auswärtige Politik ein-
ff. Eben weil innere und äußere Politik Rußlands sich in solcher
eise gegenseitig bedingten, müssen wir hier etwas näher auf den Gang
r auswärtigen Beziehungen des Reichs eingehen.

Der Krieg mit Schweden, den Elisabeth vorfand, war allen Menschen
nbequem und da es sich darin um die Vertheidigung der verhaßten bal-
schen Provinzen handelte, nichts weniger als populair in Rußland. Auch
chte die neue Kaiserin ihm so schnell als möglich ein Ende zu machen
d das erste Mittel, zu dem ihr Cabinet in dieser Absicht griff, war
ar von einer Naivität, deren Gleichen erst in unseren Tagen wieder
kommen sollte. Die russische Regierung berief sich nämlich auf das
anifest des Generals Löwenhaupt und wollte es dahin verstehen, daß
chweden den Krieg nur unternommen habe, um die russische Nation
n dem Joch der Fremden zu befreien und Elisabeth Petrowna auf den
ron ihrer Väter zu erheben; dies Ziel sei nun erreicht, folglich habe
r Krieg keinen Zweck mehr und sei gleichsam in sich erloschen. Da das
Stockholm doch nicht ganz genügend gefunden wurde, war Elisabeth
dem Bewußtsein, daß sie selbst und ihr Anhang die Schweden zum
ieg aufgefordert hatten, trotz des siegreichen Treffens bei Wilmanstrandt
ar bereit der schwedischen Regierung eine Geldentschädigung für die
iegskosten zu zahlen, um nur schnell abzuschließen. Aber die Schweden
hneten auch unter den veränderten Umständen noch auf ihre früheren
rbindungen in Rußland, auf die Gesinnung der Altrussen, die gern
e fremden Elemente und Provinzen abgeschüttelt hätten und vergaßen
rüber das Mißverhältniß der Macht, das einen Eroberungskrieg gegen
ßland für Schweden in seiner damaligen Verfassung zu einer Aben-

teuerlichkeit machte. Sie vergaßen, daß es nicht ihre Waffen gewesen waren, die Elisabeth auf den Thron erhoben hatten und daß diese Fürstin sich eben deshalb nicht durch die unbestimmten Versprechungen gebunden glauben konnte, die sie selbst oder La Chetardie in ihrem Namen gemacht haben mochten, als sie ihre Erhebung von Siegen des schwedischen Heeres erwartete. Schweden forderte die Ostsee-Provinzen, so einleuchtend es auch sein mochte, daß eine Tochter Peters des Großen und ein Staatsmann wie Bestushew, der doch auf Rußlands Bedeutung in Europa Werth zu legen wußte, sie unter diesen Bedingungen nicht aufgeben konnten.

So erzwang gewissermaßen Schweden die Fortsetzung des Krieges — zu seinem Schaden; bald sah sich das schwedische Heer bei Helsingfors eingeschlossen und genöthigt, die Waffen zu strecken; ganz Finnland war in den Händen der Russen, und da regte sich in den Kreisen der russischen Regierung der Wunsch das Land auch zu behalten. Das war sehr natürlich, da es wirklich in vielen Beziehungen als unbequem, in einigen sogar als bedenklich empfunden wurde, daß die schwedische Grenze der Hauptstadt des russischen Reichs so nahe lag. Jetzt war in den russischen Proclamationen davon die Rede, Finnland von dem schwedischen Joch zu befreien.

Da der in Schweden regierende Zweig des Hauses Wittelsbach mit der Königin Ulrike Eleonore ausstarb, der Schwester Karls XII., deren Ehe mit dem Landgrafen von Hessen kinderlos geblieben war, suchte sich die eine Partei in Schweden dadurch zu helfen, daß sie den Prinzen Peter von Holstein-Gotorp zum König erwählte; diese Wahl aber wurde von Seiten Rußlands abgelehnt. — Warum die russische Regierung doch schließlich nicht auf dem Besitz des eroberten Finnlands bestand, ist aus den bisher bekannten Quellen nicht eigentlich zu ersehen, man verzichtete aber darauf und Schweden erhielt einen leidlichen Frieden unter der Bedingung, daß es den nächsten Vetter des Großfürsten Peter, den Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Gotorp zu seinem König wählte. Um diesen Preis gab Rußland das eroberte Finnland zurück, bis auf Kymengard und die Festung Nyslot — im Ganzen einen Bezirk von 109 Quadratmeilen, der mit dem Reich Elisabeths vereinigt wurde.

Durch die Krönung Adolf Friedrichs war freilich die Wahl des Kronprinzen von Dänemark zum König von Schweden und die Vereinigung der drei skandinavischen Reiche hintertrieben, die eine Partei beabsichtigt hatte. Es schien ferner der überwiegende Einfluß Rußlands in Schweden wenigstens für die nächste Zukunft gesichert; doch aber ist der Friede auf solche Bedingungen kaum zu erklären, da die russische Regierung sich dann doch im Lauf der folgenden Jahre, als die Gelegenheit versäumt war, wieder in unbestimmter Weise mit dem Gedanken an eine Eroberung Finnlands beschäftigt zu haben scheint.

Wenigstens ist ein Schreiben der Kaiserin Elisabeth (vom 22. Nov.

) an den späteren Grafen Nikita Iwanowitsch Panin, ihren Ge-
ten in Stockholm, bekannt geworden, das wörtlich lautet:
„Die Auseinandersetzungen des Raths Fridenstiern (eines von Ruß-
d bezahlten Schweden), daß das Fürstenthum Finnland das Recht habe,
en eigenen Reichstag zusammenzuberufen, sowie die von Ihnen hinzu-
fügten Bemerkungen, ob es nicht möglich sei diese Nation (die Finn-
länder) ganz von der Herrschaft Schwedens abzusondern, oder besser noch
mit Unserem Reich zu vereinigen, sind sehr gegründet; sie stimmen so mit
unseren Absichten überein, daß die während des letzten Krieges von unserer
Seite dort veröffentlichten Manifeste in demselben Sinn verfaßt waren."
Auch wurde am 5./16. August 1749 ein geheimes Bündniß zwischen
Rußland und Dänemark geschlossen, durch das sich beide Mächte ver-
pflichteten, ihre Armeen und Flotten im gemeinschaftlichen Kriege gegen
Schweden zu verwenden und Rußland zum Voraus darein willigte, daß
Dänemark sich als künftige Barriere gegen Schweden jenseits des Sundes
die schwedischen Provinzen Schonen, Halland und Bahuslähn aneigene.*)
Aber wie es unter dieser Regierung überhaupt nicht sehr planmäßig
ging, geschah dann doch nichts weiter in diesem Sinn und bald wurde
Rußlands auswärtige Politik von fremder Hand in ganz andere Bahnen
geleitet. Das Bündniß zwischen Frankreich und Oesterreich, das der
österreichische Staatsmann Kaunitz nach jahrhunderte langem Zwist der
Häuser Valois-Bourbon und Habsburg herbeizuführen wußte, übte seinen
Einfluß auch in Petersburg. Beide Höfe, Wien und Versailles verfolgten
nun, eng verbündet, am Sitz der russischen Regierung ein und dasselbe
Ziel und sie beherrschten die auswärtige Politik dieser Regierung um so
leichter, da Bestuschew ohnehin dem österreichischen Hof ergeben und gegen
Preußen feindlich gesinnt war. — Rußland hatte sich unter seiner Leitung
schon 1746 — als das Haus Habsburg noch mit Frankreich verfeindet
war — in den geheimen Artikeln eines Bündnisses mit Oesterreich zur
Hülfeleistung gegen Preußen verpflichtet. Zehn Jahre später im entschei-
denden Augenblick hätte er gern — für englisches und preußisches Geld
und auch aus anderen Gründen — den Krieg hintertrieben, oder den
Antheil Rußlands daran auf die Absendung eines mäßigen Hülfscorps
beschränkt, oder endlich in bewaffneter Neutralität den Vortheil Rußlands
wahrzunehmen gesucht, aber er war schon zu weit gegangen, um eine solche
Wendung nehmen zu können. Besonders da er nicht mehr ganz Herr
der Situation war, eine ihm feindlich gesinnte, Frankreich ergebene Partei
und die persönliche Gesinnung der Kaiserin ihm im Wege standen. So
wurde denn Rußland, den Interessen Oesterreichs dienstbar, in den sieben-
jährigen Krieg gegen Friedrich den Großen hineingezogen, der wenigstens
vorläufig zur Zeit für das nordische Reich keinen rechten Sinn hatte, daß

*) Bartenjew, das achtzehnte Jahrhundert, IV. 89—90.

er Ziele verfolgte, die dem Geist und Streben der Regierung Eli[redacted] nicht entsprachen. Denn hatte dieser Krieg einen glücklichen Erf[redacted] führte er zu einem Ergebniß, das der Mehrzahl der Russen un[redacted] erwünscht sein konnte. Ost-Preußen war dann der Antheil an der [redacted] ßischen Beute, den die russische Regierung sich möglicher Weise an [redacted] konnte und der ihr endlich (1760) auch versprochen wurde. Da[redacted] aber eine mächtige Verstärkung des deutschen Elements im russischen [redacted] selbst gewesen, während den Russen schon die Baltischen Provinzen u[redacted] Einfluß zu viel waren.

Doch, lag dieser Krieg auch ganz außerhalb der Interessen de[redacted] sischen Reichs, so wußten doch Bestushew und die anderen einflußreich Herren recht gut, warum sie ihn, der Eine ungern, die Anderen [redacted] Willen, führen ließen und für die Kaiserin Elisabeth war ein persönlich Grund den König von Preußen zu bekämpfen, längst dadurch geschaffe daß man ihr die gerechten, das heißt wegwerfenden Bemerkungen hinte bracht hatte, die König Friedrich sich über ihren unsauberen Lebenswand erlaubte. Elisabeth war auf das äußerste gegen ihn erbost und spra besonders mit Abscheu von seiner Gottlosigkeit. — Sie selbst war, w bekannt, sehr gottesfürchtig. Es war auch sonst in dieser reinen Atm sphäre, die Elisabeth umgab, wohl von dem „schlechten Herzen" Kön Friedrichs die Rede. Das beleidigte Selbstgefühl der Kaiserin zu räche mußte Rußland diesen Krieg führen, mit einem Aufwand an Geld u Menschen, den das damals an beiden arme Reich wohl eigentlich nicht leichthin und ohne ernsten Zweck machen durfte.

Das russische Heer zog (1757) unter dem nicht nur unfähigen, so dern selbst in Beziehung auf seinen persönlichen Muth übel berüchtigte Feldmarschall Apraxin nach Preußen und zeigte sich zwar sehr tapfer, ab in jeder Beziehung vernachlässigt und in hohem Grade unbeholfen. erwies sich, daß es für Rußland doch noch nicht an der Zeit sei, die Hü der Fremden abzulehnen. Vorzugsweise auf Betreiben des alten Fe marschalls Dolgoruky waren die fremden Offiziere gekränkt und zurückgese worden, bis sie ihren Abschied nahmen. So verlor die russische Arm an Keith und Löwendal Heerführer, die durch Feldmarschälle wie Apra und Salthkow nur sehr mittelmäßig ersetzt waren. Selbst unter den jü geren Offizieren, die sich zurückzogen, waren die beiden künftigen öst reichischen Feldmarschälle Lacy und Laudon. — Es war wohl Uebertreibun wenn der englische Gesandte Williams aus Petersburg meldet: „Die Russ haben wenig Geld und nicht zehn gute Offiziere in ihrem ganzen Heer — gewiß aber ist, daß sich in der Führung dieses Heeres ein großer Man an militairischer Einsicht und Kenntnissen verrieth.

Eine fast vierfache Ueberlegenheit und eine Uebereilung des preußisch Heerführers Feldmarschall Lehwald, verschafften der russischen Armee un Apraxin im ersten Feldzug 1757, den Sieg in der Schlacht bei Gr

Jägerndorf; aber anstatt diesen Sieg zu benützen, trat Apraxin während einer bedenklichen Krankheit der Kaiserin Elisabeth eilig den Rückzug aus Ostpreußen an und als die Kaiserin sich wieder hergestellt fühlte, führte dies befremdende Ereigniß den jähen Sturz Bestuschews herbei.

Die Einzelnheiten der Intriguen, die diese Reihe von Ereignissen herbeiführte, wird wohl nie vollständig aus den Acten ermittelt werden können, schon weil sowohl Bestuschew als Apraxin in dem Augenblick, wo sie verhaftet wurden, Zeit und Besonnenheit genug behielten, einen großen Theil ihrer Papiere zu vernichten, namentlich Alles, was gegen die Großfürstin Katherina zeugen konnte und dann auch, weil der russische Hof auch in diesem Fall wieder sein altes System befolgte, in Beziehung auf die Verurtheilung eines Staatsmannes niemals die Wahrheit, niemals die wirklichen Gründe bekannt zu machen, durch die sie herbeigeführt war. In Ermangelung solcher Anhaltspunkte ist es natürlich schwer in diesem endlosen Gewebe von Lug und Trug, in dem sich Alles um persönliche Interessen drehte, in dem jeder Betheiligte ohne Ausnahme eine unredliche Doppelrolle spielte und keiner die Wahrheit sagte, den leitenden Faden zu finden — unmöglich jede Einzelnheit zu ergründen oder jede einzelne Aeußerung auf ihren wahren Werth zurückzuführen. Es ist die Frage, ob selbst vollständigere Mittheilungen aus den französischen Archiven als bisher bekannt geworden sind, uns viel weiter führen würden, denn aus dem Wenigen, was z. B. durch Stuhr von den Berichten der französischen Diplomaten in die Oeffentlichkeit gekommen ist, müßte man glauben, daß es dem französischen Gesandten so wenig wie dem englischen gelungen war, das Getreibe am russischen Hof ganz zu durchschauen, daß beide vielmehr vielfach getäuscht wurden.

Daß Bestuschew das russische Heer nicht dem Großfürsten Peter Fedrowitsch und seinem Enthusiasmus für Preußen und Friedrich zu Liebe, nicht um Preußen zu schonen vom Kriegsschauplatz zurückrief, wie in früherer Zeit gesagt und geglaubt worden ist, das braucht jetzt nicht mehr nachgewiesen zu werden. Ebensowenig aber darf der Grund dessen, was von Rußlands Seiten geschah und nicht geschah, in irgend welchen Gründen internationaler Politik gesucht werden; das hieße sowohl Elisabeth selbst überschätzen, als die Menschen, die sie umgaben und sie für mehr nehmen als sie waren.

Wie die Verhältnisse lagen, waren doch zuletzt immer Gemüthsregungen der Kaiserin entscheidend und Alles hing davon ab, wer ihre Neigung zu gewinnen und Einfluß auf ihre Entschließungen zu gewinnen wußte. Da traf es sich denn unglücklich für Bestuschew, daß Alexey Grig. Rasumowsky für ihn nicht mehr eine so feste Stütze sein konnte wie früher. Rasumowsky hatte, seitdem Elisabeth Kaiserin und seine Gemahlin war, so gut wie früher gelegentlich andere Günstlinge neben sich dulden müssen, und auch mit dem erbaulichsten Gleichmuth geduldet; auch Bestuschew konnte

dem Leben und Treiben der Kaiserin ruhig zusehen, so lange diese Günstlinge Leute waren, die sich mit einigem Geld und anderen persönlichen Vortheilen begnügten, ohne Ansprüche auf eine Welt-Rolle zu machen. Am Ende aber fand sich einer, um den sich eine politische Partei, oder vielmehr eine politische Coterie schaarte, und von dem Augenblick an schwand Rasumowskys Einfluß, so daß er endlich nicht mehr ausreichend war, seinen Freund zu halten.

Dieser neue Günstling war der Kammerpage Iwan Iwanowitsch Schuwalow, der 1749 zum Kammerjunker ernannt wurde. Er selbst scheint ein nicht gerade bedeutender junger Mann von einfachem Charakter gewesen zu sein, den ein Staatsmann um so weniger zu fürchten brauchte, da sein Interesse auf Eleganz und Belletristerei, nicht auf Politik gerichtet war. Aber er brachte zwei Vettern, ein böses Brüderpaar, Alexander und Peter Schuwalow (auch Söhne eines Iwan) zu stets wachsendem Einfluß, und wurde ihr Werkzeug. Ein hartnäckiger, jahrelanger Kampf um den gebietenden Einfluß, ja gewissermaßen um das Dasein, wurde nun zwischen Bestushew und den Schuwalows geführt, um so ernster da, wie Beispiele lehrten, die unterliegende Partei gar wohl der Knute und der Verbannung nach Sibirien verfallen konnte. Die Art und Weise aber, in der dieser Kampf geführt wurde, kann man sich kaum niedrig genug denken. So suchte Bestushew gleich im Anfang, als er die Gefahr erkannt hatte, den hübschen Kammer-Pagen durch einen Günstling seiner Schöpfung, durch einen hübschen Cadetten, Namens Beketow, zu verdrängen. Die Kaiserin wurde veranlaßt, den theatralischen Aufführungen im Cadetten-Corps beizuwohnen, da wurde ihr der junge Beketow in der günstigsten Beleuchtung vorgeführt, und er gefiel wirklich. Es wurde ihm, wie Schuwalow, eine Wohnung im kaiserlichen Palast eingeräumt, die beiden jungen Leute theilten sich eine Zeit lang in die Gunst der alternden und kränklichen Kaiserin, bis es dem bösen Peter Schuwalow gelang, den jungen Beketow bei der hohen Frau in der niedrigsten Weise zu verleumden und zu bewirken, daß er entfernt wurde. — So gewannen die Schuwalows, die unbedeutender Herkunft waren, mehr und mehr Boden. Peter Schuwalow, der sich in seiner früheren Zeit auch körperliche Mißhandlungen, Stockschläge und dergleichen, von Seiten Rasumowskys ruhig gefallen ließ, wurde General-Feld-Zeugmeister, d. h. Chef der gesammten Artillerie, und sein Bruder Alexander nahm, nach Uschakows Tode, als Präsident der Kanzlei der geheimen Angelegenheiten eine Stellung ein, deren Wichtigkeit täglich empfunden wurde. Auch hatte sich ihnen bereits der Vice-Kanzler Worontzow angeschlossen. Er war mit Bestushew ohnehin verfeindet und mochte in den Gegnern die künftigen Sieger wittern.

Bestushew wollte, wie gesagt, den Knaben Paul Petrowitsch auf den Thron setzen und Katherina zur Regentin machen; die Schuwalows hatten zur Zeit, wie es scheint, die Absicht, die Rechte des Großfürsten Peter zur

Geltung zu bringen, wozu ſie wohl ſchwerlich einen anderen Grund haben konnten, als den, daß es das gerade Gegentheil von dem war, was Bestuſhew vorhatte, und mithin am erſten ein Mittel werden konnte, dieſen Gegner zu verderben. — Bestuſhew bewirkte, daß Apraxin, ein ihm ſelbſt und der Großfürſtin Katherina ergebener Mann, den Befehl über das Heer in Preußen erhielt, und vermittelte einen Briefwechſel zwiſchen dieſem Feldherrn und der Großfürſtin. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wurde Apraxin von ihr und von Bestuſhew veranlaßt, zu zaudern und nicht weit vorzugehen. Es läßt ſich denken, daß man die Möglichkeit nicht aus der Hand geben wollte, dieſes Heer ſchleunig zurückzurufen, beſonders, da Peter Schuwalow ſich ſeinerſeits den Oberbefehl über eine 30,000 Mann ſtarke Reſerve-Armee geben ließ, die in Liefland zuſammengezogen wurde, und dem Anſchein nach kaum eine andere Beſtimmung haben konnte, als den Plänen der Schuwalows zu dienen und deren Ausführung zu ſichern, im Fall die Kaiſerin ſtarb.

Nun ſchien im Herbſt 1757 das Ende der Kaiſerin zu nahen; Bestuſhew rief Apraxins Heer aus Preußen zurück. Wie Helbig (Geſchichte Peters III.) berichtet, hätte man das Concept zu dem Rückzugs-Befehl in den Papieren des Kanzlers gefunden. Aber die Kaiſerin erholte ſich wieder — und Bestuſhew, dem die Gefahr nicht entgehen konnte, in der er nunmehr ſchwebte, veranlaßte die Großfürſtin Katherina eilig noch ein Paar Briefe an Apraxin zu richten, in denen ſie ihn mit großem Eifer zu entſchloſſenem Vorgehen gegen Preußen aufforderte. Dieſe Schreiben waren ſogar die einzigen von der Hand der Großfürſtin, die ſich in Apraxins Papieren fanden; der Feldmarſchall hatte ſie natürlich nicht mit den anderen vernichtet. Doch dieſe verſpäteten Winkelzüge blieben vergeblich; der franzöſiſche und der öſterreichiſche Geſandte (L'Hopital und Eſterhazy) arbeiteten im Bunde mit den Schuwalows an ſeinem Untergang, und ſelbſt die ruſſiſche Geiſtlichkeit wurde von ihnen zu Hülfe gerufen.

Der erſte Prälat des Reichs, der Erzbiſchof von Nowgorod Dmitry Setſchénow, fühlte ſich berufen, zur Kaiſerin zu eilen, ſie an den Willen ihrer Eltern, an die Thronfolge-Ordnung ihrer Mutter zu erinnern, und mit der Autorität ſeines geiſtlichen Amts zu ermahnen, ſie ſolle ſich nicht verleiten laſſen, dem rechtmäßigen Erben, dem Großfürſten Peter, ſein Recht auf die Krone zu nehmen.

So erfuhr Eliſabeth durch ihn, was Bestuſhew beabſichtigte.

Und doch zauderte Eliſabeth, den Kanzler zu entfernen, weil ſie niemanden in ihrer Umgebung fähig hielt, ihn zu erſetzen. Aber es gelang endlich, ſie glauben zu machen, daß ſeine Abſicht geweſen ſei, eine Thronveränderung ſchon bei ihrem Leben zu bewirken, Paul Petrowitſch zu krönen und ſie ſelbſt als Gefangene nach einem Ort wie Cholmogor, zu ſenden. Da wurde Bestuſhew zum Tode verurtheilt und aus Gnade als Staats-Gefangener auf ſeine Güter verwieſen (Ende Februar 1758). — Schon

war Apraxin, der bald darauf starb, seiner Aemter und Würden entkleidet und vom Hof verbannt, und Katherina selbst mußte sich, wie bekannt, in Demuth der Kaiserin zu Füßen werfen, um sich mit Hülfe Iwan Schuwalows, der ihr seinen Schutz gewährte, zu retten.

Dem käuflichen Bestushew folgten nun in der Regierung Rußlands der nicht minder käufliche Woronzow und die vollends ganz unersättlichen Schuwalows.

Der weitere Gang des siebenjährigen Krieges gehört natürlich nicht hierher; nur an die eigenthümliche Rolle Polens in diesem gewaltigen Kampf müssen wir im Vorbeigehen erinnern. Polen wollte neutral sein — konnte aber nicht verhindern, daß die russischen Heere durch das Land zogen, ohne diese Neutralität irgend zu berücksichtigen, ja daß sie ihr Kriegstheater, die Basis ihrer Operationen gegen Preußen auf polnischem Gebiet einrichteten, wie im eigenen Lande oder wie in einem herrenlosen Raum; daß sie sogar die polnischen Orte, in denen sie ihre Magazine anlegten, befestigten. Die Republik Polen konnte sogar einen ihrer eigenen Angehörigen, einen polnischen Magnaten, den Grafen Lubomirski, nicht verhindern, mit seinen 4000 Mann Haustruppen auf eigene Hand Krieg zu führen gegen den König von Preußen, bis ihn eine entsendete preußische Schaar mit sammt seinen Haustruppen auf polnischem Gebiet gefangen nahm. Polen war eben vollkommen unfähig, seine Pflichten gegen die Nachbarstaaten zu erfüllen.

Was nun aber die innere Verwaltung Rußlands betrifft, und die Zustände, die sich unter der Herrschaft der neuen Machthaber daraus ergaben, so lassen die Berichte aller unbefangenen Beobachter keinen Zweifel darüber, daß sie höchst trauriger Art waren. Schon aus der Zeit unmittelbar vor dem gänzlichen Sturz Bestushews, unter dem 16. October 1757, schrieb namentlich der holländische Agent, de Swart, dem Gesandten Englands am Hof Friedrichs des Großen (Mitchel) aus Petersburg:

„Die Auflösung, Unordnung und Willkür in Rußland ist furchtbar. Die Kaiserin hört und sieht niemand, als die Schuwalows, sie unterrichtet sich über Nichts, fährt fort in ihrer alten Lebensweise und hat buchstäblich das Reich der Plünderung eines jeden preisgegeben. Niemals war Rußland in einem verwirrteren, gefährlicheren, bejammernswertheren Zustande. Es ist nicht der geringste Schatten mehr übrig von Treue, Ehre, Vertrauen, Scham und Billigkeit: man sieht nichts als unbeschreibliche Eitelkeit und Verschwendung, welche zum Untergange führen. Die alten Familien und das gemeine Volk sind auf das grausamste unterdrückt durch alle diese, aus dem Nichts emporgehobenen Leute. Die Kinder der angesehensten Häuser werden gezwungen Personen der niedrigsten Herkunft zu heirathen, welche gerade in Gunst stehen u. s. w." *)

*) Raumers Beiträge II. 453.

Nicht daß nicht in Mitten dieses Verfalls hin und wieder doch auch einzelnes Fördernde geschehen wäre, das wenigstens in der Folge seine Früchte tragen konnte; der Impuls, den Peter der Große seinem Reich gegeben hatte, war so mächtig, daß Ein und Anderes der Art selbst unter der elendesten Regierung geschehen mußte, wenn Rußland sich nicht, nach dem Willen der fanatischen Alt-Russen, ganz gegen den Verkehr mit dem Westen absperrte.

Was Iwan Schuwalow, seiner Geistesrichtung gemäß, ohne Rücksicht auf die zerrütteten Finanzen des Reichs mit verschwenderischem Aufwand zu schaffen suchte, kann freilich nicht zu den Dingen gerechnet werden, durch die Rußland wirklich gefördert wurde. — Was sollten die Prachtbauten helfen, die unter der Leitung des Italieners Rastrelli im Schnörkel-Styl der Zeit ausgeführt wurden? — (Der Winter-Palast, das Smolnische Kloster, der Palast der Akademie der Künste u. s. w.) — Sie unterschieden sich sehr merklich von den einfachen Backsteinbauten nach holländischem Zuschnitt, die Peter der Große hatte ausführen lassen, und mögen sich in der Masse einstöckiger hölzerner Häuser, aus denen Petersburg damals großentheils bestand, wunderlich genug ausgenommen haben —: der Hof und das Volk aber waren um nichts gebildeter als vorher.

Auch die Akademie der schönen Künste, die 1755 auf Iwan Schuwalows Betreiben gegründet wurde, blieb ein vollkommen unfruchtbarer Luxus. Es fehlte dem Künstler in Rußland die Nation, der Schöpfungen der Kunst ein wirkliches Bedürfniß gewesen wären, ein Publikum, das ein ernstes Interesse für solche Schöpfungen gehabt hätte, und ein wirkliches Verständniß dafür. Ein solches Interesse und Verständniß fehlt dort dem Künstler auch gegenwärtig noch, und eben deshalb ist bis auf den heutigen Tag, im Lauf von zwölf Jahrzehnten, nichts Nennenswerthes aus dieser Akademie hervorgegangen. — Und doch bemüht — oder zwingt — man sich wenigstens heut zu Tage jedem unbedeutenden Werk eines Russen so geräuschvoll wie möglich einen übermäßigen Werth beizulegen — nicht aus Interesse für die Sache selbst — sondern um das unbequeme Bewußtsein zu übertäuben, daß man wohl in ein und anderer Beziehung gegen das übrige Europa zurückstehen könnte. Zur Zeit der Kaiserin Elisabeth fehlte selbst dies gemachte Schein-Interesse für die Kunst.

Kaum weniger unfruchtbar in den wichtigsten Beziehungen, nämlich für das eigentliche Culturleben Rußlands, war eine andere Schöpfung Iwan Schuwalows, die einen ernsteren Sinn zu haben schien, nämlich die 1755 gegründete Universität Moskau. Was die Veranlassung geben konnte, sie in der alten Hauptstadt, im Mittelpunkt des Reichs, und zwar als eine durchaus russische Universität zu errichten, das mochte wohl die Erfahrung sein, die man gemacht hatte, daß die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg zwar für die Wissenschaft überhaupt und für die wissenschaftliche Kenntniß Rußlands und seiner Geschichte Namhaftes leistete,

als Lehranstalt aber so gut wie nichts. Man suchte den Grund dieser Erscheinung vielleicht darin, daß die Akademiker Fremde waren, die sich meist in der Landessprache nicht verständlich zu machen wußten, und daß die Akademie ihren Sitz außerhalb des eigentlichen, alten Rußlands hatte, an einem Ort, dem die Jugend des Landes fern blieb.

Der nationalen Universität zu Moskau hat nun Turgeniew nachgerühmt, daß ihre Organisation genau den Bedürfnissen der Zeit und des Landes angepaßt war, und daß sie in Folge dessen auch großen Nutzen gestiftet habe. Doch kann man das Letztere wohl nur zugeben, insofern eine sehr untergeordnete Art von Erfolg genügend erachtet wird. Von einem wirklich wissenschaftlichen Geist, der da herrschen sollte, konnte natürlich nicht die Rede sein, denn es waren unter den Russen eben keine Professoren aufzutreiben, die ihres Fachs wirklich Herr gewesen wären, und Russen sollten und mußten die Lehrer doch im Wesentlichen sein, wenn man auch, namentlich zu Anfang, doch nicht umhin konnte einige Deutsche zu Hülfe zu nehmen, die mehr oder weniger russisch verstanden, wie Reichel, Fromman und Dilthey. Selbst die Ansprüche, die an die Lehrer gemacht wurden, mußten auf ein bescheidenes Maß beschränkt werden, — und wo sollten vollends in einem Lande, dem die Schulen fehlten, die Zuhörer herkommen, die im Stande gewesen wären, einem wissenschaftlichen Vortrag zu folgen.

Das hatte Schuwalow allerdings wohl bedacht, und daher mit der Universität eine Vorbereitungsschule verbunden, welche die Zöglinge erst durchmachen mußten, ehe sie Studenten werden konnten. Um Zöglinge anzulocken, wurde den Studenten ein Rang in dem Vierzehn-Classen-System zuerkannt; sie wurden der zwölften Classe zugezählt, und erhielten damit den persönlichen Adel, sowie das Recht, einen Degen zu tragen. Mit den akademischen Graden war dann ein höherer Rang verbunden; mit dem Doctor-Grade der Rang achter Classe und der erbliche Adel. Nicht nur der Unterricht war unentgeltlich, die Studenten wurden ganz auf Kosten der Regierung erhalten.

Der Adel blieb dieser Anstalt fern und suchte entweder in den Cadetten-Corps oder in den Garde-Regimentern ein Unterkommen für seine Söhne; von da aus konnte man dann zu Allem gelangen. Die Studenten, die sich in Moskau zusammenfanden, waren zunächst Söhne von Landgeistlichen und verabschiedeten Soldaten. Sie kamen nicht ohne Ausnahme freiwillig. Die Soldaten-Söhne namentlich wurden zum Theil zur Universität „kommandirt", um die Hörsäle einigermaßen zu füllen. Da nun aber die Vorbereitungs-Anstalt in ihrer Art ebenso schwach bestellt war, wie die Universität selbst, blieb natürlich Alles höchst stümperhaft. Gelehrte konnten, wie sich wohl von selbst versteht, aus solcher Schule nicht hervorgehen — und obgleich einige derjenigen Zöglinge, die ein jedenfalls sehr mangelhaftes Urtheil für die besten erklärte, auf fremde

wersitäten geschickt wurden, um sich da zu künftigen Professoren zu
den, blieb doch die moskauische hohe Schule fort und fort in demselben
reise, und vermochte sich niemals über ihre ursprüngliche Höhe hinaus
i erheben.

Sie lieferte der Regierung eine Anzahl dürftig abgerichteter Beamter —
as war der Nutzen, den sie brachte. Diese Beamten sollen, wie Turgeniew
ersichert, etwas weniger unwissend gewesen sein, als die übrigen; das ist
öglich, wahrscheinlich sogar, will aber nicht viel sagen. Sie sollen auch
rlicher, weniger bestechlich gewesen sein —: das scheint zweifelhaft; diese
höhere Redlichkeit müßte doch irgendwo und irgendwie in der Verwaltung
s Reichs fühlbar geworden sein.

In anderer Beziehung wirkte Iwan Schuwalows Einfluß eher schäd-
wenn er auch zu fördern schien. Die Kunst und Belletristik, in der
walow lebte, und für die er schwärmte, war die französische; wie zu
s des Großen Zeit Holland das Vorbild gewesen war, dem man
rebte, und dann unter der Kaiserin Anna das deutsche Element vor-
ld, so wurde jetzt das Französische die Sprache des Hofs und der
chaft, und französische Sitte in allen Dingen maßgebend. Was
von französischer Cultur auffaßte, war natürlich nur die für den
on Versailles geschaffene schöne Litteratur, die einem Hof zunächst
ıdlich und annehmbar sein mußte. So war denn der Uebergang
rwüchsiger Rohheit zu seichter Oberflächlichkeit gefunden. Die sitt-
Verderbtheit brauchte nicht aus Frankreich entlehnt zu werden, sie
hnehin schon da. Was gewonnen wurde, war der leere, wesenlose
französischer Salon-Bildung, dem nur eine spielende Beschäftigung
nst und Litteratur, kein ernstes Studium, keine ernste geistige Arbeit
Folge dessen auch kein Verständniß für sittliche Würde zum Grunde
ie ursprüngliche Rohheit blieb natürlich neben diesem Treiben, in
el Raffinement, aber nichts Veredelndes lag, ganz die alte, wie sie
en realen Lebensverhältnissen in Rußland hervorgegangen war.
legt, um nur Eines namhaft zu machen, schon das Dasein solcher
lichkeiten, wie die Orlows und Potemkin waren, Menschenalter
vollgültiges Zeugniß ab.

chädlich aber wirkte diese Wendung in dem Leben des Hofs und
Umgebung insofern, daß dadurch eine trennende Kluft zwischen den
ı Ständen und der ganzen übrigen Nation entstand, so daß diese
ınz und rathlos sich selbst überlassen blieb. Die erborgte, fremde
-Bildung ohne Gehalt, die sich nach und nach am Hof entwickelte,
selbstverständlich niemals auf die gesammte Nation übertragen
. Es entstand zwar, namentlich unter der folgenden Regierung,
eginnende russische Litteratur nach französischem Zuschnitt — nach
u's Recepten — aber sie kam so zu sagen, todtgeboren zur Welt.
ofkreise selbst betrachteten zunächst einen russischen Dichter mit un-

gläubiger Verwunderung, und selbst später nahmen sie an dieser Litteratur weiter keinen Antheil, als daß es ihnen erwünscht war, sich selbst und den Fremden sagen zu können, es gebe so etwas auch in Rußland, — der Masse der Nation aber blieben die Werke dieser eigenthümlichen Treibhaus-Litteratur ohne Wurzeln vollkommen fremd und unverständlich. Die Nation im Ganzen vermochte sich um so weniger aus ihrer Rathlosigkeit empor zu arbeiten, da ihr der höhere Mittelstand, der Gelehrtenstand fehlte, der fähig gewesen wäre aus sich selbst, ohne Zuthun des Hofs, in eigenthümlicher Erhebung eine selbständige Bildung zu schaffen.

Auch die Gunst, die der anfänglich vernachlässigten Akademie der Wissenschaften später wieder zu Theil wurde, hatte aus den schon angeführten Gründen keinen Einfluß auf die nationale Bildung, wenn sie auch sonst nicht unfruchtbar blieb. Diese Akademie war während der ersten Regierungsjahre Elisabeths in den traurigsten Verfall gerathen. Fünf Jahre lang (1741—1746) hatte sie keinen Präsidenten; die für sie ausgesetzten Summen wurden nicht gezahlt, und die Russen benützten die herrschende Stimmung, um alle verdienstvollen Fremden durch endlosen Verdruß zu vertreiben, den sie ihnen machten. Mehr als ein würdiger Vertreter der Wissenschaft, und unter ihnen der berühmte Leonhard Euler, wurde, wie ein russischer Zeuge sich ausdrückt, gezwungen aus Rußland zu entfliehen.

Der Weg, der, noch ehe das Gestirn der Schuwalows aufgegangen war, gefunden wurde, um wieder zu einem etwas besseren Zustand zu gelangen, nimmt sich allerdings sehr seltsam aus, wenn man einen europäischen Maßstab an die Dinge in Rußland legt. Alexey Rasumowsky hatte nämlich, sobald er selbst ein großer Herr geworden war, auch seinen jüngeren Bruder Kirilla Rosum aus der Ukraine an den Hof kommen lassen. Dieser Bruder war ein sechzehnjähriger Hirt, der bis dahin mit anderen zusammen die Hornviehheerde seines heimatlichen Dorfes gehütet hatte. Er erhielt nun in aller Geschwindigkeit den besten Unterricht, der in Petersburg zu haben war, und wurde dann 1743 auf Reisen geschickt, um sich, namentlich in Berlin unter Leonhard Euler's Leitung, zu bilden. Von dieser zweijährigen Bildungsreise zurückgekehrt, wurde dann der zweiundzwanzigjährige Rinderhirt, jetzt Graf Kirilla Grigoriewitsch, (März 1746) zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt. So abenteuerlich auch uns eine solche Ernennung vorkommen mag, in den Augen der Zeitgenossen war sie durchaus zweckmäßig, ja die Wahl war geradezu die beste, die getroffen werden konnte, und die Akademie selbst wünschte sich Glück dazu.

Ein Deutscher, wie seine Vorgänger, Blumentrost, Keyserlingk, Korff und Brewern, durfte der Präsident unter dieser Regierung nicht sein — er mußte ein Russe und, um etwas erlangen und durchsetzen zu können, einer von den vornehmen Herren des Hofs sein. Unter diesen aber war

der junge Kirilla Rasumowsky ohne Vergleich der beste; er war der Gebildetste von Allen. Auch bewirkte er, daß die Schulden der Akademie getilgt, daß ausreichende Summen zu ihrer Erhaltung nicht allein ausgesetzt, sondern auch wirklich gezahlt und daß namhafte Gelehrte aus der Fremde berufen wurden. So war denn diese wissenschaftliche Corporation wieder in den Stand gesetzt, Angemessenes zu leisten. Als Lehranstalt freilich, obgleich die von ihr abhängige Universität und das Gymnasium fortbestanden, konnte sie nicht zu größerer Wirksamkeit gebracht werden; die Schwierigkeiten, die einer fruchtbaren Thätigkeit in dieser Beziehung im Wege standen, waren die früheren und nicht zu beseitigen. — Da ging denn Rasumowsky, durch Iwan Schuwalows Beispiel zum Wetteifer aufgefordert, mit dem Gedanken um, in Petersburg eine von der Akademie unabhängige Universität zu gründen und eine zweite, kleinrussische, für die Kosacken zu Baturin. Beide kamen nicht zu Stande; das ist nicht weiter zu bedauern, denn sie würden ohne Zweifel noch unfruchtbarer geblieben sein als diejenige, die zu Moskau in ihrer Art von Nützlichkeit vegetirte. Das Lehrerpersonal für drei solche Anstalten aufzutreiben wäre wohl vergeblich versucht worden, und wenn man sich auch mit dem dürftigsten Maß von Kenntnissen begnügen wollte.

Neben so viel Schein ohne Wesen lag das reell und unmittelbar Nützliche, das geschah, in einer weniger erhabenen Sphäre. Hier ist vor allem zu erwähnen, daß im Jahr 1753 auf Peter Schuwalows Betreiben alle Binnenzölle im Innern des Reichs aufgehoben wurden. Sie mochten aus der alten Getheiltheit des Reichs übrig geblieben sein und waren gedankenlos beibehalten worden, waren aber natürlich unberechenbar hinderlich in allen Beziehungen des Lebens und Verkehrs. — Heilsam erwies sich dann auch die Einrichtung zweier Leihbanken, aus deren einer die adeligen Grundbesitzer, aus der anderen Handelsleute zu mäßigen Zinsen Darlehen erhalten konnten. Auch wußte man die Umstände zu benützen, um die im Belgrader Frieden gewonnenen fruchtbaren, aber unbewohnten Steppen zwischen dem Dniepr und Don zu bevölkern. Kroaten und Serben griechischen Glaubens, denen der römisch-katholische Religionseifer Maria Theresias und ihrer Beichtväter die Heimat an der Donau verleidete, wanderten nach Rußland aus und erhielten Wohnsitze in der genannten Steppe. Die nahe Nachbarschaft der krimmschen Tataren ließ hier keine anderen als militärisch organisirte Ansiedelungen zu, wie die der Kosacken waren, und so ließen sich denn auch die Fremden, die unter einem Horwath, Schewitsch, Preradowitsch in das Land kamen, in vier Husaren- und vier Fuß-(Panduren-)Regimenter getheilt, an der Grenze nieder, zur Heeresfolge bereit, gleich den Kosacken.

Aber was unter dieser Regierung Heilsames verfügt wurde, das geschah planlos, ohne daß man ein bestimmtes Bewußtsein davon gehabt hätte, was sich daraus ergeben könnte oder sollte, blos weil ein einfluß-

reicher Mann es haben wollte und darauf drang. Es versteht sich v
selbst, daß daneben dann auch wieder die allerabenteuerlichsten Dinge, i
Interesse des Einen oder des Anderen, der Einfluß genug hatte eine Sa
durchzusetzen, zu Recht und Gesetz gemacht werden konnten.

So war unter vielem Anderen ein Mittel, zu dem man griff, u
die unermeßlichen Gefilde Sibiriens schneller zu bevölkern, der allereige
thümlichsten Art. Es wurde nämlich den adeligen Grundbesitzern (17
die Befugniß eingeräumt, einen jeden ihrer Leibeigenen der Regierung
Ansiedelung in Sibirien zu überliefern, ohne daß auch nur angezeig
werden brauchte, weßwegen der Leibherr dies Schicksal über seinen K
verhängte und ohne daß der kaiserliche Ukas den Unterschied zwischen
an den Grund und Boden gefesteten Bauernstand und den Knechter
Mindesten berücksichtigt hätte. — Die Uebersiedelung nach Sibirien
wohl an sich für manchen Leibeigenen kein Unglück gewesen, denn er
dort nur der Krone und keinem Leibherrn unterthan. Wesentlich ande
aber verhielt sich die Sache für den, der als streng bewachter, rechtlos
Verbrecher dorthin kam. Die Regierung selbst verfügte Verbannung na
Sibirien als Strafe für schwere Verbrechen; welche maßlose Steigerun
einer regellosen Willkür, welches Verkennen aller Begriffe von Recht un
Rechtspflege lag darin, daß man jeden Gutsherrn ermächtigte, dies
schwerste aller Strafen ganz nach Belieben und Laune über jeden seiner
Unterthanen zu verhängen, ohne daß er auch nur einen Grund dafür
anzugeben brauchte. Um den Zweck, die Colonisirung Sibiriens, sicherer
und schneller zu erreichen, wurden noch einige nähere Bestimmungen hin-
zugefügt, welche die Gutsherren bestimmen sollten ihre neuen Befugnisse
recht oft und viel zu benützen. Jeder Leibeigene, der auf Grund dieses
Gesetzes der Regierung zur Uebersiedelung nach Sibirien ausgeliefert wurde,
sollte dem Gutsherrn bei der nächsten Rekrutirung als ein gelieferter Re-
krut angerechnet werden. Der Gutsherr konnte also seinem Dienst, seinem
Vermögen einen brauchbaren Arbeiter erhalten, wenn er, anstatt dem Heer
einen tüchtigen Soldaten zu liefern, der Ansiedelung in Sibirien den
ersten besten untauglichen Gesellen, der ihm unnütz war, zum Geschenk
machte. Und wenn man nun endlich Zweck und Mittel gegen einander
wägt, kann man nicht umhin, die Verfügung auch noch kindisch zu finden.
Ein Blick auf die Weite Sibiriens und auf die dürftige Bevölkerung
Rußlands selbst genügt, um sich zu überzeugen, daß durch dergleichen wohl
großes Herzeleid in mancher Bauernfamilie herbeigeführt, aber nimmermehr
Sibirien bevölkert werden konnte. — Doch sind diese damals verfügten
Widersinnigkeiten in Rußland Rechtens geblieben bis auf die allerneueste
Zeit, bis auf die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft herab.

Auch daß Elisabeth in der verhängnißvollen Nacht, die sie auf den
Thron führte, das Gelübde gethan hatte, kein Todesurtheil zu bestätigen,
führte in sehr vielen Fällen nur zu einer gesteigerten Grausamkeit. Kein

Gesetz wehrte den Behörden, die Angeklagten, die vor ihrem Richterstuhl standen, zu einer solchen Anzahl Knutenhieben oder selbst Stockstreichen zu verurtheilen, daß die grausamste aller Todesstrafen daraus wurde. Auch das ist bis auf die neueste Zeit herab vielfach geschehen.

Vor allem aber war es nur zu wahr, daß, wie der holländische Agent sagt, Elisabeth das Reich der Plünderung eines jeden preisgegeben hatte; nämlich mit einem gewissen Bedacht der Plünderung durch ihre Lieblinge; das Uebrige machte sich dann in der allgemeinen Unordnung von selbst. Namentlich gingen die Geldbedürfnisse der Schuwalows der Art in das Große, daß alle Geschenke der Kaiserin, alle Bestechungen nicht ausreichten sie zu decken. — Der Sache gründlich aufzuhelfen, ließ sich daher Peter Schuwalow, zum großen Schaden des Landes, das Monopol des Handels mit Holz, Talg, Thran und Tabak verleihen. Er übernahm auch Lieferungen an die Krone — und lieferte was die Armee bedurfte ꝛc. zu Preisen, die er selber festsetzte; — wehe dem, der ihm Concurrenz machen wollte! Und wer mit ihm in solchen Handelsbeziehungen zu thun bekam, mußte sich jede Ungerechtigkeit gefallen lassen, die er seinem Interesse entsprechend fand. Der Kanzler Woronzow schlug dieselben Wege ein sich zu bereichern, hütete sich aber wohl Schuwalows Wege je zu durchkreuzen, und beide blieben stets verbunden.

Im Ganzen ist es schwer sich von der „Auflösung, Unordnung und Willkür", in die Rußland unter dieser Regierung versank, ein entsprechendes Bild zu machen, wenn man nicht auf die Einzelnheiten eingehen kann, deren erst in der neuesten Zeit so viele aus einheimisch-russischen Quellen urkundlich bekannt geworden sind — und je mehr man sich in diese Zustände hineinarbeitet, desto unerfreulicher wird das Bild.

Elisabeth, seit Jahren krank, starb endlich am 5. Januar n. St. 1762, kaum vierundfünfzig Jahre alt — und Peter III. Fedrowitsch, gegen den wiederholt so arglistige Pläne geschmiedet worden waren, folgte ihr jetzt ganz ohne Schwierigkeiten auf dem Thron. Die Partei, die ihn ausschließen wollte, war mit Bestushew gestürzt — und obgleich er auch sonst Feinde genug hatte, war doch in dem Augenblick keine Hofpartei in Bereitschaft sich gegen ihn zu erheben. Die zeitweiligen Machthaber, die Schuwalows, die in der letzten Zeit in gutem Einvernehmen mit ihm gestanden hatten, glaubten, wie es scheint, ihre Stellung auch unter ihm behaupten zu können und waren demgemäß eher für ihn als gegen ihn gestimmt. Ihr Verbündeter, der Kanzler Woronzow, um so mehr, da die Tochter eines Bruders, Fräulein Elisabeth Romanowna Woronzow, die erklärte Geliebte des neuen Kaisers war. — Da jedermann wußte, in welcher Weise Peter mit seiner Gemahlin verfeindet war, war in seiner Umgebung

hin und wieder auch davon die Rede, daß er sie verstoßen, in ein Kloster verbannen und sich mit Elisabeth Worontzow vermählen müsse.

So leicht und ohne Anstoß aber auch Peter III. in den unbestrittenen Besitz der Regierungsgewalt gekommen war, sah doch bald jeder Unbefangene, daß er sich schwerlich werde auf dem Thron erhalten können. Friedrich II. von Preußen wurde das selbst aus der Entfernung sehr bald gewahr. Die Stellung war an sich eine sehr schwierige, der neue Kaiser aber hatte sie schon zum Voraus zu einer noch schwierigeren gemacht und sein Benehmen während der ersten Monate seiner Regierung machte sie vollends zu einer unmöglichen. Selbst wenn nicht eine ehrgeizige Frau neben ihm stand, die an seiner Stelle herrschen wollte, hätte er sich nicht zu behaupten vermocht. Er war nicht der Mann dazu; überhaupt nicht geschaffen irgendwo zu herrschen, geschweige denn in Rußland.

Nicht daß nicht gar Manches, das er verfügte und das von einer ritterlichen Gesinnung zeugte, Anerkennung und Dank verdient hätte. Namentlich hätte der russische Adel sich ihm zu Dank verpflichtet fühlen müssen für ein Gesetz, das man wohl eine Freilassung, eine Emancipation dieses Adels nennen könnte. Man wird in der Geschichte Rußlands fortwährend daran erinnert, daß dieser Stand durchaus ein Dienstadel war, am Hof der Fürsten entstanden und zum Dienst verpflichtet, der seine Bestimmung und der einzige Grund seines Daseins war. Seit den Tagen Peters des Großen aber war diese seine Verpflichtung in der zu seiner Zeit angedeuteten Weise gesteigert worden, so daß sie wohl sehr drückend empfunden werden mußte, sofern sich der Adel nicht gedankenlos einem Gewohnheits-Dasein ergab und jedem selbständigen Streben des Einzelnen entsagte. Peter III. nahm gleich zu Anfang seiner Regierung die Verfügungen seines Großvaters in dieser Beziehung zurück, ohne die frühere, werthlos gewordene Verpflichtung zur persönlichen Heeresfolge in alter Weise wieder herzustellen. Dem Adel wurde nun die Freiheit gewährt, ganz nach eigenem Ermessen in den Staatsdienst einzutreten oder auch nicht, gleich dem Adel anderer Länder. Edelleute durften fortan auch außer Landes reisen, ohne Aufträge oder wenigstens eine besondere Erlaubniß der Regierung zu haben, was ihnen bis dahin auf das Strengste untersagt gewesen war; sie durften sogar in die Dienste fremder Mächte treten, sofern diese nicht Krieg mit Rußland führten. Zugleich wurde der Adel für alle Fälle von körperlichen Strafen — Knute und Peitschenhieben — befreit. Beides zusammen genommen, könnte man wohl sagen, daß er die Bande des russischen Adels löste, die in mancher Beziehung, wenn man sie auch nicht als Sclaverei bezeichnen wollte, doch gewiß mit dem Begriff persönlicher, bürgerlicher Freiheit nicht zu vereinigen waren. — Bezeichnend ist dabei, daß der Adel und die Offiziere auf Betreiben der deutschen Offiziere in den holstein-gotorpischen, sehr unvollzähligen Schein-Regimentern, mit denen der Kaiser als Großfürst gespielt hatte, von den

rperlichen Strafen befreit wurden.*) Von den Russen scheint niemand
nan gedacht zu haben; jetzt so wenig als zur Zeit, wo sie der Kaiserin
nna Gesetze vorschreiben und ihre Macht einschränken wollten. Sie ver-
ngten damals nur, daß niemand ohne Urtheil und Recht bestraft werden
le. Die europäischen Begriffe von ritterlicher Ehre waren, scheint es,
ch nicht allgemein herrschend geworden unter den Leuten.

Desgleichen wurde die Folter im gerichtlichen Verfahren beseitigt.
aß alle Handelsmonopole aufgehoben wurden, war eine Wohlthat, deren
olgen nicht sofort fühlbar werden konnten, erregte dagegen augenblicklich
n Unwillen der mächtigen Leute, die sich bisher durch diese Monopole
reichert hatten und aller derer, die ihren Vortheil dabei gefunden hatten
uen in diesen Handelsgeschäften als untergeordnete Gehülfen an die
and zu gehen. Auch dadurch, daß er den Salzpreis um ein Fünftheil
rabsetzte, verdiente sich der Kaiser um so weniger Dank, da zu gleicher
eit die Kopfsteuer erhöht werden mußte. Dagegen empörten sich die
teuerzahler als gegen eine neue Last; daß ihnen durch die Ermäßigung
es Salzpreises eine alte Steuer erlassen war, mochten dagegen die meisten
on ihnen wohl kaum begreifen.

Auch daß der Kaiser sofort alle unter der vorigen Regierung, so oft
nd vielfach als Opfer elender Hofcabalen, nach Sibirien Verbannten
urückrief, indem er dabei, insofern von einem Mann wie Münnich die
Rede war, selbst die Form einer Begnadigung zu umgehen suchte, gewann
ihm die Herzen nicht. Freilich konnte auch die Freude der Tausende von
Rückkehrenden nicht eine ungetrübte sein, denn ihr eingezogenes Vermögen
anden sie nicht wieder; es war längst in andere, gewandte Hände über-
egangen und so weit es aus beweglicher Habe bestand sogar spurlos ver-
chwunden, so daß sich gar nicht feststellen ließ, wo es nun die vier Winde
atten — aber das war nicht des Kaisers Schuld. Es war den früher,
ur „schrecklichen Zeit des Bironismus" Verbannten, die Elisabeth zurück-
erufen hatte, nicht besser oder anders gegangen. Münnich und Biron
erschienen wieder am Hof unter so vielen Anderen. Nur in Beziehung
auf Bestushew machte der Kaiser eine Ausnahme; er kannte ihn, wie er
offen aussprach, als einen gefährlichen Intriganten und Vertrauten
Katherinas; auch hatte ihn Elisabeth noch während ihrer letzten Krankheit
vor dem bösen Ränkeschmidt gewarnt; er wollte nichts von ihm wissen.

Was aber auch Peter III. thun oder lassen, was auch in seinem
Namen verfügt werden mochte, es konnte nicht unbefangen aufgefaßt und
beurtheilt werden, weil alle Gemüther erbittert waren, durch die ganz un-
verhehlte Geringschätzung, mit der der Kaiser alles Russische und namentlich
die russische Kirche und ihre Gebräuche behandelte, durch die Bevorzugung
der Deutschen, dadurch, daß der Kaiser stets mit Vorliebe als Herzog von

*) N. Tourgueneff, Coup d'oeil sur la Russie, 183.

Holstein-Gotorp auftrat; als Fürst, der in Rußland als ein Fremder herrschte. Die Russen sahen im Geist die Herrschaft der Fremden wiederkehren und der Gedanke empörte sie, gleichviel ob eine solche Herrschaft weise und wohlthätig wirkte oder nicht.

Und nun machte sich Peter zwei gewichtige Corporationen, die Geistlichkeit und die Garden, zu Feinden, durch versuchte Reformen wie sie nur ein Herrscher von energischem Charakter durchführen kann; die Großen des Hofs aber im Einzelnen durch verletzende Kindereien.

Die Geistlichkeit brachte er dadurch gegen sich auf, daß er Peters des Großen Anordnungen erneuerte und befahl ihr die Verwaltung ihres Grundeigenthums zu nehmen, die Güter der Bisthümer und Klöster einer weltlichen Behörde zu übergeben, den Bischöfen und Klosterbrüderschaften aus den Einkünften dieser Güter, nur bestimmte, genügend geachtete Summen auszuzahlen, den Rest dieser Einkünfte aber dem Staatsschatz zu überweisen. Elisabeth hatte freilich die Finanzen des Reichs in einem Zustand hinterlassen, der eine solche Maßregel unbedingt nothwendig zu machen schien, die Geistlichkeit aber verlor dadurch den gewohnten Reichthum und den Einfluß, den ihr die Herrschaft über mehr als eine Million Leibeigener gewährte. Wir müssen dazu noch bemerken, daß man sich einen sehr unrichtigen Begriff von dem Besitz der Kirche machen würde, wenn man diese Zahl nach den heutigen Bevölkerungs-Verhältnissen beurtheilen wollte. Sie umfaßte damals fast den vierten Theil der ackerbauenden Bevölkerung Groß-Rußlands, d. h. ungefähr den fünften Theil der ackerbauenden Bevölkerung in Gesammt-Rußland — auch Klein-Rußland mitgerechnet, wo es damals keine Leibeigenen gab. Die Kirche verlor in mehr als einer Weise; ihre Leibeigenen selbst aber, bisher von ihren geistlichen Herren lässig behandelt, gewannen nichts dabei, daß sie nun in die Gewalt gieriger und unredlicher Beamter fielen.

Die Garden waren seit dem Tode der Kaiserin Anna, seitdem nicht mehr ein Münnich an der Spitze des russischen Heeres stand, eine sehr unkriegerische, aller Zucht und Ordnung entwöhnte Prätorianer-Bande geworden; so wenig als ihre Offiziere mit dem Kriegshandwerk bekannt, oder geneigt sich einem wirklichen geregelten Dienst zu unterziehen. Der Kaiser Peter wollte wieder wirkliche Soldaten aus ihnen machen und sie zu ernster Disciplin und militairischen Uebungen anhalten und verlor sich dabei, wie das seinen Fähigkeiten entsprach, vorzugsweise in die unwesentlichsten Kleinigkeiten des Exercir- und Gamaschendienstes. Er reizte dadurch nicht nur den Unwillen der verwöhnten Soldaten und ihrer Offiziere, sondern zu seinem Unglück auch den der vornehmsten Männer seines Hofs. Es war nämlich herkömmlich geworden, daß alle Würdenträger des Hofs, selbst diejenigen, die nie wirklich in der Armee gedient hatten, dem Namen nach Offiziere in einem der Garde-Regimenter waren. So war der Präsident der Akademie der Wissenschaften, Kirilla Rasu-

mowsky, der inzwischen als friedlicher Hetman der Ukrainischen Kosacken zu dem Rang eines Feldmarschalls gekommen war, nebenher auch Obristlieutenant des Ismailowschen Garderegiments. — Peter III. zwang nun alle diese zum Theil schon bejahrten und lediglich an den Hofdienst gewöhnten Herren mit ihren Regimentern zur Parade und zum Exerciren auszurücken. Zum ersten Mal im Leben mit dem Esponton in der Hand in Reihe und Glied gestellt, wußten sie da nicht bescheid und wurden dann vom Kaiser verspottet. Nichts aber verzeihen sogenannte Weltleute weniger, als wenn sie vor aller Welt lächerlich gemacht werden. Wie sollten sie es von einem Mann dulden, der ihnen weder durch seinen Geist noch durch seinen Charakter imponirte; der ihnen weder Ehrerbietung noch Furcht einzuflößen wußte.

Obgleich der Krieg im Bunde mit Oesterreich gegen Preußen nie populär gewesen war, vernahmen doch nun die maßgebenden Kreise in Rußland mit entschiedenem Unwillen, daß der neue Kaiser nach fünf Feldzügen, die das Reich an Geld und Mannschaft erschöpft hatten, augenblicklich Frieden schloß, ohne irgend einen Vortheil für dieses Reich auszubedingen, dessen Interessen er zu vertreten hatte. Daß er alle Eroberungen — Ost-Preußen und Kolberg — zurückgab, ohne irgend eine Entschädigung zu verlangen und sogar zu einem Bündniß mit Friedrich dem Großen überging; und überhaupt ganz durch seine persönliche Bewunderung für diesen Monarchen bestimmt handelte, ohne im entferntesten an Rußland zu denken.

Schon in diesem übereilten Frieden und in der Art wie er sich darüber unvorsichtig äußerte, zeigte sich allerdings, daß er sich in seinem Thun und Lassen lediglich durch persönliche Beweggründe bestimmen ließ, — ganz wie Elisabeth, nur in einem entgegengesetzten Sinn, der den Russen noch bei weitem weniger genehm sein konnte. Noch entschiedener aber und in einer für die Russen in hohem Grade verletzenden Weise in den Plänen, die ihn zunächst beschäftigten. Er wollte Rußland, das des Friedens bedurfte, sofort in einen neuen Krieg verwickeln, um Dinge, die das Reich gar nichts angingen. Er wollte Dänemark bekriegen, das Haus Holstein-Gotorp an Dänemark rächen und den gotorpischen Antheil von Schleswig wieder erobern. Daß Rußland mit seiner Macht und seinem Blut den winzigen Interessen eines kleinen deutschen Fürsten dienstbar werden und sich als unselbständiger Unterthan dieses kleinen deutschen Fürsten willenlos als Mittel für solche Zwecke verwenden lassen sollte, war wirklich eine beleidigende Zumuthung.

Katherina wußte ihr Benehmen vortrefflich nach dem ihres Gemahls zu berechnen. Während er geräuschvoll als Herzog von Holstein-Gotorp auftrat, verleugnete sie ihr deutsches Blut, wollte eine Russin sein und trug ihr Russenthum mit nicht geringerer Ostentation zur Schau, als der Enkel Peters des Großen seine deutsche Abkunft. Während er die

Gebräuche der russischen Kirche geringschätzig behandelte, warf sie — — jede religiöse Regung fremd war — sich Angesichts alles Volkes in [redacted] Kirche, mit dem größten Eifer unzählige Male vor den Heiligenbildern [redacted] Erde und beobachtete überhaupt alle Vorschriften der Kirche mit einer geflissentlich zur Schau getragenen Genauigkeit. Sie wurde von i[redacted] Gemahl schlecht, wegwerfend behandelt und sie wußte ihre Leiden in so[redacted] Weise errathen zu lassen, daß sie die allgemeine Theilnahme gewann alle Welt die arme, unglückliche, verfolgte Frau beklagte. Zu [redacted] Ueberfluß wurde sie dann auch nicht nur durch ein allerdings leidens[redacted] liches Verlangen zu herrschen getrieben das Verderben ihres Gem[redacted] herbeizuführen, sondern auch durch eine leidige Nothwendigkeit. Sie [redacted] nämlich um diese Zeit einem Sohn das Leben, der später als Graf [redacted] brinsky in der Welt auftrat. Daß es auf die Länge möglich bl[redacted] werde, dieses Geheimniß der Kenntniß des Kaisers zu entziehen, [redacted] kaum möglich scheinen und wenn es offenbar wurde, wie durfte sie dar[redacted] hoffen der Verstoßung und dem Kloster zu entgehen, mit denen man i[redacted] schon gedroht hatte.

Und so von Feinden und Gefahren umgeben, beging Peter III. d[redacted] ritterliche Thorheit, die Kanzlei der geheimen Angelegenheiten aufzuheben

Obgleich nun der Senat in seiner officiellen Begeisterung für de[redacted] Kaiser und dessen weise Verfügungen ihn selbst um die Erlaubniß bat[redacted] ihm als Zeichen ehrfurchtsvoller Dankbarkeit, eine Statue von Gold e[redacted] richten zu dürfen, bildete sich doch in ganz kurzer Zeit, um die Kaiserin geschaart, eine Verschwörung, an der bald auch mehrere Senatoren Thei[redacted] nahmen; in die sich die Hauptperson im Senat, der General-Procuro[redacted] Glebow, den der Kaiser für einen seiner allerbesten Freunde hielt, sogar mit der dienstbeflissensten Zudringlichkeit, unaufgefordert geradezu eindrängte sobald er von ihr hörte und gewahr wurde, daß sie wohl ihren Zwe[redacted] erreichen werde.

Der Gang dieser Verschwörung und der Revolution, die Katherina II zur Selbstherrscherin machte, ist auch wieder, nach Rulhière, Castéra un Helbig sehr oft und in allen Einzelnheiten erzählt worden — und do[redacted] auch wieder in Wahrheit bis jetzt nicht ganz vollständig bekannt. S[redacted] wissen wir im Allgemeinen wohl, daß außer dem unscheinbaren Piemo[redacted] tesen Odart, dem Privat-Secretär der Kaiserin, auch Cagliostros Vorgänge der abenteuernde Wunderthäter Graf St. Germain, eine nicht unbedeutend Rolle dabei gespielt hat; welche aber, ist doch bis jetzt nicht ermittelt. Ur eben so wenig ist mit Bestimmtheit nachgewiesen — was wohl noch wic tiger wäre — inwiefern die französische Gesandtschaft von der Sac unterrichtet war und zu welcher Zeit und inwiefern sie die Verschwörun mit Geld unterstützt hat.

Im Wesentlichen ist bekannt, daß Katherina seit Bestushews Stu auf die äußerste Vorsicht angewiesen und von den Schuwalows verna

igt, zunächst keine Verbindungen unter den Großen des Hofs hatte. ce Verbündeten waren vor Allen drei Brüder Orlow — Gregor, Alexey) Fedor — die beiden ersten Artillerieoffiziere, der dritte in der Garde, ge Leute von unbedeutender Herkunft, — Enkel eines unter Peter dem ßen hingerichteten Strelitzen — von denen aber der älteste, Gregor gorowitsch der Kaiserin durch die zartesten Bande angehörte. Doch ert sich ihre Lage sehr schnell, als ihr das Glück in der kaum neun- njährigen Fürstin Katherina Romanowna Daschkow eine Vertraute von euer Begabung zuführte. Diese Dame, deren strebender Sinn von m früh entwickelten Talent für Intrigue unterstützt wurde, war die ter des Senators Roman Worontzow, Nichte des Kanzlers, seines ders und Schwester jener Elisabeth Romanowna Worontzow, die an s III. Hof als seine förmlich anerkannte Geliebte glänzte. Sie war rer Kindheit der Kaiserin bekannt. Eben aus Moskau zurückgekehrt, ihr Gemahl sie gewissermaßen verbannt hatte, schloß sie sich der dürftigen Kaiserin Katherina mit einem freudigen Eifer an, in dem gte, wie sehr sie sich in diesem gefahrvollen Intriguenspiel in ihrem t fühlte. Sie wendete sich zunächst nicht an ihre eigene Familie, auf bedacht war, den Kaiser zu beherrschen, wußte aber sonst t durch seine Stellung bedeutenden Mann für die Anschläge der t zu gewinnen. Namentlich den Hetman Kirilla Rasumowsky, und r wichtig, da dieser zu allen ernsten Dingen unbrauchbare ver- Schwelger doch vermöge seiner fürstlichen Freigebigkeit viel über den, vor allen über das Ismailowsche Regiment vermochte. Nicht wichtig war, daß es der Fürstin Daschkow — wie die Zeitgenossen durch die sehr weit getriebenen Künste weiblicher Coquetterie — auch den Oberhofmeister des Thronerben, des Großfürsten Paul, chherigen Grafen Nikita Iwanowitsch Panin zu gewinnen. Er einzige im Bunde, der Kenntnisse und Erfahrung eines Staats- besaß.

f anderen Wegen wurde auch der Erzbischof von Nowgorod be- sich der Verschwörung anzuschließen. Es war derselbe Dmitry ow, der vier Jahre früher der Kaiserin Elisabeth in das Gewissen und ihr gegenüber die Rechte des rechtmäßigen Thronerben Peter tsch vertreten hatte. Jetzt aber, da Peter Fedrowitsch sich an den gen der Kirche vergriffen hatte, war er sehr bereit, ihn dem Volk n Feind Gottes zu bezeichnen und den offenen Aufstand gegen ihn gottgefälliges Werk zu fördern und zu segnen. Er wurde sogar itigste der Verschworenen und ließ durch seine Mönche auf dem wie in den Casernen gegen den Kaiser sprechen und wühlen.

t Beziehung auf das nächste Ziel, nach dem sie strebten, waren alle er Katherinas einig; im Uebrigen war es glücklich für diese Fürstin, verschiedenen engeren Kreise ihrer Verbündeten wenig von einander

wußten und keine Veranlassung hatten, sich über das zu verständigen, was dann weiter werden sollte; denn in dieser Beziehung gingen Wünsche und Pläne sehr weit auseinander. Setschénow wollte natürlich eine Revolution, die den Bischöfen und Klöstern ihre Güter wiedergebe; es zeigt sich keine Spur, daß ihm irgend etwas anderes am Herzen gelegen hätte. Die Orlows und die jungen Gardeoffiziere, die von ihnen zusammen geworben waren, wollten einfach Katherina zur Kaiserin erheben, um sich dann, von ihr belohnt und begünstigt, der glänzendsten Stellungen zu erfreuen. Die Selbstherrschaft, die unumschränkte Macht der Kaiserin, verstand sich für sie von selbst. Wenn sie je an eine Beschränkung dieser Macht überhaupt gedacht hätten, wären sie wohl dagegen gewesen. Konnte doch, wenn der höchsten Gewalt bestimmte Grenzen gezogen waren, ihr persönlicher Lohn unsicherer werden oder auf ein bescheidneres Maaß beschränkt bleiben.

Anders Panin und die Fürstin Daschkow. Panin hatte seine Jugend als Diplomat meist in der Fremde, vorzugsweise in Schweden verlebt, und war zuletzt Gesandter in Stockholm gewesen. Von dort war er (1759) zurückberufen worden, um die gewichtige Stellung als Oberhofmeister des Thronfolgers einzunehmen. In Schweden zum Staatsmann gebildet, hatte er großes Gefallen an der dortigen Adelsherrschaft gefunden — sie konnte in der That dem Standesgeist mehr zusagen, als die Dienstbarkeit, die dem Adel in Rußland beschieden war. Panin dachte und hoffte nun, daß bei Gelegenheit der Revolution, die unvermeidlich geworden war, eine ähnliche Verfassung auch in Rußland eingeführt werden könnte. Um so mehr da nach seiner Meinung eine Regentschaft während der Minderjährigkeit des Thronfolgers eintreten mußte und die Regentschaft einer Frau keine große Energie zu entwickeln pflegt. — Denn natürlich dachte Panin nicht anders, als daß man seinen Zögling, den Knaben Paul Petrowitsch zum Kaiser ausrufen, daß Katherina nur als Regentin einstweilen die Regierung übernehmen und vor Allem Seines Raths bedürfen werde. So erwachten die Bestrebungen wieder, die einst die Kaiserin Anna auf den Thron erhoben und seither geschlummert hatten.

Panin soll sogar den Entwurf zu einer Verfassung ausgearbeitet haben, doch ist darüber, unseres Wissens, nichts bekannt geworden, als was der Dekabrist Von-Wisin in seinen Denkwürdigkeiten mittheilt. Dieser Von-Wisin konnte allerdings darum wissen, da sein Großoheim gleichen Namens den Entwurf unter Panins Leitung niedergeschrieben hatte. Das Concept wurde in der Familie Von-Wisin bewahrt und soll erst vernichtet worden sein, als während der letzten Regierungsjahre Katherinas Freimaurer verhaftet wurden, und die Regierung sich ihrer Papiere zu bemächtigen suchte. Nur die rednerische Einleitung blieb damals erhalten; ihre ersten Sätze lauteten nach dem Bericht des Dekabristen, wie folgt:

„Die höchste Gewalt ist dem Herrscher einzig und allein behufs der Wohlfahrt seiner Unterthanen anvertraut. Diese Wahrheit wissen die

Tyrannen und die wohlgesinnten Leute fühlen sie. Ein von der Klarheit dieser Wahrheit erleuchteter und mit großen Eigenschaften der Seele begabter Monarch fühlt, sobald er die Zügel der Regierung ergriffen hat, daß die Macht, Böses zu thun, eine Unvollkommenheit ist, und daß die unumschränkte Selbstherrschaft sich nur dann zu wahrer Größe erhebt, wenn sie sich selbst die Macht und Möglichkeit benimmt, irgend ein Böses zu thun u. s. w."

Auf diese etwas banalen Sätze, die eben so gut im ersten besten „Hinterfreund" stehen könnten, folgen dann Bestimmungen von sehr entschieden aristokratischem Gepräge. Die höchste, alle Zweige des Staatslebens umfassende Behörde sollte, wie bisher, der Senat sein, aber mit geänderter Bedeutung und in veränderter Gestalt. Nur eine kleinere Hälfte der Senatoren sollten von der Krone ernannt, dann aber, einmal ernannt, unabsetzbar — inamovible — sein. Die größere Hälfte derselben sollte der Adel aus seiner Mitte erwählen. In die Generalversammlung des Senats sollte auch der heilige Synod als wesentlicher Bestandtheil aufgenommen werden. — Unter dieser höchsten Behörde, von der die Ministerien und die Gubernatoren der Provinzen abhängig wären, sollte dann die gesammte innere Verwaltung in die Hände der Provinzial- und Kreis-Landtage gelegt werden, zu denen sich der Adel, und nur der Adel, periodisch zu vereinigen hätte. Diesen Landtagen war das Recht zugedacht, die allgemeinen und die örtlichen Interessen zu berathen, dem Kaiser Vorstellungen darüber zu machen und ihm den Entwurf zu neuen Gesetzen vorzulegen (avoir l'initiative des loix). Auch sollten auf diesen Landtagen alle örtlichen Verwaltungs-Beamten vom Adel aus seiner Mitte erwählt werden. Dem Senat war die „volle" gesetzgebende Gewalt zugedacht.

Dem Kaiser blieb die ausübende Macht, und wenn auch, wie es scheint, nicht die Befugniß, die vom Senat „berathenen und beschlossenen" Gesetze allenfalls zu verwerfen — doch diejenige, sie zu bestätigen und in seinem Namen bekannt zu machen, was ohne Zweifel sehr befriedigend gewesen sein mußte.

Dem Dekabristen zufolge wäre in dem Entwurf dann auch der Nothwendigkeit gedacht worden, die Freilassung der Bauern einzuleiten. Das scheint zweifelhaft und könnte wohl nachträglich durch die lebendige Familienüberlieferung hinzugefügt worden sein. Denn das „junge Rußland" — wenn einen nun schon herkömmlichen Ausdruck zu gebrauchen — gefällt sich darin, den aristokratischen Bestrebungen innerhalb der russischen Hofkreise im vergangenen Jahrhundert, die liberalen Ideen der Gegenwart unterzulegen, und verfällt darüber einer Selbsttäuschung, die man mit Mühe hat, nicht für eine gemachte, erzwungene zu halten. Dem hohen Adel jener Tage waren dergleichen Ideen durchaus nicht geläufig; er stand er der europäischen Bildung noch zu fern. Man erinnere sich

nur auf welche Schwierigkeiten Alexander II. stieß, als er vor wenigen Jahren die Freilassung des Bauernstandes betrieb; wie der Adel widerstrebte, obgleich eine schmerzliche Erfahrung eben erst die Schwäche und Unhaltbarkeit des bisherigen Systems dargethan hatte — und dann versetzte man sich im Geist in eine Zeit zurück, die um ein Jahrhundert roher war!

Jedenfalls hätte Panin mit solchen Ansichten allein gestanden. Selbst die geistreiche und gebildete Fürstin Daschkow theilte sie nicht. Man sehe nur in ihren eigenen Denkwürdigkeiten nach, in welchen leidenschaftlichen Eifer sie gerieth, als Diderot ihr von Emancipation der Leibeigenen sprach, und mit welcher Schlagfertigkeit sie alle Gründe abzuwehren wußte, die er dafür anführte.

Die anderen vornehmen Herren, die sich zu des Kaisers Verderben verbündet hatten, der Hetman Rasumowsky, ein Fürst Wolkonsky, Iwan Schuwalow, und wer sonst noch dabei war, dachten sämmtlich, daß von Pauls Erhebung auf den Thron und einer Regentschaft die Rede sei; inwiefern der Eine oder der Andere von ihnen in Panins sonstige Pläne eingeweiht gewesen sein mag, ist nicht ermittelt worden.

Schon war die russische Armee, die bisher Friedrich den Großen bekämpft hatte, in Polen und Pommern zum Zug gegen Dänemark bereit, und die Verschworenen beabsichtigten den Schlag zu führen, sobald der Kaiser die Hauptstadt verlassen hätte, um sich zu diesem Heer zu begeben. Vielleicht kein guter Plan, denn es konnte doch zweifelhaft scheinen, was jene Armee unter solchen Umständen thun werde. Der Gang der Ereignisse zwang die Verschworenen anders zu verfahren, und in der Hauptstadt, wo Alles vorbereitet war, erwies sich ihre That leichter ausführbar, als sie wohl selbst gedacht haben mochten. Peter, den wohl auch die geheime Kanzlei nicht gerettet hätte, fiel nicht ungewarnt; ein Oberst Budberg, den man aufgefordert hatte, dem Bunde gegen ihn beizutreten, berichtete ihm darüber, blieb aber unbeachtet. Erst als am 8. Juli n. St. einer der Verschworenen, ein Offizier des Preobraschenskischen Regiments Namens Passek, den Adjutanten des Kaisers, General Ismailow, den er für einen Mitverschworenen hielt, unvorsichtig fragte, wann der Streich geführt werden solle, wurde die Umgebung des Kaisers einigermaßen aufmerksam; Passek wurde verhaftet, und damit war das Signal zum Ausbruch der Revolution gegeben! — Denn die Verschworenen begriffen, daß sie nicht länger zaudern durften.

Die weiteren Ereignisse, die sich nun rasch entwickelten bis zur erschütternden Schluß-Scene, sind von Rulhière mit einem Aufwand von Witz und Schalkheit erzählt worden, den man kaum übel angebracht nennen könnte, wenn nicht eben die Schluß-Scene wäre — und bis in das Einzelnste sind dann öfter die romantischen Nebenumstände geschildert worden. Hier braucht also nur im Allgemeinen daran erinnert zu werden,

daß Katherina, in der Nacht vom 8. zum 9. Juli, von Alexey Orlow geweckt und abgeholt aus dem Monplaisir genannten Schlößchen, das sie im Park von Peterhof bewohnte, mit ermüdeten Pferden nach Petersburg entfloh, unmittelbar nach den Kasernen des Ismailowschen Regiments; daß Alles ihr sofort zufiel und huldigte, die Garden, der Hof, der Senat, der hochheilige Synod; daß die vornehmen Herren, selbst diejenigen, die nicht in der Verschwörung waren, Einer nach dem Andern den unglücklichen Kaiser verriethen und verließen, weil sie wohl sahen, daß der schwache Mann nicht dazu geschaffen war, sich zu behaupten, und der Sieg der Kaiserin vom ersten Augenblick an unzweifelhaft.

Katherina zog aus der Kaserne in die kaiserlichen Paläste und darauf, von einer jubelnden Soldaten- und Volksmenge umgeben, nach der Kasanschen Kathedrale, wo sie dann in der Kirche von dem Erzbischof von Nowgorod als Regentin gesegnet, vor der Kirche aber von Alexey Orlow als regierende Kaiserin ausgerufen wurde. Die französische und die österreichische Gesandtschaft feierten den Triumph der guten Sache dadurch, daß sie — Branntwein unter Soldaten und Volk austheilen ließen. — Um das Beginnen der neuen Kaiserin in jeder Weise zu rechtfertigen, wurde gefliſſentlich das Gerücht in Umlauf gesetzt, der Kaiser habe den Versuch gemacht, seine Gemahlin zu vergiften. Wäre er einer solchen That fähig gewesen, hätte er den Grad von rücksichtsloser Energie besessen, der dazu nöthig ist, dann wäre man wohl nicht so leichten Kaufs mit ihm fertig geworden.

Und nun setzte sich Katherina, in einer Uniform des Preobraschenskischen Regiments nach altem Schnitt, nicht nach dem verhaßten neuen, einem Gewand, das ein junger Lieutenant Talysin hergab, begleitet von der Fürstin Daschkow in ähnlichem Aufzug, zu Pferde an der Spitze der Truppen in Bewegung gegen ihren Gemahl, der rathlos in Oranienbaum weilte. — Das Manifest, das Katherina bei dieser Gelegenheit erließ, ist vielfach nicht nur streng beurtheilt, sondern auch — wie z. B. von Schlosser — mit Entrüstung besprochen worden. Und es ist wahr, der übermüthige Jubel, der darin widerhallt, und der Hohn, mit dem das unglückliche Opfer dieser Revolution überhäuft wird, zeugen nicht von edler Gesinnung. Doch um gerecht zu sein, muß man sich erinnern, daß Katherina dieses übel berufene Actenstück nicht selbst geschrieben, und selbst im Drang der Umstände wahrscheinlich gar nicht oder doch nur sehr flüchtig durchgesehen hatte. Der Verfasser war ein Mann, den der Hetman Rasumowsky dazu empfohlen hatte, der nachherige Geheime Rath Gregor Nikolajewitsch Teplow. Dieser Edle war angeblich der Sohn eines Ofenheizers im Hause des Bischofs von Pskow, worauf auch der Familienname Teplow deutet, den er annahm; eigentlich aber soll er der Sohn des Bischofs Feofil selbst gewesen sein, der dann Erzbischof von Nowgorod wurde und für ihn sorgte. Seinen weiteren Weg in der Welt

hatte Teplow dann unter dem Schutz der Rasumowskys gemacht, wie er denn auch des Hetmans Führer auf Reisen gewesen war.

Peter zeigte sich in seiner Schwäche und Verwirrung vollkommen unfähig, eine Vertheidigung auch nur zu versuchen, unfähig die mannhaften Rathschläge zu befolgen, die ihm der alte Münnich an die Hand gab. Er brach in den ersten Stunden muthlos zusammen und sendete seiner Gemahlin, als sie mit Heeresmacht gegen ihn heranrückte, um mit ihr zu unterhandeln, Leute entgegen, die sein Vertrauen besaßen, die er für seine Freunde hielt. Die wurden natürlich leichten Kaufs von der Gegenpartei gewonnen und verriethen ihn. Einer von ihnen, und zwar derjenige, auf den er vorzugsweise gerechnet hatte, sein Adjutant, der General Ismailow, kehrte, gehörig bezahlt, von seiner Sendung zur Kaiserin als ihr Sendbote zurück (10. Juli) und legte ihm eine Urkunde vor, durch die er in einer Weise, die ihn entehrte, dem Thron entsagte; — und als Peter zögerte zu unterschreiben, verhaftete Ismailow seinen Herrn und Kaiser. Was hätte ihn auch abhalten sollen? — Da ihm der Enkel Peters des Großen aller realen Macht entkleidet gegenüber stand, hatte er ihn nicht mehr zu fürchten!

Katherina hatte gesiegt. Peter wurde als Gefangener auf das schimpflichste behandelt, nach dem nahen kaiserlichen Landhaus Ropscha gebracht, und fand dort, wie bekannt, nach wenigen Tagen sein schreckliches Ende. — Am 17. Juli kamen Alexey Orlow und mehrere andere Herren, unter denen sich auch Teplow befand, zu ihm, angeblich ihm seine baldige Befreiung anzukündigen und freundschaftlich sein Mahl mit ihm zu theilen; wie sie ihn in roheſter Weise erdrosselten, nachdem ein Versuch, ihn in Burgunder zu vergiften, mißlungen war, ist zur Genüge bekannt. — Es ist viel darüber hin und her gesprochen worden, ob Katherina diese Unthat verfügt hatte, oder ob die Orlows sie auf eigene Verantwortung ausgeführt haben, aber es liegen wohl überwiegende Gründe vor, das Letztere anzunehmen. Die Orlows kannten ohne Zweifel die Welt hinreichend, um zu wissen, daß Katherina eine solche That zwar wohl nachträglich stillschweigend gutheißen, aber kaum ausdrücklich und in bestimmten Worten anordnen konnte, wenn sie in dürren Worten darum gefragt wurde. Sie wußten, daß sie nichts dabei wagten, wenn sie ihr diese Verlegenheit ersparten und eigenmächtig handelten.

Zwar hat Alexey Orlow selbst in späteren Jahren, als Katherinas Gunst sich bereits von seinem Hause abwendete, den Versuch gemacht, die Kaiserin unbedingt als Urheberin der That darzustellen, sich selbst aber als ein unfreiwilliges Werkzeug; er hat namentlich in diplomatischen Kreisen zu Wien ganz unaufgefordert und ohne eigentliche Veranlassung von Peters III. Tod gesprochen, um sagen zu können, es sei für einen so humanen Mann, wie er sei, sehr traurig, daß er gezwungen worden sei zu thun, was man von ihm gefordert habe (d'avoir été contraint

ıre ce qu'on a exigé de lui).*) — Aber was könnte uns wohl
ımen einen Mann, wie Alexey Orlow, in solchem Fall für wahrhaft
alten? — Im Uebrigen ist die Ausrede sehr ungeschickt, so daß er
ıch nichts dadurch gewinnt. Im Gegentheil, wenn er die That ent-
)sen als die Seinige anerkannte und erklärte, er habe sie vollbracht,
er sie für nothwendig hielt, um Rußland neue mögliche Revolutionen
innere Kämpfe zu ersparen, und dieser Rücksicht jede andere auf-
)fert, so hätte sich das immerhin vor der Nachwelt besser ausgenommen,
selbst der Gesellschaft, zu der er sprach, wohl mehr imponirt. — Wo-
ollen dagegen Mit- und Nachwelt einen Menschen halten, dem man
olche That einfach auftragen kann?

Dann scheint auch aus Katherinas eigenem Betragen hervorzugehen,
in dem Augenblick, wo ihr das Ereigniß bekannt wurde, eine solche
ht nicht erwartete. Sie erfuhr was geschehen, durch Alexey Orlow
ı einem Augenblick, wo sie sich ihrem Hof in festlicher Haltung
nußte, und hätte den glänzenden Schwarm wohl nicht zu sich be-
, wenn sie einer solchen Nachricht gewärtig gewesen wäre. Auch
dann gewußt, wie sie sich benehmen wollte, und keines Raths
jetzt fragte sie ihre Vertrautesten; Panin gab den Rath, den Tod
sers bis zum folgenden Tage zu verheimlichen, und Katherina
bewunderungswürdiger Weise, daß sie unter allen Bedingungen
ihrer Haltung sei. Unerschüttert kehrte sie in der heitersten und
)ürdigsten Stimmung in die Gesellschaft zurück. — Am anderen
ber, als sie gleich der Hauptstadt in aller Form die Nachricht er-
ıß der Kaiser in der Nacht an einem Uebel gestorben sei, das ihn
ster befallen habe — da zerfloß sie in Thränen, aufgelöst in
ı. Selbst ein Zögling der Hofkreise Ludwigs XV., der französische
e Baron Breteuil, kann nicht umhin in seinen Berichten des Ein-
ıu gedenken, den ihm diese Scene macht.

)n ihrem eigenen Hof dagegen wurde Katherina trefflich unterstützt
n was der Anstand erforderte. Wie die Protokolle der Senats-
en bezeugen, trug Panin — der schon im ersten Augenblick einen
mäßigen Rath gegeben hatte — am 19. Juli dem versammelten
vor: die Kaiserin, die alles Vergangene — was hier bedeutet alle
ie begangenen Unthaten ihres Gemahls — verziehen und der Ver-
it übergeben hat, hört nicht auf sich zu grämen und Thränen zu
n, seitdem sie die Nachricht von dem so plötzlichen und so ganz
rteten Tode des gewesenen Kaisers erhalten hat; bei alle dem (das
ohl trotz ihres leidenden Zustandes) habe sie den festen Entschluß
sich zum Begräbniß des Verstorbenen in das Newskysche Kloster
ben. Obgleich nun er — Panin — gemeinschaftlich mit dem

---

laumers Beiträge III. 307.

Hetman Rasumowsky der Kaiserin vorgestellt habe, sie möge aus Li
russischen Vaterlande ihre Gesundheit schonen und vieler unange
Folgen wegen diesen Vorsatz aufgeben, habe Ihre Majestät doch n
ruht, sich zustimmend zu äußern.

Darauf begab sich der gesammte Senat in corpore nach dem
lichen Palast und bat die Kaiserin auf das Allerdringendste, den
in das Newskysche Kloster zu entsagen. Sie ließ sich lange bitt
als sie endlich nachgab, dankte der Senat sehr angelegentlich fü
ihm gewährten ganz besonderen Beweis ihrer landesmütterlichen
Panin aber durfte sich wohl sagen, daß er die Kaiserin in tac
Weise aus einem peinlichen Dilemma befreit habe.

Breteuil hatte wohl nicht unrecht seinem Hof zu berichten, 9
biete zur Zeit ein wunderbares Schauspiel; der Enkel Peters des
sei vom Thron gestoßen und ermordet, der Enkel des Zaren Iwan
witsch schmachte lebendig begraben im Kerker — und eine Fremd
Prinzessin von Anhalt, trage die Krone dieser Fürsten und herr
umschränkt über Rußland.

Sechstes Capitel.

Katherinas schwierige Lage; — Umtriebe der Fürstin Daschkow; — Verschwörungen; — Einziehung der Kirchengüter; — Mirowitsch, Versuch Iwan Antonowitsch zu befreien; — Absetzung des Bischofs von Rostow; — Beschränkung des Senats; — Einrichtung des geheimen Staatsraths; — deutsche Colonien im Innern Rußlands; — die gesetzgebende Versammlung zu Moskau.

Katherinas Stellung auf dem russischen Thron war eine unendlich schwierige; um sehr viel schwieriger als die der beiden vorhergehenden Kaiserinnen, die sich wenigstens darauf berufen konnten, daß sie aus dem Hause der Romänows seien, während Katherina als Fremde selbst ein Scheinrecht auf die Krone gar nicht haben konnte. Auch nicht durch den seltsamen Artikel ihres Heirathscontracts, der ihr die Regierung zusicherte für den Fall, daß der Kaiser vor ihr stürbe, ohne Kinder zu hinterlassen. Es war ein Sohn da!

Auch sollte sie das Bedenkliche ihrer Lage bald genug und immer von neuem empfinden. Es war ihr nicht, wie vor Allen der Kaiserin Elisabeth, blos um den Genuß der Herrschaft zu thun, blos um die Freude, sich überall und immer wieder unterthänig huldigen zu lassen, jede Laune befriedigen, sich immerdar mit einer verschwenderischen Pracht umgeben und maßlosem Sinnengenuß überlassen zu können. Was man auch sonst von Katherina sagen mag, ihr Ehrgeiz war von einer höheren und besseren Art. War ihr auch nicht, wie ihrem Zeitgenossen Friedrich von Preußen, in redlichem Pflichtgefühl an den Dingen selbst gelegen, sondern nur an der Verherrlichung der eigenen Person, so suchte sie diese Verherrlichung, die eigene Befriedigung doch in dem Streben, eine glänzende und ruhmreiche Regierung zu führen. Sie wollte von Mit- und Nachwelt als große Regentin bewundert sein, und dazu gehörte, daß sie Civilisation und Bildung, wie sie selbst und ihre Zeit sie verstanden, im weiten russischen Reich mit Macht zu fördern suchte, oder wo das nicht gehen wollte, wenigstens den Schein dieser Bildung, den ihre Zeit ohnehin oft genug für das Wesen nahm. Gern hätte sie ohne Zweifel ihre ganze Geisteskraft und Aufmerksamkeit diesen Bestrebungen zugewendet, aber sie wurde schon in den ersten Wochen ihrer Regierung und dann immer wieder in sehr unzweideutiger Weise daran gemahnt, daß auch für sie, wie für ihre Vor-

gängerinnen, die Hauptaufgabe war und blieb, sich selbst auf dem unsicheren Thron und im Besitz der Gewalt zu behaupten. Die Selbstherrschaft — wenn auch unendlich besser verwendet als unter den beiden früheren Regierungen — blieb doch auch in ihren Händen zuerst und vor allem ihr eigener Zweck, wie sie es seit drei Jahrzehnten und darüber gewesen war. Alles Andere konnte erst in zweiter Linie berücksichtigt werden.

Panin sah seine Regentschaftspläne und das Streben nach einer aristokratischen Verfassung, die damit zusammenhing, beseitigt, ohne daß sie auch nur zur Sprache gekommen wären; er sah die Kaiserin, sich selbst und seinen vornehmen Verbündeten gegenüber auf einen Schwarm junger, bis dahin für unbedeutend gehaltener Offiziere gestützt, ihm gegenüber unabhängig dastehen. — Indessen, so unangenehm ihn das auch berühren mochte, war doch von ihm keine Gefahr zu besorgen, denn er war vorsichtig und zögernd von Natur, wenig zu Wagnissen geneigt und wußte sich in die Umstände zu fügen. Er machte zwar noch einen Versuch seine Pläne zu verwirklichen, aber nur mit sehr geringem Ernst und Nachdruck, nämlich er legte der Kaiserin jetzt, nach dem Siege, den Plan vor, sich mit einem Reichsrath nach schwedischem Vorbild zu umgeben, und hoffte sie dadurch für diesen Plan zu gewinnen, daß er vorschlug, den Günstling Gregor Orlow an die Spitze dieses Reichsraths zu stellen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Katherina auch nur einen Augenblick im Zweifel darüber war, wie sie diesen Vorschlag aufnehmen wollte. Sie war zu scharfsinnig, um nicht zu sehen wohin er führte, und zu eifersüchtig auf ihre Unabhängigkeit bedacht, um darauf einzugehen. Aber es scheint bei ihr, besonders während dieser ersten Zeit, Grundsatz gewesen zu sein, wenn sie einem bedeutenden Mann, der geschont werden mußte, eine abschlägige Antwort zu geben hatte, dies scheinbar niemals aus eigenem Antrieb zu thun; sich im Gegentheil das Nein! das gesagt werden mußte, stets von anderen bedeutenden Männern dringend anrathen zu lassen. So fragte sie, scheinbar zweifelnd, auch jetzt andere ihrer Vertrauten um ihre Meinung, und General Villebois, der Sohn eines unter Peter dem Großen eingewanderten Franzosen, der eine kurze Zeit über bei ihr in Ansehen stand, machte sie vor allem in einem ausführlichen Gutachten darauf aufmerksam, daß die Mitglieder des Reichsraths sehr leicht aus Rathgebern zu Mitregenten werden könnten. — Der Entwurf blieb auf sich beruhen und Panin fand gerathen ihn auch seinerseits fallen zu lassen — zufrieden mit der glänzenden Stellung, dem bedeutenden Antheil, den er an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nehmen durfte, den hohen Würden und Reichthümern, die ihm zu Theil wurden.

Nicht so die unruhige Fürstin Daschkow, deren reger Geist sich nicht mit dem Schein leerer Hofgunst begnügen, die es nicht ertragen konnte, daß der maßgebende Einfluß nicht an den Familienkreis gekommen war, den sie beherrschte, sondern an die Brüder Orlow, in denen sie nur unter-

geordnete Werkzeuge gesehen hatte. Sie verbarg ihren Unmuth nicht und scheint fort und fort in mancherlei Umtriebe verflochten gewesen zu sein.

Die erste wirkliche Gefahr für Katherina wurde schon in den ersten Wochen durch die Gunst hervorgerufen, die Gregor Orlow allzu sichtbar erfuhr und selbst mit rohem Uebermuth zur Schau trug. Man hatte ihn, als Katherina, von Peterhof und Oranienbaum zurückgekehrt, ihren triumphirenden Einzug in Petersburg hielt, neben ihr herreiten sehen, als hätten der Tag und die Huldigungen des Volks dieselbe Bedeutung für ihn wie für sie; als fühle er sich ihr gleichgestellt. Die Menge, auch die Vornehmen, folgerte aus diesen und anderen Zeichen mehr, als von Seiten der Kaiserin darin lag, und befürchtete, sie werde sich mit ihm vermählen. Eine solche Wendung der Dinge wäre natürlich einem jeden, der selber Anspruch auf Einfluß und Geltung zu haben glaubte, und allen, die sich zu gut dünkten unter der Herrschaft eines Artillerie-Offiziers von unbedeutender Herkunft zu stehen, in hohem Grade unerwünscht gewesen. Die Besorgniß wurde in der That in den höheren Kreisen auch durch die scheinbar etwas ernstere Veranlassung hervorgerufen. — Daß Katherina selbst jemals einer solchen Verbindung geneigt gewesen sein könnte, ist kaum zu glauben. Sich zu binden und wenn auch nicht in aller Form auf Thron, doch die Regierungsgewalt unwiderruflich mit irgend jemandem, vollends mit einem Menschen von herrischem, unbändigem Charakter wie Gregor Orlow, zu theilen: wie und wodurch sollte sich eine Frau von Katherinas Erfahrung dazu bestimmen lassen? — Aber der ehemalige Kanzler, Katherinas alter Verbündeter, Bestushew, der nun wieder am Hof erscheinen durfte, war sehr ernstlich darauf bedacht, sie zu diesem Schritt zu bewegen.

Bestushew hatte zwar bei seiner Rückkehr an den Hof den Rang eines Feldmarschalls und ein reiches Gnadengehalt erhalten, war aber zugleich, gewöhnlich seines hohen Alters wegen, von jeder Thätigkeit und Pflicht freigesprochen worden und scheint sich in dieser glänzenden Nichtigkeit seiner Stellung nicht befriedigt gefühlt zu haben. Wenigstens bot er alle Mittel der Intrigue auf, um wieder Antheil an den Geschäften zu gewinnen, und war auf eben den Wegen, die ihm schon einmal geglückt waren. Durch Freundschaft mit Alexey Rasumowsky, durch den Umstand, daß er jen Vermählung mit der Kaiserin vermittelt hatte, war es ihm unter Elisabeth gelungen sich sechzehn Jahre lang in der Stellung eines leitenden Ministers zu behaupten —: jetzt schloß er sich auf das Engste an Gregor Orlow und führte diesen auf den Gedanken, nach der Hand der Kaiserin in seinem gebührenden Lohn zu streben. Orlow hatte bis dahin an so etwas nicht gedacht. — Bestushew entwarf eine Bittschrift, in der die Kaiserin im Namen Rußlands flehentlich beschworen wurde, dem Reich den neuen Beweis ihrer Liebe zu geben und sich wieder zu vermählen, doch zwar mit einem Russen. Sie möge auf diese Weise das Volk be-

ruhigen, das, bei der schwachen Gesundheit des Großfürsten Paul, um die Thronfolge in Sorgen sei. Er fand sofort zahlreiche Verbündete in den Reihen der Geistlichkeit; nicht weniger als zwölf Bischöfe unterschrieben das Papier und sie bezeichneten sogar Gregor Orlow noch bestimmter, indem sie hinzufügten, die Kaiserin möge denjenigen ihrer Unterthanen zum Gemahl wählen, den sie für den Würdigsten halte. — Es war also eine öffentliche, in aller Form anerkannte Ehe beabsichtigt. Daß man Gregor Orlow zum Kaiser und Mitregenten erhoben sehen wollte, wurde nicht gesagt und es folgte auch nicht nothwendiger Weise aus den Worten, die sich auf Sicherstellung der Thronfolge bezogen. Nach Peters des Großen Verfügungen konnte Katherina ihre Kinder aus solcher Ehe zu Nachfolgern im Reich erklären, auch wenn Orlow nicht Kaiser war.

Indessen, lange ehe diese Bittschrift an die Kaiserin gelangen konnte, kaum wenige Wochen nachdem sie in Besitz der Krone gelangt war (Mitte August 1762), hatte der Argwohn, daß eine solche Verbindung im Werke sein könnte, Veranlassung zu einem versuchten Aufstand des Semenowschen Garderegiments gegeben. Er war von einigen Offizieren — Brüderpaar Chruschtschow und Guriew — angestiftet, die sich zum Theil auch persönlich von Orlow beleidigt fühlten. „Die Soldaten dieses Regiments griffen um Mitternacht zu den Waffen," meldet der Gesandte Englands, „und wurden von ihren Offizieren nur mit großer Mühe zur Vernunft zurück gebracht." — Aehnliche Versuche wurden, wenn auch mit geringerer Energie, in den beiden folgenden Nächten wiederholt. Die Regierung wurde ihrer schließlich doch ohne eigentlichen Kampf, durch die Verhaftung einer Anzahl Offiziere und Soldaten Herr, und vor eine besondere Commission gestellt, in welcher der Hetman Rasumowsky den Vorsitz führte, wurden die Brüder Chruschtschow und Guriew zum Tode verurtheilt, dann aber zur Cassation und Verbannung begnadigt. Die Rädelsführer unter den Soldaten wurden in geräuschloser Weise für immer beseitigt.

In Moskau, wohin die Kaiserin und der Hof sich im Herbst (1762) zur Krönung begaben, traten Umtriebe anderer Art zu Tage, die sich dem Anschein nach lediglich in den Kreisen der jüngeren Gardeoffiziere bewegten, aber wohl von bedeutenderen Persönlichkeiten angeregt sein mochten. Die Fürstin Daschkow stand unzweifelhaft im Hintergrunde und wahrscheinlich nicht allein.

Der Thätigste und Lauteste dieser Verschwörer war ein junger Offizier der Garde zu Pferde, Namens Chitrow, der sich an dem entscheidenden Tage vor allen und mit Erfolg bemüht hatte, dieses Reiter-Regiment der Kaiserin zuzuführen — den auch Katherina dafür durch ein Geschenk von 800 „Seelen", d. h. Leibeigenen, belohnt hatte. — Dieser junge Mann sprach jetzt seinen Gefährten von den bösen Anschlägen des „alten Satans" Bestushew, und erzählte, daß Panin die namhaftesten Magnaten um sich versammle, um sich mit ihnen vereint der beabsichtigten Vermählung zu

versetzen. Er selbst wolle nun auch „Patrioten" um sich versammeln
nd ihnen vorschlagen, sich in Masse zur Kaiserin zu begeben, um ihr
orzustellen, daß die Vermählung mit Gregor Orlow für Rußland und
r sie selbst verderblich sein würde; wenn sie sich wieder vermählen wolle,
öge sie einen der — zu Cholmogor geborenen und gefangen gehaltenen —
ngeren Brüder „Iwanuschkas" — d. h. des unglücklichen Iwan Antono-
itsch — oder, einen fremden Prinzen wählen. Chitrow fügte sogar
rohungen hinzu: wenn die Kaiserin keine befriedigende Antwort gebe,
nn werde man selber mit den Orlows abrechnen. Er berief sich auf
e Fürstin Daschkow, auf den General-Procuror Glebow als Verbündete,
e behauptete sogar, daß Katherina versprochen habe nur als Regentin
itreten und ihren Sohn zum Kaiser ausrufen zu lassen; selbst die
entschaft gebühre der Kaiserin nicht allein; der Oberhofmeister Panin
von rechtswegen Mitregent sein müssen.

Chitrow war so unvorsichtig, daß sein Treiben nicht lange verborgen
n konnte; er wurde sehr bald von Gefährten, von Offizieren der
zu Pferde, namentlich von einem Fürsten Neswitzky, der Regierung
ben und verfiel einer Untersuchung, in der wir zuerst hervortreten
mit welcher klugen, leidenschaftslosen Behutsamkeit Katherina stets
d, solchen Complotten allzu tief auf den Grund zu gehen. Sie
sich gesagt zu haben, daß es besonders darauf ankomme die jüngeren,
ehmenden Theilnehmer an einer Verschwörung unschädlich zu machen,
on diesen, wenn sie auch in untergeordneten Stellungen mehr Werk-
als leitende Persönlichkeiten waren, doch vorzugsweise Wagniß und
offene That erwartet werden konnten. Die Magnaten, die betheiligt
ochten, zum Kampf auf Tod und Leben herauszufordern, in unsühn-
Weise zu verletzen, fühlte sie sich wohl nicht sicher genug auf dem
. Sie zog es vor, sie zu entwaffnen, zu gewinnen oder zu be-
tigen — und mit vieler Kunst endlich in Unbedeutenheit versinken
i Vergessenheit gerathen zu lassen. Kurz, was auch ihre Gründe
i solches Verfahren gewesen sein mögen, Thatsache ist, daß sie es
vermied, die vornehmen Theilnehmer einer Verschwörung offiziell
decken — wenn ihr auch insgeheim sehr daran gelegen sein mochte,
kennen, und schwerlich entging, wer sie waren. Um so mehr mußte
s erste Mal — so neu noch im Besitz der Gewalt — nöthig achten,
em Sinn zu handeln. Weder Glebow noch die Fürstin Daschkow
i in gerichtlicher Form befragt; Katherina begnügte sich, ihre ehe-
Verbündete in einem freundschaftlichen Brief zu fragen, was sie
er angeblichen Verschwörung gehört habe, und ließ die bekannte,
inent ablehnende Antwort der Fürstin hingehen, ohne sie zu rügen.
Selbst Chitrow, sein jüngerer Bruder und einige andere Garde-
re wurden nur sehr gelinde bestraft. Sie wurden verabschiedet, es
ihnen verboten in den beiden Hauptstädten des Reichs zu weilen,

und wie das früher bei allen Entscheidungen der geheimen Kanzlei üblich gewesen war, mußten sie sich eidlich verpflichten, über die ganze Angelegenheit das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

So geräuschvolle und theatralische gemeinschaftliche Vorstellungen gegen die beabsichtigte Vermählung der Kaiserin, wie Chitrow vorgab, haben Panin, Worontzow und der Hetman Rasumowsky natürlich nicht gemacht. Daß sie einzeln und geräuschlos die Kaiserin gewarnt haben, ist gewiß —: Panin und Worontzow waren von Anfang an Gegner der Orlows, und diese waren nun auch mit dem Hetman Rasumowsky entzweit. Die widerrathenden Staatsmänner sollen die Antwort erhalten haben, daß Bestushew nicht mit Willen der Kaiserin oder zu ihrer Zufriedenheit seine Bittschrift zu fördern suche. Aber, da Katherina zur Zeit Gregor Orlow und seine Brüder weder missen wollte, noch missen konnte, da es ihre Politik war, die beiden feindlichen Parteien an ihrem Hof in einem gewissen Gleichgewicht zu erhalten, sich bald gegen Panins oligarchische Bestrebungen auf die Orlows, bald gegen Gregors rohe Begehrlichkeit und thörichte Rathschläge auf den klugen Staatsmann Panin zu stützen, konnte sie auch dem ungestümen Freier nicht wohl ein beleidigendes Nein! sagen. Sie glaubte wenigstens seiner zu bedürfen.

So fand denn ein seltsames Zwischenspiel statt, das verschieden gedeutet wird. Nach der Familien-Ueberlieferung, welche die Verwandten des Hauses Rasumowsky bewahren und gelegentlich mittheilen, wurde der alte Alexey Grigoriewitsch unter der Hand verständigt, daß er, als Gemahl der verstorbenen Kaiserin Elisabeth, den Titel „Kaiserliche Hoheit" erhalten solle, und Katherina zwang den staunenden und widerstrebenden Kanzler Worontzow den würdigen Herrn aufzusuchen, und von ihm alle Urkunden und Papiere zu erbitten, die sich auf seine Vermählung mit Elisabeth Petrowna bezögen. Sie sollten angeblich für den gegenwärtigen Fall als Vorbild dienen. Der Kanzler traf Rasumowsky in einem Lehnstuhl am Kamin die Bibel lesend. Kaum hatte Rasumowsky vernommen, wovon die Rede sei, als er aufstand, ein kostbar verziertes Kästchen herbeibrachte, einige in Rosa-Atlas gewickelte Papiere daraus hervorholte, sie still für sich mit sichtlichem Behagen las und dann in das Feuer warf. Dann erst beantwortete er die Fragen Worontzows in bewegter Rede, in der er versicherte, er sei nie etwas anderes gewesen, als Elisabeths „treuer Sklave" — er habe nie auch nur den vermessenen Gedanken gehabt, sich zu der Zarischen Erhabenheit, dieser „Muster-Christin" — der Landes-Mutter so vieler Millionen zu erheben.

Ist die Ueberlieferung ganz buchstäblich zu nehmen, so hätte er indessen doch sofort wieder sich selbst widersprochen und geflissentlich zu erkennen gegeben, daß er absichtlich die Unwahrheit sage. Er soll nämlich hinzugefügt haben: selbst wenn wahr wäre, was man von seinem Verhältniß zu der Kaiserin Elisabeth sage, würde er sich doch nicht durch sträf-

liche Eitelkeit verleiten lassen, bekannt zu machen, was den Ruhm der unvergeßlichen Monarchin verdunkeln könne; auch habe Woronzow selbst gesehen, daß er keine Documente mehr besitze. Auch den eigentlichen Inhalt der verbrannten Papiere hätte Rasumowsky demnach nicht in Zweifel gelassen.*)

In den aristokratischen Kreisen Rußlands geht nun vielfach die Sage, Katherina sei wirklich geneigt gewesen, ihrem Günstling die Hand zu reichen, Rasumowskys Benehmen aber habe sie zur Besinnung gebracht und das Unglück abgewendet. Das Andenken des übrigens ganz unbedeutenden alten Schwelgers wird deshalb auch in Rußland dankbar in Ehren gehalten. — Eine andere Ueberlieferung aber berichtet, Katherina habe diese eigenthümliche Unterhandlung nur eingeleitet, weil sie vorher wußte, wie Rasumowsky sich dabei benehmen werde, und um den Heirathsplan an seinen Erklärung scheitern zu lassen, ohne daß sie selbst ein unmotivirtes Nein! zu sagen brauchte. In der That konnte sie wohl ungefähr vorhersehen, wie Rasumowsky sich aussprechen würde, da er und sein Bruder mit Orlow verfeindet waren, und überhaupt ist diese Darstellung die wahrscheinlichere.

Jedenfalls leuchtet aus dem Hergang hervor, wie unendlich schwierig Katherinas Stellung zur Zeit war. Sie wurde es dadurch noch mehr, daß sie unmöglich alle Hoffnungen erfüllen konnte, welche die Revolution, die sie auf den Thron erhoben hatte, zu berechtigen schien, ja daß sie das gerade Gegentheil von dem thun mußte, was eine zahlreiche Partei in Rußland von ihr erwartete. Die übereilten Neuerungen waren das Verderben ihres Gemahls geworden und hatten die Veranlassung gegeben, Katherina auf den Thron zu erheben; natürlich erwarteten und verlangten die Alt-Russen von ihr, daß sie wieder in die alten Bahnen einlenken und die herrlichen Zeiten der Kaiserin Elisabeth zurückbringen solle. — Bretenil berichtet ausführlich, mit welcher Zudringlichkeit die älteren Würdenträger des Hofs die Kaiserin umlagerten und ihr mit ihren Ansichten und mit unerbetenem Rath zur Last fielen, mit welcher Anmuth und Liebenswürdigkeit sie ihrerseits diese Zudringlichkeit ertrug, und wie schwer ihr das wurde.

Sie wußte diese Leute zu ertragen, sie bemühte sich das National-Gefühl in jeder Weise zu schonen, ja ihm zu schmeicheln —: nicht allein, daß sie selbst sich mit dem entschiedensten Eifer für eine Russin gab — es ist gewiß nicht Zufall zu nennen, daß unter ihren zahlreichen persönlichen Günstlingen nicht ein einziger Deutscher war. Eben so wenig hat sie je einen Deutschen an die Spitze ihres Cabinets gestellt oder an die Spitze der russischen Heere. Die Unfähigkeit solcher Feldmarschälle, wie Galitzyn, Rumäntzow und Mussin-Puschkin, konnte einer geistreichen Frau,

*) P. Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, II. 459—463.

wie sie war, schwerlich entgehen, auch unterließ sie nicht, neben jeden dieser Herren, wenn er einen Befehl führte, einen Mentor zu stellen, der nicht nothwendiger Weise ein Russe zu sein brauchte (Rennenkampff, Bauer, Knorring), Ruhm und Glanz aber, ehrende Beinamen, Denkmäler, die ihnen errichtet wurden, unermeßliche Reichthümer — das Alles wurde so geräuschvoll wie möglich den Russen zu Theil, die dem Namen nach an der Spitze standen. Der Mentor mußte sich mit einer geräuschlosen Wirksamkeit und mäßigen Belohnung begnügen; er wurde so viel wie möglich der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen.

Aber weiter konnte sie nicht gehen; die Wünsche der Alt-Russen konnte sie nicht erfüllen. Abgesehen von allen bereits angeführten Gründen, konnte sie es schon deshalb nicht, weil sie des Beifalls, der Zustimmung Europas in der That bedurfte, um so manches Bedenkliche in Vergessenheit zu bringen und selbst um den Russen zu imponiren. Es mußte ihr daran liegen, die Stimme der Leute zu gewinnen, die das große Wort in der europäischen Literatur führten, und wie sehr ihr wirklich daran lag, zeigte sich gleich zu Anfang ihrer Regierung.

Das Hauptwerk der französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die berühmte Encyklopädie, in Paris von Diderot mit Hülfe aller „Philosophen" der Zeit herausgegeben, wurde vor dem Pariser Parlament als ein Werk der Gottlosigkeit angeklagt und verurtheilt. Der Verkauf und die Fortsetzung des Werks wurden verboten. Sofort ließ Katherina durch Iwan Schuwalow sowohl an Diderot als an Voltaire schreiben, und erbot sich die Fortsetzung der in Frankreich unterdrückten Encyklopädie in Rußland — etwa in Riga — drucken zu lassen. Das geschah im September 1762; kaum zwei Monate nach dem Ende Peters III.! — Kaum zwei Monate nach dieser schrecklichen Begebenheit hatte Katherina Zeit und Fassung und Gedanken für dergleichen übrig.

Die weltklugen und weltkundigen Pariser Philosophen kamen nicht in den Fall, Gebrauch von Katherinas Anerbietung zu machen; die Fortsetzung ihres Werks in Paris wurde stillschweigend nachgesehen. Aber Katherinas eigentlichster Zweck war vollständig erreicht —: ihr Lob wurde fortan laut und überlaut und ohne Ende von denen verkündet, nach denen sich die öffentliche Meinung in Europa richtete.

Die Kaiserin mußte wohl großen Werth auf die moralische Stütze legen, die ihr diese verherrlichende Zustimmung gewährte, da ihr in Moskau kaum entgehen konnte, wie schwer es ihr unter allen Bedingungen fallen würde, das Alt-Russenthum ganz zu gewinnen. Sie wurde nämlich in der alten Hauptstadt des Reichs ein Element der Macht gewahr, das es in Petersburg nicht gab: das russische Volk! — Wenn auch im ganzen übrigen weiten Rußland die Menge gedankenlos, ohne irgend ein politisches Bewußtsein dahin lebte —: in Moskau gab es ein russisches Volk, und Katherina konnte sich nicht darüber täuschen, daß dieses Volk ihr nicht

jewogen war. Sie wurde überall schweigend und gleichgültig aufgenommen, während das Volk den kaum achtjährigen Großfürsten Paul, ihren Sohn, mit lautem Jubel umgab, wo er sich zeigte. Ihre ohnehin sehr gemäßigte Mutterliebe wurde dadurch, wie bekannt, nicht gesteigert.

Durch die Erfahrungen, die sie in Moskau machte, konnte die Kaiserin natürlich nur in einem Vorsatz bestärkt werden, den sie ohnehin mit gutem Bedacht gefaßt hatte —: nämlich in dem Vorsatz, die politische Bedeutung derjenigen Körperschaften zu mindern, die sich möglicher Weise zu Organen und Führern des Alt-Russenthums aufwerfen konnten, und da mußte natürlich die Geistlichkeit zuerst und vor Allem ihre Aufmerksamkeit auf ich ziehen. Es schien nicht rathsam, der Kirche ihren weiten Grundbesitz u lassen, und selbst der Zustand der zerrütteten Finanzen Rußlands achte deren Einziehung mehr als wünschenswerth. Doch, daß Peter III. ie Räuberhand an das geheiligte Eigenthum der Kirche gelegt hatte, war ls einer der Frevel genannt worden, die seinen Untergang rechtfertigen ollten. Katherina hatte daher im ersten Augenblick die Verordnung ihres emahls zurückgenommen, die bereits gebildete Oekonomie-Commission, die nit der Verwaltung der Kirchengüter beauftragt werden sollte, aufgelöst, nd der Geistlichkeit ihren Besitz von neuem zugesichert. Die jetzt beabsichtigte Maßregel mußte demnach mit einiger Kunst und Vorsicht eingeleitet werden.

Schon auf ihrer Reise zur Krönung nach Moskau, ungefähr sechs Wochen nachdem die Kirche diese erneuerten Zusicherungen erhalten hatte, fanden sich auf ihrem Wege Abgeordnete der Klosterbauern, die sich vor ihr niederwarfen und sie flehentlich baten, sie von dem unerträglichen Druck ihrer geistlichen Herren zu befreien. Eine Bitte, auf welche merkwürdiger Weise die großentheils sehr viel härter gedrückten Leibeigenen des Adels nicht verfielen, und so wenig auch sonst die Bitten der Bauern beachtet zu werden pflegten, diesmal fand ihr Gesuch Gehör. Doch vermied es Katherina persönlich zu entscheiden; die Bitte der Bauern, die Erörterung der Frage, um die es sich handelte, wurden an eine eigene Commission verwiesen, deren Gutachten die Kaiserin dann (im Frühjahr 1764) befolgte.

So wurde denn der Kirche ihr reicher Landbesitz, und diesmal unwiderruflich genommen, und wie schon Peter der Große einmal verfügt hatte, der Verwaltung einer Laien-Behörde übergeben. Aus den Einkünften dieser Güter wurde eine Summe von sechsmalhunderttausend Rubeln jährlich auf die Besoldung aller Bischöfe, aller Geistlichen mit Ausnahme der Landpfarrer, und zur Erhaltung aller Klöster verwendet. Das war weniger als ein Drittheil, wahrscheinlich nur ein Viertheil der Einkünfte, die sie bisher bezogen hatten, kaum ein Drittheil dessen, was die eingezogenen Güter der Krone eintrugen, nachdem die Leistungen der Bauern ermäßigt worden waren. Die Ausstattung der Bisthümer und

Klöster konnte demnach nicht allzu reichlich ausfallen. — Ein anderes Drittheil der Einkünfte sollte zur Hälfte auf Schulen, zur Hälfte auf Ruhegehalte für invalide Offiziere des Heeres und der Flotte verwendet werden, der Rest blieb für die laufenden Ausgaben der Regierung verfügbar. Für die Land-Pfarrer sollten ihre Gemeinden sorgen, und das geschah dadurch, daß ihnen in hergebrachter Weise kleine Landlose angewiesen wurden. — Kirchen-Zehnten, die den west-europäischen Kirchen im achten Jahrhundert hauptsächlich durch die Karolinger und nach ihrem Beispiel verliehen wurden, sind in der älteren orientalischen Kirche stets unbekannt geblieben. Das Dasein des russischen Dorfgeistlichen unterscheidet sich solcher Gestalt kaum von dem des russischen Bauern, wenn er auch stets bemüht ist, seine Einkünfte durch ziemlich willkürliche Stol-Gebühren um etwas zu vermehren; es ist demnach wohl nicht zu verwundern, daß er auch in Beziehung auf seine intellectuelle und wissenschaftliche Bildung, und in seinen Sitten nicht um ein sehr Merkliches höher steht. Um so weniger, da der Weg zu den höheren Kirchenwürden den vermählten Weltgeistlichen verschlossen ist, da die Bischöfe ehelos leben sollen und deshalb immer aus den Reihen der „Hieromonachoi" — das heißt der Mönche, welche die Priesterweihe erhalten haben, gewählt werden.

Die Kirche verlor durch diese Maßregeln nicht nur große Reichthümer; sie verlor auch, da Bischöfe und Aebte ohnehin von der Regierung ernannt, nun auch mit ihrem ganzen Anhang von Weltpriestern und Mönchen in Beziehung auf ihren Lebensbedarf von dem Sold abhängig geworden waren, den ihnen die Regierung gewährte und vorenthalten, schmälern oder steigern konnte, jegliche politische Bedeutung. Noch wenige Jahre und dann wieder wenige Monate vor dieser Zeit hatte der Erzbischof von Nowgorod, Dmitry Setschénow erst für, dann gegen Peter III. in die Geschicke Rußlands thätig einzugreifen gesucht und nicht ohne Erfolg. Das war und blieb aber das letzte Beispiel dieser Art in der russischen Geschichte. Die seltenen, schüchternen und schwachen, ganz im Dunklen schleichenden Versuche politischen Einfluß zu üben, den die Geistlichkeit seit dieser Zeit wohl noch gewagt hat, sind ohne wesentlichen Erfolg geblieben, und vermochten eben nur eine rathlose Unzufriedenheit, wo sie ohnehin bestand, auch ihrerseits zu nähren, vielleicht um etwas zu steigern.

So durchgreifend die Veränderung aber auch war — die versucht zu haben wesentlich beigetragen hatte Peters III. Untergang herbeizuführen — sie wurde jetzt durchgeführt ohne Widerstand, ja ohne lauten Widerspruch zu finden. Der Zauber, durch den die Kaiserin Katherina dieses Wunder bewirkte, war ein sehr einfacher: die Bischöfe wurden durch Geld gewonnen und zogen persönliche augenblickliche Vortheile einem Bruch und Kampf mit der Regierung vor, deren Beistand sie jetzt wie früher, gegen die Raskolniks, die Altgläubigen, bedurften. Dmitry Setschénow zeigte sich diesmal als der willigste und geschmeidigste von Allen, woraus man

ielleicht folgern könnte, daß er sich auf besonders vortheilhafte Bedin-
ungen mit der Regierung abgefunden hatte.

Daß die Geistlichkeit namentlich während dieser ersten Zeit, während
ie Wunde noch neu war, die man ihr geschlagen hatte, sich auch ihrer-
eits bemühte, die herrschende Unzufriedenheit zu nähren, versteht sich
ewissermaßen von selbst. Doch aber scheint von dieser Seite kein be-
timmter Plan entworfen und befolgt, keine bestimmt in das Auge gefaßte
That beabsichtigt gewesen zu sein. Wenigstens ging der Versuch zu einer
That unabhängig von ihr, von einer ganz anderen Seite aus.

Die allgemeine Unzufriedenheit wurde, ganz unabhängig von der Art
ie über die Reichthümer der Kirche verfügt war, auch durch eine Stei-
rung einiger Abgaben vermehrt und zumal in den höheren gesellschaft-
chen Kreisen besonders auch durch das frech zuversichtliche Benehmen der
rüder Orlow. Gregor verletzte selbst die Gesetze des Anstands und
nahm sich nicht selten auch öffentlich mit einer solchen rohen Rücksichts-
sigkeit gegen die Kaiserin, daß man folgerte, er müsse seiner Stellung
hr gewiß, er müsse aller Gegenbemühungen zum Trotz insgeheim mit
r vermählt sein.

Während nun das Volk in Moskau und die Garden in Petersburg
n dem Großfürsten Paul den Urenkel Peters des Großen und den recht-
mäßigen Kaiser sahen und das lebhafteste Interesse für ihn bethätigten,
scheint eine unbekannt gebliebene politische Coterie erwogen zu haben, daß
eine lange und unheilvolle Minderjährigkeit folgen mußte, wenn Katherina
jetzt gestürzt und der noch nicht zehnjährige Paul ihr Nachfolger wurde
und daß man deshalb einen anderen Ausweg suchen müsse. Gewiß ist,
daß von unbekannter Seite der Versuch gemacht wurde, die allgemeine
Aufmerksamkeit von Paul abzulenken, auf eine andere Persönlichkeit, die
natürlich niemand anders sein konnte, als der unglückliche Iwan Antono-
witsch. Daß dieser in seinem Grabe, in dem er lebendig hauste, vollkommen
irrsinnig geworden war, wußten nur sehr wenige Eingeweihte; im Allge-
meinen dachte man ihn sich als einen, verständiger Thätigkeit fähigen
zweiundzwanzigjährigen Prinzen.

Peter III. hatte ihn im Bewußtsein des eigenen guten Rechts nicht
gefürchtet; er hatte ihn unerkannt besucht, mit Güte und Wohlwollen be-
handelt und beabsichtigt, ihm ein besseres Dasein zu bereiten, zunächst ein
freundliches Haus in Schlüsselburg für ihn bauen zu lassen. Katherina
dagegen fürchtete den unglücklichen Gefangenen und hatte Ursache dazu.
Der frühere Befehl ihn zu tödten Falls ein Versuch gemacht werde, ihn
zu befreien, wurde aufrecht erhalten und bei jeder Ablösung seiner Wächter
von Einem dem Anderen übergeben.

Jetzt wurde unter Anderem unter der Hand ein angebliches Manifest
Peters III. in Umlauf gesetzt, das der Staatsrath Wolkow — ein ehe-
maliger Schauspieler und elender Mensch — in den letzten Lebenstagen

des Kaisers auf dessen Befehl verfaßt haben sollte, in welchem die „Verbrechen" der Kaiserin schonungslos aufgedeckt waren; in welchem der Kaiser auch *ihren* Sohn — seiner angeblich unechten Geburt wegen — von der Thronfolge ausschloß.

Diese Umtriebe blieben der geheimen Polizei der Kaiserin nicht unbekannt. Gardesoldaten wurden wegen verwegener Aeußerungen verhaftet, geknutet und nach Sibirien „verschickt", wie der in Rußland technisch gewordene Ausdruck lautet. Es wurde den Soldaten der Garde strengstens untersagt, sich ohne Befehl ihrer Offiziere zu versammeln. Da kann es freilich einigermaßen befremden, daß in Schlüsselburg keine besseren Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden.

Während die Kaiserin im Sommer 1764 nach Riga gereist war, machte ein Lieutenant des Smolenskischen Infanterieregiments, Namens Wassily Jakow. Mirówitsch, mit einer kleinen Abtheilung seines Regiments auf einige Zeit zum Wachdienst nach Schlüsselburg commandirt, den Versuch, den entthronten Kaiser Iwan Antonowitsch zu befreien.

Dieser Mirówitsch war der Sohn einer gesunkenen Familie, die einst in ihrer Heimath unter den Kosacken der Ukraine eine gewisse Bedeutung gehabt hatte. Sein Großvater war in die Pläne und in den Sturz Mazeppas verwickelt gewesen, die Güter des Hauses waren eingezogen worden. So war denn dieser Mirówitsch arm; zweimal hatte er vergebens Bittschriften eingereicht und gebeten ihm selbst — oder doch seinen Schwestern — wenigstens einen Theil des verlorenen Besitzes, „den die Gnade der Kaiserin bestimmen möge", zurückzugeben. Er hatte abschlägige Antworten bekommen, das zweite Mal mit der Weisung sich fortan *ruhig* zu verhalten. Das Verlangen seine Lage durch einen gewagten Streich zu verbessern und sich zu rächen, trieben ihn, wie er selber sagte, zur That.

Nach den neuesten Ermittelungen*) machte Mirówitsch einen vergeblichen Versuch den einen der Wächter Iwans, den Capitain Wlassiew, zu gewinnen und schritt augenblicklich zur That, als er in der hellen Nacht vom 15. zum 16. Juli durch einen Unteroffizier erfuhr, daß Wlassiew einen Courier an Nikita Panin abgefertigt habe. Es gelang ihm, seine Leute unter die Waffen zu bringen, den Commandanten Berednikow zu verhaften, — sich der Schlüssel der Festung zu bemächtigen — und bis an die Casematte vorzudringen, in der Iwan Antonowitsch bewacht wurde. Die Wächter, Wlassiew und ein Lieutenant Tschekin, ermordeten den Fürsten, den sie im Schlaf überfielen — der sich, durch seine ersten Wunden erweckt, ohne Waffen vergebens zur Wehr setzte. Mirówitsch fand ihn entseelt.

„Gewissenlose!" rief Mirówitsch den Mördern zu, als er Iwan todt

*) Kowalewsky, Graf Bludow und seine Zeit (russisch), S. 234—243.

uf dem Fußboden der Kasematte ausgestreckt sah, „fürchtet ihr Gott? weshalb habt ihr das unschuldige Blut eines solchen Mannes vergossen?" — Die Mörder beriefen sich auf ihre Verhaltungsbefehle. Die Soldaten wollten sie erschlagen, Mirówitsch verhinderte es mit den Worten: „Jetzt giebt es keine Rettung mehr für uns und sie haben Recht — wir aber sind schuldig!" — Er ließ den entseelten Fürsten auf einem Kasernenbett vor die Hauptwache tragen, küßte ihm die Hände und ließ ihm durch die ausgerückte Mannschaft der Wache die militairischen Ehren erweisen, indem er ihr zurief: „das ist unser Kaiser Iwan Antonowitsch!" — dann umarmte er die Soldaten, die ihm gefolgt waren und erklärte, sie seien unschuldig, er allein sei schuldig und allein wolle er auch die That vertreten nd alle Strafen auf sich nehmen. Endlich ließ er sich, ohne Widerstand zu leisten, von dem Commandanten verhaften.

Nikita Panin hatte, sowie Wlassiews Courier bei ihm eingetroffen war, den Befehl, Mirówitsch zu verhaften, ausgefertigt und als er erfuhr, was geschehen war, bereitete er sich vor, einem Aufstand zu begegnen. Er ließ die Feldregimenter in Petersburg mit scharfen Patronen versehen — nicht die Garden, unter denen sich eine drohende Bewegung zeigte — und seine Maßregeln erhielten die Ruhe.

In Helbigs „russischen Günstlingen" sind der Hergang selbst und die darauffolgende Untersuchung in einer Weise erzählt, die, nicht ohne Absicht, Katherina selbst als die eigentliche Urheberin der Unthat erscheinen läßt. Man sagt, sie selbst habe Mirówitsch zu dem kühnen Versuch bewegen lassen, um den Wächtern eine Veranlassung zu geben, den unglücklichen Fürsten zu tödten; dann habe sie Mirówitsch, der gewußt habe, daß sein Versuch nur dazu dienen solle, hinrichten lassen, um das Geheimniß mit ihm zu begraben. Man nennt sogar den Geheimerath Teplow als denjenigen, durch den sie Mirówitsch leiten und verleiten ließ — und Teplow war allerdings dieser wie jeder Unthat fähig. Das hatte er hinreichend bewiesen!

Helbigs Darstellung ist seither vielfach wiederholt worden, aber sie unterliegt doch so großen Zweifeln, daß sie schließlich unhaltbar erscheint. Daß Katherina ein Interesse hatte Iwan Antonowitsch aus der Welt zu schaffen, liegt zu Tage und wir sind leider nicht berechtigt unbedingt zu glauben, daß sie vor einer solchen That etwa zurückbebte, wenn sie nothwendig erachtet wurde; wir müssen vielmehr glauben, daß ihr der Muth dazu wohl nicht versagt hätte. — Aber wenn sie dem Dasein des unglücklichen Fürsten ein Ende machen wollte, wie hätte sie nicht ein minder geräuschvolles und gewagtes Mittel dazu finden und wählen sollen! Gewagt, gefährlich wäre das so ausgeführte Unternehmen um so mehr gewesen, da das Geheimniß, wenn Alles sich wirklich so verhielt wie Helbig berichtet, keineswegs mit Mirówitsch begraben war; es wären dann außer dem verworfenen Teplow auch noch andere im Besitz desselben gewesen, namentlich der Commandant

von Schlüsselburg, der nach dieser Darstellung die Dinge gehen ließ, ohne einen energischen Versuch einzugreifen bis Iwan Antonowitsch ermordet war. Und endlich: jenes angebliche Manifest Peters III., das auf eine neue Revolution vorbereiten sollte —: das war doch gewiß nicht von der Kaiserin selbst in Umlauf gesetzt!

Das Dasein dieses Manifestes, überhaupt die Umtriebe, die seit einiger Zeit vorher bemerkbar geworden waren, deuten darauf, daß der Versuch Iwan Antonowitsch zu befreien, wohl ernstlich gemeint gewesen sein kann. Ob aber Mirówitsch wirklich ganz allein aus eigenem Antrieb gehandelt und für weitere Unterstützung blos auf die allgemein und namentlich unter den Garden herrschende Unzufriedenheit rechnete, wie er standhaft bis an das Ende behauptete, das ist eine andere Frage und zweifelhaft. In einigen Nebenumständen zeigt sich eine Möglichkeit, daß hier wie überall in dem unheimlichen Treiben der Unzufriedenen wohl eine andere Hand die leitenden Fäden gelenkt haben könnte.

Mirówitsch war während des siebenjährigen Kriegs Adjutant bei dem General — später Feldmarsall — Peter Iwanowitsch Panin — Nikitas Bruder — gewesen. Da zeigt sich eine freilich schwache Spur, die, wenn auch nicht unmittelbar auf den General Panin selbst, doch auf die Fürstin Daschkow zurückführen könnte, die ihm und seiner Familie sehr nahe stand. Auch berichtete der Gesandte Englands aus Petersburg: „man argwöhnt, daß die Fürstin Daschkow an dem Unternehmen Theil habe.“*) — Diese leidenschaftliche Frau konnte nicht ruhen, sich nicht darein ergeben, daß sie keine weitere Bedeutung im Leben haben sollte. — Das Weitere werden wir wohl nie erfahren über Dinge, die Katherina selbst offenbar nicht ermittelt haben wollte.

Was von der unruhigen, leidenschaftlichen Spannung erzählt wird, mit der Katherina zu Riga wichtige Nachrichten aus Petersburg erwartet habe und von der frechen Zuversicht Mirówitschs, der, seiner Begnadigung gewiß, die Untersuchung für eine Komödie gehalten und selbst auf dem Blutgerüst gelacht habe —: das Alles beruht auf ziemlich unsicheren Zeugnissen. Wie wenig auf das zu geben ist, was von Katherinas unruhiger Spannung zu Riga erzählt wird, geht wohl schon daraus hervor, daß sie höchst wahrscheinlich die Nachricht von Iwans Ende schon unterwegs erhalten hat, ehe sie Riga erreichte.**)

So viel wir jetzt aus den Acten erfahren, die gewiß nicht zu seinen Gunsten gefälscht sind, hat sich Mirówitsch bis an das Ende standhaft und selbst würdig benommen. Die Untersuchung wurde von dem General Weymann geführt, der für vollkommene Rücksichtslosigkeit in seiner poli-

*) Raumers Beiträge II. 533.

**) Bartenjew, das achtzehnte Jahrhundert, III. 357.

zeilichen Thätigkeit bekannt war, von einem Senator Nepluyew und von dem berüchtigten Teplow; das Gericht bildeten, einem kaiserlichen Manifest vom 17./28. Aug. gemäß, der Senat, der Synod, die Präsidenten sämmtlicher Collegien und alle zur Zeit anwesenden Herren der drei ersten Rangclassen.*) — (Nicht zwölf deputirte Senatoren, wie auch Herrmann noch erzählt; nicht eine kleine Anzahl Vertrauter, deren Katherina unter allen Bedingungen gewiß sein konnte.)

Mirówitsch behauptete standhaft bis an das Ende, keine Mitschuldigen zu haben und fügte hinzu, er wolle nicht voraussetzen, daß man wünsche, er solle Unschuldige anklagen. — So wurde die englische Gesandtschaft berichtet.**) — Im Lauf des Prozesses aber ergab sich ein sehr merkwürdiger Zwischenfall, von dem die fremden Gesandten so wenig als Helbig etwas erfahren haben.

Als nämlich das Urtheil gefällt werden und darüber abgestimmt werden sollte, äußerte der Oberprocuror des Synods, Soymonow, gegen den Präsidenten des Medicinischen Collegiums, Baron Tscherkassow, einige der geistlichen Mitglieder des Gerichts wären der Meinung, man müsse Mirówitsch auf die Folter spannen, um ihn zu weiteren Geständnissen zu bringen und der Sache tiefer auf den Grund zu kommen. Sofort schritt Katherinens Vertrauensmann ein, der Hüter des Gesetzes, der Generalprocuror des Senats, Fürst Wäsemsky, der wohl wissen konnte, was die Kaiserin wollte und nicht wollte. Er verbot dem Oberprocuror das Wort und forderte Tscherkassow überraschend auf, unverzüglich zu erklären, ob man ohne Weiteres zur Abfassung des Urtheils schreiten müsse oder nicht. Etwas aus der Fassung gebracht, stimmte Tscherkassow dafür, daß man das Urtheil ohne weitere Untersuchung zu fällen habe. Dann aber reichte er ein schriftliches Votum ein, in dem er erklärte, Mirówitsch müsse gefoltert werden, damit er seine Mitschuldigen oder „Anstifter" entdecke. Indem er den Angeklagten durch dieses Wort als ein bloßes Werkzeug in fremden Händen Anderer bezeichnete, die noch zu ermitteln seien, fügte er hinzu: „für uns ist es unbedingt nothwendig, uns durch eine strenge Befragung des Bösewichts nicht nur vor allen gegenwärtig lebenden, sondern auch vor allen künftigen Geschlechtern zu rechtfertigen, sonst, fürchte ich, könnte man uns als Maschinen ansehen, die sich nur nach fremder Eingebung bewegen, oder als Komödianten." — Die ganze Versammlung fühlte sich beleidigt, war empört und wollte sich bei der Kaiserin beschweren.

Katherina hatte, wie es scheint, die Nachricht von Iwans Untergang anfänglich mit einer gewissen Befriedigung empfangen; sie glaubte eine große Sorge weniger zu haben. In dem Maß aber, wie sie sich Rechen-

*) Barteniew, das Manifest, III. 361—364.
**) Raumers Beiträge III. 381.

schaft davon geben mußte, welcher böse Verdacht mit einer gewissen Nothwendigkeit auf sie fiel und was für neue Gefahren daraus hervorgehen konnten, wurde sie nachdenkend und verstimmt. Und nun erschien Tscherkassow vor ihr und berichtete was geschehen war und bevorstand.

Offenbar erschrak die Kaiserin; sie mochte sich wohl sagen wie sehr der Verdacht gegen sie gesteigert werden mußte, wenn gerade der Mann ihres Vertrauens gebieterisch auftrat, um eine erschöpfende Untersuchung zu verhindern, und sie beschloß im ersten Augenblick, selbst auf die Gefahr hin, sehr unbequeme Entdeckungen zu machen, dafür zu sorgen, daß der Generalprocuror sie wenigstens durch sein Auftreten nicht weiter bloßstelle. In diesem Sinn äußerte sie sich in den Zeilen, die sie eilig an Wäsemsky richtete: „Ich habe seine — Tscherkassows — Abstimmung gesehen, sie enthält nichts, als was ihm sein reiner, ungeheuchelter Eifer eingegeben hat. Und da nun andererseits die fremden Minister der uns nicht gewogenen Höfe in der Stadt verbreiten, daß ich selbst in dieser Angelegenheit die Versammlung eine Komödie spielen lasse, um die Wahrheit zu verbergen; über das auch bei uns die Parteien thätig sind: deshalb befehle ich Ihnen, fortan weder die Folter vorzuschlagen noch davon abzurathen, sondern lassen Sie der Mehrheit der Stimmen vollkommene Freiheit."

Freilich sieht auch hier die Hoffnung durch, die Mehrheit werde dennoch eine weiter gehende Untersuchung ablehnen, und bald scheint die Kaiserin ihre Fassung vollständig wieder gewonnen zu haben. Es erfolgte ein zweites, längeres Schreiben an Wäsemsky, das einer Klage der Versammlung über Tscherkassow vorbeugen sollte, wie allen ferneren Weitläuftigkeiten, ohne daß die Kaiserin sich persönlich in irgend einer Weise auszusprechen brauche. Die Kaiserin versichert darin als Einleitung: „Es ist mir sehr verwunderlich, daß die Versammlung, anstatt sich mit dem zu beschäftigen und das zu beendigen, was ich ihr anvertraut habe, sich mit unnützem Zeug beschäftigt." Wenn die Versammlung am folgenden Tage wieder auf Tscherkassows Abstimmung zurückkomme, soll Wäsemsky sie bewegen sich dabei zu beruhigen, daß Tscherkassow in seiner Abstimmung die verletzenden Worte streiche; der Fürst soll den Leuten begreiflich machen, daß sie durch Hader und Uneinigkeit dem Publikum wie der Kaiserin ein Aergerniß geben; daß sie überhaupt versammelt seien, um Mirówitsch zu richten, nicht um sich unter einander zu zanken — und daß sie sich in ihrer Uneinigkeit nicht an die Kaiserin wenden dürften, der es äußerst unangenehm sei von Mirówitsch zu hören. Wäsemsky soll zu verstehen geben, daß die Kaiserin mit dem uneinigen Treiben der Versammlung unzufrieden sei; soll der Klage über Tscherkassow vorbeugen, Einstimmigkeit, und wenn das nicht geht, eine sofortige Entscheidung durch Stimmenmehrheit herbeiführen, nöthigenfalls die Versammlung auflösen. Nach gefälltem Urtheil sei jedenfalls keine Veranlassung sie weiter zusammenzurufen.

Die Versammlung ließ sich gesagt sein, was sie betraf. Tscherkassow

ihm die Worte zurück, die beleidigend erachtet wurden, und Mirówitsch urde ohne jegliches weitere Verfahren zum Tode verurtheilt.*)

Das sehr umfangreiche Actenstück, in dem das Urtheil ausgesprochen nd begründet ist, verweilt sogar, namentlich mit einer auffallenden Aus- ihrlichkeit, dabei, daß Mirówitschs Aussage, er habe keine Mitschuldigen, ollkommen überzeugend und mithin gar nichts weiter zu ermitteln gewesen i. Auch die Aufzählung der Verbrechen, deren er überführt war, hat niges Eigenthümliche; so wird unter anderem auch angeführt, da sein eginnen den Tod des Prinzen Iwan herbeiführen mußte, sei er als dessen gentlicher Mörder anzusehen.

Iwan Antonowitsch wurde still und einfach, nicht in der Kaisergruft, ndern zu Schlüsselburg begraben, Mirówitsch hingerichtet, die Soldaten, sich durch ihn hatten verleiten lassen, wurden mit großer Strenge straft; wie man aber auch das Ereigniß auswärts beurtheilen und amtlich rstellen mochte —: in Rußland blieb die Vorstellung herrschend, daß atherina selbst in der schon angedeuteten Weise das Gaukelspiel veran- ltet habe, das mit Iwans Tod enden sollte und mußte. Die zürnende eistlichkeit war es vor Allen, die diese Vorstellung zu nähren und lebendig erhalten und namentlich zur Zeit, als Pugatschews Aufstand gefährlich urde, wieder wachzurufen suchte.

Katherina sagte sich wohl, daß die materielle Abhängigkeit, in die sie die Geistlichkeit gebracht hatte, nicht genüge sie durchaus ihren Zwecken dienstbar zu machen und entgegengesetzten Bestrebungen von dieser Seite uch für die Zukunft vorzubeugen. Sie war eben deshalb bemüht, einen euen, veränderten Geist in der Kirche selbst zu wecken — durch Strafen ie durch Lehren.

Unter denjenigen Prälaten der russischen Kirche, die nicht zum Voraus ewonnen waren, hatte nur einer, der Erzbischof von Rostow, Arseny Matzéjewitsch, es gewagt, gegen die Einziehung der Kirchengüter und zwar n schneidenden Ausdrücken zu protestiren. Auch nannte er die Kaiserin icht im Gebet, sondern nur ihren Sohn, den Großfürsten Paul. Es ab also Grund genug ihn als Staatsverbrecher zu belangen. Aber Ka- herina hätte ihn gern auch als falschen Propheten und Frevler gegen Religion und Kirche verurtheilt gesehen.

Dieser Erzbischof hatte nämlich in seinem Sprengel einen neuen Klosterheiligen entdeckt und verkündet, den heiligen Dmitry von Rostow, nd dessen Verehrung ohne Weiteres eingeführt. Nun aber befahl die Kaiserin zu untersuchen, ob es mit der Heiligkeit des Mannes auch seine Richtigkeit, ob bei den Wundern auf seinem Grabe nicht Betrug gewaltet

*) Barteniew a. a. O. III. 361—387.

habe. Es gelang ihr nicht den Synod ein solches Urtheil fällen zu lassen, die geistliche Behörde entschied nur, daß es bei der Heiligsprechung Dmitrys von Rostow etwas übereilt zugegangen, daß er aber doch auf der Liste der Heiligen zu belassen sei, und der Erzbischof wanderte nur als Staatsverbrecher in die Verbannung.

Um so mehr war Katherina darauf bedacht, dahin zu wirken, daß die jüngere Geistlichkeit eine andere Bildung erhielt als bisher und sich den westeuropäischen Ansichten der Zeit mehr angewöhne. Sie verfügte, wenige Wochen nach dem über Arseny Matzéyewitsch gefällten Urtheil (im Juni 1765), daß eine Anzahl junger Kleriker nach England gesandt werden sollten, um dort Geschichte der christlichen Religion und Kirche zu studiren, vor allem aber um sich die philosophische Bildung zu verschaffen, die der russischen Geistlichkeit durchaus fehle. Vergebens bemühten sich eine Anzahl russischer Bischöfe dagegen geltend zu machen, daß die jungen Leute dort in der Fremde dem Unglauben verfallen würden und, zurückgekehrt, Spaltungen in der russischen Kirche hervorrufen könnten.

Zugleich suchte die Kaiserin auch die Vortheile zu schmälern, die der rohe Bilderdienst und überhaupt das Ceremonienwesen der rohen Geistlichkeit eintrugen. Es sollte den Geistlichen bei schwerer Strafe verboten sein sich die Einsegnung der Bilder, die in Privathäusern, in den Wohnungen der Gläubigen aufgestellt und verehrt werden sollten, bezahlen zu lassen, oder für die Verrichtung der Kirchenceremonien, die jemand an bestimmtem Tage zu Ehren seines Schutzheiligen wollte celebriren lassen, Geld zu nehmen.

Aber wer konnte die Beobachtung solcher Verfügungen in dem weiten Reich überwachen? Daß der Erzbischof von Nowgorod, Dmitry Setschénow, der schon so viel verschiedene Rollen gespielt hatte, sich jetzt in allen diesen Dingen als gewandter Hofmann und eifriger Gehülfe der Kaiserin erwies, und weltmännisch mit vielem Witz, im allerbesten Ton über die Kirchenheiligen und ihre große Anzahl scherzte, das genügte dazu nicht. Selbst die Bildungsreisen einiger jungen Kleriker nach der protestantischen Fremde, hatten keine anderen Folgen, als daß es fortan unter den Bischöfen immer einige „aufgeklärte" Prälaten gab, und die Kirche auch dadurch mehr und mehr von der politischen Bedeutung verlor, die der Regierung hätte bedenklich sein können. Auf die Bildung der Geistlichen im Allgemeinen, und weiter auf das Volk, übten diese Maßregeln so gut wie gar keinen — oder vielmehr geradezu gar keinen Einfluß; es blieb Alles in dieser Beziehung im Wesentlichen so, wie es gewesen war.

Nicht minder war Katherina bedacht den Senat zu beschränken und ihn jeder politischen Bedeutung zu entkleiden. Durch mancherlei Aeußerungen, in denen sich wenigstens mittelbar eine unbequeme Unzufriedenheit kund that, hatte diese Versammlung selbst auf die Nothwendigkeit einer solchen Beschränkung aufmerksam gemacht. Der Senator Feldmarschall

Panin war am lautesten in solchen Aeußerungen; außerdem schien auch das thatsächliche Thun und Lassen des Senats darauf angelegt, einerseits der Kaiserin die Selbstherrschaft zu verleiden, ja unmöglich zu machen, andererseits im Lande eine steigende Unzufriedenheit weiter und weiter zu verbreiten und auf diesen Wegen dahin zu gelangen, daß Katherina den Oligarchen die verlangten Rechte einräumte. Unter Anderem verfiel der Senat darauf, alle Angelegenheiten, auch die unbedeutendsten, an die Kaiserin persönlich zu bringen, so daß die Zahl der Papiere, die unerledigt zur Unterschrift in ihrem Cabinet lagen, in kurzer Zeit auf mehr als zehntausend stieg. Welche Unzufriedenheit konnte es nicht hervorrufen, wenn so Vieles unentschieden, ja dem Anschein nach Alles unerledigt blieb, Alles und Jedes ins Stocken gerieth! — Wie die fremden Gesandten vernahmen, war auch in diesen Umtrieben wieder die Fürstin Daschkow thätig und die Anstifterin.

Katherina half sich dadurch, daß sie dem Senat den bestimmten Befehl ertheilte, die minder bedeutenden Sachen, bis zu einer bestimmt vorgezeichneten Grenze, selbst zu entscheiden, ohne sie der Kaiserin zu unterlegen. Um dann die Bedeutung dieser Behörde für immer zu brechen, wurde der Senat — der sich bis dahin zu seinen Berathungen stets in seiner Gesammtheit versammelt hatte — in sechs Departements getheilt und jedem derselben ein bestimmter Geschäftskreis angewiesen, über den hinaus es sich um nichts, natürlich auch nicht um die Berathungen der fünf anderen Departements, zu kümmern habe. Zwei dieser Abtheilungen wurden nach Moskau verlegt, um dort, zwei entsprechenden Departements in Petersburg gleichgestellt, als eine Abtheilung des höchsten Gerichtshofs im Reich in Thätigkeit zu treten.

Noch entschiedener wurde der Senat dann dadurch in die Verhältnisse einer Behörde zweiter Ordnung hinabversetzt, daß zwei neue Behörden geschaffen wurden, die über ihm standen. — Die eine dieser neuen Behörden, das sogenannte Cabinet, das den Privat-Angelegenheiten der Kaiserin vorstehen sollte, hatte freilich keinen Einfluß auf die Thätigkeit des Senats, als insofern es eine Menge Angelegenheiten seiner Kenntniß und seiner Autorität entzog. Die Kolywanschen Bergwerke nämlich wurden zu den kaiserlichen Schatullen-Gütern gerechnet, und der sibirische Pelz-Handel wurde ebenfalls dieser Behörde untergeordnet, da der Ertrag desselben in die kaiserliche Schatulle fließen sollte. Wichtiger noch war ohne Vergleich, daß dies Cabinet alle Bittschriften zu empfangen hatte, die an die Kaiserin gerichtet wurden; sie bezogen sich natürlich nicht immer auf rein persönliche Angelegenheiten, vielmehr nicht selten auf die Verwaltung des Landes, und es erfolgten dann Entscheidungen, über die der Senat nicht zu Rath gezogen wurde.

Von viel größerer Bedeutung war die Einrichtung des geheimen Staats-Raths, in dem die Kaiserin selbst den Vorsitz führte, und der mit

der leitenden Oberaufsicht über alle Angelegenheiten des Reichs beauftragt wurde. Der Vice-Kanzler, alle wirklichen Minister und der General-Gubernator von Petersburg erhielten Sitz und Stimme darin. Hier wurden fortan alle wichtigen Angelegenheiten berathen und entschieden, der Senat wurde in Fragen der Landes-Verwaltung und Gesetzgebung gar nicht mehr um seine Meinung befragt. — In den wichtigsten Fällen wurden ihm die Sachen nicht mehr zur Berathung zugewiesen, um Bericht darüber zu erstatten, sondern fertig entschieden, vermöge sogenannter Autoritäts-Ukasen, blos zur formellen Ausfertigung an die betreffenden Behörden. — Natürlich setzte der neue Staatsrath sich auch in unmittelbare Beziehungen nicht nur mit den „Collegien", d. h. mit den verschiedenen Ministerien, sondern auch mit den Gubernatoren der Provinzen, und so sah sich denn der Senat thatsächlich darauf beschränkt, das zu sein, was er seither geblieben ist: der höchste Gerichtshof im Reich — dessen Spruch aber doch auch nicht immer ohne die Möglichkeit einer weiteren Berufung entscheidend war, da er vom jedesmaligen Kaiser, natürlich mit oder ohne den geheimen Staatsrath, ohne Weiteres umgestoßen, und ein beliebiges anderes Urtheil an seine Stelle gesetzt werden konnte.

Der Feldmarschall Peter Iwan. Panin machte einen Versuch, den Senat dahin zu bringen, daß er sich der untergeordneten Stellung zu erwehren suche, die ihm bereitet war. Der Senat sollte sich in seiner Gesammtheit zur Kaiserin verfügen und ihr die eindringlichsten Vorstellungen der Autoritäts-Ukasen wegen machen, deren in Zukunft jedenfalls so wenige als möglich, und nur in seltenen Fällen ausgefertigt werden müßten. Aber seinen Collegen fehlte, scheint es, der Muth zu einem solchen Schritt; es geschah nichts dergleichen, und Katherina that, wie immer in solchen Fällen, als wüßte sie nichts von Panins Umtrieben. Konnte sie doch seinen Bruder nicht missen, wenn sie nicht der rohen Tyrannei der Orlows verfallen wollte!

Einzelne Acte despotischer Willkür kamen unter Katherinas Regierung ohne allen Vergleich weniger vor, als unter den früheren, dagegen war jetzt eine methodisch und folgerichtig durchgeführte Centralisation der Verwaltung eingerichtet, wie sie bis dahin nicht bestanden hatte. Alle Fäden liefen im Staatsrath unter dem persönlichen Vorsitz der Kaiserin zusammen.

Die Kaiserin hielt das für nothwendig, hielt es für unerläßlich, daß Alles und Jedes von einiger Bedeutung zu ihrer Kenntniß gelange und von ihr persönlich entschieden werde, nur die ermüdenden Einzelnheiten ihr fern gehalten würden —: aber sie wußte auch recht gut, daß eine solche Centralisation, bei der allgemein herrschenden gewissenlosen Unredlichkeit, nicht genüge, eine auch nur einigermaßen pflichttreue Verwaltung zu verbürgen. Auch täuschte sie sich nicht darüber, was gewisse beobachtende Behörden in dieser Beziehung vermögen, wie die Kanzlei der geheimen Angelegenheiten, die sie schon ihrer persönlichen Sicherheit wegen unent-

ehrlich glaubte, und überhaupt das geheime Polizei- und Spionir-Wesen, as sehr weit ausgebildet gewesen zu sein scheint.

Mit richtigem Verständniß erkannte Katherina in einer besseren Erziehung des heranwachsenden und der künftigen Geschlechter, das, was llein eine bessere Zukunft herbeiführen könne. Einer ihrer ersten Gedanken war dem gemäß auch öffentliche Erziehungs-Anstalten, selbst für as weibliche Geschlecht, zu gründen (1764), und die amtliche Denkschrift, r der die Kaiserin ihre Absichten in diesen Beziehungen kund thut, entwirft ein wahrhaft betrübendes Bild von den sittlichen Zuständen in Rußland; — ja sie enthält das ziemlich unumwundene Geständniß, daß von m eben lebenden Geschlecht nichts zu hoffen, nichts zu erwarten sei, denn kömmt zu dem Schluß, daß es sich darum handle, ein neues, besseres schlecht heranzubilden, das im Stande wäre, die bessere sittliche Erhung, die es erhalten, auf seine Nachkommen zu übertragen.

Erziehung mehr noch als Unterricht, sollte also die eigentliche Aufbe der neuen Anstalten sein, um die bessere sittliche Bildung möglich zu achen, auf die es ankam, wurde vor allen Dingen für unerläßlich gelten, daß die Kinder durchaus und gänzlich von ihren Eltern getrennt, dem Einfluß des elterlichen Hauses entzogen würden. Es war, wohlerstanden, von den Kindern des Provinzial-Adels, des Beamten- und Offizier-Standes — und allenfalls noch der wohlhabenden Kaufmannsfamilien die Rede. Diese Nothwendigkeit war wirklich vorhanden, und mußte mit sehr geringfügigen Milderungen auch noch in den Anstalten maßgebend bleiben, welche im neunzehnten Jahrhundert die Kaiserinnen Maria und Alexandra, Mutter und Gemahlin Nikolaus I., unter ihre Obhut nahmen. Die Zöglinge mußten den Anstalten ganz überlassen werden, und wurden selbst nicht auf irgend eine Ferien-Zeit in die Heimat entlassen. Die Zöglinge der weiblichen Erziehungs-Anstalten erhielten sogar nicht auf Stunden Urlaub, um etwa ihre in der nächsten Nähe ansenden Eltern oder Verwandten zu besuchen. Nur während einiger Stunden an Sonn- und Festtagen war es den Eltern gestattet, ihre Töchter im Sprechsaal der Anstalt selbst, in Gegenwart einer offiziellen Erzieherin zu sehen. So war die Haus-Ordnung des Instituts, das Katherina für zweihundert und vierzig junge Mädchen vom Adel, und eben so viele bürgerlichen Standes, die aber von den ersteren streng gesondert blieben, im Smolnaschen Kloster zu Petersburg gründete, und diese Hausordnung ist dann, wie gesagt, auch in allen später eingerichteten Anstalten derselben Art angenommen worden.

Die Erziehung der männlichen Jugend blieb, sofern vom Adel die Rede ist, überwiegend eine militärische. Doch wurde zum Nutzen des Mittelstandes auch eine Handelsschule zu Moskau eingerichtet.

Wie ungenügend das Alles war, im Vergleich mit dem weiten Um-

fang des Reichs, wie wenig davon rasche Fortschritte und eine durchgreifende, allgemeine Wendung zum Besseren zu erwarten seien, das wußte man sich natürlich wohl zu sagen. Auch lag es in den Absichten der Regierung, sehr viel mehr zu thun, und außer vier neuen Universitäten wenigstens in allen bedeutenden Provinzstädten Erziehungs-Anstalten zu gründen, aber unüberwindliche Schwierigkeiten ließen es nicht zur Ausführung kommen. Selbst die Geldmittel dazu wollten sich nicht finden, und außerdem war es auch nur zu gewiß, daß eine größere Anzahl irgend brauchbarer Lehrer und Erzieher in Rußland nicht aufzutreiben sei. Trotz des besten Willens der Regierung blieb es demnach und noch für eine lange Zeit dabei, daß die große Masse der jungen Leute vom kleinen Provinzial-Adel zu den Regimentern der Armee kam, oder in die Kanzleien der Provinzial-Behörden eintrat, ohne weiter etwas gelernt zu haben, als was der Pop im Dorf oder dessen Diakonus lehren konnte, nämlich nothdürftig lesen und schreiben.

Mit der eigentlichen Volks-Erziehung beschäftigte man sich vorläufig gar nicht, nur an Arbeitsamkeit und Ordnung, an eine bessere Bestellung der Aecker hätte man die Bauern gern gewöhnt, ohne sich zu sagen, daß ein solches Beginnen hoffnungslos sei, so lange man nicht die Bande der Knechtschaft lösen wollte, und dem Bauern die Gewißheit gab, daß er für sich selbst arbeite. Die Regierung glaubte hier am besten durch Beispiel wirken zu können, und zog deshalb deutsche Colonisten — Ackerbauer — in das Land, denen einige augenblickliche und selbst bleibende Vorrechte, wie namentlich die Befreiung von der Rekrutenstellung eingeräumt wurden, und die in verschiedenen Provinzen angesiedelt, theils unbewohnte Steppen urbar machen, theils inmitten einer russischen Bevölkerung seßhaft, dieser als Vorbild dienen sollten. Diese deutschen Bauern wußten sich freilich selbst in Ingermannland, auf schlechtem Boden und unter einem rauhen Himmel eine gewisse Wohlhabenheit zu erarbeiten, ihr Beispiel aber bewirkte gar nichts. Die Russen, namentlich die Großrussen, haben meist wenig Neigung zum Ackerbau und wenig Ausdauer darin. Die Strebsamen unter ihnen suchen ihren Erwerb lieber als Maurer und Zimmerleute, als Fuhrleute, am liebsten als Kaufleute im Handel und Wandel. Das mag seinen Grund zum Theil in den Leibeigenschafts-Verhältnissen haben, ohne Zweifel aber auch, und sogar vorzugsweise in der landüblichen Auftheilung des Bodens, in der gemeinschaftlichen Benützung der Dorf-Fluren, in denen kein Bauer ein bestimmtes Eigenthum oder einen bleibenden Besitz hat. Es fehlt die Liebe zum eigenen wohlgepflegten Acker. Unter diesen Umständen sahen die russischen Landleute dem verständigen Fleiß der deutschen Ansiedler und dem Wohlstand, der sich daraus ergab, mit unachtsamem Auge zu, als einem fremden Wesen, das sie nichts angehe, da es sich unter ganz anderen Bedingungen entwickelte, als ihrem eigenen Dasein vorgezeichnet waren, und sie kümmerten sich weiter nicht darum.

Katherina hatte sich in den Versuchen dieser Art nicht eigentlich in Beziehung auf die Mittel getäuscht, deren Anwendung sie zweckmäßig achtete, sondern in Beziehung auf die Bedingungen, unter denen das russische Landvolk empfänglich sein konnte für die beabsichtigte Lehre. In anderen Bestrebungen dagegen, denen sie eine noch viel größere Wichtigkeit beilegte, vergriff sie sich selbst in Beziehung auf die Mittel, die zum Ziel führen sollten, in einer Weise, die nur zu sehr erkennen läßt, daß sie in fürstlicher Oberflächlichkeit gar keinen Begriff von der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe hatte, die sie sich stellte.

Rußland schien eines Gesetzbuchs zu bedürfen. Die früheren Gesetzbücher waren veraltet; eine Unzahl Ukasen, die niemand vollständig kannte, die gar nicht zu übersehen waren, und sich nicht selten widersprachen, hatten neue Verfügungen ohne Ende hinzugefügt, und das bestehende Recht so unsicher gemacht, daß das Urtheil in sehr vielen Fällen eigentlich der Willkür unwissender Richter überlassen blieb. — Nun sollte Katherinas Regierung durch die Veröffentlichung eines umfassenden Gesetzbuchs verherrlicht werden; Abgeordnete aller Provinzen, aller Stände und aller Völkerschaften, die ihr weites Reich bewohnten, sollten es berathen, und sich dabei nach einer weitläuftigen Instruction richten, welche die Kaiserin selbst sich die Mühe gab zu entwerfen.

In der wirklich (1767) zu Moskau mit theatralischem Pomp eröffneten Versammlung befand sich nicht ein einziger geschulter Rechtsgelehrter, — dergleichen gab es zur Zeit unter den Russen nicht — kein einziger Mensch, der auch nur eine Ahnung von den nothwendigen Bedingungen, von der nothwendigen Methodik eines Rechtsbuchs gehabt hätte. Und diese Gesellschaft, die aus einigen unwissenden Herren vom Hof, weit überwiegend aber aus noch unwissenderen, hin und wieder betrunkenen Landjunkern, halb oder ganz invaliden Subaltern-Offizieren, Krämern und Bauern bestand, sollte mit Hülfe einiger Tataren, Tschuwaschen, Lappen und Samojeden, die auch dabei waren, nicht etwa ein gegebenes aber zerstreutes positives Recht zusammen tragen und ordnen: sie sollte auf abstract-philosophischer Grundlage ein ganz neues allerherrlichstes Rechtsgebäude aufbauen. Darauf verwies die kaiserliche Instruction, die lange Auszüge aus den Werken Montesquieus und Beccarias enthielt. Die Ideen der damals herrschenden französischen Philosophie sollten in die Wirklichkeit, in das Leben einer Nation eingeführt werden, theils weil die Kaiserin in der That Besseres nicht wußte, theils weil es dabei allerdings auch darauf abgesehen war, die Encyklopädisten zu gewinnen und von ihnen verherrlicht zu werden. Das Werk sollte auch das Staatsrecht Rußlands umfassen, mithin auch die Befugnisse der Regierung und ihre Beziehungen zu den Unterthanen regeln — ohne daß die Kaiserin deshalb einer schrankenlos willkürlichen Gewalt entsagen wollte: ein Beweis, daß sie selbst nicht ganz in das Klare darüber gekommen war, was die philan-

tropischen und freisinnigen Redensarten in ihrer Instruction eigentlich bedeuten sollten.

Das Ganze war so abenteuerlich angelegt, daß vielfach geglaubt worden ist, es habe nur ein theatralisches Blendwerk sein sollen und die Kaiserin selbst habe nichts weiter dabei beabsichtigt; auch N. Turgeniew nennt das Beginnen „une comédie". Dem ist wohl nicht so; Katherina legte mit sehr sichtbarer Autoren-Eitelkeit großen Werth auf die Instruction, dachte sich die Sache ausführbar, ja leicht und nahm es sehr übel, wenn man nicht darauf eingehen wollte. Sie äußerte sich in ihren Briefen an den Generalprocuror Fürsten Wäsemsky, der die Sache leiten sollte, im höchsten Grade gereizt und empfindlich über die Abgeordneten der baltischen Provinzen Liflands und Ehstlands, die unterthänigst baten ihnen ihr altes „Ritter- und Landrecht" mit dem lübischen und weiter dem römischen als subsidiarischem Recht zu lassen. Als ob dies veraltete Recht besser sein könnte als dasjenige, das nach allerneuestem philosophischem Zuschnitt in Moskau angefertigt werden sollte! — Wäsemsky soll den Leuten die Köpfe zurechtsetzen. Die Liefländer stellten sich durch ihre Bitte auf gleiche Linie mit den Samojeden, die auch gemeint hätten, man möge dem ganzen übrigen russischen Reich Gesetze geben, wenn man das für nothwendig halte, sie hätten nichts dagegen, nur sie selber solle man bei ihrem alten Herkommen unbehelligt lassen. Irgend ein hochgestellter Mann in der Versammlung soll veranlaßt werden, sein Erstaunen über diesen thörichten Unfug auszusprechen und den Liefländern begreiflich machen, daß sie ganz und gar nicht berechtigt seien, gegen den allerhöchsten Willen der Selbstherrscherin Einwendungen zu erheben.*)

So äußerte sich die Kaiserin und bewies dadurch freilich, daß sie, obgleich Schülerin Montesquieus und Beccarias, doch gar keinen Begriff von dem Wesen eines Rechts hatte; keinen Begriff davon, daß ein bestehendes und anerkanntes Recht etwas ist, wodurch die ganz ungebundene Willkür in einer bestimmten Beziehung ausgeschlossen wird. Wie fern der Gedanke lag, daß ein Gesetz bindend sein könne, wie fern der Kaiserin insbesondere der Gedanke ihre Macht beschränken zu lassen, das zeigte sich auch sonst noch gleich in den ersten Sitzungen, als ein Tatar ganz unbefangen fragte, ob es nach der Vollendung des Gesetzbuchs auch noch kaiserliche Ukase geben werde, die nach allerhöchstem Ermessen Beliebiges verfügen? — Die Commissäre der Krone konnten nicht in Abrede stellen, daß es dergleichen geben werde. Auf die weitere Frage des Tataren, wozu dann überhaupt ein Gesetzbuch, scheint keine recht bestimmte Antwort erfolgt zu sein. Zugleich aber mußte man auch sehr bald gewahr werden, daß mit einer solchen tumultuarischen Versammlung unwissender Leute, die noch dazu großentheils sehr bösen Willens waren, gar nichts anzufangen

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, III. 388.

sei. Die Herren vom Adel kamen nämlich mit dem Argwohn, daß es wohl auf eine Befreiung der Leibeigenen abgesehen sein könnte, und wiewohl sie sich in Huldigungen erschöpften und der Kaiserin die Titel der Großen — der Weisen — der Mutter des Vaterlandes zu Füßen legten — von denen sie in würdevoller Bescheidenheit nur den letzteren annahm — sprachen sich doch die Stimmführer der Edelleute nicht nur leidenschaftlich, sondern geradezu wüthend gegen jeden Gedanken an eine Veränderung in den Rechtsverhältnissen der Bauern aus. — Die Versammlung wurde im zweiten Jahr ohne irgend ein Ergebniß unter dem Vorwand geschlossen, daß ihre Berathungen, des Türkenkrieges wegen, der zu der Zeit ausbrach, vertagt werden müßten. Wohl nur um den Schein zu retten, wurde eine besondere Commission beauftragt inzwischen an dem Gesetzbuch oder an den Vorarbeiten dazu zu arbeiten.

Das junge Rußland macht es der Kaiserin Katherina zum Vorwurf, daß sie nicht an die Aufhebung der Leibeigenschaft gedacht habe und Dekabristen wie Von-Wisin und N. Turgeniew stimmen ein. Sie, sagt man, die sich zu den Lehren der Philosophen und Philantropen ihrer Zeit bekannte, die fortwährend mit Voltaire und Diderot Briefe wechselte, die nicht allein verbot sich des Wortes „Sclave" (Cholop) in amtlichen Papieren zu bedienen, sich etwa in Bittschriften Sclave der Kaiserin zu nennen, wie bis dahin üblich gewesen war, sondern auch dieses Wort in hochfahrender Begeisterung selbst aus den russischen Wörterbüchern verbannt wissen wollte —: wie konnte sie während einer Regierung von vierunddreißig Jahren das Landvolk in seiner Knechtschaft lassen, ohne einen Versuch seine Bande zu lösen oder auch nur zu lockern; ohne daß ein Gedanke daran sie je beschäftigt hätte!

Der Vorwurf ist nicht ganz gerecht. Mochte der Kaiserin Katherina das Schicksal der unteren Volksclassen auch in vornehm-weltmännischer Weise an sich ziemlich gleichgültig sein, mochte ihr auch die tiefer gehende staatswirthschaftliche Einsicht fehlen, die zu ermessen weiß, welche Bedeutung Unfreiheit und Selbständigkeit der Arbeiterclassen selbst in dem wirthschaftlichen Leben einer Nation haben —: sie wußte jedenfalls, daß Versuche — wenn nicht mehr — die Bande der Leibeigenschaft zu lösen, wesentlich zu der Rolle gehörten, die sie dem gebildeten Europa gegenüber übernommen hatte. Viele Jahre über hat sie der Gedanke beschäftigt und wiederholt zu freilich etwas schüchternen Versuchen geführt. Aber sie stieß auf einen Widerstand, der sie erschreckte und sie fühlte sich wohl nicht sicher genug auf dem Thron, um den entschlossenen Kampf mit den Herren der Leibeigenen zu wagen. Es war nicht, wie die Slawänophilen gerne glauben möchten, eine fremde Kaiserin oder ein aus despotisch gesinnten Deutschen bestehendes Cabinet, die gleichgültig gegen das Schicksal des russischen Volks, die Bande der Leibeigenschaft fester zogen anstatt sie zu lösen —: es war, wie ungern es auch die Strebsamen unter

den Russen unserer Zeit einräumen mögen, der russische Adel in Masse, der sich einer Aufhebung der Leibeigenschaft widersetzte; dessen geräuschvolle zudringliche Unterwürfigkeit sofort aufhörte, ja in gefährliche Tigerwuth überzugehen drohte, sobald dieser Punkt berührt wurde. Unterstützt wurden die schwachen Befreiungsversuche der Kaiserin dagegen nur von einigen begünstigten Herren vom Hof, die gewiß sein konnten, daß die Gunst der Kaiserin ihnen jeden Schaden ersetzen würde, den ihnen persönlich eine Aufhebung der Leibeigenschaft zufügen konnte.

Was den Wunsch der Kaiserin betrifft, ihrer Rolle vor der Welt auch in dieser Beziehung Genüge zu thun, so trat er sehr deutlich hervor, als sich (1765) durch Gregor Orlow veranlaßt, zu Petersburg eine von der Regierung sehr freigebig unterstützte „freie ökonomische Gesellschaft" gebildet hatte, um den Landbau im Reich zu fördern. Diese Gesellschaft wurde — anonym — von ihr aufgefordert eine Preisfrage zu stellen, die beste Art betreffend, eine Lösung der Leibeigenschaft herbeizuführen und da diese Mahnung unbeachtet blieb, wiederholte sie die Aufforderung, indem sie zugleich einen Preis von 1000 Ducaten hinzufügte. Nun mußte freilich die Frage gestellt werden und unter den sehr zahlreichen Schriften, die einliefen, erhielt die eines Deutschen, Berte aus Aachen, den Preis, als die gemäßigste, das heißt als diejenige, die den Herren der Leibeigenen die wenigsten Opfer auferlegen wollte. Ein entschiedener Widerstand aber erhob sich, als die Kaiserin dann diese Schrift in das Russische übersetzt und in der Landessprache veröffentlicht haben wollte. Alle russischen Mitglieder der Gesellschaft blieben der Sitzung fern, in der darüber Beschluß gefaßt werden sollte und der Fürst Wäsemsky fühlte sich berufen in seiner Eigenschaft als General-Procuror des Senats, — als Wächter des Gesetzes und der Gesetzlichkeit, in die auch die Leibeigenschaft gehörte — gegen die Veröffentlichung zu protestiren. Dergleichen dürfe nicht unter die Leute kommen, da das Volk alles Gedruckte für Ukase halte. Auf das bestimmte Verlangen der Kaiserin mußte die Schrift dennoch übersetzt und gedruckt werden, aber niemand ließ sich ihre Verbreitung angelegen sein und sie blieb so gut wie unbekannt.

Auf der gesetzgebenden Versammlung zu Moskau, deren bereits gedacht wurde, gingen mehrere Herren vom Adel so weit zu erklären, sie würden einen jeden, der von Aufhebung der Leibeigenschaft spreche, auf der Stelle niederstoßen, und später wurden selbst alle Versuche hintertrieben das Loos der Landbevölkerung wenigstens in ein und anderer Beziehung zu erleichtern. Selbst der Vorschlag, den Leibeigenen in Beziehung auf ihre Verheirathung freie Hand und Wahl zu lassen, fanden keinen Anklang. Die Grund- und Leibherren gestatteten keine Verheirathung aus ihrem Gebiet hinaus, zwangen dagegen nicht selten ihre Leibeigenen zu frühen Heirathen unter einander, um die Zahl der zins- und frohnpflichtigen Haushaltungen zu vermehren. Dabei blieb es nach wie vor. Ebenso wurde der Versuch

bgelenkt, den Leibeigenen das Recht des Freikaufs zu sichern. Dieses echt konnte nur dann eine fruchtbare Realität gewinnen, wenn eine estimmte Summe gesetzlich festgesetzt war, um die der Leibherr dem Leibgenen die persönliche Freiheit gewähren mußte; wenn nicht, wie die ewährung des Freikaufs selbst, so auch der Preis dem willkürlichen Ermessen des Leibherrn überlassen blieb. Aber die Behörden stritten über n Preis, der angemessen zu achten sei, ohne je zu einem Schluß zu mmen und zuletzt wurde die Kaiserin unter Potemkins Einfluß dahin ebracht, daß sie nicht nur alle Versuche der Art fallen ließ, sondern die ibeigenschaft sogar in demjenigen Theil ihres Reichs einführte, in dem bis dahin unbekannt geblieben war —: in der Ukraine, dem freien nde der Kosacken!

Scheiterten nun aber auch Katherinas derartige Bestrebungen an dem iderstand, den sie erfuhren, so geschah doch in Beziehung auf öffentliche uten, Vervollständigung des Wasserstraßen-Netzes und Vermehrung der ohlthätigkeits-Anstalten manches Lobenswerthe und es machte sich im lgemeinen — da die Kaiserin ihre Leute zu wählen wußte — doch eine n etwas bessere Polizei und Verwaltung geltend. Die Maßregeln, die s Lande Mißfallen erregten, wie die Erhöhung der Steuern, die Katheina versuchte, um den zerrütteten Finanzen des Reichs aufzuhelfen, wurden hnell zurückgenommen und immerdar und überall machte Katharina die rößten Anstrengungen, um durch persönliche Liebenswürdigkeit die Herzen hres Volks zu gewinnen.

Vergebens! die allgemeine Unzufriedenheit blieb stets dieselbe und die aiserin stets in demselben Grade unbeliebt! — Die Gefahren, die ihr rohen konnten, mußten selbst in ihrem Cabinet zur Sprache gebracht und ir oder gegen vorgeschlagene Regierungsmaßregeln geltend gemacht werden.

So machte der Gubernator von Nowgorod (Johann Jakob von ievers, später Graf) den Vorschlag, da in seiner Provinz elf Regimenter änden, in den Städten Casernen zu bauen, denn die Einquartierung sei ir den Landmann ein schwerer Druck. Das war sie in der That. Was em russischen Soldaten an Sold und Nahrungsmitteln gegeben wurde, ar sehr spärlich bemessen, in den Casernen lebten sie daher sehr schlecht. Waren sie auf dem Lande einquartiert — dann brauchten sie das Wenige icht einmal vollständig zu bekommen und lebten verhältnißmäßig gut, enn sie ließen sich dann von den Bauern ernähren, bei denen sie wohnten nd die Obersten machten große Ersparnisse zu eigenem Vortheil. So atte dann der Verwalter einer Provinz Gründe genug im Interesse des andes die Casernirung der Truppen zu wünschen. — Aber der General raf Zachar Tschernyschew — aus dem siebenjährigen Kriege bekannt — achte die Kaiserin darauf aufmerksam, „daß Casernen der Boden sind, uf dem Revolutionen gedeihen" — und Sievers' Vorschläge wurden bgelehnt.

Am besten aber konnte Katherina sich von neuem über ihr Verh
zum Lande und zum russischen Volk belehren, als sie im Spätjahr
und bis in den Januar des folgenden Jahres in Moskau weilte.
dort hausenden Großen zwar versäumten nicht ihre Ergebenheit i
herkömmlichen Formen darzuthun, das Volk aber verhehlte seine Abn
nicht, blieb stumm wo sie erschien und umringte dagegen auch die
wie früher, ihren Sohn, den vierzehnjährigen Großfürsten Paul
witsch, in dem es den Urenkel Peters des Großen und seinen echten
erkannte, überall mit lautem Zuruf und Jubel. Ein junger O
Namens Tschoglokow, der durch seine Mutter von einem Brud
Kaiserin Katherina I. (einem zum Grafen Hendrikow ernannten let
Bauern) abstammte und mit einem der im J. 1762 verurtheilten
offiziere (Roßlawlewl) verschwägert war, plante einen Anschlag au
Leben der Kaiserin. Er wurde nach Sibirien verbannt. Ob sonst je
und zwar jemand von Bedeutung, dabei betheiligt war, ist unb
geblieben, da Katherina auch diesmal wieder jede tiefer gehende
suchung vermied. Sie war aber in dem Grade verstimmt durch
peinlichen Erfahrungen, daß sie den Behörden, namentlich dem Gube
von Nowgorod befahl, sich um den Großfürsten Paul auf dessen Ri
nach Petersburg nicht zu kümmern, ihm nicht entgegen zu reisen, n
der Gubernator natürlich zu entnehmen hatte, daß er den jungen
zen überhaupt nicht feierlich empfangen dürfe, daß Alles so gerä
wie möglich verlaufen müsse. — Erregte der Knabe doch ohnehin d
gemeine Aufmerksamkeit schon mehr als nöthig!

Siebentes Capitel.

Die Angelegenheiten Polens; — das Haus Czartorysti und seine Pläne; — Stanislaus Auguſt Poniatowski zum König von Polen erwählt; — Rußlands Einmiſchung zu Gunſten der polniſchen Diſſidenten; — vergeblich verſuchte Verfaſſungs-Reformen in Polen; — die Conföderation zu Radom und ihr Sieg; — die Conföderation zu Bar und ihre Zwecke.

Krieg dieſer Conföderation gegen Poniatowski und Rußland; — Neutralität der polniſchen Kron-Armee; — Türkenkrieg; — die Peſt in Moskau.

Beſitznahme der Zips von Seiten Oeſterreichs; — Preußens und Oeſterreichs angebotene Friedensvermittelung; — Theilung Polens; — der Friede zu Kutſchuk-Kainardſchi.

Verbeſſerte Organiſation der Provinzial-Regierungen im Innern Rußlands; — die angebliche Verſchwörung der Großfürſtin Natalie.

Katherinas Regierungs-Programm — um einen Ausdruck zu brauchen, der uns Neueren geläufig geworden iſt — war, während dieſer erſten Periode, unter Panins Einfluß, ein friedliches. Panin war der Meinung, daß Rußland eine arge Thorheit begangen habe ſich in den ſiebenjährigen Krieg zu verwickeln, um Schleſien mit ruſſiſchem Blut für Oeſterreich zu erobern; Rußland müſſe nie Bündniſſe ſchließen, die es als bloße Hülfsmacht in Kriege verwickeln könnten; es könne, arm und wenig bevölkert, beſonders die Opfer an Menſchenleben, die der Krieg fordert, nicht wohl vertragen, und dürfe daher, ohnehin unermeßlich weit, nicht Kriege führen, um Eroberungen zu machen, ſondern nur wenn die Vertheidigung ſeiner unmittelbaren Intereſſen ſie nothwendig machten. Das war Panins Syſtem. Sein Gegner, Gregor Orlow, hatte nur Leidenſchaften — und unter anderen auch die, nach Laune und Willkür despotiſch zu gebieten — ein politiſches Syſtem aber hatte er nicht; dazu reichten weder ſeine Fähigkeiten noch ſeine Kenntniſſe.

Die polniſchen Wirren aber führten aus dieſem Programm hinaus, indem ſie erſt einen in dem Augenblick ſehr unerwünſchten Türkenkrieg und dann die Theilung Polens herbeiführten.

Katherina ſah ſich ſchon früh — unmittelbar nach dem Antritt ihrer Regierung — veranlaßt hier einzuſchreiten, und zwar in einer Weiſe, die errathen ließ was ſie beabſichtigte, indem ſie kund gab was ſie nicht wollte.

König Auguſt III. von Polen-Sachſen hatte, mit Zuſtimmung des

kurländischen Adels, einen seiner jüngeren Söhne, den Prinzen Karl Sachsen, zum Herzog von Kurland gemacht —: jetzt mußte Biron wieder am russischen Hof erscheinen durfte, auf Katherinas Geheiß, mittelbar nach dem Sturz Peters III. — schon am 20. Juli 176 seinen geliebten Unterthanen in Kurland schriftlich bekannt machen, er die Regierung im Herzogthum wieder persönlich übernehmen w Vergebens wendete sich der sächsische Hof mit den demüthigsten Vorstellu und Bitten nach Petersburg, Prinz Karl mußte weichen, russische Tru führten Biron in sein Herzogthum zurück und sorgten mit großem N druck dafür, daß der geliebte Herzog Ernst Johann dort mit lauter Fr und dem erforderlichen Jubel empfangen wurde. — Der russische Ges Simolin kündigte dem Magistrat von Mitau an, daß die Stadt Mi Execution zu gewärtigen habe, wenn sie etwa ihre Freude über das g liche Ereigniß nicht glänzend und geräuschvoll genug an den Tag wollte.*)

In Kurland war damit an die Stelle der im Recht begründ Oberherrlichkeit Polens eine thatsächliche, auf reale Macht gegründ Oberherrlichkeit Rußlands getreten, und es ließ sich darnach vorhersch daß Katherina, vorkommenden Falls, einen fremden Fürsten, der d immer einen Anspruch auf Selbständigkeit mitbrachte auf den Thron, Polen so wenig dulden werde als in Kurland. Am wenigsten ei Fürsten des sächsischen Hauses, der durch so vielerlei Beziehungen dar angewiesen war, seine Stütze in Oesterreich und Frankreich zu suchen u Polen dem Einfluß dieser Mächte dienstbar zu machen.

Nun starb August III., Kurfürst von Sachsen und König von Pol (5. October 1763), und sofort trat in Polen selbst eine zahlreiche Par hervor, die nicht seinen Nachfolger im Kurfürstenthum, Friedrich Christi überhaupt nicht einen fremden Fürsten, sondern einen „Piasten", ei einheimischen polnischen Edelmann, zum König erwählt wissen wollte. Fürsten Czartoryski, Brüder, Michael, Großkanzler von Litthauen, u August, Palatin von „Rußland" — das heißt einer Provinz des mit Po vereinigten Roth-Rußlands, die amtlich diesen etwas zu umfassenden Nam führte —: diese beiden Magnaten standen an der Spitze der Partei, solche Pläne zu verwirklichen strebte — oder vielmehr sie bildeten ihrem zahlreichen Anhang, der fast ein Viertheil des kleinen Adels r faßt haben soll, diese Partei.

Der Augenblick schien im Allgemeinen der Ausführung günstig u wurde es besonders dadurch, daß Christian Friedrich den Vater nur wenige Monate überlebte, und starb, als die Unterhandlungen über erledigten Thron kaum begonnen hatten (am 17. Dec. 1763), sein E

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, I. 466 – 480.

im Kurfürstenthum aber, Friedrich August, zur Zeit ein dreizehnjähriger Knabe war.

An sich aber war der beabsichtigte Versuch in vielfacher Beziehung ein sehr gewagter — selbst abgesehen davon, daß jedes einheimische Haus, das sich der polnischen Krone bemächtigte, gewärtig sein mußte alle anderen großen Häuser des Landes zu Feinden zu haben und zu seinem Untergang verschworen zu sehen. Denn der Kurfürst von Sachsen brachte doch eine Hausmacht, auch eine militärische mit, die immerhin für Polen und seine Interessen eintreten konnte, wenn es die hadernden Parteien im Innern dieses Reichs zuließen —: auf sich selbst angewiesen dagegen, war Polen jetzt noch entschiedener als je zuvor wehrlos. Doch der Unverstand und Dünkel der Polen im Allgemeinen sah darüber hinweg, die Czartoryskis aber, die sich selbst als die künftigen Könige Polens dachten, versprachen sich im Stillen dem Uebel abzuhelfen. Sie wollten die Verfassung der Republik ändern und die Macht der Krone wenigstens in so weit steigern als nöthig war, um Polen einigermaßen wehrhaft und dessen Selbständigkeit möglich zu machen.

Sie durften allerdings auf die Krone Anspruch machen, denn waren sie auch nicht Piasten im eigentlichsten Sinn des Worts, nicht Nachkommen der alten, einheimischen Könige von Polen, denen diese Benennung gebührte, so waren sie doch gleichen Ursprungs mit den Jagelonen, gleich diesen litthauische Fürsten aus dem Geschlecht Gedymins —: ein Vorzug, den sie indessen freilich in Polen mit den Fürsten Sanguszko theilten — und in Rußland mit den Galitzyns, Kurakins, Chowanskys und Trubetzkoys.

Sollten sie aber — wie wir doch annehmen müssen — so durchgreifende Reformen beabsichtigt haben, daß daraus ein wirklich und wesentlich besserer Zustand ihres Vaterlandes hervorgehen konnte, dann müßten wir es eine seltsame Verblendung nennen, daß sie glaubten, nicht nur die Wahl eines der Ihrigen, sondern auch diese weiter gehenden Pläne mit Rußlands Hülfe durchführen zu können. Auf den Beistand dieses Nachbarreichs waren sie dabei unbedingt angewiesen, denn sie bedurften dazu einer dringenden realen Macht, und wenn sie auch einer sehr zahlreichen Partei in Polen geboten, so war doch selbst die zahlreichste Partei in Polen eben nicht eine wirkliche Macht, an deren Spitze man etwa ernste Schwierigkeiten bekämpfen konnte. Die Czartoryskis hofften Rußlands Macht zu ihrem Werkzeug und ihren Plänen dienstbar zu machen, und das — während sie selbst in russischem Solde standen! während sie ihren fürstlichen Aufwand zum Theil mit den reichen Jahrgeldern bestritten, die ihnen Katherina gewährte! — Offenbar hatten die Herren ein großes Vertrauen in der eigenen Verschlagenheit und List!

Sie sollten bald erfahren, mit wem sie es zu thun hatten und in welchem Grade sie abhängig seien. Katherina hätte sich der Leitung der polnischen Königswahl womöglich bemächtigen müssen, auch wenn sie nicht

von den Czartoryskis dazu aufgefordert war; das war eine Nothwendigkeit. Denn Polen und die Königswahl sich selbst überlassen, das hieß, wie die Dinge einmal lagen, wie Ssolowiew sehr richtig bemerkt, sie dem Einfluß irgend einer Macht überlassen, die ein Interesse dabei hatte, einen ihrer Clienten auf den Thron der Piasten zu erheben. Im gegenwärtigen Fall hätten dann Oesterreich und Frankreich, zu Rußlands und namentlich auch zu Preußens Schaden über die polnische Krone verfügt. Außerdem aber war Katherina auch von den Czartoryskis ausdrücklich und dringend aufgefordert, sich einzumischen, und sie gewährte ihnen natürlich sehr gern ihren Beistand, insofern es sich um die Wahl eines einheimischen Königs handelte. Sie sah in einer solchen Wahl ein Mittel, die gebietende Stellung, die Rußland während des siebenjährigen Krieges in Polen eingenommen hatte, für immer zu wahren, jeden Einfluß anderer Mächte auszuschließen, mit einem Wort Polen, wenn auch mittelbar, doch sicher zu beherrschen.

Die Kaiserin eröffnete ihren Anhängern in Polen, den eng verbundenen Familien Czartoryski und Poniatowski, bei Zeiten, daß sie einen aus ihrer Mitte auf den Thron zu erheben gedenke. Damit war der ehemalige Günstling Katherinas, der „Stolnik" (Truchseß) Stanislaus August Poniatowski in der That schon als der künftige König bezeichnet. Den geheimen Wünschen der Czartoryskis konnte eine solche Wahl nicht eigentlich entsprechen, wenn auch Poniatowski ihr Neffe war, und da er von Vaters Seite dem unbedeutenden und armen polnischen Adel angehörte, der im Dienst der Magnaten sein Fortkommen suchte, nur als der Sohn einer Fürstin Czartoryska zu irgend welcher Bedeutung in der Welt kommen konnte. Auch wollten sie nicht ohne Weiteres verstehen und machten noch einen schüchternen Versuch, der Sache vielleicht eine andere Wendung zu geben. Sie schlugen nicht ihrerseits Poniatowski vor, wie die Kaiserin ohne Zweifel wünschte, wahrscheinlich auch erwartete, sondern sie kamen unter sich überein Katherina zu bitten, sie möge erklären, wem von ihnen sie den Vorzug gebe. Es konnte von Stanislaus August Poniatowski oder auch von Adam Casimir Czartoryski, dem Sohn des Fürsten August, die Rede sein. Katherina entschied natürlich für den, der am wenigsten Bedeutung hatte, nämlich für Poniatowski, und abhängig wie sie waren, mußten sich die Czartoryskis fügen.*) Sie fügten sich, als Leute von Welt, in den elegantesten Formen, ob sie aber damit auch wirklich und für immer der Hoffnung entsagten, schließlich doch ihr eigenes Haus auf den Thron zu erheben, das ist gar sehr die Frage. Ja es ist im Gegentheil sehr wahrscheinlich, daß sie nur den geraden Weg zum Ziel aufgaben, und nun darauf bedacht waren, auf Umwegen dahin zu gelangen; daß ihnen ihr unvermählter und kinderloser Neffe nur einstweilen als

*) Raumers Beiträge III. 353.

Stellvertreter gelten sollte, den sie unbedingt zu leiten und dereinst zu beerben hofften. Wie hätten sie sich wohl bemüht, die Macht der Krone zu steigern, wenn sie nicht die Hoffnung gehegt hätten, diese Macht dereinst selbst zu üben; wie hätten sie dann nicht erwogen, wie unbequem ihnen diese gesteigerte Macht werden konnte, sobald ein anderes Haus, als ihr eigenes, oder vollends einer ihrer Familienfeinde, ein Radziwil, Potocki oder Branicki die Krone trug! — Unter solchen Voraussetzungen hätten sie wohl eher, in polnischer Magnaten-Weise, dafür Sorge getragen, daß die fürstliche Selbständigkeit ihres Hauses unter allen Bedingungen unangetastet und die Krone ohnmächtig blieb. — Auch ist das Streben des Hauses Czartoryski nach der Krone ihres Heimatlandes im Lauf des Jahrhunderts, das seitdem verflossen ist, bei aller Zerfahrenheit, allem Mangel an Folgerichtigkeit, aller Abhängigkeit von augenblicklichen Eindrücken und Nebenabsichten, die nun einmal im polnischen Wesen liegen, doch immer und immer wieder zum Vorschein gekommen bis auf den heutigen Tag — an dem es auch noch keineswegs aufgegeben ist.

Die Wahl eines sogenannten Piasten, namentlich Poniatowskis, hatte dann auch Preußens Zustimmung. Friedrich der Große sah sich nämlich nach dem Hubertsburger Frieden an der Spitze seines erschöpften Staats vollkommen vereinzelt in Europa, da England unter seinem beschränkten und starrsinnigen König Georg III. und einem Tory-Ministerium ihn schon während des siebenjährigen Krieges in nicht gerade redlicher und ehrenhafter Weise verlassen und preisgegeben hatte, Oesterreich und Frankreich aber, eng verbündet, ihm fortwährend feindlich gesinnt gegenüberstanden. Er bedurfte aber des Friedens, und um dessen gewiß zu sein, eines Bündnisses, das ihn sicher stellte. Er suchte daher das einzige Bündniß, das in der damaligen Lage von Europa für ihn möglich war: das Bündniß mit Rußland. Ueber Polen konnte er sich um so leichter mit der Kaiserin Katherina verständigen, da auch ihm daran gelegen sein mußte, daß die Krone dieses Reichs nicht bei dem Hause Sachsen und damit unter dem Einfluß der ihm feindlich gesinnten Mächte, Oesterreich und Frankreich blieb.

Auch in einer anderen Beziehung konnte König Friedrich bis zu einem gewissen Punkt Hand in Hand mit Rußland gehen; nämlich in Beziehung auf die Forderungen, die zu Gunsten der allerdings schmählich unterdrückten und geknechteten „Dissidenten" in Polen an den polnischen Reichstag gebracht werden sollten. Es waren selbst der Protestanten nicht wenige in Westpreußen, die Griechisch-Rechtgläubigen aber waren vollends in den von Russen bewohnten Landestheilen Polens trotz der Union und trotz aller Verfolgungen seit Jahrhunderten noch immer sehr zahlreich. Wenn von Seiten der Polen auch heute noch gelegentlich geltend gemacht wird, daß kaum noch irgend eine adelige Familie von einiger Bedeutung in diesen Landen zur griechischen Kirche gehört habe, und daraus entweder

gefolgert werden will, daß es ein Unrecht war, sich ihrer anzunehmen, oder daß die Sorge um sie nur ein leerer Vorwand gewesen sein könne, so beweist das doch nur, wie sehr die Herren gewöhnt sind, die unteren Stände, das Volk, gering zu achten.

Es war übrigens nichts Unerhörtes, nichts Neues, daß benachbarte Mächte sich unter einander verabredeten, die Dissidenten in Polen bei ihren Rechten zu schützen. Sie hatten zum Theil sogar ein gewisses Recht dazu; denn die eine und die andere Macht hatte mit Polen Verträge geschlossen, in denen freie Religionsübung der Dissidenten nicht nur, sondern auch Wahrung ihrer Rechte überhaupt ausbedungen war, und diese Verträge waren von Seiten Polens, wie sich unter dem Einfluß der Jesuiten von selbst verstand, nicht gehalten worden. So hatte der Zar Alexey Michailowitsch im Jahr 1653 von Polen gefordert, daß die Bekenner des griechischen Glaubens in ihren Rechten und Freiheiten belassen werden sollten — und im Frieden von Oliva (1660) war für Polnisch-(West-)Preußen die freie Uebung der evangelischen Religion ausbedungen. Alle seitdem in den Jahren 1718, 1729 und 1730 zwischen Preußen und Rußland geschlossenen Verträge enthielten denn auch Artikel, durch welche beide Staaten sich verpflichteten, die Dissidenten in Polen zu schützen, ohne daß dadurch die blutigen Greuel verhindert worden wären, welche die Jesuiten 1732 an den Protestanten in Thorn verübten. — Derselbe Artikel war dann auch wieder in den Vertrag aufgenommen worden, den Friedrich II. (8. Juni 1762) mit Peter III. geschlossen, Katherina aber nicht ratificirt hatte.

Doch hatte die Kaiserin, auch ohne durch ein Bündniß dazu verpflichtet zu sein, nicht gesäumt, sich wenigstens der griechisch-rechtgläubigen Dissidenten in Polen mit großem Nachdruck anzunehmen. Schon vor dem Tode König Augusts, im Juli 1763, hatte sie in Folge einer an sie gerichteten Klageschrift des griechischen Bischofs von Mohilew, ihren Gesandten in Warschau belehrt, daß sie diese Dissidenten unter seinen Schutz stelle. Fast unmittelbar nach der Erledigung des polnischen Throns, schon im März 1764, waren dann Abgeordnete der unterdrückten griechischen Glaubensgenossen in Polen zu Petersburg vor Katherinas Thron erschienen, mit einer Bittschrift, in der sie dringend um Schutz baten, und der russische Gesandte, Kayserlingk, wurde noch in demselben Monat von neuem angewiesen, sich ihrer entschieden anzunehmen.

Wenig später (11. April 1764) schloß dann Katherina ihr Bündniß mit Preußen, und dieses enthielt abermals wieder den früheren Artikel, und zwar in einer verstärkten Fassung, wie sie durch die veränderte Lage bedingt war. In den früheren Verträgen verpflichteten sich, die pactirenden Staaten nur die Dissidenten bei den Rechten zu erhalten, die sie zur Zeit noch hatten —: das wäre im Jahr 1764 ein Wort ohne allen und jeden Sinn gewesen. Man kam also nunmehr dahin überein: „starke und freundschaftliche Vorstellungen zu machen, damit die Dissidenten in

ihre früheren bürgerlichen wie kirchlichen Rechte wieder eingesetzt würden." Doch wurde vorsichtig hinzugefügt, wenn das nicht zu erreichen sei, wolle man sich vorläufig begnügen, zu bewirken, daß die Dissidenten wenigstens gegen die bisherigen „Ungerechtigkeiten und Bedrückungen" geschützt würden.

In anderen Beziehungen von hoher Wichtigkeit aber trafen die Interessen Preußens und Rußlands in dem Augenblick, nicht in derselben Weise zusammen. Das eigentliche Preußen, das Deutsch-Ordens-Land, hatte wie früher unter seinen einheimischen heidnischen Fürsten lettischen Stammes, so auch später seit der Entstehung des deutschen Ritterstaats am Ostsee-Strande, immerdar in Feindschaft mit Polen gelebt, und sich endlich nur mit Mühe, zur Hälfte, polnischer Unterjochung erwehrt. Es lag im Interesse Preußens, daß Polen seine einmal verscherzte Uebermacht nicht wieder gewann, ja überhaupt nicht erstarkte. Noch neuerdings — während des letzten Kriegs — hatte König Friedrich erfahren, welchen Werth es für den protestantischen preußischen Staat habe, daß ein unter dem Einfluß nicht nur ihm feindlich gesinnter weltlicher Mächte, sondern auch eines päpstlichen Nuntius und der Jesuiten stehendes Polen ohnmächtig war und blieb. Denn daß die Heeresmacht Polens, wenn es eine solche gab, gegen ihn im Felde gestanden hätte, ist kaum zu bezweifeln. Durch die aberwitzige Verfassung des Reichs war die Ohnmacht Polens verbürgt, und deshalb mußte dem König von Preußen daran gelegen sein, daß diese Verfassung nicht geändert wurde.

Rußland, an dem Polen in den Tagen seiner Macht schweres Unrecht begangen hatte, war bis dahin in demselben Fall gewesen und hatte das gleiche Interesse gehabt. Auch war in allen Verträgen zwischen Rußland und Preußen immer von neuem festgesetzt worden, daß die polnische Verfassung unverändert aufrecht erhalten werden solle. Welchen Werth namentlich Rußland darauf legte, geht aus dem Umstand hervor, daß dieser Artikel nicht nur in allen seinen Verträgen mit Preußen wiederkehrte, sondern auch in dem 1720 mit der Pforte geschlossenen seine Stelle gefunden hatte. Jetzt aber änderten sich mit der Lage auch die Interessen Rußlands.

War es für Preußen von Wichtigkeit gewesen, daß Polen ohnmächtig blieb, so lange es mit Kursachsen verbunden war — um wie viel mehr jetzt, wo es ein Vasallenstaat Rußlands werden sollte. Anders sah man natürlich die Dinge in Rußland an. Sollte der Vasall dem neuen Oberherrn etwas nützen, so mußte man ihn zwar nicht so weit erstarken lassen, daß er Ansprüche auf Selbständigkeit erheben könne, aber doch in so weit, daß er zu irgend etwas brauchbar wurde. — In diesem Sinn äußerte sich Baron Saldern, der russische Gesandte in Berlin und Panins Vertrauter, gegen Friedrich II. (1766). — Nach seiner Meinung müsse man dem König von Polen einige Macht verschaffen, damit er die wenigen Truppen der Republik auf einen guten Fuß bringen und ein nützlicher

Verbündeter werden könne. Und in derselben Weise ließ sich Panin selbst noch einige Jahre später (1769) gegen den preußischen Gesandten in Petersburg vernehmen.*)

Vorläufig wurde zwar der frühere Artikel (1764), die polnische Verfassung betreffend, auch wieder in den neuen Vertrag der beiden Mächte aufgenommen, aber von Seiten Rußlands wohl mit dem stillen Vorbehalt, ihn nicht buchstäblich zu verstehen.

Die russische Partei, unter der Führung der Czartoryskis, wußte was sie wollte und hatte ihren bestimmten Throncandidaten — die sächsische dagegen hatte mit dem unerwarteten Tode des Kurfürsten Christian Friedrich eigentlich alle Haltung verloren und wußte sich nur den Absichten der Czartoryskis zu widersetzen, ohne sagen zu können was sie denn eigentlich selber wolle. Christian Friedrichs Erbe im Kurfürstenthum war ein dreizehnjähriger Knabe, und der Plan, einen Bruder Christian Friedrichs, den sächsischen Prinzen Xaver, zum König zu wählen, fand an dem der Partei befreundeten Hof wenig Anklang. Es ging unter anderem auch die Sage, der Kron-Großfeldherr Branicki nehme, trotz seines hohen Alters, die Krone für sich selbst in Anspruch, doch ist kein entschiedener Beschluß in diesem Sinn gefaßt worden. Die Rathlosigkeit der Partei kennzeichnet sich auch dadurch, daß einer ihrer Führer, Namens Mokranowski, ein polnischer Edelmann, der früher in französischen Diensten gestanden hatte und den Rulhière in seinen für Geschichte ausgegebenen Stylübungen versucht hat in so seltsamer Weise zu einem Romanhelden zuzustutzen, der aber in Wahrheit nichts weiter war als ein besoldeter Anhänger der französischen Regierung und, was sich damit sehr wohl vereinigen ließ, einer der zahlreichen Clienten Branicki's**) —: daß dieser Mokranowski nach Berlin eilte, um die Krone Polens dem Bruder Friedrichs des Großen anzubieten!

Ein abenteuerlicher Gedanke; ein protestantischer König in diesem Wespennest der Jesuiten! — Für Preußen lag in dem Vorschlag die Zumuthung, sich für Polen zu verbluten; er wurde sehr entschieden zurückgewiesen.

Andererseits forderte Katherina den König von Preußen auf, keinen Durchzug sächsischer Truppen nach Polen zuzulassen. Denn die Republik Polen hatte zwar auf früheren Reichstagen die allerfurchtbarsten Gesetze gegen einen jeden erlassen, der es wagen würde fremde Truppen in das Land zu rufen, um Einfluß auf die Königswahl zu üben; das hinderte aber keine Partei den Beistand herbeizurufen, der ihr den Sieg verschaffen sollte; und daß ganz Polen zusammen nicht im Stande war ein paar

*) Max Duncker, die Besitz-Ergreifung von Westpreußen, S. 21, 34.
**) Herrmann VI. 471.

sächsische Bataillone abzuwehren, auch wenn sie ganz ungerufen kamen, das verstand sich von selbst.

In Ermangelung solcher fremden Bataillone verwendete der Kron-Feldherr Branicki die wenigen Tausende Krontruppen, die es in Polen gab, um vorläufig auf den einzelnen District-Landtagen erwünschte Wahlen der Landboten zum Reichstag und überhaupt den Willen seiner Anhänger durchzusetzen. In wie trauriger Verfassung diese Truppen auch sein mochten, dazu waren sie zu brauchen. Darauf erbaten sich die Czartoryskis den Beistand russischer Waffen, der bereitwillig gewährt wurde; vor einigen tausend Mann russischer Truppen mußten die Häupter der sächsischen Partei, Branicki und der Fürst Karl Radziwil flüchtig das Land verlassen, ohne daß es zu Thätlichkeiten gekommen wäre und die Nähe dieser wenigen Truppen und anderthalb Millionen Rubel, die unter die Wähler vertheilt wurden, genügten die Wahl Stanislaus August Poniatowskis sicher zu stellen. Sie erfolgte einstimmig und ruhig (7. Sept. 1764).

Oesterreich, das diese Wahl nicht gern sah, fühlte sich doch bei der Erschöpfung seiner Finanzen nicht veranlaßt, es darüber zu einem Bruch kommen zu lassen und hatte sich darauf beschränkt, indem es die sächsische Candidatur in Petersburg vergebens empfahl, zu verlangen, daß Rußland seine Truppen aus Polen zurückziehe, um dadurch den Mächten Oesterreich, Frankreich, Schweden und der Pforte wie den Polen selbst den Beweis zu liefern, daß es eine Theilung Polens nicht beabsichtige.*) Selbst das hatte Oesterreich nicht mit dem Nachdruck verlangt, der auf eine Entscheidung drängt, sehr merkwürdig aber ist die genommene Wendung, durch die — zu einer Zeit, wo noch gar keine Verabredung getroffen, kein Bündniß irgend einer Art zwischen Rußland und Preußen geschlossen war, nämlich im Januar und Februar 1764 — der Argwohn ausgesprochen wurde, daß es wohl auf eine Theilung Polens abgesehen sein könnte. Das geschah fünf Jahre ehe einer möglichen Theilung zwischen Preußen und Rußland auch nur als eines chimärischen Planes gedacht wurde, sieben Jahre ehe sie ernstlich erwogen wurde. Daß es nur von den Nachbarstaaten abhing Polen unter sich zu theilen, war in dem Grade augenscheinlich, daß so ziemlich ein jeder Beobachter zu dem Schluß kam und werde auch wirklich geschehen. So sah sich ein englischer Agent sogar etwas früher veranlaßt, von Warschau aus seiner Regierung zu melden: „man glaubt hier, daß zwischen der Kaiserin von Rußland und dem Könige von Preußen ein Verständniß bestehe, den größeren Theil der polnischen Landschaften unter sich zu theilen.“*)

In Wien wurde dieser Argwohn nicht wieder aufgegeben, und was Maria Theresia geschrieben, was auch der Fürst Kaunitz zu Diesem

*) Max Duncker a. a. O. 10.
*) Raumers Beiträge III. 317.

und Jenem darüber gesagt haben mag —: was geschehen ist scheint zu beweisen, daß die österreichische Regierung, der Kaiser Joseph und Kaunitz, sich bei Zeiten darauf gefaßt machten dafür zu sorgen, daß Oesterreich — wenn die Theilung nicht zu hintertreiben war — dabei nicht leer ausgehe.

Zu seinem eigenen und der Czartoryski Schrecken wurde der neue König Poniatowski wenige Wochen nach seiner Wahl von der Kaiserin bedeutet, daß er sich auf seinem Krönungs-Reichstag aller Reformen, aller Veränderungen der bestehenden Verfassung zu enthalten habe, dagegen dahin wirken müsse, daß den Dissidenten wenigstens ein Theil ihrer früheren Rechte zurückgegeben werde. Rußland verbot das Gewünschte und befahl das Unmögliche; aber Stanislaus August mußte sich fügen und hätte sich gefügt, selbst wenn keine russischen Truppen, denen Polen nichts entgegenzusetzen hatte, in drohender Nähe weilten, schon weil er den königlichen Flitterstaat, in dem er sich ungemein gefiel, nicht entbehren wollte und ihn doch nicht bestreiten konnte ohne die Geldhülfe, die ihm Katherina von Zeit zu Zeit gewährte. Als aber der Primas, Erzbischof von Gnesen, Lubenski — die Sache der Dissidenten auf dem Reichstag zur Sprache bringen wollte, erhob die ganze Versammlung ein wüthendes Geschrei, das jede Möglichkeit eines Antrags oder selbst des Anfangs einer Berathung ausschloß und fast hätten die eifernden Landboten den Primas in Gegenwart des Königs erschlagen (April 1765). Es durfte nicht weiter die Rede davon sein.

Der König suchte fortwährend die Kaiserin für seine und der Czartoryski Reformpläne zu gewinnen. Er wollte das liberum veto — oder wie er es nannte das liberum rumpo — die Bedingung der Einstimmigkeit zu allen Beschlüssen beseitigt wissen; Mehrheitsbeschlüsse der Reichstage sollten fortan maßgebend sein. Poniatowski ließ nicht ab der Kaiserin zu versichern, das sei das einzige Mittel auch zur Erfüllung ihrer Wünsche zu Gunsten der Dissidenten zu gelangen. — Das war natürlich ein unwahres Vorgeben, denn augenscheinlich war unter dem von Jesuiten erzogenen polnischen Adel so wenig auf eine Stimmenmehrheit als auf Einstimmigkeit zu Gunsten der „Akatholiken" zu rechnen.

Wenn Katherina das auch nicht selbst durchschaut hätte, ließen sie doch die Berichte ihres neu ernannten Botschafters in Warschau, des Fürsten Repnin darüber nicht in Zweifel. Sie wußte aus dessen Berichten, daß in Polen in dieser Beziehung nur durch die unumwundenste Gewalt etwas zu erlangen sei. — Aber sie wußte auch, daß sie, die nichts weniger als beliebte Fremde, die über Rußland herrschte, dem russischen Volk gegenüber ebensowenig in ihrem Eifer für die griechisch-russische Kirche nachlassen durfte, als sie in der Rolle, die sie dem westlichen Europa gegenüber spielte, den Eifer für die Encyklopädie und die Ideen der französischen Philosophen verleugnen konnte. Auch sollten die Dissidenten eins

der Mittel werden, vermöge deren sie Polen zu beherrschen dachte. Aus allen diesen Gründen ging sie auch in ihren Forderungen zu Gunsten derselben viel weiter als Preußen und verlangte für die Dissidenten nicht blos gesicherte religiöse Freiheit und Gleichstellung mit den Katholiken im bürgerlichen Recht, sondern auch Gleichstellung im politischen Recht. Die griechisch-nicht-unirten Bischöfe Polens sollten Sitz und Stimme im Senat erhalten gleich den römisch-katholischen.

Auf dem außerordentlichen Reichstag, der sich Anfang October 1766 zu Warschau versammelte, mußte demnach die Sache der Dissidenten von neuem vorgebracht werden und außerdem brachte der König den Antrag zur Verhandlung, daß fortan einfache Stimmenmehrheit des Reichstags in allen Fragen entscheiden solle, welche die Finanzen und das Heer beträfen. — So wie (11. Nov. 1766) von den Dissidenten die Rede war, stellten zwei fanatische Bischöfe, Kajetan Soltyk von Krakau und Zaluski von Kiow, den Antrag, daß den Dissidenten ihre früheren Rechte nicht wieder eingeräumt werden könnten, da sie es gewagt hätten den Schutz auswärtiger Mächte anzurufen; wer das in Zukunft thue, solle für einen Vaterlands-Verräther erklärt werden, und tumultuarisch stimmte ihnen der gesammte Reichstag lärmend bei. In einer späteren, weniger formlosen Berathung (24. Nov.) wurde dann der Beschluß, daß die bestehenden Gesetze gegen die Dissidenten in Kraft zu erhalten seien, gefaßt, ohne daß sich eine einzige Stimme dagegen erhoben hätte. Auch der Antrag, die Bedingung der Einstimmigkeit in Beziehung auf die Steuern und die Wehrkraft des Landes aufzuheben, wurde mit der gleichen Entschiedenheit verworfen.

Polens gänzlicher Untergang drohte in nächster Nähe, jeder Staatsmann, jeder unbefangene Beobachter sah es; in dieser Lage, am Rande des Abgrundes, lehnte der polnische Adel in Masse leidenschaftlich Alles ab, was Polen wehrhaft machen konnte, und forderte zugleich das übermächtige Rußland in beleidigendster Weise zum Kampf auf Tod und Leben heraus, indem er den Dissidenten jede Gerechtigkeit verweigerte!

Der Fürst Repnin hatte sich andererseits nicht darauf beschränkt, wie der preußische Gesandte, Verwahrung gegen die Aufhebung des liberum veto einzulegen, er sorgte vielmehr auch seinerseits auf das Thätigste dafür, daß sie im Reichstag verworfen wurde —: in dieser Beziehung vermochte er etwas, zu Gunsten der Dissidenten nichts! — Die Fürsten Czartorysli erwiesen sich dienstbeflissen und leisteten ihm Beistand das liberum veto aufrecht zu erhalten, obgleich der Vorschlag zu den beabsichtigten Neuerungen von ihnen ausgegangen war. Sie waren einerseits unzufrieden mit ihrem Neffen, dem König, der sich ihrer Vormundschaft zu entziehen suchte, und sahen andererseits ihre reichen russischen Jahrgelder gefährdet.

Trotz ihrer Schmiegsamkeit aber war man in Petersburg nicht zu-

frieden mit ihnen. Man schrieb es — nicht eigentlich mit Recht — ihren geheimen Ränken zu, daß die Sache der Dissidenten nicht durchgegangen war, und da sie auf die Frage Panins, ob sie die Vorschläge zu Gunsten der Griechen und Protestanten fortan unterstützen wollten, ausweichend antworteten, wollte man es nun einmal mit den „Malcontenten", den bisherigen Gegnern Rußlands, versuchen. Deren wurden viele mit Leichtigkeit durch das Versprechen gewonnen, daß alle Aemter und Starosteien in ihre Hände kommen sollten; selbst der eifrigste der früheren Feinde, der Fürst Karl Radziwil, wurde durch die Hoffnung, sich an den Czartorysskis rächen zu können, bewogen, in das Land zurückzukehren, sich offen, ja geräuschvoll der russischen Partei anzuschließen und an die Spitze einer katholischen Conföderation zu stellen, die unter russischem Schutz zu Radom gebildet wurde, um in Uebereinstimmung mit zwei bereits gebildeten Dissidenten-Conföderationen zu handeln. Die Partei der Malcontenten hatte nichts im Sinn als „die Familie" — das heißt die Czartorysskis und den König — zu verdrängen und alle Vortheile, die der Besitz der Macht gewährt, für sich selbst auszubeuten, und vergaß darüber alles Andere.

Ein neuer Reichstag mußte sich (5. October 1767) zu Warschau versammeln, von russischen Truppen umgeben, die vom König und der Conföderation, damit die Gesetze gewahrt schienen, vermöge eines förmlichen Beschlusses für Verbündete erklärt wurden, herbeigekommen die Volksfreiheit zu vertheidigen; und es war überhaupt dafür gesorgt, daß die Dinge diesmal einen anderen Verlauf nahmen als früher. Zwar machte die Geistlichkeit die äußersten Anstrengungen, auch jetzt noch alle Zugeständnisse zu hintertreiben, die den „Akatholiken" gemacht werden sollten; sie ließ es weder an fanatischen Hirtenbriefen, noch an politischen Intriguen fehlen. — Selbst der päpstliche Nuntius trat jetzt offen hervor und an die Spitze der Opposition; er erschien unmittelbar vor der Eröffnung des Reichstags unter dem versammelten Adel, um förmlich und feierlich Verwahrung einzulegen gegen die erwarteten Anträge und in beweglicher Rede zur Vertheidigung des Glaubens aufzufordern, dem der Untergang bereitet werde.

Belehrend ist dabei, zu sehen worauf die geistlichen Herren ihre Hoffnungen gründeten. So schrieb der Bischof Soltyk von Krakau dem Grafen Wielhorski, es komme darauf an, die Dinge in der Schwebe zu erhalten, bis der junge Kurfürst von Sachsen mündig sei — d. h. noch zwei bis drei Jahre — inzwischen könne der König von Preußen sterben „und wer verhindert dann die sächsischen Truppen in Polen einzurücken?" *)

Auf fremde Hülfe, die anzurufen er selber für den strafwürdigsten Landesverrath erklärt hatte, auf die mäßig zahlreichen Truppen Kursachsens rechnete Soltyk, nicht allein der „Familie", sondern auch der Heeresmacht

*) Sſolowiew a. a. O. 58—59.

Rußlands gegenüber; daß Polen selbst etwas Wesentliches für sich selbst thun könne, das hofften auch diese Patrioten nicht; es lag außer aller Möglichkeit.

In den ersten Sitzungen des Reichstags ging es allerdings stürmisch her; die Bischöfe überboten sich in fanatischen Reden, in denen sie die Anträge zu Gunsten der Dissidenten „teuflisch" nannten, und eine Menge Landboten erklärten sich unter Schluchzen und Thränen bereit für den Glauben zu sterben. Der Fürst Repnin aber wußte Mittel, den Willen seiner Kaiserin durchzusetzen; er ließ die beiden Bischöfe von Krakau und von Kiow, sowie zwei besonders laute Senatoren — Rzewuski, Vater und Sohn — durch russische Truppen aufheben und als Gefangene nach Rußland bringen. Das genügte; damit war der Römersinn des polnischen Senats gebrochen. Unrecht und Gewalt nannte niemand bei Namen; nur mit dem „Gesuch", die Verhafteten freizulassen und den Mitgliedern des Reichstags ihre persönliche Freiheit zu verbürgen, erschien eine Delegation des Reichstags bei Repnin. Da sie eine abschlägige Antwort erhielt, beruhigte sich Alles; die Berathungen kamen in geregelten Gang und führten in allergeradester Linie zu dem Ziel, das die Kaiserin Katherina vorgezeichnet hatte. Alle verlangten Rechte wurden den Dissidenten eingeräumt. — Und darauf gestattete dann die Kaiserin — gegen den Wunsch und Willen Preußens — daß jene Veränderungen der Verfassung, nach denen „die Familie" und der König so lange gestrebt hatten, wenigstens theilweise eingeführt wurden. Sie verfügte, daß fortan während der drei ersten Wochen jedes Reichstags nur ökonomische Fragen berathen und durch Stimmenmehrheit entschieden werden sollten. Die drei weiteren und letzten Wochen blieben der Berathung aller übrigen Staatsangelegenheiten vorbehalten und in Beziehung auf diese sollte jetzt, wie früher, ein Beschluß nur einstimmig gefaßt werden können.

Katherina fühlte sich als Herrin Polens und um so mehr, da sie nun auch die vom Reichstag in aller Form anerkannte Garantie der polnischen Verfassung übernehmen konnte, die Aufrechterhaltung dieser Verfassung mithin ihr anvertraut war. Darin lag die Anerkennung einer Art von schützender und richtender Oberherrschaft, die sie zu üben habe. Sie glaubte die polnischen Wirren beendet — doch sollten diese mit gesteigerter Wildheit sofort von neuem beginnen.

Die Malcontenten — die alte sächsische Partei — Radziwil an ihrer Spitze, waren, trotz alles russischen Geldes, das sie erhalten und sehr gern genommen hatten, nichts weniger als zufrieden. Der König Poniatowski war nicht abgesetzt worden, sie hatten keine Gelegenheit gefunden an den alten Familienfeinden, den Czartoryskis, Rache zu üben, die zum Theil eben von der „Familie" geplanten Verfassungs-Reformen, die sie unter russischem Druck hatten annehmen müssen, mißfielen ihnen auf das Aeußerste.

Zwei Tage nach dem Schluß des Reichstags bildete sich zu Bar in

Podolien, hauptsächlich auf Betreiben des Bischofs von Kaminiec (Krasinski), eine Conföderation zu dem ausgesprochenen Zweck, die „Freiheit" Polens wieder herzustellen. Im Anfang standen ein paar unbedeutende Edelleute, Krasinski — Bruder des Bischofs — und Pulawski, an der Spitze, bald aber schloß sich Joachim Potocki — ein Schwiegersohn des Kronfeldherrn Branicki — in Galizien an, der erste der polnischen Magnaten, der es wagte, und es bildeten sich auf mehreren Punkten Adels-Conföderationen in demselben Geist. Sie wurden, durch Vermittelung des Bischofs Krasinski, von der französischen Regierung mit Geld und bald auch mit militärischem Rath unterstützt, und selbst die fromme Kaiserin Maria Theresia ließ sich durch ihren Eifer für die römisch-katholische Kirche und ihren Beichtvater bewegen, die Conföderation zu unterstützen. Auch ihr Sohn, Kaiser Joseph, und Fürst Kaunitz waren damit einverstanden, dachten sich aber natürlich ganz andere Dinge dabei.

Und was wollten denn nun diese Patrioten, die das Panier der Freiheit Polens erhoben, deren Beginnen aber nur durch das fremde Geld, das ihnen aus Frankreich und Oesterreich zufloß, einige Haltung gewann? — Sie wollten zunächst die russische Garantie der polnischen Verfassung beseitigt und Polen sich selbst zurückgegeben wissen, und das klingt so weit ganz gut und löblich —: aber sie wollten das leider nicht um seiner selbst willen, sondern nur als Mittel zum Zweck; was sie eigentlich wollten, war, die polnische Freiheit, das heißt das alte Unwesen mit dem liberum veto in seinem alten Umfang und das Unrecht gegen die Dissidenten vollständig wieder herstellen, vor allem aber den König Poniatowski vom Thron stoßen und die „Familie" vernichten. Wollte ihnen Rußland dazu verhelfen, so wurden sie russische Partei, das hatten sie bereits bewiesen; für Polen aber war von ihnen noch weniger etwas Heilsames zu hoffen als von den Czartoryskis und ihrem König.

Der König und der polnische Senat ersuchten, vermöge in aller Form gefaßten Beschlusses (am 7. April 1768), die Kaiserin, ihre bereits in Polen stehenden Truppen, als Bürgin von Freiheit, Gesetz und Recht der Republik, zur Niederwerfung der „Rebellen" zu verwenden, und ihre Bitte wurde erhört. Es entstand auf unzähligen Punkten des Landes zugleich ein unseliger, planlos geführter Räuberkrieg, dessen vereinzelten Operationen von Seiten der Polen nie ein vernünftiger Zweck, nie irgend eine Absicht über die nächste Plünderung hinaus zum Grunde lag — der zu gar nichts führen konnte als zur Verwüstung des Landes.

Die Bewegung blieb im Wesentlichen auf den allerdings sehr zahlreichen Bauern- und Bettleradel Polens beschränkt; nur reicher Sold, der mit französischem Gelde gezahlt wurde, und Aussicht auf reiche Beute führte den Bandenführern auch Verstärkungen aus dem Pöbel der Städte zu; aber dieser Anhang erwies sich sehr unzuverlässig und wechselte nach Gelegenheit Partei und Fahne, indem er bald für, bald gegen ein und

eſelbe Conföderation, wenn nicht kämpfte, doch mordete und plünderte. ie Maſſe des Landvolks nahm gar nicht oder nur gezwungen, nur wo) die eigene Hütte und das eigene Leben galt, Antheil an dem Kampf. Welchen Sinn hätten die Worte Vaterland und Freiheit für ſolche ab- chtlich zu dem äußerſten Grad geiſtiger Stumpfheit hinabgedrückte und ſtoßene Knechte haben können, wie die Bauern in Polen waren? Die tumpfheit war von der Art, daß, wie ruſſiſche Berichte ehrlich genug nd zu geſtehen, in den von Ruſſen bewohnten, von den Polen unter- chten Landestheilen, Wolhynien und Podolien, eben ſo wenig ein ruſſiſcher eiſt erwachte als ein polniſcher. Wo ſich in dieſen Gegenden unter dem ndvolk ruſſiſcher Nationalität eine Bewegung zeigte, war ſie ohne größere agweite, lediglich gegen ihre unmittelbaren Peiniger, gegen den eigenen lniſchen Grund- und Leibherrn gerichtet.

Unter dieſen Umſtänden vermochten natürlich die Conföderirten nicht Ruſſen auch nur aus Einer Provinz zu vertreiben. Sie unterlagen lmehr in jedem wirklichen Kampf. Eben ſo wenig vermochten die Ruſſen, nicht volle 12,000 Mann und darunter kaum 8000 Mann Linien- uppen in Polen hatten, der Conföderationen überall im weiten, öden nde Herr zu werden; die polniſche Kron-Armee aber nahm keinen An- eil an dem Kampf.

Es war gewiß ein eigenthümliches Schauſpiel und in keinem anderen ande der Welt möglich, daß dieſelbe Regierung, welche Rußland aufge- ordert hatte angeblich zu ihren Gunſten mit den Waffen gegen die Con- öderirten einzuſchreiten, dann in dem Kampf, der darauf hin entſtanden ar, ihre eigenen Truppen die ſeltſamſte aller Neutralitäten beobachten eß. Doch geſchah das mit Abſicht und Berechnung; der König und die zartoryskis hatten ſich darüber mit ihrem früheren Gegner, dem Kron- eldherrn Branicki, geeinigt und hofften auf dieſe Weiſe die eigenen Zwecke erreichen — während ſie ſelbſt ſowohl als der König, wie ſich von lbſt verſteht, fortfuhren ihre ruſſiſchen Jahrgelder zu beziehen.

Der König hörte nämlich nicht auf in Petersburg auf die Gefahr nes Türkenkriegs hinzuweiſen und der Kaiſerin Katherina vorzuſtellen, s einzige Mittel, Polen zu „pacificiren", ſei, daß ſie ihren Befugniſſen s Garant der polniſchen Verfaſſung entſage und daß die Diſſidenten n neuem von allen politiſchen Rechten ausgeſchloſſen würden. — Dachten e Leute wirklich, daß Polen dadurch beruhigt werden könne, ſo mußten e vergeſſen haben, daß die Partei der Malcontenten außerdem auch noch e Macht im Lande für ſich ſelbſt und einen anderen König Ihrer Wahl ben wollte.

Katherina war natürlich viel zu klug, um nicht zu ſehen, daß ſie, in rer immerdar unſicheren Stellung, die Demüthigung, die in einem ſol- en Rückſchritt liegt, auch in ihrem perſönlichen Intereſſe dem ruſſiſchen eich nicht zuziehen durfte.

In Constantinopel arbeiteten freilich die Conföderirten, Frankreich und Oesterreich vereint daran, die Pforte zum Krieg mit Rußland zu bewegen, zu dem auch in der That ein Grund vorlag: Rußland hatte eine Aenderung der Verfassung Polens herbeigeführt und dadurch die Verpflichtungen gebrochen, die es der Türkei gegenüber durch den Vertrag von 1720 übernommen hatte.

Doch wurde der Krieg am Ende durch den Gang der Ereignisse selbst herbeigeführt.

Die Conföderirten hatten Bar gewählt, um da aufzutreten, weil von dort im Nothfall leicht war über die nahe türkische Grenze zu entfliehen. — Das geschah von Seiten der Polen auch wiederholt nach verlorenen Treffen; sie entwichen auf den neutralen Boden des türkischen Reichs, sammelten, bewaffneten und ordneten sich dort aufs neue, um dann von dort aus, wie sich die Gelegenheit bot, neue Raubzüge nach Polen vorzunehmen. Verletzungen des türkischen Gebiets — die eigentlich schon dadurch von Seiten der Conföderirten verübt waren — konnten in Folge eines solchen Hergangs auch von russischer Seite nicht ausbleiben. Sie ergaben sich mehrfach bei der Verfolgung flüchtiger Conföderirten-Schaaren — zuletzt in blutiger Weise in dem Städtchen Balta, das, am Grenzfluß Kodyma, halb auf polnischem Gebiet lag, halb auf dem der Nogaischen Tataren. Hier wurden die Conföderirten, nachdem die Russen den polnischen Theil stürmend erobert hatten (Juli 1768), auch in den tatarisch-türkischen Theil des Städtchens verfolgt, und auch dieser Theil ging in Flammen auf und wurde Zeuge mancher blutigen Unthat.

Jetzt fanden die offenen und geheimen Gegner Rußlands in Constantinopel Gehör; der russische Gesandte, Obreskow, wurde als Gefangener in das Schloß der Sieben Thürme gebracht, der Krieg erklärt (30. October 1768). Ein unerwünschter Krieg, der den Russen sehr ungelegen kam und sie sehr schlecht vorbereitet fand.

Der Zerrüttung der Finanzen, welche Elisabeths sorglose Verschwendung und der siebenjährige Krieg herbeigeführt hatten, war noch keineswegs abgeholfen und wie die Flotte war auch die Armee, seit Münnich nicht mehr an ihrer Spitze stand, unter einer dreißigjährigen Frauen-Herrschaft, gar sehr in Verfall gerathen. Unredlichkeit herrschte überall, die Regimenter waren weitaus nicht vollzählig, die Offiziere mit sehr geringen Ausnahmen sehr roh und sehr unwissend, dem Ganzen fehlten taktische Ausbildung und Uebung. — Das wußte Katherina wohl kaum zu beurtheilen; dagegen täuschte sie sich darüber nicht, daß unter den hochgestellten russischen Generalen und Admiralen kein Einziger war, dem sie die selbständige Leitung eines Heeres oder einer Flotte anvertrauen durfte, und sie säumte nicht ausgezeichnete Offiziere der Land- und Seemacht aus der Fremde herbeizuziehen. Sobald sie aber ihre Streitkräfte in guten Händen wußte, spiegelte ihr die eigene lebhafte Einbildungskraft die Mög-

heit glänzender Erfolge von solcher Großartigkeit vor, daß sie vollkommen
neuerlich erscheinen, wenn man die verhältnißmäßig geringfügigen
reitkräfte Rußlands erwägt und den verkommenen Zustand, in dem sie
ch befanden, und den der Däne Falkenskiöld — damals in russischen
ienſten — mit unverkennbarer Wahrheit zeichnet.

Der erste Feldzug (1769), planlos und rathlos geführt unter dem
nz unfähigen Fürsten Galitzyn, ging sehr schlecht und endete nur des-
alb mit dem Gewinn der wichtigen Festung Chocim, weil die türkische
rmee im Herbst von freien Stücken auseinander ging, die Besatzung von
hocim ebenfalls auf und davon ging in die Heimat, die Bevölkerung ihr
lgte und die Stadt in Folge dessen leer blieb, so daß nur eine kranke
amilie darin gefunden wurde, als die Russen einrückten.

Und doch hat Falkenskiöld vielleicht nicht unrecht darin, daß der
itere Krieg unter Galitzyn doch besser gegangen wäre, als unter dem
altmännisch-geistreichen Rumäntzow, der ihm an der Spitze des Heeres
lgte. Galitzyn, meint Falkenskiöld, hätte sich ganz unbedingt und leichter
n dem ausgezeichneten General-Quartiermeister Bauer leiten lassen, der
s hannöverschen Diensten herbeigerufen wurde, wo er im siebenjährigen
rieg einen schönen Ruf erworben hatte. Und es ist wahr, Galitzyn war
ne vollkommene Null und ließ sich vielleicht folgerichtig leiten —: Ru-
äntzow war etwas mehr; er war zuweilen hinderlich. Bauer, der eine
esondere Vollmacht von der Kaiserin hatte und eine eigene Instruction,
mußte nicht selten sehr peremptorisch gegen Rumäntzow auftreten und selbst
mit besonderen Berichten an die Kaiserin drohen, um den Feldmarschall
einem Willen zu beugen.

Der Fähigste unter den russischen Generalen war ohne Widerrede
eter Iwanowitsch Panin; zwar auch unwissend, aber nach allen über-
nstimmenden Berichten ein entschlossener Mann von viel natürlichem
erstand und festem Charakter. Gerade diesem brauchbarsten von Allen
er glaubte Katherina nicht trauen zu dürfen — so viel bekannt geworden
t — schon weil er Orlows offener Feind war; auch seiner einflußreichen
reundin, der Fürstin Daschkow, wegen und endlich um seiner oft sehr
reien Aeußerungen willen. Doch genügt das Alles kaum einen so unbe-
egbaren Argwohn zu erklären, der sich nie beschwichtigen ließ. Möglicher
eise hatte die Kaiserin ihn im Verdacht, daß er bei dem Versuch, Iwan
ntonowitsch zu befreien, betheiligt gewesen sein könnte; diese geheimnißvolle
egebenheit ist eben nicht aufgeklärt. Wie dem aber auch sei, Peter Iw.
anin wurde ängstlich bewacht; er war stets von „zuverlässigen" Spähern
ngeben und fortwährend mußte der Kaiserin über sein persönliches Thun
nd Lassen berichtet werden.*)

Und doch gestaltete sich der zweite Feldzug (1770) über Erwartung

*) Bartenjew, das achtzehnte Jahrhundert, I. 107, 121, 122—123, 129—130.

glänzend. Die erste Armee erfocht in der Moldau, über weit überlegene türkische Heere, ohne Rumäntzows Zuthun und gegen seinen Willen, die glänzenden Siege am Larga und am Kagul, und drang bis an die Donau vor. Panin, an der Spitze der zweiten Armee, eroberte Bender mit Sturm.

Selbst die mit frevelhaftem Leichtsinn unternommene Expedition nach dem Mittelländischen Meer, führte zu einem glänzenden Erfolg, obgleich der Befehl über die Flotte dem Grafen Alexey Orlow anvertraut wurde, der gar kein Seemann war und vom Seewesen keine Ahnung hatte, dem außer allen anderen Eigenschaften auch sogar der persönliche Muth fehlte. Es galt die Griechen im Archipel und auf Morea zum Aufstand gegen die Pforte zu bewegen, und Alexey Orlow erhielt den Oberbefehl, weil er diesen Plan eingefädelt hatte. Ob man sich wohl in Petersburg Rechenschaft von der Tragweite dieses Planes gegeben hatte? — Von der europäischen Verwickelung, die er herbeiführen mußte, wenn er irgend einen namhaften Erfolg hatte? — Es scheint nicht! — Die Griechen wurden in frevelhafter Weise zum Aufstand verleitet, indem man ihnen einen kaum nennenswerthen Beistand leistete. Nur wenige Hundert Russen wurden auf Morea gelandet, und als sie, wie natürlich, bald wieder vor der feindlichen Uebermacht zurückgezogen werden mußten, blieben die Griechen schutzlos der Rache der Türken preisgegeben.

Dagegen gelang es der russischen Flotte die türkische Seemacht an der Küste von Kleinasien zu besiegen und dann in der Bai von Tschesme zu verbrennen. Bekannt ist, daß Alexey Orlow bebend sein Admiral-Schiff verließ, so wie die Schlacht begann, auf einer Fregatte, die außer dem Feuer blieb, Sicherheit für seine Person suchte, sich in der Kajüte verbarg und in Ohnmacht fiel, während die Engländer Greigh und Elphinstone, und mit ihnen verbunden auch ein verdienter russischer Seemann, der Vice-Admiral Spiridow, die Schlacht in seinem Namen gewannen. — Doch wurde, dem folgerichtigen System Katherinas zufolge, gerade Alexey Orlow als Sieger gefeiert und durch den Beinamen Tschesmensky geehrt. Ihm wurde eine Ehrensäule im Park von Zarskoe Selo errichtet; Greigh und Elphinstone mußten sich in der Stille mit einem unscheinbaren Lohn begnügen.

Trotz aller dieser glänzenden Erfolge aber, zum Theil sogar eben durch diese Erfolge, wurde die Lage Rußlands eine sehr bedenkliche. Zwar die polnischen Wirren wurden nicht eigentlich drohend oder gefährlich, wenn sie auch sehr beschwerlich blieben. Es wollte wenig bedeuten, daß der König Poniatowski und die Czartoryskis sich mit leichtsinnigen Hoffnungen trugen, als der erste Feldzug der Russen schlecht zu gehen schien; daß der Palatin August Czartoryski sich sogar in gehobener Stimmung vermaß dem russischen Gesandten zu drohen: das offizielle Polen werde den ferneren Gang des Türkenkriegs abwarten und sich auf die Seite des Siegers stellen,

wobei natürlich die Türken als Sieger gedacht wurden. — Auch von Seiten der Conföderation drohte keine eigentliche Gefahr. Obgleich sich eine Anzahl polnischer Magnaten angeschlossen hatten, vor allen der Fürst Karl Radziwil, obgleich Oesterreich ihnen erst zu Teschen, dann zu Eperies in Ungarn ein Asyl gewährte und kriegerische oder Raub-Züge von dort aus nach Polen gestattete, obgleich Frankreich sie mit Geld und militärischem Rath unterstützte, erwiesen sich doch die conföderirten Polen vollkommen unfähig, irgend ein ernst gemeintes Unternehmen durchzuführen. Die Berichte der französischen Offiziere, die hingesendet waren, Dumouriez' und des Barons Viosmenil, entwerfen von dem Treiben in Eperies ein nichts weniger als erbauliches Bild, zu dessen unzweifelhafter Wahrhaftigkeit sich aber in neuester Zeit auch einzelne Stimmen unter den Polen selbst bekennen. Das Geld, das die Magnaten mitbrachten, Frankreich gewährte, oder die Raubzüge nach den Salzwerken von Wieliczka eintrugen, wurde in leichtsinnigem Wohlleben verthan, die Zeit in endlosem Hader untereinander, in Gastereien, am Spieltisch, und da sich auch Damen eingefunden hatten, in Liebes-Intriguen vergeudet.

Wirkliche Gefahr aber schien in den mißlichen Verhältnissen zu den auswärtigen Mächten zu liegen, besonders in der feindlichen und kriegerischen Haltung, die Oesterreich annahm, so wie die Kaiserin von Rußland sich in der Moldau und Walachei huldigen ließ und der Bevölkerung dieser Lande ihren mächtigen Schutz versprach. Rußland konnte dem österreichischen Staat als Nachbar an der unteren Donau nicht willkommen sein — gesellte sich aber Oesterreich offen und mit ganzer Macht zu den Feinden des russischen Reichs, dann war das damalige Rußland dem Kampf nicht mehr gewachsen. Und dahin trieb vor allen Frankreich, unter der Leitung des Herzogs von Choiseul; ja es bemühte sich sogar auch den König von Preußen für einen Bund gegen Rußland zu gewinnen und bot ihm dafür das Bisthum Ermeland und Kurland. — Ueber polnische Lande glaubte ein Jeder verfügen zu können!

Indessen Oesterreich hatte doch auch zugleich den Weg gewiesen, der aus diesem gefährlichen Wirrsal herausführen konnte, und zwar durch die eigene That, indem es das Gebiet der Republik Polen als eine herrenlose Wüste behandelte.

Oesterreich ließ nämlich schon im October 1770 Truppen in das polnische Gebiet einrücken und nahm mehrere Bezirke, die dem Reiche Polen angehörten, förmlich in Besitz. Zunächst einen slawischen Landestheil — die sog. Zips —, der ehemals zu Ungarn gehörte, im J. 1412 aber an Polen verpfändet worden war. Es war dabei in nicht amtlicher Weise und unbestimmter Form die Rede davon, daß Oesterreich die Summe zurückzahlen wolle, für welche die Zips verpfändet war —: eine Summe, die vierthalb Jahrhunderte früher allenfalls bedeutend gewesen sein mochte. Doch würde die „Recuperation" auch dadurch juristisch nicht gerechtfertigt worden sein,

da das Haus Habsburg 1589 im Namen Ungarns in aller Form auf das Recht der Wieder-Einlösung verzichtet hatte. Zugleich aber nahm Oesterreich außerdem auch noch mehrere Starosteien — im Ganzen fünfhundert Ortschaften in Galizien und die werthvollen Salzbergwerke von Wieliczka und Bochnia in Besitz, auf die Ungarn nie einen Anspruch gehabt hatte.

Das geschah zu einer Zeit, zu der sich weder die russische noch die preußische Regierung mit dem Gedanken an eine Theilung Polens beschäftigt oder in ihren gegenseitigen amtlichen Mittheilungen einer solchen Möglichkeit gedacht hatten, ohne daß irgend welche Unterhandlungen vorher gegangen wären. Es geschah unmittelbar nach der Zusammenkunft Friedrichs des Großen mit dem Kaiser Joseph II. zu Neustadt in Mähren, wo weder der Kaiser noch der Fürst Kaunitz auch nur entfernt verrathen hatten, daß sie einen solchen Gewaltschritt im Sinn hätten. Nur von den Mitteln einen europäischen Krieg zu vermeiden, den Frieden zwischen der Pforte und Rußland herbeizuführen, die Ruhe in Polen herzustellen, war dort die Rede gewesen.*) Und die Besetzung der polnischen Landestheile war nicht etwa blos eine militärische Maßregel, sie war eine politische; eine förmliche Besitznahme. Die österreichischen Behörden in diesen Provinzen bedienten sich sofort bei Ausfertigung amtlicher Papiere eines Petschafts mit der Inschrift: Sigillum administrationis terrarum recuperatarum — und jeder Zweifel mußte vollends schwinden, als am 9. December desselben Jahres die besetzten Landstriche durch ein kaiserliches Decret den österreichischen Erblanden einverleibt wurden. Damit hatte auch das Wiener Cabinet sich selbst jeden diplomatischen Rückschritt unmöglich gemacht.

Russische Geschichtschreiber und Essayisten haben sich in neuester Zeit große Mühe gegeben, darzuthun, daß die Kaiserin Katherina die Theilung Polens nicht gewollt, sogar daß Preußen, nicht Rußland, den Untergang Polens herbeigeführt habe. Uns scheint, daß die Polen den Untergang ihrer Selbständigkeit lediglich sich selbst zuzuschreiben haben, und was Katherinas Absichten betrifft, so war es kaum nöthig, uns zu beweisen, daß sie nicht auf eine Theilung des Landes gingen. Daß sie Polen am liebsten ganz und ungetheilt unter ihre Botmäßigkeit gebracht hätte, daran hat wohl nie jemand gezweifelt. Auf die Theilung ging sie erst ein, als sie sich gestehen mußte, daß der Plan in diesem Umfang nicht durchzuführen sei und keinen anderen Ausweg aus vermehrten Schwierigkeiten sah.

In diesen Erörterungen aber, in denen ein Paar allerneueste Schriftsteller sogar so weit gehen, die Kaiserin Katherina als eine arme Verleitete darzustellen und Friedrich den Großen als den bösen Verführer, bleibt unbeachtet, daß Oesterreich sich ganz zuerst und unerwartet, polnischen

*) Max Duncker a. a. O. 36—43 u. 48—54.

Landestheile bemächtigt und dadurch die Nothwendigkeit einer Entscheidung herbeigeführt hat. Die anderen Nachbarstaaten sahen sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, entweder für dieses Polen, das niemanden Sympathien oder Achtung einflößte, die Waffen gegen Oesterreich zu ergreifen, oder dem Beispiel Oesterreichs zu folgen, um die eigenen Interessen zu wahren.

In welchem Grade die gesammte Sachlage dadurch verändert war, wurde sehr bald sichtbar. Katherina hatte den Prinzen Heinrich von Preußen, Friedrichs Bruder, der seine Schwester, die Königin von Schweden in Stockholm besuchte, so dringend nach Petersburg eingeladen, daß es kaum möglich war, den Ruf abzulehnen; da beauftragte König Friedrich seinen Bruder in Petersburg auf baldigen Frieden mit der Pforte zu dringen, und wie zu Neustadt verabredet war, seine eigene und Oesterreichs Vermittelung anzubieten. Er sollte die Kaiserin bewegen, ihre Ansprüche der Türkei gegenüber zu mäßigen, und um eine Beruhigung Polens möglich zu machen, die politischen Rechte, die sie für die Dissidenten in Polen ausbedungen hatte, zum Theil aufzugeben; namentlich die Forderung fallen zu lassen, daß den Dissidenten eine Anzahl Stimmen im polnischen Senat zugestanden werden sollten.

Daß dergleichen genügen könne, um Polen zu beruhigen, das war freilich, wie schon gesagt, eine Täuschung, und die Polen selbst lieferten den Beweis, daß es den leitenden Magnaten um ganz andere Dinge zu thun sei, indem gerade zu dieser Zeit die Conföderirten Gesandtschaften nach Berlin und Wien sendeten, um die Krone ihres Landes dort von neuem dem Prinzen Heinrich, hier dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen anzubieten, der dem österreichischen Kaiserhaus verschwägert war.

Ueberhaupt war es sehr schwer zu dem bezeichneten Ziel zu gelangen, denn nur Preußen wollte zur Zeit unbedingt den Frieden, damit der Krieg nicht ein europäischer werde, und mußte demnach von der russischen Kaiserin verlangen, daß sie ihre Ansprüche im Allgemeinen mäßige, namentlich dem Anspruch auf die Moldau und Walachei entsage, der unmittelbar zum allgemeinen Krieg führte, da Oesterreich auf keinen Fall dulden wollte, daß Rußland an der unteren Donau festen Fuß fasse. König Friedrich drang mit aller Energie, welche die Umstände gestatteten, auf den Frieden, d. h. zunächst auf annehmbare Friedensbedingungen von Seiten Rußlands, weil die bestehenden Verträge ihn verpflichteten, der Kaiserin mit den Waffen beizustehen, wenn sie in Polen angegriffen wurde, ein König von Preußen aber natürlich gar keinen Beruf fühlte, sein Reich, das der Ruhe dringend bedurfte, in einen neuen, gefährlichen Krieg zu verwickeln, um etwa in Böhmen die Moldau und Walachei für Rußland zu erobern.

Katherina dagegen wollte nur einen Frieden, der ein glänzendes Ergebniß des Kriegs gewährte, sie mit Ruhm und Glanz umgab, und eben dadurch ihre immerdar gefährdete Stellung auf dem Throne Rußlands

sicherte. Ihr Streben war demnach seit dem Ausbruch des Kriegs mit der Türkei darauf gerichtet gewesen, eine „Triple-Allianz" zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich zu Stande zu bringen. Oesterreich, hatte Panin im Jahr 1769 gemeint, könne an der unteren Donau — in Serbien zumal — einen reichen Ersatz für das verlorene Schlesien finden, Preußen aber sich für seinen Antheil das polnische Preußen (Westpreußen) und das Bisthum Ermeland aneignen, um das Gleichgewicht herzustellen.*) So glaubte denn auch Rußland über polnische Provinzen verfügen zu können, so gut wie der Versailler Hof. — Auch jetzt, dem Prinzen Heinrich gegenüber kam die russische Regierung auf diese unmögliche Triple-Allianz zurück, suchte sich dann lange der preußischen Vermittelung zu entziehen, und theilte am Ende (20. Dec. 1770) vertraulich so hochgestellte und weit greifende Friedens-Bedingungen mit, daß König Friedrich sie nicht ohne Entrüstung zurückwies. — Rußland verlangte nämlich die Unabhängigkeit der Krimmschen und Nogaischen Tataren — die bis zu der Zeit Vasallen der Pforte waren —, den Besitz einer Insel im Archipel, freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meer, Asow und die beiden Kabardeien, sowie „Unabhängigkeit" der Ströme, die aus dem russischen Gebiet oder an dessen Grenze entlang in das Schwarze Meer fließen: des Dnieprs, Bogs und Dniestrs; und als Entschädigung für die Kriegskosten auf fünfundzwanzig Jahre den Besitz der Moldau und Walachei; dann sollten diese Fürstenthümer selbständig werden.

Als aber nun die Nachricht in Petersburg eintraf, daß Oesterreich die Zips und andere polnische Landestheile in Besitz genommen hatte, glaubte die russische Regierung theilweise andere Wege einschlagen zu müssen, um zu dem gewünschten Ziel zu gelangen. — Wie wir jetzt aus den eigenen Berichten des Prinzen Heinrich an seinen Bruder wissen,*) unterhielt zuerst ein Vertrauter Panins, General Bibikow (Anfang Januar 1771) den Prinzen von den Vortheilen, die Oesterreich bei dem Friedensschluß erlangen könne, und meinte, es würde nur gerecht sein, daß auch Preußen etwas gewinne. Als dann in der Abend-Gesellschaft der Kaiserin jener österreichischen Besitznahme gedacht wurde, äußerte Katherina selbst: „Aber warum sollte nicht Jedermann etwas nehmen?" — und da der Prinz erwiderte, der König, sein Bruder, habe zwar von Ostpreußen aus durch das polnische Preußen, bis an seine deutschen Provinzen einen Cordon gegen die Pest gezogen, aber keine Starosteien in Besitz genommen, fügte die Kaiserin lachend hinzu: „Aber warum nicht auch dergleichen occupiren?" — Dann näherte sich Graf Zachar Tschernyschew, um den Prinzen scherzend weiter zu belehren, warum nicht sich des Bisthums Ermeland bemächtigen? — denn „en fin des fins" müsse doch ein Jeder etwas haben.

*) Max Duncker a. a. O. 35.
**) Derselbe 72.

Das hieß nicht eigentlich eine Theilung Polens anbieten. Es wurde dabei nicht gesagt, daß Katherina ihre Pläne an der unteren Donau aufgeben, ihre Ansprüche auf gebietenden Einfluß in Polen mäßigen, den Krieg mit Oesterreich vermeiden wolle. Es handelte sich um ganz andere Dinge, vor allem darum, unter Umständen, die so drohend geworden waren, Preußen bei dem Bündniß mit Rußland zu erhalten, und zwar, damit Katherina selbst den Krieg mit Oesterreich nicht zu fürchten und nicht zu meiden brauche. In der Aufforderung, sich Ermelands zu bemächtigen, lag für Preußen die Zumuthung, für diesen ärmlichen Preis nöthigenfalls das ganze Gewicht eines Kriegs mit Oesterreich, vielleicht auch mit Frankreich, auf sich zu nehmen, damit Rußland sich ungestört an der unteren Donau festsetzen könne.

Prinz Heinrich scheint das nicht verstanden zu haben; der Vorschlag gefiel ihm vielmehr, da er ohnehin früher schon einmal gegen den König, seinen Bruder, geäußert hatte, Rußland müsse die Opfer, die er bringe, namentlich die Subsidien, die er vertragsmäßig während des Kriegs der Kaiserin zahlen mußte, durch ein Stück von Polen vergüten.*)

König Friedrich aber durchschaute das ganze Gewebe, bedeutete seinen Bruder, falls es zum Kriege zwischen Oesterreich und Rußland komme, werde es sich um ganz andere Dinge als Ermeland handeln, und bestand mit gesteigertem Nachdruck darauf, daß Katherina Friedensbedingungen stellen müsse, die den Frieden möglich machten und den allgemeinen Krieg vermeiden ließen.

Das Wesentliche war, daß Rußland seine Vergrößerungs-Pläne an der Donau fallen ließ und den Ersatz für die Opfer, die der Krieg gefordert hatte, anderswo — in Polen suchte. Geschah dies, bestand auch Oesterreich darauf, im Besitz der polnischen Lande zu bleiben, die es sich bereits angeeignet hatte, dann folgte mit einer gewissen Nothwendigkeit, daß auch Preußen die ehemals deutschen Landstriche verlangen mußte, die bisher schmerzlich vermißt wurden, da sie Ostpreußen von dem Rest der Monarchie trennten. — Ein Theilungsplan, den ein Graf Lynar 1769 entworfen hatte, um alle Mächte auf Kosten der Republik Polen zu Gunsten Rußlands gegen die Pforte zu vereinigen, den aber König Friedrich damals als chimärisch nicht ernstlich beachtet hatte —: dieser Plan trat jetzt in den Vordergrund und wurde maßgebend für die Politik Preußens. Mit den österreichischen „Recuperationen" in Polen war eben ein Wendepunkt in dem Gang der Ereignisse eingetreten, der die Ausführung dieses Plans nicht mehr chimärisch, sondern geboten erscheinen ließ. — In den Weisungen, die dem preußischen Gesandten, Grafen Solms, als Richtschnur dienen sollten, sagte der König (Februar 1771): nach den Occupationen, welche Oesterreich in Polen vorgenommen habe, handle es sich

*) Max Duncker a. a. O. 46.

nicht mehr um die Integrität Polens, sondern darum, das Gleichgewicht unter den Nachbarn Polens zu erhalten. Zu diesem Ende bleibe ihm, dem König, kein Mittel, als ebenfalls einen kleinen Landstrich in Polen zu besetzen, um ihn zurückzugeben, wenn Oesterreich seine Ansprüche auf die Zips und Galizien aufgebe — zu behalten, wenn Oesterreich auf dem bleibenden Besitz der von ihm besetzten Landschaften bestehe. Rußland könne auf die Moldau und Walachei verzichten und dafür seine Kriegs-Entschädigung in Polen nehmen; Preußen fände in Westpreußen eine Entschädigung für die Subsidien, durch die es Rußland habe unterstützen müssen. Polen könne durch die Moldau und Walachei entschädigt werden.

Das war es, was Friedrichs Gesandter fortan beständig mit steigendem Nachdruck in Petersburg geltend machte, aber Katherina zögerte, es fiel ihr sehr schwer, dem gehofften Doppel-Erfolg zu entsagen, der Aussicht, hier das Ufer der Donau zu erreichen, dort das ungeschmälerte Polen ganz als Vasallenstaat zu beherrschen. Doch suchte Oesterreich Preußen zum Bunde gegen Rußland zu bewegen oder wenigstens seiner Neutralität gewiß zu werden, während es im Lauf des Sommers ein geheimes Bündniß mit der Pforte schloß, und Rußland mußte den Feldzug an der Donau lässig und thatenlos führen, weil Oesterreichs feindliche Haltung dem russischen Heer nicht gestattete, über die Donau zu gehen. Ein geglückter Zug in das Innere der Krimm, der aber zu keinen bleibenden Ergebnissen führte, gewährte keinen Ersatz für das, was an der Donau versäumt werden mußte. So schleppten sich die Ereignisse durch das Jahr und Alles blieb in der Schwebe.

Gleichzeitig aber begaben sich im Innern Rußlands Dinge, die wohl geeignet waren zum Nachdenken und selbst zum Nachgeben aufzufordern.

Sowie in Polen der Bürgerkrieg ausgebrochen war (1768), fürchtete Katherina auch im Innern Rußlands Unruhen. Sie besorgte, daß Sendlinge aus Polen oder unzufriedene russische Geistliche hier oder dort eine Bewegung im Volk anfachen könnten — und die häufig wiederkehrenden Rekrutenaushebungen, die jedesmal Schrecken und Unruhe im ganzen Lande verbreiteten und die Gemüther gewaltig erregten, hätten in der That Veranlassung dazu geben können. Die größte Aufmerksamkeit wurde den Gubernatoren zur Pflicht gemacht, ja sie wurden von Petersburg aus auf einzelne Individuen aufmerksam gemacht, die sie überwachen oder verhaften sollten.*)

Die Unruhen blieben nicht aus, aber sie kamen von einer ganz anderen Seite als erwartet wurde. Die Pest war im russischen Heerlager in der Moldau ausgebrochen und wurde von dort schon um Weihnachten

*) Blum, ein russischer Staatsmann (J. J. Sievers), I. 284.

1770 in die alte Hauptſtadt des Reichs verſchleppt. Die Behörden ſuchten anfangs das Uebel zu verbergen, trafen nicht die von den Umſtänden gebotenen Maßregeln und in Folge deſſen gewann die Seuche eine ſolche Gewalt, daß ſie in Moskau und den umliegenden Dörfern in kurzer Zeit neunzigtauſend Menſchen — ungefähr ein Viertheil der Bevölkerung — dahin raffte. Das Volk erhob ſich mit fanatiſcher Wuth gegen die Aerzte, die nicht zu helfen vermochten und in denen die „Rechtgläubigen" um ſo leichter Böſewichter ſahen, weil ſie zum Theil Deutſche waren. Es wurden ihrer mehrere erſchlagen. Alles ſuchte Hülfe bei einem Muttergottesbilde, das nach althergebrachter Weiſe über einem Thor der Wand eingefügt war. Das immerwährende Gedränge vor dieſem Bilde diente natürlich nur die Anſteckung weiter und weiter zu verbreiten. Der Metropolit Amwroſy ließ es entfernen; da verfluchte das Volk auch ihn als Ketzer, ſtand gegen ihn auf, riß ihn während des Gottesdienſtes aus der Kirche des Donſchen Kloſters, in das er geflüchtet war und ermordete ihn an der Kirchenthüre. Sein Palaſt wurde geplündert, die Lazarete wurden geſtürmt, die Kranken daraus vertrieben, die Aerzte mißhandelt. Schon waren alle Civilbehörden entflohen, alle Bande der geſellſchaftlichen Ordnung ſchienen ſich zu löſen.

Katherina zwang, wie bekannt, ihren bisherigen Günſtling Gregor Orlow, ſehr gegen ſeinen Wunſch und Willen nach Moskau zu eilen und dem Uebel zu ſteuern. Es gelang ihm auch mit Hülfe des Geheimeraths Wollow und eines deutſchen Arztes Tode, zweckmäßige Anſtalten zu treffen und da die ſtrenge Winterkälte der Peſt ein Ende machte, auch die Ruhe wieder herzuſtellen.

Ebenſo gelang es, einen Aufſtand der Jaizkiſchen Koſacken — einer Colonie der Doniſchen an der Grenzſcheide Europas und Aſiens — der im Sommer 1771 ausbrach, wenn auch nicht ohne Blutvergießen, zu beſiegen, obgleich auch das Wandervolk der Kalmyken ſich der Empörung anſchloß. Dieſe Unruhen hatten ſo wenig als der Aufſtand in Moskau einen politiſchen Grund; die Koſacken waren durch rein örtliche Veranlaſſungen, durch Willkürlichkeiten der örtlichen Behörden zur Empörung getrieben worden, beſonders dadurch, daß man ſie in ihrem hauptſächlichſten Erwerb, in der Fiſcherei im Jaik-Strom beſchränken und dieſe Fiſcherei ſehr hoch beſteuern wollte.

Aber Katherina vermuthete und fürchtete ſtets, daß alle dieſe Bewegungen von bedeutenden Leuten erregt ſeien oder benutzt würden, daß die Hand ſolcher Männer, die ſich verborgen hielten, das Volk, ihm unbewußt, auf politiſche Ziele hinzuleiten ſuche. So hegte ſie — wenn auch vielleicht nicht in dem Augenblick ſelbſt, doch ſehr bald darauf — den Argwohn, daß der Feldmarſchall, Graf Peter Iwan. Panin, der nach der Eroberung von Bender den Befehl niedergelegt und ſich nach Moskau zurückgezogen hatte, den Aufſtand dort entweder veranlaßt oder doch unter der Hand

gesteigert habe. Er gab Veranlassung zu solchem Verdacht, indem er sich oft sehr frei äußerte und von den Rechten des Großfürsten Paul Petrowitsch sprach und er wurde der Kaiserin etwas später durch eine Dame vom moskauischen Adel, Namens Passek, förmlich denuncirt, als habe er die Unruhen hervorgerufen, um den Großfürsten auf den Thron zu erheben.*) — Glaubte die Kaiserin das ganz oder theilweise, so mußte sie auch annehmen, daß er in solchem Unterfangen nicht allein stand. Ihrem System getreu ließ sie es auf so schwache Anzeichen nicht zu irgend einer Untersuchung kommen, doch wurde Peter Iw. Panin genauer und ängstlicher von Spähern beobachtet als je zuvor.

Bedenken konnte auch die Stimmung der Geistlichkeit erregen. Namentlich in den Klöstern, wo man die verlorenen Besitzungen keineswegs vergessen oder verschmerzt hatte, herrschte eine große Erbitterung, die sich in einzelnen Fällen in recht seltsamer Weise aussprach. Natürlich wurden die Aeußerungen des Geistes, der in den Klöstern waltete, nur auf mitunter sehr eigenthümlichen Umwegen in den amtlichen Kreisen bekannt. So wurde im März in Petersburg ein Mensch verhaftet, der eine Schrift, eine Art von offenem Sendschreiben an die Kaiserin, zu verbreiten suchte, eine Abschrift auf der Treppe des Senats niedergelegt hatte, eine andere dem Metropoliten von Twer einhändigen wollte. Der aber hielt ihn erschrocken fest und übergab ihn den weltlichen Behörden. Es ergab sich, daß der Verhaftete Alexey Smolin hieß und Sohn eines Kaufmanns aus Ustiug-Weliky war; daß er wahnsinnig geworden, von den Mönchen eines Klosters zu Tichwin aufgenommen, längere Zeit unter ihnen gelebt hatte, bis ihn sein Vater von dort nach Petersburg mitnahm und als Handlungsdiener in einem Branntweinladen unterbrachte.

Ob das fanatische Sendschreiben wirklich sein eigenes Werk war, konnte man bezweifeln; es ist zu viel Zusammenhang darin, als daß man es einem Halbwahnsinnigen zutrauen darf und mehr theologische Belesenheit als ein russischer Krämer zu haben pflegt. Jedenfalls ist der Inhalt der Widerhall dessen, was er im Kloster gehört hatte. — Der Kaiserin werden in dem Brief, mit vielfachen Citaten aus den Evangelien und aus den Kirchenvätern ihre Unthaten in den drohendsten Worten vorgeworfen, besonders daß sie die Klöster „beraubt" habe und deren Eigenthum dem Grafen Orlow und anderen schlechten Menschen schenke. „Du befiehlst Diebe und Räuber schonungslos zu bestrafen," ruft ihr Smolin zu, „aber was verdienst Du selbst für die vernichtende Beraubung der heiligen Klöster?" Auf Erden sei keine Gerechtigkeit gegen sie zu finden, aber alle Wohlgesinnten riefen Gott an: „O Herr! komm uns zu Hülfe und ziehe das Schwert gegen diejenigen, die Deine Kirche verfolgen!" — Ihre sinnlose Regierung sei Schuld an der herrschenden Unsittlichkeit, daran,

*) Bartenjew, das achtzehnte Jahrhundert, I. 107.

daß die heiligen Gebräuche der Kirche, die Fasten nicht beobachtet würden; sie habe Findelhäuser angelegt, dem Laster zu dienen; sie dulde „Lutheraner und Calviner." — Sie solle sich erinnern, was der verdienen würde, der sie vom Thron stoßen und einen „Unwürdigen" darauf erheben wollte —: „Es war ein würdiger, vor Dir zum Zaren eingesetzter, der regierende Herr Iwan Antonowitsch, gesegneten Andenkens, aber Du hast mit Deinen tückischen und überlegten Ränken ohne Furcht vor Gott und ohne Scham vor den Menschen, uneingedenk der Worte, die zu Kain gesprochen wurden: „Die Stimme des Bluts Deines Bruders schreit von der Erde zu mir!" — die Hand erhoben gegen diesen Knecht Gottes und ihn erschlagen." (So also wurde der Tod des unglücklichen Fürsten in den Klöstern besprochen.) Wenn sie nicht die Klöster wieder in den vorigen Stand herstelle und ihnen ihr Eigenthum zurückgebe, wenn sie nicht die Deutschen und Ketzer entweder zur rechtgläubigen Kirche bekehre oder aus dem Lande jage, werde sie der strafenden Hand Gottes nicht entgehen.*)

Smolin wurde ganz in der Stille nach Schlüsselburg gebracht, wo er, ohne daß ein gerichtliches Verfahren stattgefunden hätte, oder ein Urtheil gefällt worden wäre, fünf Jahre als Gefangener blieb; für den Rest seiner Tage wurde er dann, wie es in der kaiserlichen Verfügung heißt, auf seine eigene Bitte aus Gnade als Mönch in das Höhlenkloster zu Kiow gesperrt.

Auch die Finanzmaßregeln, zu denen Katherina greifen mußte, besonders um den Kosten des Kriegs zu begegnen, waren von der Art, daß sie auch große Unzufriedenheit erregen konnten und zwar in den allerweitesten Kreisen, denn sie waren verderblich und geeignet den Haushalt des Staats und der Nation in mehr als einer Weise zu zerrütten; doch verstand davon zur Zeit niemand etwas in Rußland und gerade diese Maßregeln erregten daher in der That weder Besorgnisse noch Unwillen.

Neue Abgaben einzuführen war mißlich, davon hatte sich Katherina bald überzeugen müssen; man war daher genöthigt auf Mittel zu denken, die Einkünfte der Krone, die auch im Frieden nicht ausreichen wollten, mittelbar zu steigern und verfiel schon früh (1765) darauf, theils durch strengere Verordnungen, theils durch Vermehrung der Schenken das Monopol des Branntweinverkaufs, das der Krone zustand, einträglicher zu machen. So suchte die Regierung ihren Vortheil in dem Verderben des Volks. — Natürlich ging man darin immer weiter, wie sich die Bedürfnisse steigerten. — Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, machte der Gewinn, der sich für die Krone aus dem Branntweinmonopol ergab, ein Achtheil ihrer Gesammteinnahme aus; das war schon schlimm genug. Später aber gab es eine Zeit, in der die jährliche Summe, welche Pächter des Monopols für die Erlaubniß zahlten, die Trunksucht des Volks aus-

*) Kaschpirew, Denkmäler der neuen russischen Geschichte, I., 2. Abth. 123 u. flgde.

zubeuten, kaum weniger betrug als ein volles Drittheil der gesammten Einkünfte des Staats. Daß die Pächter die Trunksucht, die ihnen solche Summen und außerdem noch viele Millionen Gewinn eintragen sollte, in jeder Weise zu reizen suchten, liegt in der Natur der Sache. Die Regierung aber hätte geglaubt, ihrem wichtigsten finanziellen Interesse entgegen zu arbeiten, wenn sie dem Unwesen steuern wollte.

Nun kam der Krieg; die preußischen Subsidien reichten natürlich nicht weit; — da fand man es wohlfeil und zweckmäßig Papiergeld auszugeben — womit man übrigens schon im Jahr 1768 den Anfang gemacht hatte; — es war das eine Art Schulden zu machen, durch die man die Zinsen des geborgten Capitals ersparte. Freilich gab es zur Zeit auch in der That kaum ein anderes Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, denn in den einzigen Ländern, in denen damals verfügbares Capital zu finden war, in England oder in Holland, bedeutende Anleihen zu machen wäre der russischen Regierung wohl kaum gelungen. Und weit entfernt, das Unheil zu ahnen, das daraus hervorgehen konnte, empfand man im Gegentheil in Rußland, wo die Verkehrsmittel überhaupt noch so unvollkommen waren, in den Provinzen von Zahlungen durch Wechsel so gut wie gar nicht die Rede sein konnte, die Schöpfung dieses leichten Zahlungsmittels als eine Wohlthat.

Regte sich Unzufriedenheit in Beziehung auf die finanziellen Maßregeln der Regierung, so betraf sie ausschließlich die harmloseste derselben, die Steigerung der Kopfsteuer um die Hälfte, die im Jahr 1769 nothwendig geachtet wurde, drei und eine halbe Million Rubel ertrug und die Einkünfte auf vierundzwanzig Millionen steigerte.

Bei weitem allgemeineren und leidenschaftlicheren Unmuth erregten aber die häufig wiederkehrenden Rekrutirungen, die der Krieg nöthig machte. Der Verlust an Menschenleben war in jeder Beziehung ein ganz unverhältnißmäßiger; in Folge der erschütternden Gemüthsbewegung, die den Russen aus dem Volk gewaltig packte, wenn ihn das gefürchtete Schicksal traf Soldat zu werden, der unzureichenden Nahrung, die er als Soldat erhielt, kurz aller der Gründe, die schon Falkenskiöld aufzählt, und des Heimwehs, dessen er nicht gedenkt, war die Sterblichkeit in der russischen Armee, damals wie später, bis auf die neueste Zeit herab, stets eine Schrecken erregende. Während dieses Krieges kamen noch die Pest und die bösen Fieber in den Sümpfen an der Donau dazu. Die Armeen blieben schwach, wie viele Leute auch zum Dienst ausgehoben werden mochten, und jeder Rekrut war der Heimat und dem Lande für immer verloren. In dem Gubernium Nowgorod, das damals in seinem kolossalen Umfang in runder Zahl 850,000 männliche Bewohner der steuerpflichtigen Classen zählte, wurden im Lauf der Kriegsjahre 49,650 Rekruten ausgehoben. In ganz Rußland muß die Zahl der gelieferten Rekruten sich darnach auf 450,000 belaufen haben. Es waren sechs Procent seiner

männlichen Bevölkerung, die Rußland in den fünf Kriegsjahren verlor, und wenn von den 7,400,000 steuerpflichtigen Einwohnern, die Rußland damals zählte, Kinder, Greise und die sehr zahlreichen Hausleibeigenen des Adels abgerechnet werden, ergiebt sich, daß Rußland in der kurzen Zeit kaum weniger als ein Zehntheil seiner arbeitenden männlichen Bevölkerung einbüßte. Ein sehr empfindlicher Verlust in dem menschenarmen Lande, und wenn man sich erinnert, daß dem Adel in jedem seiner Leibeigenen ein Theil seines Vermögens genommen wurde, läßt sich ermessen, in welchem Maße sich die Unzufriedenheit mit jeder neuen Rekrutirung steigern mußte.

Die eben beigebrachten Zahlen umfassen übrigens die Opfer und Verluste Rußlands während dieses Türkenkrieges nicht vollständig, sondern nur diejenigen des eigentlichen alten Groß-Rußlands. Es wären noch die Klein-Rußlands, der donischen Kosacken und der serbischen Ansiedelungen an der damaligen südlichen Grenze des Reichs hinzuzuzählen. Alle diese Länder lieferten, vermöge ihrer eigenthümlichen Verfassung, dem stehenden Heer keine Rekruten; sie stellten ihr eigenes Lehens-Aufgebot in Kosacken-Regimentern, die Serben in Husaren-Regimentern. Ihre Verluste waren aber verhältnißmäßig sehr viel geringer; Heimweh und dergleichen Leiden forderten keine Opfer in ihren Reihen. — Die Ostsee-Provinzen waren, vermöge der mit Peter dem Großen abgeschlossenen Capitulation, bis zum Jahre 1810 von der Rekrutirung befreit.

Ob wirklich Rücksichten auf die bösen Elemente, die im Inneren gährten, Einfluß auf die auswärtige Politik Rußlands geübt haben, und in welchem Umfang, ist nicht bekannt geworden. Wohl aber sehen wir, daß Rußland in dem Maß, in dem es sich überzeugte, daß eine Erneuerung des Bündnisses mit Preußen und Unterstützung von Seiten dieses Staats nur unter dieser Bedingung zu haben sei, Schritt für Schritt diejenigen Forderungen fallen ließ, auf die Oesterreich nicht eingehen konnte, die folglich zum allgemeinen Krieg führen mußten. So verzichtete Rußland erst auf den Besitz, dann auf die Unabhängigkeit der Moldau und Walachei, endlich auch auf die Kabardei, wie auf den Besitz einer Insel im Aegäischen Meer. Da ließ denn auch Oesterreich, für das in der That kein Grund mehr vorlag zu den Waffen zu greifen, der Haltung Preußens gegenüber, die jetzt eine sehr entschlossene wurde, sein Bündniß mit der Pforte fallen, und wendete sich entschieden dem Ausweg zu, den es unter Allen zuerst eingeschlagen hatte und der ihm jetzt geboten wurde, sich allen Verwickelungen zu entziehen, nämlich weite Besitzungen in Polen zu erwerben, ohne daß es irgend welche Opfer dafür gebracht hätte. Der Pforte glaubte Oesterreich gerecht zu werden, indem es für sie einen Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen herbeiführte.

Die weiteren Wendungen des diplomatischen Verkehrs, die besonders Max Duncker klar und vollständig dargelegt hat, dürfen wir hier wohl

übergehen. Sie führten schon zu Anfang des Jahres 1772 zu den viel besprochenen Verträgen, vermöge deren sich Rußland, Oesterreich und Preußen weite polnische Provinzen aneigneten, von denen sie im September desselben Jahres förmlich Besitz nahmen. Die nach dem Städtchen Bar benannte Conföderation der angeblichen polnischen Patrioten leistete keinen Widerstand; sie fiel in sich zusammen, sowie ihnen Oesterreich keinen Zufluchtsort gewährte und Frankreich kein Geld mehr gab. Auch der König Poniatowski und die Czartoryskis, die sich in allen ihren schlauen Berechnungen getäuscht sahen, vermochten natürlich durch elende kleine Winkelzüge und Ausflüchte nicht den unerbittlichen Gang der Ereignisse aufzuhalten, und einer mannhaften That hielten sie ihre Landsleute so wenig fähig als sich selbst.

Der im April 1773 zusammenberufene Reichstag wurde durch Drohungen und Geld dahin gebracht, daß er eine „Delegation" ernannte, die mit den drei Mächten endgültig über die abzutretenden Landestheile und die inneren Einrichtungen Polens unterhandeln sollte. Noch einmal suchten die Delegirten diese Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, obgleich das dem von fremden Truppen besetzten Lande zu großem Schaden gereichte; es war jedem der polnischen Bevollmächtigten darum zu thun, für sich selbst einen möglichst vortheilhaften Handel abzuschließen, und keiner arbeitete daran, zum Abschluß zu kommen, so lange er nicht für seine Person befriedigt war.

Eine veränderte Verfassung, die den Polen durch die drei Mächte im Verein mit dieser Delegation gegeben wurde, war im Wesentlichen das Werk eines der Ihrigen, des Grafen Poninski; der König wurde darin noch mehr beschränkt, als er es bereits war; unter die Vormundschaft eines permanenten Raths gestellt, mußte er selbst auf das Vorrecht verzichten, die Minister der Krone oder die Generale der Armee zu ernennen; es blieb ihm nur die Befugniß, für jede erledigte Stelle in Staat und Heer, aus drei Candidaten, die der permanente Rath vorschlug, einen zu wählen. — Zur Freude der katholischen Bischöfe und des päpstlichen Nuntius aber wurden die Dissidenten wieder aus dem Senat ausgeschlossen und selbst zu dem Reichstag sollten sie nur drei Landboten senden; daß ihnen im permanenten Rath keine Stelle eingeräumt wurde, versteht sich von selbst.

Poninski, der sich von der Delegation den Fürstentitel ertheilen ließ, wollte die Gelegenheit benützen, um seine persönlichen Feinde für die Zukunft unschädlich zu machen, und suchte dem gemäß die russische Regierung zu überzeugen, daß man, um Polen zu beruhigen, gegen gewisse besonders bösgesinnte Familien, namentlich gegen die Czartoryskis, Radziwils und Potockis, Maßregeln ergreifen müsse, die geeignet wären ihren Einfluß zu beschränken. Das sollte natürlich heißen, daß man suchen müsse sie arm zu machen. Aber die Herren waren auch Polen und wußten, wie man

solche Fechterstreiche parirt. Der Fürst Adam Casimir Czartoryski — Sohn des Fürsten August, Palatins von Rußland — reiste sofort nach Petersburg, um, der Erste unter allen Polen, der großen, hochverehrten Kaiserin persönlich zu huldigen. Da man am russischen Hof aus Erfahrung wußte, daß man in Polen, je nach den Umständen, die eine Partei so gut brauchen könne als die andere, erreichte er ohne Mühe seinen Zweck: die Kaiserin von der unerschütterlichen Ergebenheit seines Hauses scheinbar zu überzeugen.

Rußland nahm für sich aus der polnischen Beute das ganze alte Weiß-Rußland an der Düna und dem Dniepr (1975 Quadratmeilen mit 1,800,000 Einwohnern) — Preußen erhielt Westpreußen, mit Ausnahme der beiden Städte Danzig und Thorn, die als freie Städte unter polnischem Schutz blieben (631 Quadratmeilen und 600,000 Einwohner) — Oesterreich gewann ohne allen Vergleich das beste Theil: das fruchtbare Galizien, mit seinen reichen Salzbergwerken (1280 Quadratmeilen und nahe an 3,000,000 Einwohnern). — Rußland und Preußen eigneten sich Landstriche an, die ehemals zu ihren Ländern gehört hatten und deren Bevölkerung überwiegend den Nationalitäten verwandt war, die sie selbst vertraten. Anders Oesterreich; die verhältnißmäßig unbedeutende Zips hatte freilich vor Zeiten dem ungarischen Staatsverbande angehört, nicht aber das weite und schöne Galizien, einst ein russisches Fürstenthum und auch zur Zeit in seiner größeren Hälfte von Russen bewohnt.

Aber so groß der Gewinn auch war und so wenig geschichtlich begründet, zeigte sich doch gerade der Wiener Hof am wenigsten zufrieden mit seinem Antheil. Da er in Polen nicht weiter ausgedehnt werden konnte, wußte sich Oesterreich noch auf Kosten seines bisherigen Verbündeten, der Pforte, einen Nebengewinn zu verschaffen: es nahm ganz einfach einen ansehnlichen Theil der Moldau, der nun Bukowina genannt wurde, als zu Galizien gehörig in Besitz (1774). Da die russischen Heere zu der Zeit über die Donau in Bulgarien eingedrungen waren, jener entfernte Theil der Moldau mithin ganz außer dem Bereich der türkischen Macht lag, war das sehr leicht zu bewerkstelligen, und auch später war die Pforte nicht in der Lage, der Bukowina wegen einen Krieg zu beginnen; sie zog es vor, den verlorenen Landstrich förmlich abzutreten (1777).

Das Theilungsjahr (1772) war, der Türkei gegenüber, in Waffenstillstand und fruchtlosen Friedensunterhandlungen hingegangen. Den Sommer darauf aber (1773) konnte der Krieg wieder mit größerer Energie und Thätigkeit betrieben werden, da unter den veränderten Bedingungen Oesterreich nichts mehr dagegen hatte, daß Rußlands Heere über die Donau vordrangen.

Doch war Rumänzows erster Feldzug nicht gerade besonders vom

Glück begünstigt — und kaum waren die polnischen Wirren auf eine Zeit lang beschwichtigt, kaum schien Rußland freier über seine Heeresmacht gegen den auswärtigen Feind verfügen zu können, als im Südosten des Reichs, am Ural und Jaik, ein furchtbarer Aufstand ausbrach, der einen gewaltigen Umfang gewann und Katherinas Thron zu erschüttern drohte.

Ein gemeiner Kosack vom Don, Jemelian Pugatschew, erschien im September unter den Kosacken am Ural und gab sich für Peter III. aus, der nicht ermordet worden und aus der Gefangenschaft entkommen sei. Ob die Kosacken ihm das ohne Ausnahme glaubten, mag zweifelhaft sein; viele waren wohl verschlagen genug sein Spiel zu durchschauen; aber sie waren ergrimmt darüber, daß man ihnen bei Gelegenheit ihres früheren Aufstandes das Recht genommen hatte einen Hetman zu wählen und daß sie alle Unredlichkeiten und Willkürlichkeiten der kaiserlichen Beamten geduldig ertragen sollten. Kalmycken, Baschkiren, Kirgisen, alles Raubgesindel der Steppe schloß sich ihnen an und diese Horden blieben nicht ihre einzigen Genossen; auch die Arbeiter in den Bergwerken erhoben sich mit ihnen, sowie die in den nächsten russischen Gebieten sehr zahlreich angesiedelten Altgläubigen. Selbst die Mönche, die sich zur herrschenden Kirche zählten, suchten den Aufstand in jeder Weise zu fördern. — Die gefährliche Menge wälzte sich mordend, raubend, verwüstend gegen die Wolga heran. Da Pugatschew die Freiheit der Leibeigenen verkündete, wurden viele Edelleute, die nicht früh genug entflohen, mit ihren Familien ermordet, und die Altgläubigen befriedigten ihren Rachedurst, indem sie die Priester der herrschenden Kirche erschlugen, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Die Gefahr war groß; alles Bestehende in Rußland, der ganze gesellschaftliche Bau konnte, schien es, zusammenstürzen, wenn Pugatschew entschlossen nach Moskau vordrang, wo man nur auf ihn wartete, um loszubrechen.

General Bibikow, dem der Befehl über die wenigen Truppen anvertraut wurde, die aus großen Entfernungen gegen ihn zusammen gezogen wurden, bezeichnete, in einem Brief an seinen Freund Von-Wisin, das eigentliche Wesen der Gefahr sehr treffend, indem er sagte: „Sie (die Aufständischen) zu schlagen, daran verzweifle ich nicht, aber die allgemeine Aufgeregtheit des Pöbels zu beruhigen wird schwierig sein, denn nicht Pugatschew ist von Bedeutung, aber von Bedeutung ist die allgemeine Unzufriedenheit.“ (**Вѣдь не Пугачевъ важенъ, да важно всеобщее негодованіе.**)*)

Doch Pugatschew hatte bei aller Verschlagenheit und Kühnheit nicht die umfassende Einsicht, die ihn zu großen Dingen befähigen konnte. Er wüthete an der Wolga und suchte Orenburg und Kasan zu erobern an-

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, III. 232.

statt nach Moskau zu ziehen und darüber ging ihm die günstige Gelegenheit verloren.

Am Hofe, wohin die Nachricht von Pugatschews Aufstand am Hochzeitstage des Großfürsten Paul gelangte, war man sehr unruhig, und wieder erwachte die Vermuthung und Befürchtung, daß der Aufstand von bedeutenden Männern, die sich im Verborgenen hielten, veranlaßt sein könnte. Mancherlei schien diesen Verdacht zu bestätigen. Späher sagten aus, daß sich bei Pugatschew als Rathgeber ein junger Mann von vornehmem Aeußeren befinde. Man vermuthete es könne Tschoglokow sein, der Gardeoffizier, der kurz vorher als Verbrecher nach Sibirien verbannt worden war, weil er sich bei einem Anschlag auf das Leben der Kaiserin betheiligt hatte. Besonders kamen schlecht geprägte Kupfermünzen mit dem Bildniß Peters III. und der Umschrift „Redivivus et ultor" in Umlauf. Die hatte natürlich Pugatschew nicht prägen lassen; selbst der Gedanke daran lag ganz außerhalb seines Gesichtskreises, auch fehlten ihm alle Mittel dazu. Er war sogar sehr verwundert, als ihm später in der Gefangenschaft solch eine Münze gezeigt wurde. Endlich fand sich unter den Fahnen, denen Pugatschews Schaaren folgten, auch eine schleswig-holsteinische; die Fahne eines der holsteinischen Schein-Regimenter, mit denen Peter III. als Großfürst gespielt hatte; namentlich die des Delwigschen Dragoner-Regiments. Wie sie aus dem kleinen Zeughaus zu Oranienbaum dorthin, an die fernen Ufer der Wolga gekommen war, ist unerklärt geblieben.*) Und so stand denn Katherina abermals vor der Aufgabe eine Gefahr abzuwehren, ohne mehr entdecken zu müssen als ihr lieb sein konnte oder gerathen schien.

Zum Glück hatte Pugatschews Aufstand sehr bald einen Charakter angenommen, der Adel und Geistlichkeit in die Nothwendigkeit versetzte, ihn, so gut wie die Regierung selbst, mit aller Macht zu bekämpfen. Der Feldmarschall Peter Iw. Panin, der kurz vorher wiederholt sehr laut und unwillig geäußert hatte, daß der Großfürst Paul Petrowitsch, jetzt bereits mündig und vermählt, die Regierung übernehmen müsse, die ihm, nicht seiner Mutter gebühre —: der erbot sich jetzt — vielleicht um jedem Verdacht zu entgehen — da Bibikow starb, den Befehl gegen Pugatschew zu übernehmen. Und Katherina, die kurz vorher dem Gubernator von Moskau, Fürsten Wolkonsky, ängstlich stets den Befehl wiederholt hatte, den verdächtigen Feldmarschall genau und immer genauer zu überwachen, nahm jetzt Panins Erbieten mit entgegenkommender Bereitwilligkeit an und forderte denselben Fürsten Wolkonsky auf, in herzlichster Freundschaft und größter Einigkeit mit ihm zu denken und zu handeln.

Die Klügeren unter den Kosacken scheinen sehr bald, nachdem Pugatschew durch den Obersten Michelson aus Kasan vertrieben war, inne

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, I. 147—149, 151, 158.

geworden zu sein, daß sein Stern im Untergehen sei. Schon am 19. Aug. n. St. 1774 meldete sich ein Kosack Trifonow bei Gregor Orlow, als Abgesandter von dreihundertundzwanzig Jaizkischen Kosacken, an deren Spitze einer Namens Perfiliew stand, und die sich erboten Pugatschew auszuliefern. Ihr Vorschlag wurde mit Freuden angenommen, aber ehe sie ihr Versprechen erfüllen konnten, war der falsche Zar bereits in den Händen der Regierung. Michelson hatte ihn wiederholt besiegt; von ihm und dem später berühmten Suworow rastlos tief in die Steppe verfolgt, wurde Pugatschew (Sept. 1774), als er nur noch dreißig Begleiter um sich hatte, von diesen bekanntlich den Verfolgern ausgeliefert, um dann, wenige Monate später, zu Moskau auf dem Blutgerüst zu sterben (10. Januar 1775).

Schon einige Monate früher (am 16. Juli 1774) war es dem Feldmarschall Rumäntzow, nach einem Sieg, den sein Untergebener, General Kamensky, erfochten hatte, gelungen, den Großvezier und sein innerlich zerrüttetes Heer so zu umstellen, daß ihnen kein Ausweg blieb. In dieser Lage mußte der Friede (zu Kutschuk-Kainardschi) auf die Bedingungen geschlossen werden, die Rußland vorschrieb, und er war so vortheilhaft und glorreich, als er überhaupt sein konnte, nachdem man sich einmal verpflichtet hatte in der Moldau und an der Donau keine Eroberungen zu machen.

Daß die Pforte in diesem Vertrag dem russischen Reich das Land der Tscherkessen, die große und kleine Kabarda, die Thäler des Kuban und Terek abtrat, daß dadurch die Grenze Rußlands nach dieser Seite bis an die Hauptkette des Kaukasus ausgedehnt wurde, dadurch wurde freilich der wirkliche Besitz dieser Landstriche noch keineswegs verbürgt. Es blieb die schwierige Aufgabe, die Tscherkessen selbst dahin zu bringen, daß sie die russische Oberhoheit anerkannten, und das hat endlose Kämpfe gekostet. Aber Rußland sah sich doch nun hier diesen Bergvölkern allein gegenüber gestellt und hatte das Recht gewonnen sich weiter und weiter an den Küsten des Asowschen Meeres auszubreiten, ohne daß eine fremde Macht ihre Stimme dagegen erheben durfte. Asow, bisher gewissermaßen herrenlos, wurde nun unbestrittener Besitz Rußlands. Und wie das russische Gebiet hier, im Osten des Landes der Tataren, das Meer erreichte, so auch im Westen dieses Landes, den Dniepr hinab, wo die Feste Kinburn, an der Mündung dieses Stromes, auf dessen linkem Ufer, der Kaiserin abgetreten wurde. Damit war der Weg unmittelbar in das Schwarze Meer gewonnen, wenn auch Otschakow, auf dem rechten Ufer des Dniepr-Limans, noch in den Händen der Türken blieb. Auch war freie Schifffahrt auf dem Schwarzen wie im Aegäischen Meer zugesagt, wenn auch nur für die russische Handelsflagge; die russische Kriegsflagge durfte auch jetzt noch im Schwarzen Meer nicht entfaltet werden.

Seltsamer Weise ist die Grenze zwischen dem russischen und dem

türkischen Reich in der Wüste zwischen dem Dniepr und dem Dniestr nicht ganz genau bestimmt; im Allgemeinen sollte der Bog die trennende Linie bilden. Das Land der krimmschen Tataren war auf diese Weise vollkommen vereinzelt; im Westen wie im Osten von russischem Gebiet eingeschlossen und von den der Pforte unterworfenen Ländern getrennt. Auch wurde festgestellt, daß der Khan der Tataren fortan ein souverain regierender Fürst sein solle, unabhängig von der Türkei wie von Rußland. Was diese Unabhängigkeit in der That zu bedeuten hatte, erhellt schon daraus, daß die festen Plätze Kertsch-Jenikale mit ihren Seehafen, welche die Türken bisher auf der Halbinsel Krimm inne gehabt hatten, nicht den Tataren selbst, sondern den Russen abgetreten wurden. — Rußland gewann damit auch die Herrschaft über die Meerenge, die das Asowsche mit dem Schwarzen Meer verbindet.

Freie Uebung der christlichen Religion, ein mäßiger Tribut, überhaupt eine schonende Behandlung wurde für die Moldau und Walachei ausbedungen, die, wie früher, von eigenen Wahlfürsten unter der Oberherrschaft der Pforte regiert werden sollten. Besonders aber wurde der russischen Regierung das Recht eingeräumt, sich durch ihren Botschafter in Constantinopel nöthigenfalls für diese Fürstenthümer „zu verwenden"; damit war für Rußland die Möglichkeit gegeben, sich, so oft es ihm genehm war, in die inneren Angelegenheiten des türkischen Reichs zu mischen und aus dem eingeräumten Recht der Fürsprache ein wirkliches Schutzrecht zu machen, das die Oberherrschaft der Pforte auf Nichts zurückführen konnte. Durch einen geheimen Artikel endlich verpflichtete sich die Pforte vier und eine halbe Millionen Rubel als Entschädigung für die Kriegskosten zu zahlen.

So weit theilte die Kaiserin in der Freude ihres Herzens die Bedingungen des Friedens jubelnd den Großen ihres Hofs und schriftlich auch den begünstigten Gubernatoren der Provinzen mit. So dem Grafen Browne in Riga.*) Der Vertrag enthielt aber außerdem auch noch zwei Artikel — den 7. und den 14. —, die in den Augen der Kaiserin so unbedeutend waren, daß sie es gar nicht der Mühe werth achtete ihrer in diesen jubelnden Mittheilungen zu gedenken, und doch erhielten gerade diese beiden Artikel, durch die mehr als gewagte Art, in der man sie auslegen wollte, eine Bedeutung, die unabsehbar weit über die Wichtigkeit aller sonst bestehenden Verträge hinausging.

Der erste der beiden erwähnten Artikel — der siebente — besagt nämlich wörtlich: „Die hohe Pforte verspricht vollständigen Schutz der christlichen Religion und deren Kirchen; sie erlaubt auch den Ministern des russisch-kaiserlichen Hofs bei jedem Anlaß der Pforte Vorstellungen zu machen, zu Gunsten der unten im Artikel 14 erwähnten Kirche

*) Bartenjew a. a. O. III. 261.

zu Constantinopel, nicht minder als zu Gunsten Derjenigen, welche dieselbe bedienen, und verspricht diese Vorstellungen mit Aufmerksamkeit anzunehmen, als von einer Person herrührend, die bei einer benachbarten, aufrichtig befreundeten Macht in Ansehen steht."

Der 14. Artikel giebt dann Auskunft darüber, was für eine Kirche in Constantinopel es war, zu deren Gunsten der russische Gesandte Vorstellungen machen durfte; nämlich: „der höchste Hof von Rußland soll in derselben Weise wie die anderen Mächte (a norma delle altre potenze) abgesehen von der Hauskirche (im Gesandtschafts-Palast) das Recht haben, eine in Galata, in der Straße Bei-Oglu, zu erbauen, welche Kirche eine öffentliche sein und eine russisch-griechische heißen, auch stets unter dem Schutze des Ministers dieses Reichs erhalten werden und von jeder Belästigung oder Unbill (oltraggio) frei bleiben soll."

In unseren Tagen hat die russische Regierung bekanntlich behauptet, durch den Vertrag von Kutschuk-Kainardschi — also durch diese beiden Artikel, da die Urkunde keine anderen verwandten Inhalts enthält — sei ihr ein Schutzrecht über die griechische Kirche in ihrer Gesammtheit — als Corporation — über alle Glaubens-Verwandte der griechisch-rechtgläubigen Kirche im ganzen türkischen Reich eingeräumt worden. Schon der einfache Wortlaut dieser Artikel zeigt, wie vollkommen unbegründet die Behauptung war; außerdem aber enthält die Reihe von Artikeln, in welchen den Bewohnern der Moldau und Walachei, der griechischen Inseln, Georgiens und Mingreliens die freie Uebung der christlichen Religion zugesichert wird, einen Nachsatz, der ihr geradezu widerspricht, indem er erklärt: „Da aber die besagten Völkerschaften der hohen Pforte unterworfen sind, hat Rußland sich in diese Angelegenheiten fernerhin nicht zu mischen" (non devrà più intramettersi in quegli affari).

Das Seltsamste ist wohl, daß ein großer Theil der europäischen Diplomatie — namentlich die englische — um die Mitte unseres Jahrhunderts — die von Seiten der russischen erhobene Behauptung gelten ließ, und so wenig an dem zu Kutschuk-Kainardschi erworbenen Schutzrecht zweifelte, als die Kaiserin Katherina gedacht hatte, daß die von ihr nicht der Mittheilung werth geachteten Artikel je in so umfassendem Sinn gedeutet werden könnten.

So hatte denn die Kaiserin Katherina einen bedenklichen Krieg, der sehr ungelegen gekommen war, und sie sehr schlecht vorbereitet getroffen hatte, siegreich beendet und mit Vortheil. Sie hatte dem russischen Reich den Weg in das Schwarze Meer eröffnet und dessen Grenzen nach Westen beträchtlich erweitert, neue, werthvolle Provinzen erworben.

Sie hatte ferner einen Aufstand zu Boden geschlagen, den der Adel

und die Geistlichkeit nach der Wendung, die er sehr bald nahm, nicht minder zu fürchten hatten, als sie selbst.

Die Kaiserin hatte viel, und nicht ganz ohne Erfolg, für Erziehung und allgemeine Bildung gethan. Trotz der erschwerenden politischen Verwickelungen waren — außer einigen Prachtbauten, die man sich vielleicht hätte ersparen können — auch mancherlei Werke von wirklichem Nutzen ausgeführt oder doch angefangen worden, und ein neues und großes Verdienst erwarb sich Katherina im Jahr 1775 dadurch um Rußland, daß sie die innere Verwaltung des Reichs besser und zweckmäßiger ordnete als bisher.

Wie ungenügend Peter der Große die innere Verwaltung geordnet hatte, dessen ist bereits gedacht worden. Seine Nachfolger aber hatten sein Werk in dieser Beziehung nicht vollendet oder auch nur weiter geführt; sie hatten es im Gegentheil in solcher Weise gestört und zerstört, daß in den altrussischen Landen eigentlich jede geregelte Verwaltung aufgehört hatte. Peter der Große hatte alle Entscheidungen in Handels-Angelegenheiten den Magistraten der Städte überwiesen, und diese standen sämmtlich unter einem „Ober-Magistrat", der, den Ministerien gleichgestellt, eben wie diese, unmittelbar vom Senat abhing. Menschikow hob diese Behörde auf, als er Rußland beherrschte, und unterwarf Städte und Kaufmannschaft der Willkür der Wojewoden. Ebenso wurden, um die Kosten zu sparen, die niederen Gerichte aufgehoben und auch die besonderen, vom Kammer-Collegium abhängigen Finanz-Beamten wurden, als überflüssig, abgeschafft. Auf diese Weise war dann allerdings die Verwaltung des Inneren auf das äußerste vereinfacht; in dem Grade, daß es in den Provinzen thatsächlich kein Gesetz und keine Regel gab, als die Willkür der Gubernatore und Wojewoden, von deren Entscheidung Alles und Jedes abhing. Die Autorität dieser Herren, die meist ältere Offiziere der Armee waren und keine andere Schule durchgemacht hatten, als die des Militär-Dienstes, umfaßte ohne Unterschied Landes-Polizei, Finanz-Verwaltung, Criminal- und Civil-Justiz und Handelsrechtspflege, ohne daß irgend eine geregelte fortlaufende Controle möglich gewesen wäre.

Die Zahl der Gubernien war zur Zeit — abgesehen von den zuletzt erworbenen weiß-russischen Provinzen — allerdings auf zwanzig vermehrt; doch war kaum das eine oder andere von den acht ursprünglichen großrussischen Gubernien getheilt worden. Die neu gewonnenen Landstriche, Karelen (Wiborg), Ehstland, Liefland und die Ansiedelungen im Süden (Neu-Rußland), sowie Klein-Rußland und das Land der donischen Kosacken hatten im Wesentlichen die ursprüngliche Zahl vermehrt.

Wie wenig solche Einrichtungen dem Zwecke entsprachen, das hatte sich ganz besonders während des Aufstandes unter Pugatschew gezeigt, und Katherina säumte nicht länger, eine durchdachte und systematisch geordnete Provinzial-Organisation an die Stelle dieses formlosen Zustandes zu setzen.

Auch gelang ihr dieses Werk, da sie einen verständigen und redlichen Staatsmann, den Gubernator von Nowgorod, Johann Jakob v. Sievers dabei zu Rathe zog.

Das ganze Reich wurde in eine größere Anzahl Gubernien eingetheilt, deren jedes drei- bis viermal hunderttausend Einwohner haben und in acht bis zehn Kreise von dreißig- bis vierzigtausend Einwohnern zerfallen sollte. Rechtspflege, Verwaltung und Finanzen wurden getrennt. Der Gubernator, an eine bestimmte Instruction gebunden, wurde auf die eigentliche Verwaltung beschränkt. Eine, Kameralhof genannte, von dem Finanz-Collegium abhängige Behörde war in jedem Gubernium mit der Erhebung und Verwaltung der Steuern beauftragt. In jedem wurde ein Criminal- und Civil-Gerichtshof, in den Kreisen Kreisgerichte eingerichtet, und von diesen Tribunalen, die unabhängig vom Gubernator, nur dem Justiz-Collegium verantwortlich waren, sollten die Appellationen an den Senat gehen. Den Kreisgerichten, vor die eigentlich nur die Prozesse des Adels gehörten, wurden die städtischen Magistrate gleichgestellt. Außerdem gab es in jedem Kreise noch ein Nieder-Gericht, das die Rechtshändel der Domainen-Bauern zu schlichten hatte — und ein mit der Landpolizei beauftragtes Niederlandgericht. Außerdem bestanden im Gubernium ein Gewissens-Gericht, mit Vergleichsverfahren, ein Collegium der allgemeinen Fürsorge, unter dem die Wohlthätigkeits-Anstalten standen u. s. w. Zwei oder drei Gubernien bildeten einen größeren Verband, an dessen Spitze ein Statthalter als überwachende Behörde stand. Der Titel dieses Würdenträgers gab Veranlassung, die Gesammtheit dieser Anordnungen als die Statthalterschafts-Verfassung zu bezeichnen.

In diesen wohlgeordneten Organismus sollte nun aber auch noch ein neues Element eingreifen, das nicht zu der Beamten-Schaar der Krone gehörte. Es ist bereits erwähnt worden, daß Peter III., wie man wohl sagen kann, den russischen Adel emancipirt, daß er ihn von der unbedingten Verpflichtung, dem Dienst des Landesherrn zu leben, befreit hatte. Das war eine tief greifende Veränderung, obgleich sie ein Paar Menschenalter über keineswegs dafür erkannt wurde. Der russische Adel war dadurch aus einer privilegirten Ministerialen- und Diener-Schaar ein wirklicher, selbständiger Stand im Staat geworden. Diesen Umstand wollte der Liefländer Sievers benützen, dem natürlich dabei die Verfassung seines engeren Heimatlandes vorschwebte.

Dort, in den baltischen Provinzen — Ehstland, Liefland — waren Verwaltung und Rechtspflege unter einem kaiserlichen Gubernator, ziemlich vollständig dem Lande selbst überlassen. Nur die Finanz-Verwaltung war in den Händen kaiserlicher Beamten. Die alten Hansestädte standen, von ihren gewählten Magistraten regiert, gleich mittelalterlichen Städte-Republiken unter russischer Oberherrschaft da. Der Adel bildete in jeder dieser Provinzen eine geschlossene Corporation, die „Ritterschaft" — und

übte, zum Landtage vereinigt, unter dem Vorsitz des Ritterschafts-Hauptmanns in Ehstland, des Landmarschalls in Liefland, innerhalb gewisser Grenzen, und so weit es unter einer Selbstherrschaft möglich war, eine gesetzgebende Gewalt. Namentlich blieb es dem Adel selbst überlassen, die Verhältnisse zwischen Herren und Bauern gesetzlich zu regeln; auch war er befugt, gemeinnützliche Anstalten, Schulen, Credit-Anstalten u. dgl. aus eigener Machtvollkommenheit zu gründen, sich selbst zu deren Behuf zu besteuern u. s. w. — Die Verwaltungs-Beamten auf dem flachen Lande, die Präsidenten und Beisitzer der verschiedenen Gerichtshöfe, unter denen das Land mit Ausnahme jener alten, bevorzugten Städte stand, wurden von der Ritterschaft durch Wahl aus ihrer eigenen Mitte ernannt, und alle diese Aemter, die sie zu vergeben hatte, waren Ehren-Aemter; es war kein Sold damit verbunden.

Etwas Aehnliches wollte Sievers nun in Rußland schaffen; das schien sogar aus Rücksicht auf die verhältnißmäßig sehr geringen Finanzkräfte des Reichs geboten, bei der unerläßlich gewordenen Vermehrung der Behörden.

Auch in jeder Provinz des eigentlichen Rußlands sollte der Adel fortan eine zu Recht bestehende und als solche anerkannte Gesammtheit, wenn nicht eigentlich eine Corporation bilden; oder, wenn man sie so nennen will, eine offene Corporation — als Gegensatz zu einer geschlossenen. Es bedurfte nicht einer förmlichen Aufnahme, um zu dieser Gesammtheit zu gehören; jeder Edelmann wurde von selbst, durch den Erwerb von Grundeigenthum in der Provinz, Mitglied derselben. Die Theilnahme an der örtlichen Regierung, die Rechte, die überhaupt dem Adel eingeräumt wurden, waren natürlich viel kärglicher bemessen, als in den Ostsee-Provinzen. An der Spitze des Adels stand nunmehr in jedem Gubernium ein Adels-Marschall, und in den Kreisen Kreis-Adelsmarschälle; aber der Adel durfte diese seine Führer nicht frei wählen, wie in Ehst- und Liefland; er war nur befugt für jede eröffnete Stelle dieser Art drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen die Regierung dann einen dazu ernannte. Eben so verhielt es sich auch in Beziehung auf alle anderen Aemter, die der Adel, der neuen Verfassung zufolge, je auf drei Jahre zu vergeben hatte, namentlich auf die Beisitzer der Kreis- und Gubernial-Gerichtshöfe, die er aus seiner Mitte zu erwählen hatte.

Wie wenig die Kaiserin einen Begriff von der Bedeutung eines anerkannten Rechts hatte, das bewies sie von neuem, indem sie diese Statthalterschafts-Verfassung nun auch, der Gleichförmigkeit zu Liebe, auf die Ostsee-Provinzen selbst anwendete, denen sie entnommen war, deren verbürgtes und anerkanntes Recht sie aber nur mit sehr wesentlichen Einschränkungen wieder gab. Daß sie dazu nicht befugt sei, wagte niemand ihr zu sagen. Sie hätte eine solche Bemerkung ohne Zweifel vollkommen

widersinnig gefunden und im höchsten Grade übel genommen, und Russen ihrer Umgebung hätten sich durch eine solche Bemerkung n geradezu empört gefühlt, denn daß der deutsche Adel dieser Provin Rechte haben sollte, die ihnen selber versagt blieben, das war ein Geda der sie verletzte.

Im eigentlichen Rußland wirkte diese Verfassung unverkennbar wo thätig, nur führte die Theilnahme des Adels an der Verwaltung n ohne Einschränkung die erwarteten Folgen herbei. Das hatte seinen Gr darin, daß dem Adel selbst der Sinn für eine solche Theilnahme am öff lichen Wesen fehlte, daß er überhaupt in anderen Vorstellungen lebte, die Ritterschaft der Ostsee-Provinzen. Dort, in Lief- und Ehstland, wa die „Landesposten", wie man sie zum Unterschied von den Anstellun im Dienst der Krone nannte, allgemein geachtet, und wer dazu erw wurde, sah in seiner Ernennung den Beweis eines ehrenden Vertrau seiner Standesgenossen. Der vornehme und reiche russische Adel dage wußte sich eine selbständige Bedeutung außerhalb des Hofkreises gar n zu denken. Viele der Herren, die zu diesem Kreise gehörten, wären g gern Mitglieder eines Reichsraths nach dem Vorbild des schwedischen wesen, um Macht und Reichthum des Landes unmittelbar zu eigener V fügung zu haben, alle suchten in Ermangelung solcher Rechte durch unmittelbare persönliche Gunst des Landesherrn empor zu kommen. D vom Hof, ohne weiteren Lohn oder Aussichten unscheinbare Pflichten üben —: das verschmähten sie natürlich. Dem nur allzu zahlrei kleinen, wenig bemittelten, zum Theil armen Landadel dagegen, der Herrendienst bei kärglichem Lohn und geringer Aussicht je zu den höhe Stellen zu gelangen, immer nur als eine schwere Last empfunden ha dem verhalf auch der Freibrief Peters III. nicht zu einem höheren S wußtsein. Er entnahm nichts daraus, als daß er einer lästigen V pflichtung enthoben sei, namentlich auch der, etwas zu lernen. D irgend etwas zu lernen, und wenn es auch nur der Mechanismus Militair-Dienstes war oder der einer Kanzlei, dazu zwang ihn seit Pe des Großen Zeit der kaiserliche Dienst. Er fiel zum Theil in die Unbildung zurück, versank in den alten, stupiden Müßiggang, ohne an Beschäftigung, als seine wenigen Leibeigenen auf das äußerste auszubeu war unzufrieden damit, daß ihm immer häufiger der eine oder der an von diesen wenigen als Rekrut genommen wurde, haßte die Fremden sc alle Neuerungen, die dieses Unheil der Rekrutirung herbeigeführt hat und fand Gesinnungsgenossen an den mißvergnügten Klosterbrüdern. Die strebsameren unter diesen Landedelleuten, die sich etwas zutrau suchten natürlich nach wie vor ihr Fortkommen im Dienst der Krone, Landesposten waren sehr gering geachtet, sie wurden von jedem irg angesehenen Mann gemieden, und diese Ehrenämter fielen in Folge de großentheils ziemlich verkommenen Subjecten vom kleinen Adel zu, die

dann keineswegs weniger käuflich oder unredlich erwiesen, als die schlechtesten kaiserlichen Beamten.

Den Provinzial-Adel durch die neue Organisation des Reichs zu heben, zu einer nützlichen und veredelnden Thätigkeit zu veranlassen, wie Sievers im Sinn hatte, das war nicht gelungen. Es wurden sogar neue Verordnungen nöthig, um ihn wieder zum Staatsdienst zu zwingen und der Verkommenheit zu entreißen, der er besonders in den entfernteren Provinzen ganz zu verfallen drohte. Zehn Jahre später (1785) verfügte Katherina in einem neuen, die Rechte des Adels feststellenden Document, daß niemand, der nicht im kaiserlichen Dienst wenigstens den Rang eines Ober-Offiziers erworben habe, bei den Wahlen, die der Adel vorzunehmen hatte, stimmberechtigt oder vollends wählbar sein sollte, und noch etwas später wurde eine Verordnung nöthig geachtet, der zufolge eine Familie, von der drei Generationen nacheinander dem Staatsdienst fremd geblieben waren, den Adel verlor.

Wie diese Reform der Verwaltung war Katherinas Regierung überhaupt nicht nur glänzend, sondern, trotz aller Mängel und Schattenseiten, wahrhaft wohlthätig für Rußland und mächtig fördernd, das kann nicht in Abrede gestellt werden. Und dennoch, trotz aller hier erwähnten glänzenden Erfolge nach außen und mancher weisen Maßregel im Innern, war und blieb sie in hohem Grade unbeliebt; jeder Anschlag gegen sie konnte leicht in den aristokratischen Aspirationen der Großen, in der Unzufriedenheit, deren Mittelpunkt die Klöster waren, in dem Alt-Russenthum, in der allgemeinen Verstimmung eine bereite Unterstützung finden und — wir müssen es wiederholen — sie wurde stets von neuem daran erinnert, daß sich selbst zu erhalten immerdar die eigentliche, unmittelbare Aufgabe der Selbstherrschaft blieb; daß sie persönlich insbesondere, von feindlichen Elementen umgeben, ihre Sorgfalt vorzugsweise darauf verwenden müsse, sich selbst auf dem Thron und im Besitz der Macht zu behaupten.

Einzelne Erscheinungen wie die, daß der Dichter Knäshnin in seinem jetzt verschollenen Trauerspiel „Wadim" dem Helden einige gewagte Alexandriner in den Mund legte, in denen die „Selbstherrschaft" als immerdar unheilvoll bezeichnet wird, als das, was Fürsten zu Tyrannen macht —: solche Einzelnheiten sind kaum der Erwähnung werth, obgleich der Dichter diese, im Uebrigen ziemlich lahme Declamation im Gefängniß büßte. Anderes aber kündigte sich als gefährlicher an. So die allgemeine Gährung, die sich selbst in Petersburg kundgab als (im Jahr 1771) der Großfürst Paul bedeutend erkrankte. Geflissentlich wurde der Verdacht verbreitet, er sei von seiner Mutter vergiftet, dann, als die Krankheit sich in die Länge zog, was nicht an Vergiftung glauben ließ, ging das Gerücht, er werde von der Kaiserin als Staatsgefangener in strenger Haft gehalten, und hin und wieder äußerten sich Stimmen, es sei Zeit „die Fremde" vom Thron

zu stoßen, um den rechtmäßigen und rechtgläubigen Kaiser Paul Petrowitsch darauf zu erheben. Offiziere und Soldaten der Garde klagten, daß sie keine Aufforderung erhielten, den Großfürsten zu befreien, obgleich sie bereit seien. *)

Kaum ein Jahr später wurde im Preobraschenskischen Garde-Regiment eine Verschwörung entdeckt, die einen Anschlag gegen das Leben der Kaiserin beabsichtigte. Vier Offiziere wurden mit Verbannung nach Sibirien bestraft.

Während dann, unmittelbar nachher, Rußland und seine Kaiserin den furchtbaren Aufstand Pugatschews zu bekämpfen hatten, entspann sich gegen Katherina insbesondere an ihrem eigenen Hof auch noch eine Intrigue, die ihr sehr gefährlich werden konnte, über die wir aber wohl nie vollständigen Aufschluß erhalten werden, — da die Kaiserin sich diesmal mehr noch als sonst aufgefordert fühlen mußte, ein ärgerliches Aufsehen zu meiden und Alles in der Stille zu unterdrücken oder beizulegen.

Der Großfürst Paul stand seiner Mutter scheu und eingeschüchtert gegenüber und obgleich jetzt mündig und vermählt, hätte er aus eigener Bewegung wohl schwerlich je daran gedacht, sich gegen die Kaiserin zu erheben und sein Recht zu fordern. Aber seine erste Gemahlin, die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt, in der griechischen Kirche und am russischen Hof die Großfürstin Natalia Alexejewna genannt, eine Fürstin von entschlossenem Charakter, scheint nicht frei von Ehrgeiz gewesen zu sein und berechnet zu haben, daß bei den wenig vorgerückten Jahren der Kaiserin die Aussicht auf den Thron für sie selbst und ihren Gemahl eine sehr entfernte sei. Sie beherrschte ihren Gemahl bald unbedingt und unter dem Einfluß solcher Stimmungen, wie damals in Rußland herrschend waren, findet ein Sinn wie der ihrige leicht Rathgeber und Gehülfen. Besonders schloß sich der Großfürstin der Graf Andrey Kirillowitsch Rasumowsky an — ein Sohn des Hetmans, und unzufrieden, weil man seinem Vater diese Würde genommen hatte. Fremde Diplomaten erlauben sich ihn als den Verehrer der Großfürstin zu bezeichnen. **) Ein anderer, vielleicht gefährlicherer Rathgeber war ein Herr v. Saldern, ein holsteinischer Anhänger des Hauses Holstein-Gotorp, der viel vom Abenteurer an sich hatte. Er war eine Zeit lang in russischen Diensten Katherinas Gesandter in Polen gewesen. Dem Dekabristen Von-Wisin zufolge, der sich dabei aber nur auf die Familien-Ueberlieferung beruft, wären auch die beiden Panins, der Kanzler und der Feldmarschall, Nikita und Peter Iwanowitsch im Einverständniß gewesen und vor allen die Fürstin Daschkow. Es wäre auch diesmal wieder, wie früher, darauf abgesehen gewesen, ein oligarchisches Regiment nach schwedischem Vorbild

*) Raumers Beiträge IV. 402.
**) Ebendaselbst V. 371, 383.

inzurichten — und der Großfürst Paul hätte sogar schriftlich seine Einwilligung dazu gegeben.

Nicht weiter erwiesen ist das Alles natürlich sehr unsicher und zum Theil sogar unwahrscheinlich. Es ist namentlich kaum zu glauben, daß der vorsichtige Nikita Panin sich zu der Zeit sehr tief in solche Dinge eingelassen haben sollte, wenn er auch darum gewußt haben könnte. Doch läßt sich auch in keiner Weise feststellen, wer eigentlich dem großfürstlichen Paar verbündet war, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß Leute von Bedeutung darunter waren. Ein vertrauter Secretair des Kanzlers, Namens Bakunin, der selbst zum Bunde gehörte, fand es seinem Vortheil entsprechend, die Kaiserin durch Gregor Orlow von Allem in Kenntniß setzen zu lassen.

Katherina beschied ihren Sohn vor sich (Februar 1774) und wußte ihn in ihrem Zorn moralisch in solcher Weise zu vernichten, daß er sich in zitternder Demuth unterwarf — gestand — um Verzeihung bat — und die Liste seiner Vertrauten auslieferte. Die Kaiserin warf sie in das Feuer ohne sie anzusehen; sie wollte, ihren Grundsätzen getreu, auch diesmal nicht offiziell wissen, was ihr ohnehin durch Bakunin bekannt war; nicht gezwungen sein gefährliche Verfolgungen einzuleiten.*)

Saldern hielt es gerathen, von der politischen Schaubühne zu verschwinden und sich mit seinen übel erworbenen Reichthümern nach Holstein zurückzuziehen. Die Großfürstin Natalie aber entsagte ihren Plänen nicht, so sehr auch ihr Gemahl für den Augenblick erschreckt und gebrochen sein mochte. In ihren Papieren sollen sich nach ihrem Tode die Beweise gefunden haben.

So unheimlich waren die Verhältnisse am Hof in der Schwebe als Katherina (Ende 1774) beschloß, sich nach Moskau zu begeben, um von dort aus die Statthalterschafts-Verfassung zu veröffentlichen, um dort mit überschwenglicher Pracht den mit der Pforte geschlossenen Frieden zu feiern. Ihr treuer Sievers, der wohl wußte, welche Stimmung in der alten Hauptstadt herrschte, widerrieth die Reise. Die Kaiserin unternahm sie dennoch und mußte dann erleben, daß der zahlreiche kleine Adel und überhaupt die Bevölkerung Moskaus sie mit einer Gleichgültigkeit empfing, die Abneigung voraussetzte und zu gleicher Zeit ihrem Sohn, wo er sich sehen ließ, in der geräuschvollsten Weise huldigte, obgleich hellsehende Männer schon damals Pauls geistige Aehnlichkeit mit seinem unglücklichen Vater gewahr wurden und von seiner haltungslosen Zerfahrenheit eine böse Zukunft erwarteten.

Das Mittel, zu dem Katherina griff, um die Gefahren zu beschwören, die von dieser Seite drohen konnten, entsprach dem Geist der Zeit und ihrer Regierung. Sie suchte ihren Sohn dem Einfluß seiner Gemahlin

*) Raumers Beiträge V. 34. — Von-Wisin 50—52.

zu entziehen, indem sie ihm unter der Hand Verdacht in Beziehung auf die eheliche Treue der Großfürstin einflößen ließ und seine Eifersucht rege machte. Die Großfürstin starb bald darauf (1775) unmittelbar nach der Geburt eines todten Kindes und böser Wille hat auch ihren Tod der Kaiserin Katherina zur Last legen wollen. Gewiß ohne Grund. Es scheint ausgemacht, daß ein Fehler im Wuchs der Großfürstin Ursache ihres Todes war.

Der Großfürst Paul erholte sich zwar im Lauf der Zeit wieder insoweit von seinem anfänglichen Schrecken, daß er seinen Unmuth öfter in zürnenden Worten laut werden ließ, aber er erhob sich doch niemals wieder zu bestimmten Plänen gegen seine Mutter, und seine zweite Gemahlin, die Prinzessin Marie von Württemberg, weit entfernt, sich gleich der ersten auf gefährliche Pläne des Ehrgeizes einzulassen, suchte und wußte ihn zu mäßigen.

Dennoch aber wurden die Erinnerung an diese Umtriebe, der Argwohn, mit dem die Kaiserin Katherina fort und fort ihren Sohn betrachtete, die Furcht, die ihr nicht sowohl seine Persönlichkeit als sein Recht einflößte, die Grundlage der schrankenlosen Macht, die ein neuer Günstling, der nachherige Fürst Potemkin über sie und über Rußland übte, bis an sein Ende.

Achtes Capitel.

Katherinas Regierung unter Potemkins Einfluß; — großartige Pläne Conſtantinopel zu erobern und ein griechiſches Reich herzuſtellen.
Aufhebung der Koſacken-Verfaſſung; — Einführung der Leibeigenſchaft in Klein-Rußland.
Katherinas Bündniß mit Joſeph II.; — ihr Triumphzug nach Kiow und Cherſon; — Unterwerfung der Krimm; — Rußlands Krieg mit der Türkei und Schweden; — Friedensſchlüſſe zu Werelä und zu Jaſſy.

Die zweite Hälfte der Regierung Katherinas ſollte unter dem Einfluß neuer Günſtlinge und anderer Vertrauten, wenn ſie auch in dem äußeren Gang der Begebenheiten den Anſchein einer gewiſſen Aehnlichkeit mit der erſten Hälfte bewahrte, doch in Beziehung auf die beſtimmenden Motive der Handlungen einen weſentlich anderen Charakter annehmen. Als Katherina die Regierung antrat, hatte ſie eine Politik friedlichen Glanzes im Sinn, zu der auch Panin rieth; auch der Herrſchaft in Polen hätte ſie ſich gern in friedlicher Weiſe bemächtigt. Nur die Gewalt der Umſtände zog ſie in unerwünſchte Kriege hinein.

Jetzt nahm ihr Ehrgeiz eine andere Wendung; wir ſehen ſie auf gewaltſame Eroberungen bedacht in das Maßloſe gehen, die Initiative ergreifen und abſichtlich von Weitem her neue Kriege herbeiführen. Und, wie das unter einer weiblichen Regierung öfter vorgekommen iſt, war dieſe Wandelung auch diesmal durch die intimeſten perſönlichen Verhältniſſe bedingt.

Es wäre hier nicht am Ort, die Armſeligkeiten aller Hofintriguen im Einzelnen zu erzählen. Nur im Allgemeinen dürfen wir daran erinnern, daß Katherina, der brutalen Tyrannei Gregor Orlows müde, das Joch abzuſchütteln ſuchte, und ſich doch nur mit Mühe davon befreite. Sie ſendete ihn zur Zeit der Peſt ſehr gegen ſeinen Willen nach Moskau und ſeine zahlreichen Feinde verbargen kaum die Hoffnung, daß er nicht wiederkehren werde. Die Kaiſerin ſuchte ihn fern zu halten, als er zurück kam, er aber ſuchte das Feld zu behaupten und wollte nicht weichen, obgleich er ſich in ihrer perſönlichen Gunſt durch einen unbedeutenden jungen Gardeoffizier Namens Waſſiltſchikow abgelöſt ſah.

Da ſich Katherina der Nullität dieſes jungen Mannes nach einiger

Zeit schämte, wußte der vielbesprochene General Gregor Alexandrowitsch Potemkin der Kaiserin schon seit den Tagen ihrer Kämpfe mit ihrem Gemahl bekannt, den günstigen Augenblick wahrzunehmen und sich in fast gewaltsamer Weise in die lang ersehnte Stellung ihres erklärten und anerkannten Günstlings vorzudrängen. Auch ihm suchten die Orlows die Herrschaft über die Kaiserin und über Rußland noch eine Zeit lang streitig zu machen, aber sie mußten endlich weichen und zogen sich nach der alten Hauptstadt des Reichs zurück, die immer noch die National-Hauptstadt, die Hauptstadt des Alt-Russenthums geblieben war und der Zufluchtsort aller derer, die Gründe hatten den Hof zu meiden.

Vieles tritt in diesem Treiben charakteristisch für Zeit und Ort hervor. Als Gregor Orlow die gefährliche Reise nach Moskau antreten mußte, hofften, wie gesagt, sehr Viele, er werde nicht wiederkehren, und als man ihn gesund und wohlbehalten wiedersah und befürchten mußte, daß er die verlorene Stellung in der Gunst der Kaiserin wieder gewinnen könne, wußte mancher gewiegte Mann seine Verstimmung nicht zu verbergen. Der ausgezeichnete deutsche Arzt Namens Tode, dem die in Moskau gegen die Pest zweckmäßig getroffenen Anstalten eigentlich zuzuschreiben waren, blieb nicht nur unbelohnt, sondern konnte lange Zeit nicht einmal Schadenersatz für seine verlorene Garderobe erhalten und als er am Ende seine Verwunderung darüber aussprach, soll ihm einer der Senatoren durch die trockene Bemerkung: „Ja! warum haben Sie den Grafen lebend zurückgebracht!" das Räthsel gelöst haben. — Dann, als Gregor Orlow sich in Moskau vermählt hatte, war im Senat ganz ernsthaft die Rede davon, daß man die Ehe als eine frevelhafte trennen und beide, den gefallenen Günstling und seine Frau, in Strafklöster sperren müsse, weil sie in verbotenem Grade miteinander verwandt seien. Die Kaiserin, die ihrem ehemaligen Freund wie zum Trost und Abschied den Fürstentitel verliehen hatte, war empört über diesen Beschluß und hieß ihn aufheben. Trotz dieses Schutzes aber, der ihm zu Theil wurde, endete Gregor Orlow einige Jahre später (1783) sehr unglücklich. Er starb im Wahnsinn, eines, wie die Ueberlieferung will, nicht natürlichen Todes. Auch eine der räthselhaften Begebenheiten, die nie vollständig aufgeklärt worden sind.

Ueber Potemkin aber, den Fürsten der Finsterniß, wie er später auf seinen Namen anspielend genannt wurde, lebte die sonst so scharf sehende Kaiserin Katherina in der seltsamsten Täuschung. Er war der Sohn eines unbedeutenden smolenskischen, als Major verabschiedeten Edelmanns und trug einen Namen, den die Geschichte Rußlands bis dahin nicht genannt hatte; ein Mann von sehr zweifelhaften Fähigkeiten, sehr unwissend und in der That durch nichts ausgezeichnet als durch eine maßlose und vollkommen gewissenlose Selbstsucht; durch ein unermeßliches Verlangen nach rohem, verschwenderischem Lebensgenuß und die ruchlose Energie, mit der er die Zwecke seiner Selbstsucht verfolgte. Zu dem Lebensgenuß ge-

hörte aber für ihn vor allem die Befugniß, eine schrankenlose Willkürherrschaft zu üben, und diejenigen, die ihm huldigten, mit Füßen treten zu können, so gut wie diejenigen, die sich widersetzen wollten.

Die Kaiserin aber, die in weiblicher Weise und in dem Bewußtsein ihrer unberechtigten Stellung das Bedürfniß eines energischen Schutzes empfand, sah in dem Mann, dessen fast riesenhafter Gliederbau ein titanisches Wesen anzukündigen schien, wirklich etwas ganz Außerordentliches und glaubte ihn selbst den größten Aufgaben gewachsen. So behauptete sich Potemkin im Besitz der Herrschaft, selbst als er sich unter dem Vorwand andauernder Kränklichkeit ihrer intimesten Gunst wieder entzogen und allerhand hübsche, unbedeutende junge Leute vorgeschoben hatte, die, Einer nach dem Anderen, mit Reichthümern überschüttet wurden.

Potemkin wußte das Mißtrauen, mit dem die Kaiserin ihren Sohn betrachtete, zu steigern und beständig wach zu erhalten. Er ließ sie glauben, daß sie beständig von Gefahren umgeben sei; daß nur Er sie schützen könne, besonders aber, daß nur Er allein sie auch unter allen Bedingungen werde schützen wollen. — Auf der anderen Seite schmeichelte er ihrer Eitelkeit mehr noch als ihrem Ehrgeiz durch Pläne von abenteuerlicher Großartigkeit, durch phantastische Bilder von Ruhm und Größe, die er ihr vorspiegelte. So zeigte er der Kaiserin die Eroberung von Constantinopel, die Vertreibung der Türken aus Europa, die Gründung eines griechischen Reichs am Bosporus, nicht etwa als Triumphe, die in Zukunft einmal zu hoffen seien, sondern als Dinge, die unmittelbar schon in den nächsten Jahren erreicht werden könnten und sollten.

Der Gedanke im Allgemeinen war nicht eigentlich Potemkins Eigenthum. Schon der Feldmarschall Münnich hatte die Kaiserin Katherina auf Constantinopel als das nothwendige Ziel russischen Strebens verwiesen. Doch hatte damals, was so fern lag in der Zeit wie im Raum, nur geringes Interesse erregt. Jetzt schien Alles in die unmittelbarste Nähe gerückt; die Kaiserin selbst sollte noch bei ihrem Leben die Krone des neuen griechischen Reichs tragen; da ergriff sie den Gedanken mit Feuereifer. Selbst dadurch, daß kein besonnener Staatsmann auf diese Ideen und Pläne eingehen wollte, wuchs Potemkin in ihren Augen; seine Zuversicht hob ihn weit über die alltägliche Mittelmäßigkeit der Anderen.

Der älteste Enkel der Kaiserin erhielt den Namen Alexander, der zweite den nicht minder bedeutsamen Constantin. Dieser sollte dereinst die griechische Krone von seiner Großmutter erben. Man ließ es sich, in einer Weise, die an Uebertreibung grenzte, angelegen sein Vorbedeutungen zu machen oder aller Welt die großartigen Pläne anzukündigen, mit denen man sich trug. Der junge Prinz wurde nicht nach russisch-griechischem Ritus getauft, sondern nach dem etwas abweichenden orientalisch-griechischen, wie er in den Kirchen seines künftigen Reichs üblich war; man dachte daran, eine Griechin als Amme für ihn herbeizuschaffen und da das nicht

gelingen wollte, wählte man wenigstens eine Amme, die Helene hieß. S
Griechen wurden seine Spielgefährten und er lernte das Neugrie
gewissermaßen als Muttersprache.

Katherinas Gefühl der Unsicherheit, der Schutz, den Potemki
sprach und die weiten Aussichten, die er ihrem Ehrgeiz eröffnete —: 1
beruhte der Zauber, den er übte. Eines aber ist dabei wohl geeigne
in Verwunderung zu setzen, nämlich, daß weder die Kaiserin noch Po
zu ermessen wußten, wie wenig die wirkliche Macht, über die das da
Rußland verfügen konnte, ausreichte, so riesenhaften Plänen gegenüb
Daß Potemkin das nicht zu beurtheilen wußte, läßt sich allenfalls erk
denn er war ein unwissender Mann, dem alle Elemente einer politi
Berechnung fehlten und nichts weniger als ein Denker. Aber wie h
Katherina sich darüber täuschen, die ernstere Studien gemacht und z
Zeit bereits eine vielfache Erfahrung erworben hatte! Wie konnte e
entgehen, daß namentlich die verhältnißmäßig sehr schwachen Finan
des Reichs am wenigsten reichen würden, besonders da noch dazu
nichts weniger als gut Haus gehalten wurde!

Man verließ sich leichtsinnig auf den Zauber der Banknoten
und dadurch ist in Rußland wie in manchem anderen Lande unsä
Unheil angerichtet worden.

Dies Unheil stand aber nicht allein; ja es ist überhaupt nic
eine selbständige Erscheinung zu betrachten, sondern als Eine aus
ganzen Reihe nothwendiger Folgen des verfrühten Strebens, für Ru
eine Weltrolle von solcher Tragweite und Bedeutung in Anspruch zu
men, ehe seine Macht im Innern gehörig entwickelt oder zu eine
sprechenden Reife gediehen war. Der Umstand, daß die Kräfte des
fortan fast ausschließlich darauf verwendet werden mußten, die ausw
Politik zu unterstützen, daß für Entwickelung der Intelligenz und Ind
wenn überhaupt irgend etwas, doch nur wenig, so zu sagen nebens
geschehen konnte, daß an die nothwendigsten Reformen gar nicht g
werden konnte —: das Alles hat dem russischen Reich nicht einen so
baren, greifbaren Schaden gethan, als die Ueberschwemmung mit
unfundirten, zum Voraus der Entwerthung verfallenen Papiergeld
Sache nach aber einen gewiß nicht geringeren, vielleicht größeren. S
Rußland auf die um sich greifende Politik Potemkins einging, bega
seine Zukunft gleichsam zum Voraus auszugeben und zwar nach
Maßstab, der zu dem wirklichen Gewinn, der erreicht werden konnte
schließlich erreicht wurde, in gar keinem Verhältniß stand. Die
aber, die daraus hervorgingen, haben fortgewirkt bis auf die neueste
herab. Da in solcher Weise immer von neuem die Keime einer künf
Macht aufgeopfert wurden, um eine gegenwärtige hervorzuzaubern, die
die wirklich vorhandenen Mittel hinausging, wurde der wirkliche Forts
des Reichs gelähmt und aufgehalten, und selbst die gegenwärtige M

in deren Bewußtsein man sich gefiel, blieb zum Theil Schein, dem das Wesen nicht durchaus entsprach. Als später für Rußland die Nothwendigkeit eintrat, an den gewaltigen Kämpfen um das Geschick Gesammt-Europas Antheil zu nehmen, war dann seine Macht nicht gesammelt, gereift und auf den entscheidenden Augenblick aufgespart — wie beispielsweise die Macht Preußens durch Friedrich Wilhelm I. —; seine Zukunft war vielmehr bereits durch eine sehr bedeutende Last beschwert und vielfach verpflichtet, die innere Entwickelung war zurückgeblieben, die Finanz-Zustände waren erschüttert. Es wurden immer neue fieberhafte Anstrengungen nothwendig, die stets weit über das Maß dessen hinaus gingen, was die Gegenwart wirklich vermochte, stets von neuem die innere Entwickelung hemmten und die Zukunft weiter und weiter hinaus verpflichteten und verbrauchten.

Daß die Schülerin Montesquieus und Beccarias ihre früheren, schüchternen Versuche, die Fesseln der Leibeigenschaft in Rußland zu lösen oder zu erleichtern, unter dem Einfluß eines Mannes wie Potemkin nicht erneuerte, versteht sich von selbst. Dergleichen lag jetzt weit hinter ihr, der Beachtung nicht werth; ihr Geist war auf Anderes und scheinbar Größeres gerichtet.

So wurde denn das Schicksal Klein-Rußlands in dieser zweiten Periode der Regierung Katherinas sogar in einem gerade entgegengesetzten Sinn entschieden.

Daß die Ukraine auch unter der Kaiserin Elisabeth eigentlich nur durch eine Personal-Union mit dem alten moskowitischen Reich in Verbindung stand und seine selbständige kriegerische Verfassung behalten hatte, obgleich die Stelle eines Hetmans, nachdem Apostol gestorben war, unbesetzt blieb und die Angelegenheiten Klein-Rußlands nicht mehr dem Collegium der auswärtigen Angelegenheiten, sondern dem Senat überwiesen waren, dessen ist bereits gedacht worden. Zur Zeit, als Alexey Grig. Rasumowsky auf der Höhe der Gunst stand, bewarben sich die kleinrussischen Kosacken stets von neuem um die Erlaubniß, dem alten Brauch gemäß und wie ihre Verfassung bestimmte, wieder aus ihrer Mitte einen Hetman wählen zu dürfen. Das konnte vielerlei Bedenken haben, doch, Dank der Fürsprache Rasumowskys, wurde die Bitte endlich gewährt. Durch kaiserliche Gnade wurden im Herbst (16. Oct.) 1749 die Angelegenheiten der Ukraine wieder aus dem Senat an das Collegium der auswärtigen Angelegenheiten verwiesen, das alte Verhältniß also ganz wieder hergestellt und zugleich gestattete Elisabeth den Kosacken ihren Hetman ganz frei unter den Ihrigen zu wählen. Die vollkommenste Freiheit der Wahl wurde gewährt, zugleich aber den Kosacken in allerdeutlichster Weise begreiflich gemacht, daß ihre Wahl unmöglich auf jemand anders, als auf den jün-

geren Rasumowsky, Kirilla Grigoriewitsch fallen könne. Der wurd
auch unter dem Jubel der Kosacken einstimmig und feierlich mit d
verehrten Hetmanswürde bekleidet, so wenig seine Hand geeign
mochte, den Streitkolben zu führen.

Ganz ungetrübt jedoch dauerte die Freude der Kosacken nur so
als die Rasumowskys keine mächtigen Nebenbuhler am Hof hatten
die Schuwalows mehr und mehr emporkamen, wurde die Kaiserin
1756) durch den in so manche schlechte Händel verwickelten Teplow
aufmerksam gemacht, wie viele Vortheile dem russischen Reich dur
Sonderstellung der Ukraine entgingen — und wie schon früher
wurde auch jetzt wieder eine mögliche Gleichstellung des Kosackenlan
dem alten moskowitischen Reich zunächst dadurch eingeleitet, daß es
unter die Autorität des Senats gestellt wurde.

Unter Katherinas Regierung nahmen die Dinge dann sehr b
entschiednere Wendung. Im Anfang zwar stand der Hetman i
Gunst am Hof der neuen Kaiserin, zu deren Erhöhung er nich
beigetragen hatte, aber er baute zu sehr auf ihre Gunst, schlug se
dienst zu hoch an und verlangte dafür einen unmöglichen Lohn: die
Fürstenwürde in der Ukraine unter russischer Oberhoheit. Dadu
anlaßte er eine Veränderung der Verfassung des Landes, die de
rung genehm, den Kosacken aber sehr unerwünscht war.

Bald nach dem Regierungs-Antritt Katherinas (1764) reiste
Kirilla Rasumowsky in die Ukraine, um dort seines Amtes zu
und sofort ging — ohne Zweifel durch ihn selbst veranlaßt —
Versammlung der Obersten und Aeltesten die Rede, die Hetma
müsse im Geschlecht der Rasumowskys erblich gemacht werden; e
sogar im Namen der gesammten Ukraine eine Bittschrift an die
entworfen, in der diese Neuerung erbeten wurde; man berief sic
als Beispiel, auf Jurij Chmelnitzky, der seinem Heldenvater Bo
der Hetmanswürde gefolgt war, ohne zu bedenken, daß dies einz
spiel, das sich anführen ließ, auf die Gegenwart nicht recht passe
da Kirilla Rasumowsky die Gelegenheit, sich als Held zu bewähre
gefunden noch selbst gesucht hatte. Aber viele der höheren Offizi
gerten sich die Bittschrift zu unterschreiben, es kam darüber zu
vollen Händeln und Streit in der Versammlung selbst, und v
sandte Rasumowsky Agenten im Lande umher, um Unterschriften
meln; die herrschende Unordnung griff immer weiter um sich.

In kaum begreiflicher Zuversicht that Rasumowsky endlich d
kommen taktlosen Schritt, die Kaiserin selbst, in eigenem Namen,
erbliche Hetmanswürde zu bitten. Katherinas einfache Antwort
darin, daß Rasumowsky aus der Ukraine abgerufen wurde an d
er scheint aber in eigenthümlicher Verblendung nicht sofort begr
haben was das bedeuten wolle, denn er zeigte sich sehr überrasch

ann am Hof sehr ungnädig empfangen und im Namen der Kaiserin ogar ausdrücklich aufgefordert wurde, um seine Entlassung als Hetman inzukommen. Trotz alles Widerstrebens mußte er das auch thun und ich mit den neuen Reichthümern, durch die er dafür belohnt wurde, für den Verlust jeder wirklichen Bedeutung in Staat und Leben trösten. Die Hetmanswürde aber blieb unbesetzt und mit der Selbständigkeit der Ukraine und ihrer eigenthümlichen Verfassung ging es unwiderbringlich asch zu Ende.

Die Kaiserin bedeutete ihren vertrauten Staats-Secretair Alsuwiew, der Unordnung in Kleinrußland müsse ein Ende gemacht, für den Gubernator des Landes eine geheime Instruction entworfen werden; es sei nothwendig, die Militär- und Civilgewalt — „souverainement confondus dans cette province" — zu trennen; und auch dem üblen Umstand, daß Kleinrußland den Finanzen des Gesammtreichs keinen Gewinn ringe, vielmehr noch eines Zuschusses aus Großrußland bedürfe, müsse bgeholfen werden.*)

Daß sie durch das Recht beschränkt oder gebunden sein könnte, daß e auf die bestehende Verfassung der Kosacken, auf die Bedingungen, unter enen sie sich dem russischen Reich angeschlossen hatten, Rücksicht zu ehmen habe, daran dachte Katherina nicht im Entferntesten. Sie fühlte ich der Ukraine wie den baltischen Provinzen gegenüber vollkommen ungebunden.

In die beiden Gubernien Kiow und Kleinrußland getheilt, wurde die Ukraine so ziemlich allen anderen Provinzen des Reichs gleichgestellt. Die Eintheilung in Regimenter, die ganze herkömmliche kriegerische Verfassung es Landes blieb nur in Beziehung auf Wehrhaftigkeit und Krieg bestehen; ie ganze Civilverwaltung ging auf kaiserliche Behörden über. So verren die Kosacken ihre politischen und behielten nur ihre persönlichen, ürgerlichen Rechte; sie waren fortan nicht mehr, wie bis dahin, ein beonderes Volk im russischen Staatsverband, sie bildeten nur noch einen esonderen Stand in zwei Provinzen.

Und selbst die persönlichen, bürgerlichen Rechte blieben weder den igentlichen Kosacken noch den freien, nicht zur Kriegergemeine gehörigen Bauern, die unter ihnen lebten, ganz ungeschmälert. Katherina belehrte en Staats-Secretair Alsuwiew, man müsse ermitteln, welche Rechte den Kosacken wirklich gebührten, welche andere sie sich blos angemaßt hätten. Damit war hinreichend angedeutet, daß alles herkömmliche Gewohnheitsecht, das nicht ausdrücklich verbrieft war, aufgehoben werden solle, und s bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in einem Gemeinwesen, wie as der Kosacken war, das ungeschriebene Gewohnheitsrecht und Herkommen erade die wichtigsten Beziehungen umfassen mußte. Schriftlich geordnet

*) Barteniew, das achtzehnte Jahrhundert, II. 467—470.

war überhaupt nur das Verhältniß zu dem russischen Reich, das eigentlich ein internationales genannt werden mußte — das aber als verjährt angesehen werden sollte. Das ganze innere Leben des kleinrussischen Volks war fast ausschließlich durch Gewohnheitsrecht geregelt, und sobald dies als bloßer Mißbrauch nicht mehr geachtet werden sollte, war das Feld in weiter Ausdehnung frei für alle Anordnungen, die zweckmäßig geachtet werden mochten. — Auch meinte die Kaiserin schon damals, daß dem „Umherschweifen" — das heißt der Freizügigkeit — der Bauern in der Ukraine gesteuert werden müsse.

Die bis dahin einflußreichsten Familien Kleinrußlands suchte man dadurch über die Vergangenheit zu beruhigen und für die Zukunft zu gewinnen, daß sie aus ihrem Nationalleben, aus ihrer heimatlichen Bedeutung heraus an den Hof berufen wurden; daß ihnen die Kaiserin hier die glänzendste Laufbahn eröffnete. Am Hof begegnen wir fortan den Kosackennamen Sakrewsky, Gudowitsch, Besborodko, Kotschubey ꝛc. in erster Reihe.

Später fand dann die Kaiserin Katherina noch ein anderes Mittel, diese Herren und überhaupt alle größeren Grundbesitzer in der Ukraine mit der Gegenwart zu versöhnen. Sie verfügte (1783), gerade wie Boris Godùnow in Großrußland gethan hatte, daß alle Bauern in Kleinrußland, dort, wo sie sich in dem Augenblick gerade befanden, für immer an den Boden gebunden, dem Grundherrn, dessen Land sie eben bauten, für immer unterthan und botmäßig sein sollten. — Manchen der Herren, die man begünstigen wollte, wurde die Gelegenheit geboten die Umstände noch ganz besonders zu benützen. Sie waren zum Voraus benachrichtigt von dem, was bevorstand — suchten, durch günstige Bedingungen, die sie stellten, so viele der bis dahin freien Bauern auf ihren Grund und Boden zu locken als möglich — und behielten diese Leute dann als Leibeigene. — Es waren fast anderthalb Millionen freie Menschen, die durch diese Verfügungen der philosophischen Kaiserin mit allen ihren Nachkommen der Leibeigenschaft verfielen.

Die Umgestaltung der kleinrussischen Verhältnisse war damit vollendet.

Die zwölf ersten Jahre der Herrschaft Potemkins waren vorzugsweise den Vorbereitungen zu dem Türkenkrieg gewidmet, der mit der Eroberung von Constantinopel und der Gründung des griechischen Reichs enden sollte.

So sehr sich auch Katherina in Potemkins phantastischen Plänen gefallen mochte, war sie doch besonnen und erfahren genug sich zu sagen, daß Rußland alleinstehend sie nicht durchzuführen vermochte, besonders auch, weil es in solchem Unterfangen, wenn es auf sich selbst allein angewiesen blieb, gewiß außer der Türkei auch die eine oder die andere der europäischen Großmächte, vielleicht zwei und mehr gegen sich haben würde.

s kam also zunächst darauf an, ein zweckmäßiges System von Bünd-
ssen zu bilden. Daß Preußen nicht geneigt war die Last eines unberechen-
ren europäischen Kriegs auf sich zu nehmen, um russische Eroberungen
n der Donau oder vollends im Mittelländischen Meer möglich zu machen,
as wußte man in Petersburg aus Erfahrung; und ebenso hatte man
ort erfahren, mit welchem Erfolg Oesterreich Rußlands kriegerische Unter-
ehmungen an der unteren Donau zu hemmen vermochte.

Durch solche Erfahrungen wurde man natürlich genug darauf geführt,
as bisherige Bündniß mit Preußen fallen zu lassen, um sich mit Oester-
eich über gemeinschaftliche Eroberungen auf der Balkan-Halbinsel zu ver-
ändigen.

Das war unter den obwaltenden Umständen, besonders nachdem
Maria Theresia die Augen geschlossen hatte, weder unmöglich noch selbst
chwierig. Ihr Nachfolger, Joseph II., hatte, bei vielen schönen Eigen-
chaften, etwas seltsam Unstätes in seinem Wesen und wurde in seiner
uswärtigen Politik fast ausschließlich durch ein regelloses Streben nach
ergrößerung seiner Staaten bestimmt. Seine Pläne gingen wechselnd
ach allen Seiten hin, wie und wo sich eine Gelegenheit zu bieten schien.
Der Lieblingsgedanke, der immer wiederkehrte, war freilich Bayern in
iner oder anderer Weise zu gewinnen und mit Oesterreichs „Erbstaaten"
u vereinigen. Gerade diesen Plan aber hatte Preußen eben (1778)
urchkreuzt, und erbittert wie er war, suchte Kaiser Joseph eine nähere
Verbindung mit Rußland, in der Hoffnung, mit Rußlands Hülfe Preußen
demüthigen zu können. Er beauftragte seinen Gesandten in Petersburg,
en Grafen Cobenzl, „weder Geld noch Mühe zu sparen", um Rußland
on Preußen zu trennen und die alte Freundschaft zwischen den beiden
aiserhöfen herzustellen.

Der russische Hof kam ihm sehr gern entgegen; Katherina reiste unter
em Vorwand, die neu erworbenen Provinzen zu besuchen, nach Mohilew;
n Folge einer Einladung traf der Kaiser Joseph dort mit ihr zusammen,
nd folgte ihr sogar — nachdem er Moskau besucht hatte — an den
itz ihrer Herrschaft, nach Petersburg.

Hier aber war dann, unter überschwenglichen Freundschafts-Bezeigun-
en, unter Festlichkeiten, in denen der russische Hof einen Glanz und eine
racht entfaltete, die er eigentlich nicht bestreiten konnte, von ganz anderen
ingen die Rede, als von einer Demüthigung Preußens; von Dingen,
e mit der früheren Politik Kaiser Josephs in geradem Widerspruch standen,
uf die sein beweglicher Geist aber sofort einging. Wenige Jahre vorher
1777) hatte Oesterreich das bestehende Bündniß mit Frankreich in der
eise zu erweitern gesucht, daß beide Mächte sich verpflichtet hätten, die
ürkei zu schützen und den Fortschritten Rußlands im Südosten Europas
chranken zu setzen —; dann, als Katherina (1779) den Frieden zu
eschen zwischen Oesterreich und Preußen vermittelte, in dem Oesterreich

seine Anschläge auf Bayern für den Augenblick fallen ließ, suchte Kaiser Joseph sie dadurch in sein Interesse zu ziehen, daß er sich erbot, alle Besitzungen Rußlands und alle seine Verträge mit der Pforte zu verbürgen und für den Fall, daß diese Verträge von Seiten der Türkei gebrochen würden, dieser Macht den Krieg zu erklären —: jetzt endlich ergriff er mit Freuden die Aussicht, gemeinschaftlich mit Rußland Eroberungen auf Kosten der Pforte zu machen.

Er und die Kaiserin ergingen sich in Plänen, die auch wieder in das Phantastische ausschweiften. Im Einzelnen ist nicht bekannt geworden, was zwischen ihnen besprochen wurde; wir wissen nur — und zwar durch Kaiser Joseph selbst — daß Katherina nicht nur den Eintausch der bayerischen Lande gegen Belgien, den der Kaiser jetzt im Sinn hatte, zu begünstigen versprach, sondern sehr viel mehr, nichts Geringeres als die Wiederherstellung des alten Zustandes der europäischen Welt, eines östlichen und eines westlichen Kaiserreichs, in Aussicht stellte. Wenn man ihr gestatte, sich Constantinopels zu bemächtigen, könne und solle Kaiser Joseph Rom und ganz Italien, und damit eine gebietende Stellung in Beziehung auf den gesammten Westen Europas in Besitz nehmen.*)

Doch hatte sich der Kaiser Joseph, wißbegierig, unterrichtet und mit dem Talent der Beobachtung begabt, über die wirklichen Zustände Rußlands nicht täuschen lassen; er hatte ganz gut gesehen, wie es um die Macht dieses Reichs stand, was sie vermochte und was nicht. Er hatte sich namentlich überzeugt, daß die vernachlässigte russische Armee in einer nichts weniger als glänzenden Verfassung war. — „Die gränzenlose Verschwendung des Hofs machte jede Ordnung in den Finanzen unmöglich; bei schimmernder Pracht fehlte in den Cassen oft das Geld zu den dringendsten Bedürfnissen.... Die ungeheuere moralische Verderbtheit derer, welchen die meiste Gewalt vertraut war, ließ keine wahre Fürsorge für das Wohl der Unterthanen zu. An redlichen Eifer und Gewissenhaftigkeit bei Verwaltung der Geschäfte, an gute Rechtspflege, an Förderung von Fleiß und Wohlstand war nicht zu denken; jeder suchte nur durch Unterdrückung derer, die unter ihm waren, die Mittel zu erwerben, um die sich geneigt zu machen, die über ihm standen. Die Unzufriedenheit war deshalb auch allgemein, und die Kaiserin, so sehr sie es zu verbergen suchte, zitterte vor deren Ausbruch. Sie fürchtete ihre nächsten Umgebungen, sie fürchtete sogar ihren eigenen Sohn.... Noch mehr, sie fürchtete selbst den, von welchem allein sie Schutz gegen aller Anderen Unternehmungen hoffte."**)

So lautete, was hellsehende auswärtige Staatsmänner jener Tage

*) Dohm I. 415.
**) Derselbe I. 420.

on Rußland wußten, so fand auch Kaiser Joseph den Zustand dieses eichs.

Und dennoch konnte nicht allein dieser Kaiser, der die Lage so beurtheilte, sondern — wenn auch vorsichtiger und mit bestimmteren Einschränkungen — auch ein besonnener Staatsmann, wie der Kanzler Fürst Kaunitz, den gewiß das Phantastische nicht blendete, im Bunde mit Rußland auf so weitschichtige Pläne eingehen? — Möglicher Weise eben deswegen! — Dahin deuten wenigstens mittelbar manche Aeußerungen, die vorkamen, als diese Pläne später Gegenstand einer wirklichen, diplomatischen Unterhandlung wurden. — Seitdem die Türken aufgehört hatten gefährlich zu sein, hatte Oesterreich sie gern zu Nachbarn. Während der Kriege, die Maria Theresia in Deutschland und Italien führte, hatte sich gezeigt, wie erwünscht es sei, dort unten an der Donau keinen anderen Nachbarn, als einen ohnmächtigen zu haben, und gewiß wünschte man sich in Wien, jetzt so wenig als zehn Jahre früher, Rußland oder Vasallenstaaten Rußlands an seine Stelle. Hätten der Kaiser Joseph und seine Rathgeber geglaubt, daß Rußlands Macht der Aufgabe, die Katherina sich stellte, wirklich gewachsen sei, dann wäre man aller Wahrscheinlichkeit nach wohl auf die gebotene Bundesgenossenschaft nicht eingegangen; so aber, da Kaunitz, wie wir aus der diplomatischen Correspondenz jener Tage wissen, die großen Pläne der russischen Kaiserin für luftige und leere Träume hielt, glaubte man im Bunde mit ihr ohne Gefahr erwünschte Eroberungen machen zu können; das Reich der Osmannen zu zertrümmern vermöge Rußland doch nicht, und überhaupt könnten die Erfolge seiner Waffen nicht weiter gehen, als Oesterreich wolle.

Ein wirkliches Bündniß wurde indessen doch, so lange die Kaiserin Maria Theresia lebte, nicht geschlossen, und auch nach ihrem Tode nur n der Form von Briefen, die Katherina und der Kaiser Joseph austauschten. Zuerst verpflichtete sich der Kaiser (18. Mai 1781) der russischen Kaiserin beizustehen, wenn es nöthig werden sollte die Pforte mit Waffengewalt zur Erfüllung aller ihrer Verträge mit Rußland zu zwingen, ogar seine ganze Macht zu Rußlands Beistand aufzubieten, wenn dies eich in Folge dessen von irgend einer anderen Macht angegriffen würde.

Katherina setzte die Errichtung des griechischen Kaiserthums als unweifelhaft voraus, und schreibt in diesem Sinn (am 10./21. Sept. 1782): s sei wünschenswerth, daß es zwischen den drei Kaiserreichen einen von allen reien auf immer unabhängigen Staat gebe; dieser müsse aus der Walachei, Noldau und Bessarabien, unter dem alten Namen dieser Länder — Dacien — nter der Herrschaft eines Fürsten griechisch-christlicher Religion — mit nderen Worten Potemkins — gebildet werden. Unmittelbar für Rußand verlangte Katherina nur Otschakow und das Land vom Bug bis um Dniestr, und außerdem eine oder zwei Inseln im Archipel, um Rußands Handel zu erleichtern und sicher zu stellen. Aber sie zweifelt nicht,

daß der Kaiser ihr seine Hülfe leihen werde zur Befreiung Europas von den Türken, zur Herstellung des griechischen Kaiserthums für ihren jüngeren Enkel Constantin, der natürlich allen Ansprüchen auf Rußland entsagen werde, so daß die Kronen von Rußland und dem Reich der Griechen nie auf einem Haupt vereinigt werden könnten.

Der Krimm gedachte die Kaiserin gar nicht; sie betrachtete die Halbinsel bereits als ihr Eigenthum.

Kaiser Josephs Antwort (vom 13. Oct. 1782) ist merkwürdig durch das was sie verschweigt, wie durch das was sie enthält; merkwürdig, weil sich darin viel diplomatische Gewandtheit und die regellose, nach allen Seiten zugleich strebende Ländergier des Kaisers zeigt. — Otschakow, das Land bis zum Dniestr, und die Inseln im Archipel, das Alles könne keine Schwierigkeiten machen, meinte der Kaiser. Was die Gründung des dacischen und des griechischen Reichs anbetreffe, so könne darüber nur das Glück der Waffen entscheiden (les événements de la guerre seuls en pourront décider) — und in diesen Worten war deutlich genug ausgesprochen, daß Oesterreich sich nicht verpflichte, dafür auf das äußerste zu kämpfen. Der Kaiser fügte nur hinzu, daß er keine Schwierigkeiten erheben werde, falls das Glück der russischen Waffen die Ausführung solcher Pläne möglich mache — vorausgesetzt jedoch, daß auch seine Wünsche in Erfüllung gingen.

Diese aber umfaßten ziemlich viel. Oesterreich verlangte in der Moldau Chotim mit seinem Bezirk — zum Schutz von Galizien; — dann die sogenannte kleine Walachei bis zur Aluta; an der Donau einen drei Meilen breiten Landsaum, von der Mündung der Aluta aufwärts, mit den Festungen Nicopolis, Widdin, Orsowa und Belgrad auf dem rechten Ufer des Stroms; ferner alles Land westlich einer möglichst geraden Linie von Belgrad nach dem Golf von Drina am Adriatischen Meer — also das westliche Serbien, das türkische Kroatien, ganz Bosnien, Dalmatien, zur Zeit der Republik Venedig unterthan — die Republik Ragusa, allen diesen Angelegenheiten eben so fremd wie Venedig — die Boche di Cataro, einen Theil des Arnauten-Landes mit der Hauptstadt Scutari, das Gebiet der Montenegriner und den Golf von Drina — und endlich außerdem — was wohl die kühnste aller Forderungen war — das gesammte Gebiet der Republik Venedig auf dem Festlande Ober-Italiens mit allen dazu gehörigen Inseln (et enfin toutes les possessions de la terre ferme Venitienne avec les îles y appartenantes). — Allerdings ein wünschenswerther Besitz, der die Herzogthümer Mailand und Mantua, zur Zeit vereinzeltes österreichisches Gebiet in Mitten der Lombardei, mit den alten österreichischen Erbstaaten in Verbindung gebracht hätte. Diese Forderungen zu begründen, berief sich Kaiser Joseph auf das, was Katherina im persönlichen Verkehr über Italien geäußert hatte (je puis dire que je dois la première idée à différents propos que V. M. J. a bien voulu

me tenir au sujet de l'Italie); — um sie zu rechtfertigen fügte er hinzu: Venedig habe diese Gebiete ohnehin früher, Augenblicke der Schwäche benützend, „seinem Staat" (à mon état) entrissen — wobei er absichtlich den österreichischen Staat mit dem deutschen Reich verwechselte und an dessen Stelle setzte. Uebrigens, meinte er, könne die Republik Venedig dadurch, daß man ihr frühere Besitzungen — die Halbinsel Morea, Candia und andere griechische Inseln — wiedergebe, reichlich entschädigt werden. Vor allen Dingen aber müsse man sich Frankreichs und Preußens versichern, damit Oesterreich freie Hand bekomme.*)

So verfügte Kaiser Joseph über die Gebiete zweier unabhängigen Staaten, mit denen Oesterreich wie Rußland zur Zeit im Frieden lebte; einer davon, die Republik Ragusa, sollte sogar ganz aufhören zu sein und in Oesterreich aufgehen. Die Kaiserin Katherina hatte natürlich nichts dagegen einzuwenden.

Als man sich so weit verständigt hatte, benützte Rußland Zwiespalt und Hader, die unter den Tataren herrschten, um sich der Krimm in aller Form zu bemächtigen. Der Khan Sachim Girey, von einer feindlichen Partei vertrieben, wurde mit offener Gewalt wieder eingesetzt — mußte dann zu Gunsten Rußlands dem Thron entsagen und wurde, anstatt das reiche Jahrgehalt wirklich zu erhalten, das ihm versprochen war, das aber Potemkin für sich brauchte, als Gefangener behandelt, so daß er es am Ende für ein Glück hielt', auf türkisches Gebiet entfliehen zu können. Doch ging es ihm da auch nicht besser. Unter welchen Schreckensscenen dann Potemkin die — durch einen vom 4./15. April 1783 datirten, aber erst im Juni bekannt gemachten Ukas verfügte — Einverleibung der Krimm in das russische Reich in das Werk setzte, wie viele tausende Tataren, besonders der Edlen unter ihnen, nicht im offenen Kampf, sondern als Maßregel der Landespolizei mit Weib und Kind niedergemetzelt wurden, auf das jeder Widerspruch in Schrecken und Graus verstumme —: das braucht hier nicht wieder im Einzelnen erzählt zu werden. Potemkin soll diese nothwendigen Maßregeln angeordnet haben, ohne die Kaiserin um Verhaltungsbefehle zu fragen; das ist jedenfalls sehr wahrscheinlich. Eine Kaiserin, eine Dame kann dergleichen nicht wohl verfügen, und selbst nicht zum Voraus gutheißen; es ist schicklich und entspricht den Rücksichten, die man dem zarteren Geschlecht schuldet, daß ihr solche Verlegenheiten erspart werden. Katherina soll auch nachträglich nicht vollständig erfahren haben, was vorgefallen war. Um so weniger trifft sie ein Vorwurf deshalb, daß sie Potemkin, den der Kaiser Joseph bereits zum deutschen Reichsfürsten erhoben hatte, durch den Beinamen des Tauriſchen (Tawritschesky) ehrte.

Abgesehen von der Art der Ausführung, lag es in der Natur der

*) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, VI. 461—465.

Dinge, daß die russische Regierung des letzten unabhängigen Stam
jenes Tataren-Volks Herr zu werden suchte, unter dessen Joch einst g
Rußland geseufzt hatte, dessen Nachbarschaft die südlichen Provinzen
Reichs unsicher machen konnte, und immer noch die Verbindung mit
Schwarzen Meer erschwerte.

Der Fall der Krimm schreckte übrigens auch die französische Re
rung aus ihrer theilnamelosen Ruhe. Frankreich war eine Reihe
Jahren in den Krieg zu Gunsten der werdenden nordamerikanischen F
Staaten verwickelt gewesen — wie ihm nun der zu Versailles unterhand
Friede freie Hand ließ, suchte das Cabinet Ludwigs XVI. durch Un
handlungen mit England, Preußen und Sardinien, selbst mit Oesterre
dessen Verbindungen mit Rußland ihm unbekannt gewesen sein müs
einen mächtigen Bund gegen die Kaiserin Katherina zusammen zu bring
nicht sowohl um einen europäischen Krieg herbeizuführen, als vielm
um einem solchen vorzubeugen, Rußland durch das bloße Dasein ei
solchen Bündnisses in Schranken zu halten, und Frankreichs alten
bündeten, die Pforte, durch friedliche Maßregeln der Diplomatie zu schü
Es war der letzte Versuch, den Frankreich vor seiner großen Revolu
von 1789 machte, sein Ansehen in der internationalen Politik noch
mal zur Geltung zu bringen; er erwies sich aber vollkommen ohnmäch
und bewirkte weiter nichts, als daß Frankreich erst von Oesterreich
später auch von Rußland auf Aegypten, als seinen möglichen Antheil
der türkischen Beute, verwiesen wurde. Charakteristisch für die Zeit
aber, daß Kaiser Joseph gerathen fand, die Ausführung des großen Pla
bis auf die Zeit nach dem Tode Friedrichs des Großen zu verschieben.

Zu den Vorbereitungen im Innern Rußlands gehörte für Potem
auch, daß der ihm verhaßte, friedliebende Anhänger des Bündnisses
Preußen, Graf Nikita Iwan. Panin, ganz von den Geschäften entfe
wurde. Nachdem das Bündniß mit Oesterreich beschlossen war, schien
das fast von selbst zu verstehen; Potemkin bediente sich dazu aber a
noch jenes zweideutigen Bakunins, dessen schon gedacht wurde. Ein eig
thümliches Ereigniß kam ihm dabei zu Hülfe. Der Großfürst Paul u
seine zweite Gemahlin hatten erst um die Erlaubniß gebeten, eine R
in die Fremde zu unternehmen, und wollten sie dann nicht antreten,
ihnen Erlaubniß und Mittel dazu gewährt wurden. Sie mußten d
gezwungen werden. Das sollte Panin, der ehemalige Erzieher des Gr
fürsten, bewirkt haben; er sollte den Verdacht des Großfürsten erweckt, i
zugeflüstert haben, es sei darauf abgesehen, ihn nicht wieder in das Heim
land zurückkehren zu lassen, ihn von der Thronfolge auszuschließen.
Der Großfürst mußte auf Reisen gehen, Panin wurde in kränkender We
verabschiedet (20. Sept. 1781) und starb kaum zwei Jahre später.*)

*) Raumers Beiträge V. 521.

So wurde Katherina gleich den Kaiserinnen Anna und Elisabeth fort und fort von dem Gefühl der eigenen Unsicherheit beherrscht, und von dem Bewußtsein, daß eine gewaltsame Revolution immerdar möglich sei; ihr Sohn, der Großfürst, aber, von dem Bewußtsein, daß bei dem ungeregelten, unbestimmten Staatsrecht Rußlands, bei dem mangelhaften Rechtsbewußtsein in den höheren Ständen, seine Ausschließung von der Thronfolge und ein schweres Geschick nicht unmöglich sei; daß seine Zukunft nicht von einem unantastbar feststehenden Recht, sondern von den Umständen, von Willkür und Gewalt abhängen werde.

Im Uebrigen benahm sich Potemkin in Allem, was die Zurüstungen zu dem großen Unternehmen betraf, in vollkommen widersinniger Weise. Die Aufgabe war Heer und Flotte zu gehöriger Tüchtigkeit heran zu bilden — und in den neu erworbenen fruchtbaren Wüsteneien im Süden, nachdem auch die Zaparoger Kosacken ausgewandert waren auf türkisches Gebiet, wenn sie auch in den wenigen Jahren nicht bevölkert und angebaut werden konnten, doch einige Stützpunkte und einige Hülfsquellen für die Kriegsführung zu schaffen; endlich nahe der Mündung des Dnieprs Schiffswerfte und ein Arsenal einzurichten, aus denen eine russische Flotte im Schwarzen Meer hervorgehen konnte.

Das Letztere geschah; Cherson wurde am Dniepr gegründet und eine stolze Inschrift über einem der Thore dieser Stadt verkündete, wie bekannt, daß der Weg, der von hier aus ging, nach Constantinopel führe. — In Beziehung auf die Fortschritte des Anbaues der Landstriche, welche die Statthalterschaft Neu-Rußland bildeten, suchte bekanntlich der Statthalter Potemkin die Kaiserin während ihrer berühmten Reise, oder ihres Triumphzuges nach Kiow und von dort den Dniepr hinab nach Cherson und nach der Krimm, in der abenteuerlichsten Weise zu täuschen — durch schnell aufgeführte Dörfer in der Nähe, deren angebliche Bewohner mit ihren Viehheerden aus der Ferne herbeigetrieben waren, während der Nächte von einem dieser Dörfer zu einem anderen weiter stromabwärts eilen mußten, um da von neuem ihre Rolle zu spielen und schließlich, wenn die Kaiserin vorüber war, in der öden Steppe dem Elend preisgegeben blieben; — durch Theater-Decorationen endlich, die in der Ferne aufgestellt, weiter landeinwärts gelegene Dörfer vorstellten, und was des Blendwerks mehr war. Wurde die Kaiserin durch diesen Frevel wirklich getäuscht, so wäre das ein Beweis, wie fremd ihr die Bedingungen des wirklichen Lebens geworden waren; wie hätte sie sonst glauben können, daß eine unbewohnte Wüste in kaum zehn Jahren in ein blühendes Culturland umgewandelt sein konnte; daß hier ein Feenmärchen zur Wahrheit geworden sei! — Daß sie sich in der Täuschung, in diesem glänzenden Schein von unermeßlichem Reichthum und alles überbietender Macht gar sehr gefiel, ist gewiß; gab sie doch selbst dem immerdar Geldes bedürftigen König Stanislaus Poniatowski die nöthigen Summen, damit er nach Kaniew, an

das Ufer des Dnieprs, kommen konnte, ihr persönlich seine Huldigung zu Füßen zu legen.

Doch fehlten dem glänzenden Bilde auch die Schatten nicht und Katherina war, während sie so im Bewußtsein der Macht und in der Hoffnung neuer Erfolge schwelgte, nicht frei von den Sorgen, die sie auf jedem Schritt begleiteten. Zwar, daß in ihrem weiten Reich überall Hungersnoth, Verzweiflung und leidenschaftliche Unzufriedenheit herrschten, während ihr Hof und Potemkin am Dniepr eine Verschwendung trieben, die wohl eine frevelhafte genannt werden darf —: das hat sie möglicher Weise nicht ganz der Wahrheit gemäß erfahren. Dagegen hatte sie nothwendig gefunden, ihre beiden Enkel, die Großfürsten Alexander und Constantin mitzunehmen auf diese Reise nach dem Süden; angeblich aus großmütterlicher Zärtlichkeit, in Wahrheit auf Potemkins Rath, gewissermaßen als Bürgen dafür, daß ihr Sohn sich nicht während ihrer Abwesenheit an die Spitze irgend einer unzufriedenen Partei stelle. Sie glaubte sich die Möglichkeit wahren zu müssen, ihm in solchem Fall einen anderen Thronfolger gegenüber zu stellen, der in ihren Händen wäre.*)

Was bei so weit greifenden Plänen die Hauptsache gewesen wäre, Heer und Flotte, hatte Potemkin nicht weniger vernachlässigt als alles Andere und in immer tieferen Verfall gerathen lassen. Die Gelder, die zu ihrer Vermehrung und Ausrüstung bestimmt waren, verschwendete Potemkin für persönliche Zwecke, und Blendwerk, das die Kaiserin täuschte, aber niemanden sonst, mußte auch hier die Stelle wirklicher Rüstungen vertreten. Kurz, das Benehmen dieses seltsamen Mannes war von der Art, daß man glauben konnte, es sei ihm mit dem griechischen Project überhaupt nie Ernst gewesen; er habe dies Project nur als Vorwand benützen wollen, um jede beliebige Summe aus dem Reichsschatz entnehmen zu können; oder daß diese großartig scheinenden Pläne ihm nur dienen sollten, den Geist der Kaiserin zu beschäftigen und zu beherrschen. Aber dem war nicht so; es war ihm Ernst um die Eroberung von Constantinopel. Als der bedeutend jüngere Mann hoffte er natürlich die Kaiserin zu überleben und nach ihrem Tode gab es für ihn, den allgemein verhaßten, in Rußland keine Stellung, die sein Hochmuth erträglich finden konnte. Er hoffte während Constantins Minderjährigkeit Regent des griechischen Reichs und jedenfalls souverainer Fürst von Dacien zu sein. Daß er dennoch die Werkzeuge, die der Ausführung dieser Pläne dienen sollten, elend verkümmern ließ, beweist nur, daß bei ihm das Verlangen jedes augenblickliche Gelüst des Hochmuths und der Selbstsucht zu befriedigen, alles Andere, sogar seine eigene höher strebende und weiter reichende Selbstsucht beherrschte; daß er schon dadurch zu allen ernsten Dingen unbrauchbar war.

*) Minerva, 1798, II. 293.

Der schlechte Zustand der Armee konnte natürlich dem Kaiser Joseph, der auch nach Cherson und Krementschuck kam, am allerwenigsten entgehen und wurde, wie überhaupt das elende Blendwerk, durch das Katherina sich täuschen ließ, für ihn der Gegenstand mancher spottenden Bemerkung.

Zu zeigen inwiefern es so großen Unternehmungen wirklich gewachsen sei, sah sich aber Rußland in unerwarteter Weise zu ungelegener Zeit aufgefordert. Die Pforte wartete nicht bis Katherina und Potemkin mit ihren in solcher Weise, man könnte sagen theatralisch betriebenen Rüstungen fertig waren. Ein diplomatischer Zwist war seit dem letzten Frieden zwischen Rußland und der Pforte eigentlich nie abgebrochen; mancherlei Zwischenfälle hatten ihn stets genährt oder von neuem angefacht. So die Ereignisse in der Krimm, dann der Umstand, daß der Zar Heraklius von Georgien, den die Pforte als ihren Unterthan betrachtete, sich unter russischen Schutz gestellt hatte; ferner das Recht russische Schiffe zu durchsuchen, das die Pforte beanspruchte in den ihr gehörigen Meeren — und zu Allem war noch gekommen, daß der Hospodar der Moldau, Mawrocordato, nach Rußland entflohen war, daß die Pforte seine Auslieferung forderte und die russische Regierung sie verweigerte. — Nun kehrte der russische Gesandte Bulgakow, im Sommer 1787, aus Cherson, wo auch er sich der Kaiserin vorgestellt hatte, mit gesteigerten Forderungen in Beziehung auf alle diese noch durch einige neue vermehrten Punkte an die Pforte zurück. Diese gewagten Forderungen wurden aber keineswegs gestellt, um den Krieg herbeizuführen, wie man ihrem Inhalt nach glauben könnte; man überschätzte am russischen Hof den Eindruck, den das Schaugepränge von Reichthum und Macht, in dem man sich gefiel, auswärts machen müsse und glaubte, daß die Pforte, durch Drohungen und brutales Auftreten eingeschüchtert, auch diesmal nachgeben werde.

Als nun die Pforte anstatt dessen durch Gegenforderungen antwortete, vor allem verlangte, daß Rußland der Oberhoheit über Georgien entsagen, den Hospodar Mawrocordato ausliefern und der türkischen Regierung das Recht einräumen solle Schiffe unter seiner Flagge zu durchsuchen; und (August 1787) den Krieg erklärte, da diese Forderungen abgewiesen wurden, da erschrak man gar sehr am Hof der Kaiserin Katherina. Zum zweiten Mal sah man sich zu ungelegener Zeit in einen Krieg mit der Pforte verwickelt und diesmal nicht durch die Gewalt der Umstände, sondern durch den eigenen Uebermuth. Man erschrak nicht mit Unrecht, denn es zeigte sich nun, daß die Hülfsmittel des Staats auf leeren Prunk verschwendet waren, daß für den Ernst des Krieges so gut wie nichts vorbereitet war und noch dazu zerstörte ein böses Unwetter in der Bucht von Sewastopol einen Theil der sehr unzureichenden Flottille, mit der man gehofft hatte dereinst Constantinopel zu erobern.

Das unter den damaligen Umständen seiner Lage wegen wichtige Kinburn, das die Türken zunächst angriffen, rettete Suworow durch glän-

zende Waffenthaten; Potemkins titanisches Wesen aber schwand sowie die Ereignisse wirklich eintraten, auf die er doch gefaßt sein mußte, die er selbst muthwillig heraufbeschworen hatte. Er verlor Muth und Fassung in dem Grade, daß er der Kaiserin die kläglichsten Briefe schrieb und in einer Weise, die ihn in den Augen jedes besonnenen Mannes verächtlich machen mußte, nur darum bat, ihm persönlich den Kampf mit diesen unerwarteten Schwierigkeiten zu erlassen. Er wollte den Oberbefehl einem Anderen — dem Nächsten — dem Feldmarschall Rumäntzow übergeben — er wollte alle seine Aemter und Würden, alle Orden und Reichthümer der Kaiserin zu Füßen legen, um sein Leben in Einsamkeit und Vergessenheit zu beschließen*) — Es war das Gefühl der eigenen Unfähigkeit, das in ihm erwachte und ihn übermannte, sowie der Lauf der Ereignisse unerwartet ernste und große Forderungen an ihn stellte. Er sagt es uns selbst, indem er der Kaiserin versicherte, er fühle wie es um ihn stehe, sie solle ihm glauben und nicht erlauben, daß die öffentlichen Angelegenheiten darunter litten. In solchen Augenblicken bricht eben alle Selbsttäuschung zusammen und selbst der hochfahrendste Geist lernt sich selbst kennen. Es ist das eine Erscheinung, die öfter vorkömmt im Leben!

Das Seltsamste ist wohl, daß die Kaiserin Katherina auch durch dies gänzliche Zusammenbrechen, durch dies haltungslose Jammern Potemkins nicht über ihn enttäuscht wurde und ihn auch, während sie ihn mühsam trösten und aufrichten mußte, immer noch für den Mann hielt, der einem großen Geschick gewachsen sei. Potemkin verfiel in seiner Verwirrung auf die allerseltsamsten Gedanken. Er fürchtete England und Preußen würden sich einmischen und da überkam ihn ein Verlangen nach Gerechtigkeit — für Polen! Die Gerechtigkeit erfordere, daß der Landstrich zwischen Bug und Dniestr mit dem Küstenstrich am Meere — wo heut zu Tage Odessa liegt — mit Polen vereinigt werde, dadurch werde man den Beistand der Polen gewinnen! — Als ob das damalige Polen irgend etwas vermocht, irgend ein Gewicht in die Wagschale gelegt hätte, besonders England und Preußen gegenüber! — Noch dazu fügt Potemkin gleich selbst hinzu, die Polen in die russische Armee aufzunehmen, ihnen irgend eine Autorität anzuvertrauen sei bedenklich, denn es herrsche unter ihnen Leichtfertigkeit, Undisciplinirbarkeit, Zerfahrenheit und meuterischer Sinn.

Die Lage im Allgemeinen wurde auch noch dadurch verwickelt, daß der etwas abenteuerliche König von Schweden, Gustav III., den Augenblick günstig wähnte und sich bestimmen ließ, ziemlich ohne eigentliche Veranlassung auch seinerseits einen (1788) Angriffskrieg mit Rußland zu beginnen. Daß er die Tage Karls XII. und Gustav Adolfs glaubte zurückführen zu können, darin lag ein seltsames Verkennen der gänzlich veränderten Weltlage; indessen, da Rußland gänzlich unvorbereitet war,

*) Ssolowiew 178 u. flgde.

hätte er sich wohl Petersburgs vorübergehend bemächtigen und großes Unheil über das russische Reich bringen können, wenn das Offizier-Corps der schwedischen Armee, das fast ohne Ausnahme aus dem Adel hervorgegangen war, nicht die Reichs-Verfassung und die Vorrechte des Adels durch diesen eigenmächtig begonnenen Krieg verletzt geglaubt, sich nicht empört, nicht die kriegerische Thätigkeit gelähmt und auf eigene Hand mit dem Feinde Unterhandlungen angeknüpft hätte.

Katherina verlor selbst in dem Augenblick der Gefahr nie die Fassung — anders Potemkin im Süden, wo die Verhältnisse sich eigentlich sehr günstig gestaltet hatten. Denn auch Oesterreich erklärte (Februar 1788) der Pforte den Krieg und griff mit einem Heer, das doppelt so stark war, als das russische in den Gang der Ereignisse ein und da an dieser Seite das wichtige Belgrad gefährdet schien, wendete sich die Hauptmacht der Türken gegen Oesterreich, so daß die russische Hauptarmee unter Potemkin gar keine feindliche Armee im freien Felde vor sich hatte, überhaupt gar einen Feind als die Besatzung von Otschakow, die durch die Umstände lediglich auf die Vertheidigung ihrer Wälle angewiesen war. Dennoch wollte Potemkin in seiner unbesiegbaren Angst alle russischen Truppen aus der Krimm zurückziehen und die Halbinsel aufgeben, um sein 80,000 Mann starkes Heer, mit dem er nichts zu unternehmen wußte, noch zu verstärken. Die Kaiserin mußte es ausdrücklich untersagen. Unfähig wie sich nur selten irgend ein Mensch an der Spitze einer Armee gezeigt hat, versäumte Potemkin den besten Theil des Jahrs in vollkommener Unthätigkeit, blos weil er sich nicht entschließen konnte etwas zu thun und rückte endlich nur deshalb vor Otschakow, weil die Reste der russischen Flotte die türkische im Dniepr Liman besiegt hatten und er hoffte die Türken würden in Folge dessen erschreckt die Feste verlassen. Als das nicht geschah, kam er auch hier wieder zu keinem fördernden Entschluß. Erst am Schluß des Jahrs (am 16. December), nachdem seine Armee ohne Kampf durch Mangel und Krankheiten großentheils zu Grunde gegangen war, der Rest nicht auf einen einzigen Tag mehr Brod oder Feuerholz hatte und nur durch eine verzweifelte That gerettet werden konnte, willigte er in die Wagniß eines Sturms, der in keiner Weise vorbereitet war. Der Sturm gelang, während Potemkin, der gar nicht dabei war, abseits, außerhalb Schußweite, auf der Erde sitzend, klagend und jammernd den Beistand des Himmels anrief. Als aber die That gelungen war, eilte der gewaltige Mann sofort nach Petersburg, um dort mit dem höchsten militairischen Ehrenzeichen Rußlands, dem großen St. Georgen-Orden, geschmückt, hochfahrender als je zuvor, als siegreicher Feldherr aufzutreten.

Oesterreich hatte den Krieg mit noch geringerem Glück, ja geradzu unglücklich geführt. Im folgenden Jahre (1789) ging es etwas besser; Laudon eroberte an der Spitze des österreichischen Heeres das wichtige Belgrad; Suworow erfocht mit wenigen Truppen, im Verein mit einem

österreichischen Heertheil unter dem Prinzen Josias von Coburg glänzende Siege bei Fokschany und am Rimnik in der Walachei. Aber diese Siege hatten keine Folgen weiter, als die Besetzung eben der Walachei — ohne die Festungen an der Donau — und Potemkin beschränkte sich an der Spitze der russischen Hauptarmee darauf zwei feste Plätze, die keinen Widerstand leisteten, Ackermann und Bender, spät im Herbst in Besitz zu nehmen. So blieb man denn auch am Ende des zweiten Jahres noch weit von Adrianopel, wo den Träumen zufolge, in denen man sich in Petersburg gewiegt hatte, die beiden Kaiser-Heere sich vereinigen sollten.

Inzwischen aber hatte sich eine weit reichende europäische Verwickelung gebildet, die wenigstens in Wien um so mehr zu denken gab, weil auf Frankreich, das mit sich selbst fieberhaft zu thun hatte, und auf seinen Beistand diesmal nicht zu rechnen war. Preußen war es, das im Bunde mit England einschreiten, und durch seine drohende Vermittelung dem Krieg im Süd-Osten Europas Grenzen setzen wollte. Die Einmischung dieses Staats hatte aber diesmal einen ganz anderen Sinn und Charakter als zur Zeit Friedrichs des Großen. Dieser hatte sich zu seiner Zeit der Sache angenommen, um einem europäischen Krieg vorzubeugen. Ein solcher drohte jetzt gar nicht, wenn ihn nicht etwa Preußen selbst begann —: denn Oesterreich und Rußland standen sich nicht feindlich gegenüber, wie damals; sie waren verbündet, und Frankreich war auch nicht wie damals bereit, die Waffen für Oesterreich zu ergreifen. Die Integrität der Türkei war es nicht gewesen, die etwa König Friedrich um ihrer selbst willen am Herzen gelegen hätte; sie war ihm an sich gleichgültig. Nur damit nicht ein europäischer Krieg darüber entstand, bestand er darauf, daß Rußland allen Eroberungen an der Donau entsage. Jetzt war es gerade die Integrität der Türkei um ihrer selbst willen, als deren Hüter Preußen auftrat, weil sein leitender Minister, Graf Hertzberg, sie, gleich dem Cabinet Englands, zur Erhaltung des etwas einseitig, ganz mechanisch aufgefaßten „europäischen Gleichgewichts" nöthig achtete. Besonders aber, weil er glaubte, Preußen dürfe eine Machtvergrößerung des ihm feindlich gesinnten Oesterreichs nicht gestatten. Doch gingen seine Pläne nicht so einfach wie die Englands blos auf die Erhaltung der Türkei. Wie die Feldherren, gefielen sich auch die Diplomaten jener Tage in einer überfeinen Künstlichkeit ihrer Entwürfe, und so knüpfte denn auch Hertzberg an die Intervention Preußens ein etwas künstliches System von Ländertausch und Compensationen, in Folge dessen Oesterreich und Rußland auf ihrer bisherigen Machtstufe stehen bleiben, Preußen aber etwas gewinnen sollte. Schweden sollte einen Landstrich in Finnland gewinnen und dafür Schwedisch-Pommern an Preußen abtreten. Vor allem aber ging die Absicht dahin, Danzig und Thorn zu gewinnen, was allerdings für Preußen sehr wünschenswerth war. Polen sollte diese beiden Städte abtreten und dafür einen

Theil von Galizien wieder erhalten, während Oesterreich seine Entschädigung in den türkischen Grenzlanden gefunden hätte.

Dabei rechnete Hertzberg mit Factoren, die ihn täuschten. Er rechnete ohne die Bestimmbarkeit seines Königs, Friedrich Wilhelms II., der sich erst zu Bündnissen mit Polen und der Türkei, und dann zu einem persönlichen Briefwechsel mit Kaiser Josephs Nachfolger, Leopold II., bewegen ließ. Durch die Bündnisse, die Hertzberg nicht gewollt hatte, wurden die verlangten Abtretungen von der Zustimmung Polens und der Türkei abhängig, das heißt unmöglich, und im persönlichen Briefwechsel wußte Leopold die Unterhandlungen mit überlegener Gewandtheit in Bahnen zu leiten, die weit von Preußens Zielen ablenkten.

Hertzberg hatte ferner ohne die Eigenthümlichkeiten seiner neuen Bundesgenossen, der Polen, gerechnet. Er wollte sie ganz in das preußische Interesse ziehen und hoffte auf ihren Beistand, obgleich ihm jetzt, wie früher, daran gelegen sein mußte, daß ihre anarchische Adels-Republik nicht zu einer gefährlichen Macht erstarke. Er sollte bald gewahr werden daß die Polen zwar nichts dagegen hatten, wenn Preußen Galizien für sie erobern wollte, daß aber Preußen dies nach ihrer Ansicht ganz auf eigene Gefahr zu versuchen und ganz umsonst durchzuführen habe. Der preußische Gesandte in Polen, Marquis Lucchesini, erschien zu Reichenbach in Schlesien, wo Friedrich Wilhelm II. (im Sommer 1790) sich mit Oesterreich zu verständigen suchte, mit der Nachricht, daß die Polen zwar sehr geneigt seien, Galizien, wenn auch ohne sonderlichen Dank, aus Preußens Händen anzunehmen, aber auch entschlossen, auf Danzig und Thorn nicht zu verzichten.

Endlich hatte Hertzberg auch darauf gezählt, von England und Holland entschlossen unterstützt zu werden und sah sich auch darin getäuscht. Sobald die Pforte gesichert schien, fühlte sich England nicht weiter berufen, für Preußens Interessen und Ansprüche einzutreten. Besonders Rußland gegenüber ließen die Seemächte, wie man sie nannte, Preußen sehr bald fallen. Der Handel mit Rußland war damals von großer Bedeutung für England, von viel größerer als jetzt, und so wiederholte sich denn, was sich schon zur Zeit des siebenjährigen Kriegs einmal ergeben hatte; die parlamentarische Opposition in England und die öffentliche Meinung, auf die sie sich stützte, widersetzten sich einem Bruch mit Rußland — und so wenig sie unter Pitt dem Vater zugelassen hatten, daß England Friedrich dem Großen die einzige ausgiebige Hülfe gewährte, die es ihm leisten konnte, nämlich, daß es eine Flotte in die Ostsee sende, so wenig duldeten sie es jetzt unter Pitt dem Sohn.

Oesterreich wurde allerdings zum Frieden mit der Pforte gezwungen, aber es mußte ihn ohnehin fast um jeden Preis wünschen, da Kaiser Josephs übereilte, absolutistisch-revolutionäre Neuerungen in allen Kronländern Oesterreichs die gefährlichste Gährung, in den Niederlanden einen

offenen Aufstand hervorgerufen hatten. Der Fürst Kaunitz sprach in einem Brief an den Feldmarschall Herzog Josias von Coburg mit dem größten Nachdruck aus, daß der Friede unter diesen Umständen eine unbedingte Nothwendigkeit, ein Krieg mit Preußen gar nicht zu wagen sei.*) Und doch wußte es Leopold dahin zu bringen, daß Hertzbergs Compensations-Plan beseitigt und als Grundsatz aufgestellt wurde, daß für alle betheiligte Staaten — auch für Preußen natürlich — der Zustand vor dem Kriege maßgebend sein und wieder hergestellt werden solle. Ganz gegen Hertzbergs Wunsch und Willen wurde diese neue Grundlage der Unterhandlungen sogar von Seiten Preußens als Seine Forderung aufgestellt; Friedrich Wilhelm war durch seine persönliche Umgebung, durch Lucchesini und den von Oesterreich vollständig getäuschten General-Adjutanten Bischoffswerder dahin gebracht worden, Kaiser Leopold aber durchkreuzte alle Pläne Hertzbergs und verhinderte die beabsichtigte Vergrößerung Preußens, indem er an der Donau Eroberungen aufgab, die doch nicht ohne die Fortsetzung eines für Oesterreich sehr bedenklichen Krieges zu behaupten waren. — So wurde dann auf diese Grundlage hin (am 27. Juli 1790) ein Vertrag geschlossen, in welchem Oesterreich die Vermittelung Preußens, Englands und Hollands in den Friedens-Unterhandlungen mit der Pforte annahm. Der Friede mit dieser letzteren Macht wurde aber doch erst ein Jahr später (4. August 1791) zu Sistowa geschlossen, und Leopold wußte sich darin doch noch einen kleinen Gewinn auszubedingen, nämlich die kleine Feste Alt-Orsowa an der Donau, die ihm verblieb.

Rußland gegenüber vermochte es Preußen — von England und Holland ganz verlassen — nicht einmal dahin zu bringen, daß seine Vermittelung angenommen wurde. Daß auch Rußland Friede zu schließen suchte, und zwar zu irgend leidlichen Bedingungen, verstand sich von selbst, nachdem Oesterreich zurückgetreten, die Ausführung der früheren hochfliegenden Pläne hoffnungslos geworden war. Besonders aber auch, weil Polen sich dem Einfluß Rußlands ganz zu entziehen suchte; weil es nothwendig geworden war, die gesammte Macht des russischen Reichs und die ganze Aufmerksamkeit seiner Regierung dorthin zu wenden. Allein Katherina hatte es in weiblichem Aerger empörend gefunden, daß ein König von Preußen, noch dazu ein König, dem sie im siebenjährigen Krieg zwei verlorene Provinzen zurückgegeben habe, sich unterfangen wollte einem großen, mächtigen Kaiserreich und dessen bewunderter Kaiserin Gesetze vorzuschreiben; sie hatte in ihren vertrauten Briefen an Potemkin Preußen und England „die beiden Narren" genannt und in trivial-russischer Redeweise mit „toll gewordenen Katern" verglichen. Sie bestand jetzt mit männlicher Festigkeit darauf, ohne Vermittelung, allein und unmittelbar sowohl mit Schweden als mit der Türkei zu unterhandeln.

*) Herrmann, Geschichte des russischen Staats, VI. 311.

Und es gelang ihr auch zuerst mit Schweden (14. August 1790) zu Werelä einen Frieden zu schließen, der die Grenzen beider Reiche und überhaupt alle Verhältnisse ganz so wieder herstellte, wie sie vor dem Kriege gewesen waren.

Der Türkei gegenüber hatte zwar Potemkins Unfähigkeit die russische Hauptarmee in fortwährender Unthätigkeit erhalten, Suworow aber an der Spitze einer mäßigen Kriegerschaar Ismail an der Donau erobert, und als dann Potemkin nach Petersburg geeilt war, um dort der Kaiserin das weltberühmte Fest im Taurischen Palast zu geben und womöglich den neuen Günstling Subow aus ihrer Nähe zu verdrängen, benützte der Fürst Repnin seine Abwesenheit, um an der Donau, bei Matschin, einen Sieg über die Armee des Großveziers zu erfechten, der dann zum Abschluß eines Präliminar-Friedens — zu Galacz, am 11. August 1791 — führte. Zwar eilte Potemkin, dem dabei das souveraine Dacien entging, gewaltig zürnend nach Jassy, wo über den definitiven Frieden unterhandelt wurde, und wollte den Abschluß verhindern, aber seine Zeit war vorüber, er starb an einem Lagerfieber und der Friede wurde endgültig geschlossen.

Die Pforte überließ darin dem russischen Reich die öde Steppe zwischen dem Bug und Dniestr mit den Trümmern von Otschakow und bequemte sich anzuerkennen, was in der Krimm geschehen war. Ein geringfügiger Gewinn! — und theuer erkauft! — Graf Besborodko, der jetzt, neben dem Günstling Platon Alexandrowitsch Subow, einer der bedeutendsten Männer Rußlands wurde, der auch den Frieden zu Jassy schloß, berechnete, daß Rußland in diesem Krieg wieder mehr als 400,000 Menschen verloren hatte, und die Finanzen des Reichs waren in bedenklicher Weise zerrüttet.

Schon vom ersten Kriegsjahre an (1788) hatte sich die Regierung bemüht in der Fremde Anlehen aufzunehmen und das war ihr auch theilweise gelungen; sie hatte in Holland neun Millionen Gulden aufnehmen können, von denen sie aber nur ungefähr sechs erhielt, da der Rest theils zur Tilgung einer älteren Schuld, theils zur Deckung der Zinsen in Amsterdam zurückbehalten wurde; — vier Millionen Piaster in Genua — vier Millionen Gulden in Florenz und Venedig. Doch konnten diese Summen auch unter den damaligen Verhältnissen kaum einen mäßigen Theil des Bedürfnisses decken, so schwer ihre Verzinsung dem russischen Reich auch fallen mochte.*)

Die hauptsächlichste Hülfsquelle war und blieb die Banknotenpresse, die gar sehr mißbraucht wurde. Nach dem ursprünglichen Plan sollten nicht mehr als für zwanzig Millionen Rubel Banknoten ausgegeben werden; die Regierung räumte jedoch am Schluß des Kriegs unter der Hand ein, daß deren für 100 Millionen in Umlauf seien, und in wohl

*) Minerva 1798. III. 163.

unterrichteten gesellschaftlichen Kreisen glaubte man zu wissen, daß die ausgegebene Masse noch um ein Beträchtliches größer sei.*) Indessen auch 100 Millionen — ungefähr das Vierfache einer Jahreseinnahme des Reichs — war unter den damaligen Bedingungen schon eine übergroße Masse. Man denke sich nur einen heutigen Staat mit dem Vierfachen seiner Jahreseinnahme in unfundirtem Papiergeld mit Zwangscours in Umlauf! — Die Banknoten begannen auch bald im Werth zu sinken — doch, da das weite, dünn bevölkerte Land leicht transportirbare Werthzeichen mehr als jedes andere bedurfte, vorläufig noch weniger als man erwarten konnte.

Dagegen brachte eine ganz verkehrte Grundlage, von der man bei der Ausgabe des Papiergeldes ausging — und von der nur ein sehr vollständiger Mangel an finanzieller Einsicht ausgehen konnte — sehr bald auch anderes Unheil in seinem Gefolge. Die Banknoten lauteten nämlich nicht auf Gold oder Silber, sondern auf „umlaufende Münze" und darunter wurde Kupfer — Scheidemünze — verstanden. Weshalb die Regierung eigentlich diese seltsame Valuta einführte, ist nie weiter erklärt worden. Geschah es, damit die Inhaber der Banknoten weniger versucht wären ihre Papiere der Bank zu präsentiren und klingende Münze dafür zu verlangen, so müßte das Mittel zweckmäßig genannt werden, denn selbst eine mäßige Summe von ein paar Hundert Rubeln in Kupfer war nicht anders als auf einem Frachtwagen zu transportiren.

Scheidemünze, Kupfer, das selbst als Handelswaare einen oft wechselnden Werth hat, wurde damit zu der legalen Valuta des Reichs, zu dem allgemeinen Werthmaß gemacht. Der Silberrubel sowohl als der Bancorubel sollten den Kupferrubel repräsentiren. Da aber der Werth des Silbers von anderen Bedingungen abhängig ist als der des Kupfers und der des Papiergeldes vom Credit, da überdies der Kupfermünze ein willkürlicher Werth beigelegt war, der — im Vergleich mit Silber — weit über den Metallwerth hinausging, konnten diese verschiedenen Zahlungsmittel auf die Länge natürlich nicht in gleicher Geltung erhalten werden. Die großen Handelsplätze halfen sich, indem sie in kaufmännischen Beziehungen eben nicht nach der gesetzlichen Landesvaluta rechneten, sondern Riga nach Silber, Petersburg nach Banco. Im Innern aber entstand — obgleich die Regierung fortwährend Banco und Kupfervaluta für identisch nahm, die Steuern in Banco erhob und alle Zahlungen in Banco leistete, zeitweise und zuletzt, in unserem Jahrhundert, bleibend — die seltsamste Agiotage, die man sich denken kann. Der Goldrubel stand höher als Silber — Silber in steigender Progression höher als Banco — und das Papiergeld ein paar Mal etwas niedriger, nicht selten etwas höher als Kupfer, obgleich die Kupfervaluta eigentlich eine imaginäre blieb, da

*) Minerva 1797. III. 229.

ich niemals größere Zahlungen in Kupfer geleistet worden sind. urde dann im Privatverkehr angenommen, daß eingereichte Rech- gen auf Kupfer lauteten, Zahlungen für Lieferungen und dergl. in fer zu leisten seien, und die Forderungen wurden, je nach dem Course, mehreren Procenten weniger in Papier beglichen. So blieb in grö- en Transactionen diese imaginäre Kupfervaluta in Geltung, wie eigens die Agiotage zu fördern und zu compliciren, während das wirkliche upfergeld als Scheidemünze im Kleinverkehr al pari mit Banco in Um- uf war und unverändert blieb. Alle diese Verhältnisse unterlagen na- lich dem Wechsel. So lange die Schwankungen nicht übergroß waren nicht allzu plötzlich hereinbrachen, war das Uebel zu ertragen. Später unter Alexander I., sollte es zu einer verderblichen Höhe steigen.

Neuntes Capitel.

Die letzten Zeiten der Republik Polen; — Umtriebe der angeblich patriotischen Partei; — der Reichstag von 1788; — die Verfassung vom 3. Mai 1791; — Widerspruch, den sie in Polen und Litthauen hervorruft.

Conföderation zu Targowice; — Einrücken der Russen in Polen; — ihr Sieg ohne Kampf; — der Reichstag zu Grodno und dessen stumme Sitzung; — die zweite Theilung Polens.

Katherinas weitere Pläne gegen die Türkei; — Aufstand der Polen; — Madalinski, Kosciuszko; — die Erstürmung von Praga; — letzte Theilung und gänzlicher Untergang Polens.

Katherinas Krieg mit Persien; — die lateinische Kirche und die Jesuiten in Rußland; — Plan, den Großfürsten von der Thronfolge auszuschließen; — Machtlosigkeit der Altrussen; — Beamten-Adel.

In Polen herrschte, wie Friedrich der Große vorhergesehen und gesagt hatte, unmittelbar nach der ersten Theilung (1772) Rußland eine Reihe von Jahren ziemlich unumschränkt und ohne in diesem wogenden Meer der Unordnung irgend ernstlichen Widerstand zu finden. Dann aber, in dem Maße, wie die Gedanken der Kaiserin Katherina sich überwiegend dem Traum von einem griechischen Kaiserthum zuwendeten, wurde Polen vom Petersburger Hof einigermaßen vernachlässigt und seine Herrschaft im Lande blieb weniger fühlbar. Oesterreich benützte den Umstand und suchte größeren Einfluß in Polen zu gewinnen, was ihm dadurch erleichtert wurde, daß mehrere der namhaftesten Familien des Reichs, namentlich die Fürsten Czartoryski, Sanguszko und Lubomirski, viele Zweige der Potockis ꝛc., ihre bedeutendsten Güter in dem schönsten und fruchtbarsten Theile der polnischen Lande, in dem nunmehr österreichischen Galizien hatten und sich daher abhängig fühlten.

Die polnische Nation aber oder, was dasselbe ist, der polnische Adel wurde auch durch das Mißgeschick, das die Adelsrepublik betroffen hatte, nicht aus seinem herkömmlichen Dasein aufgeschreckt. Er war und blieb unfähig sich zu ermannen und nach wie vor zeigte sich von sittlichem Ernst, von einer redlichen Gesinnung nirgends — nirgends eine Spur. Die dreizehn Ruhejahre, die dem Lande gewährt waren, halfen zu gar nichts; alle Geisteskräfte wurden, wie früher so auch jetzt, auf einen endlosen inneren Hader verwendet, auf Intriguen, denen stets persönliche

Interessen zum Grunde lagen. Selbst die Anschläge, die gegen das Ende dieser Periode gemacht wurden eine Veränderung der Verfassung herbeizuführen und das öffentliche Wesen zu verbessern, hatten zum eigentlichen Zweck, einer bestimmten Coterie zur bleibenden Herrschaft im Lande zu verhelfen. Und das war nicht etwa ein Zweck, der nebenher erreicht werden sollte —: es war im Gegentheil die Hauptsache. Die Partei, die den Namen der patriotischen für sich in Anspruch nahm, war keineswegs besser als die königliche oder irgend eine andere. Der freilich schwache König Stanislaus Poniatowski hatte doch nicht unrecht, als ihm einst gesagt wurde, es sei Zeit, um die Republik zu retten, alle Polen um den Thron zu schaaren, verwundert mit einem Vers aus einer französischen Tragödie, mit den Worten: „connais-tu quelque dieu qui fasse un tel prodige?“ zu antworten.

Es würde zu weit führen, wenn wir diese Intriguen hier im Einzelnen verfolgen wollten, auch sind das unsaubere Bilder, bei denen niemand gern verweilt. Doch können diejenigen, die in die Zukunft fortgewirkt und den endlichen Untergang Polens unmittelbar herbeigeführt haben, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Das Wesen der Zustände, die hier zu Grunde gingen, spricht sich darin nur zu deutlich aus.

Die Aufgabe, welche sich die patriotische Partei gestellt hatte, war eine Zeit lang, den König Poniatowski vom Thron zu stoßen, und an der Spitze dieser Partei standen seine jetzt mit ihm verfeindeten Verwandten, die Czartoryskis, oder vielmehr die Damen dieses Hauses. Vor allen die Fürstin Czartoryska, geborene Gräfin Flemming, Gemahlin des Familien-Hauptes, Fürsten Adam Kasimir. Sie war einst Geliebte des Königs gewesen, ihm aber untreu geworden, um sich in die Arme des russischen Botschafters, Fürsten Repnin, zu werfen, den sie finanziell zu Grunde richtete. Der sächsische Gesandte, v. Essen, entwirft ein wenig schmeichelhaftes Bild von ihr. „Sie ist eine von den Damen,“ meldet er seinem Hof, „die ihre Liebhaber bis auf die Knochen abnagen, und der unter anderen auch der Fürst Repnin den Verlust seines Vermögens verdankt, 50,000 Ducaten Schulden ungerechnet, die er nur in Folge seiner Ausgaben mit dieser Dame gemacht hat, und welche die Kaiserin so großmüthig gewesen ist für ihren Botschafter zu bezahlen, als sie ihn abrief“ (c'est une de ces dames, qui mange ses amants jusqu'aux os, et à laquelle entre autres le prince Repnin doit la perte de sa fortune, sans compter 50,000 ducats de dettes, que l'Impératrice de Russie eut la générosité de payer pour son ambassadeur, lorsqu'elle le rappela et qu'il n'avait contractées que pour les dépenses avec cette dame). — Ihr schloß sich mit noch größerem Eifer die Schwägerin an, die Großmarschallin, Fürstin Lubomirska, geborene Czartoryska — Adam Kasimirs Schwester; auch sie war eine Zeit lang Geliebte des Königs

gewesen, und von ihm verlassen, wurde sie, wie die Zeitgenossen sagen, von dem Verlangen getrieben, ihre verletzte weibliche Eitelkeit an dem Ungetreuen zu rächen. Beide Damen hatten natürlich, außer ihren Verwandten, über die sie verfügen konnten, auch sonst einen zahlreichen Anhang, zu dem vor allen der Kron-Großgeneral oder Hetmann, Graf Branicki, und der Kron-Unterfeldherr, Graf Rzewuski, gehörten — „jener ein früherer, dieser der gegenwärtige Liebhaber der Fürstin Czartorysla", berichtet Essen. — Dieser Branicki war übrigens, trotz der Gleichheit des Namens, in keiner Weise mit dem früheren Großgeneral verwandt, der sich der Wahl Poniatowskis widersetzt hatte. Er soll eigentlich Branecki geheißen und sich den bekannteren Namen, unter dem er Hetman wurde, unberechtigt angemaßt haben; seiner Abkunft nach war er Klein-Russe — Kosack — im Uebrigen ein roher Gesell und arger Trunkenbold. Ferner gehörten dem Gefolge der zürnenden Damen auch die beiden Schwieger-Söhne der Fürstin Lubomirska, die beiden Grafen Ignatz und Stanislaus Potocki an, von denen der erstere Marschall von Litthauen war. Die Gräfin Stanislaus zog dann wieder ihren erklärten Liebhaber, den Grafen Wielhorski, in die Umtriebe dieser Partei, und so zog sich die Kette verlängert durch die Adelskreise.

Branickis Schwester dagegen, Fürstin Sapieha, nahm wenigstens nicht folgerichtig Antheil an ihren Anschlägen. Von ihr berichtet Essen: „Sie wurde lange Zeit von dem König Poniatowski unterhalten, dem sie immense Summen kostete; endlich schickte er sie fort" — doch suchte sie sich nicht zu rächen; sie war vielmehr bemüht, wie früher ihre persönliche Gunst, so jetzt den Einfluß, den sie auf ihren Bruder und auf einen Schwarm Landboten vom kleinen Adel übte, dem König zu verkaufen.

Von diesen Verbündeten wurde der König Stanislaus Poniatowski so geräuschvoll wie möglich beschuldigt, er habe einen Versuch gemacht, den Fürsten Adam Kasimir Czartorysli durch eine übel berüchtigte Frau, Namens Ugramow, vergiften zu lassen. Diese Frau selbst sollte den beabsichtigten Frevel der Familie Czartorysli warnend verrathen haben. Der Lärm, der in Folge dieser angeblichen Entdeckung gemacht wurde, war von der Art, daß wohl niemand die unredliche Absicht verkennen konnte. Noch ehe irgend etwas erwiesen war, ehe irgend eine Untersuchung stattgefunden hatte, ließ der Fürst Czartorysli in allen Orten, die ihm unterthan waren, dem Himmel durch ein feierliches Tedeum für seine wunderbare Rettung danken, und alle auswärtigen Regierungen wurden in aller Form von dem Verbrechen des Königs und der erfreulichen Rettung des Fürsten benachrichtigt. Zugleich offenbarte sich, daß die zu so edlem Zweck Verbündeten auf den Schutz der österreichischen Regierung rechnen durften. Der Fürst Adam Kasimir konnte denjenigen Mitgliedern der richtenden Behörde, die Güter in Galizien hatten, für den Fall, daß das Ergebniß

der Untersuchung nicht den Wünschen entspräche, mit der strafenden Hand Oesterreichs drohen.

Indessen, die Czartoryskis fanden wenig Glauben mit ihrem lauten Geschrei; sie hatten Feinde und auch der König hatte eine Partei. So wurde denn bewirkt, was die Gerechtigkeit allein in Polen nicht bewirken konnte. Die Untersuchung brachte ein unerhörtes Gewebe von Lüge und Meineid zu Tage, wie es die Welt glücklicher Weise doch nur selten erlebt hat; es schien sich zu ergeben, daß die Frau Ugramow die Sache angefangen habe, um dem Fürsten Czartoryski Geld abzunehmen, sie mußte die Lüge eingestehen und ihre früheren Aussagen zurücknehmen, beschuldigte aber nun einen der Richter, vor denen sie stand, den Marschall Grafen Ignatz Potocki, er habe selbst ihre Anklageschrift verfaßt und ihre Aussagen gefälscht! — Er habe in ihrem Namen Dinge hinein gesetzt, von denen sie nicht wisse! Sie wurde als der Verleumdung überwiesen (1785) zum Pranger, zur öffentlichen Brandmarkung und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt — mit den vornehmen Schuldigen aber wurde sehr glimpflich umgegangen. Dem Fürsten Adam Kasimir, der nach polnischem Recht, seiner falschen Anklage wegen, der Ehrlosigkeit und Verbannung verfallen war, wurde freigestellt, diese Strafe durch eine Geldbuße abzukaufen, er aber appellirte an den nächsten Reichstag, auf dem ihm dann auswärtiger Beistand von mehr als einer Seite zu Hülfe kam.

Der Kaiser Joseph II. verwendete sich nämlich bei dem Reichstag dafür, daß das in der Sache der Frau Ugramow erlassene Decret überhaupt cassirt werde, und der Gesandte Rußlands, Graf Stackelberg, erhielt von seinem Hof den Befehl, die Verwendung des Kaisers zu unterstützen.

Branicki, der seinen Namen in den Acten dieses schmachvollen Prozesses getilgt haben wollte, bewies seinen Feinden, daß er Mittel habe, sie mit schwerer Hand zu treffen; er war mit einer der zahlreichen Nichten des Fürsten Potemkin (Fräulein Engelhart) vermählt, da fiel es ihm nicht schwer, von diesem gewaltigen Mann zu erlangen, daß ein Paar russische Regimenter nach Wolynien gesendet und dort der Gräfin Branicka zur Verfügung gestellt wurden. Die Gräfin bezeichnete den Anführern dieser Truppen, die ihrem Hause verfeindeten Landherren, deren Güter durch Einquartierung und Unfug zu Grunde gerichtet werden sollten.*)

Auf dem Reichstag von 1786, wo es sehr stürmisch herging und mehrfach zu gezogenen Säbeln kam, wurde wenig zu Stande gebracht, aber vieles für die nächste Folgezeit und einen künftigen Reichstag vorbereitet. Die sehr zweideutige Verbündung, die eben den unsauberen Prozeß gegen den König anhängig gemacht und verloren hatte, nahm den Namen der patriotischen Partei nach wie vor für sich in Beschlag und gab

*) Herrmann VI. 520.

vor, mit der sittlichen Würde, die ihr eben zu Gebote stand, das öffentliche Wesen verbessern zu wollen. Die Czartoryskis, die nach der Krone strebten, wollten auch wirklich die Macht der Krone in so weit steigern, daß sie des Habens werth sei. Das wollte der König Poniatowski auch, aber zu seinem und seiner Anhänger Vortheil, und da für beide Parteien die Sache an sich nur ein bedingtes Interesse hatte, die Personenfrage aber das war, um was es sich eigentlich handelte, konnten sie sich natürlich über die Sache nie verständigen und steigerten sich in gegenseitigem Haß. Vor allem wollte die patriotische Partei den permanenten Rath abgeschafft wissen — nicht etwa um des öffentlichen Wesens willen, sondern weil der Groß-General Branicki es verlangte. Dem war daran gelegen, weil diese Behörde die Befugnisse seiner Würde beschränkt hatte; es schien ihm unerträglich, daß die angeblich „königliche" Armee den Eid der Treue dem permanenten Rath, nicht mehr, wie früher, dem Groß-General zu leisten hatte. Der alte Glanz der Hetmans-Würde sollte vollständig hergestellt werden, um diesen Preis hatte er sich den Czartoryskis angeschlossen und versprochen, sie in ihrem Streben nach dem bleibenden, erblichen Besitz der Krone des Reichs zu unterstützen.

Dem Wankelmuth der Polen entsprechend, tauchte nun aber neben diesem lange verfolgten Plan auch ein anderer auf, für den man eher glaubte Rußland gewinnen zu können. Es verbreitete sich nun die Ansicht, man müsse, wenn Stanislaus Poniatowski in einer oder anderer Weise beseitigt wäre, nicht einen Piasten, sondern einen Prinzen eines auswärtigen regierenden Hauses zum König erwählen. Der werde den Parteien im Innern mehr imponiren und zu hoch stehen für die Eifersucht der Magnaten-Familien. Auch der fremde Fürst war sofort gefunden; man hatte den — römisch-katholischen — Prinzen Ludwig von Württemberg, einen Bruder der mit dem Großfürsten Paul vermählten, in Rußland Maria Feodorowna genannten württembergischen Prinzessin dazu ausersehen. Da er mit Mariane Czartoryska, einer Tochter des Fürsten Adam Kasimir, vermählt war, läßt sich wohl erklären, wie auch dieser Plan von seiner Schwiegermutter, der Fürstin Czartoryska ausgehen konnte. Um dem Gedanken in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen, wurde geflissentlich verbreitet, die Kaiserin Katherina könne höchstens nur noch ein Jahr leben, ihr Nachfolger aber werde natürlich auf das entschiedenste für seinen Schwager eintreten.

So erwartete, ja forderte Polen immerdar die Entscheidung seines Schicksals von einer fremden Macht, und eine jede der verschiedenen Parteien, die nach dem Besitz der höchsten Gewalt strebten, suchte durch irgend eine fremde Hülfe dazu zu gelangen.

Als nun aber, kaum zwei Jahre später, ein für immer entscheidender Augenblick nahte, hatten sich Absichten und Pläne der patriotischen Partei schon wieder anders gewendet, und niemand dachte mehr an den Prinzen

n Württemberg. Die allgemeine Lage hatte sich, als der Reichstag 1788 sammentrat, in solcher Weise gestaltet, daß jeder Pole sich sagen mußte, t oder nie sei der Augenblick, die Selbständigkeit des Reichs wieder zu winnen; — Rußland war in einen bedenklichen Doppelkrieg mit der ürkei und Schweden verwickelt, der fast über seine Kräfte zu gehen schien; — esterreichs Macht an der Donau und in den Niederlanden beschäftigt; — reußen unter Bedingungen bereit, eine hülfreiche Hand zu leihen. — Zu- m war neuerdings wieder Vielerlei geschehen, das wohl geeignet schien, as National-Gefühl der Polen zu empören, das jedenfalls zeigte, wie othwendig es sei, die Unabhängigkeit des Landes sicher zu stellen, indem an die Mittel schuf, sie zu wahren. Eben wie zu Münnichs Zeiten urden die südöstlichen polnischen Provinzen auch diesmal wieder von eiten Rußlands ganz wie russisches Gebiet behandelt; russische Truppen arschirten, ohne auch nur anzufragen, durch diese Provinzen, richteten rt ihre Magazine ein und begannen von dort aus ihre Operationen gen die Türkei — und das hatte diesmal sogar schlimmere Folgen, als jener früheren Zeit. Denn die russische Bauern-Bevölkerung Wolyniens d Podoliens benützte die Anwesenheit russischer Truppen, um sich gegen ihre lnischen Zwingherren zu empören, deren mehrere mit Weib und Kind schlagen wurden. Wie die Gegenpartei eben niemals einräumen will, aß eine solche Bewegung von selbst aus der Masse des Volks hervor- egangen sein könnte, und sich immerdar in der Vorstellung gefällt, daß e blos von wenigen bösen Gesellen angezettelt sei, sollten auch diesmal e griechisch-nicht-unirten Geistlichen jener Lande allein das ganze Unheil gestiftet haben. Betheiligt dabei waren diese vielfach mißhandelten und bitterten Geistlichen ohne Zweifel, denn daß auch sie die Gelegenheit hrnahmen, sich zu rächen, ohne die möglichen künftigen Folgen zu er- igen, ist, wie die gesellschaftlichen Zustände dort waren, natürlich genug.

Zu dem Bewußtsein, daß unter diesen Umständen etwas geschehen üsse, um dem drohenden Untergang vorzubeugen, scheinen nur sehr nige Einzelne unter den Polen gekommen zu sein; dagegen glaubten le Parteien zu gewahren, daß unter diesen Bedingungen etwas geschehen nne, um ihre Parteizwecke zu erreichen. Man rüstete sich von allen eiten dazu, und da alle Parteien einsahen, daß von einem sogenannten ien Reichstag, wo das liberum veto galt, gar nichts zu hoffen war, eil da nicht allein jede Partei, sondern jeder einzelne einheimische oder emde Intrigant, der irgend einem Landboten ein Paar Ducaten für sein nie pazwoliam" geben wollte, jeden Beschluß hintertreiben konnte; da e Partei in einer oder anderer Weise die Stimmen-Mehrheit zu ge- innen hoffte, einigte man sich (1788), wenn auch mit Mühe dahin, daß r Reichstag ein conföderirter sein sollte, auf dem, wie in jeder Con- deration, Stimmenmehrheit entschied.

Wollte man Polen retten, so war vor allem nothwendig, die Zeit

zu benützen, wo man keinen Angriff zu befürchten hatte, um das Reich wehrhaft zu machen. Anstatt dessen rechnete jede Partei, auch jetzt wieder, für ihre Zwecke auf irgend einen fremden Beistand. Der König Stanislaus Poniatowski, der eine größere Gewalt haben wollte, verließ sich auf die Versprechungen, die ihm Katherina zu Kaniew gemacht hatte, und hoffte, sie werde in der schwierigen Lage, in der sie sich befand, nicht widersprechen, wenn er vom Reichstag etwas erlangte, ja sie werde ihn wohl gegen die Rußland feindlich gesinnten Parteien in Polen unterstützen. Er wendete sich durch den Gesandten Grafen Stackelberg an die Kaiserin. Auch die Patrioten rechneten anfangs auf russische Unterstützung, die Potemkin vermitteln sollte; dann eine Zeit lang auf Preußen; als dann die kurze Hinneigung zu dem Berliner Hof sich, nach der Wendung der preußischen Politik auf dem Reichenbacher Congreß, unter lautem Geschrei über Preußens Verrath, in glühenden Haß verwandelt hatte, suchten und fanden sie ihre Stütze in Oesterreich. Unter dem Schutz dieser Macht wurden dann mehrere, scheinbar sehr wichtige Beschlüsse gefaßt, es wurde sogar zuletzt ein seltsamer Staatsstreich von scheinbar sehr weit reichender Tragweite ausgeführt. Das wirkliche, reale Ergebniß des Reichstags aber war, daß Polen sich mit Preußen verfeindete, in leidenschaftlicher Unvernunft Rußland und seine Kaiserin beleidigte und zum Kampf herausforderte, zugleich aber dieser Macht gegenüber vollkommen wehrlos blieb.

Zwar wurde gleich zu Anfang der Vorschlag, die stehende Armee des Reichs um das Sechsfache zu vermehren und auf 100,000 Mann zu bringen, mit einstimmiger Begeisterung aufgenommen und sofort (October 1788) zum Beschluß erhoben, und da man dem König und seiner Hinneigung zu Rußland nicht traute, beschäftigte man sich vor allen Dingen mit den Anordnungen, die nöthig schienen, um dies gewaltige Heer so viel wie möglich dem persönlichen Einfluß des Königs zu entziehen. Als aber dann im Lauf der nächstfolgenden Tage die finanziellen Mittel zur Errichtung und Erhaltung dieser Armee verlangt wurden, da gerieth die Sache ins Stocken. Im ersten Augenblick poetischer Begeisterung beschloß zwar der Adel durch Acclamation, ein Zehntheil seiner Einkünfte diesem Zweck zu weihen — aber, sehr bald ernüchtert, suchte dann ein jeder sich dieser Last wieder zu entziehen, und die Herren gaben sämmtlich ihre Einkünfte so niedrig an, daß die Steuer nur ein sehr ärmliches Ergebniß geliefert hätte — wenn sie überhaupt je gezahlt worden wäre. Kurz, Abgaben, Steuern wollte niemand entrichten, und so blieb es denn beim Alten.

Auf Betreiben Ignatz Potockis und Branickis wurde der permanente Rath nun (Januar 1789) wirklich aufgehoben, obgleich der König darauf aufmerksam machte, daß dieser Rath ein wesentlicher Bestandtheil derjenigen Verfassung Polens sei, welche die Kaiserin von Rußland garantirt habe, und obgleich alle Magnaten die Jahrgelder aus Rußland bezogen, widersprachen und warnten. — Die patriotische Partei fühlte sich durch

solche Warnungen nur gereizt, und verstieg sich zu leidenschaftlichen Declamationen, die nur dann gerechtfertigt scheinen konnten, wenn man auch zu heroischen Thaten entschlossen und — fähig gewesen wäre.

Am übermüthigsten aber wurde Rußland durch das Gebahren des Reichstags in Beziehung auf die empörten Leibeigenen in Wolynien herausgefordert. Daß es nöthig oder rathsam sein könnte das schwere Joch zu erleichtern, unter dessen Druck diese Unglücklichen zu einem mehr thierischen als menschlichen Dasein hinabgesunken waren, daran dachte niemand, und das war in gewissem Sinn natürlich genug, denn diese kleinrussischen Leibeigenen in Wolynien waren in der That nicht schlimmer daran als die polnischen im eigentlichen Polen. Nur von Unterdrücken und Strafen war die Rede; man beschuldigte russische Beamte, Fuhrleute, Kaufleute den Aufstand angefacht zu haben, besonders aber die Geistlichen der griechischen Kirche, „Polens natürliche Feinde", wie Branicki sie nannte, die in Polen für die Schirmherrin ihrer Kirche, die russische Zarin, beteten. — Zuerst unter allen Mitgliedern der tobenden Versammlung rief (5./16. April 1789) der Landbote Niemcewicz aus, nach solchen Beweisen russischer Freundschaft überlasse er es dem Reichstag zu entscheiden, ob den russischen Truppen der Durchzug durch polnisches Gebiet ferner noch gestattet werden könne, und in der nächstfolgenden Sitzung erklärte der Fürst Sapieha unter allgemeinem Beifall, man dürfe Rußland nicht gestatten Truppen auf polnischem Gebiet zu haben, man müsse auch die Durchzüge russischer Truppen nicht ferner erlauben; man müsse — den König von Preußen zu Hülfe rufen, der werde diesem Unfug schon wehren! — Der Landbote Suchorzewski schrie, man müsse den russischen Gesandten aus dem Lande weisen und Rußland den Krieg erklären. Dazu kam es nun freilich nicht, ja nicht einmal zu dem förmlichen Beschluß, den Truppen der Kaiserin fortan den Durchzug zu verweigern; der Anhang Rußlands auf dem Reichstag war zu zahlreich dazu und außerdem mochte wohl auch mancher, der nicht zu diesem Anhang gehörte, durch das Bewußtsein polnischer Ohnmacht abgehalten werden, einem Beschluß zuzustimmen, der eine Macht voraussetzte.

Die Thaten bewegten sich in einer minder erhabenen Sphäre als die Reden. Sapieha und der Fürst Radziwil, Palatin von Wilna, klagten den griechisch-rechtgläubigen Bischof Victor Sadkowski, Vicar des Bisthums Kiow, an, er habe die Bauern im sluzker Kreise aufgewiegelt, und vergebens machte der russische Gesandte Stackelberg darauf aufmerksam, daß dieser Prälat Bischof von Perejaslawl in Rußland und russischer Unterthan sei, er erhielt sogar nur mit Mühe das Versprechen, daß Sadkowski wenigstens nicht ungehört verurtheilt werden sollte, und da ihm für den Augenblick keine russischen Bayonette zu Gebote standen, hielten es die Polen, weil es gefahrlos schien, auch für erlaubt, ihm gegenüber das Völkerrecht gröblich zu verletzen; es genügte ihnen nicht, daß der Bischof

Sadkowski im Hause des russischen Gesandten bewacht wurde; polnische Soldaten drangen mit Gewalt in dieses Haus und ergriffen den Bischof in der Hauscapelle des Gesandten, um ihn den polnischen Gerichten zu überliefern.

In gewissem Sinn konnten sich die Polen allerdings zu einem solchen Beginnen berechtigt, ja aufgefordert glauben, denn wie oft hatte sich Rußland ärgere Gewaltthaten in Polen erlaubt, wie oft waren polnische Magnaten und Bischöfe von russischen Truppen in Warschau verhaftet und als Gefangene nach Rußland geschafft worden! — Aber wenn Rußland glaubte, sich über das Recht hinwegsetzen zu können, hatte es keinen Grund an seiner Macht zu zweifeln, und das macht einen sehr wesentlichen Unterschied.

Katherina zeigte in diesem Fall den Polen, welches Benehmen die Klugheit vorschreibt, wenn man nicht in der Lage ist, dem Wort die That auf dem Fuß folgen zu lassen. Sie schwieg, so lange der Friede mit der Türkei nicht geschlossen war, zu dieser Verletzung des Völkerrechts, zu der Beleidigung, die ihrem Gesandten widerfahren war und ließ sogar die russischen Truppen aus Wolynien zurückziehen und das polnische Gebiet mit Durchzügen verschonen, obgleich der polnische Reichstag darüber zu keinem Beschluß gekommen war.

Eine eigentliche Schuld war natürlich dem Bischof Sadkowski nicht nachzuweisen, aber das Verfahren gegen ihn machte die Gefahr offenbar, die in den kirchlichen Verhältnissen jener klein-russischen Provinzen Polens lag. Seitdem Kiow, die Metropole der Griechisch-Gläubigen in Polen, wieder zu Rußland gehörte, war die Bevölkerung, soweit sie der orientalischen Kirche angehörte, in kirchlicher Beziehung von Rußland abhängig, wie vor der Zeit des Großfürsten Witowt, der diese Bande mit gutem Bedacht und nicht ohne Mühe gelöst hatte. Alle griechisch-rechtgläubigen Priester des polnischen Klein-Rußlands standen unter dem moskauischen Patriarchen und seit den Tagen Peters des Großen unter dem russischen Synod, der an dessen Stelle getreten war; ihm leisteten sie den Eid des Gehorsams. — Da nun außerdem die lateinische Kirche alle theologischen Unterrichts-Anstalten griechischen Glaubens im Reich unterdrückt hatte, ergab sich die bedenkliche Nothwendigkeit fast alle Pfarren in dem polnischen Klein-Rußland mit Priestern zu besetzen, die in Rußland geboren und, wohl oder übel, auf den russischen Seminarien gebildet waren. Daß diese Verhältnisse von Seiten Rußlands benützt würden, daß man in den genannten polnischen Provinzen so viel wie möglich moskowitische Geistliche anstellte, auch wo es nicht unumgänglich nothwendig war, daß man in den dortigen griechischen Kirchen für die Beschützerin des rechten Glaubens, für die Zarin beten, die Erfolge der russischen Waffen durch Kirchenfeste feiern ließ, daß man sich bemühte, die rechtgläubigen Klein-Russen des polnischen Gebiets auf diesem Wege an den Gedanken zu gewöhnen, daß das recht-

gläubige Rußland ihre eigentliche, rechtmäßige Heimat sei —: das Alles versteht sich in dem Grade von selbst, daß es kaum erwähnt zu werden braucht.

Die Aufregung des Reichstags war, als ihm diese Dinge berichtet wurden, so groß, daß auch der König Poniatowski sich von Rußland lossagen mußte und ein Defensiv-Bündniß mit Preußen — am 29. März a. St. 1790 — geschlossen werden konnte. Sadkowski blieb, ohne daß ein Urtheil gefällt wurde, ein Gefangener.

Die wenigen Besonenen, die es unter den Polen gab, sahen natürlich wohl ein, daß damit nicht ohne Weiteres allen Gefahren vorgebeugt war, die in jenen kirchlichen Verhältnissen lagen und beschäftigten sich mit dem naheliegenden Gedanken, die Bande, welche polnische Provinzen von dem slawischen Nachbarlande abhängig machten, wieder zu lösen, wie der Großfürst Witowt sie schon einmal gelöst hatte. Zuerst dachte man die griechische Kirche des polnischen Klein-Rußlands dem Patriarchen von Constantinopel unterzuordnen; da dieser Kirchenfürst aber eine solche Erweiterung seines Patriarchats ablehnte, trat der Gedanke hervor, der griechischen Kirche im polnischen Reich eine selbständige Organisation zu gewähren und einen eigenen Synod, der, unabhängig von dem russischen, gleich diesem den Patriarchen vertreten hätte, an ihre Spitze zu stellen. Kam es zur Einsetzung eines griechischen Metropoliten, so wollte man diesem Sitz und Stimme im Senat des Reichs gewähren. Aber alles Bemühen, diese Pläne in das Leben zu rufen, blieb vergeblich; den Besonnenen traten auf jedem Schritt die Unvernunft der Mehrzahl und — Rom! in den Weg.

Die sogenannte patriotische Partei war inzwischen mehr und mehr österreichischem Einfluß verfallen, obgleich sie zugleich auf das Bündniß mit Preußen zählte, selbst nach dem Congreß zu Reichenbach und der Wendung, welche die preußische Politik dort genommen hatte und die zum Theil auch durch die Polen selbst veranlaßt war. Was den König Poniatowski bewogen haben mag, sich nun auch seinerseits dieser, seit so langer Zeit mit ihm verfeindeten Partei wieder einmal anzuschließen, ist nicht mit Bestimmtheit ermittelt. Ein Sclave des Flitterstaats, an dem er seine Freude hatte und den er unter keiner Bedingung missen wollte, war er schon dadurch abhängig, daß Verschwendung und besonders die schönen polnischen Damen, denen er huldigte und deren Gunst nie umsonst zu haben war, ihn immer von neuem in unabsehbare Schulden verwickelten. Durch die Aussicht auf Geld, um seine Schulden zu bezahlen, konnte er zu Mancherlei bewogen werden. Doch lag ihm auch die Verbesserung der polnischen Zustände am Herzen, so weit das bei solchem Leichtsinn und einem schwachen Charakter möglich war. Er mochte sich überzeugt haben, daß auf die Versprechungen, die man ihm zu Kaniew gemacht hatte, wenig oder gar nicht zu bauen sei und daß die Kaiserin Katherina niemals eine

wirklich durchgreifende Veränderung der polnischen Verfassung gestatten werde. Andererseits konnte die patriotische Partei ihm Zugeständnisse machen, die für ihn großen Werth hatten und sie scheint das wirklich gethan zu haben. Es scheint, sie lassen sich in den Verfassungsvorschlägen nachweisen, die auf dem Reichstag zur Sprache kamen.

Auf diesem Reichstag, der sich immer verlängert in das dritte Jahr hinzog, war nämlich fort und fort von einer veränderten Verfassung des Reichs die Rede, am häufigsten wurde über die Thronfolge gesprochen und gestritten und der Gedanke, den Churfürsten von Sachsen zum Nachfolger Poniatowskis zu erwählen, wurde vielfach gebilligt; nur wollten nicht alle diesem Vorschlag geneigten Parteien unbedingt darauf eingehen, die Krone zugleich für erblich zu erklären, wie ein großer Theil der patriotischen Partei beabsichtigte. Man stritt selbst darüber, ob man den Churfürsten schon bei Lebzeiten Poniatowskis zum Nachfolger wählen könne; nicht die russische Partei allein, auch andere machten darauf aufmerksam, daß auch das schon gegen die bestehende Verfassung sei.

Die Erblichkeit der Krone war aber die unerläßliche Vorbedingung jedes besseren — jedes anderen Zustandes — und innerhalb der patriotischen Partei schien der Gedanke die erbliche Krone Polens dem sächsischen Hause zu übertragen, entschieden herrschend zu werden. In Wien fand er unter Leopold II. eben so entschiedenen Beifall; denn Sachsen und Polen unter einer katholischen Regierung zu einem Staat vereinigt, der Preußen umklammerte und den man gegen Preußen verwenden konnte —: das mußte dem österreichischen Hof in hohem Grade erwünscht sein! — Dagegen konnte eine solche Verfügung weder dem König Poniatowski noch den Czartoryskis in demselben Grade zusagen; die Letzteren sahen sich dadurch für immer von der Krone ausgeschlossen; der König vollends mußte sich sagen, daß seine Angehörigen, wenigstens soweit sie seinen Namen trugen, dadurch alle und jede politische Bedeutung verloren, da die Poniatowskis weder ihrer Herkunft und Vergangenheit, noch ihrem Vermögen nach zu den polnischen Magnaten-Familien gehörten.

Auch erhielt der Artikel, der die Thronfolge feststellte, in dem Verfassungs-Entwurf, über den Ignaz Potocki, der Vice-Kanzler und Prälat Hugo Kolontai und einige andere Führer der patriotischen Partei sich mit dem König verständigten, eine wesentlich andere Fassung. Der Churfürst von Sachsen hatte nur eine Tochter, sonst keine Kinder; es wurde demgemäß festgesetzt: die erbliche Thronfolge wird eingeführt; nach dem Tode Stanislaus Poniatowskis auf den Churfürsten Friedrich August von Sachsen übertragen und demnächst auf dessen Tochter, die den etwas seltsam gewählten Titel „Infantin von Polen" erhält; der König und die Nation werden für diese einen Gemahl wählen und ihre Nachkommen werden den Stamm einer neuen Dynastie polnischer Könige bilden.

Daß der Artikel so gewendet wurde, war möglicher Weise das Zu-

geständniß, vermöge dessen der König für die Pläne der Patrioten gewonnen wurde und so bedingt konnte er allerdings allen zunächst Betheiligten gefallen —: nämlich indem ein jeder von ihnen sich eine andere Person als den vom König und der Nation gewählten Gemahl der „Infantin von Polen" dachte —: der König seinen Neffen, den nachherigen französischen Marschall, Joseph Poniatowski, die Czartoryskis einen der Ihrigen, den jungen Prinzen Adam Georg, Sohn Adam Kasimirs — oder doch seiner Gemahlin.*)

Wie wenig von den Berathungen des Reichstags eine wirkliche, ernste Regeneration Polens zu erwarten stand, geht schon daraus hervor, daß niemand an das dachte — denken durfte — was die unerläßliche Vorbedingung eines besseren Zustandes war, nämlich an die Aufhebung der Leibeigenschaft; oder doch, wenn eine so durchgreifende Maßregel bei der unglaublichen Verkommenheit des polnischen Landvolks nicht rathsam schien, wenigstens an eine Erleichterung des Jochs, eine gesetzliche Regelung des Verhältnisses zwischen Grundherren und Bauern. Der Entwurf besagte in dieser Beziehung nur, daß Contracte, welche Gutsbesitzer mit ihren Bauern geschlossen hätten oder künftig schließen würden, fortan gehalten werden sollten. — Förmliche Contracte hatten polnische Gutsbesitzer bis dahin wohl nur mit deutschen Colonisten geschlossen, die sie in das Land zu locken suchten, und der so allgemein gehaltene Artikel enthielt zwar wohl das naive Geständniß, daß solche Contracte bis zur Zeit *nicht* gehalten worden seien, daneben aber gewährte er nicht die mindeste Bürgschaft dafür, daß in Zukunft wirklich auf ihre Erfüllung zu rechnen sei. Denn wer waren und blieben die Richter in jedem wirklich gegebenen Fall, der zur Klage kam? — Nach wie vor niemand anderes als der polnische Adel selbst.

Auch die Zugeständnisse, die den Städten, dem Bürgerstand gemacht wurden, waren sehr spärlich bemessen. Die sämmtlichen Städte des Reichs zusammen sollten fortan vierundzwanzig Abgeordnete zum Reichstag senden und Bürgerliche durften adelige Güter kaufen, worauf ihnen dann der nächste Reichstag den Adel ertheilen mußte.

Außer dem Artikel, der die Thronfolge festsetzte, waren von den zwölfen, aus denen der Entwurf bestand, nur noch zwei von wirklicher Bedeutung: der eine nämlich, der alle Conföderationen für die Zukunft untersagte und das liberum veto abschaffte — und derjenige, der als der erste an die Spitze des Ganzen gestellt wurde. Er erklärte die römisch-katholische Religion für die herrschende und versprach allen anderen Duldung — doch ihren Anhängern keine politischen Rechte.

Wie sollte nun aber dieser Entwurf zum geltenden Staatsrecht Polens erhoben werden? — Er war nur wenigen Eingeweihten bekannt, vor der

*) Bericht des sächsischen Gesandten, Herrmann VI. 355.

Menge geheim gehalten — und daß der Reichstag ihn jemals durch irgend eine ehrliche Stimmenmehrheit annehmen könnte, daran war nicht im Entferntesten zu denken. Abgesehen von der russischen Partei, an deren Spitze nun wieder der Hetman Branicki stand und die nicht geneigt war sich, gleich dem König, den Patrioten anzuschließen, — abgesehen auch von den „unabhängigen" Stimmen, die der russische Gesandte im entscheidenden Augenblick um einen mäßigen Preis zu Hunderten kaufen konnte, — wußten die Führer sehr wohl, daß die große Mehrzahl des polnischen Adels sich in der vollkommenen Regierungslosigkeit des Landes gefiel und keineswegs gesonnen war, das liberum veto oder das geniale Treiben der Conföderationen, oder vollends die Königswahlen aufzugeben. Ebenso wußten sie sehr wohl, daß die Magnaten-Familien, die nicht ihrem Bündniß angehörten, auch nicht gesonnen waren die Regierungsgewalt für immer in die Hände der wenigen Häuser fallen zu lassen, in denen sie ihre Nebenbuhler und Gegner sahen.

Ein klug geleiteter Staatsstreich konnte allein zum Ziele führen und einem solchen wurden in gewissem Sinn von Wien aus die Wege gebahnt — nämlich durch die Hoffnungen und Befürchtungen, die von dort aus in Polen geweckt wurden, durch die Stimmung, welche die österreichische Regierung bemüht war im Lande hervorzurufen. Leopold II. versäumte nichts, um die vornehmen Polen zu gewinnen, die nach Wien kamen: das heißt diejenigen, die der patriotischen Partei angehörten, denn andere schlugen den Weg dorthin nicht ein, von den Führern dieser Partei aber war fortwährend der eine oder der andere unterhandelnd am österreichischen Hof. Ebenso wenig versäumte der Kaiser was ihren Argwohn gegen Preußen rege machen konnte, und man muß gestehen, daß er dabei nicht sehr gewissenhaft zu Werke ging.

So kehrte die Fürstin Czartoryska im April 1791 aus Wien zurück, begeistert von den herrlichen Versprechungen, die ihr der Kaiser Leopold gemacht hatte. Er hatte ihr persönlich versichert, daß er nie aufhören werde den regsten Antheil an dem Schicksal Polens und der Behauptung seiner Unabhängigkeit zu nehmen. Gegen andere Polen äußerte der Kaiser sich wiederholt und ausführlich darüber, wie gern er der Republik Polen das schöne und reiche Galizien zurückgeben würde, wenn die Höfe von Petersburg und Berlin sich nur bewegen ließen der Selbständigkeit Polens ein entsprechendes Opfer zu bringen —: Verheißungen, die ihren Eindruck nicht verfehlten und doch durch die Bedingung, an die sie geknüpft waren, ganz unbedenklich gemacht wurden.*)

Zu gleicher Zeit ließ man den polnischen Gesandten in Wien, Namens Wohna, (März 1791) wissen, der König von Preußen habe sich erboten dem Hause Oesterreich, vermöge einer neuen Theilung, zu einem

*) Herrmann VI. 568.

erweiterten Besitz in Polen zu verhelfen, wenn Oesterreich dagegen die „Acquisition" Danzigs für Preußen „erleichtern" wolle, daß aber der biedere, streng rechtliche Kaiser Leopold diese Eröffnungen mit der Bemerkung zurückgewiesen habe, er könne auf keine Pläne eingehen, die dem Vertrag von 1775 widersprächen.*)

Das geschah in dem Augenblick, wo Preußen den Versuch, Danzig vermöge eines vortheilhaften Handelsvertrags zu gewinnen, der den Polen dafür geboten wurde, fallen ließ und die Unterhandlungen darüber abzubrechen beschloß. Dennoch aber fanden diese Andeutungen in Warschau so entschieden Glauben, daß sie die größte Unruhe erregten, und das war es wohl eigentlich was beabsichtigt wurde.**) — Der polnische Gesandte in Berlin, Fürst Jablonowski, befragte dieser angeblichen Pläne wegen die preußischen Staatsmänner in höchster Besorgniß und Aufregung.

Diese eigenthümlichen Schachzüge der österreichischen Diplomatie liegen selbst in der Zeit dem zu Warschau beabsichtigten Staatsstreich so nahe, daß man kaum umhin kann, sie in unmittelbarem Zusammenhang damit zu denken. Noch dazu war es gerade der von Oesterreich angeregte Verdacht, den die Führer zu Warschau für ihre Zwecke ausbeuteten.

Der König Poniatowski und die Patrioten hatten nämlich die Osterzeit zur Ausführung ihres Staatsstreichs ausersehen, weil sie wußten, daß die große Mehrzahl der Senatoren und Landboten dann abwesend, auf dem Lande sein würden, während die Eingeweihten, auf die man zählen konnte, natürlich zur Stelle blieben. Neun Tage nach Ostern, am 3. Mai (1791), wurde dann die berühmte „Revolution" in Scene gesetzt, die noch heute von den Polen, mit sehr geringem Recht, als eine große Nationalthat gefeiert wird.

Der Reichstag wurde an diesem Tage unter einem seltsamen Aufwand ungewohnter und geräuschvoller militärischer Maßregeln zusammenberufen, als ob er in irgend einer unbekannten, aber überschwenglichen Gefahr schwebe. Natürlich hatten diese mit wichtig thuendem Eifer betriebenen Maßregeln, nach deren Veranlassung jedermann fragte, während niemand darüber Auskunft zu geben wußte, keinen anderen Zweck, als im Reichstag und in der Stadt eine allgemeine Aufregung zu verbreiten, und der wurde vollständig erreicht.

Von den 137 Mitgliedern des Senats waren nur 33 anwesend, von der gesetzlichen Zahl der Landboten, die 370 betrug, und den 347, die es zur Zeit wirklich gab, nur 124; die Partei der Patrioten aber hatte sich vollständig eingefunden. Dieser Versammlung von 157 Köpfen der 327 Mitglieder, das heißt mehr als zwei Drittheile des Reichstags fehlten, wurden nun die ergreifendsten Mittheilungen gemacht. Anstatt

*) Herrmann VI. 341.
**) Derselbe VI. 565—566.

der unbedeutenden Dinge, die auf der Tagesordnung standen, mußte die „Deputation der auswärtigen Angelegenheiten" den Versammelten Depeschen und Privatbriefe aus Wien, Petersburg, Berlin, Paris, dem Haag und noch von anderen Orten her vorlesen, aus denen übereinstimmend hervorging, daß man in Petersburg und Berlin eine neue Theilung Polens beabsichtige. Das in dem Augenblick, wo Preußen, wie gesagt, den Anspruch auf Danzig fallen ließ und sich am Vorabend eines Krieges mit Rußland glaubte! Die Diplomaten, alle Freunde Polens riethen, hieß es weiter, den Abschluß der neuen Verfassung zu beeilen. — Der englische und der sächsische Gesandte in Warschau bezeugen, daß diese Depeschen und Briefe gefälscht, daß sie in Warschau selbst angefertigt waren, auch konnten zur Zeit in der That solche Winke nur aus Wien kommen.

Der König Poniatowski aber schien sie sehr ernsthaft zu nehmen; er hatte schon die Vorlesung der Depeschen durch die Bemerkung eingeleitet, man müsse den Augenblick benützen, um das Vaterland zu retten — und nach der Vorlesung rief er vom Thron herab, Polen sei verloren, wenn man mit der Annahme der neuen Verfassung zaudere; der Entwurf sei fertig; man brauche sie nur anzunehmen. Nun wurden die zwölf Artikel des Entwurfs vorgelesen, der Marschall Malachowski setzte der Versammlung auseinander, daß diese Verfassung besser sei als die Englands — und obgleich nicht wenige Stimmen sich laut und leidenschaftlich für die alte Freiheit und gegen das erbliche Königthum erhoben und ihrem Zorn über die Verschwörung gegen das alte Recht Worte liehen, forderten doch die Patrioten den König auf, sofort den Eid auf die neue Verfassung zu leisten, alle dem Vaterland ergebenen Polen würden ihm beistimmen. Als dann der König in den Saal hinein rief: „wer für die neue Verfassung ist, erhebe die Stimme!" — antworteten die Patrioten mit tumultuarischem Zuruf: „Alle! Alle!" — Die sogenannten Arbitri, d. h. die ganz unberufenen Zuschauer und Zuhörer, die nie auf einem polnischen Reichstag fehlten, sich ein Recht der Controle anmaßten und es sich niemals versagten mit zu lärmen, vereinigten ihre lauten Stimmen mit denen der patriotischen Landboten — dazu waren sie diesmal gekommen oder bestellt, — der leidenschaftliche Widerspruch der Gegner wurde überschrieen, — mitten in dem tobenden Lärm wurde das Evangelium herbeigebracht, der König leistete darauf den Eid und eilte dann mit seinem Anhang durch die inneren Gänge des Palastes in die Johannis-Domkirche. Dort wurde die neue Verfassung dann auch von denjenigen Senatoren und Landboten beschworen, die sich dazu berufen glaubten. Etwa ein Drittheil der berechtigt anwesenden, ungefähr fünfzig, Landboten blieben im Saal zurück, um einen Protest gegen die neue Verfassung aufzusetzen und einzureichen; sie wollten diesen Protest dann in herkömmlicher Weise bei dem Warschauer Stadtgericht niederlegen, dies Gericht aber weigerte sich — gegen alles bestehende Recht, insofern in Polen überhaupt von

iem Recht die Rede sein konnte — ihn anzunehmen, und damit sollte
n die neue Verfassung für angenommen, für zu Recht bestehend gelten!

Für den Unbefangenen bleibt es immerdar in hohem Grade be-
emdend, daß der König und die patriotische Partei glauben konnten, sie
ätten durch diese Taschenspielerkünste etwas Wirkliches geschaffen und
wirkt. Um zu ihrem Ziel zu gelangen, hatten sie es nöthig gefunden
rei Viertheile aller Senatoren, das heißt drei Viertheile aller Leute, die
n Polen durch Stellung und Vermögen Bedeutung hatten — darunter
ast alle Kirchenfürsten — von der Berathung auszuschließen: wie konnten
e sich da dem Wahn hingeben, daß das ganze, in sich zerrissene Polen,
aß alle hadernden Parteien sich nun ohne Weiteres dem Beschluß einer
wenig zahlreichen Minderheit, weniger Magnaten-Familien und ihres
nhangs, unterwerfen würden! — Wo war denn die reale Macht, die
lle widerstrebenden Elemente dazu zwingen konnte?

Im ersten Augenblick freilich war der unbedachte Jubel in der Haupt-
adt so groß und laut, daß die übervortheilten Gegner zunächst betroffen
hwiegen oder verstummten. So der Hetman Branicki. Er traf, eilig
nachrichtigt, schon am 4. Mai an der Spitze von vierhundert Landedel-
uten in Warschau ein, um den gemeinschaftlichen Protest der Schaar
ei dem Gericht einzureichen. Auf Veranstaltung der Gegenpartei, die
ort und fort einen wirklichen Erfolg von armseligen kleinen Künsten er-
wartete, fand er den Gerichtshof geschlossen. So konnte denn, der Form
nach, auch dieser Protest als nicht erfolgt angesehen werden! Ohne Zweifel
wieder ein großer Gewinn in den Augen der Patrioten!

Der wankelmüthige Branicki ließ sich nun sogar bestimmen die neue
erfassung mit zu unterschreiben. Bald aber erhob sich von mehr als
ner Seite ein entschiedener, ja leidenschaftlicher Widerspruch gegen alles
eu Verfügte; namentlich auch von Rom aus. Der päpstliche Nuntius
hielt von dort aus den Befehl, Verwahrung gegen die den „fremden
onfessionen" in der neuen Verfassung versprochenen Zugeständnisse ein-
ulegen und zu erklären, daß dergleichen in einem katholischen Lande ganz
nzulässig sei. So wollte auch Rom seinen Beruf, auch seinerseits das
Mögliche zu Polens Untergang beizutragen, bis an das Ende vollständig
füllen.

Selbst in Warschau verrauchte die hell auflodernde Begeisterung sehr
hnell. Schon am 28. Mai mußte der sächsische Gesandte seiner bei
iesen Begebenheiten sehr nahe betheiligten Regierung berichten, daß in
er Hauptstadt selbst eine dumpfe Unzufriedenheit mit der neuen Ver-
ssung sich zu regen beginne; man finde, daß die Macht des Königs der
reiheit der Nation gefährlich zu werden drohe, und kam auch zu der
insicht, daß es bei der Einführung der Erblichkeit der Krone sehr unge-
tzlich zugegangen sei; denn abgesehen selbst davon, daß eine Minderzahl
es Reichstags sich die Entscheidung angemaßt hatte, waren die Landboten,

an die Instructionen gebunden, die sie von ihren Wählern, den Bezirks-Landtagen, erhielten, gar nicht bevollmächtigt, für eine solche Veränderung der bestehenden Verfassung zu stimmen. — In den Provinzen vollends gab es gar keine Begeisterung, die etwa verrauchen konnte. Schon früher, während auf dem Reichstag über die Erblichkeit der Krone hin- und hergeredet wurde, hatten sich von den sechzig Bezirks-Landtagen nur zehn dafür erklärt, — fünfzig dagegen — und zehn Tage nach der Revolution hinterlegten der Fürst Joseph Czartorysky — ein Vetter Adam Kasimirs — und eine Anzahl wolhynischer Landboten bei dem Gericht zu Lublin einen Protest, in welchem sie erklärten, die polnische Nation hause nicht in Warschau, sondern im Königreich, und ihr Wille sei nicht in den Abstimmungen ihrer Abgeordneten zu finden, sondern in den Instructionen, welche diese von den Landbezirken erhalten hätten.

Die Kaiserin Katherina sah den Ereignissen in Polen anscheinend ruhig zu und schrieb ihrem Gesandten Bulgakow, der aus den sieben Thürmen in Constantinopel befreit, an Stackelbergs Stelle nach Warschau gekommen war, eine durchaus passive Haltung vor; nur durch Sanftmuth sollte er die Gemüther zu gewinnen suchen, geräuschlos sollte er der russischen Partei Hoffnungen machen; denn so lange der Türkenkrieg währte, war nichts weiter zu thun, mit dem Frieden aber mußte doch der Tag kommen, wo man diese Hoffnungen erfüllen konnte, — und was alsdann geschehen sollte, darüber war die Kaiserin nicht im Zweifel. Vor dem 3. Mai 1791 schrieb sie ihrem Gesandten: Die Erblichkeit der Krone Polens sei unzulässig, eben so die Wahl eines Nachfolgers bei Lebzeiten des Königs. „Die Wahl darf auf Keinen, als auf einen Piasten fallen, und unter den Piasten nur auf einen unerschütterlichen Anhänger Rußlands." — Nach der Revolution faßte sie den Entschluß, dieselbe passive Haltung zu behaupten, bis die Polen selbst ihre Hülfe anrufen würden, um die alte, von Rußland verbürgte Verfassung wieder herzustellen.

Katherina kannte ihre Leute und täuschte sich nicht; der erwartete Hülferuf aus Polen blieb nicht aus, ließ auch nicht allzu lange auf sich warten. Schon im Herbst 1791 eilten zwei polnische Magnaten ersten Ranges, der Kron-Feldzeugmeister Felix Potocki und der Krongeneral Severin Rzewuski nach Jassy, zu Potemkin, zu dem russischen Minister Besborodko, und sendeten von dort aus in alle Provinzen Polens Schreiben, in denen sie die Wiederherstellung der alten Herrlichkeit versprachen; dann eilten sie, da Potemkin gestorben und durch ihn nichts mehr zu erreichen war, nach Petersburg, um ihre Bitten unmittelbar der Kaiserin vorzutragen.

Inzwischen war der österreichische Hof auf das eifrigste bemüht, die Regierungen Rußlands und Preußens für die in Warschau so glücklich bewerkstelligte Revolution zu gewinnen. In Petersburg ließ Kaiser Leopold geltend machen, es sei allerdings nöthig, die königliche Macht in Polen in

Schranken zu halten, aber auch der Anarchie ein Ende zu machen, ein Erbkönig von Polen werde stets den beiden Kaiserhöfen aufrichtiger ergeben sein, als ein Wahlkönig, der nie nach einem festen System handeln könne; er werde das Gebiet des polnischen Staats, als Eigenthum seines Hauses, besser wahren als ein Wahlkönig, und den Absichten Preußens kräftiger widerstehen; auch sei es unter einem Erbkönig leichter, einer wirklichen Verbesserung der polnischen Zustände Hindernisse in den Weg zu legen; der Adel werde ihm, einem fremden Prinzen, stets entschiedener Opposition machen, als einem Piasten u. s. w.*)

Was Oesterreich wiederholt, und dann ein letztes Mal am 10. März 1792 in Berlin vortragen ließ, war wesentlich anders gefaßt. Da hieß es, Preußen und Oesterreich hätten das gleiche Interesse durch Befestigung der Ruhe und Ordnung in Polen einen Quell ewiger Zwietracht zu schließen und zu diesem Ende dort die Erblichkeit der Krone einzuführen. Der Churfürst von Sachsen sei für Preußen wie für Oesterreich der angemessenste König des Landes, auch widerspreche es dem Interesse der beiden Höfe nicht, das Erbrecht auf die Brüder des Churfürsten zu übertragen, und zwar auf den jedesmaligen regierenden Churfürsten. Denn Alles komme darauf an, daß Polen nicht länger von dem vorwiegenden Einfluß einer benachbarten Macht — (Rußlands?) — abhängig bleibe. Rußland werde wohl zustimmen, da es durch einen Widerspruch gegen ein so zweckmäßiges System ganz unstatthafte Eroberungsgelüste verrathen würde.**)

Eigenthümlich ist dabei unter Anderem auch, daß der österreichische Hof, nachdem die Polen eine erste Andeutung, daß man die Infantin von Polen mit einem österreichischen Erzherzog vermählen könne, sehr ungünstig aufgenommen hatte, das Dasein dieser Infantin vollständig ignorirte, und nur davon sprach, die Krone Polens bleibend und auf immer mit dem sächsischen Churhut zu verbinden.

Diese, wenigstens in der Motivirung nicht ganz übereinstimmenden Mittheilungen des Wiener Cabinets machten weder in Petersburg noch in Berlin den gewünschten Eindruck. Katherina beantwortete sie so wenig, als sie den unzufriedenen Polen bestimmte Versprechungen machte; sie erwartete schweigend den günstigen Augenblick, — und in Berlin dienten die Eröffnungen Oesterreichs nur dem König Friedrich Wilhelm II. die Augen zu öffnen. Die preußische Regierung hatte sich zu Anfang günstig über die polnische Revolution geäußert; jetzt erst wurde man in Berlin gewahr, wohin sie unter österreichischer Leitung führen sollte. Polen und Sachsen bleibend vereinigt zu einer weit überwiegend slawischen und katholischen, unter den Einfluß Oesterreichs und des päpstlichen Nuntius gestellten Monarchie, die dem damaligen Preußen an materiellen Mitteln

*) Ssolowiew 261 u. flgde.

**) Sybel, Geschichte d. fr. Rev. I. 474.

der Macht überlegen, einen weit vorgeschobenen Vorposten im Herzen Deutschlands gehabt und Preußen umklammert hätte —: es war kaum möglich, eine Combination zu erdenken, die dem Interesse Preußens und Deutschlands entschiedener widersprochen hätte! Daß die Haltung Preußens Polen gegenüber nach dieser Entdeckung eine wesentlich andere wurde, ja in eine entgegengesetzte überging, ist natürlich genug, aber die unvorsichtige Art, in der man sich bereits ausgesprochen und — bloßgestellt hatte, gab den Gegnern Gelegenheit gegen Preußen die Anklage einer macchiavellischen Politik zu erheben. Ihr wirkliches Vergehen war schwankende Unklarheit und ein Mangel an strenger Folgerichtigkeit, der sich immer ergiebt, wo nicht klare Einsicht und fester Wille herrschen.

Und nun war endlich die Zeit erschienen, wo der Friede Rußlands mit der Pforte geschlossen werden konnte; die Präliminarien waren (am 4. August 1791) zu Galacz unterzeichnet; der Augenblick auch in Polen handelnd aufzutreten war für Katherina gekommen. Aber auch unter diesen Bedingungen wollte die Kaiserin nicht anders als mit der vorsichtigsten Berechnung einschreiten, wobei dann vor allem die deutschen Mächte in Betracht kamen. Die eingestandene Politik der Kaiserin war bis dahin gewesen Preußen und Oesterreich in feindlicher Spannung gegen einander zu erhalten, die kleineren deutschen Staaten aber von jedem engeren Anschluß an eine dieser beiden Großmächte abzuhalten. Darum eben war ihr im Lauf ihrer langen Regierung kaum irgend etwas in dem Grade verdrießlich und zuwider gewesen als der deutsche Fürstenbund, den Friedrich der Große bildete, und der eine der Willkür der Nachbarn unbequeme, gebietende Macht im Herzen Europas zu gründen drohte. Sie hatte sich durch ihren Aerger zu leidenschaftlichen und gebieterischen Aeußerungen gegen die kleineren deutschen Staaten und ihre Vertreter verleiten lassen.*) Nun war allerdings nach dem Tode des großen Königs von Preußen das Werk seiner letzten Tage in sich zerfallen, doch schien die frühere Politik Rußlands nicht mehr zu genügen und die französische Revolution Besseres an die Hand zu geben.

Katherina war nunmehr, den veränderten europäischen Verhältnissen gemäß, zunächst darauf bedacht Preußen, Oesterreich und sogar Schweden in einen Krieg mit dem revolutionären Frankreich zu verwickeln, um selbst in Polen und je nach den Umständen auch gegen die Pforte ganz freie Hand zu haben. Sie trug deshalb eine überschwengliche Begeisterung für die französische Königsfamilie geräuschvoll zur Schau; keine Worte schienen dem Abscheu zu genügen, den ihr die französische Revolution einflößte — auch als sie noch keine Frevel begangen hatte — und immer von neuem forderte sie die Fürsten Europas zu einem Kreuzzug gegen das neue Frank-

*) Herrmann VI. 99—101.

reich und dessen verderbliche Grundsätze auf, ohne sich jemals selbst zur Theilnahme an solchem Zuge zu verpflichten.

Was sie sich wirklich dabei dachte, daraus machte sie ihrer Umgebung gegenüber kein Geheimniß. So sagte sie eines Sonntags, indem sie die moskauische Post durchsah, zu ihrem Kammerherrn Chrapowitzky — französisch und russisch durcheinander sprechend: „je me casse la tête um den Wiener und den Berliner Hof in die französische Angelegenheit hineinzubringen. Der preußische würde schon gehen, aber der Wiener bleibt stehen." — Und dem Vice-Kanzler Ostermann schrieb sie: „sie (die Höfe) verstehen mich nicht. Ai-je tort? Il y a des raisons qu'on ne peut pas dire; je veux les engager dans les affaires pour avoir les coudées franches; ich habe viele unfertige Unternehmungen und es ist nöthig, daß sie beschäftigt seien, damit sie mich nicht stören."*)

Die Aufgabe war nicht leicht. Zwar der etwas über die Gebühr hochsinnige König von Schweden, Gustav III., war leicht gegen Frankreich zu wenden. Ihn konnte man ohne Mühe überreden, daß er Schwedens weltgeschichtliche Bedeutung herstellte und persönlich eine glänzende Rolle spielte, wenn er im Verein mit einigen tausend französischen Emigranten einen Ritterzug nach Frankreich unternahm; aber damit war wenig gewonnen. Auch Friedrich Wilhelm II. war sehr geneigt, der königlichen Familie in Frankreich zu Hülfe zu eilen, aber dem Rath seiner Staatsmänner gemäß wollte er doch den Zug nicht unternehmen, ohne einer Entschädigung für die Kriegskosten gewiß zu sein; und er konnte auch, wie die allgemeine Lage zur Zeit war, nicht wohl, so lange er nicht auf Unterstützung durch Oesterreich zählen durfte, vielmehr in dieser Macht einen Gegner sehen mußte. Oesterreich aber wollte, namentlich so lange Leopold II. lebte, ganz entschieden keinen Krieg.

Katherina suchte sich zunächst mit Preußen zu verständigen, ohne ihres früheren Aergers eingedenk zu sein. Da, durch österreichischen Einfluß bestimmt, der Churfürst von Sachsen, unter mehreren Veränderungen der neuen polnischen Verfassung, die er zugestanden haben wollte, ehe er sich zur Annahme der Krone entschloß, auch die Uebertragung des Erbrechts von seiner Tochter auf seine Brüder verlangte, setzte der Vice-Kanzler Ostermann — zu Anfang des Jahrs 1792 — dem preußischen Gesandten in Petersburg Grafen Goltz auseinander, daß eine bleibende Verbindung Sachsens mit Polen für Rußland eine Gefahr sei, wie für Preußen. Auch „gelang es" dem Grafen Goltz — wie er wenigstens glaubte — ein Billet der Kaiserin an den Fürsten Subow einzusehen, das vielleicht nur dazu geschrieben war. Die Kaiserin kündigte darin an, daß ihre Heere in Polen einrücken würden, sowie der Friede an der Donau (endgültig) geschlossen

*) Sfolowiew 258.

sei und fügte hinzu: „wenn Oesterreich und Preußen sich widersetzen .... werde ich ihnen eine Entschädigung oder Theilung anbieten.“*)

Diese Worte verfehlten ihren Eindruck in Berlin nicht. Friedrich Wilhelm II. vollkommen entschlossen zum Heereszug nach Frankreich, gestattete seinen Räthen keine Einwendungen mehr dagegen. Preußen erwartete und forderte seine „Entschädigung“ fortan mit Bestimmtheit in Polen und war bemüht, Oesterreich mit sich fortzureißen in den Zug über den Rhein.

Der Wiener Hof war schwerer in Bewegung zu bringen, obgleich Katherina zu erkennen gab, daß sie sich jetzt so wenig wie früher einer Annexion Bayerns durch Oesterreich widersetzen werde. Doch hier kam das Glück der Kaiserin zu Hülfe. Die verschiedenen republikanischen Parteien in Frankreich, zuvörderst die Girondisten, bedurften eines Krieges, um Ludwigs XVI. wankenden Thron vollends umstürzen und die ersehnte Republik proclamiren zu können, und da es auf andere Weise nicht dazu kommen wollte, zwangen sie ihren unglücklichen König dem jungen Nachfolger Leopolds, dem bald darauf zum Kaiser gekrönten Franz II. den Krieg zu erklären. Da mußte denn Oesterreich seine hauptsächlich gegen Preußen gerichteten Pläne im Osten aufgeben und Polen sich selbst und seinem Schicksal überlassen.

Inzwischen war — 9. Januar 1792 — auch der definitive Friede Rußlands mit der Pforte unterzeichnet. Katherina erinnerte nunmehr in bestimmterer Weise daran, daß sie die alte Verfassung Polens durch feierliche Verträge verbürgt habe und erklärte Verträge seien ihr heilig. Gegen die Staatsmänner ihres Cabinets fügte sie erläuternd hinzu: „Wolynien und Podolien zu nehmen sind Vorwände genug vorhanden; man braucht nur zu wählen.“**) Der Besitz dieser Provinzen schien nothwendig, um auf kürzestem Wege eine unmittelbare Verbindung der alten russischen Gebiete mit dem neu erworbenen Landstrich zwischen Bog und Dniestr herzustellen.

So zog ein schweres Gewitter über Polen herauf; jede Aussicht auf die fremde Hülfe, die eigentlich immer Alles ausfechten sollte, war geschwunden und die Polen selbst hatten sich in keiner Weise zur Vertheidigung gerüstet. Der Zustand des Heeres, das nur wenige Tausend Mann zählte, war von der Art, daß des Königs Neffe, Joseph Poniatowski, den Oberbefehl als hoffnungslos ablehnte. Dagegen konnte der russische Gesandte eine ziemlich lange Liste von Senatoren und Landboten einsenden, die bereit seien, sich Rußland anzuschließen, sowie ein russisches Heer im Lande erscheine; ohne ein solches Heer freilich, sei eine neue Umwälzung in Warschau nicht zu bewirken.

*) Sybel I. 474.
**) Sfolowiew 265.

Im letzten Augenblick suchte die herrschende Partei in Polen nachzuholen, was die Ruhejahre über versäumt war; man suchte Anleihen zu machen, man sprach von allgemeiner Volksbewaffnung, sogar von Emancipation der Bauern; doch selbst in der Noth sprach man eben nur davon. Auch hätte eine solche Maßregel — obgleich sie allein bessere Zustände vorbereiten konnte — doch für den Augenblick schwerlich etwas anderes bewirkt als Verwirrung und Schrecken zu steigern. Auch das Volk zu bewaffnen hatte natürlich seine sehr großen Bedenken und man wußte nicht, ob man es wagen könne, oder welche Gefahren man damit sich selbst bereitete.

In dem Treiben der Polen war eben auch im entscheidenden Augenblick kein rechter Ernst, kein rechter Wille und keine Zuversicht; die Führer der patriotischen Partei fühlten sich unsicher, weil sie die Bestimmbarkeit und die — „Käuflichkeit" der Nation, d. h. des Adels kannten und fürchteten, und selbst Ignaz Potocki, der vorzugsweise als der Held des dritten Mais bezeichnet werden könnte, äußerte besorgt: „Nicht den Krieg fürchten wir; was wir fürchten ist die Leichtigkeit, mit der Rußland, bei der großen Zahl der Unzufriedenen, eine Contre-Revolution zu Stande bringen kann." Auch die Religion sei ein Mittel, vermöge dessen die russischen Bauern in Wolhynien und Podolien leicht zum Aufstand gegen ihre Herren bewogen werden könnten.*) — Daß man Ignaz Potocki nach Berlin sendete, um die Hülfe Preußens anzurufen, von der längst nicht mehr die Rede sein konnte, daß man in Constantinopel ohnmächtige Versuche machte, die Pforte zu einem neuen Krieg mit Rußland zu bewegen, daß man in Wien und in Dresden Hülfe suchte, daß der Reichstag dem schwachen Stanislaus Poniatowski eine Art von Dictatur anvertraute und in erhabenen Worten alle Gelder zur Verfügung stellte, die im Schatz und bei den Woywodschafts-Commissionen vorräthig waren, die aber nur anderthalb Millionen Thaler betrugen —: das waren Maßregeln, über deren Nichtigkeit sich auch in Warschau wohl kaum irgend jemand täuschte. Wenn dennoch ein späterer polnischer Geschichtschreiber, wie Lelewel, erzählt, die polnische Nation habe dem König unermeßliche Hülfsquellen anvertraut, der König aber habe Land und Volk verrathen, so geschieht das augenscheinlich nur in der bewußten Absicht, uns darüber zu täuschen, daß der polnische Patriotismus sich im entscheidenden Augenblick weder durch Einhelligkeit, noch durch rücksichtslose Aufopferung in entschlossenen Thaten bewährt hat.

Mitte Mai 1792 ließ Katherina durch ihren Gesandten eine drohende „Declaration" überreichen, in welcher, wie das in solchen Fällen herkömmlich ist, den Polen alle Unthaten und Frevel vorgehalten wurden, die sie, nach russischer Auffassung, gegen Rußland begangen hatten. Jetzt erst wurde der Rechtsverletzung gedacht, die man sich gegen den Bischof von

*) Sslowiew 273.

Perehaslawl hatte zu Schulden kommen lassen, der Verletzung des Völkerrechts, der Beleidigung des russischen Gesandten — Dinge, über welche die russische Regierung bis dahin sorgfältig geschwiegen hatte. Von eigentlicher Wichtigkeit war, daß die Declaration zugleich ein russisches Heer ankündigte und die Art wie dieses angekündigt wurde. „Eine große Anzahl durch Herkunft, Rang und persönliche Verdienste berühmter Polen hat" — hieß es da — „eine gesetzmäßige Conföderation gegen die ungesetzmäßige Warschauer Conföderation (d. h. gegen den conföderirten Reichstag Polens) gebildet und sich mit der Bitte um Beistand an die Kaiserin gewandt, die sich durch Tractate verpflichtet hielt, ihnen diesen Beistand zu leisten." — Die russischen Truppen kamen als Freunde, um bei der Wiederherstellung der alten polnischen Verfassung und Freiheit, der ganzen alten Herrlichkeit, mitzuwirken.

Die versprochene „gesetzmäßige" Conföderation war in der That, sowie die russischen Truppen unter dem General Kachowski von der Moldau her auf polnischem Gebiet erschienen, in dem ukrainischen Städtchen Targowica gebildet worden. Felix Potocki wurde zum Conföderations-Marschall ernannt, Severin Rzewuski und der Hetman Branicki, der sich längst wieder der russischen Partei angeschlossen hatte, wurden zu seinen Räthen ausgerufen. Bald kam noch eine zweite, eine litthauische Conföderation hinzu, die in Wilna zusammentrat, und der die Namen polnischer Magnaten und Landboten ebensowenig fehlten.

Der Widerstand der Republik Polen war kaum erwähnenswerth. Der kurze Feldzug bestand einfach in einem ununterbrochenen Vorrücken der russischen Truppen und in einem eben so ununterbrochenen Zurückweichen der Polen, wobei es nur zu unbedeutenden Gefechten, stets zum Nachtheil der Polen kam. Auch hörte der Widerstand wohl sehr bald auf, ein ernstlich gemeinter zu sein, denn der König Poniatowski und die Patrioten waren in ganz kurzer Zeit zu der Ueberzeugung gelangt, daß er zu nichts führen könne, und daß nichts übrig bleibe, als sich an die Großmuth der Kaiserin Katherina zu wenden.

Als kaum die Nachricht von dem Einrücken der Russen auf polnisches Gebiet in Warschau eingetroffen war, lange ehe diese Truppen Grodno und die Grenzen des eigentlichen Polens erreichen konnten, schon am 7. Juni, wurde der litthauische Vice-Kanzler Chreptowicz in der Nacht zu dem russischen Gesandten Bulgakow gesendet, um einen Waffenstillstand zu erbitten, oder eigentlich, um die Angelegenheiten des Königs und seiner Partei in einen leidlichen Ausweg zu leiten. — Chreptowicz erklärte, daß nicht nur der König, sondern auch der Reichstags-Marschall Malachowski, Hugo Kolontai und alle die anderen „Haupturheber des Uebels" — nämlich der Verfassung vom 3. Mai — damit einverstanden seien, die Großmuth der Kaiserin anzurufen. Er hatte mehrere Vorschläge in Bereitschaft. Alle patriotisch gesinnten Polen hegten ihm zufolge den Wunsch,

die erbliche Krone ihres Vaterlandes dem Enkel der Kaiserin, dem Großfürsten Constantin Pawlowitsch anzubieten; oder, wenn das der Kaiserin nicht genehm sei, möge sie geruhen, schon bei Lebzeiten des jetzigen Königs wen sie wolle zu seinem Nachfolger zu ernennen; — oder sie möge ein zeitweiliges oder ein ewiges Bündniß auf jeder beliebigen Grundlage mit Polen abschließen; — oder sie möge die Regierungsform und Verfassung Polens nach Gutdünken einrichten, wie sie ihrem Willen entsprächen. Würde auch dieser Vorschlag nicht angenommen, so werde sich Polen ganz in den Willen der Kaiserin ergeben und wünschen, daß Polen und Rußland in Zukunft so zu sagen ein Volk bilden möchten.

Das, meinte Bulgakow, sei das Beste; eben deshalb müsse man zunächst mit Hülfe der Targowizer Conföderation einen neuen Reichstag zu Stande bringen. Mit diesen Worten forderte er gerade das Eine, das Poniatowski, sein Anhang und die Patrioten nicht wollten. Der Kaiserin konnten sie sich unterwerfen, der Entschluß war nicht allzu schwer; aber daß sie sich dem Joch ihrer persönlichen Feinde, der Targowizer beugen sollten, das war eine starke Forderung. Und dennoch wurden sie auch dazu gezwungen.

Die herrschende Stimmung unterstützte eben selbst in Warschau nicht mehr die Partei der Patrioten. Die öffentliche Meinung hatte sich sogar gegen sie gewendet und warf ihnen vor, sie hätten Polen in das Unglück gestürzt. Die Führer der Patrioten wußten sich nicht anders zu rechtfertigen, als daß sie wiederholten, sie hätten das Beste gewollt, aber die Umstände seien ungünstig gewesen und der König von Preußen habe Polen verlassen und verrathen!

Chreptowicz wendete zwar auf der Stelle ein, der neue Reichstag sei eben, was man in Warschau fürchte; wer würde ihn denn bilden? immer dieselben Polen, derselbe Unverstand und Leichtsinn, die nämliche Selbstsucht; er verrieth, ohne sie zu nennen, daß man die Rache der Targowizer fürchte, und meinte, ein solcher Reichstag könne leicht eine Verfassung entwerfen, die noch schlechter wäre als die vom dritten Mai; es wäre viel besser, wenn die Kaiserin höchst selbst geruhen wollte, die künftige Verfassung Polens festzustellen und sie dem Lande fertig zu übergeben.

Er wurde aber mit diesem Bedenken abgewiesen, und in der That war auch wohl nicht zu erwarten, daß Katherina diejenigen Polen, die ihr in so großer Zahl als gefügige Werkzeuge so willig zu Gebote standen, werde fallen lassen, um selbst in eigener Person mit ganz unverschleierter Willkür gebietend einzuschreiten.

Auf den Rath des russischen Gesandten, der als ein Befehl geachtet wurde, mußte der König Poniatowski sich bequemen, der Kaiserin einen Brief zu schreiben und ihr seine Bitten zunächst um einen Waffenstillstand und dann um den Großfürsten Constantin als Thronfolger, um ein ewiges Bündniß Polens mit Rußland und um einen für beide Theile nützlichen

Handels-Vertrag vorzutragen; er mußte ihn sogar umschreiben, nachdem ihn Bulgakow geändert und verbessert hatte, wie den Aufsatz eines Schulknaben. (22. Juni 1792.)

Aber auch das war vergebens. Die Antwort der Kaiserin (vom 2./13. Juli) war von der Art, daß sie jede Möglichkeit der unbedingtesten Unterwerfung auszuweichen, ein- für allemal abschnitt. Die Anerbietungen des Königs wurden abgelehnt, weil sie nicht zu den „einfachen und reinen Absichten" stimmten, welche die Kaiserin bereits in ihrer Declaration kund gethan habe. Es handle sich darum, die alte, rechtmäßige Verfassung Polens wieder herzustellen, die so freventlich gestürzt worden sei, mit Verletzung der heiligsten Gesetze, namentlich der pacta conventa, auf deren genauer Beobachtung das Recht des Königs beruhe. Der gesundeste Theil der polnischen Nation habe sich conföderirt — zu Targowize natürlich — um die ihr so ungerechter Weise geraubten Rechte zurück zu verlangen; — sie, die Kaiserin, habe sie zu unterstützen versprochen, und werde es thun mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen. Sie hofft, der König werde sich der Targowizer Conföderation anschließen, ohne es auf das Aeußerste ankommen zu lassen.

Eine sehr lange Denkschrift des Vice-Kanzlers Ostermann an den russischen Gesandten Bulgakow, bestimmt der polnischen Regierung mitgetheilt zu werden, war noch ohne allen Vergleich beleidigender für den König, dem darin Unredlichkeit und Unwahrhaftigkeit in der schneidensten Weise zur Last gelegt wurde. Die Vorschläge des Königs seien, heißt es darin, nur Schlingen, — des pièges —, die er der Kaiserin, von schlechten Rathgebern verleitet, lege. Der Vorschlag, dem Großfürsten Constantin die erbliche Krone Polens zuzuerkennen, sei nur geeignet die Uneigennützigkeit der Kaiserin zu verdächtigen und das gute Einvernehmen zwischen ihr und ihren Bundesgenossen — Oesterreich und Preußen — zu stören. Ein Bündniß, einen Handels-Vertrag vorschlagen, während die Kaiserin die mit der wahren Republik Polen geschlossenen Verträge als fortbestehend ansehe, sei nur ein hinterlistiger Versuch, sie zu einer Art von Anerkennung der in Warschau eingeführten gefährlichen Neuerungen zu verleiten. Einen Waffenstillstand verlangen, heiße voraussetzen, daß eine Art Krieg von Staat zu Staat stattfände; das sei aber keineswegs der Fall, da die Kaiserin vielmehr auf das innigste mit der wahren Republik gegen deren innere Feinde vereinigt sei. Die Autorität, von welcher der König sein Recht herleite, zu unterhandeln, sei nichtig, da sie weder von der Kaiserin anerkannt sei, noch von der (Targowizer) Conföderation, „die allein die Republik repräsentirt."

Die Absicht des Königs sei, die ausgedehntere Macht zu behalten, welche ihm die neue Ordnung der Dinge verleihe. Das stehe aber mit den bestehenden Verträgen und mit den Interessen der Nachbarstaaten im Widerspruch. Alles auszugleichen, müsse man zu anderen Mitteln greifen,

als der König vorschlage, sie seien aber sehr einfach. Der König müsse thun, was Vernunft und Gerechtigkeit, was die Eide verlangen, die er geleistet habe, als er die Krone aus der Hand eines freien Volkes empfing, und zwar unter Bedingungen, welche dieses Volk ein Recht hatte festzustellen.

Endlich wird dem König gewiesen, in welcher „ehrenvollen" Weise er sich seiner schwierigen Lage entwinden könne. Er müsse allen unmöglich gewordenen Anmaßungen zu entsagen wissen; die polnischen Truppen entlassen, oder „besser noch", ihnen befehlen, sich der „Conföderation" und ihren rechtmäßigen Befehlshabern, den Groß-Generalen, die in der Conföderation seien, zu unterwerfen; oder wenn ihm das widerstrebe, müsse er sie in ihre Friedensgarnisonen zerstreuen; dann hörten die Feindseligkeiten von selbst auf. — Die Feindseligkeiten! — nicht ein Krieg, denn einen solchen gab es nicht! — Der König müsse natürlich auch selbst „ohne Zeitverlust" der Conföderation beitreten — d. h. sich ihr unterwerfen — und, um jedes Mißtrauen vollends zu verbannen, alle diejenigen aus seiner Umgebung entfernen, welche die öffentliche Meinung mit Recht anklage, die Anstifter aller Complotte zu sein.

Bestimmter hatte selbst die französische National-Versammlung die Souveränität des französischen Volkes nicht proclamirt, als hier von der russischen Kaiserin die Souveränität der polnischen Nation anerkannt wurde!

Stanislaus August Poniatowski war nicht der Mann, der begriffen hätte, daß ihm nun nichts übrig blieb, als mannhaft unterzugehen; daß er wenigstens nicht das Treiben der Gegenpartei durch seinen Beitritt zu formellem Recht stempeln durfte. In seinem Ministerrath wurde discutirt; acht Stimmen sprachen sich für Unterwerfung aus, für Anschluß an die Targowizer Conföderation, und unter ihnen, zur allgemeinen Verwunderung, auch Hugo Kolontai, der eigentliche Verfasser der Verfassung vom dritten Mai. Vier Stimmen waren dagegen, vor Allen Ignatz Potocki, der freilich zu unredlichen Mitteln gegriffen hatte, um seine Pläne durchzuführen, der aber doch nun ohne Wankelmuth folgerichtig handelte bis an das Ende.

Der König wollte sich noch Ein und Anderes bei dem russischen Gesandten ausbedingen, ehe er sich unterwarf, vor Allem die Untheilbarkeit des Gebiets der Republik. Bulgakow antwortete zwar beruhigend, die Integrität der Republik sei der Hauptpunkt der Declaration der Kaiserin und der Urkunde der Conföderation. Aber er gab diese Antwort nicht in streng verpflichtender Form, und benahm der Zusicherung dadurch vollends alle Bedeutung, daß er voranschickte, von Bedingungen könne gar nicht die Rede sein.

König Stanislaus trat der Targowizer Conföderation bei — die polnischen Truppen wurden in ihre Friedensgarnisonen zerstreut — die Feindseligkeiten hörten auf — Russen rückten in Warschau ein — und eine Anzahl Parteiführer der Patrioten, unter ihnen natürlich Ignaz

Potocki, flohen außer Landes. Sie gingen nach Dresden oder sie suchten an dem Ort, von wo die Mai-Revolution eigentlich ausgegangen war — in Wien eine Zuflucht. Auch Kolontai folgte ihnen, aber erst, nachdem seine Versuche, sich bei der russischen Gesandtschaft wieder in Gunst zu setzen, mißglückt waren.

Alle Macht war nun, insofern die russische Gesandtschaft sie nicht unmittelbar übte, in den Händen der Targowizer Verbündeten und wurde von ihnen in schmachvoller Weise mißbraucht. Unterwürfig und kriechend der russischen Regierung gegenüber, mißhandelten die Conföderirten ihre Landsleute, die Polen, in schonungslosester Weise und mit maßloser Gier benützten sie die Umstände, um sich zu bereichern. Sie bezeichneten die polnischen Patrioten als unsinnige Neuerer, die, von den Jakobinischen Grundsätzen Frankreichs angesteckt, sich vermessen hätten, die durch so viele Jahrhunderte geheiligten Grundgesetze der Republik anzutasten: Beschuldigungen, durch die sie selbst der russischen Regierung und ihren Verbündeten den Vorwand an die Hand gaben, unter dem wenig später Polen vollständig vernichtet wurde. Felix Potocki gefiel sich darin, den armseligen, armen König Poniatowski fort und fort in rohester Weise zu demüthigen, so daß dieser in jedem Sinn des Worts bedauernswerthe König Katherinas Schutz gegen ihn anrufen mußte. Die Häupter der Conföderirten aber, die im Lande willkürlich schalteten, Branicki, Potocki und Rzewuski, haderten nebenher in alt-polnischer Weise auch unter sich und suchten sich in Petersburg gegenseitig bei Katherinas letztem Günstling, dem Fürsten Platon Subow, zu verleumden.

Wenn Katherina von der Integrität Polens sprach, nahm sie ohne Zweifel in Gedanken die kleinrussischen Provinzen Wolynien und Podolien von dem unverletzlichen Gebiet aus, als nicht dazu gehörig, denn sie hatte bereits gegen ihre Vertrauten geäußert, in welcher Weise sie über diese Landstriche zu verfügen gedachte. Im Uebrigen wünschte sie natürlich eine Theilung Polens jetzt so wenig als früher. Sie hatte zwar, um Preußen in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, dem König Friedrich Wilhelm die Aussicht auf eine Entschädigung in Polen eröffnet, aber gewiß in wohlberechneter Absicht, in einer Weise, die zu gar nichts verpflichtete. Denn wozu konnte ein formloses, an Subow gerichtetes Billet der Kaiserin, das der preußische Gesandte, wie er wenigstens glauben mußte, unberechtigter Weise eingesehen hatte — das er eingesehen zu haben öffentlich gar nicht gestehen durfte —, wohl den russischen Staat Preußen gegenüber verpflichten? Hätte die Kaiserin Polen mit den Nachbarmächten theilen wollen, dann wäre es gar nicht nöthig gewesen sie erst in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln; das hätte sich auf einfacheren Wegen bewerkstelligen lassen. Eben der Umstand, daß sie sich so große Mühe gab diese Mächte anderweitig vollauf zu beschäftigen, um selbst die Ellnbogen frei zu haben, beweist, daß sie eigentlich nicht gesonnen war die Beute

mit irgend jemanden zu theilen. Jetzt wie früher wollte sie Polen — wie es zur Zeit noch war — ganz und für immer als Vasallenstaat Rußlands ihrer Herrschaft unterwerfen. Und gewiß nur wenn sich ergab, daß es ihr nicht möglich sei ganz Polen zu behaupten, konnte sie bewogen werden ihren Plänen zu entsagen und auf eine Theilung einzugehen. Sie wurde aber wirklich durch die Umstände dazu gezwungen.

Es ist Sybel's großes Verdienst, daß er nachgewiesen hat wie eng und unauflöslich die Politik der deutschen Mächte überhaupt mit den Wirren in Polen verkettet war, wie ihr Verhältniß zu einander und ihr Verhalten im Kampf gegen Frankreich — zu Deutschlands Unheil — durchaus durch das, was in Polen vorging, bedingt und bestimmt war. Der Krieg mit dem revolutionären Frankreich ist nie eigentlich das gewesen, wozu ihn die französischen Prinzen und Emigrirten und die Kaiserin Katherina gerne gemacht hätten, wofür französische Volksredner und Geschichtschreiber ihn seither auch stets ausgegeben haben, nämlich ein Prinzipienkrieg. Nur der König von Preußen persönlich hatte ihn in diesem Sinn als einen romantischen Ritterzug aufgefaßt, nicht aber die preußischen Staatsmänner. Die sahen in der Theilnahme Preußens an diesem Krieg nur eine Bundeshülfe, die dem österreichischen Staat vertragsmäßig geleistet wurde, die allerdings dienen mochte die alte Ordnung der Dinge in Frankreich wieder herzustellen, die aber nicht ohne Bedenken war und nur dann gerechtfertigt werden konnte, wenn sie nicht umsonst geleistet wurde, wenn sich ein Gewinn für Preußen daraus ergab. — Für Oesterreich vollends hatte der Krieg einen noch weit weniger idealen Charakter; es führte ihn gezwungen; es sah sich in seinem Besitz angegriffen von Frankreich, mußte sich sehr gegen Wunsch und Willen vertheidigen, und selbst als sich die Gelegenheit zu einem gewichtigen Rückschlag, zu einem entschiedenen Erfolg zu bieten schien, dachte der Wiener Hof doch höchstens nur nebensächlich und vorübergehend an ein solches mögliches Ergebniß des Kampfes, keineswegs gesonnen, große Anstrengungen dafür zu machen. Als Hauptsache galt an diesem Hof von Anfang an die Möglichkeit, die sich bieten könne, im Elsaß, in Lothringen, im französischen Flandern und Hennegau werthvolle Eroberungen zu machen und dann die österreichischen Erbstaaten abzurunden, indem man den alten Lieblingswunsch ausführte und Bayern gegen Belgien eintauschte.

Als dann vollends der erste Feldzug (1792), der Zug nach der Champagne, unrühmlich mißlungen war, schwand selbst der Schein eines idealen Zwecks, insofern er bis dahin von Seiten Oesterreichs nebenher, jedoch ohne Ernst und Nachdruck, gewahrt worden war. — Oesterreich ließ nun durch einen seiner Staatsmänner, den Baron Spielmann, im Hauptquartier des Königs von Preußen eröffnen, man könne die französische Republik ganz gut anerkennen und um so eher, da Frankreich unter solcher Verfassung immer tiefer sinken müsse; man brauche sich daher mit dem,

was in Frankreich vorgehe, nicht weiter zu beschäftigen und habe nur an die eigenen Interessen und den unmittelbaren Vortheil, an Entschädigung für die Kriegskosten, das heißt an Eroberungen in Flandern und im Elsaß und an den Eintausch Bayerns gegen Belgien zu denken. Seltsamer Weise kam auch hier wieder die oft schon wiederholte Zumuthung hinzu, Preußen solle seine fränkischen Fürstenthümer Anspach und Bayreuth abtreten, um Oesterreich besser abzurunden.

Die unmittelbare Folge dieser Eröffnungen war, daß Preußen, bis dahin leitende Macht an der Spitze des Heereszugs, von der ersten auf die zweite Stelle im Bunde und in der Kriegführung zurücktrat und nur als Hülfe bringende Macht betheiligt sein wollte, dagegen mit gesteigertem Nachdruck auf Entschädigung drang. Um so mehr, da nunmehr ein zweiter Feldzug nothwendig geworden war, um Mainz und Belgien wieder zu gewinnen, die am Schluß des ersten verloren gegangen waren. Preußen forderte nun in Großpolen ein größeres Gebiet als früher und erklärte, wenn seine Ansprüche nicht in ihrem ganzen Umfang befriedigt würden, werde es sich im nächsten Feldzug darauf beschränken, nur eben buchstäblich zu erfüllen was in dem Bundesvertrag mit Oesterreich ausbedungen sei, nämlich ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu stellen. Aber auch in diesem Fall werde es ein, wenn auch geringeres, polnisches Gebiet in Besitz nehmen. Es hätten sich auch noch andere Zweckmäßigkeits-Gründe für diese Forderungen geltend machen lassen. Je entschiedener Polen russischer Herrschaft verfiel, desto mehr mußte Preußen wünschen nach dieser Seite eine bessere Grenze zu gewinnen, die sich leichter vertheidigen ließ. Doch davon sprach man natürlich nicht.

Dagegen wurden diese Forderungen in derselben Weise wie gegen Oesterreich auch in Petersburg wiederholt und zugleich rüstete sich ein preußisches Heer, um unter dem Feldmarschall Möllendorf in Polen einzurücken.

Die Kaiserin Katherina aber fühlte sich durch mancherlei Gründe zur Nachgiebigkeit bewogen, unter anderem auch dadurch, daß sich in Polen ein bedenklicher Geist der Unzufriedenheit regte; um so bedenklicher, da er durch den Druck der russischen Einquartierung und der Lieferungen für die russischen Truppen nicht nur gesteigert, sondern auch mehr und mehr in die Kreise der Bürger und Bauern übertragen wurde. Nicht daß dieser Druck an sich sehr schwer gewesen wäre, aber er wurde es im Einzelnen, in den der Hauptstadt zunächst gelegenen Provinzen, durch die willkürliche Unredlichkeit der Vertheilung. Der russische Gesandte hatte zu melden, daß die Marschälle und Räthe der Palatinal-(Bezirks-)Conföderationen — Targowizer natürlich —, mit der Leitung beauftragt, ihre eigenen Dörfer und die ihrer Freunde den Lieferungen zu entziehen wußten, so daß die Last mit verdoppeltem Gewicht auf die Uebrigen, die politischen Gegner und den ärmeren Adel fiel. Das Mißgeschick der verbündeten Waffen in

Frankreich erweckte zudem Hoffnungen in Polen; die abenteuerlichsten Gerüchte wurden verbreitet und geglaubt. Es hieß unter anderem, die Franzosen seien bereits in Dresden, ja sie seien nur noch sechs Meilen von der polnischen Grenze.

Katherina erkannte die Schwierigkeit der Lage und willigte in die Theilung. Ihre Gründe sind, neben den Klagen über den Undank der Polen, die man in solchem Schriftstück erwarten muß, offen genug in den Instructionen ausgesprochen, die sie ihrem neuen Gesandten J. J. v. Sievers (Dec. 1792) mit auf den Weg gab. Als hauptsächlichster Grund wird da die bleibende Unsicherheit des Zustandes in Polen angeführt, der Leichtsinn des Volks — die Hinneigung zu den Lehren der französischen Revolution, die sich leicht auch in den Nachbarländern verbreiten könnten. Es gebe keine Maßregel der Vorsicht und der Strenge, die nicht durch die Möglichkeit eines solchen Uebels gerechtfertigt werde. Um einen ruhigen, ungefährlichen Nachbar an Polen zu haben, müsse man es in einen Zustand gänzlicher Machtlosigkeit versetzen. — Dann wird angeführt, daß der König von Preußen, wenn man ihm nicht willfahren wollte, sich von dem Krieg gegen Frankreich lossagen könne, wodurch Oesterreich und das europäische Gleichgewicht in Gefahr gerathen würden. Endlich deutet die Kaiserin umschreibend an, daß der König von Preußen in diesem Fall versucht sein könnte die geforderten Landestheile mit Gewalt in Besitz zu nehmen — und die unzufriedenen Polen als Werkzeug zu gebrauchen — was wohl heißen soll, sie gegen Rußland in Waffen zu bringen.

Die freie Nation, deren Rechte durch Rußland verbürgt waren, wie die Declaration hervorgehoben hatte, fand nun, auch insofern sie durch das wahre Polen, durch die wahre Republik, nämlich durch die Conföderirten von Targowize vertreten war, von Seiten Rußlands nur noch eine sehr bedingte Anerkennung. Auch den Conföderirten war natürlich eine neue Theilung des Landes nicht willkommen; sie hatten beabsichtigt unter dem Schutz und unter der Leitung der Kaiserin Polen zu beherrschen, ja Felix Potocki hatte die Hoffnung gehegt König des Landes zu werden; ihre eigene Bedeutung durch eine abermalige Verkleinerung Polens geschmälert zu sehen, konnte ihnen nicht erwünscht sein. Felix Potocki und Severin Rzewuski versuchten in unterthänigen Formen dagegen zu remonstriren, indem sie die Ueberzeugung aussprachen, eine neue Theilung könne nicht der Wille der Kaiserin sein. Als Katherina Rzewuskis Zuschrift erhielt, äußerte sie gegen Chrapowitzky: „Ich gedachte in Polen zu einer fertigen Conföderation hinzuzutreten, statt dessen gelangten meine Truppen bis nach Warschau, und die Conföderation trat erst hinter dem Rücken der Armee zusammen. Sie haben nicht Wort gehalten, und jetzt nehme ich die Ukraine als Ersatz für meine Einbußen und den Menschenverlust."

Die Conföderation, hieß es nun, hat nichts gethan zur Bewältigung der Wirren im Lande; das Land ist durch russische Waffen erobert und

man kann darüber verfügen. Als der König Stanislaus sich darauf berufen wollte, daß ihm die Integrität des polnischen Gebiets zugesichert worden sei, erhielt er zur Antwort, Bulgakow habe nur seine Ansicht als Privatmann gegen ihn ausgesprochen.

So erscheinen die Dinge, je nach den Umständen, in einem ganz verschiedenen Licht. Polen war ohne Zweifel ein erobertes Land, wie man sich jetzt darauf besann; — nach den früheren kaiserlichen Erklärungen aber konnte gleichwohl zweifelhaft scheinen, ob hier der Begriff der Eroberung anwendbar sei, denn diesen Erklärungen zufolge hatte gar kein Krieg zwischen Rußland und Polen stattgefunden; nur „im innigsten Bündniß mit dem wahren Polen" ein Kampf gegen dessen innere Feinde.

Die preußischen Truppen rückten ein, die beiden Regierungen verständigten sich über die Landestheile, die eine jede von ihnen sich aneignen wollte. Preußen nahm ungefähr das heutige Herzogthum Posen in Besitz und einen Landstreif längs der schlesischen Grenze — Rußland die ukrainischen Provinzen (Wolynien und Podolien) und einen großen Theil von Litthauen.

Nun mußte aber auch irgend eine polnische Regierung in die Abtretung dieser Landestheile willigen; dazu mußte die Generalität der Conföderation in Grodno versammelt (Frühjahr 1793), zunächst den auf dem letzten Reichstag aufgehobenen permanenten Rath wieder herstellen, und dieser dann Wahlen ausschreiben und den Reichstag einberufen. Die Mitglieder der Generalität waren nicht in der Lage, sich zu widersetzen, da sie seit lange schon russische Jahrgehalte bezogen, oder wenn ja einer hätte Schwierigkeiten erheben wollen, mußte er erfahren, daß die russische Regierung ganz darauf gefaßt war mit solchen bezahlten und dennoch ungehorsamen Werkzeugen umzugehen, wie sie selber mit ihren politischen Gegnern, den sogenannten Patrioten, umgingen.

Anstandshalber mußten die Wahlausschreiben auch in die Provinzen versendet werden, die Rußland und Preußen bereits in Besitz genommen hatten, aber es war zwischen dem russischen Gesandten und den Machthabern unter den Polen bereits verabredet, daß diese Ausschreiben an der Grenze dieser Provinzen von den Postbehörden angehalten und vernichtet werden, nicht an den Ort ihrer Bestimmung gelangen sollten.

Was die Wahlen selbst anbetrifft, so berichtet der preußische Gesandte in Warschau dem General Möllendorf: „Die Wahlen der Landboten zum Reichstage bewirkt der (russische) General Igelström durch russische Stabs-Offiziere und Detachements von Truppen, die diejenigen, welche der vorseienden Sache nicht günstig sind, fortjagen und lauter facile Leute nehmen." — Der Gesandte gratulirt dem preußischen General, daß er mit diesem Geschäft nichts zu thun habe; es gehöre eine besondere Erfahrung dazu, die in anderen Ländern nicht zu gewinnen sei.

An solchen „facilen Leuten", wie man sie eben brauchte, fehlte es

er unter dem polnischen Adel ganz und gar nicht; es drängten sich viel-
ehr so viele heran, die Jahrgelder oder andere Begünstigungen haben
ollten und dafür ihre Stimmen anboten, daß der russische Gesandte
ievers Mühe hatte, sich ihrer zu erwehren. Ueberhaupt spielte auch bei
eser zweiten Theilung Polens, wie das im Lande herkömmlich war, das
eld eine noch größere Rolle als die Gewalt. Sievers hatte seinem Hof
berichten, ein litthauischer Landbote koste im Durchschnitt 200 Ducaten;
n eigentlichen Polen aber seien sie bedeutend wohlfeiler; dort könne er
rer vierzig für 2000 Ducaten haben. — In Sievers Leben von Blum
t (IV. 16—37) die Denkschrift zu lesen, die Sievers seinem Nachfolger
i Amt zurückließ, um ihn über alle Verhältnisse in Polen aufzuklären
id darin die lange Liste aller derer, die während des Reichstags zu
rodno von Rußland bezahlt waren. Es sind fast alle Groß-Würden-
äger des Landes, fast alle Stimmführer des Reichstags darunter und
bei ist angegeben, wie viel ein jeder für sich selbst, für die Wahlen und
für seine Landboten", d. h. für die Landboten, die unter seinem Einfluß
immten, erhalten hatte — wie viel endlich dieser und jener, um offene
afel für die ärmeren Landboten zu halten, denen der Gesandte auch, auf
osten der Kaiserin, vierzehn Wagen zu Verfügung stellte, damit sie nicht
u Fuß zum Reichstag oder zu den Festmahlen zu kommen brauchten.

Von den Senatoren hielten sich die meisten derer fern, die nicht eines
bestimmten Amtes zu warten hatten; die Landboten waren nicht etwa lauter
Targowizer, sondern es befanden sich unter ihnen auch viele Mitglieder
der patriotischen Partei, und diese zeichneten sich zwar durch den Haß aus,
mit dem sie die Targowizer zu verfolgen suchten, sonst aber zeigten sie
ich nicht weniger bestimmbar und käuflich als ihre Gegner.

Daß auf diesem Reichstag, der am 27. Juni 1793 eröffnet wurde,
Rußlands Wille geschehen mußte und geschah, das versteht sich von selbst,
nd um was es sich handelte, das war seit fast drei Monaten bekannt.
Der Reichstag trat als ein conföderirter zusammen, damit nicht Ein-
timmigkeit zu den Beschlüssen erforderlich sei und der Wille Rußlands
urde rasch erfüllt; die schwachen Versuche des Königs Stanislaus, den
ang der Ereignisse zu hemmen, blieben vergeblich. Er unterstützte näm-
ich in Person den Vorschlag eines Landboten Jankowski, Gesandtschaften
n alle befreundeten Höfe zu senden, und daran knüpfte sich dann der
eite, keinen Beschluß zu fassen und in keine Verlängerung des Reichs-
gs zu willigen, bis man Nachricht von dem Erfolg einer Gesandtschaft
abe, die in Wien um Vermittelung bitten sollte. Darüber konnten die
rzehn Tage vergehen, für die der Reichstag nur Vollmacht hatte. Man
rmuthete, daß der König von Wien aus zu diesen Schritten veranlaßt
i. Es kam auch darauf hin zu einigem der Form wegen erhobenen
irmen, den die Vornehmeren des Anstandes wegen erregten, die geringeren
ndboten, um darauf aufmerksam zu machen, daß auch ihre Stimmen

bezahlt werden müßten. Aber einige Drohungen des russischen Gesandten brachten Alles in das Gleiche, und mit 117 Stimmen gegen 24 wurde beschlossen, einen Ausschuß zu ernennen, der bevollmächtigt sein sollte, mit Rußland zu unterhandeln, d. h. den Formen zu genügen und die Abtretung der von Rußland geforderten Landestheile zu unterschreiben. — Was die Zusammensetzung dieses Ausschusses betrifft, konnte Sievers schon den Tag vor dessen Ernennung seiner Tochter schreiben: „Die Mitglieder des Ausschusses wird man, wie ich sie namhaft gemacht habe, morgen wählen, einunddreißig in Allem."

Rußlands Forderungen wurden denn auch ohne weitere Schwierigkeiten am 22. Juli gutgeheißen und unterschrieben. Nicht eben so leicht sollte sich in Beziehung auf die Forderungen Preußens Alles beendigen lassen. Die Deutschen, die in ihrem ganzen Wesen einen entschiedenen Gegensatz zu der polnischen Genialität bildeten, waren den Polen ohne allen Vergleich mehr verhaßt, als die Russen, und von der preußischen Regierung glaubten sich die Polen, die sich nie gestehen wollten, daß sie selbst Verrath an ihrem Vaterlande übten, verrathen und verlassen. — Zudem war bei den Wahlen beständig wiederholt worden, daß man alles Heil von der Großmuth der großen Kaiserin erhoffen müsse. So war denn einer Anzahl Polen der Gedanke geläufig geworden, daß man sich den Forderungen Rußlands unbedingt unterwerfen, ja ihnen entgegenkommen müsse, um Katherinas Wohlwollen und Schutz zu gewinnen und sich dann unter diesem Schutz den preußischen Forderungen ganz zu entziehen. So blieben die Polen bis an das Ende dabei, stets auf irgend eine fremde Macht zu rechnen.

Mancherlei traf zusammen, solchen Wünschen der Polen am russischen Hof und namentlich bei dem Günstling, dem Fürsten Platon Alexandrowitsch Subow, ein nicht ungünstiges Gehör zu verschaffen. Besonders verwendete sich die österreichische Regierung, deren Politik jetzt von dem vielbesprochenen Minister Thugut geleitet wurde, auf das eifrigste bei der Kaiserin Katherina, wenn nicht für Polen, doch gegen Preußen. Klagend und dringend wurde hier geltend gemacht, daß, während für Preußen eine große Vermehrung seiner Macht in Aussicht stehe, der beabsichtigte Eintausch Bayerns gegen Belgien dem Hause Oesterreich nicht einmal einen vollständigen Ersatz gewähre, geschweige denn eine Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten. Eine Entschädigung durch die Eroberung des Elsasses sei noch ungewiß. An solche Betrachtungen schloß sich dann das Verlangen nach einem Antheil an der polnischen Beute, vor allem aber der lebhaft, beinahe leidenschaftlich ausgesprochene Wunsch, den „übermäßigen" Antheil Preußens geschmälert zu sehen. — Auch wendete sich die österreichische Regierung — in einer Note vom 12. Juli 1793 — „mit Vertrauen" an die erhabene Kaiserin, und bat sie in ihrer Weisheit zu erwägen, ob es nicht zweckmäßig sei, die Theilung Polens bis an das

Ende des Kriegs mit Frankreich zu verschieben; das sei das einzige Mittel, sich der fortwährenden Theilnahme Preußens an dem Kriege zu versichern. Komme Preußen in vollen Besitz der polnischen Lande, sehe es nicht mehr in ihnen nur den zukünftigen Lohn seiner „Cooperation" am Rhein, dann könne es sich, wenn nicht ganz doch theilweise der Theilnahme am Kriege entziehen.

Gewiß; gelang es die Entscheidung in Polen bis auf die Zeit des Friedens mit Frankreich zu verschieben, dann konnte Oesterreich seine Heeresmacht gegen Preußens Ansprüche an der Warthe und Weichsel verwenden! — Es ist charakteristisch für die Politik jener Zeit im Allgemeinen und Thuguts insbesondere, daß die österreichische Regierung auf diese Weise in Petersburg gegen Preußen intriguirte, während sie zugleich die preußische Heeresmacht am Rhein benützen wollte, um Elsaß für sich zu erobern.

Es kamen noch Umtriebe in Polen selbst hinzu. Die Brüder Kossakowski, — der Eine General, der Andere Bischof des polnischen Liefflands — die zu den Gründern und Führern der Targowizer Conföderation gehörten, waren unzufrieden, daß die Herrschaft in Polen nicht in ihre Hände gefallen war. Sie bemühten sich, den Botschafter Sievers zu verdrängen und durch allerhand Anschläge die Aufmerksamkeit und die Gunst des Fürsten Subow zu gewinnen. Schon im Mai war eine Deputation aus demjenigen Theile Litthauens, welcher der polnischen Krone verbleiben sollte, nach Petersburg gekommen, und hatte um die Einrichtung Litthauens zu einem besonderen Vasallenstaat Rußlands gebeten. Niemand geringeres als der Palatin von Wilna, Kamenski, stand an der Spitze dieser Deputation. Der Herzog von Kurland hatte sich den Haß des kurländischen Adels dadurch zugezogen, daß er den Stadtgemeinden erweiterte Rechte verliehen und Bürgerlichen den Besitz von Lehengütern sowie den Genuß von Domainen-Gütern gegen ein geringes herkömmliches Pachtgeld zugänglich gemacht hatte. Auch der kurländische Adel rief nun gegen solche Unbill den erhabenen Schutz der Kaiserin und ihres Günstlings an. Ein ähnlicher Geist schien sich im eigentlichen Polen mehrfach zu regen.

Katherina erwog, daß es unter solchen Umständen doch vielleicht möglich war die Spannung und Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen zu benützen und die Theilung Polens zu umgehen, um das Land in seiner Gesammtheit unter russischer Botmäßigkeit zu behalten. Ihr Botschafter wurde demnach, sowie der russische Vertrag vom Reichstag angenommen war, belehrt, daß er in den Verhandlungen Polens mit Preußen keineswegs als Verbündeter dieses letzteren Staats aufzutreten, keineswegs die Sache Preußens zu der Sache Rußlands zu machen habe, wie umgekehrt Preußen die Sache Rußlands allerdings gleich der eigenen vertreten hatte. Er sollte einen „gemäßigten Gang" gehen, nur Vermittler sein; ja, ein billiger und unparteiischer Vermittler. Obgleich ihm nichts Bestimmteres gesagt wurde, verstand Sievers doch vollkommen; er äußerte (13. August)

gegen die Kaiserin selbst, unter gewissen Voraussetzungen werde ihr kaum etwas anderes übrig bleiben, als ernstlicher an eine vollständige Wiedervereinigung von ganz Polen zu denken, und bat sich mehr Geld aus für den Fall, daß die Kaiserin „ausgedehntere Absichten" auf Polen habe — wie er das ihrem Interesse entsprechend halte.*)

Schon hatte er zugelassen, daß die Unterhandlung mit Preußen von der mit Rußland getrennt, daß der erste Ausschuß des Reichstags nur mit Rußland, nicht mit Preußen zu unterhandeln beauftragt wurde, obgleich beide Mächte ihre Forderungen zugleich, als ein zusammenhängendes, sich gegenseitig bedingendes Ganze eingereicht hatten; und als dann, nachdem mit Rußland abgeschlossen war, Preußens Forderungen gesondert zur Sprache kamen, sah sich der preußische Gesandte von dem russischen Botschafter nur sehr lässig, dem Wesen nach nur zum Schein unterstützt. Die Polen wußten sich die Haltung des Botschafters sehr wohl zu deuten und rechneten in gewohnter leichtsinniger Weise mehr als verständig war, auf seine Hülfe. Sie ließen sich im Eifer ihres Hasses zu den verwegensten Reden gegen Preußen hinreißen, und Sievers duldete, daß ein neuer Ausschuß den Auftrag erhielt, nur über einen Handels-Vertrag, nicht über die Abtretung der verlangten Landestheile mit Preußen zu unterhandeln. Es wurde sogar im Reichstag ein jeder, der eine solche Abtretung beantragen wolle, mit der Strafe des Hochverraths bedroht.

Einen Vorwand, die Polen in ihren Unterhandlungen mit Preußen zu unterstützen, hatte sich die russische Regierung dadurch geschaffen, daß sie ihnen, gleichsam als Gegenleistung für die abgetretenen Provinzen, ihre künftige Verfassung verbürgt und versprochen hatte, sich für günstige Handels-Verträge mit den Nachbarländern zu verwenden. Was dieses Versprechen eigentlich für eine Bedeutung hatte, geht schon daraus hervor, daß Sievers in dem schon angeführten Schreiben (vom 13. August) bei der Kaiserin anfragte, ob er „die Unterzeichnung des preußischen Vertrags unter demselben Scheinvorwande des Handels hinhalten oder durch Gewaltmittel fördern" solle.

Als dann die Eroberung von Mainz durch die Preußen einen bedeutenden Eindruck in der politischen Welt machte und der preußische Gesandte den Polen mit Krieg drohte, glaubte Sievers die Angelegenheiten mit scheinbarem Eifer, scheinbar um etwas fördern zu müssen. Er verfaßte nun einen Vertrags-Entwurf, in welchem er dem preußischen Antheil in Polen etwas engere Grenzen zog, als Preußen selbst, behauptete, das sei das Aeußerste, wozu er die Polen zwingen könne und zwang den Reichstag auch wirklich, dem Ausschuß die Unterzeichnung des Vertrags anzubefehlen, der die verlangten Abtretungen feststellte. Er ließ die versammelten Mitglieder des Reichstags in ihrem Saal gleichsam gefangen

*) Blum, Sievers, III. 336—337.

halten, bis sie so gestimmt hatten, wie er vorschrieb. Russische Grenadiere umringten das Schloß, bewachten die Eingänge und ließen niemand heraus bis der geforderte Beschluß gefaßt war (2. Sept. 1793). Eine vorgebliche Nachricht, daß eine Verschwörung gegen das Leben des Königs Stanislaus im Werke sei, mußte als Vorwand dieser Maßregel dienen. Doch gestattete Sievers, daß die Polen die geforderten Opfer an Bedingungen knüpften, von denen die wichtigste war, daß die Abtretungen nicht eher vom Reichstag bestätigt werden sollten — als bis auch der Handels-Vertrag, den Preußen ablehnte, geschlossen und bestätigt sei. So war denn eigentlich der eben gefaßte Beschluß wieder in Nichts aufgelöst.

Als nun aber die Nachricht von diesem Gang der Verhandlungen in Grodno und Oesterreichs Forderung eines Gebiets in Polen, an den Rhein, in das Hauptquartier Friedrich Wilhelms II. gelangten, zeigte sich der preußische König in so hohem Grade aufgebracht, so rasch entschlossen, sich von dem Kampf mit Frankreich los zu sagen, und seine ganze Macht auf die Behauptung seiner Ansprüche in Polen zu wenden, daß Katherina nöthig fand einzulenken, da sie weder den Kampf gegen Frankreich lähmen, noch durch einen offenen Bruch mit Preußen die Schwierigkeiten der allgemeinen Lage bis zu vollkommener Unberechenbarkeit steigern wollte.

Preußen forderte die Abtretung des in Anspruch genommenen Gebiets ohne alle Bedingungen, und Sievers machte nun wirklich Ernst mit den Polen; er ließ (22. Sept.), wie das den russischen Botschaftern in Polen geläufig war, vier Landboten, die sich als besonders eifrige Gegner Preußens gezeigt hatten, mitten in Grodno durch russische Truppen verhaften, auf ihre Güter bringen und dort als Gefangene bewachen. Die Polen gewahrten in ihrem täglichen Verkehr mit Sievers sehr bald, daß der Ernst diesmal in der That ernstlich gemeint sei und sie beugten sich dem Joch.

So kam es denn zu der berühmten stummen Sitzung des Reichstags am 23. September. Der Palast war wieder eingeschlossen von russischen Grenadieren; es waren sogar Kanonen gegen die Eingänge aufgeführt; niemanden wurde gestattet die Sitzung zu verlassen. Der versammelte Reichstag, der König auf dem Thron hörten die Forderungen Preußens und die scharfen Noten, durch welche der russische Botschafter sie diesmal unterstützte, schweigend an; keine Stimme erhob sich, niemand verlangte das Wort, Alles blieb in tiefstes düsteres Schweigen gehüllt, bis tief in die Nacht, wo dann endlich, um drei Uhr nach Mitternacht, der Landbote Graf Ankwicz erklärte, Schweigen sei Zustimmung. — In amtlicher Form fragte der Reichstagsmarschall Biélinski dreimal in den Saal hinein: „Ermächtigt der Reichstag die Commission zur unbedingten Unterzeichnung des Vertrags mit Preußen?" — Da ihm wieder nur tiefes Schweigen antwortete, niemand widersprach, erklärte er den Beschluß für einstimmig gefaßt.

Wie oft ist diese Scene als großartig und tragisch in erhabenen

Worten beschrieben, ja gefeiert worden — und nun ersehen wir — peinlich überrascht — aus den Depeschen des preußischen Gesandten, daß sie nichts weiter war als eine zwischen ihm, dem russischen Botschafter und den Polen selbst verabredete Comödie! Die Polen hatten sich bereits vor der Sitzung dem ausgesprochenen Willen Rußlands gefügt und die große Mehrzahl der Landboten hatte sich ihr zustimmendes Schweigen zum Voraus bezahlen lassen. Es waren eben „facile Leute!" — Da aber die meisten von ihnen sehr heftig gegen Preußen declamirt hatten, so lange Sievers das gut hieß, hatten sie, um den Schein zu wahren und sich nach allen Seiten hin, auch gegen feindliche Parteien in Polen sicher zu stellen, nun den Schein des Zwanges zur Bedingung gemacht; sie hatten sich diesmal die russischen Grenadiere und Kanonen ausdrücklich erbeten.*) — Auch Ankwiczens und Biélinskis Rolle war natürlich zum Voraus verabredet.

Aus den Papieren des Botschafters ersehen wir denn auch, wie theuer Rußland dies eigenthümliche Schauspiel bezahlt hat. Sievers belehrt seinen Nachfolger, daß: „bei der Verhandlung des preußischen Vertrags mit meiner Bewilligung gegen 15,000 Ducaten den meisten oben (in des Botschafters Denkschrift) genannten Landboten gegeben worden sind, außer dem Grafen Zaluski, der 2500 Ducaten für sich und seine Landboten empfing. Der Landbote Podhorski, welcher den preußischen Antrag stellte, bekam dafür 800 Ducaten auf sein Theil." **)

Ankwicz und Biélinski bezogen ein fortlaufendes Gehalt von Rußland. Biélinski, der als Marschall einigen Aufwand machen mußte, 1000 Ducaten monatlich. Außerdem hatte auch der preußische Gesandte bedeutende Summen unter die Landboten vertheilt. Um allen Ansprüchen zu genügen, erlaubte Sievers in seiner humanen Weise dann auch noch einigen patriotischen Landboten nachträglich zu protestiren —: wohlverstanden, nicht gegen den gefaßten Beschluß selbst, nur gegen die Gewalt, die angewendet war, ihn herbeizuführen.

Glänzende Feste liefen ohne Unterbrechung neben diesen Polen vernichtenden Beschlüssen her; sie folgten sich auch in derselben Weise in den nächsten Tagen nach der stummen Sitzung, und dieselben polnischen Groß-Würdenträger und Landboten, die sich im Reichstag in erhabenes Schweigen gehüllt hatten, versäumten nicht fort und fort an der gastlichen Tafel und auf den glänzenden Bällen des russischen Botschafters zu erscheinen. Der preußische Gesandte Buchholz war wenige Tage nach der stummen Sitzung (am 4. October) veranlaßt, dem General Möllendorf zu schreiben: „Die Polen kommen nun in Menge zu mir und machen die größten Bassesen, nachdem sie vor vierzehn Tagen durch die nachgiebige und passive Conduite

*) Sybel a. a. O. II. 406.
**) Blum, Sievers, IV. 34.

meines Collegen (Sievers) ganz aufgeblasen waren."*) Sybel hat wohl recht zu sagen, was sich hier in den Formen eines historischen Trauerspiels vollendete, sei doch nur ein großes Intriguenstück gewesen.

Die nächste und gewissermaßen abschließende Aufgabe des russischen Botschafters war nun, den Reichstag dahin zu bringen, daß er freudig und jubelnd einem ewigen Bündniß zwischen Polen und Rußland zustimmte. Dieses Bündniß machte das kleine polnische Reich, das die zweite Theilung übrig ließ, zu einem unbedingt abhängigen Vasallen-Staat Rußlands; es ließ nicht einen Schatten von Selbständigkeit übrig, da der König von Polen und die „Durchlauchtigste Republik" sich durch einen der Artikel verpflichteten „mit keiner anderen Macht irgend eine Verbindung oder Vergleich abzuschließen, als mit Wissen und nach genommener Abrede mit Ihrer Majestät der Kaiserin" oder deren Nachfolgern. Polen verpflichtete sich sogar den fremden Mächten gegenüber überhaupt keinen „wesentlichen Schritt" anders als in Uebereinstimmung mit der russischen Regierung zu thun. — Polen sollte fortan von dem russischen Botschafter beherrscht werden.

Zunächst waren die Polen veranlaßt worden selbst einen solchen Bundes-Vertrag in aller Form zu erbitten. Das hatte keine Mühe gemacht. Nun aber schien es von Wichtigkeit, daß er nicht etwa gegen eine Opposition durchgesetzt werden mußte, nicht etwa nach mehr oder weniger Widerspruch durch einfache Stimmenmehrheit angenommen wurde —: mit einstimmigem Jubel sollte der Reichstag das erwünschte Bündniß begrüßen und Rußlands schützende Großmuth anerkennen. Doch hatten einige Landboten so heftig für die nationale Selbständigkeit ihres Vaterlandes gesprochen, daß sie anständiger Weise dem Vertrag nicht zustimmen konnten. Gewaltmaßregeln, Verhaftung der Widersprechenden und dergl. wären hier nicht am Ort gewesen; sie hätten den Eindruck, den die Scene machen sollte, sogar noch mehr gestört als der Widerspruch, dem vorgebeugt werden sollte. Darin lag eine Schwierigkeit, aber sie erwies sich nicht unüberwindlich; das Mittel, zu dem Sievers griff, um sie zu beseitigen, war so einfach als wirksam. Diejenigen Landboten, denen ihre Vergangenheit nicht erlaubte, den Vertrag anzunehmen, wurden dafür bezahlt, daß sie aus den entscheidenden Sitzungen des Reichstags weg blieben. Sievers sagt darüber in seiner Denkschrift:

„Ich verwandte einiges Geld auf die Entfernung mehrerer Landboten aus den Sitzungen, um den Lärm zu mindern. Zu diesem Behuf schickte ich dem König 1000 Ducaten, mich der Einstimmigkeit bei der Entscheidung des Allianztractats zu versichern. Hätte ich mich öfter dieses Mittels bedient, so gab es weniger Lärm und Opposition von Seiten der angeblichen Patrioten."

*) Herrmann, Ergänzungsband 433.

So wurde denn auch dieses beständige Bündniß (am 14. October) einstimmig vom Reichstag angenommen, ohne daß irgend ein Zwang oder auch nur eine Drohung nöthig geworden wäre. Zwei Tage später wurde er unterzeichnet. Das Benehmen des Königs Stanislaus ließ nichts zu wünschen; er vergoß Freudenthränen über das gelungene Werk, indem er den Botschafter Sievers umarmte.

Thuguts thörichte Arglist und unredliche Ueberfeinheit hatten es dahin gebracht, daß der Bund der mitteleuropäischen Mächte gegen das revolutionäre Frankreich in sich zerfiel und Oesterreich allein dem Feinde gegenüber blieb, dem es sich dann nicht gewachsen zeigte. Dagegen war der damit verbundene Versuch, sich in Polen eine „Entschädigung" zu verschaffen, für diesmal mißlungen.

Doch ergab sich sehr bald, eher als man an irgend einem der betheiligten Höfe gedacht hatte, die Gelegenheit wieder einzubringen, was versäumt war. Wie sich auch das Loos der polnischen Bauerschaften und der Städte unter fremder Herrschaft gestalten mochte, die polnische „Nation", d. h. der Adel konnte sich in den neuen Zuständen nicht befriedigt fühlen, in dem mäßigen Landstrich, der als Republik Polen übrig blieb, so wenig als in den abgetretenen Landestheilen; er sah sich dort wie hier thatsächlich jeder wirklichen Bedeutung beraubt, und selbst diejenigen, die ihr Vaterland am bereitwilligsten verkauft hatten, schlossen sich nun wieder zum großen Theil der allgemeinen Unzufriedenheit an.

Die ausgewanderten Patrioten, denen die Rückkehr in das Vaterland verwehrt war, vor allen Ignaz Potocki, dann aber auch sein Bruder Stanislaus, Hugo Kolontai und die Uebrigen bewegten sich in der Fremde in einer Art von Scheinthätigkeit, in Conspirationen, die ziemlich wesenlos blieben, da sie zu Leipzig, das für sie eine Art von Mittelpunkt geworden war, allerdings für ihre Person von der sächsischen Regierung nicht nur geduldet, sondern mit Wohlwollen geschützt wurden, doch aber nirgends eine wirkliche Unterstützung fanden und mithin der Mittel zu einer wirklichen That entbehrten. — Ernsthafter konnte eine andere Verschwörung werden, die sich in Warschau selbst in Folge der weitverbreiteten Unzufriedenheit bildete und bald auch einen bedeutenden Umfang gewann. An der Spitze standen ein General Graf Dzialinski und der Banquier Kapostas, ein Ungar von Geburt, dem der Verfassungs-Reichstag (1791) das Indigenat, d. h. den polnischen Adel verliehen hatte.

Merkwürdig war dabei, daß der reiche und vornehme Adel, der viel zu verlieren hatte, dem Treiben überwiegend, ja von den Flüchtigen abgesehen, mit wenigen Ausnahmen fremd blieb. Dagegen waren die Bürger der größeren Städte, vor allem Warschaus und Wilnas eher bereit, sich einer revolutionairen Bewegung anzuschließen; sie sahen sich ungern der

wenigen Rechte wieder beraubt, die ihnen die Verfassung vom 3. Mai verheißen hatte. Im Wesentlichen aber waren es der minder begüterte und der besitzlose Adel, die Geistlichkeit, das polnische Heer und die Clienten der Ausgewanderten, die sich zu regen strebten.

Ueber das, was eigentlich geschehen sollte, wurde unter den Führern in Warschau vielfach berathen; auch mit den Verbannten, nachdem man sich durch hin- und herreisende Sendboten in Verbindung mit ihnen gesetzt hatte; aber man kam zu keinem endgültigen Beschluß. Wieder sahen sich die Polen nach fremder Hülfe um, was diesmal vielleicht verzeihlicher war als früher, da sie sich wohl gestehen mußten, daß sie sich ohne auswärtigen Beistand kaum irgend zu regen vermochten. Dzialinski und die anderen Führer in Warschau beschlossen nicht eher „loszuschlagen", als bis sie Gewißheit über die Stimmung der polnischen Armee erlangt hätten, sowie darüber, ob die Verschworenen auf den geheimen Beistand Oesterreichs rechnen könnten, oder wenigstens darauf, daß ihnen gestattet werde Kriegsbedürfnisse von dort her zu beziehen; — ob die Pforte und Schweden den Kampf gegen Rußland und Preußen aufnehmen würden; — endlich ob man in Frankreich — 1794 in dem verarmten, zerrütteten Frankreich Robespierres! — eine Anleihe contrahiren könne. Wie Kapostas später aussagte, wollte man bei alledem nach einer ersten, geglückten Erhebung einen Sendboten an die Kaiserin Katherina abfertigen und ihr, wenn sie gestatten wolle die Verfassung vom 3. Mai herzustellen und von Preußen die verlorenen Provinzen mit den Waffen zurückzufordern, nicht nur den Theil der ukrainischen Provinzen anzubieten, dessen Rußland zur unmittelbaren Verbindung mit dem neu erworbenen Gebiet am Dniestr bedurfte, sondern auch die erbliche Krone Polens für einen Prinzen ihres Hauses. — Das „zurückfordern" der an Preußen abgetretenen Provinzen ist wohl dahin zu verstehen, daß Rußland sie wieder erobern solle, da die Polen sich wohl kaum über die Geringfügigkeit der eigenen Mittel täuschen konnten. Man könnte freilich sagen, das luftige Project habe nicht ganz jeder Grundlage entbehrt, da die Kaiserin Katherina allerdings gar sehr darüber erzürnt war, daß sie zu Preußens Gunsten auf einen Theil Polens hatte verzichten müssen; — aber der Gedanke, daß Katherina unmittelbar nach einem Aufstand, noch dazu nach einem glücklichen Aufstand gegen ihre Truppen, gegen den Botschafter, der in ihrem Namen Polen beherrschte, über die Beleidigung, die ihr dadurch zugefügt war, hinwegsehen und anstatt sie zu strafen, die Hand zu einem solchen Bunde mit Polen bieten könnte, ist doch in der That bis zum Abenteuerlichen verkehrt. Ueberhaupt sehen wir wohl, daß die Verschworenen sich vorläufig mit Plänen trugen, die zum mindesten als unreif bezeichnet werden müssen und in denen es an inneren Widersprüchen nicht fehlte.

Die Ausgewanderten suchten Verbindungen mit Oesterreich anzuknüpfen, das aber mißglückte bei dem allerersten Schritt, wie die Polen

hätten vorhersehen müssen, wenn sie nicht eine ganz verkehrte Vorstellung von Thuguts Plänen hatten. Ein Brief Ignaz Potockis, in dem er eben diesem Thugut Glück wünschte zu seinem Eintritt in das Ministerium, blieb ohne Antwort. Endlich thaten die ausgewanderten Polen das Verkehrteste was sie überhaupt thun konnten, sie sandten erst Kosciuszko, dann noch einen anderen Boten nach Paris, um von Frankreich, d. h. von Robespierre und seinen Gehülfen Beistand zu erbitten. Daß ihnen Frankreich nicht unmittelbar mit den Waffen zu Hülfe kommen konnte, war einleuchtend; und wie hätte ihnen Frankreich, das zur Zeit selber nur entwerthete Assignaten besaß und auf Raubzüge in die Fremde bedacht war, um sich zu helfen, mit Geld beistehen können! — Auch hatten diese Versuche keine andere Folge als die, daß der Kaiserin Katherina und ihren Verbündeten ein erwünschter Vorwand an die Hand gegeben wurde, die Polen, deren „Freiheit", wie sie von ihnen verstanden und erstrebt wurde, stets die Leibeigenschaft, ja die Sclaverei des Volks zur Voraussetzung hatte, als Jacobiner zu bezeichnen, die zum Heil der Welt gebändigt werden müßten.

Alle diese Pläne, die sich voll innerer Widersprüche kreuzten, verrathen die Rathlosigkeit der Führer und selbst das Bewußtsein der Ohnmacht, mit anderen Worten das Bewußtsein, daß ihre Sache wenigstens für den Augenblick eine hoffnungslose sei. Einen Augenblick schien sie sogar ganz scheitern zu sollen. Die Versammlungen der Verschworenen erregten den Verdacht der russischen Behörden; der General Graf Igelström, der dem Botschafter Sievers im Amt gefolgt war, befahl — Anfang März 1794 — einige Verdächtige zu verhaften, darunter auch Kapostas, der aber nach Galizien entkam. Ein Paar Andere, Wengerski und Serpinski, wurden ergriffen und gaben, wie Poniatowski in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten berichtet, indem er ein mildernd es „wie man sagt" hinzufügt, die Häupter der Verschwörung an: vorzugsweise die Abwesenden, die man ohnehin wußte und denen das nicht schadete; doch scheint es auch Dzialinski, denn dieser wurde als Gefangener nach Kiow gebracht, — und so blieb die Verschwörung in Warschau ohne Haupt.

Vielerlei Unbill, namentlich der sehr ungleich und ungerecht vertheilte Druck der russischen Einquartierung, vor allem aber Igelströms sinnlose Brutalität reizte indessen die herrschende Stimmung immer von neuem. Schon in der Veranlassung, die diesen Mann zu Sievers Nachfolger gemacht hatte, lag eine neue Kränkung des polnischen Heeres. Sievers hatte nämlich am Schluß des Grodnoer Reichstags zweckmäßig gefunden, die Targowizer Conföderation aufzulösen, damit nicht Rußland als das Haupt einer besonderen und namentlich dieser Partei in Polen dastehe. Der Reichstag schaffte sofort auch alle Decrete der Conföderation ab, und darunter auch dasjenige, durch welches das Tragen der im Kampf gegen Rußland erworbenen Kreuze des Ordens virtuti militari untersagt war.

Das soll den russischen Offizieren unangenehm gewesen sein, jedenfalls beliebte die Kaiserin Katherina sich dadurch beleidigt zu fühlen. Sievers, den ihre persönliche Umgebung ohnehin nicht liebte, wurde in höchster Ungnade zurückgerufen, weil er das zugelassen hatte, Igelström wurde an seiner Stelle ernannt und die Kaiserin verlangte Genugthuung. Diese wurde ihr so eilfertig als demüthig dadurch gewährt, daß der König von Polen und sein permanenter Rath über ihre Befugnisse hinausgingen, um jenes widerrufene Targowizer Decret, ohne den allein dazu ermächtigten Reichstag wieder herzustellen und die Ritterkreuze von neuem zu verbieten. Eine Abordnung eilte zugleich nach Petersburg, an den Stufen des Kaiserthrons Verzeihung zu erbitten, und Katherina zeigte sich befriedigt. Igelström aber hielt es für seine Aufgabe, dadurch einen Gegensatz zu Sievers schonender Höflichkeit zu bilden, daß er bei jeder Veranlassung oder auch ohne Veranlassung überall mit gebieterischer Rohheit auftrat. Und während er, in solcher Weise bemüht, Alles einzuschüchtern, im Gegentheil Alles gegen sich empörte, eröffnete andererseits Katherinas rastlose Politik dem Aufstand verhältnißmäßig günstige Aussichten.

Der unruhige Geist dieser merkwürdigen Frau setzt uns in Verwunderung, und um so mehr, je genauer wir den Gang ihrer Regierung erwägen. Sie hatte Großes erreicht, namentlich nach außen — wenn auch mehr in Polen als der Türkei gegenüber — aber wir müssen an dieser Stelle wieder daran erinnern, daß die Opfer, um die der Gewinn erkauft war, als ganz unverhältnißmäßig große dagegen in das Gewicht fielen. Rußland hatte über eine Million Menschen seiner dünnen Bevölkerung verloren; die auswärtige verzinsliche Schuld des Reichs war vermehrt worden, so weit Rußlands Credit irgend reichen wollte, vor allem aber war das Land, wie schon gesagt, mit einer Masse Papiergeld überschwemmt, die der englische Gesandte zu dieser Zeit auf 130 Millionen Rubel anschlug, eines Papiergeldes, das bereits dreißig vom Hundert seines Nennwerths, und eher noch etwas mehr, verlor, so daß einhundert Rubel in Papier kaum noch siebzig Rubel in Silber galten —: ein Zustand, der nicht nur den Haushalt der Regierung, sondern den Haushalt der ganzen Nation in unheilvollster Weise zu zerrütten drohte. Und doch dachte Katherina nicht daran, die Wunden des Landes zu heilen, den Haushalt des Staats auf eine besser gesicherte Grundlage zurückzuführen, den Besitz der Küste des Schwarzen Meeres zu verwerthen und den natürlichen Reichthümern des südlichen Rußlands die Wege in den Welthandel wirklich, nicht blos in allgemein gefaßter Vorstellung, zu eröffnen. Eine solche stille und anspruchslose, wenngleich segensreiche Thätigkeit widerstrebte dem Sinn der Kaiserin. Sie nahm sofort den Gedanken wieder auf, Constantinopel zu erobern, und sie wurde in diesen Plänen durch ihren letzten Günstling bestärkt, jenen Platon Alexandrowitsch Subow, den sie zum Fürsten erhob, den sie zum Staatsmann zu bilden wähnte, dessen

Unfähigkeit sich aber nur dadurch von der Potemkins unterschied, daß sie eine schlaffe war.

Katherina hatte den stolzen Plan, am Bosporus einen griechischen Vasallenstaat Rußlands unter einem neuen Constantin zu errichten, nur ungern unter dem Druck der Umstände, besonders Polens wegen, und nur für den Augenblick aufgegeben. Die Gelegenheit schien zu schön, die Gunst der Umstände, während alle Mächte Europas im Krieg mit Frankreich beschäftigt waren, zu groß, um versäumt zu werden. Und andererseits war ein Türkenkrieg erwünscht, als der beste Vorwand, sich jeder unmittelbaren Theilnahme an dem Kampf gegen die Revolution zu entziehen, zu dem sie alle anderen Mächte trieb; die Hülfstruppen zu verweigern, die namentlich Oesterreich gern erhalten hätte. Sie äußerte, ihre und Rußlands besondere Aufgabe in dem allgemeinen Kampf gegen die revolutionären Mächte sei, die Türkei und Polen in Ruhe und legitimer Ordnung zu erhalten. Das war allerdings der Weg, ihre conservativen Pflichten in Gewinn bringender Weise zu erfüllen.

Sehr erwünscht war daher die Kunde, daß die französische Diplomatie — und zwar mit einiger Aussicht auf Erfolg — bemüht war die Pforte zu einem Angriff auf Oesterreich zu bewegen. Katherina erklärte sofort, daß sie ihre Verpflichtungen als Verbündete Oesterreichs getreulich erfüllen werde, und auch die Einleitungen dazu wurden ohne Säumen getroffen. Als dann ein türkischer Gesandter in Petersburg über erwünschte Aenderungen im Zolltarif unterhandeln wollte, erhielt er nicht nur eine abschlägige Antwort in beleidigender Form, sondern er wurde auch überhaupt mit einer solchen gesuchten Mißachtung behandelt, daß die Pforte sich von einem nahen Angriff bedroht glauben mußte. Natürlich schwand von dem Augenblick an zu Constantinopel jede Neigung etwa einen Kampf mit Oesterreich zu beginnen, dagegen rüstete sich die Türkei zur Vertheidigung, und der Kaiserin beliebte es, wie zu erwarten stand, in diesen Anstalten eine Drohung, eine Beleidigung, eine Herausforderung zum Kriege zu sehen.

Auch ihre Heere eilten nun sich, in zwei Armeen von je 60,000 Mann geschaart, im Süden zu versammeln. Die eine dieser Armeen sollte, dem entworfenen Plan gemäß, unter dem Fürsten Dolgoruky über den Dniestr in die Moldau und Walachei an die Donau vordringen, um dann die Ufer des Stroms bis Widdin hinauf zu vertheidigen; dadurch sollte Oesterreich, auf dessen Theilnahme die russische Regierung rechnete, dem Erweiterung seiner Grenzen in der kleinen Walachei, in Serbien und Bosnien verheißen wurde, auch über die möglichen Wechselfälle des Kriegs beruhigt werden. Das zweite Heer, unter Suworows Befehl an der Küste des Schwarzen Meeres versammelt, sollte von einer zahlreichen Transportflotte über das Meer gerade nach Constantinopel getragen werden, und mit leichter Mühe hoffte man die feindliche Hauptstadt zu erobern, mit

Einem Schlage das Reich des Halbmonds in Europa zu stürzen. Die Schwierigkeiten des Unternehmens möchten sich wohl größer erwiesen haben als Katherina und Subow zu übersehen wußten, doch muß man gestehen, daß wenigstens Suworow wohl der Mann dazu war, Ungewöhnliches auszuführen.

Diese großartigen Pläne machten es nothwendig, fast alle russischen Truppen auch aus Polen zurückzuziehen, um sie an die Ufer des Dniestrs oder des Schwarzen Meeres zu senden. Igelström behielt inmitten der allgemeinen, wogenden und drohenden Erbitterung nur eine ganz geringfügige militärische Macht zu seiner Verfügung; seine Lage wurde ihm nachgerade bedenklich und er bat (im März 1794) um Verstärkungen. Die Kaiserin beantwortete diese Forderung, die sich mit ihren neuesten Plänen nicht wohl vereinigen ließ, nicht nur ablehnend, sondern auch etwas ungnädig. Sie meinte, die zehntausend Mann, die Igelström in und bei Warschau habe, würden, zweckmäßig geführt, unter allen Bedingungen genügen; es komme unter allen Bedingungen mehr auf Gehalt und Werth der Truppen an, als auf ihre Zahl; — und zugleich wurden dem Botschafter von neuem polizeiliche Maßregeln eingeschärft; er sollte alles Thun und Lassen der Verdächtigen streng überwachen, jeden verhaften lassen, der sich durch Rede oder That verging, und einige davon den Reichstagsgerichten übergeben — natürlich nicht sowohl zur Untersuchung, als der Bedeutung gemäß, welche diese Redeweise nun einmal im slawischen Osten hatte, zur Verurtheilung.

Strenge Polizei schien also der Kaiserin hinreichend; weit entfernt an einen ernsten Kampf zu denken, glaubte sie sich der Herrschaft in Polen so gewiß, daß selbst die wenigen Truppen, die sie dort noch hatte, nach Liefland verlegt werden sollten, sobald die polnische Armee bis auf fünfzehntausend Mann — die Zahl, welche Sievers dem Reichstag vorgeschrieben hatte — vermindert war. Anstatt sich sagen zu lassen, wie die Sachen wirklich standen, ging sie, wie das im Leben so oft geschieht, von ganz willkürlichen Vorstellungen aus, die ihren Wünschen entsprachen.

So sehr aber auch Katherina den Polen auf diese Weise jede Erhebung erleichterte, gewannen doch die Anschläge der Verschworenen keine bestimmte Form, Alles blieb rathlos in der Schwebe, bis am Ende der Aufstand plötzlich losbrach, gegen den Rath und Willen der Führer, die, wie das auch in der That durch die gewöhnlichste Klugheit geboten war, wenigstens warten wollten bis der bevorstehende Krieg Rußlands mit der Pforte ausgebrochen und im Gange war. Verfrüht und ziemlich hoffnungslos in den Augen selbst der Führer, brach er los, ohne daß irgend ein Plan festgestellt, irgend eine Aussicht möglichen Erfolgs eröffnet worden wäre, und planlos begonnen, wurde er eben so planlos fortgesetzt bis an das unvermeidliche Ende. Die polnische Armee war es, die den Kampf in solcher Weise begann, als sie sich in ihren Sonderinteressen gefährdet

sah, um zunächst diese zu vertheidigen, und ohne auf die abmahnenden Worte der Patrioten zu achten.

Etwas — vielleicht sogar wesentlich anders möchten sich die Dinge gestaltet haben, wenn Sievers russischer Botschafter in Warschau blieb und sein Rath befolgt wurde. Er hatte nämlich vorgeschlagen, die polnische Armee, so lange sie bestand, da der polnischen Regierung die Mittel fehlten, mit russischem Gelde zu besolden und zu verpflegen und sie nur allmählich bis auf die vorgeschriebene Zahl zu vermindern; immer nur 3000 Mann auf einmal zu verabschieden — mit Zwischenräumen — und dabei stets darauf bedacht zu sein, besonders den verabschiedeten Offizieren eine anständige Versorgung zu verschaffen. Anstatt dessen ließ man diese Armee ohne Sold in drückendem Mangel verkommen, der die Erbitterung steigerte, und dann befahl Katherina, in dem Augenblick, wo Polen nur von sehr wenigen russischen Streitkräften gehütet war, die nach den Beschlüssen des Reichstags überflüssige Mannschaft — ungefähr die Hälfte der Gesammtzahl — auf einmal zu verabschieden, ohne daß dabei irgend einer Versorgung der entlassenen Offiziere gedacht worden wäre. Das hieß selbst die Soldaten so gut wie die Offiziere einer vollkommen unsicheren Zukunft, ja dem Elend preisgeben. Wo sollten selbst die Soldaten hin, in einem Lande, wo das bürgerliche Gewerbe meist von Ausländern betrieben wurde und niemand freie Landarbeit brauchte oder bezahlen wollte? — Ohne Zweifel hatte man erwartet, daß sie sich würden für die russischen Regimenter anwerben lassen; das aber geschah nicht; von allem Anderen abgesehen, ließen es die polnischen Offiziere nicht geschehen. Die entlassene Mannschaft strömte vielmehr von allen Seiten nach Warschau, der russische Cordon, der um die Stadt gezogen war, und überhaupt Igelströms polizeiliche Maßregeln erwiesen sich ohnmächtig sie abzuhalten, und in der Hauptstadt konnten natürlich die Offiziere der dortigen Regimenter und die Häupter der Verschworenen ganz nach Belieben über diese erbitterten und von ihrer Theilnahme abhängigen Soldaten verfügen. — Die Reiterbrigade Madalinski aber, bei Ostrolenka vereinigt, erklärte geradezu, sie werde sich nicht auflösen lassen, entging der Verfolgung der ihr nachgesendeten schwachen russischen Abtheilungen, durchbrach, durch den herbeiströmenden kleinen Adel der Umgegend auf 2000 Reiter verstärkt, die preußische Postenkette an der Grenze, die keines Angriffs gewärtig war, und gelangte auf eiligem Zug in weitem Bogen nach Krakau.

Hier waren die wenigen russischen Truppen — nur ein paar Compagnien — bereits durch die polnische Besatzung vertrieben, als Madalinskis Schaar eintraf, und auch hier strömte der Bauernadel bewaffnet herbei und brachte selbst, mit Hülfe der Geistlichkeit, einige tausend Bauern gegen die Ketzer und Schismatiker in Waffen. Nachdem einmal die Würfel so gefallen waren, blieb den Ausgewanderten natürlich nichts übrig, als herbeizueilen und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Kosciuszko

war schon vor Madalinskis Schaar (am 23. März) in Krakau eingetroffen, zog dieser entgegen und erkämpfte mit ihr vereint am 4. April einen ersten, nicht bedeutenden, aber ermuthigenden Vortheil über eine verfolgende russische Abtheilung unter dem General Tormassow.

So stand denn Kosciuszko als Dictator an der Spitze; ein sehr ehrenwerther Mann von seltener Reinheit des Charakters, der beste aller Polen ohne Frage, aber der beinahe unmöglichen Aufgabe, an die er sich wagen mußte, bei weitem nicht gewachsen. Nach allem, was wir von ihm wissen, nach seinen Aeußerungen und Briefen scheint er ein Mann von nur mäßigen Fähigkeiten gewesen zu sein; wenigstens kann kein Sachverständiger, der den Gang seiner Feldzüge aufmerksam verfolgt, darüber im Zweifel bleiben, daß seine militärische Begabung nicht sehr weit reichte.

In Warschau und dessen nächster Nähe hatte Igelström 8000 Mann zur Hand; die polnische Besatzung betrug kaum die Hälfte dieser Zahl; die Russen waren also hier ihren möglichen Gegnern in entscheidendem Maße überlegen. Aber das Verhältniß konnte sich umkehren, wenn es den Polen gelang die Tausende von entlassenen Soldaten zu bewaffnen, von denen sie umgeben waren, die Tausende vom kleinen Adel, die sich da herumtrieben, und die unteren Volksclassen der großen Stadt dazu, deren ohnehin unzufriedene, gereizte Stimmung nun auch noch im Theater und an allen öffentlichen Orten, namentlich in den Schänken, durch die in solchen Augenblicken gewöhnlichen Künste, durch Siegesnachrichten, die man in Umlauf setzte, durch patriotische Gesänge, allgemein verständliche Anspielungen und dergl., gesteigert wurde. Die Mittel, diese Massen zu bewaffnen, lagen im Zeughaus bereit und die Patrioten ließen dort mit größtem Eifer Patronen anfertigen. Vergebens forderte der preußische Gesandte Buchholz auf, sich bei Zeiten dieses Zeughauses zu bemächtigen, Igelström hatte, wie es solchen brutalen Leuten zu gehen pflegt, vollständig die Fassung verloren, das geht aus seinen eigenen Briefen nur allzu deutlich hervor. Er fürchtete den Aufstand, das verrieth er schon dadurch, daß er sofort seine Sachen einpacken ließ und vor allem seine Geliebte — eine Polin natürlich — die Gräfin Zaluska, nach Rußland in Sicherheit schickte; aber er that in rathloser Verwirrung gar nichts, um der erwarteten Empörung vorzubeugen oder zu begegnen. Plötzlich, zu unrechter Zeit, gewissenhaft und rücksichtsvoll geworden, äußerte er, als auch sein General-Quartiermeister Pistor mahnte, es sei Zeit sich des Zeughauses zu versichern und die polnische Besatzung zu entwaffnen, das könne er nicht, das hieße die Verträge verletzen; es sei ja nicht die Republik Polen, die sich gegen Rußland erhebe, es seien Einzelne, gegen die sich der König und die Republik erklärten; sich des Zeughauses bemächtigen, heiße mit der Republik selbst Krieg beginnen. — Einen Augenblick dachte er daran, preußische Truppen herbeizurufen, da aber der Magistrat von Warschau bittend gegen diese Maßregel einkam und sich dabei feierlich für die Ruhe

der Stadt verbürgte, gab er den Gedanken wieder auf. Er sammelte nicht einmal seine Truppen in militärischer Stellung; zerstreut, vereinzelt in ihren Wohnungen, gab er sie großentheils dem Meuchelmorde preis — und dem verfielen sie denn auch, als sich am 17. April und den folgenden Tagen die polnische Besatzung, die verabschiedeten Soldaten, der Bauernadel und das Volk gegen die Russen erhoben. — Bekannt ist besonders aus Pistors Bericht, wie die klägliche Rathlosigkeit Igelströms und einiger anderen russischen Generale den Aufstand gelingen ließ; daß Igelström selbst sich am Ende nur mit einem geringen Rest seiner Truppen in das Freie durchzuschlagen vermochte; daß Stanislaus Poniatowski, den niemand gefragt hatte, sich nun wieder mit etwas theatralischem Enthusiasmus, aber mit geringer Zuversicht und ohne Vertrauen zu finden, der Nation anschloß; daß ähnliche Scenen wie hier sich bald auch in Wilna wiederholten, daß die Russen auch von dort vertrieben wurden — und welche Frevel, welche Mordthaten in beiden Hauptstädten an den Anhängern Rußlands, an Ankwicz, den Kasakowskis, dem als leidenschaftlichen Spieler berühmten Bischof Fürsten Massalski und Anderen, verübt wurden.

So waren denn die Russen aus den großen Städten vertrieben. Die geringen Reste ihrer schon vorher wenig zahlreichen Truppen irrten rathlos im Lande umher und mußten zum Theil bei den Preußen Schutz suchen —: eine Demüthigung, welche die Kaiserin Katherina gewiß sehr schmerzlich empfand! — Und doch! — wie glücklich für ihre Politik, daß der Aufstand in dieser Weise verfrüht ausgebrochen war, ehe es noch zu dem beabsichtigten Krieg mit der Pforte gekommen war! Warteten die Polen bis die russische Heeresmacht in Kämpfe an der Donau, vielleicht am Bosporus verwickelt war, dann trat, wie die Dinge sich auch sonst gestalten mochten, für die Kaiserin die sehr unerfreuliche Nothwendigkeit ein, den Kampf mit dem Aufstande und den unter allen Bedingungen mehr als nur wahrscheinlichen Sieg dem verhaßten Preußen zu überlassen, und Preußen, nicht Rußland, wurde dann Herr der weiteren Schicksale Polens.

Zwar mußte auch, wie die Dinge zur Zeit lagen, da die russischen Heere weit nach Süden entsendet waren, der Kampf mit den Polen zunächst dem König von Preußen überlassen bleiben, der selbst an der Spitze eines der Zahl nach genügenden Heeres gegen sie heranrückte, aber Katherina wußte mit großer Gewandtheit dafür zu sorgen, daß hier die nahe liegende Entscheidung nicht erfolgte, so lange nicht auch russische Truppen herbeigezogen waren.

An sich konnte die Entscheidung natürlich sehr wohl durch Preußen allein bewirkt werden, obgleich der Feldzug von dieser Seite ungemein schlecht geführt wurde. Denn die Aufgabe war in der That nicht so schwierig als man sie sich denken könnte, wenn man erwägt, daß der polnische Adel aus dem eigenen Stande allein immerhin mehr als 150,000

waffenfähige Männer stellen konnte. Eine irgend annähernde Zahl aber brachten die Polen nie in das Feld, wiewohl auch die Bürger der großen Städte an dem Kampf Theil nahmen und zwangsweise Aushebung, das Gebot der Landherren und die fanatischen Predigten der Geistlichen auch Schaaren bewaffneter Bauern herbeiführten. — Die Magnaten hielten sich fern. Einige von ihnen, zu Sandomirz versammelt, hatten schon gleich zu Anfang an den General Madalinski die charakteristische Frage gerichtet, ob er von Preußen unterstützt mit Rußland Krieg führe, oder von Rußland unterstützt mit Preußen? — in beiden Fällen wollten sie ihm beistehen. Da sich aber ergab, daß ein dritter Fall vorlag, zogen sie sich zurück; als dann vollends Kosciuszko den Bauern von Freiheit und Grundbesitz zu sprechen begann, wendeten sie sich mit Entrüstung ab und mit ihnen natürlich ihre zahlreiche Clientel. In Warschau wurden die Bürger, die nun gerne größere Rechte gehabt hätten, als ihnen die Verfassung vom 3. Mai gewährte, sehr bald gewahr, daß der Adel sie im Gegentheil zu beseitigen suchte und bald auch hatten sie Ursache den wilden Straßenpöbel zu fürchten. Alle beschlich, wie aus Berichten der in Warschau verbliebenen fremden Diplomaten hervorgeht, mehr oder weniger das Bewußtsein, daß die Sache, der sie sich angeschlossen hatten, eine hoffnungslose sei und die Furcht vor dem ruchlosen Pöbel bestimmte sogar die Wohlhabenderen die Preußen herbeizuwünschen, die sie vor dem Pöbel und vor der Rache der Russen schützen könnten. Der Dictator Kosciuszko war zwar mit wenigen Truppen, nachdem er eine Schlacht gegen die Preußen und Krakau verloren hatte, in Warschau angelangt, aber die Regierungs-Gewalt kam nicht in seine Hände. Ignaz Potocki und der sittlich verworfene Schlemmer Kolontai, beide dem Dictator intellectuell gar sehr überlegen, waren im Besitz — und um den König Poniatowski und die Großen zu beruhigen, betheuerte Ignaz Potocki hoch und heilig, daß nicht entfernt von Emancipation der Leibeigenen die Rede sein solle. So berichtet der König selbst in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten.*) Der persönliche Anhang des Königs, die sogenannten Gemäßigten, suchten die Vertheidigung eher zu lähmen als zu fördern, die Leute von der russischen Partei suchten sie entschieden zu hindern, und während der Feind vor den Thoren stand, haderten so die Parteien in alt gewohnter Weise unter sich.

Nach jenem (6. Juni 1794) bei Rawka ohne große Anstrengungen oder vieles Blutvergießen über Kosciuszkos lockere Schaaren erfochtenen Sieg rückten die Preußen zwar so langsam gegen Warschau vor, daß sie erst am 13. Juli vor dieser Stadt erschienen, doch Angesichts der Stadt mit ihren mangelhaften, kaum begonnenen Verschanzungen, erkannte Friedrich Wilhelm II. gar wohl, daß ein rascher Angriff, der kaum mißlingen

*) Sſolowiew 345.

konnte, geeignet war dem Krieg ein fast augenblickliches Ende zu machen, und er schien ohne Schwanken dazu entschlossen. Aber die Kaiserin hatte den bekannten Abenteurer in sein Hauptquartier gesendet, der sich Prinz von Nassau-Siegen nannte, obgleich er ein unächter und nicht anerkannter Sprößling dieses Hauses war; der war auch hier natürlich zur Stelle und wußte dem König den stürmenden Angriff auszureden, dessen wahrscheinliches Gelingen die Kaiserin Katherina natürlich nicht wünschte. Erst nach zwei Wochen vollkommener Unthätigkeit entschloß man sich zu einer regelmäßigen Belagerung, die dann auch sehr ungeschickt und schlaff geführt wurde. Daß die russische Regierung Preußens kriegerische Erfolge zu hindern suchte, wurde mit jedem Tage sichtbarer; der General Fersen, unter dem sich eine mäßige Schaar russischer Krieger schon bei Beginn des Feldzugs mit den Preußen vereinigte, wußte jede Verständigung mit dem preußischen Hauptquartier, jede gemeinschaftliche Thätigkeit abzulehnen und verließ am Ende die Stellung vor Warschau, um sich über die Weichsel zurückzuziehen. Besonders aber wurde das Spiel der russischen Politik dadurch erleichtert, daß es auch im Lager und im Cabinet des Königs von Preußen eine Partei gab, die einer verkehrten Ueberfeinheit huldigte und daß der Vertraute des Königs, der bekannte General Bischoffswerder, an ihrer Spitze stand. Diese Partei sah in der Mißgunst Rußlands, in dessen Hinneigung zu Oesterreich, das nun auch mit seinen Ansprüchen auf einen neuen Antheil polnischen Gebiets immer bestimmter hervortrat, nicht eine dringende Aufforderung den polnischen Aufstand rasch zu Boden zu schlagen und sich zum Herrn Warschaus und der Lage zu machen, wie die Kaiserin Katherina fürchtete —: sondern einen Grund nichts zu wagen, Gefahr und Verluste des Kampfs so viel wie möglich den Verbündeten zu überlassen, die eigenen Kräfte aber zu schonen und aufzusparen für den Augenblick, wo man mit den beiden Kaiserhöfen werde abzurechnen haben. So kam es vollends zu keiner ernstlichen That, obgleich jedem Unbefangenen hinreichend einleuchtend war, daß es sehr schwach stand um die polnische Insurection und daß man sie erdrücken könne, sobald man entschieden wollte. Man zauderte in der Hoffnung Warschau, wo keine der Parteien je zu unbedingter Herrschaft gelangte und niemand einen bestimmten Entschluß durchführen konnte, werde capituliren und als dann bewaffnete polnische Banden im Rücken der preußischen Armee erschienen und die Verbindungen erschwerten, hob dieses Heer (6. Sept.) die Belagerung auf und zog sich unrühmlich über die Bzura zurück, anstatt den Herd der gesammten Bewegung in der Hauptstadt zu zertreten.

Inzwischen war der Aufstand in Litthauen, wo er überhaupt unter einer Bevölkerung, die nicht polnisch ist, nur wenig Anhang gefunden hatte, mit der Eroberung von Wilna (12. August) vollkommen unterdrückt worden und nun eilte Suworow mit schnellen Schritten aus dem Süden herbei, um der Welt zu zeigen, wie leicht die polnische Insurection durch eine

mäßige, aber mit Energie geführte Kriegerschaar besiegt werden konnte. Kosciuszko wußte die Vortheile seiner centralen Stellung nicht zu nützen und vertheilte seine Truppen in solcher Weise, daß sie, ohnehin an Disciplin und kriegerischem Gehalt den russischen nicht ebenbürtig, zum Theil auch noch gegen eine Ueberzahl in die Schranken treten mußten und in einzelnen Abtheilungen nach einander geschlagen wurden. Er selbst fiel bekanntlich in einem Treffen, das er bei Maciejowice an der Weichsel gegen den General Fersen verlor, schwer verwundet in Gefangenschaft (9. October) und Suworow unter siegreichen Gefechten von Brzesc-Litowski herbei geeilt, erstürmte am 4. November die Vorstadt Praga. Den Tag darauf ergab sich Warschau dem Sieger; Rußland, nicht Preußen war nun Herr der Hauptstadt und der Lage und es zeigte sich nun, daß die geschonten und aufgesparten Kräfte Preußens unter diesen Bedingungen sehr wenig halfen.

Es kann hier natürlich nur ganz im Allgemeinen daran erinnert werden, in welchen eigenthümlichen Vergrößerungs-Plänen sich damals Oesterreichs Politik unter Thuguts Leitung bewegte. Schon hatte Oesterreich das burgundische Erbe, Belgien, freiwillig aufgegeben und französischer Eroberung verfallen lassen, um, auf das engste mit Rußland verbunden, Preußen im Osten von Europa niederzuhalten, für sich selbst aber dort einen mehr als reichlichen Ersatz für das aufgegebene Land zu finden. Bayern durch Tausch zu erwerben, daran konnte man freilich für den Augenblick nicht denken, da der Gegenstand, für den man es eintauschen wollte, Belgien nämlich, verloren war und nach Thuguts Willen auch verloren bleiben sollte, sofern nicht etwa die Regierung Englands, der damals wie später gar sehr daran gelegen war, daß Antwerpen nicht in den Händen Frankreichs blieb, diese flandrischen Provinzen als Preis für die Rückgabe der inzwischen von den Engländern eroberten französischen Colonien wieder einlöste. — Doch war die Hoffnung Bayern zu erwerben deshalb keineswegs aufgegeben. Der Churfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern hatte bekanntlich keine legitimen Kinder und war mit seinen Lehenserben, dem Hause Pfalz-Zweibrücken, von lange her verfeindet; es blieb immer noch die Möglichkeit ein Abkommen mit ihm zu treffen, wenn man seinen vielen natürlichen Kindern eine fürstliche Ausstattung im deutschen Reich bot und das wurde keinen Augenblick vergessen oder vernachlässigt. Unmittelbar aber verlangte Oesterreich als Entschädigung vier Palatinate in Polen (Krakau, Sandomirz, Lublin und Chelm) — und da das offenbar keine genügende Entschädigung für Belgien und die Kriegskosten zusammen war, da noch viel weiter entschädigt werden mußte — um die Erbstaaten gehörig abzurunden und ihre zerstreuten Provinzen in gehörige Verbindung zu bringen, auch das Landgebiet der Republik Venedig, Dalmatien natürlich nicht ausgenommen. Dagegen hatte die Kaiserin Katherina jetzt so wenig etwas einzuwenden als zur Zeit ihres Bündnisses

mit Joseph II. — Was hätte denn auch einen Thugut und die Kaiserin abhalten können über das Eigenthum der altersschwachen Republik zu verfügen? — Da Venedig offenbar nicht im Stande war sein Gebiet zu vertheidigen, verständigte man sich von neuem darüber, daß die Republik diese Lande, die ehemals dem deutschen Reich unterworfen waren, wider alles Recht besitze. — Auf diese Bedingungen hin wurde am 3. Januar 1795 zwischen Oesterreich und Rußland ein geheimer Bund gegen die ottomanische Pforte und Preußen geschlossen. Natürlich war darin auch festgestellt, in welcher Weise Polen endgültig getheilt werden sollte und für den Fall des dritten Türkenkrieges, den die Kaiserin beabsichtigte, wurde dem österreichischen Gesammtstaat derselbe Landgewinn, der früher dem Kaiser Joseph in der kleinen Walachei, Serbien und Bosnien versprochen war, von neuem zugesichert.

Obgleich von dem Dasein dieses Vertrags nicht unterrichtet, fand die preußische Regierung in der Feindseligkeit seiner bisherigen Verbündeten hinreichenden Grund, sich der Coalition gegen Frankreich ganz zu entziehen und im Frühjahr 1795 seinen Sonder-Frieden mit dem bisher gemeinsamen Feinde zu schließen. Niemand wird die damalige Politik Preußens überhaupt oder vollends unbedingt als eine durchaus wohlverstandene oder gar großartige und erhabene preisen; eine solche war von den Rathgebern Friedrich Wilhelms II. nicht zu erwarten. Es fragt sich aber, ob dem preußischen Staat in solcher Genossenschaft eine vertrauensvolle, hingebende, großartige Politik anzurathen war.

Die Unterhandlungen über Polen, die in Petersburg geführt wurden, zogen sich noch unter gelegentlich bedenklichem Hader bis in den Herbst hin. Vergebens suchte Preußen die Kaiserin Katherina dadurch zu gewinnen, daß es vorschlug, in Mitten Polens ein kleines souveränes Fürstenthum übrig zu lassen, dessen Fürst Subow sein sollte; der Vorschlag wurde abgelehnt. Und als dann Preußen erklären wollte, wenn man ihm nicht Krakau lasse, müsse überhaupt auf die neue Theilung verzichtet und Polen in dem Zustand belassen werden, in dem es sich vor der letzten Empörung befand —: da mußte sein Gesandter Tauentzien aus dem Munde der Vertreter Oesterreichs und Rußlands vernehmen, das sei nicht möglich, Polen sei todt, und einen Todten könne man nicht in das Leben zurückrufen; und überhaupt zeigten sich die Gefahren, denen Preußen auf diesem Wege entgegen ging. Oesterreich und Rußland traten in vollkommenem Einverständniß gegen Preußen auf, und Thugut war in vollem Ernst durchaus auf einen Krieg der beiden Kaiserreiche mit Preußen gefaßt, das seinen Vergrößerungsplänen überall, in Deutschland wie in Polen, im Wege war; er hatte sich die Möglichkeit zu eröffnen gesucht, nöthigenfalls auch Frieden mit Frankreich zu schließen, dem er wohl das linke Rheinufer überlassen wollte, wenn er dafür Bayern gewinnen und Preußen in seinen Plänen durchkreuzen, in seinem Aufstreben lähmen konnte. Preußens Lage wurde

gefährlich, da (28. September) auch England dem Bund der beiden Kaiserhöfe beitrat und die russischen Diplomaten sehr entschieden aussprachen, daß Rußland, im Fall eines Bruchs, Oesterreichs Ansprüche in Polen mit seiner ganzen Macht unterstützen werde.

Der geschonten und für den entscheidenden Augenblick aufgesparten Streitkräfte ungeachtet, mußte Preußen schließlich (19. October 1795) den Theilungs-Vertrag so annehmen, wie Katherina und Thugut ihn vorschrieben. Rußland nahm für sich, was nach der zweiten Theilung noch der Republik Polen von dem alten Großfürstenthum Litthauen verblieben war —: alles Land bis an den Niemen, — eine gerade Linie von Grodno nach Brzesc-Litowski — und den oberen Bug. Dazu Kurland, und dies Herzogthum zwar, weil Rußland bei den früheren Theilungen keine Seeplätze erhalten habe. Im Ganzen ein Gebiet von 2030 Quadratmeilen. Oesterreich erhielt das Land auf beiden Ufern der oberen Weichsel, auf der einen Seite bis zur Pilica, auf der anderen bis an den Bug, etwas über 1000 Quadratmeilen. Preußen, das 1300 Quadratmeilen gefordert hatte, mußte sich mit dem Rest begnügen, der kaum die Hälfte, kaum 700 Quadratmeilen betrug — doch wurde Warschau eine preußische Grenzstadt. — Stanislaus Poniatowski mußte nach Grodno auswandern, lebte dort unter russischem Schutz oder vielmehr als Staatsgefangener, von einem russischen Jahrgeld oder Almosen, und umgab sich selbst in dieser Lage noch mit dem Ceremoniel und dem Flitterstaat des Königthums und machte neue Schulden.

Polen hatte aufgehört zu sein!

Officielle Aeußerungen der russischen Regierung, die damals nur den Zweck hatten, augenblicklichen Interessen zu dienen, haben seither auch aus anderen Gründen ein Recht auf unsere Aufmerksamkeit gewonnen. Ganz im Widerspruch mit manchen neueren russischen Schriftstellern — Herrn v. Smitt, Fürst Paul Wamsemsky u. A. — die sich abmühen, Polens Untergang als das ziemlich ausschließliche Werk Preußens darzustellen, nahm Katherina in den Noten, die sie durch ihren Gesandten Alopäus der preußischen Regierung zustellen ließ, den Ruhm, Polens Untergang herbeigeführt zu haben, ganz allein für sich in Anspruch. Sie habe dreißig Jahre unabläßig daran gearbeitet, erklärt die Kaiserin — und ihre Heere allein hätten die Entscheidung bewirkt; Oesterreich und Preußen aber erhielten ihren Antheil, ohne etwas zur Sache gethan zu haben, als reines Geschenk.

Allerdings hatte Katherina nur die Unterwerfung Polens gewollt, nicht die Theilung.

Inzwischen hatte eine Adels-Verschwörung in Moskau, von der wir wenig mehr wissen, als daß ein Lapuchin und ein Trubetzkoy an der Spitze

standen und daß sie bei Zeiten unterdrückt wurde; — es hatte ein Aufstand unter den Donischen Kosacken die Kaiserin daran erinnert, daß ihr Thron auch jetzt nicht ganz sicher stand. Aber diese neuen Erfahrungen hielten sie so wenig in den maßlosen Bestrebungen ihres Ehrgeizes auf, als die Beschwerden des Alters, die sich in drohender Weise einstellten.

Immer darauf bedacht, England und Oesterreich in den Krieg mit Frankreich verwickelt zu erhalten, ließ sie sich in ihrem letzten Lebensjahre (1796) sogar zu dem Versprechen bewegen, das in der Nähe bedrohte Oesterreich unmittelbar durch ein Hülfsheer zu unterstützen. Zugleich aber begann sie auf ziemlich leichte Veranlassung hin einen Krieg mit Persien. Der Schah von Persien machte den Versuch, sich Georgien und alle anderen kleinen Reiche, in die das Gebiet jenseits des Kaukasus, zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer getheilt war, mit Waffengewalt zu unterwerfen. Katherina sendete sofort ein Heer unter dem Grafen Valerian Subow — dem Bruder des Günstlings — die Perser am Kaspischen Meer zu bekämpfen. Als Vorwand mußte der Umstand dienen, daß viele Jahre früher Einer der kleinen Dynasten jenseits des Kaukasus — der Fürst von Kachetien — einmal (im Jahr 1783), wie es scheint durch Potemkin und Gold dazu bestimmt — um russischen Schutz gebeten hatte.

Was mit diesem Heereszug beabsichtigt wurde — darüber giebt bis jetzt nur eine ziemlich unzuverlässige Quelle Auskunft.*) — Wenn man uns sagt, die Kaiserin habe die Absicht gehabt, jene grusinischen Fürstenthümer dem russischen Scepter zu unterwerfen, um dann von dort aus das türkische Gebiet in Asien, und den Sitz des türkischen Reiches gleichsam im Rücken angreifen zu können, dieser Krieg habe also auch als Einleitung zu dem Heereszug nach Constantinopel dienen sollen, so liegt durchaus keine Veranlassung vor, daran zu zweifeln, obgleich wir darin einen Beweis erkennen müssen, daß auch die Erfahrung die Kaiserin nicht darüber belehrt hatte, wie weit die Kräfte Rußlands zur Zeit wirklich reichten und was mit den vorhandenen Mitteln innerhalb eines Menschenalters zu erreichen sei. Wenn aber dann noch hinzu gefügt wird, die Kaiserin habe gehofft im Lauf von zwei Jahren ganz Persien erobern und sich dann des gesammten indischen Handels bemächtigen zu können, dann müssen wir uns staunend oder zweifelnd fragen, ob wirklich eine allerdings lebhafte Phantasie die gescheite und erfahrene Frau so weit in das Gebiet des Unermeßlichen führen konnte, so sehr sie auch seit Jahren, besonders durch Potemkin, gewöhnt worden sein mochte, sich in abenteuerlichen Plänen zu ergehen und Blut und Wohlstand ihres Volkes dafür einzusetzen.

Indessen von welcher Tragweite ihre letzten Pläne auch gewesen sein mögen, die Ausführung wurde durch den plötzlichen Tod der Kaiserin unterbrochen. Sie starb (6./17. November) an einem Gehirnschlag, Folge, wie

*) Sybel IV. 331.

allgemein angenommen wird, der schweren Kränkung, die sie zwei Monate früher erlitten hatte. Katherina wollte nämlich, um Schweden ganz an ihre Politik zu fesseln, den jungen König dieses Landes, Gustav IV., Adolf, mit einer ihrer Enkelinnen, der schönen Großfürstin Alexandra Pawlowna vermählen — und schon war auch der junge König als Freier in Petersburg eingetroffen, dem Anschein nach Alles verabredet, als ein etwas ungeschickter Kunstgriff der russischen Unterhändler, namentlich des Grafen Markow, der als Creatur Subows in diesen letzten Jahren Katherinas eine bedeutende Rolle spielte, den unerwarteten Bruch in der allerärgerlichsten Weise herbeiführte. Die Großfürstin sollte als Königin von Schweden griechischer Religion bleiben und im Schloß zu Stockholm eine Kirche des griechischen Ritus haben —: Dinge, die der König von Schweden nach den Gesetzen seines Reichs gar nicht zugestehen konnte. Mit ungeschickter Verschlagenheit hatte Markow dieser Forderungen während der Unterhandlungen auch gar nicht gedacht. Im allerletzten Augenblick, als bereits die Kaiserin, die Großfürstin in bräutlichem Schmuck, der ganze Hof in festlicher Pracht und die Geistlichkeit im Ornat den Bräutigam zur kirchlichen Einsegnung des Verlöbnisses erwarteten, wurde dem König der Heirathscontract durch Markow und den nunmehrigen Vice-Kanzler Besborodko zur Unterzeichnung überbracht. Man hatte wohl gehofft, er werde unter solchen Umständen eilig unterschreiben, ohne das Papier zu lesen, aber er sah hinein, gewahrte die bis dahin nie erwähnten Bedingungen, verweigerte die Unterschrift, erschien natürlich nicht in den festlichen Sälen und reiste den anderen Morgen ohne Abschied zurück nach Schweden.

Katherina konnte zur Zeit diese Beleidigung nicht rächen, aber auch nicht ertragen. Der Eindruck, als ihr in Mitten ihres Hofs, dessen Glanz ihre Macht anschaulich machte, angekündigt wurde, daß der Schwedenkönig sich weigere zu unterschreiben und zu erscheinen, war ein sehr sichtbarer gewesen; sie war sprachlos geblieben. Sie starb, wie gesagt, wenige Wochen später.

Ehe wir uns aber von dieser merkwürdigen Frau trennen, müssen wir noch zweier Punkte etwas eingehender gedenken —: ihres Verhältnisses zu der lateinisch-katholischen Kirche und der Wendung, welche in der letzten Zeit das Verhältniß zu ihrem Sohn genommen hatte.

Die Beziehungen zur lateinischen Kirche wurden für die Kaiserin und für Rußland erst im Jahr 1772, durch die Erwerbung von Weiß-Rußland, bedeutend. In diesen Provinzen hatten seit Jahrhunderten unter polnischer Herrschaft, besonders die Jesuiten, die griechische Kirche durch die lateinische zu verdrängen, den Uebergang griechisch-rechtgläubiger Gemeinden zum griechisch-unirten Glaubens-Bekenntniß und dann zur vollständigen Annahme des römisch-katholischen Ritus herbeizuführen oder zu erzwingen gesucht und mit Erfolg. Sie hatten dabei nicht selten „den weltlichen

Arm" zu Hülfe genommen, das heißt die roheste Gewalt, wie sie sich in dem rechtlosen Lande jeder Uebermächtige erlauben konnte.

Bis dahin hatte es in Rußland nur wenige Katholiken gegeben; Fremde, die sich im Lande angesiedelt hatten; wenige kleine Gemeinden, die sich fügen und mit den Bedingungen zufrieden sein mußten, unter denen die Regierung sie dulden wollte. Jetzt aber kam, in Folge der Fortschritte, welche die lateinische Kirche in Weiß-Rußland gemacht hatte, eine vollständig gegliederte römisch-katholische Hierarchie mit ihren zahlreichen Gemeinden unter russische Hoheit; es waren großartige Verhältnisse zu erwägen, zu ordnen und in angemessener Weise in das russische Staatswesen einzufügen.

Den Jesuiten war besonders ängstlich zu Muth bei dem Uebergang unter die Herrschaft des russischen Scepters; sie erinnerten sich der Verordnungen Peters des Großen, die keinem Mitglied ihres Ordens den Aufenthalt innerhalb der Grenzen Rußlands gestatteten und der Thatsache, daß Katherina selbst einen Jesuiten, der sich als Kapuziner verkleidet bei einer katholischen Kirche in Petersburg eingeschlichen hatte, gleich einem Vagabunden hatte über die Grenze schaffen lassen. Sie glaubten, es sei „um sie geschehen" — actum esse de nobis — wie einer der Väter ihres Collegiums zu Polotzk schrieb, und das wäre für sie von um so größerer Wichtigkeit gewesen, da sie im Lande nicht nur die Erziehung der gesammten adeligen Jugend in Händen, sondern auch große Besitzungen mit zahlreichen Leibeigenen inne hatten. Die „litthauische Provinz" des Ordens zählte zur Zeit 1077 Mitglieder; davon kamen gegen 200, und unter ihnen 98 geweihte Priester auf Weiß-Rußland, wo sie sechs Collegien besaßen — zu Polotzk, Witepsk, Orscha, Mstislawl, Mohilew und Dünaburg — und außerdem eine Anzahl „Missionen" und „Residenzien".

In der That betrachtete auch Katherina den Orden mit großem Mißtrauen und trug dem Grafen Gregor Czernyschew, den sie zum General-Gubernator des in die beiden Gubernien Witepsk und Mohilew getheilten Landes ernannte, in seiner Instruction sehr nachdrücklich auf, unter den dreiundzwanzig lateinischen Mönchsorden, die sich in dem, wie ganz Polen, mit Klöstern gesegneten Weiß-Rußland vorfanden, die Jesuiten mit ganz besonderer Sorgfalt genau zu überwachen, denn sie seien die arglistigsten aller lateinischen Mönche.

Die Jesuiten aber boten Alles auf, um die Gunst der neuen Landesherrschaft und ihrer Vertreter, Czernyschews, Potemkins, der Kaiserin selbst zu gewinnen, ja gleichsam im Sturm zu erobern. Bis dahin waren sie die leidenschaftlichsten Feinde der Dissidenten gewesen, deren Ansprüche sie stets am allerentschiedensten bekämpft hatten. Man hätte glauben können, daß sie sich vor Allen gegen die Herrschaft einer schismatischen Regierung sträuben würden, aber sie verstanden im Gegentheil die Zeichen der Zeit und wußten, daß blinder Eifer schadet.

In dem Manifest, das die Vereinigung des Landes mit dem russischen Reich verkündete, wurde allen Einwohnern geboten im Lauf des Septembers 1772 der Kaiserin den Eid der Treue zu leisten und sie und ihre Familie in das Kirchengebet aufzunehmen. Das geschah nicht pünktlich; der Adel zögerte, die lateinische und selbst die unirte Kirche nicht minder; von allen Seiten wurde vorgewendet, daß die Abtretung Weiß-Rußlands an das russische Reich noch nicht durch einen förmlichen Vertrag endgültig bestätigt sei. Anders die Jesuiten; sie beeilten sich nicht nur augenblicklich, die allerersten im Lande mit geräuschvollem Eifer den Eid der Treue zu leisten, sie veranstalteten auch am Namenstage der Kaiserin (24. November) in Polotzk in ihrem Collegium ein großes, mit aller Pracht ausgestattetes Kirchenfest, zu dem der vornehmste Adel des Landes und die höchsten Behörden geladen waren. Dem feierlichen Hochamt folgten zwei Predigten, die schwunghaftesten Lobreden, die je auf Katherina gehalten worden sind. Ihrem Einfluß, ihren Ermahnungen verdankte es die russische Regierung, daß Adel und Geistlichkeit der Provinz sich nach und nach bequemten, den verlangten Unterthanen-Eid zu leisten — und in richtigem Vorgefühl der Dinge, die da kommen sollten, eilte der litthauische Vice-Provinzial des Ordens, Pater Czerniewicz, von zweien Ordensbrüdern begleitet nach Petersburg, um der Kaiserin persönlich zu huldigen — oder vielmehr, um ihr den Eid der Treue ausdrücklich auch im Namen der auswärtigen Jesuiten darzubringen. Das hieß der Kaiserin in verständlichster Weise sagen, daß sie fortan auch in ihren weiteren Absichten auf Polen stets auf den Beistand der Jesuiten rechnen könne.*)

Mit gleichem Eifer huldigten die ehrwürdigen Väter einem jeden, der eben in Rußland die Macht in Händen hatte, und sie wußten dabei gar wohl die schwache Seite eines jeden zu finden und zu nützen. So hatten sie bald bemerkt, wie sehr sich Potemkin in seinem unermeßlichen Hochmuth doch eigentlich durch das Bewußtsein gedrückt fühlte, daß er von unbedeutender Herkunft, ein Emporkömmling sei. Er sprach gern, als ob er schon durch seine Geburt zu den großen Herren Rußlands gehöre und die Jesuiten, die ihn stets mit „Hoheit" — Votre Altesse — anredeten, suchten auch diesem Vorgeben eine Grundlage zu schaffen. Der Pater Naruszewicz, der Geschichtschreiber Polens, wußte Smolensker Urkunden aufzutreiben und so zu wenden, daß Potemkins, von ihm entdeckte Vorfahren darin als mächtige, halb-souveräne Herren erschienen. Der Brief, den er deshalb an Potemkin schrieb, ist ein wahres Meisterwerk der Kriecherei.**)

In der Haupt-Angelegenheit des Ordens kam indessen doch mehr noch Katherinas allgemeines System, als die auf solchen Wegen gewonnene Gunst den Vätern zu Hülfe. Der Orden wurde bekanntlich im Jahr 1773

*) Moroschkin, die Jesuiten in Rußland (russisch), I. 69—72.
**) Ebendaselbst I. 139.

durch die päpstliche Bulle Dominus ac Redemtor aufgehoben, und er fügte sich auch in Polen, auch in Litthauen dem Gebot; der litthauische Provinzial, Pater Sobolewski — polnischer Unterthan — legte das Ordensgewand ab und wurde Weltpriester an einer Pfarrkirche zu Warschau. Anders in der Vice-Provinz Weiß-Rußland, wo der Vice-Provinzial und Rector des Collegiums zu Polotzk, der schon genannte Pater Stanislas Czerniewicz, durch die Auflösung aller höheren Behörden, selbständiger Machthaber im Orden wurde. Der war nicht umsonst in Petersburg gewesen; er hatte das System der Kaiserin Katherina vollkommen durchschaut, wußte, daß sie dem Papst keinerlei Autorität in ihrem Reich einräumen wollte, daß ihre Absicht war, die lateinische Kirche im russischen Reich, ganz losgelöst von Rom, zu einer selbständigen, nur ihrem kaiserlichen Gebot unterworfenen zu machen — und sah darin die Möglichkeit, nicht allein den Rest des Ordens der Auflösung zu entziehen, sondern auch sich einen anständigen Vorwand zu verschaffen, der in Rom den Ungehorsam, die Nichtachtung der päpstlichen Bulle entschuldigen konnte, so weit das nöthig scheinen mochte.

Niemand hätte die Jesuiten gehindert, niemand konnte sie hindern, ihren Ordensverband in Weiß-Rußland aufzulösen wie in Polen, wenn es ihnen darum zu thun war. Czerniewicz faßte die Sache anders auf; er wendete sich schriftlich an die Kaiserin und bat um die Erlaubniß, die päpstliche Bulle bekannt zu machen und ihrem Inhalt nachzukommen. Er betheuerte, daß der Jesuiten-Orden dem römischen Stuhl im Geist unbedingtesten Gehorsams unterthänig sei; warf sich — bildlich — zu den Füßen des Throns nieder und „beschwor die Kaiserin bei Allem was es Heiliges giebt auf Erden", dem Orden zu erlauben, daß er dem Papst gehorche. Darin, daß sie die Bekanntmachung des päpstlichen Decrets gestatte, würde sie ihre kaiserliche Macht offenbaren. „Und wir — die Jesuiten — erweisen uns durch unbedingten Gehorsam, sowohl der Macht Eurer Majestät, der es zusteht die Ausführung des Decrets zu erlauben, als der Macht des Oberpriesters (der lateinischen Kirche) unterthänig."

Was Czierniewicz vorausgesehen und gewünscht hatte, erfolgte natürlich: Katherina untersagte die Bekanntmachung der päpstlichen Bulle, die ihre Zustimmung, ihr placet, nicht erhalten hatte, da die päpstliche Curie gar nicht daran gedacht hatte, ihre Regierung darum anzugehen; und sie befahl dem Orden in Weiß-Rußland, in seiner augenblicklichen Verfassung zu verbleiben, indem sie die frommen Väter belehrte, sie hätten dem Papst nur in Beziehung auf das Dogma zu gehorchen, in allen anderen Dingen aber ihren Landesherren. Die Väter der Gesellschaft Jesu aber fanden diesmal, daß man den Menschen mehr gehorchen müsse als Gott, der durch die Stimme seines Stellvertreters auf Erden spricht.

Schon waren zu Anfang des Jahres 1773 die ersten der Verord-

ungen erschienen, durch welche die Verhältnisse der lateinischen Kirche im ussischen Reich geregelt wurden. Der größte Theil Weiß-Rußlands gehörte bis zur Zeit zu der Diöcese des Bischofs von Wilna, jenes genialen Geistlichen, des in seiner Weise berühmten Fürsten Masalski, der zwar in russischem Solde stand, aber seinen Sitz außerhalb des russischen Reichs hatte und nur mittelbar zu beherrschen war. Der kleinere Theil des neuerworbenen Gebiets stand in kirchlicher Beziehung unter den polnischen Bischöfen von Liefland und von Smolensk, deren Diöcesen ebenfalls zum größeren Theil in dem der Republik Polen verbliebenen Lande lagen, die für ihre Person in Warschau lebten und nicht russische Unterthanen werden wollten.

Katherina begann damit, daß sie Weiß-Rußland für von diesen polnischen Diöcesen getrennt erklärte und in kirchlicher Beziehung zu einem neuen katholischen Bisthum vereinigte, dessen Sitz Mohilew sein sollte, — mit sicherem Blick wußte sie auch den rechten Mann für diesen Bischofsitz zu finden. Das war ein litthauischer Edelmann Namens Stanislas Sestrzencéwicz-Bogusz, ein in mehr als einer Beziehung merkwürdiger Mann. Er war in der reformirten Religion geboren und erzogen, hatte auf deutschen Universitäten studirt, auf Reisen die Welt gesehen und war dann schon in reiferen Jahren, zum katholischen Glauben übergetreten, Priester — und endlich Bischof in partibus infidelium geworden; Bischof von Mallo in Kleinasien, einer Stadt, die längst untergegangen ist, wo es aber während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung wirklich einen Bischof gegeben zu haben scheint. Als Weihbischof konnte er dann Coadjutor und Stellvertreter des Bischofs von Wilna werden, des Fürsten Masalski, der allerdings eines Stellvertreters dringend bedurfte, da er eigentlich nur ausnahmsweise in seiner Diöcese verweilte, im Allgemeinen seine Zeit in Warschau in politischen Intriguen, im Dienst der Damen und besonders am Spieltisch zubrachte. — Für Katherina aber fügte es sich sehr glücklich, daß sich ein Mann, der bereits die bischöflichen Weihen der lateinischen Kirche empfangen hatte, bereit fand auf ihre Pläne einzugehen; die Consecration eines neuen Bischofs für ein solches neues, nur durch das kaiserliche Machtgebot geschaffenes Bisthum hätte auf Schwierigkeiten stoßen können; katholische Bischöfe, die geneigt gewesen wären, ihm die Weihe zu ertheilen, möchten nicht ganz leicht zu finden gewesen sein.

Dem neuen Bischof — später Erzbischof — von Mohilew, war die lateinische Kirche in ganz Rußland untergeben, auch die einzelnen, zerstreuten Gemeinden, die es hin und wieder im Lande gab, standen fortan unter ihm. Alle Angelegenheiten dieser Kirche gingen an ein „Consistorium", das sich um den Bischof versammelte und in welchem er den Vorsitz führte; Bischof und Consistorium aber waren dem dirigirenden Senat untergeordnet und alle Beziehungen zu Rom behielt die kaiserliche Regierung sich selbst vor. Jeder unmittelbare Verkehr mit dem päpstlichen Stuhl,

jede Beziehung zu Rom auf einem anderen Wege, als durch die kaiserliche Regierung, war dem Bischof und allen katholischen Geistlichen auf das strengste untersagt. Sie durften keine Bulle, kein Decret des Papstes annehmen oder beachten, als insofern sie ihnen von Seiten der russischen Regierung ausdrücklich zur Nachachtung zugestellt wurden; Papiere dieser Art, die ihnen etwa aus Rom unmittelbar zugesendet wurden, waren sie verpflichtet uneröffnet dem Senat zu überweisen. Daß alle Geldsendungen nach Rom unbedingt verboten waren, versteht sich von selbst. Wie Sieſtrzencéwicz selbst berichtet, wurde ihm in der lateinischen Kirche Rußlands dieselbe Macht anvertraut, die den griechisch-rechtgläubigen Prälaten in ihren Eparchien gewährt war. Welche Haltung er Rom gegenüber behaupten sollte, hatte ihm die Kaiserin sehr bestimmt gesagt, als sie die Bekanntmachung der Bulle Dominus ac Redemtor untersagte. „Ich hindere in meinem Reich die Ausübung keiner Religion," hatte die Kaiserin erklärt, „noch auch Ihre Beziehungen zu Rom; doch, da ich weiß, daß dieser Hof sehr große Ansprüche macht, will ich, daß Ihr Gehorsam nicht ein getheilter sei; das ist mein Wille." (Je ne gène dans mon empire l'exercice d'aucune religion, ni votre relation avec Rome; mais comme je sais que cette cour a des prétentions fortes, je veux que vous ne partagiez pas votre obéissance; je le veux!)

Diese ersten Verfügungen sind später mehrfach ergänzt worden. Es scheint der Kaiserin und ihren Räthen nicht entgangen zu sein, daß die Mönchs-Orden und Ordens-Geistlichen den kosmopolitischen Charakter, die Vaterlandslosigkeit, welche das Papstthum zu dem Wesen der lateinischen Kirche zu machen strebt, weit entschiedener verwirklichen, als die Hierarchie der Weltgeistlichkeit; daß jeder Mönchs-Orden, besonders vermöge seiner Exemtion von der Autorität der Bischöfe, wenn sie seinen Mitgliedern und seinen Klöstern verliehen ist, nur von dem Ordens-General abhängig, der in Rom residirt, unter der Oberhoheit des Papstes gleichsam einen selbständigen Vasallen-Staat des römischen Stuhls ohne bestimmtes Territorium bildet, dessen Mitglieder, in der ganzen Welt zerstreut, von Rom aus geleitet werden; daß eben vermöge dieser Eigenthümlichkeiten die Mönchs-Orden weit entschiedener als Bischöfe, Capitel und Weltpriester die zuverlässigste Stütze der päpstlichen Macht bildeten. Können doch Bischöfe und Weltpriester niemals in derselben Weise ihrem Heimatlande und seinen Interessen entfremdet werden.

Es mag wohl in Erwägung dieser Verhältnisse gewesen sein, daß Katherina sich bemühte — in geradem Gegensatz zu den Absichten Roms — die lateinischen Mönchs-Orden, soweit sie in Rußland angesiedelt waren, von den Generalaten und von Rom loszulösen, zu von jeder auswärtigen Verbindung gesonderten Congregationen zu machen und in derselben Weise wie die Hierarchie der Weltpriester an das Heimatland zu binden.

Alle diese Mönchs-Orden behielten ihre Klöster und ihren Landbesitz,

wie das Recht, geistliche Functionen auszuüben. Aber diese Rechte waren dem einzelnen Orden nicht als einer kosmopolitischen, vom Reich unabängigen Corporation eingeräumt, nicht dem Orden im Ganzen, sondern ur dem als gesondert gedachten Zweig desselben, der im russischen Reich ngesiedelt war und der nur aus russischen Unterthanen bestehen, nur ussische Unterthanen in sich aufnehmen durfte. Es konnte keiner der Könche, die sich bei Uebernahme der Provinz bereits in den Klöstern beanden, ferner da verweilen, wenn er nicht im Lande gebürtig war oder n aller Form russischer Unterthan wurde. Auswärtige oder zeitweise in ie weiß-russischen Klöster versetzte Ordensbrüder durften nicht geduldet erden, bei Strafe, welche die weltlichen Gerichte für Uebertretung der ndesherrlichen Gebote zu verhängen hätten.

Ein weiterer Artikel späterer kaiserlicher Verordnungen — vom 7. Januar 1782 — verfügte dann: „Alle Mönchsorden römischen Glauens, einzig und ausschließlich von dem Erzbischof von Mohilew, inem Coadjutor und Consistorium abhängig, dürfen sich nicht unterangen irgend welche Abhängigkeit von irgend einer nicht innerhalb Unseres eichs residirenden Behörde — also von dem päpstlichen Stuhl und den Ordens-Generalaten — herbeizuführen, ihnen ihre Einkünfte oder Theile derselben zu übersenden oder was immer für Verbindungen mit ihnen zu unterhalten — bei Strafe, welche die weltlichen Gerichte für Nichtbefolgung der kaiserlichen Befehle verhängen werden." — Zu größerer Sicherheit fügte ein anderer Artikel dann noch insbesondere hinzu, daß den Orden verboten sei irgend welche päpstliche Bullen oder sonstige im Namen des Papstes erlassene Papiere anzunehmen; sie hätten dergleichen Papiere durch den Erzbischof von Mohilew dem Senat einzureichen.

Alle diese Anordnungen waren getroffen ohne Rücksprache mit Rom und dem Papst. Auf Hin- und Herreden, auf Unterhandlungen mit dem römischen Stuhl ließ sich Katherina gar nicht ein, da sie ein sogenanntes Concordat nicht nöthig achtete; sie ignorirte einfach das Dasein des Papstes.

Vergebens suchte Rom zu protestiren und sich theils durch die bourbonischen Höfe, theils durch die fromme Kaiserin Maria Theresia — die aber jede Betheiligung als hoffnungslos ablehnte — und sogar durch den armen König von Polen um Abstellung seiner vielen Beschwerden an die Kaiserin von Rußland zu wenden. Merkwürdig ist dabei dann auch, daß der Papst sich zwar wohl über die ganz willkürliche Errichtung eines neuen Bisthums und die eben so willkürliche Abgrenzung seiner Diöcese beschwerte und über das Verbot des Verkehrs mit Rom, das an die lateinische Geistlichkeit des russischen Reichs ergangen war; vor allem aber und mit dem größten Nachdruck doch darüber, daß die Bulle Dominus ac Redemptor in Rußland nicht bekannt werden durfte und daß der Gesellschaft Jesu dort gestattet war fortzubestehen. Alle diese Klagen und Beschwerden blieben vollkommen unbeachtet; höchstens ließ die Kaiserin dem

Papst einmal versichern, die Gläubigen der lateinischen Kirche befänden sich unter ihrem Scepter sehr wohl, und das mußte er dann für eine eingehende Antwort nehmen.

Da dem Papst die Widerspänstigkeit der Jesuiten in Weiß-Rußland stets am schwersten zu ertragen schien, versuchte er auch sich durch seinen Nuntius in Warschau, Monsignore Garampi, unmittelbar an die Ordensbrüder selbst zu wenden. Der Nuntius mußte ihnen zu Gemüth führen, welch ein Scandal ihr Ungehorsam in der ganzen katholischen Welt sei, wie sehr sie dadurch sich selbst bloßstellten, indem sie alle gegen den Orden erhobenen Klagen rechtfertigten, wie sie endlich durch diesen Ungehorsam ihr eigenes Seelenheil gefährdeten und das Seelenheil aller derjenigen, welche die Sacramente aus ihrer nunmehr unbefugten Hand empfingen. Vergebens natürlich! — Die Jesuiten blieben ihrer Rolle getreu und es zeigte sich nun, warum sie sich, auf solche väterliche Ermahnungen des Papstes gefaßt, an die Kaiserin gewendet hatten. Sie antworteten dem Nuntius mit einer Unterwürfigkeit, die auch wohl als Hohn ausgelegt werden konnte, daß sie von ganzem Herzen bereit seien Alles, ihren ganzen Besitz und *selbst das Leben* aufzuopfern, um unter den obwaltenden Umständen dem heiligen Stuhl zu gehorchen — daß es ihnen aber die weltliche Macht nicht gestatte! — Ein frevelndes Spiel mit Worten! — Waren die frommen Väter wirklich bereit das Leben einzusetzen, was vermochte dann das kaiserliche Gebot über sie? — Welche reale Zwangsmittel giebt es über den Tod und die Todesstrafe hinaus? — Doch hatten die Herren ihre Schritte so wohl berechnet, daß der Schein eines durchaus correcten Benehmens nach allen Seiten hin leidlich gewahrt blieb.

Der römische Stuhl hatte übrigens nicht blos über das zu klagen, was in Beziehung auf die eigentlich lateinische Kirche verfügt wurde; auch die griechisch-unirte Kirche war der Aufmerksamkeit der Kaiserin nicht entgangen und sie war natürlich sehr zahlreich in Weiß-Rußland, diesem ursprünglich russischen Lande, in dem die griechische Kirche einst die herrschende und dann lateinische Bekehrung in der schon erwähnten Weise thätig gewesen war. Die Basilianer, ein Mönchsorden griechisch-unirten Bekenntnisses, hatten sich hier durch den Eifer, mit dem sie die Bevölkerung zur Unterwerfung unter die Autorität des Papstes zu bekehren suchten, als das beste Werkzeug der eng mit ihnen verbündeten Jesuiten bewährt; besonders indem sie sich, dem Beispiel des befreundeten lateinischen Ordens folgend, der Erziehung der Jugend griechischen Glaubens bemächtigten.

Die russische Regierung war natürlich von Anfang an darauf bedacht, die unirte Kirche im Gegentheil zur Wiedervereinigung mit der rechtgläubig-griechischen zu führen. Im ersten Augenblick beschränkte sich Katherina darauf, die Thätigkeit der Basilianer genau überwachen zu lassen und die unirte Kirche in ihrem Reich eben so selbständig und von allen auswärtigen Banden befreit hinzustellen, wie die lateinische. Sie untersagte dem

unirten Bischof von Polotzk, Jason Smogorzewski, jeden Verkehr mit dem Primas von Polen, Erzbischof von Gnesen, mit jedem anderen Würdenträger der lateinischen Kirche, vor allem mit Rom, und legte es ihm nahe, als unabhängiges Oberhaupt der selbständigen unirten Kirche in Rußland aufzutreten. Als dann aber dieser Smogorzewski vorzog nach Warschau auszuwandern, um dort die Functionen eines Metropoliten der unirten Kirche auszuüben, betrachtete die Kaiserin den Bischofssitz zu Polotzk als erledigt und gestattete dem Ausgewanderten dort keinen Act geistlicher Autorität. Zunächst dachte sie, wie es scheint, daran, die Gelegenheit zu benützen, um die unirte griechische Kirche der Provinz einfach mit der rechtgläubigen zu vereinigen, und man ging dabei mit den Gläubigen dieser Kirche nicht eben glimpflicher um als früher die Polen. Der Bischofssitz zu Polotzk blieb lange Zeit unbesetzt; Smogorzewski, der sich um die Wiederbesetzung dieses Stuhls verwenden wollte, wurde in scharfen Worten bedeutet, daß die Ernennung eines Bischofs lediglich Sache kaiserlicher Machtvollkommenheit sei, er aber, als Auswärtiger, sich nicht darein zu mischen habe. — Der Papst, der auch versuchte sich Gehör zu verschaffen, erhielt zur Antwort, daß die Unirten in Weiß-Rußland keineswegs verwaist, keineswegs ohne kirchliche Leitung gelassen seien; sie stünden unter einem ehrwürdigen Consistorium ihres Glaubens.

Doch schien es nach reiflicher Erwägung zu früh, den letzten, entscheidenden Schritt zu thun; Katherina ernannte dem gemäß endlich ein neues Haupt des Bisthums Polotzk, aber sie ernannte den Gewählten nicht zum Bischof, sondern zum Erzbischof, um ihn durch diese Würde ohne Weiteres aus jedem Sufragan-Verhältniß heraus zu heben, und wieder wußte sie den Mann zu finden, den sie brauchte. Es war ein litthauischer Edelmann polnischer Abkunft, Namens Heraklius Lisowski, den sie zum unirten Erzbischof von Weiß-Rußland machte. Dieser gehörte eigentlich nicht der unirten, sondern der römisch-katholischen Kirche an, aber — ob aus Ueberzeugung oder aus kluger Berechnung — er ging mit großem Verständniß vollständig auf Katherinas Pläne ein und zeigte eine merkwürdige Vorliebe für die griechisch-rechtgläubige Kirche. Selbst für seine Person suchte er in seiner äußeren Erscheinung den russischen Prälaten zu gleichen und ließ sich namentlich den vollen Bart wachsen, was unter der polnischen Geistlichkeit ganz unerhört war. Auch bemühte er sich in allen Kirchen seiner Diöcese den Ritus, die Gebräuche der griechischen Kirche wieder einzuführen, die Jesuiten und Basilianer so viel wie möglich daraus verbannt hatten. Selbst feierte er die Messe nie anders als nach dem moskauischen Rituale. Besonders aber suchte er die Basilianer auf jede Weise einzuschränken und er brachte es auch dahin, daß ihnen die großen Landgüter, die zweitausend „Seelen" — d. h. Leibeigene — genommen wurden, die ihnen der König Michael Wisznowiecki von Polen vermacht hatte.

So hatte Katherina in Beziehung auf die lateinische Kirche im russischen Reich gethan, was den Polen in Beziehung auf die griechische Kirche im Gebiet ihrer Republik angerathen war, was sie mit geringerer Schwierigkeit durchführen konnten, was ihnen aber der eigene, beschränkte Fanatismus zu ihrem unberechenbaren Schaden nicht gestattete zu thun. Die Kaiserin war sogar darauf bedacht, ihr System zu vervollständigen; als später die zweite und dritte Theilung Polens eine größere Anzahl lateinischer Bischöfe dem russischen Scepter unterwarf, wurde Sieftrzencéwicz zum Metropoliten der römisch-katholischen Kirche in ganz Rußland ernannt.

Aber schon war Katherinas Politik auch in dieser Beziehung durch Potemkins Einfluß durchbrochen, wie wir demnächst sehen werden, und später ist die russische Regierung immer weiter von der Linie abgekommen, auf der die Kaiserin sich halten wollte.

Das Verhältniß Katherinas zu ihrem Sohn, dem Großfürsten Paul Petrowitsch, war im Lauf der Jahre ein immer feindseligeres geworden; die Kaiserin war weit entfernt das Gefühl des Hasses zu verbergen, dessen Gegenstand ihr Sohn für sie war, und das wohl in dem Bewußtsein des Unrechts, das sie ihm gethan, und in der Furcht, er könnte sich einmal rächend und strafend erheben, seinen Grund haben mochte. Sie ersparte ihm keine Demüthigung, so oft sie mit ihm unzufrieden war beschied sie ihn vor sich, um ihn wie einen Knaben zu schelten; sie hatte ihm sogar seine Kinder genommen, um sie auf ihre Weise zu erziehen, und jeder ihrer unwürdigen Günstlinge durfte ihm mit der äußersten Mißachtung begegnen. Kein Wunder, daß die bittersten Gefühle im Herzen des gepeinigten Fürsten mächtig wurden, daß er, dem bis zum fünfundvierzigsten Lebensjahr jede Regung der Selbständigkeit untersagt war, zur unbezähmbarsten Willkür überging, als er sich endlich frei fühlte!

Pauls Seelenzustand scheint die Mutter sehr richtig beurtheilt zu haben, nur daß sie sich nicht sagte, daß gerade sie selbst, durch die Art, wie sie ihn mißhandelte, die unglücklichen Keime entwickelt hatte, die in seinem zum Krankhaften neigenden Gemüth lagen. Durch Urtheil und Abneigung bestimmt, ging die Kaiserin mit dem Gedanken um, ihren Sohn von der Thronfolge auszuschließen und ihren Enkel Alexander Pawlowitsch zu ihrem unmittelbaren Nachfolger zu ernennen; das konnte kaum denjenigen entgehen, die in den Petersburger Hofkreisen lebten, und wurde auch in der That mehrfach bemerkt. So berichtet der sächsische Geschäftsträger Helbig (am 4. Oct. 1793) über eine neue Demüthigung, die sich der Großfürst zugezogen hatte, und fügt hinzu: „Es ist bekannt, daß man schon vor Jahren den Plan gefaßt hat, den Großfürsten vom Thron auszuschließen.“ — Und dasselbe meldet der englische Gesandte, Lord Whitworth, ein Jahr später seiner Regierung.

So war es in der That — und die Kaiserin war auch keineswegs
oa blos bei der allgemeinen Vorstellung stehen geblieben, daß sie so etwas
m wolle —: sie war zur Ausführung geschritten. Derschawin, der
ichter, damals Cabinets-Secretair, bezeugt, daß die Kaiserin dem Vice-
nzler Grafen Besborodko sehr wichtige geheime Papiere anvertraut hatte,
ie sich auf die Thronfolge nach ihrem Tode bezogen" — und vermuthet,
habe Besborodko in dieser Angelegenheit vor Allen zu ihrem Vertrauten
wählt, weil sie auf die Festigkeit seines Charakters zählte.

Das Dasein solcher geheimnißvollen Papiere ist in keiner Weise zweifel-
ft. Derschawin erzählt, Besborodko sei, in dieser letzten Zeit der Kaiserin,
ist auf Urlaub nach Moskau gegangen; er habe sich natürlich bei der
iserin verabschiedet, und als er aus ihrem Cabinet zurückkehrte, habe er
n selbst — Derschawin — in einen dunklen Verschlag gewinkt, der sich
ben dem Secretairs-Zimmer befand, um ihm dort in das Ohr zu flüstern:
Kaiserin habe ihm befohlen, einige geheime Papiere, die sich auf den
roßfürsten bezögen, dem Cabinets-Secretair zu übergeben, er werde sie
nden, Derschawin möge sie in Empfang nehmen.

Aber Besborodko sendete dann doch diese Papiere nicht; er hatte sich
dacht. Warum er es gerathen fand sie unter allen Bedingungen und
ch während seines Urlaubs in Händen zu behalten, das sollte sich später
igen!

Von-Wisin, dessen Vater genau unterrichtet war von dem, was zur
eit vorging, berichtet ganz unumwunden, diese dem Vicekanzler anver-
rauten Papiere seien ein kaiserliches Decret gewesen, durch welches Paul
etrowitsch von der Thronfolge ausgeschlossen und Alexander Pawlowitsch
m unmittelbaren Nachfolger Katherinas ernannt wurde, vollzogen in
egenwart derjenigen unter den vornehmsten Beamten des Reichs, die ihr
n nächsten standen — also Platon Subows, Markows, Besborodkos,
elleicht Ostermanns. — Dieses Decret sollte am nächsten Namenstage
r Kaiserin, am 24. November 1796, als Gesetz bekannt gemacht werden.

Ein seltsames Beginnen! doppelt seltsam, wenn Katherina wirklich
glaubt haben sollte, daß nichts weiter nöthig sei; wenn sie es für möglich
halten haben sollte einen Thronfolger, einen Mann wie den Großfürsten
aul Petrowitsch des Rechts zu berauben, das ihm von der Natur ver-
hen war und ihn dabei in Freiheit zu lassen; wenn sie es nicht nöthig
achtet haben sollte ihn wenigstens zum Mönch scheeren zu lassen und in
nem Kloster gefangen zu halten wie den Zaren Wassily Schuisky, wie
e Zarewna Sophia Alexejewna!

Doch die Kaiserin starb unerwartet, siebzehn Tage vor dem verhängniß-
ll festgesetzten Augenblick, Paul Petrowitsch sofort benachrichtigt und von
inem Landschloß Gatschina herbeigeeilt, war schon im Besitz der Regierung
ährend seine Mutter noch bewußtlos mit dem Tode rang. Es wäre

müßig, sich mit der Frage zu beschäftigen, welche Scenen der russischen Geschichte durch dieses Zusammentreffen erspart worden sein mögen.

Rußland, das dieser Kaiserin unstreitig, trotz allen sehr wesentlichen Mängeln, die sich in ihrer Regierung nachweisen lassen, großen Dank schuldig ist, hatte sich gar sehr verändert unter ihrer vierunddreißigjährigen Herrschaft; es hatte bedeutende Fortschritte gemacht, wenn auch nicht in durchaus gesunder Weise.

Das Reich war selbst in seiner äußeren Erscheinung ein anderes geworden; Petersburg war nicht mehr die unförmliche Verbindung weniger Paläste, einiger unvollendeten und wieder verfallenden Bauten und unzähliger schlechter kleiner hölzerner Häuser, wie unter den früheren Regierungen; es war eine Stadt geworden, würdig der Sitz einer mächtigen Regierung zu sein. Doch war daneben Moskau nicht gesunken; es war die Hauptstadt der Nation geblieben; der Sammelplatz aller Magnaten, die sich am Hof überflüssig fühlten, deren Zeit vorüber war, die neueren Günstlingen aus dem Wege zu gehen hatten.

Das gesellschaftliche Leben hatte sich auch durch den Einfluß, den das bloße Dasein einer geistreichen, gesellschaftlich wohlerzogenen und fein gebildeten Frau auf dem Thron, ganz von selbst übte, mächtig verändert und zeigte nicht mehr jene seltsamen oft lächerlichen, mitunter empörenden Gegensätze, von denen frühere Berichte sprechen und die sich überall ergeben, wo ungeschlachte Rohheit sich das äußere Ansehen einer feinen Bildung geben will, die ihr fremd ist. — Nur bei wenigen der älteren Herren kam noch die materielle Unmäßigkeit, die plumpe Rohheit, die Unempfänglichkeit für wirkliche Bildung zum Vorschein, die an eine frühere Zeit erinnerten. Eine, wenn auch beschränkte, Zahl russischer Herren hatte sich zu einer wirklichen kosmopolitischen Bildung erhoben, eine bei weitem größere hatte sich die Aeußerlichkeiten französischer Hofbildung angeeignet, sowie die oberflächlichen Kenntnisse von Staat und Leben, von Literatur und Kunst, die im Salonleben nicht entbehrt werden können. Die vornehme Welt in Petersburg und selbst in Moskau nahm sich demnach wirklich nicht viel anders aus als die verwandten Kreise zu Paris oder Wien.

Auch in Beziehung auf ernstere Dinge war vieles Löbliche geschehen; Handel und Verkehr war gefördert worden, an dem weiten Netz von Wasserstraßen, dessen Plan Peter der Große entworfen hatte und das alle Theile des Landes dem Verkehr erschließen sollte, war weiter gebaut worden, obgleich die auswärtigen Unternehmungen und Kriege der Kaiserin mehr als alle wirklich verfügbaren Mittel des Landes verschlangen — und der gesteigerte Verkehr mit der Fremde übte natürlich seinen günstigen Einfluß auf Wohlstand und Bildung.

Der Mechanismus der Verwaltung und Rechtspflege war besser geordnet als früher; es war überall der Schein einer gewissen Ordnung erzwungen worden. Freilich nur der Schein, denn Unredlichkeit, Bestech-

hkeit und Käuflichkeit herrschten überall, allüberall wie früher. Nur chein und doch ein Gewinn; denn es ist immerhin schon etwas, wenn : Unredlichkeit den Schein einer gewissen Ordnung und Correctheit ahren muß.

So weit ging der Gewinn, den diese Regierung in Beziehung auf das nere Leben Rußlands brachte, nicht weiter! Jene erborgte französische ildung der höheren Stände war allerdings etwas mehr als bloßer Schein, nn sie machte sich in ihrer Lebensweise und ihren Lebensbedürfnissen ltend, aber sie vermochte nicht das sittliche Bewußtsein zu steigern, ohne s es keine wirkliche Bildung giebt, schon weil die französische Literatur, s der sie geschöpft war, doch nur das Leben eines leichtsinnigen Hofs ederspiegelte, einer flach verneinenden Philosophie huldigte und keine nsten oder strengen Forderungen an den Menschen stellte. Diese Art n Bildung vermochte ebensowenig die innere Rohheit zu bändigen, die n Leuten blieb, die sich für sie fast mit Nothwendigkeit ergab, da sie von claven umgeben aufwuchsen; man könnte sagen, ihr Einfluß beschränkte h in gewissem Sinn auf das Salonleben und traten in dem gesellschaftchen Benehmen des Einzelnen nicht mehr die störenden Gegensätze hervor, : früher oft mitten in das glatte, weltmännische Betragen hinein die ezähmte Rohheit verriethen, so bildete doch auch jetzt noch in dem Wesen es und desselben Mannes das gesellschaftliche Gebahren und seine Halng in allen ernsteren Angelegenheiten des Lebens gar oft einen ganz vermittelten und nur allzu grellen Gegensatz.

Diese fremde, der Nation im Ganzen unzugängliche und unverständche Bildung erweiterte, wie dessen schon früher erwähnt werden mußte, e Kluft zwischen den höheren Ständen und dem Volk. Zwar fehlten n höheren Ständen, den Hofkreisen, wie wir sie nennen könnten, keineswegs alle Berührungspunkte oder jede Möglichkeit einer Verständigung it dem Landadel, dem niederen Beamtenthum, dem Officier-Corps des eeres — aber die vermittelnden Elemente lagen nicht in der Bildung r höheren Stände, sondern im Gegentheil in dem, was ihnen wie den deren fehlte, in dem mangelnden Gefühl für die sittliche Würde des enschen, in dem Hang zur Unredlichkeit, in dem despotischen und doch ch wieder nur allzu schmiegsamen Sinn, der ihnen geblieben war.

Den mittleren Ständen, vom Landadel abwärts, fehlten alle Bildungsittel, da die russische Literatur ohne eigentliches Leben unfruchtbar blieb d auch Kirche und Religion nicht bildend zu wirken vermochten. Die eligion, durch eine im Allgemeinen unwissende und ungebildete, nicht lten rohe Geistlichkeit vertreten, war zu einem geistlosen Ritual-Wesen worden, das nur auf Aeußerlichkeiten, auf Fasten, Wallfahrten, Cereonien, sich bekreuzigen, Verehrung der Heiligenbilder und dergleichen Werth legte, das sittliche und intellectuelle Leben des Menschen aber eigentlich anz unberührt ließ. Wirksam in das Leben griff die Kirche nur in

Fällen ein, die keine Beziehungen zu fortschreitender Bildung hatten, etwa wenn eine Kriegerschaar vor einem Gefecht unter den Auspicien eines verehrten Heiligenbildes gesegnet und mit Weihwasser besprengt — oder wenn der Geistliche als eine Art von Marterwerkzeug verwendet wurde und einen Mann aus dem Volk, der eines Verbrechens beschuldigt war, indem er ihn den Reinigungseid schwören ließ, mit roh-sinnlichen Beschreibungen der Höllenqualen ängstigte, um ihn zum Geständniß zu bringen.

Das Alt-Russenthum lebte fort in einer wenig gerechtfertigten Vorliebe für die einheimischen Zustände, in einer unversöhnlichen Abneigung gegen die west-europäische Bildung, die besonders da hervortrat, wo das Fremde entschieden in die realen Lebens-Verhältnisse eingreifen wollte; in einer etwas gemachten Ueberhebung, die sich das Ansehen gab auf alles Fremdländische mit Geringschätzung hinabzusehen — endlich in einem Deutschenhaß, der um so erbitterter wurde, je weniger man der Deutschen entbehren konnte. Aber dieses Alt-Russenthum konnte nur verzögernd und lähmend wirken, im Uebrigen war es ohnmächtig, eben weil es sich ganz in Verneinungen bewegte und gar nichts zu schaffen, gar kein bestimmtes Ziel eines positiven Strebens aufzustellen wußte. — Es wurde politisch immer ohnmächtiger insofern oligarchische Gelüste der alten Bojaren-Geschlechter mit dieser altrussischen Gesinnung verbunden waren, denn die alten Magnaten-Familien hatten seit der Vernichtung der Stufenbücher ihre Bedeutung, zum Theil auch ihre Reichthümer verloren, Emporkömmlinge, die nicht dieselben Traditionen hatten, waren die reichsten Magnaten und die bedeutendsten Männer im Staat geworden. Besonders aber hatte das Bojarenthum sein mächtiges Gegengewicht nicht mehr blos in dem kleinen Landadel, sondern auch in dem immer zahlreicher, ja unabsehbar anschwellenden Dienstadel. In allen Behörden herrschte nämlich eine unermüdliche Papier-Thätigkeit; die Verwaltung war in solcher Weise geordnet, daß in dem Lande, wo doch nur so wenige Menschen lesen konnten, unermeßlich viel geschrieben werden mußte. Man brauchte immer zahlreichere Schaaren von Kanzlei-Schreibern, und da diese anderweitig nicht aufzutreiben waren, mußten sie großentheils aus den Reihen der schreibenden Unteroffiziere, aus der Zahl der freien Leute, die es in den Städten gab, gewählt werden. Lebte so ein Mann längere Zeit in seiner Kanzlei-Thätigkeit fort, so erdiente er den Offiziers-Rang und damit den persönlichen, endlich den erblichen Adel. Das konnte jetzt um so leichter geschehen, da die Kaiserin Katherina Anordnungen getroffen hatte, die den Rang mehr und mehr unabhängig von dem wirklichen Amt machten und selbst dem einfachen Kanzleischreiber gestatteten zu einem höheren Rang zu gelangen, auch wenn er sein Leben lang in ganz subalternen Stellungen blieb.

Die Kaiserin hatte nämlich verfügt, daß jeder Beamte, wenn er eine bestimmte Anzahl Jahre „tadellos" in seiner Stellung gedient hatte, durch

Beförderung zu der nächst höheren Rang-Classe belohnt wurde, auch wenn seine wirkliche Stellung unverändert dieselbe blieb, wenn er auch nicht in ein höheres Amt einrückte; und in derselben Weise erfolgten, nach dem Ablauf einer neuen, festgesetzten Reihe von Jahren, weitere Beförderungen zu einem höheren Rang bis zur achten Classe hinauf, die den erblichen Adel verlieh.

Amt und Rang waren nun um so bestimmter geschieden und von einander unabhängig da, wie einerseits Beförderung zu einem höheren Rang ohne Verleihung eines höheren Amts stattfinden konnte, auch umgekehrt die Ernennung zu einem höheren Amt nicht die Beförderung zu einem höheren Rang mit sich brachte. Diese erfolgte für sich, wenn die vorgeschriebene Anzahl Dienstjahre überstanden war.

Die Söhne eines Mannes, der auf diese Weise, durch die Zahl seiner Dienstjahre in subalterner Schreiber-Stellung, zu einem Offiziers-Rang gelangt war, hatten dann als Söhne eines Offiziers gewisse Vorrechte, die ihnen die Beamten-Laufbahn erleichterten, oder wenn der Vater es bis zur achten Classe gebracht hatte, waren sie von Haus aus Edelleute.

Dieser mit sehr geringer Ausnahme durchaus besitzlose, für seine Existenz unbedingt auf die Regierung angewiesene Adel, der sich fort und fort maßlos vermehrte, bildete eine Classe, deren Mitglieder sehr weit davon entfernt waren sich durch Sitten, Kenntnisse und Bildung, oder vollends durch eine ritterliche Gesinnung auszuzeichnen. Sie waren vielmehr ein sittlich verwahrlostes und gar sehr verderbtes Geschlecht, hatten sich nichts angeeignet als eine gewisse Kanzlei-Fertigkeit, eine gewisse Geläufigkeit der Redaction in den herkömmlichen Formeln und eine genaue Kenntniß der herrschenden Routine, des herkömmlichen Geschäftsganges. Da der Landadel nur ein verhältnißmäßig geringes Contingent in die Kanzleien lieferte und dann eben auch keine bessere Bildung mitbrachte; da die höheren Beamten, sofern sie dem vornehmen und reichen Adel angehörten, von dem Mechanismus der Verwaltung selten viel wußten und noch seltener mit gründlichen Fachkenntnissen ausgerüstet waren; da eigentlich niemand in den ungemein verwickelten Formalien des Geschäftsganges Bescheid wußte als eben diese, im Uebrigen durchaus unwissenden adeligen Schreiber, waren Verwaltung und Rechtspflege in der That zu sehr großem Theil, ja wie der Kanzlei-Geschäfte bei zunehmender Bevölkerung und steigendem Verkehr immer mehr wurden, in immer größerem Maß in ihren Händen.

Natürlich hatte diese Beamten-Kaste, wie man sie wohl nennen könnte, gar kein Verständniß für irgend ein anderes leitendes Princip im Leben als unbedingten, kriechenden Gehorsam dem gegenüber, der eben die Macht in Händen hatte — allerdings mit dem stillen Vorbehalt, daß dieser Gehorsam, so oft sich die Gelegenheit dazu zeigte, ein unredlicher sein dürfe.

Die Leute dieses Schlages hatten auf Alles und Jedes, was der höher Gestellte sagte, immer nur die Eine Antwort „sluschus!“ — ich gehorche.

In solchem Zustande trat Rußland einer mächtig bewegten Zeit gegenüber, die vorwärts trieb zu neuen Schöpfungen jeder Art. Da bedarf es kaum der Bemerkung, daß das Alt-Russenthum nur vermöge einer Verjüngung, nur indem es neue Elemente in sich aufnahm und sich zu einer schaffenden Thätigkeit, zu dem Streben nach bestimmten Zielen in der Zukunft aufraffte, zu einer Bedeutung gelangen konnte, welche über die eines lähmenden, hindernden, und doch dem Strom der Weltereignisse gegenüber unmächtigen Widerstrebens hinausging. Das aber geschah erst Jahrzehente später.

Das Andenken der großen Kaiserin aber wurde nach ihrem Tode mit einer Liebe gehegt, deren Gegenstand sie selber bei ihrem Leben nie gewesen war.

Gerade wie die an sich nichts weniger als lobenswerthe Regierung der Kaiserin Elisabeth in der Erinnerung der Russen vom alten Schlage zum goldenen Zeitalter geworden war, bewirkten der furchtbare Druck, den der Kaiser Paul übte und das finanzielle Unheil, das die unglücklichen Kriege gegen Frankreich unter dem Kaiser Alexander über Rußland brachten und die allgemeine Unzufriedenheit, die sich daraus ergab, daß besonders in der Vorstellung der älteren Herren, die sich so vieler glänzenden Scenen erinnerten, die Regierung der letzten regierenden Selbstherrscherin zur „feenhaften Zeit der Kaiserin Katherina“ wurde.

Zehntes Capitel.

Der Kaiser Paul; — Besborodko für die Auslieferung der geheimen Papiere zum Fürsten ernannt; — die neuen Günstlinge, Kutaisow, Araktschejew, Rostoptschin. Auswärtige Politik; — friedliche Absichten; — Interesse für den Malteser-Orden; — Krieg mit Frankreich; — Einfluß der Brüder Litta, des Cardinals und des Malteſers; — der Kaiser Paul Großmeister des Ordens; — seine phantastischen Pläne. Die Jesuiten in Rußland und ihre Fortschritte; — Littas Versuche, die Autorität des päpstlichen Stuhls in Rußland auszudehnen; — seine Uebereilungen und seine Verbannung; — Unglück der russischen Waffen in der Schweiz; — Bruch mit Oesterreich und mit England; — freundschaftliches Verhältniß des Kaisers zu Napoleon Buonaparte; — Plan eines Eroberungszuges nach Indien. Der Jesuit Pater Gruber am Hof; — feste Ansiedelung der Jesuiten in Petersburg; — Siestrzencéwicz beseitigt, die Jesuiten Herren der lateinischen Kirche in Rußland; — Thätigkeit in ganz Rußland; — der Jesuiten-Orden auf Verwendung des Kaisers von Rußland durch päpstliche Bulle wieder hergestellt. Ende des Kaisers.

Sowie der Kaiser Paul Petrowitsch im Besitz der Regierung war, man sagt am allererſten Tage seiner Herrschaft, überlieferte ihm Graf Besborodko jene geheimnißvollen Papiere, die er von der Kaiserin Katherina zu treuer Hand empfangen hatte und wurde dafür wahrhaft kaiserlich belohnt, so daß wir aus der Belohnung auf den Inhalt dieser Papiere schließen könnten, auch wenn wir sonst nicht darum wüßten.

Paul Petrowitsch ernannte den Vice-Kanzler Besborodko zum Fürsten mit dem Titel Durchlaucht und schenkte ihm dazu 6000 Bauern (Seelen, Leibeigene) nach eigener Wahl, d. h. in jeder beliebigen Provinz, die Besborodko selber wählen würde, dazu die Güter im Gubernium Orel, die nach dem Tode des Fürsten Kantemir der Krone anheim gefallen waren, mit 3000 Bauern und endlich 30,000 Dessätinen — zwischen fünf und sechs geographische Quadratmeilen — in den fruchtbaren unbebauten Ländereien, welche die Krone im Gubernium Woroneſch besaß.

Es wäre seltsam, wenn die Kaiserin Katherina, die erfahrene Frau, etwa erwartet haben sollte, daß der Mann ihres Vertrauens, Besborodko, nach ihrem Tode anders handeln würde, und es ist seltsam, daß Paul die Auslieferung dieser Papiere in solcher Weise, als eine That der Treue und Hingebung belohnte. Welchen anderen Gebrauch hätte denn Bes-

borodko von der Urkunde machen können, wie sich die Dinge einmal gefügt hatten?

Uebrigens fühlte sich Paul durch die Entdeckung, die er auf diese Weise machte, durch das Schicksal, das ihm selbst in solcher Nähe gedroht hatte, veranlaßt, das Gesetz Peters des Großen aufzuheben, dem zufolge der regierende Kaiser seinen Nachfolger ganz nach freier Willkür ernennen konnte und anstatt dessen eine gesetzliche Erbfolge-Ordnung nach Erstgeburts-Recht in männlicher Linie einzuführen. Das geschah sobald er selbst gekrönter Kaiser war.

Der 5./16. April 1797 war der Tag seiner Krönung in Moskau, an dem viele Beweise kaiserlicher Gnade, unter anderen die Standes-Erhöhung Besborodkos und die Schenkungen, die den neuen Titel begleiteten, bekannt gemacht wurden. Es zeigte sich auch darin eine Neuerung. Katherina hatte nämlich die Leute, die sie zum höchsten Rang erheben wollte, Orlow, Potemkin, Subow, — wie Peter der Große und wohl aus demselben Grunde — durch den deutschen Kaiser zu deutschen Reichsfürsten ernennen lassen. Da sie den alten russischen Theilfürsten nicht gleich gestellt werden konnten, sollten sie mehr sein als diese. Der Kaiser Paul aber, der ein unermeßliches Bewußtsein seiner Würde als Kaiser von Rußland hatte, sah darin etwas Demüthigendes, etwas, das den Kaiser von Deutschland höher stellte als den Beherrscher des russischen Reichs und wies mit empörtem Stolz die Vorstellung von sich, daß irgend jemand auf Erden höher gestellt sein könnte als er selbst. Er ernannte Besborodko selbst zum Fürsten und verlieh ihm den Titel Durchlaucht, der nur regierenden Herren und deutschen Reichsfürsten zustand.

Nur zwei Tage später wurde die neue Thronfolge-Ordnung als Reichsgesetz bekannt gemacht. Aber es hieße die Geschichte Rußlands und die damalige Lage verkennen, wenn man glauben wollte, daß damit nun die Erbfolge unwiderruflich festgestellt und Rußland gegen alle Erschütterungen geschützt gewesen sei, die durch Willkür, Ungewißheit, Zwiespalt in Beziehung auf die Thronfolge hervorgerufen werden konnten. Die kaiserliche Machtvollkommenheit hatte weder in dem formellen Recht des Reichs noch in dem Bewußtsein des Volks irgend eine bestimmte Grenze und eben deshalb war dieses Gesetz, gleich jedem anderen, nichts weiter als eine kaiserliche Verfügung, die jeden Augenblick zurückgenommen oder modificirt werden konnte. Wenn auch später nach der Veröffentlichung des neuen Gesetzes ein Kaiser von Rußland sich bewogen fühlte, seinen ältesten Sohn von der Thronfolge auszuschließen und etwa als Mönch aus der Welt zu verbannen, das Gesetz aber seiner Absicht gemäß umzugestalten —: welche reale oder moralische Macht gab es, die ihn daran hätte hindern können? — Ein Rechtsbewußtsein, eine moralische Macht, die das vermöchte, läßt sich nicht augenblicklich durch ein Decret hervorrufen; auch sollte Kaiser Paul wenige Jahre später selbst den Beweis liefern, wie wenig er selber

n das Dasein einer solchen moralischen Macht glaube, die seiner Willkür i dieser Beziehung Schranken setzen könnte.

Doch schon lange vor der Krönung des Kaisers, vor der Veröffentichung dieses Gesetzes, in den ersten Wochen, ja schon in den ersten Tagen ihres Daseins, hatte die neue Regierung durch ihre leidenschaftliche fieberhafte Thätigkeit ganz Rußland in Erstaunen, selbst in eine ängstliche Verwirrung gesetzt. Alles Gewohnte schien zu wanken und bald wußte niemand mehr, worauf er sich gefaßt machen müsse.

Der Charakter des Kaisers, über den schon früher beunruhigende Gerüchte in Umlauf gewesen waren, offenbarte sich in jeder seiner Handlungen. Er war edler, ritterlicher Regungen fähig, ja sie waren ihm natürlich, aber sie traten nie anders, als in einer gewissen krankhaften Verzerrung hervor. Er war eigentlich sogar gutmüthig; er wollte das Beste, so weit er es begriff, führte es doch aber stets nur so und so weit aus, als eine augenblickliche Stimmung gestattete. Ja diese unbedingte, haltungslose Abhängigkeit von augenblicklichen Eindrücken, Stimmungen und Launen war wohl das eigentlich Charakteristische in seinem unzusammenhängenden, durch alle erbitternden Demüthigungen, die er erfahren hatte, gestörten Wesen. Augenblickliche Eindrücke konnten Anfälle maßlosen Jähzorns hervorrufen, in denen sich dann der Kaiser wohl bis in das Alleräußerste von phantastischer Rohheit und Härte verirrte.

Bald wurde es auch nur zu sehr offenbar, daß die wichtigsten Angelegenheiten der inneren und äußeren Politik oft im Sinn einer augenblicklichen Laune entschieden wurden, in plötzlicher Abweichung von einem staatsmännisch entworfenen Plan; daß namentlich die wichtigsten Aemter in der Regierung und im Staat nicht nach irgend einem System, einer staatsmännischen Erwägung, sondern lediglich nach launenhafter Gunst vergeben wurden; daß die Gunst des Kaisers sehr häufig gar keinen ernsthaften Grund hatte, daß sie, so lange sie währte, den Begünstigten mit Gnaden aller Art in der regellosesten Weise wahrhaft überschüttete, daß sie eben so zufällig, wie sie meist gewonnen war, auch wieder verloren gehen und in ihr gerades Gegentheil umschlagen konnte.

Vor allem aber hatte Paul Petrowitsch eine unermeßliche Vorstellung von seiner Würde als Kaiser, von seiner Machtvollkommenheit als Selbstherrscher. Er haßte natürlich die französische Revolution und fürchtete ihren Einfluß, fürchtete, daß die Lehren dieser Revolution auch in Rußland den Wunsch erwecken könnten, diese Machtvollkommenheit zu beschränken, die er mit vollster Ueberzeugung als sein unbedingtes Recht ansah. Da ist es dann begreiflich, daß selbst der leiseste Anschein von Ungehorsam oder vollends Widersetzlichkeit Erscheinungen waren, die ihn in namenlosen Zorn versetzten, daß der furchtbare und gefürchtete Jähzorn vorzugsweise losbrach, so bald er dergleichen zu gewahren glaubte.

Endlich regte sich in ihm ein feindseliges Gefühl gegen das Andenken

seiner Mutter, und bestimmte ihn gern umzustoßen, was sie verfügt, und gerade das Gegentheil von dem zu thun, was sie beabsichtigt hatte.

Daß er die Reste seines Vaters aus der Gruft erheben ließ, in der sie auf Katherinas Geheiß begraben waren, daß sie nunmehr in der Peter-Pauls-Kathedrale der Petersburger Citadelle neben den anderen Kaiser-Gräbern ihre bleibende Stätte erhielten, war recht und angemessen; daß er den Mörder Alexey Orlow, der eben anwesend war, zwang dem Leichenzug Peters III. unmittelbar zunächst dem Sarge bis an sein neues Grab zu folgen, war wenigstens keine unverdiente Härte, und Orlow war wohl auch nicht der Mann, der das sehr schwer empfunden hätte. Daß der Kaiser aber auch Potemkins Gebeine ausgraben und in den Festungsgraben werfen ließ, darin zeigte sich ein unverkennbarer Zug von Rohheit.

Seine allerersten Verfügungen waren unmittelbar oder mittelbar gegen den möglichen Einfluß der revolutionären französischen Ideen gerichtet. Alle in der Fremde studirenden oder reisenden russischen Unterthanen wurden augenblicklich und in einer Weise, der nicht leicht jemand den Gehorsam versagte, zurückbefehligt in die Heimat; zuerst in jeder Weise erschwert, wurden Reisen in das Ausland sehr bald ganz verboten; es wurde die allerstrengste Zeitungs- und Bücher-Censur eingeführt; jedes einzelne Buch mußte auf dem Titelblatt von der Censur gestempelt sein, um für erlaubt zu gelten, und selbst die Kleidertracht, welche die Jahre der französischen Revolution zur üblichen gemacht hatten, wurde auf das strengste untersagt. Der Frack, der runde Hut wurden zum Verbrechen. Gepudert, mit steifen Locken, in dem „habit" nach dem Schnitt, der an dem alten französischen Hof üblich gewesen war, sollte alle Welt überall erscheinen —: lauter Dinge, die natürlich vom ersten Augenblick an sehr drückend empfunden wurden.

Selbst das Nothwendige und Nützliche, das er verfügte, geschah in einer Weise, die vielfach verletzte, und gab durch manches Bizarre, das damit verbunden war, Veranlassung zu einer Erbitterung und einem Tadel, die in der That zum Theil gegründet waren — und den in ihren Interessen peinlich Berührten in noch weit größerem Maß gerechtfertigt schienen.

Das war namentlich in Beziehung auf die Neuerungen der Fall, die in der Haltung und Verfassung des Heeres eingeführt wurden. — Die Armee hatte Siege erfochten über die Türken und die ungeregelten und ungeübten polnischen Insurgenten-Schaaren: Feinde, denen sie auch ohne größere Ausbildung durch strenge Disciplin und die dem Russen angeborene Tapferkeit entschieden überlegen war. Man war in Rußland stolz auf diese Siege und hatte im Allgemeinen so wenig eine Ahnung davon, daß diesem Heer wohl etwas fehlen könne, daß man eher geneigt war mit einer gewissen Ueberhebung auf die anderen Armeen Europas hinabzusehen. In Wahrheit aber war das russische Heer in einer ziemlich schlechten Verfassung und stand in mehr als einer Beziehung sehr weit

gegen jedes andere in Europa zurück. Die Obersten waren nicht sowohl darauf bedacht, ihre Regimenter tüchtig für den Krieg zu bilden, als darauf, sie zu einer ergiebigen Quelle von Einkünften für sich selbst im Frieden zu machen. In Folge dessen waren die Regimenter nie vollzählig, hatten nie in der Wirklichkeit auch nur annähernd die Zahl Mannschaften, die in den Listen geführt wurden; — die Unterschleife jeder Art gingen überhaupt über jede Vorstellung hinaus; die Ausrüstung der Truppen war sehr mangelhaft, ihre taktische Ausbildung sehr ungenügend und der Bildungsgrad der Offiziere im Allgemeinen ein sehr niedriger. Die besten Elemente des Offizier-Corps waren die Zöglinge, die aus dem Cadetten-Corps hervorgingen, so lange dies unter der Leitung des aus Preußen nach Rußland übersiedelten Grafen von Anhalt stand, und zum großen Verdruß der Alt-Russen, die Deutschen aus den Ostsee-Provinzen.

Daß der Kaiser Paul darauf bedacht war, eine strengere Controlle einzuführen, und wäre es vermöge einer durchgreifenden Strenge, daß er eine größere Manövrir-Fähigkeit der Truppen verlangte, das bedarf keiner Rechtfertigung. Aber freilich war seine Einsicht auch in militärischen Dingen eine sehr mangelhafte, und er hatte von seinem Vater die Leidenschaft für die Einzelnheiten des kleinen, des sogenannten Gamaschen-Dienstes sowohl, als für das Exerciren der Truppen in den Evolutionen der Elementar-Taktik geerbt. Er trieb dieses Exerciren um seiner selbst willen, als Sache der Liebhaberei, ohne dabei irgend einen Zweck über den Exercir-Platz hinaus im Auge zu haben, und brachte täglich viele Stunden auf der Wachtparade zu. — Dieses Treiben erregte besonders dadurch große Unzufriedenheit, daß er natürlich vorzugsweise diejenigen Truppen, die ihm zunächst und immer zur Hand waren, mit diesem beschwerlichen Soldaten-Spiel ermüdete: die Garden, die bis dahin gewöhnt waren ein sehr bequemes Prätorianer- oder Janitscharen-Leben zu führen. Auch die vornehmen Offiziere der Garde-Regimenter, die sich bis dahin um gar nichts bekümmert, den Dienst ganz den Unter-Offizieren überlassen hatten, waren nicht wenig befremdet, daß sie nun wirklich einen Dienst und noch dazu einen recht beschwerlichen haben sollten. Es kam dazu, daß der Kaiser Paul die alte bequeme Kleidung dieser Regimenter abschaffte und die Leute in knappe, unbequeme Uniformen von veraltetem preußischem Schnitt zwängte, die dem Petersburger Klima am wenigsten entsprachen. Zu so vielen Unbequemlichkeiten, die mit Mühe unwillig ertragen wurden, kam dann aber eine Verfügung, welche die Garden als eine Beleidigung empfanden. Katherina hatte nämlich ihren Sohn, so lange er Großfürst war, dem Heere mit ängstlicher Sorgfalt fern gehalten; dagegen hatte sie ihm gern erlaubt zu Gatschina, wo er gewöhnlich residirte, zu spielender Beschäftigung mit dem Soldatenwesen, eine eigene kleine Schaar zu bilden, die zwar nur aus einigen hundert Mann, aber doch aus allen Truppen-Gattungen bestand —: die sogenannten Gatschinaischen Truppen. Der

Hofadel drängte sich natürlich nicht zum Dienst in diesen Schaaren, das Offizier-Corps derselben bestand demnach aus Leuten von unbedeutender Herkunft und sehr geringer Bildung. Die „Gatschinaischen", wie man sie nannte, waren gering geachtet, und jedermann wußte, daß er der Kaiserin nicht mißfiel, wenn er die Geringschätzung zur Schau trug, die sie ihm einflößten. Kaum zweimal vierundzwanzig Stunden nach Katherinas Tod aber, am 9./20. November, wurden die Gatschinaischen Truppen aufgelöst und in die Garden eingereiht. Die Offiziere sogar mit Beförderung, mit einem höheren Rang. Sie sollten, als vortrefflich geschulte Exercirmeister, den Garde-Offizieren Vorbild und Lehrer sein. Es wäre schwer gewesen, etwas Kränkenderes zu ersinnen für diese jungen Magnaten, die eine sehr hohe Meinung von ihrer eigenen Bedeutung hatten!

Unter den eingerissenen Mißbräuchen, die der Kaiser nicht schonen wollte, waren überhaupt Ein und Andere der russischen Aristokratie so werth geworden, daß sie deren Beseitigung fast peinlicher empfand, als viele wirkliche Härten. So hatte sich ein bequemes Mittel gefunden, den Verfügungen Peters des Großen zu genügen, seinem Willen gemäß von unten auf, oder wie das genannt wird, von der Pike an zu dienen und doch mühelos in noch jungen Jahren zu den höheren Stellen im Heer zu gelangen. Die jungen Leute von gutem Hause wurden schon als Knaben bei einem der Garde-Regimenter als Freiwillige eingeschrieben, und wurden dann stets in den Listen geführt und nach und nach durch alle unteren Grade hindurch befördert, während sie daheim unter der Obhut ihres französischen Hofmeisters standen oder auf fremden Universitäten leichten Studien oblagen, oder auf Reisen die elegante Welt kennen lernten, um schließlich ihren wirklichen Dienst, etwa einige zwanzig Jahre alt, als elegante, aber der großen Mehrzahl nach unbrauchbare höhere Offiziere zu beginnen. Der Kaiser Paul machte diesem allerdings sehr verkehrten Treiben ein Ende, — und zwar mit einer Rücksichtslosigkeit, die viele Familien sehr peinlich berührte. Er setzte eine ganz kurze Frist, innerhalb welcher alle in den Listen der Garden geführten jungen Leute sich zum effectiven Dienst bei ihren Regimentern stellen mußten. Wer nicht erschien, wurde aus den Listen gestrichen. Alle die jungen Leute, die auf Universitäten oder auf Reisen waren, konnten bei den damaligen Verkehrs-Verhältnissen nicht einmal rechtzeitig benachrichtigt werden und verloren ihren militärischen Rang ohne Verschulden. — Daß die kleinen Kinder aus den Listen gestrichen wurden, verstand sich von selbst, und mag auch wohl nicht eben so peinlich empfunden worden sein.

Andere Gewohnheiten des alten Hofs, die kaum ernstliche Mißbräuche genannt werden können, da sie keinen eigentlichen Schaden thaten, hätten eher geduldet oder doch ohne Aufsehen beseitigt werden können, indem man sie einfach nicht erneuerte. Die Unsitte, daß alle vornehmen Herren des Hofs, auch wenn sie, wie der Hetman Rasumowsky und viele Andere,

niemals im Heer gedient hatten, als Stabs-Offiziere in dem einen oder dem anderen Garde-Regiment zählten, war unter der Kaiserin Katherina ganz wie früher wieder eingerissen, und wie sein unglücklicher Vater verspottete auch der Kaiser Paul die verwöhnten alten Herren wieder deshalb, daß sie vom „Dienst" nichts verstanden.

Wie im Heer suchte der Kaiser Paul auch in den Finanzen, die er in arger Zerrüttung vorfand, die Ordnung herzustellen. Die auswärtige verzinsliche Schuld des Reichs war auf 46 Millionen Rubel gestiegen und die Masse des Papiergeldes auf 157 Millionen —: Zahlen, die für die Zeit, namentlich im Vergleich mit den damaligen Hülfsquellen Rußlands, wie schon gesagt, von bedenklichem Gewicht waren. Auch verlor das Papiergeld, wie gesagt, bereits 32 — und zu besonders ungünstigen Zeiten selbst bis zu 39 — Prozent seines Nennwerths; hundert Rubel in Papier galten nur noch achtundsechzig in Silber. Fast schlimmer noch war, daß die Hülfsquellen des Staats nicht mehr hinreichten, die jährlichen Ausgaben der Regierung auch im Frieden zu decken; daß sich ein bleibendes Deficit eingestellt hatte, verschuldet durch den Aufwand, den die riesenhaften Pläne der Kaiserin und die Vorbereitungen zu ihrer Ausführung erforderten, die allgemeine Unredlichkeit und die bodenlose Verschwendung, die der Hof trieb.

Die Banknoten-Masse sollte fortan nicht vermehrt werden, und es gelang, die auswärtige Schuld in gewissem Sinn zu consolidiren; das heißt die verschiedenen zu Amsterdam, Genua und anderen Orten aufgenommenen Summen wurden in eine einzige Anleihe verwandelt, die das Bankhaus Hope in Amsterdam vermittelte, und die Tilgungs-Termine wurden dabei sogar unter annehmbaren Bedingungen auf zwölf Jahre weiter hinausgeschoben. Aber das eigene zerfahrene Wesen gestattete dem Kaiser nicht Pläne eines geordneten und sparsamen Haushalts, dann auch mit strenger Folgerichtigkeit zu befolgen — und besonders der thätige Antheil, den er an den allgemeinen europäischen Angelegenheiten nahm, führte in die alten Bahnen zurück; in die Nothwendigkeit, wieder auf Kosten der schon gefährdeten Zukunft zu leben.

Auch in der Landes-Verwaltung, in der Statthalterschafts-Verfassung Katherinas wurden vielerlei Veränderungen vorgenommen, von denen die bedeutendste, wenn auch nur von örtlicher Bedeutung war, daß den Ostsee-Provinzen, zur großen Freude ihres deutschen Adels und ihrer deutschen Städte, ihre alte Verfassung unverkümmert zurückgegeben wurde. Dasselbe geschah auch in Beziehung auf das Land der donischen Kosacken und selbst die ukrainischen oder kleinrussischen Kosackenlande konnten sich zum Theil wieder ihrer alten Rechte erfreuen. Doch wurde ihnen nicht gestattet, einen Hetman zu erwählen, und als später der Form nach, die stets eine leere blieb, wieder ein Hetman an die Spitze des Kosackenheeres gestellt

wurde, war es ein vom Kaiser ernannter, und zwar ein Prinz des kaiserlichen Hauses.

Die unstäte Laune des Kaisers aber, die stets aus einem Extrem in das gerade entgegengesetzte überging, brachte ihn vielfach in den allerseltsamsten Widerspruch mit sich selbst. — So erließ er bald nach seinem Regierungs-Antritt ein Gesetz, das die Bedeutung des russischen Adels heben sollte, indem es die Absicht ankündigte, für die „Reinheit der adeligen Geschlechter" zu sorgen: ein Zweck, der um so weniger erreicht wurde, da bald darauf andere Verordnungen den Kanzelisten das Erdienen höherer Rangstufen als bisher möglich machte. Der russische Adel war in diesem Manifest in etwas ruhmrediger Weise so ziemlich als der älteste und glorreichste in der Welt verherrlicht. Nicht minder wollte der Kaiser auch der russischen Geistlichkeit zu einem Ansehen verhelfen, das der Würde ihres Amtes einigermaßen entspräche; er führte die Sitte ein, auch Geistliche, gleich den Offizieren und den Beamten, durch Verleihung der russischen Orden zu belohnen, und er befreite sie von den körperlichen Strafen, denen sie bis dahin unterworfen waren. Man könnte es, je nachdem, seltsam finden, daß selbst die Kaiserin Katherina in ihren civilisatorischen Bestrebungen nicht daran gedacht hatte, die Geistlichkeit von der Prügelstrafe auszunehmen — oder auch, wenn man die Bildungsstufe erwägt, auf der namentlich die niedere Geistlichkeit thatsächlich stand, Pauls Verordnung als verfrüht tadeln.

Aber wie dem sei, der Kaiser Paul war sehr weit entfernt anzunehmen, daß durch seine eigenen Gesetze, oder überhaupt durch irgend welche Gesetze, seiner Willkür eine Grenze gezogen sein könnte. Er verhängte im Jähzorn, und zwar schon im ersten Jahr seiner Regierung, wenige Monate nach der Verkündigung dieser Gesetze, die schwersten körperlichen Strafen über Geistliche und Edelleute so gut wie über Leute geringeren Standes. Weder der ruhmreiche Adel noch die geheiligte Geistlichkeit wurde mit Stockschlägen oder der Knute verschont; ja der Kaiser erließ neue Verordnungen, in denen jedem, der die Gesetze brach, ohne Unterschied des Standes, mit den schwersten körperlichen Strafen gedroht war. Ja er unterwarf sogar Leute, die er irgend eines Vergehens schuldig glaubte, der Folter — die doch Katherina schon ein Viertheil Jahrhundert früher, auf Johann Jakob Sievers Betreiben, in aller Form für immer abgeschafft hatte.

Die Staatsmänner der Kaiserin Katherina verschwanden sehr bald aus der Nähe des Kaisers; die Subows, der Fürst und seine Brüder, wurden sogar auf ihre Güter im Innern des Landes, im Gubernium Wladimir, verbannt und dort polizeilich überwacht. Selbst Suworow hatte das Unglück, dem Kaiser zu mißfallen und wurde verabschiedet. Nur der Kanzler Besborodko und der bald zum Feldmarschall beförderte Fürst Repnin wußten ihre Stelle zu behaupten.

Dagegen kamen eine Menge neuer Leute empor. Derer zu gedenken,

die eine augenblickliche Gunst des Kaisers hob und die dann bald wieder verschwanden, ohne eine Spur ihres Daseins zurückzulassen, das ist natürlich nicht der Mühe werth. Kutaissows, der sich bis an das Ende in der Gunst des Kaisers zu erhalten wußte, kann auch nur erwähnt werden, um zu sagen, daß er nie eine politische Bedeutung gehabt hat. Er war bekanntlich ein Türkenknabe, bei dem Sturm von Bender den russischen Soldaten verwaist in die Hände gefallen, aus dem Lager an den Hof gebracht, wo er der Dienerschaft untersten Ranges zugezählt wurde; Stiefelputzer, dann Kammerdiener des Großfürsten, endlich Ober-Stallmeister, Graf, Ritter aller russischen Orden und überreicher Magnat; aber ein harmloser Mann, der niemanden Schaden gethan haben soll. — Auch der Graf Nikita Petrowitsch Panin (Sohn des Feldmarschalls Peter Iwanowitsch und Neffe des Kanzlers Nikita Iwanowitsch) gelangte nie zu wirklicher Bedeutung, obgleich er einen hohen Rang einnahm und mit dem, unter seines Oheims, des Kanzlers, Leitung erzogenen Kaiser von dessen Knabenjahren her vertraut war. Die einzige wichtige That dieses Grafen Panin ist sogar so gut wie ganz unbemerkt geblieben.

Zwei der neuen Emporkömmlinge aber gelangten zu einer nachhaltigen Bedeutung, die weit über die kurze Regierungszeit des Kaisers Paul hinausreichte: Araktschejew nämlich und Rostoptschin.

Dem Ersteren schienen weder seine Familien-Verhältnisse, noch seine persönlichen Eigenschaften eine große Zukunft zu versprechen. Er war der Sohn eines sehr unbedeutenden und armen Landedelmanns, der im Gubernium Nowgorod zwanzig „Seelen" besaß — bis auf wenige Wochen gleichzeitig mit Napoleon I. und Wellington geboren (23. Sept. a. St. 1769). In späterer Zeit, als er der bedeutendste Mann im Reich geworden war, suchte er auch seine Herkunft wenigstens um etwas vornehmer erscheinen zu lassen und begünstigte die Sage, daß sein Vater Major gewesen sei; und diese Sage ist denn auch in mehr als einen Bericht über ihn übergegangen, aber sie ist nicht der Wahrheit gemäß. Araktschejews Vater war gemeiner Soldat im Preobrashenskischen Garde-Regiment gewesen und hatte 1762, als Peters III. Manifest dem Adel die Freiheit gewährte, dem Kaiser nach eigenem Ermessen zu dienen oder nicht, den Abschied genommen, wobei ihm der Rang eines Unter-Lieutenants verliehen wurde. Bares Geld hatte ein Landedelmann dieses Schlages eigentlich nie; der Vater Araktschejew bezahlte den Diakonus der Dorfkirche, der den Sohn nothdürftig lesen und schreiben lehrte, mit jährlichen sechs Tschetwerten Getreide, Roggen und Hafer zu gleichen Hälften. — Als dann der Sohn (Ende 1782) nach Petersburg gebracht werden sollte, um, seinem Wunsch gemäß, wo möglich in das „Adelige Artillerie- und Ingenieur-Cadetten-Corps" einzutreten, mußten unter Anderem ein Paar Kühe verkauft werden, um das Reisegeld aufzubringen. Aber da der arme verabschiedete Unter-Lieutenant nicht die Mittel hatte, in den Kanzeleien

die üblichen „Geschenke" zu machen, ohne die da nichts zu erreichen war, blieb seine Bittschrift sechs Monate lang unbeachtet liegen; Vater und Sohn geriethen darüber in die bitterste Armuth; sie mußten sich zuletzt um Almosen an den Metropoliten Gawriyl im Alexander-Newsky-Kloster wenden und erhielten einen Rubel, von dem sie zehn Tage lang lebten. Vergebens fanden sich Vater und Sohn tagtäglich auf der Treppe des Cadettenhauses ein, um sich dem Director desselben, dem General Milessino, durch tiefe Verbeugungen bemerklich zu machen, wenn er zur Ausfahrt zu seinem Wagen hinab ging.

Endlich, als auch dieser letzte Rubel zu Ende ging, faßte sich der Sohn ein Herz, redete den General bittend auf der Treppe an und sprach unter Thränen von der Bittschrift seines Vaters, von der traurigen Lage, in der sein Vater und er selbst sich befänden, ja vom Hungertode, der ihnen drohe. Milessino kehrte auf einen Augenblick in sein Cabinet zurück und verkündete dann den Harrenden auf der Treppe die günstig erfolgte Antwort auf ihre Bitte.

Im Cadetten-Corps machte dann der junge Araktschejew den üblichen Cursus ziemlich schnell durch; im Studium der Mathematik, so weit sie da vorgetragen wurde, soll er sich sogar ausgezeichnet haben, obgleich von allen Seiten zugegeben wird, daß er im Uebrigen vollkommen roh und ungebildet war und blieb. Seine unbedingte Pünktlichkeit erregte die Aufmerksamkeit der Offiziere, die ihm bald (1784) die Beförderung zum Unteroffizier zu verschaffen wußten und ihn dann als eine Art von Gehülfen verwendeten. Er wurde gelegentlich beauftragt hier oder dort auf „Ordnung" zu sehen; ihm wurden die Zöglinge anvertraut, die im Exerciren oder in den Studien merklich zurückblieben; er sollte da „nachhelfen." — Schon damals, im fünfzehnten, sechzehnten Jahre seines Alters ließ er es an körperlichen Mißhandlungen der Cadetten, die ihm anvertraut waren, nicht fehlen. Er konnte sich, wenn man will, dazu berechtigt glauben, da Ruthenstreiche, Stockschläge und Fuchtel — je nach dem Alter der Cadetten — damals die regelmäßigen, vorgeschriebenen Strafen waren. Das Recht war in seiner Stellung allerdings zweifelhaft, aber die eigene Sinnesart trieb ihn dennoch es im allerweitesten Umfang zu üben. Schon als Araktschejew anfing empor zu kommen, noch im achtzehnten Jahrhundert, schrieb ein Zeitgenosse, der ihn im Cadetten-Corps beobachtet hatte, er sei allerdings ausgezeichnet durch Fähigkeiten und Diensteifer, aber „d'une brutalité révoltante", die Cadetten hätten es empfunden.*)

Später gelang es ihm auch die Gunst des Directors zu gewinnen und 1787 zum Lieutenant in der Armee befördert, gelangte er, durch die Empfehlung des Generals Milessino, dazu, den Kindern des Grafen, nachherigen Fürsten und Feldmarschalls Saltykow, Stunden zu geben, wodurch

*) Ratsch, Nachrichten über Araktschejew (russisch), 41.

seine finanzielle Lage um Vieles bequemer wurde. Die Gräfin Saltykow schenkte ihm sogar eine goldene Uhr, was in seiner Familie ein großes Ereigniß gewesen zu sein scheint.

Noch war seine gesellschaftliche Stellung von der Art, daß er bei Milessino nie über das Meldezimmer hinausgekommen war, in welchem der General alle dienstlichen Berichte empfing, bei Saltykow nie über den Saal, der für die Söhne des Hauses als Schule galt. Doch wußte er es mit angeborener Verschlagenheit, und da es einem Mann, wie er war, auf etwas Kriecherei nicht ankam, dahin zu bringen, daß sein „Wohlthäter", Saltykow, ihn dem Director des Cadetten-Corps als Adjutanten empfahl, das heißt zu einer Stellung, die den Rang eines Capitains verlieh.

Dem General Milessino, der ein glänzendes Haus machte, der sich in jeder Beziehung den Magnaten gleichzustellen suchte, der eben deshalb nur elegante und vornehme junge Leute in seiner Umgebung haben wollte, dem war natürlich bei allem Wohlwollen mit einem solchen Adjutanten nicht gedient, aber eine Empfehlung Saltykows konnte nicht abgelehnt werden und Araktschejew wurde (24. Juli 1790) Adjutant und Capitain.

Araktschejew kam freilich dadurch in eine Lage, die ein Anderer sehr schmerzlich empfunden haben würde, denn Milessino ließ ihn fühlen, daß er ihm nicht erwünscht war; doch dergleichen wußte Araktschejew zu ertragen — und die Art, wie der General ihn wieder los zu werden suchte, machte dann sein Glück.

Der damalige Großfürst Paul wendete sich an Milessino mit dem Wunsch, einen tüchtigen Offizier zu haben, der seine Gatschinaische Artillerie — anfänglich sechs Dreipfünder, zuletzt zwölf Stück von verschiedenem Caliber — in Ordnung bringen könne; Milessino empfahl Araktschejew und commandirte ihn auch sofort nach Gatschina, ohne ihn selbst auch nur zu fragen. (4./15. Sept. 1792.)

In Gatschina wußte sich Araktschejew sofort in die peinlich-strengen Formen zu finden, in denen der Dienst dort gehandhabt wurde, so grell der Gegensatz auch war, den sie mit dem lässigen Treiben in der russischen Armee bildeten. Er wußte sich so vollständig hineinzufinden, daß er allen Anderen Muster und Vorbild — daß ihm schon fast im ersten Augenblick — wahrscheinlich durch Rostoptschin — der Beiname „der neue Karporal" beigelegt wurde. Der strenge Ernst, den er zu diesem Soldaten-Spiel mitbrachte, die Energie, die er darauf verwendete, die unermüdliche Wachsamkeit und unerbittliche Strenge, mit der er die augenblickliche und pünktlichste Ausführung eines jeden Befehls bei seinen Untergebenen erzwang; der unbedingte Gehorsam, mit dem er sich jedem Befehl eines Höhergestellten unterwarf, ohne sich je eine Einwendung zu erlauben und die schweigende Ergebung, mit der er jede Mißhandlung von Seiten eines Vorgesetzten ertrug —: das waren Eigenschaften, die ihm sehr schnell die Gunst des nachherigen Kaisers erwarben.

Er wurde in den vier Jahren seines Dienstes zu Gatschina Oberster und Befehlshaber der dortigen Artillerie sowohl, als auch Inspecteur der gesammten Infanterie des Gatschinaischen Heeres und Chef eines der sechs Scheinbataillone, aus denen es zuletzt bestand; und als dann Paul seiner Mutter in der Regierung folgte, waren dieser Alexey Andreyewitsch Araktschejew und Fesdor Wassiliewitsch Rostoptschin buchstäblich die Ersten, die aus ihrem Dunkel hervorgezogen wurden.

Araktschejew wurde schon am Sterbetage der Kaiserin Katherina zur Preobraschenskischen Garde versetzt und zum Commandanten von Petersburg ernannt; den Tag darauf, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, zum General-Major befördert; am 9./20. November, da er in Folge der Auflösung der Gatschinaischen Schaaren sein Bataillon verlor, erhielt er ein anderes, aus den Grenadier-Compagnien des Preobraschenskischen Regiments gebildetes Bataillon —: das erste und vornehmste der gesammten russischen Armee. Drei Tage später endlich, am 12./23. November sah sich Araktschejew zum Großkreuz des St. Annen-Ordens ernannt.

Dann wieder nach einigen Monaten — am 5./16. April 1797 — wurde er an einem und demselben Tage zum Baron, zum General-Lieutenant, zum Ritter des Alexander-Newsky-Ordens und zum General-Quartiermeister der Armee erhoben, wobei er alle seine früheren Aemter behielt.

Der in so unerhörter Weise Beförderte war, wie hier eingeschaltet werden muß, in der That keineswegs ein Mann ohne alles Verdienst. Es fehlte ihm nicht an natürlichem Verstand; er hatte als Artillerist gute technische Kenntnisse erworben, soweit das in einem damaligen russischen Cadetten-Corps möglich war; für die Verwaltung hatte er wirkliches Talent und seine durchgreifende, unnachsichtige Strenge wußte überall Ordnung oder doch den Schein der Ordnung zu erzwingen. Er war ferner uneigennützig, unzugänglich für Bestechungen, unermüdlich arbeitsam, unermüdlich in seinem Diensteifer. Doch aber waren es Eigenschaften einer anderen Ordnung, die das Wesen dieses von Grund aus bösartigen Menschen zu einem eigenthümlichen machten. Er war von einem mächtigen und dabei tückischen Ehrgeiz beseelt; jeder, der ihm im Wege zu stehen schien, konnte für ihn der Gegenstand des Neides und einer heimtückischen Feindschaft werden, die ihre Zwecke dann mit einer großen List und Verschlagenheit zu verfolgen wußte, — vor allem aber traten überall und bei jeder Gelegenheit zwei Eigenschaften seines Wesens hervor, die in der That nicht so unvereinbar sind als sie wohl scheinen: eine wahrhaft unmenschliche, erbarmungslose Grausamkeit, wie sie zur Ehre der Menschheit in der Weise wohl nur selten vorgekommen ist; eine Grausamkeit, die an sich selbst Gefallen fand — und dann eine Feigheit, wie sie wohl noch seltener vorgekommen sein mag; eine Feigheit die jede Vorstellung überstieg und nicht selten die unwürdigsten und lächerlichsten Scenen herbeiführte. Nie-

mals hat Araktschejew über sich gewinnen können, auch nur im Gefolge seines Kaisers einem Schlachtfelde zu nahen und in Folge dessen enthielten seine Dienstzeugnisse — obgleich er zu den höchsten militärischen Würden gelangte — in der „Kriegsdienste" überschriebenen Rubrik immer nur die einfachen Worte: „ist nie im Feuer gewesen". — (**Въ сраженіи ни когда не бывалъ.**)

Feodor Wassiliewitsch Rostoptschin war der Sohn eines wohlhabenden Hauses, dessen Namen aber die Geschichte Rußlands bis dahin noch nie genannt hatte; angeblich tatarischer Abkunft, ja nach der „Familien-Tradition", wie er wenigstens selbst behauptete, ein Nachkomme Tschingis-Khans und noch dazu in gerader Linie. Auf solche Traditionen ist aber in Rußland sehr wenig zu geben und wenn sie das Heroldsamt zu Petersburg anerkannt hätte. Die Poesie geht da ungemein weit; eine ähnliche Tradition, die sogar für Geschichte ausgegeben wird, hat ja sogar den Fürsten Menschikow, den Pastetenbäcker-Lehrling, zum Urenkel eines deutschen Ritters und Kreuzfahrers gemacht. Wären Rostoptschins Vorfahren wirklich von erlauchter tatarischer Abkunft gewesen, so würden sie wohl, wie Jussupow, Urussow, Angalytschew, Dundukow und Andere, unter die Zahl der russischen Fürsten aufgenommen worden sein.

Wie es sich aber auch mit der Abstammung vom Völkerfürsten Taimutschin verhalten mag, der Vater unseres Rostoptschin war verabschiedeter Unterlieutenant und lebte auf dem Lande im Gubernium Orel. Dort war Feodor Wassiliewitsch — etwas älter als Araktschejew — 1765 geboren. Er wurde früh in dem Preobraschenskischen Garderegiment eingeschrieben, in dem er dann auch wirklich einige Jahre gedient hat; für seine Person, abcommandirt vom Regiment, machte er den zweiten Türkenkrieg der Kaiserin Katherina mit und kam dort mit Suworow in Berührung. Als Gardelieutenant verließ er dann den Militärdienst (1792), um Kammerjunker zu werden und als solcher sah er sich dem Hof des Großfürsten Paul in Gatschina zugezählt, wo sich bald die Gelegenheit gab, durch große Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner unbedeutenden Pflichten die Gunst des künftigen Kaisers zu gewinnen. Seine Pünktlichkeit stach nämlich sehr zu seinem Vortheil gegen das Benehmen der anderen jungen Cavaliere dieses Hofs ab, da diese Herren, die da wußten, daß man sich gegen den Großfürsten sehr viel erlauben könne, ohne deshalb bei der Kaiserin in Ungnade zu fallen, sich in der That sehr große Freiheiten herausnahmen. Sehr häufig erschienen sie ganz einfach nicht in Gatschina an den Tagen, wo sie die Reihe des Dienstes traf. Rostoptschin blieb dann zur Stelle und ließ es sich unaufgefordert angelegen sein sie im Dienst zu vertreten. — Was ihm dann vollends das Herz des Großfürsten gewann, war, daß er sich eines Tages mit großer Entrüstung gegen die unpünktlichen jungen Herren selbst über ihr Benehmen äußerte; mit solcher Entrüstung, daß es darüber zu Herausforderungen kam. Ein

Zweikampf scheint indessen doch nicht stattgefunden zu haben; Rostoptschin mußte auf Befehl der Kaiserin Katherina auf kurze Zeit nach Deutschland reisen.

Bei seiner Rückkehr wurde er natürlich in Gatschina mit offenen Armen aufgenommen, sein günstiges Gestirn aber verschaffte ihm auch nach der anderen Seite hin, am Hof der Kaiserin, eine feste Stütze. Er vermählte sich (1795) mit einer jungen Protassow, einer Nichte jener damals so viel genannten Anna Stepanowna Protassow, jener Vertrauten Katherinas, von deren angeblicher Rolle am Hof der Kaiserin nur die Skandal-Chronik der Zeit, nicht die ernste Geschichte sprechen kann. Doch bedurfte Rostoptschin dieses Schutzes nicht lange, denn schon am frühen Morgen des verhängnißvollen 7./18. Novembers 1796, während Katherina noch athmete, ernannte Paul den Kammerjunker Rostoptschin zum Brigadier und den Tag darauf zum Generalmajor und zum Präsidenten des Kriegs-Collegiums, das heißt zum Kriegsminister.

Dem Beförderten war das nicht genehm, wie er selber berichtet, weil er kein Verlangen trug zu dem Militär-Dienst zurückzukehren. Vielleicht gestand er sich im Stillen, daß er der Aufgabe nicht gewachsen sei, da es sich hier um eine wirkliche Verwaltung handelte, die eingehende Fachkenntnisse voraussetzte. Doch es war nicht gerathen dem Kaiser Paul zu widersprechen. Rostoptschin schwieg für den Augenblick, wußte es aber später dahin zu bringen, daß er (17. October 1798) zum dritten Präsidenten des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde, da die Leitung der auswärtigen Politik eines Staats bekanntlich zu den Dingen gehört, zu denen sich ein jeder ohne Weiteres befähigt glaubt.

Der russische Geschichtschreiber der Jesuiten (Moroschkin) charakterisirt den vierunddreißigjährigen Minister Rostoptschin als einen Mann von unermeßlichem Ehrgeiz, von außerordentlicher Verschlagenheit und Feinheit des Geistes, der die Kunst, sich einzuschmeicheln und zu blenden, im höchsten Grade besaß und dabei auf das Aeußerste versteckt und unerforschlich war.

Das Porträt möchte ziemlich getroffen sein; nur wäre wohl noch hinzuzufügen, daß bei ihm, wie bei vielen seiner russischen Zeitgenossen, die tadellose weltmännische Politur einen tüchtigen Fond von sehr unzweideutiger Rohheit barg, die überall zum Vorschein kam, wo es sich um wirkliche Interessen handelte. Er war einer von den Alt-Russen, wie sie das Zeitalter Katherinas herangebildet hatte.

Der Kaiser Paul gefiel sich darin, in allen Dingen das gerade Gegentheil von dem zu thun, was seine Mutter beabsichtigt hatte. So ließ er den Krieg mit Persien einfach fallen, ohne eigentlich einen Frieden mit dem Schah zu schließen. Er zog eben die russischen Truppen aus dem Dagesthan und den Gebieten jenseits des Kaukasus zurück und überließ

diese Länder ihrem Schicksal. — Polen wieder herzustellen, daran konnte und durfte der Kaiser natürlich nicht denken, doch ließ er sich von dem Grafen Illinski, einem Polen, den er eine Zeit lang sehr begünstigte, bewegen, gegen elftausend Polen, die Katherina nach Sibirien verbannt hatte, in Freiheit zu setzen und ihnen die Rückkehr in die Heimat zu gestatten. Auch entließ er Kosciuszko und Ignatz Potocki der polizeilichen Aufsicht, unter der sie in Petersburg standen, und dem ersteren suchte er seine Hochachtung in jeder Weise zu bezeigen. Selbst den schwachen Stanislas Poniatowski lud Paul aus Grodno zu sich ein nach Petersburg, wo dieser gefallene König dann bis an sein Ende rücksichtsvoll behandelt wurde.

Sogar in Beziehung auf das revolutionäre Frankreich trieb dieser selbe Widerspruchs-Geist den Kaiser Paul, die Wege zu verlassen, die seine Mutter in ihren letzten Tagen gewillt schien einzuschlagen. Als der Feldzug der Oesterreicher gegen den jungen Feldherrn Napoleone Buonaparte (1796) eine unglückliche Wendung genommen hatte, zeigte sich nämlich Katherina geneigt, endlich ein russisches Heer von 60,000 Mann an den Rhein zu senden. Schon wurde über Subsidien mit England, über den Operationsplan mit Oesterreich unterhandelt.

Als aber die Kaiserin gestorben war, sagte sich ihr Nachfolger sofort in aller Form von jeder Theilnahme an dem Kampf gegen Frankreich los, obgleich ihm, bei seiner ganz überschwenglichen Vorstellung von seinem Recht als Selbstherrscher, die Grundsätze der Revolution mehr und leidenschaftlicher verhaßt waren als jedem Anderen. — Er erklärte in den Instructionen, die er seinem Gesandten Kalytschew, der nach Berlin gehen sollte, mit auf den Weg gab, daß er in der äußeren Politik nicht den Grundsätzen seiner erlauchten Mutter folgen werde, die mehr auf den Gewinn neuer Länder bedacht gewesen sei, als auf die innere Wohlfahrt des Reiches; er entsage allen Eroberungen. Auch mußte der Kanzler Ostermann ein Circulär an alle auswärtigen Cabinette erlassen, in dem erklärt wurde, daß Rußland von 1756 an beständig in Kriege verwickelt, fast erschöpft sei und daß des Kaisers menschenfreundliches Herz ihm die ersehnte Ruhe nicht länger vorenthalten wolle.

Paul gefiel sich wirklich zu Zeiten in der Vorstellung, daß eine verkehrte Politik seiner Mutter Rußland erschöpft habe, aber er verfiel auch dabei wieder in die Widersprüche mit sich selbst, die sich verhängnißvoll durch sein ganzes Dasein ziehen, denn er erging sich zu gleicher Zeit auch in den aller überschwenglichsten Vorstellungen von Rußlands Macht. Es gab in seinen Augen eigentlich gar nichts, das Rußland nicht vermocht hätte.

Auch sein Regierungs-Programm war ein friedfertiges wie das erste seiner Mutter zu Anfang ihrer Regierung, und gleich der Kaiserin Katherina wurde auch er sehr bald in eine kriegerische Politik hineingezogen, aber nicht wie sie durch das, was in einem Nachbarlande vorging und

Rußland unmittelbar mit betraf, sondern durch die eifersüchtige Sorgfalt, mit der er Rußlands Ansehen im Rath der europäischen Großmächte zu wahren bemüht war. Katherina hatte Oesterreich und Preußen gern in Kriege mit Frankreich verwickelt gesehen, sich selbst aber aus dem Spiel gehalten, um für ihre eigenen Unternehmungen im Osten freie Hand zu haben —: Paul wurde zunächst von dem Verlangen bestimmt, sich als Bürgen des Teschener Friedens von 1779 geltend zu machen und für die Integrität des deutschen Reichs einzutreten, indem er den Frieden vermittelte.

Aber schon hatte sich Oesterreich genöthigt gesehen — oder geglaubt — den vorläufigen Frieden mit Frankreich zu Leoben (18. April 1797) zu unterzeichnen. Es folgte der endgültige Frieden zu Campo Formio (17. October 1797), in dem Oesterreich Deutschlands Interessen preisgab und das linke Rheinufer abtrat, für seine Hausmacht aber reichliche Entschädigungen gewann und dafür sorgte, daß die Republik Frankreich sich erbot, die unbedeutenden Besitzungen Preußens auf dem linken Rheinufer zurückzugeben, damit Preußen keinen Anspruch auf eine Entschädigung im Innern Deutschlands behalte, wie sie ihm die am wenigsten ruhmvollen Artikel des Basler Friedens verhießen.

Es blieb nun der Friede zwischen Frankreich und dem deutschen Reich zu vermitteln, über den auf dem Congreß zu Rastadt unterhandelt wurde. Das unfruchtbare und unerfreuliche Treiben dort zu berichten, gehört nicht hierher. Der Kaiser Paul mühte sich vergebens die Cabinette von Wien und Berlin einander zu nähern und Preußen und Oesterreich zu einem gegen Frankreichs weitere Uebergriffe gerichteten Defensiv-Bündniß mit Rußland zu bewegen. Da Oesterreich auf diese Pläne einzugehen schien, Preußen dagegen erklärte, bei seiner Neutralität bleiben zu wollen, was dem ritterlichen Kaiser Paul sehr mißfiel, gelang es dem nichts weniger als ritterlichen Minister Thugut bei ihm ein feindseliges Mißtrauen gegen Preußen zu erwecken und ihn mehr und mehr in die Interessen Oesterreichs zu ziehen. Thuguts Depeschen athmen, beiläufig bemerkt, einen Haß gegen Preußen, von dem man wohl sagen darf, daß er an Wahnsinn streift. Und dieser Haß war nicht eigentlich ein Ergebniß der politischen Beziehungen, in denen Oesterreich und Preußen zu einander gestanden hatten —: er war an sich da und wurde vielmehr seinerseits bestimmend für die Politik Oesterreichs.

Den Kaiser Paul dahin zu führen, daß Oesterreich seines Beistandes gewiß sein konnte, gelang um so leichter, da das rücksichtslos gewaltsame Verfahren der französischen Republik, die jedem Recht Hohn sprach und alle Verträge mit Füßen trat, den Kaiser fort und fort empörte und reizte. Frankreich überfiel die Schweiz, um sie zu plündern, vertrieb mitten im Frieden den König von Sardinien aus Piemont, um dies Land in eine Frankreich unterworfene Schein-Republik zu verwandeln und bemächtigte

sich in derselben Form auch Roms, lauter Ereignisse, die den leidenschaftlichen Zorn des russischen Kaisers rücksichtslos genug herausforderten —: und nun ergab sich auch noch, daß die Regierung der französischen Republik, für die der Friede eine Unmöglichkeit war, auch eine Wiederherstellung Polens im Sinn hatte oder doch als Vorwand und Hebel in ihren weiteren Unternehmungen benützen wollte. Der General Dombrowski hatte eine polnische Legion im Dienst Frankreichs errichtet und Nikita Petrowitsch Panin, zur Zeit als russischer Gesandter in Berlin, konnte seinem Kaiser (im Januar 1798) einen Brief des „Directoriums" der französischen Republik an den französischen Gesandten in Preußen übersenden, den aufzufangen ihm gelungen war. Das Directorium schrieb darin seinem Gesandten, er solle der preußischen Regierung vorschlagen, aus den Preußen zugefallenen polnischen Provinzen ein eigenes Reich unter einem preußischen Prinzen zu bilden; dadurch könne die Wiederherstellung des alten Polen-Reichs eingeleitet werden.

Da die Kaiserin Katherina alle diplomatischen Beziehungen mit dem revolutionären Frankreich abgebrochen und sich stets im Sinn entschiedenster Feindschaft über dieses Land in seiner neuen Gestalt ausgesprochen hatte, betrachtete die Regierung der Republik ihr Verhältniß zu Rußland als einen Kriegszustand. Wenigstens war diese Ansicht der Sachlage vorgewendet worden, um Rußlands Vermittelung bei den Unterhandlungen mit Oesterreich und dem deutschen Reich abzulehnen. Das französische Directorium hatte, als der Congreß zu Rastadt eröffnet werden sollte, gegen eine solche Betheiligung Rußlands eingewendet, um vermitteln zu können, müsse dieses Reich selbst erst durch einen förmlichen Friedensschluß mit Frankreich zu einer neutralen Macht werden, und der Kaiser Paul war so weit auf diese Ansicht eingegangen, daß Panin beauftragt wurde über diesen Friedensschluß, dem in der That kein Krieg vorangegangen war, in Berlin mit dem dortigen französischen Gesandten zu unterhandeln. Doch als der Kaiser mehr und mehr durch die Gewaltthaten Frankreichs empört dem Einfluß Oesterreichs Gehör gab und abweichend von der angekündigten Friedens-Politik auf Mittel zu sinnen begann, „Frankreich in seine Grenzen zurückzuweisen" — erging an seinen Gesandten der Befehl, diesen Unterhandlungen keine Folge zu geben und bald — im Lauf des Jahres 1798 — noch ehe der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich wieder ausgebrochen war, wurden von Seiten Rußlands auch wirkliche Feindseligkeiten gegen Frankreich geübt; Thathandlungen, die den Kriegs-Zustand voraussetzten.

Daß des Prinzen Condé französisches Emigranten-Corps (8. December 1797) in russischen Sold übernommen worden war, da es nach dem Abschluß des Friedens von Campo Formio nicht mehr in österreichischen Diensten bleiben konnte, das sollte, nach den Absichten Pauls, nur ein Act der Großmuth sein, nicht eine gegen Frankreich geübte Feindseligkeit.

Dasselbe gilt auch von der Zufluchtstätte, die der Kaiser dem Grafen von Provence (Ludwig XVIII.) zu Mitau gewährte, als dieser Erbe der Krone Frankreichs auf Verlangen der französischen Republik aus den braunschweigischen Landen ausgewiesen wurde. Anders im Jahr 1798. Daß eine russische Flotte sich aus dem Baltischen Meer und von Archangel her an der Küste von England (im Juli) mit einem englischen Geschwader unter Lord Duncan vereinigte und mit ihr vereint die holländische Küste blokirte, war ein Act der Kriegführung. Auch erwartete der Kaiser Paul einen Angriff von Seiten Frankreichs, als man erfuhr, daß zu Toulon eine große französische Expedition geheimnißvoll ausgerüstet werde. Daß sie nach Egypten bestimmt sein könnte, dachte niemand, da Frankreich mit der Türkei, der dieses Land, wenn auch in etwas unsicherer Weise, unterthan war, in Frieden und Freundschaft lebte. Es erwachte daher der seltsame Gedanke, sie könnte nach dem Schwarzen Meer und zu einem abenteuerlichen Angriff auf das südliche Rußland bestimmt sein und in aller Eile wurden dort Truppen zur Vertheidigung der Küste zusammengezogen.

In ganz eigenthümlicher Weise zeigte sich dann aber der Kaiser Paul auf das äußerste entrüstet, als Ziel und Zweck der französischen Expedition bekannt wurden, und Napoleon sich auf dem Wege nach Egypten der Insel Malta bemächtigte, die Paul als seinem Schutz befohlen betrachtete. Es handelte sich da für ihn um weitreichende romantische Pläne, die ihm zu der Zeit sehr theuer waren.

Die Wichtigkeit der Insel Malta, damals Sitz des souveränen Ritter-Ordens vom Hospital des heiligen Johannes zu Jerusalem, war schon der Kaiserin Katherina nicht entgangen. Sie hatte gar wohl erkannt, von welcher Bedeutung selbst der mittelbare Besitz eines festen Seeplatzes im Mittelländischen Meer — und vor allem der unvergleichlich gelegenen Insel Malta für die Ausführung ihrer Pläne gegen die Türkei wäre, da diese Pläne nicht ohne die Thätigkeit einer russischen Flotte eben im Mittelländischen Meer auszuführen waren. Deshalb hatte die Kaiserin, als sie einen Aufstand der Griechen gegen die Pforte hervorzurufen und durch eine russische Flotte im Mittelmeer zu unterstützen beschlossen hatte (1770), geheime Unterhandlungen mit dem damaligen Großmeister des Ordens, dem Fürsten Rohan, anzuknüpfen gesucht und ihn wirklich zu einem Bündniß mit Rußland bewogen, das ihrer Flotte die Benützung des Hafens von Malta und damit eine feste Stellung im Mittelländischen Meer sichern sollte. Da „Krieg mit den Ungläubigen" ohnehin Pflicht des Ordens war, hatte sich sogar ein Geschwader von mehreren Schiffen des Ordens unter dem Ordens-Vogt Flachslanden — einem Elsässer — mit der russischen Flotte unter Alexey Orlow vereinigt. Doch der damalige leitende Minister Frankreichs, der Herzog von Choiseul, zwang den Großmeister Rohan, dadurch, daß er alle Commenden des Ordens in Frankreich einzuziehen drohte, sich von diesem Bündniß wieder loszusagen.

Für den Kaiser Paul hatte der Orden ein Interesse anderer, romantischer Art. Er hatte in früher Jugend Vertots etwas romanhafte Geschichte dieses Ritter-Bundes und Staats gelesen und sich für die Helden von Rhodus und Malta begeistert, wie das seinem Wesen nahe lag — und außerdem zeigte er, namentlich seit dem Ausbruch der französischen Revolution, ein reges Interesse für das Papstthum, für die lateinische Kirche. Das war in seinen Augen der Damm, der allein das westliche Europa vor der Ueberfluthung durch die Revolution schützen konnte, an dem die Wogen der Revolution sich brechen mußten.

Seine Stimmung wurde mit vielem Geschick benützt. Unter den früheren Regierungen hatte natürlich Rußland keinerlei Verbindungen mit Rom gehabt — und auch die Kaiserin Katherina hatte, selbst unter Potemkins Einfluß, nur einmal und nur auf kurze Zeit einem päpstlichen Nuntius gestattet in Petersburg zu erscheinen, um da einen bestimmten Auftrag auszuführen —: jetzt erschien ein Nuntius, um bleibend in Petersburg zu residiren, und zwar ein Prälat vom höchsten Range, ein Mann aus vornehmem Hause, der Cardinal Litta, Bruder des Herzogs Litta zu Mailand. Er kam angeblich zur Krönung Pauls, richtete sich aber, wie ein päpstlicher Nuntius auch 1856 wieder gethan hat, geflissentlich so ein, daß er erst nach der Krönung in Moskau eintraf. Schon einige Monate früher aber war bei der russischen Regierung ein Gesandter des Malteser-Ordens eingetroffen, der auch mit vieler Umsicht gewählt war. Es war nämlich der Ordens-Vogt (bailli), Graf Giulio Litta, Bruder des Cardinals.

Der Zweck seiner Gesandtschaft war charakteristisch für die Zeit, denn er war eben nur unter dem Einfluß der damaligen Verhältnisse denkbar. Der Malteser-Orden fühlte sich in der gewaltig bewegten Zeit bedroht, besonders seitdem die französische Republik durch einen einzigen Feldzug eines genialen jungen Feldherrn Herr und Meister Italiens geworden und dort Alles in revolutionairer Weise umzugestalten bedacht war. Im Bewußtsein der eigenen Ohnmacht sah sich der Orden nach dem Schutz einer Großmacht um, und wohin sollte er seine Blicke wenden? Von den katholischen Mächten, an die man sonst wohl zuerst gedacht hätte, konnte diesmal nicht die Rede sein, denn Frankreich eben war es, das man fürchtete, Spanien war mit Frankreich befreundet und ohnmächtig, Oesterreich keine Seemacht, und doch konnte nur eine Seemacht Malta schützen. An England scheint gar nicht gedacht worden zu sein; vielleicht besorgte man, daß es des Schutzes zu viel gewähren könnte. So wurde denn der Beschluß gefaßt, Rußland anzurufen, den Hauptsitz der griechischen, von Rom als schismatisch bezeichneten Kirche. Jene früheren Versuche der Kaiserin Katherina Verbindungen mit dem Orden anzuknüpfen, hatten den Beweis geliefert, daß die russische Regierung, in ihrem eigenen Interesse Werth darauf legte, den Herrn der Insel Malta zum Verbündeten im

Mittelmeer zu haben und könnten möglicher Weise den Ordensrath mit veranlaßt haben, sich jetzt um Schutz nach Petersburg zu wenden.

Der Gesandte war gut gewählt. Graf Litta war in Rußland gekannt und kannte auch seinerseits, wenn nicht Land und Leute, doch den russischen Hof und seine Umgebung. In Mailand 1765 geboren, hatte er als junger Malteser-Ritter auf den Galeeren des Ordens einige der üblichen „Caravanen", Seezüge gegen die Seeräuber der afrikanischen Küste mitgemacht. Diese Erfahrungen galten in Petersburg so viel, daß er, kaum vierundzwanzig Jahre alt, als Flaggen-Offizier, als Commodor, in den russischen Seedienst aufgenommen und kaum sechs Monate später, nach der Schlacht von Rothschensalm (1789), in welcher er den Befehl über den rechten Flügel der russischen Galeeren-Flotte geführt hatte, zum Contre-Admiral befördert wurde. In dem folgenden See-Feldzug freilich wurde er weniger vom Glück begünstigt; er führte unter dem Prinzen von Nassau-Siegen einen Theil der Ruder-Flotte auch in der Schlacht von Swenska-Sund, in der diese Flotte eine vollständige Niederlage erlitt und wurde in Folge dessen verabschiedet.

Jetzt kehrte er als Würdenträger und Gesandter des Ordens nach Rußland zurück; daß Katherina ihn in Ungnaden entlassen hatte, that ihm natürlich bei dem Kaiser Paul keinen Schaden — und er hatte außerdem werthvolle Verbindungen in Rußland. Auch waren die beiden Brüder Litta, der Cardinal und der Ritter, natürlich darauf angewiesen sich gegenseitig zu unterstützen.

Graf Litta trat vorsichtig zuerst nur als officiöser Agent des Ordens auf und seine erste Bitte ging dahin, der Kaiser möge geruhen, das Malteser-Ordens-Priorat in Wolhynien wieder herzustellen und ihm seine Einkünfte zurückzugeben — Wendungen, die dem wirklichen Sachverhalt nicht ganz entsprachen, da dieses Priorat eigentlich nie bestanden und niemals Einkünfte gehabt hatte.

Der letzte Fürst Ostroszky, mit dem sein Haus ehemaliger russischer Theilfürsten aus Ruriks Geschlecht 1618 ausstarb, hatte nämlich zunächst die Fürsten Zaslawsky, die durch die Frauen von den Fürsten von Ostrog abstammten zu Erben der Stadt Ostrog und aller seiner reichen Besitzungen in Wolhynien überhaupt eingesetzt; für den Fall aber, daß auch dieses Fürstengeschlecht ausstarb, den Malteser-Orden. Ostrog sollte dann der Sitz eines besonderen Ordens-Priorats werden.

Der vorgesehene Fall trat 1673 ein; auch die Fürsten Zaslawsky starben aus; der Orden aber gelangte dennoch nicht in den Besitz der verheißenen Güter. Der Fürst Wisznowiecki bemächtigte sich derselben unter dem Vorwand, daß er durch die Frauen von den Fürsten von Zaslaw, folglich mittelbar von den Fürsten von Ostrog abstamme. Als dann auch der letzte Wisznowiecki zu Grabe gegangen war, entstand unter seinen Erben ein langer Hader und Prozeß über die ostrogschen Güter,

in dem aber der Rechte des Malteser-Ordens gar nicht gedacht wurde. Die Hauptmasse der streitigen Besitzungen war an die Fürsten Sanguszko — aus Gedymins Geschlecht — gekommen.

Vergebens hatte der Orden seine Rechte geltend zu machen gesucht; da er jedoch, nach der ersten Theilung Polens, von Rußland, Oesterreich und Preußen unterstützt wurde, mußte der polnische Reichstag im Jahr 1773 beschließen, das Priorat zu Ostrog und sechs Comthurcien zu gründen, wozu eine jährliche Summe von 120,000 polnischen Gulden aus den Einkünften der ostrogschen Güter angewiesen wurden. Aber, obgleich die Stiftung von den drei genannten Mächten verbürgt wurde, scheint doch nichts weiter geschehen zu sein, als daß dem Orden die betreffenden Einkünfte angewiesen wurden. Jetzt, da Wolynien und mit der Provinz auch Ostrog und die in Anspruch genommenen Güter unter russische Hoheit gekommen waren, die russische Regierung über die verheißenen Einkünfte zu verfügen hatte, suchte Litta zunächst die Wiederherstellung des vielbesprochenen Priorats von dem Wohlwollen des Kaisers zu erhalten und seine Bitte wurde über Erwarten gütig aufgenommen.

Der Kaiser wies dem Orden eine Summe von 300,000 polnischen Gulden jährlich aus dem Staatsschatz an, die als Ausstattung für das Großpriorat zu Ostrog und zehn Comthureien dienen sollte. (4./15. Januar 1797.)

Einmal der Gesinnung des Kaisers gewiß, sendete der Großmeister Rohan den Grafen Litta noch einmal nach Petersburg und zwar diesmal in aller Form als Gesandten des Ordens. Litta sollte dem Kaiser Paul das Ordenskreuz überbringen, das einst der berühmte Großmeister La Valette getragen hatte und das bis dahin im Schatz des Ordens unter den kostbarsten Reliquien aufbewahrt worden war; er sollte den Kaiser bitten die Würde eines Schirmvogts (protecteur) des Ritterordens zu übernehmen und die ungewöhnliche Art wie er in der Hauptstadt des russischen Reichs empfangen wurde, beweist, daß Alles zwischen ihm und dem Kaiser schon vorher verabredet war. — Er verweilte nämlich erst einige Tage in Gatschina und hielt dann am 27. November a. St. (7. Dec.) 1797 — von zwei Würdenträgern des Hofs eingeholt, seinen feierlichen Einzug in Petersburg; vier Galla-Wagen des Hofs und sechsunddreißig andere fuhren ihm voran. — Zwei Tage später empfing der Kaiser Paul in feierlicher Audienz — auf dem Thron, umgeben von den Prinzen seines Hauses und seltsamer Weise auch von den vornehmsten Prälaten der griechisch-russischen Kirche — den Gesandten, der im Ordensmantel erschien und, wie Siestrzencewicz sich ausdrückt, in sehr ausdrücklicher Rede sein Anliegen vortrug. Der Kaiser nahm das dargebrachte Kreuz, versprach den Orden als Schirmvogt zu schützen und gewährte auch die weitere Bitte Littas, daß auch die Kaiserin, die in dem Augenblick erschien und neben ihrem Gemahl auf dem Thron Platz nahm, nebst allen

Prinzen und selbst den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, das Malteserkreuz anlegen möchten.

Inzwischen war der Großmeister Rohan gestorben; ein Deutscher, ein Rheinländer, Baron Hompesch wurde an seiner Stelle erwählt und erwies sich als ein schwacher Mann, der seiner Aufgabe und der Zeit am allerwenigsten gewachsen war. Als die nach Egypten bestimmte Expedition unter Napoleon vor Malta erschien, ließ sich Hompesch durch einige französische und italienische Ritter, die Verrath übten, bewegen, die Festung und die Flotte des Ordens (10. Juni 1798) den Truppen der französischen Republik zu übergeben —: ein Ereigniß, gekennzeichnet durch das bekannte Wort eines französischen Offiziers: es habe sich sehr glücklich getroffen, daß jemand in der Festung war, der das Thor öffnen konnte; wäre niemand innerhalb der Mauern gewesen, so wäre man schwerlich hinein gekommen.

Die französische Regierung handelte durchaus der ausgesprochenen Ansicht gemäß, daß sie im Kriege mit Rußland begriffen sei, obgleich die russische Flotte des Baltischen Meeres erst unterwegs war, sich noch nicht mit der englischen vereinigt und noch keinen Act der Feindseligkeit geübt hatte. Die damaligen Herren der französischen Republik hatten auch das volle Bewußtsein, daß die Einnahme der Insel Malta ein Act des Krieges auch gegen die Schutzmacht, Rußland, sei — und weit entfernt eine schonende Wendung zu suchen, trugen sie dieses Bewußtsein vielmehr geflissentlich zur Schau. General Buonaparte erließ (13. Juni) Verfügungen, die allen Griechen, sowohl Maltas, als der Jonischen Inseln und selbst des Aegeischen Meeres, die irgend welche Verbindungen mit Rußland unterhalten würden, mit der Todesstrafe drohte. Auch sollten alle griechischen Fahrzeuge, die unter russischer Flagge segelten, wenn sie französischen Kriegsschiffen begegneten, in den Grund gebohrt werden.

Kaiser Pauls gesteigerter Zorn eilte gleichsam den Ereignissen zuvor. Die Botschaft des durch den Angriff auf Egypten erschreckten Diwans zu Constantinopel, daß die Pforte Frankreich den Krieg erklären wolle, wenn sie hoffen dürfe, dabei durch Rußland unterstützt zu werden, kreuzte sich mit dem Befehl, den der russische Kaiser bereits an seine Flotte im Schwarzen Meer erlassen hatte, am Eingang des Bosporus zu kreuzen und durch ein leichtes nach Constantinopel gesendetes Kriegsschiff der Pforte den Beistand Rußlands anbieten zu lassen.

Bald (im September 1798) ging die russische Flotte des Schwarzen Meeres unter dem Vice-Admiral Uschakow mit der türkischen vereinigt durch den Bosporus und die Dardanellen nach dem Aegeischen Meer unter Segel, wo nacheinander die Jonischen Inseln erobert wurden, die, früher Venedig unterthan, mit dem Sturz der Republik französischer Botmäßigkeit verfallen waren —: Cerigo am 11. October 1798; Zante am 23.;

Kephalonia am 4. November; Sta Maura am 14. Nov.; endlich Korfu am 2. März 1799.

Inzwischen hatte der Kaiser Paul bereits mehrfache Bündnisse gegen Frankreich geschlossen; mit Oesterreich unmittelbar nach der Einnahme Maltas durch die Franzosen (9. August 1798) — mit England, der Pforte und Neapel theils im December desselben Jahres, theils im Januar 1799 — und wie das Frühjahr nahte, brachen russische Truppen unter Suworow zur Vereinigung mit den Oesterreichern nach Italien auf, später andere Schaaren unter Korsakow nach der Schweiz.

Desgleichen war das persönliche Verhältniß des Kaisers zu dem Malteser-Orden, wenigstens in seiner Vorstellung, ein noch näheres und bestimmteres geworden. Bald nachdem die Uebergabe Maltas in Petersburg bekannt geworden war, hatten die Comthure und Ritter der neuen, eben erst gestifteten „Russischen Zunge" und die auswärtigen Malteser, die eben in Petersburg anwesend waren, vermöge eines etwas überschwenglichen Manifestes, alle Ritter und Würdenträger des Ordens, die an der Uebergabe der Insel Theil genommen hätten — folglich vor Allen den Großmeister Hompesch selbst — ihrer Würden verlustig erklärt und aus dem Orden ausgeschlossen. Der Kaiser Paul wollte nun selbst Großmeister der Malteser werden, ein an sich abenteuerlicher Gedanke, den die Brüder Litta in Anregung brachten. — Doch darüber mußte mit dem Papst unterhandelt werden, den der Orden bisher als Schutzherrn oder Protector anerkannt hatte, und der russische Gesandte in Rom, Lisfakiéwitsch, wurde beauftragt, die Sache dort in Ordnung zu bringen.

Pius VI. war zu Anfang erstaunt, überrascht durch das Seltsame und Widersinnige eines solchen Vorschlags, bald aber wußte ihn der Cardinal Litta dafür zu gewinnen, und ein Bericht des russischen Gesandten giebt hinreichenden Aufschluß sowohl darüber, wie die Zeitereignisse, durch die alles Ueberlieferte erschüttert und unsicher geworden war, auf diesen Gedanken führten, als über die Pläne, die sich daran knüpften.

Lisfakiéwitsch hatte nämlich bald von einer Unterredung mit dem Papst zu berichten, von den huldvollen Worten, in denen Pius VI. versichert hatte, wie erfreulich es ihm sein werde, den Kaiser von Rußland als Großmeister an der Spitze des Malteser-Ordens zu sehen, dieweil der Orden dadurch neuen Glanz und Ruhm gewinnen und ein sicherer Zufluchtsort für alle Verfolgten sein werde. Er selbst — der Papst — werde sich nach Malta zurückziehen, wenn diese Insel den Rittern zurückgegeben sei und er sich in Rom durch die Franzosen bedrängt sähe. Dort in Malta hoffe er dann unter dem mächtigen Schutz Rußlands ruhig seines Amtes zu walten. Der Papst fügte sogar etwas unvorsichtig hinzu, daß seine Hoffnungen noch weiter gingen; er hoffe die Vereinigung der griechischen Kirche mit der römisch-katholischen und sei bereit in Person nach

Petersburg zu kommen, um ein solches Ereigniß zu fördern, das den Namen Kaiser Pauls I. unsterblich verherrlichen würde.

Das Papstthum war bedacht sich einen sicheren Zufluchtsort unter russischem Schutz — aber außerhalb des eigentlichen Rußlands — vorzubereiten; einen Zufluchtsort, den russischer Schutz unerreichbar für das revolutionäre Frankreich machen konnte; — und wenigstens in unbestimmter Weise hoffte man zu Rom auf diesem Wege vielleicht noch mehr gewinnen zu können: nämlich nicht weniger, als, in dem Augenblick, wo die lateinische Welt der päpstlichen Oberherrschaft verloren zu gehen drohte, in Rußland eine neue Grundlage für diese Herrschaft.

In der That übten die Brüder Litta in Petersburg bereits einen sehr großen Einfluß, und der Kaiser Paul war weit davon entfernt, diese Pläne zu durchschauen. Er sah nur, was auf der Oberfläche lag, bekleidete sich in feierlichster und prunkvollster Weise (am 27. Oct./7. Nov. 1798) mit der Großmeister-Würde, die ihm von den wenigen in Petersburg anwesenden Maltesern angetragen wurde, und fand eine kindisch zu nennende Freude daran, die neue Würde zur Schau zu tragen, mit den Emblemen derselben zu spielen. Selbst die Prinzessinnen seines Hauses mußten das Kreuz des Ordens tragen; es wurde dem russischen Reichswappen angefügt und selbst die schwarzen Küraſſe der Garde zu Pferde zierte fortan das weiße Malteserkreuz.

Petersburg wurde zum Hauptsitz des Ordens erklärt, der Palast, der dem Kanzler Worontzow gehört hatte — das jetzige Pagencorps —, wurde ihm eingeräumt; — der Bailli Litta wurde zum Grafen des russischen Reichs und zum Stellvertreter des Großmeisters mit 10,000 Rubeln Einkünften ernannt und erhielt vom Papst die bis dahin unerhörte Erlaubniß, sich mit einer sehr reichen russischen Dame, einer der Nichten und Erbinnen Potemkins, der Wittwe Gräfin Skawronsky, zu vermählen, ohne daß er deshalb aus dem Orden auszutreten brauchte. Fort und fort wurden neue, reich ausgestattete Ordens-Commenden gestiftet.

Welche Freude für den Kaiser Paul, als nun wirklich aus der Fremde Deputationen der auswärtigen Malteser, namentlich der böhmischen und bayerischen, in Petersburg erschienen, um dem neuen Großmeister zu huldigen; als außerdem einzelne Malteser herbeikamen, die sich für Deputirte der französischen und italienischen „Zunge" ausgaben. Sie wurden mit offenen Armen aufgenommen und erhielten, wenn sie wollten, Comthureien oder vortheilhafte Anstellungen im russischen Heer, in der russischen Diplomatie.

Vom ersten Augenblick seines Großmeisterthums an vertheilte aber Kaiser Paul Ritterkreuze und selbst die höheren Würden des Ordens, als Selbstherrscher auch im Orden, ohne Capitel, ohne nach der Ahnenprobe zu fragen, ohne sich überhaupt im Mindesten um die Statuten des Ordens zu kümmern oder vollends darnach zu richten, ganz nach Willkür

und Laune, an Protestanten, an Griechisch-Rechtgläubige, selbst an Prälaten der griechisch-russischen Kirche. Die Verleihung des Malteserkreuzes war fortan das Zeichen seiner höchsten Gunst. Freilich glaubte der Kaiser in allen diesen Willkürlichkeiten von einer bestimmten Idee auszugehen, aber dabei war viel Selbsttäuschung; die augenblickliche Laune war seiner, hier wie in allen Dingen, Herr.

Die großartigen Pläne aber, die der Kaiser allerdings mit diesem Spiel in Verbindung dachte, waren noch abenteuerlicher als das Treiben selbst. Diese Pläne, in denen er von dem Grafen Litta bestärkt wurde, gingen von der Vorstellung aus, daß man den gesammten Adel Europas in dem Orden vereinigen und diesen zu dem mächtigsten kriegerischen Institut machen könne, bestimmt, überall das legitime Königthum zu vertheidigen und nicht mehr die Ungläubigen, wie bisher, sondern die französische Revolution zu bekämpfen. Um aber die Zahl der Ritter und die Macht des Ordens zu vermehren und die Bekämpfung der revolutionären Grundsätze auch auf das Gebiet intellectueller Thätigkeit übertragen zu können, sollte die Aufnahme in die Zahl der Ritter nicht mehr ausschließlich dem Adel vorbehalten sein; auch geistige Auszeichnung sollte gleich der Ahnenprobe gelten; berühmte Gelehrte und Künstler und selbst „unbescholtene Männer, die sich durch ihre monarchische Gesinnung auszeichneten", sollten ohne Unterschied, nach dem Ermessen des Meisters, Ritter werden können. Ehelosigkeit war nicht mehr Gesetz — nur die Befehlshaber im Orden sollten vorzugsweise unvermählte Ritter sein; auf das Glaubens-Bekenntniß kam es nicht mehr an. In einer großartigen, zu Petersburg gegründeten, vom Orden geleiteten Erziehungs-Anstalt hoffte der Kaiser wenigstens einen sehr großen Theil des heranwachsenden europäischen Adels in ritterlich-monarchischen Gesinnungen und Tugenden erzogen zu sehen.

Sich selbst sah Paul im Geist an der Spitze eines solchen Ordens als Führer eines siegreichen Kreuzzugs gegen die Revolution, und nach dem Siege als Herrn der Geschicke Europas!

Der Malteser-Orden wurde durch eine solche Umgestaltung vollständig aus den Angeln gehoben; er wurde in der That vernichtet, indem er in ein seinem Wesen fremdes, ja geradezu widerstrebendes Element von ganz unberechenbarer Ausdehnung aufging und verschwand.

Abenteuerlich wie diese Pläne war eigentlich schon der Gedanke, den Malteser-Orden überhaupt nach Rußland zu versetzen; in das Leben eines Volks, dem das gesammte Culturleben des Mittelalters unbekannt geblieben war; dem Ritterthum und Ritterehre und der ganze wesentlich germanische, zum Theil conventionelle Ideen-Kreis, der sich anschließt, fremd waren, ja unverständlich sein mußten. Man denke sich den bis zur Bestialität rohen Araktschejew als Malteser-Ritter! — er wurde dazu ernannt, zum Comthur sogar; es wäre ungefähr eben so passend gewesen, ihn zum Troubadour zu ernennen!

Daß man sich in Rußland nur sehr ungern, ja mit äußerstem Widerwillen und Widerstreben diesem fremdartig bunten und zum Mindesten unnützen Wesen fügte, versteht sich von selbst. Die Partei der Altrussen besonders hatte Mühe, ihren Unmuth zu unterdrücken, und konnte nur durch die Furcht bewogen werden zu schweigen; sie betrachtete das ritterliche Treiben als thörichte Possen und die zahlreichen fremden Malteser, die herbei kamen, die reich ausgestattet und in bedeutenden Stellungen verwendet wurden, mit sehr unzweideutigem Haß als unnütze Abenteurer und Schmarotzer. Rostoptschin stand, eben zum Präsidenten des auswärtigen Collegiums ernannt, an der Spitze dieser Partei, aber in so hohem Grade er auch die Gunst des Kaisers besaß, vermochte er doch im Augenblick gar nichts über dessen ritterliche Phantasien. Ueberhaupt konnte man auf den Kaiser Paul nur dadurch Einfluß üben, daß man sich seiner eben herrschenden Laune anschloß. Rostoptschin wußte sich vortrefflich zu fügen, aber er wußte auch mit zäher, ausdauernder Geduld auf den Augenblick zu warten, wo die Laune seines Herrn sich wendete, um diesen Augenblick dann zu benützen.

Darin, daß die beiden Litta den Kaiser in seinen phantastischen Plänen bestärkten, auch in Beziehung auf den Malteser-Orden, liegt wohl der Beweis, daß dem Brüderpaar nicht eigentlich die Interessen dieses Ordens am Herzen lagen; daß es andere Pläne im Sinn hatte und zu verwirklichen strebte. Dem Cardinal war es natürlich vor allem um die Ausbreitung der lateinischen Kirche in Rußland zu thun, und er arbeitete daran eine Zeit lang mit einem gewissen Erfolg.

Wir müssen hier bis auf die Zeiten der Kaiserin Katherina zurückgehen, um nachzuweisen, in welcher Art die päpstliche Kirche nach und nach, wenn auch unter mehrfachen Schwankungen und theilweisen Rückschlägen, im russischen Reich Boden zu gewinnen wußte.

An seinem Ort ist berichtet worden, mit welcher augenblicklich entschlossenen Wendung die Jesuiten in Weiß-Rußland, obgleich in der Mehrzahl Polen von Geburt, im Jahr 1772, Polen und die polnischen Interessen fallen ließen; mit welcher plötzlich erwachenden hingebenden, ja enthusiastischen Loyalität sie sich der Kaiserin Katherina huldigend zu Füßen warfen. Man könnte glauben, daß sie in dieser etwas überraschenden Wendung nur ein Mittel suchten, ihren Orden wenigstens in dieser Provinz zu retten, und das mag auch zunächst der Fall gewesen sein. Denn konnten sie auch zu der Zeit wohl noch nicht mit Gewißheit vorhersehen, daß Papst Clemens XIV. sich ein Jahr später wirklich entschließen würde ihren Orden aufzuheben, so glaubten sie doch, die russische Regierung fürchten zu müssen. Unverkennbar aber ermannten sie sich sehr bald zu viel umfassenderen Plänen, die sie durch stets erneuerte, der Kaiserin enthusiastisch dargebrachte

Huldigungen zu fördern suchten. Der Geist des Ordens ist, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen, ein cosmopolitischer und sein Streben ist natürlich dieses Geistes Kind; die Mitglieder der Gesellschaft Jesu haben kein anderes Vaterland als den Orden selbst. Jahrhunderte lang hatten sie sich bemüht durch Polen, das sie regierten, insoweit das unglückliche Land überhaupt regiert werden konnte, die Herrschaft über den gesammten slavischen Osten zu gewinnen. Sie waren es ja vorzugsweise, die den falschen Dmitry in Bewegung gesetzt hatten! — Jetzt sahen sie Polen dem Untergang entgegenwanken; sie sahen, daß von Polen nichts mehr zu erwarten war; da ließen sie dieses verbrauchte Polen gleichgültig fallen und setzten umgekehrt ihre Hoffnungen darauf, denselben Zweck durch Rußland zu erreichen. Es kam zunächst darauf an, im Herzen Rußlands festen Fuß zu fassen; vornehme und einflußreiche russische Damen zum lateinischen Glauben hinüberzuführen, auch sonst im Reich Bekehrungs-Anstalten (Missionen) einzurichten und Einfluß auf den Gang der russischen Regierung zu gewinnen. Dann ließ sich vielleicht die Vereinigung der russisch-griechischen Kirche mit der lateinischen und alles Weitere vermitteln. Ausdauer und List im Bunde vermögen gar viel!

Eben so ist bereits nachgewiesen worden, daß die Politik der Kaiserin Katherina in Beziehung auf die lateinische Kirche in ihrem Reich darin bestand, das Dasein des päpstlichen Stuhls gleichsam zu ignoriren und alle Angelegenheiten dieser Kirche selbständig nach eigenem Ermessen zu regeln, ohne sich auf Unterhandlungen mit Rom einzulassen. Hier müssen wir nun näher darauf eingehen, in welcher Weise Katherina doch unter Potemkins Einfluß bewogen wurde, einmal von dieser heilsamen Politik abzuweichen.

Das Streben der Jesuiten ging natürlich von Anfang an nach Petersburg. Sie suchten da zunächst auf eine Weise, die keinerlei Verdacht erregen konnte, Verbindungen anzuknüpfen, nämlich mit der Akademie der Wissenschaften. Jesuiten erschienen immer häufiger in Petersburg und verweilten immer länger dort, angeblich, um sich mit den Akademikern über wissenschaftliche Entdeckungen und Interessen zu besprechen.

Schon gleich zu Anfang war es ihnen gelungen den General-Gubernator von Weiß-Rußland, Gregor Czernyschew, ganz zu gewinnen; durch seine Vermittelung war ihnen gestattet worden, ein Noviziat ihres Ordens zu errichten; das war ein Großes, denn das Fortbestehen der Gesellschaft Jesu war dadurch gesichert. Als sie sich dann der Gunst des allmächtigen Potemkin versichert halten durften, strebten sie nach sehr viel Größerem. Sie bewarben sich um die Erlaubniß, einen General ihres Ordens zu erwählen, und wenn dadurch die innere Hierarchie der Gesellschaft vollständig hergestellt war, sollte sie der Oberaufsicht des Bischofs von Mohilew ganz entzogen, frei, ja souverän wie ehemals werden. Wünsche und Pläne der Jesuiten gingen sogar noch weiter; sie hofften es zu er-

wirken, daß einer der Ihrigen, der weltkluge und gewandte Pater Benislawski, zum Coadjutor des Bischofs Sieſtrzencéwicz ernannt werde. Die Bedingungen, unter denen die Kaiserin Katherina ihre Gesellschaft in den russischen Staats-Verband aufgenommen hatte, wären dann geradezu umgekehrt gewesen. Selbst frei, war dann der Orden Herr der gesammten lateinischen Kirche Rußlands!

Benislawski selbst wurde zu Potemkin nach der Krimm gesendet, um diese Pläne zu betreiben — und wenn nicht Alles, gelang doch in der That sehr viel. Im Januar 1782 beschied Potemkin den Bischof Sieſtrzencéwicz — den Gegner der Jesuiten — zu sich nach Krementschug, um ihm anzukündigen, daß er, bisher Bischof, durch kaiserlichen Ukas zum Erzbischof von Mohilew befördert sei; Benislawski aber zu seinem Coadjutor ernannt! — In welcher Weise und mit welcher Strenge durch eben diesen Ukas alle Verfügungen erneuert wurden, die den Einfluß Roms von der lateinischen Kirche Rußlands abwehren sollten, dessen haben wir bereits gedacht. Doch war Benislawskis Ernennung ein großer und hoffnungsreicher Triumph für die Jesuiten und ein schwerer Schlag für Sieſtrzencéwicz, über den ihn die erzbischöfliche Würde nicht trösten konnte.

Vollständig vermochten die Jesuiten ihren Zweck nicht zu erreichen, weil offenbar im Rath der Kaiserin ein anderer Einfluß dem Einfluß Potemkins entgegen arbeitete, wahrscheinlich ihr eigener gesunder Sinn sich gegen die Zumuthungen ihres Günstlings auflehnte und nur ihre Schwäche theilweise nachgab.

Erst am 25. Juli (5. August) desselben Jahres erfolgte ein neuer Ukas der Kaiserin, durch welchen den Jesuiten erlaubt wurde — nicht einen Ordens-General, wohl aber einen General-Vicar, einen Stellvertreter des Generals, zu erwählen — und zugleich schien die Autorität des Erzbischofs in Beziehung auf den Orden beschränkt werden zu sollen; doch war die Urkunde so verwirrt abgefaßt, daß niemand mit Bestimmtheit zu sagen wußte, was eigentlich gemeint sei. „Obgleich" der Orden, so hieß es da, dem Erzbischof als seinem Oberhirten unterworfen bleibe, so habe „doch" der Erzbischof darauf zu achten, daß die Statuten und Regeln der Gesellschaft beobachtet würden, so weit sie mit den Gesetzen Rußlands vereinbar seien.

Nach der Deutung der Jesuiten selbst waren sie durch diesen Ukas von der Autorität des Erzbischofs freigesprochen, und dieser hatte nur noch darüber zu wachen, daß ihnen niemand zu nahe trat, daß ihre Rechte und Freiheiten nirgends verletzt würden. Sie sollten aber erfahren, daß auch Sieſtrzencéwicz die Wege am Hof kannte und dort Ein und Anderes zu bewirken wußte.

Als die Väter der Gesellschaft (October 1782) in Polotzk zur Wahl versammelt waren, erschien plötzlich unter ihnen ein Eilbote des Erzbischofs, der einen neuen Ukas der Kaiserin überbrachte und ein Decret des Prä-

laten. Der Ukas verfügte, die sämmtlichen lateinischen Mönchs-Orden in Rußland — folglich auch die Jesuiten — hätten sich dem Erzbischof nicht blos als ihrem Metropoliten, sondern auch als ihrem Ordens-General unterthan zu achten. Siestrzencéwicz fügte hinzu, mit den Befugnissen eines Ordens-Generals ausgestattet, verbiete er als solcher den Pater Cziernicwicz zum General-Vicar zu wählen. Doch Jesuiten sind nicht leicht aus der Fassung zu bringen, die zu Polotzk versammelten Väter beschlossen nach kurzem Bedenken dennoch, den Mann nach ihrem Sinn, den Mann dessen sie bedurften, nämlich eben Cziernicwicz zu wählen und dann wieder zu Potemkins Wohlwollen ihre Zuflucht zu nehmen. Der Anschlag gelang, die Wahl wurde von dem mächtigen Mann gut geheißen und konnte nicht weiter angefochten werden. Dann aber war Potemkin, dessen Launen nicht immer leicht zu erklären sind, auch wieder darauf bedacht, den Erzbischof Siestrzencéwicz zu begütigen, der ihm eigentlich verhaßt war, und er kannte dessen schwache Seite.

Mag ein Prälat der römischen Kirche auch noch so selbständig — etwa im Sinn der gallicanischen Freiheiten — auftreten, es giebt in der Regel eine Linie, an der seine Selbständigkeit aufhört, an der das Bewußtsein überwiegend wird, daß er ein Mitglied einer mächtigen Hierarchie ist und durch sein eigenes Interesse wie durch Pflicht berufen, den Vortheil dieser Hierarchie zu fördern. Den Erzbischof Siestrzencéwicz schmerzte es innerlich, daß er von Rom aus nicht Erzbischof oder auch nur Bischof von Mohilew genannt wurde, sondern stets nur Bischof von Mallo; daß man ihn von höchster Stelle aus behandelte, als ob er nicht die eigene, sondern eine fremde Diöcese verwalte; es schmerzte ihn endlich, daß er den schönsten Schmuck eines regelrechten Erzbischofs der lateinischen Kirche, das aus Rom gesendete Pallium entbehren mußte. Potemkin versprach, ohne Rußlands Interessen zu beachten, ihm die päpstliche Anerkennung und das Pallium aus Rom zu verschaffen, und Siestrzencéwicz ließ sich seinen Feind Cziernicwicz als General-Vicar der Jesuiten gefallen.

So wurde denn die hierarchische Ordnung der lateinischen Kirche in Rußland zum ersten Mal Gegenstand einer Unterhandlung mit Rom, die zunächst in Warschau durch den dortigen russischen Gesandten, Grafen Stackelberg, und den dortigen päpstlichen Nuntius, Monsignor Archetti, geführt wurde. Papst Pius VI. glaubte die Umstände benützen und einen größeren unmittelbaren Einfluß auf die katholische Kirche im griechisch-rechtgläubigen Reich gewinnen zu können, als ihm geboten wurde; er erhob Schwierigkeiten, er wollte den Erzbischof nur unter Bedingungen anerkennen, erst wenn er einen mißliebigen Hirtenbrief widerrufen und sich dem päpstlichen Stuhl unbedingt unterworfen habe. Aber er sollte erfahren, daß auch das Selbstherrscher-Bewußtsein der Kaiserin Katherina eine Grenzlinie gezogen hatte, die zu überschreiten selbst Potemkin sie nicht bewegen konnte. Sie erklärte dem Papst in den allerschärfsten Ausdrücken, in einer

an den Grafen Stackelberg gerichteten sogenannten Verbal-Note, sie werde ein Benehmen dieses „Regenten", wie sie den Papst nannte, das weder ihrer Würde noch der Achtung entspreche, auf die sie Anspruch habe, nicht länger dulden. Die lateinische Kirche habe in Weiß-Rußland gar kein berechtigtes Dasein, denn sie zähle dort keine Anhänger, als ehemalige, zum Abfall verleitete Mitglieder der griechisch-rechtgläubigen Kirche; sie werde nur aus Gnade geduldet, nur die schützende Hand der Kaiserin erhalte sie. Aber die Kaiserin werde genöthigt sein, ihr diesen Schutz zu entziehen und überhaupt alle Verbindungen mit Rom abzubrechen, wenn der Papst nicht unbedingt einräumen wolle, daß auch die geistliche Macht, der Ordnung und Ruhe wegen, der weltlichen untergeordnet sein müsse. Stackelberg soll den Papst durch seinen Nuntius ein letztes Mal auffordern lassen, „vernünftig" zu antworten, im Geist der Kirche der ersten Jahrhunderte.

Pius VI. erschrak — und antwortete „vernünftig" — ratione temporum habita — wie in solchen Fällen im Vatican der technische Ausdruck lautet. Es schien nicht zweckmäßig, auf einem abstracten Grundsatz zu bestehen und darüber einen wirklichen Vortheil zu verlieren. In einem unmittelbar an die Kaiserin gerichteten Schreiben erklärte der Papst (zu Anfang 1783) in den mildesten Worten, in dem klagenden Ton der verkannten Unschuld, er wisse nicht, wodurch er die erhabene Kaiserin zu solcher Strenge gereizt habe; er habe geglaubt, es könne ihr nicht unangenehm sein, daß jeder Regent seinen Untergebenen gegenüber seine Würde und Autorität zu wahren suche. Die Frage, ob die geistliche Gewalt der weltlichen in gewissen Beziehungen untergeordnet sein müsse oder nicht, vermied Pius zu berühren — aber es war auch nicht mehr von einem Widerruf die Rede, den der „Bischof von Mallo" bußfertig aussprechen müsse. Der Papst erklärte sich bereit, ihm ohne Weiteres das erzbischöfliche Pallium zu senden; er werde eigens dazu einen Nuntius nach Petersburg abfertigen.

So suchte Rom selbst, indem es die allzu gewagten Schritte wieder zurückthat, noch einen kleinen Vortheil einzuheimsen. Ein päpstlicher Nuntius sollte in Petersburg erscheinen! Das war bis dahin unerhört gewesen und wurde, wenn Katherina es zuließ, für die Zukunft ein Beispiel, auf das man sich berufen konnte.

Es kam nun zu Gesandtschaften hin und her, um in officieller Form zu regeln, was in solcher Weise eingeleitet war. Benislawski war es, der nach Rom gesendet wurde und dort mit Leichtigkeit (1./12. März 1783) die päpstliche Bestätigung der Diöcese Mohilew, die Anerkennung Siestrzencewicz's in seiner erzbischöflichen Würde und für seine Person das Versprechen der bischöflichen Weihen erlangte.

Und nun erschien Monsignor Archetti, ein bekannter Feind der Jesuiten, als päpstlicher Nuntius in Rußland. Siestrzencewicz eilte ihm entgegen, um ihn fast an der Landesgrenze, zu Tulczin zu empfangen und

wurde von ihm mit Vorwürfen überhäuft, des Schutzes wegen, den hier, in seinem Sprengel, die Jesuiten in ihrem Ungehorsam, in ihrer Auflehnung gegen den heiligen Stuhl fänden. Die Jesuiten selbst, die den Nuntius zu Orscha und Witepsk feierlich empfangen wollten, wurden von diesem Stellvertreter des Papstes als „Abtrünnige und Schismatiker" in sehr harten Worten angelassen und seine strengen Reden hatten wirklich zur Folge, daß viele Mitglieder der Gesellschaft Jesu wankend wurden und aus dem Orden austraten. Benislawski hatte schon früher gelegentlich geäußert, der Papst habe mündlich gegen ihn das Fortbestehen des Jesuiten-Ordens in Weiß-Rußland gut geheißen. Das war nicht eben ein neuer Kunstgriff; der Orden hatte es an der Art, wenn er für ein Vorrecht, das er sich anmaßte, keine Urkunde, keinen Rechtstitel aufweisen konnte, zu erklären, er besitze das Recht „ex oraculo vivae vocis;" es sei ihm mündlich verliehen worden. Um dem Eindruck zu wehren den Archettis Worte noch weiter zu machen drohten, wiederholte Benislawski diese Erklärung jetzt schriftlich und eidlich. Wäre sie der Wahrheit gemäß gewesen, so hätte wohl der päpstliche Nuntius darum wissen und von Rom aus dem gemäß instruirt sein müssen.

In Petersburg mußte Archetti — was sonst in Beziehung auf einen Gesandten unerhört ist — seine Aufträge dem Senat vorlegen und erst als sich nichts Verfängliches darin gefunden hatte, wurde ihm eine Audienz gewährt. Und selbst dann noch warnten ihn Potemkin, der mächtige Beschützer der Jesuiten, so gut wie Besborodko der Jesuiten gegen die Kaiserin mit keinem Wort zu gedenken. Archetti versuchte dennoch von dem halsstarrigen Ungehorsam ihres Ordens zu sprechen, aber die Kaiserin unterbrach ihn bei dem ersten Wort mit der von einem spöttischen Lächeln begleiteten Bemerkung, sie glaube er habe keine schriftlichen Aufträge in Beziehung auf die Jesuiten.

Entrüstet erklärte nun zwar Archetti gegen die Gesandten der bourbonischen Höfe, daß er wohl dem Erzbischof von Mohilew das Pallium ertheilen werde, nimmermehr aber dem Coadjutor Benislawski die bischöflichen Weihen. Doch, Katharina wußte ihn zu behandeln; sie ließ ihn unter der Hand wissen, Widerstand seinerseits könne nur dem römischen Stuhl schaden; dagegen werde sie bedacht sein, ihm persönlich den Cardinalshut zu verschaffen, wenn er sich gefällig erweise, und von dem Augenblick an zeigte sich Archetti in der That als der geschmeidigste und willfährigste aller Unterhändler. Siestrzencewicz erhielt das Pallium, Benislawski die Weihen und der Nuntius verließ Petersburg von der Glorie kaiserlicher Gnade umgeben.

Rom hatte somit im Lauf dieser Unterhandlungen mehr als eine Demüthigung erfahren. Vielleicht tröstete man sich im Cabinet des Papstes mit dem Gedanken, daß man die stolze, selbständige und unzugängliche Kaiserin denn doch dahin gebracht habe, mit dem heiligen Stuhl zu unter-

handeln. Doch bald sollte man inne werden wie wenig damit gewonnen war. Die zweite und dritte Theilung Polens machte eine größere Anzahl lateinischer Bischöfe zu russischen Unterthanen. Katherina, nach Potemkins Tod vorzugsweise von Subow und Besborodko berathen, erklärte sie sämmtlich zu Sufraganen des erzbischöflichen Stuhls zu Mohilew, ohne im Mindesten Rücksicht auf frühere Verhältnisse zu nehmen und ordnete ihre Diöcesen, ohne darüber mit Rom Rücksprache zu nehmen.

Der Papst schwieg einstweilen dazu, als dann aber bald der Kaiser Paul seiner Mutter auf dem Thron gefolgt war, hoffte man eher etwas erreichen zu können. Der Cardinal Litta, ein Freund der Jesuiten, erschien, wie bereits erwähnt, etwas verspätet zu Pauls Krönung, richtete sich dann aber zu einem längeren Aufenthalt in der Hauptstadt des russischen Reichs ein und versuchte Unterhandlungen über die Verhältnisse der lateinischen Kirche in Rußland anzuknüpfen, indem er Denkschriften einreichte, die sich darauf bezogen. Wie Rom in solchen Fällen zu thun pflegt, ignorirte der Nuntius Alles, was in Beziehung auf seine Kirche in diesem Reich ohne die Zustimmung des Papstes verfügt worden war, als gar nicht existirend und sprach in seinen Denkschriften, als sei ein bisher ganz ungeregelter Zustand, nun erst zum ersten Mal von Grund aus neu zu ordnen.

Der Anfang war nicht glücklich. Da alle Forderungen Littas doch natürlich auf eine Beschränkung der kaiserlichen Allgewalt wenigstens in Beziehung auf die römisch-katholische Kirche hinausgingen, fanden sie bei dem Kaiser Paul nicht gerade sehr williges Gehör.

Die Randbemerkungen, die des Kaisers Antwort auf Littas Denkschrift enthalten, sind sogar sehr charakteristisch. Auf die Forderung, daß alle Rechte der katholischen Kirche und die canonische Ordnung in ihr gewahrt — eigentlich wieder hergestellt — werden sollten, antwortete Paul: „so wie ich sie übernommen habe, werde ich sie bewahren." — Bei anderen Zumuthungen lesen wir die Randbemerkungen: „sehr unnütz, daß er sich darum bekümmert." — „Wie es damit bisher gewesen ist und jetzt ist, so soll es bleiben." — Neben die Forderung, daß ernannte Bischöfe der lateinischen Kirche in Rußland ihr Amt nicht eher wirklich antreten sollten, als bis sie die päpstliche Bestätigungs-Bulle und canonische Autorisation erhalten, schrieb Paul: „der Kaiser wird in diesem Fall verfügen was ihm angemessen scheint."

Der eigentliche Wunsch des Kaisers war, der römisch-katholischen Kirche in Rußland, nicht blos thatsächlich, sondern in geregelter und allgemein anerkannter Form, eine Sonderstellung zu verschaffen, durch welche sie anerkannter Weise ein in sich abgeschlossenes Ganze, ein möglichst von auswärtigen, d. h. nicht russischen Beziehungen unabhängiges Glied der allgemeinen lateinischen Kirche würde —: so weit als irgend möglich selbständig Rom gegenüber, abhängig vom Landesherrn. Er dachte des-

halb an ein russisches Patriarchat, wie es ein Patriarchat von Portugal und beider Indien gab und zum Patriarchen war natürlich Siestrzencéwicz ausersehen. Die Staatsmänner, die den Kaiser umgaben, bestärkten ihn in diesen Ansichten, vor allen Besborodko, der durch die allgemeine Lage Europas im Jahr 1797 veranlaßt war zu glauben, daß es nach dem jedenfalls nahen Tode Pius VI. gar nicht zu der Wahl eines neuen Papstes kommen werde und es namentlich deshalb für wünschenswerth hielt, daß die lateinische Kirche im russischen Reich, in dem Augenblick, wo das Papstthum in sich erlosch, entweder schon als eine in sich geregelte und geschlossene Corporation dastand, die keiner auswärtigen Beziehungen bedurfte, oder sofort zu einer solchen Körperschaft wurde.

Diese Pläne zu vereiteln und für die eigenen Boden zu gewinnen, hielten es der Nuntius Litta und seine Verbündeten vor allem nothwendig Siestrzencéwicz von der Person des Kaisers zu entfernen und das Mittel, zu dem sie ihre Zuflucht nahmen, war in der That sehr wohl durchdacht. Sie bemühten sich, den Erzbischof von Mohilew als einen Mann von solchem Hochmuth und Eigenwillen darzustellen, daß er sich erkühne, sogar kaiserlichen Ukasen nicht ohne Widerrede, nicht augenblicklich und unbedingt zu gehorchen —: ein Gedanke, den Paul nicht ertragen konnte. — Da aber auch Siestrzencéwicz in dem Labyrinth der Intrigue sehr gut Bescheid wußte und den Verleumdungen dadurch begegnete, daß er den Willen des Kaisers in der lateinischen Kirche auch dann ohne Widerrede ausführte, wenn dem Nuntius zu Folge Unmögliches gefordert wurde, entspann sich ein langer Kampf, in dem der Sieg hin und her schwankte, Siestrzencéwicz bald der Ungnade verfiel, bald auf der höchsten Höhe kaiserlicher Gnade stand. — Erst als der Malteser-Bailli Litta dem Cardinal zu Hülfe gekommen war, als Paul sich zum Großmeister der Malteser erklärt, der Papst seine Zustimmung ausgesprochen hatte und zum Heil der Welt große Dinge im Einvernehmen mit dem Papst ausgeführt werden sollten, gelang es den beiden Vertretern des römischen Stuhls das Feld ganz entschieden zu behaupten, — wie sie hofften für immer. Von dem russischen Patriarchat, von einer selbständigen lateinischen Kirche in Rußland war nicht mehr die Rede, und Siestrzencéwicz selbst wurde, dem Kaiser entfremdet, in eine Gefahr drohende Untersuchung verwickelt, wegen der angeblich uncanonischen Ernennung eines unirten Bischofs, den er nicht, wie in dieser Kirche herkömmlich, unter den Klostergeistlichen, sondern unter den Weltpriestern gewählt hatte.

Und als nun vollends Rußland mit Oesterreich, Neapel, Sardinien und England verbündet in den 1799 neu begonnenen Krieg mit dem revolutionairen Frankreich verwickelt war, glaubten die Brüder Litta, von den Gesandten aller katholischen Mächte unterstützt, mit unbedingter Zuversicht auf ihre Ziele zuschreiten zu können. Sie wußten, wie das ein Jeder wahrnehmen konnte, daß Pauls Entschlüsse und gesammte Thätigkeit

niemals das Ergebniß einer staatsmännischen Berechnung waren, vielmehr stets durch Regungen des Gemüths bestimmt wurden, daher seine eben herrschende Stimmung sich natürlich nach allen Richtungen zugleich geltend machte. In Folge dessen durften sie, bei dem Feuereifer des Kaisers für die gemeinschaftliche Sache, wohl darauf rechnen, daß der Einfluß der Gesandten dieser verbündeten Mächte sich selbst in den inneren Angelegenheiten Rußlands geltend machen werde. Unter diesen, zur Zeit so wichtigen fremden Gesandten, nahm natürlich der österreichische Botschafter, Graf Ludwig Cobentzl die erste Stelle ein. Er zeichnete sich nicht gerade durch Ernst und Tiefe aus, oder durch wahre staatsmännische Einsicht, aber er war ein vortrefflicher Schauspieler; im Lustspiel in komischen Rollen unübertrefflich, wie alle bezeugen, die ihn auf den Privattheatern der vornehmen Welt gesehen haben. Er unterhielt den Kaiser ausgezeichnet und hatte es wirklich dahin gebracht, eine Reihe von Monaten über dessen politisches Orakel zu sein. Unter den Uebrigen war besonders der neapolitanische Gesandte, Herzog Serra-Capriola zu beachten, der, mit einer russischen Dame vermählt, vermöge der so gebildeten Familien-Beziehungen einen weitreichenden Einfluß übte.

So schien denn Alles auf das Hoffnungsvollste eingeleitet. Aber nichts konnte beweglicher und wechselnder sein als die Stimmung des Kaisers Paul, und auf den Wegen, die er eingeschlagen hatte, ging dieser leicht erregbare Fürst gar mancher peinlichen Enttäuschung entgegen. Er hatte sich dem neuen Heereszug gegen die Revolution als hochherziger Ritter angeschlossen, ohne alle Nebenabsichten einer eigennützigen oder vollends arglistigen Politik, er erwartete nichts Geringeres, als daß das österreichische und das englische Cabinet in Krieg und Frieden durchaus in demselben Geist handeln würden, und fühlte sich bald zu immer steigendem Unwillen gereizt, als er inne werden mußte, daß die Staatsmänner Englands darauf nicht vorbereitet waren und der österreichische Minister Thugut noch weniger.

Zuerst und zwar, wie bekannt, sehr bald, schon in den ersten Wochen des Feldzugs, wurde der russische Kaiser durch Oesterreichs Auftreten in Italien verstimmt. Er war empört, daß man seinem ruhmgekrönten Feldherrn Suworow, als er siegreich in Piemont eindrang, nicht gestatten wollte, überall die legitime Herrschaft des Königs Karl Emanuel von Sardinien wieder herzustellen, daß er verhindert wurde piemontesische Truppen zu errichten und für eben diesen König in Eid und Pflicht zu nehmen; daß endlich dieser König selbst in sehr gebieterischer, fast gewaltsamer Weise verhindert wurde in seine ehemaligen, nun durch die österreichischen und russischen Waffen wieder eroberten Provinzen zurückzukehren und sich an die Spitze seines Volks zu stellen.

Es lag nicht in der Art des Kaisers, seinen entstehenden Unwillen zu verbergen; am wenigsten konnte denen, die ihn zunächst umgaben, ent-

gehen, was in seinem Geist vorging — und bald glaubten Rostoptschin und die Partei, die sich um ihn schaarte, den Augenblick gekommen, sowohl Cobentzls Einfluß zu untergraben, als die Malteser, die französischen Emigrirten und alle diese lästigen und verhaßten Fremden zu beseitigen.

Der Cardinal Litta hatte die Gunst des Kaisers auch in seinem persönlichen Interesse zu nützen gewußt; da er durch die Umgestaltung der Lombardei in eine Cisalpinische Republik seine dortigen Einkünfte verloren hatte, bezog er aus dem russischen Staatsschatz eine sehr reiche Besoldung. Seiner Stellung mehr als billig gewiß, hatte er bereits sehr viel, gar manchen dreisten Eingriff in die in Rußland bestehende Ordnung der kirchlichen Dinge gewagt und mit berechneter Absicht —: die Unregelmäßigkeiten, die er sich erlaubte, sollten Regel werden. — Er gewöhnte die katholischen Geistlichen, sich der Autorität ihrer Bischöfe zu entziehen und sich in allen Angelegenheiten unmittelbar an den Papst, zunächst an dessen Nuntius zu wenden; er entschied aus eigener Machtvollkommenheit streitige Fälle, die vor das „Justizcollegium der katholischen Angelegenheiten" gehörten, in welchem Sieſtrzencéwicz den Vorsitz führte; er verlieh sogar den lateinischen Mönchsorden, die sich vorzugsweise an ihn drängten, neue Vorrechte, ohne den Kaiser zu fragen, im Namen des Papstes.

Das war ihm hingegangen; wenn auch der Kaiser hin und wieder über solche Eigenmächtigkeit vorübergehend zürnte, wußte doch der Malteser Litta Alles wieder auszugleichen. Jetzt aber, gerade in dem Augenblick, wo Zeit und kaiserliche Stimmung sich änderten, glaubte der Cardinal-Nuntius in einer Angelegenheit, die unmittelbar die landesherrliche Gewalt berührte, gebieterisch auftreten zu können, und das brachte ihm Unheil.

Bei Gelegenheit der letzten Theilung Polens nämlich war der polnische Bischof von Kaminiec, Sierakowski, aus politischen Gründen abgesetzt worden; die russische Regierung hatte einen anderen, einen Prälaten Dembowski, an seiner Stelle ernannt und dieser neue Bischof hatte auch als selbstverständlich die päpstliche Bestätigung erhalten. Nun aber hatte Sierakowski den Kaiser von seiner politischen Unschuld zu überzeugen und dessen Gunst zu gewinnen gewußt; er wurde wieder eingesetzt, Dembowski, angeblich seiner schwankenden Gesundheit wegen, entfernt. Aber dieser nunmehr vertriebene Bischof wendete sich mit einer förmlichen Klage an den päpstlichen Nuntius, und der Cardinal Litta trat in seinen Unterhandlungen mit Besborodko sehr entschieden für ihn ein. Vergebens suchte Sieſtrzencéwicz, der als Metropolit gern vermittelt hätte, den klagenden Bischof zu freiwilligem Rücktritt zu bewegen, Dembowski bestand auf seinem Recht und der Cardinal-Nuntius ließ sich verleiten, in einer schriftlichen, an Besborodko gerichteten, Note in den schneidensten Ausdrücken umständlich darzuthun, daß die russische Regierung durch ihre Verfügungen die Rechte der katholischen Religion und ihres Oberhauptes gröblich verletzt, den Papst beleidigt habe; er erlaubte sich sogar zu drohen, daß er

dem Bischof Sierakowski die canonische Autorisation entziehen werde, ohne welche dieser seines Amtes nicht walten könne.

Littas Gegner wußten diese Unvorsichtigkeit trefflich zu nützen. Der Kaiser Paul gerieth außer sich vor Zorn, als ihm diese Note vorgelegt wurde; Ihm wollte man nicht augenblicklich und unbedingt gehorchen! — Ihm wagte man in drohender Weise zu widersprechen! — Tumultuarisch erwachten die früheren Ideen von einem russischen Patriarchat, von unabhängiger Selbständigkeit der lateinischen Kirche Rußlands wieder in seinem Geist. Zwar gab er in ruhigeren Augenblicken, im Gespräch mit Sieftrzencéwicz zu, die Verbindung der lateinischen Kirche mit dem päpstlichen Stuhl sei nothwendig, insofern es sich um Dogma und Glauben handle, aber er fügte sogleich hinzu, irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit zu üben sei der Papst in Rußland nicht befugt. Sieftrzencéwicz wurde durch kaiserliches Rescript zum Haupt der römisch-katholischen Kirche im Reich, der Sache nach zum Patriarchen, wenn auch ohne diesen Titel, ernannt, dem Cardinal Litta aber der Hof verboten.

Der Nuntius hatte inzwischen wohl erkannt, wer sein hauptsächlichster und gefährlichster Gegner war; er wendete sich um Vermittelung an Rostoptschin und erklärte sich bereit zu gestatten, daß Sierakowski sechs Jahre über als Bischof von Kaminiec im Amt bleibe. Ein sehr durchsichtiger Kunstgriff und ein seltsamer Irrthum zu glauben, daß irgend etwas Anderes, als die vollständigste Unterwerfung einem solchen Mann genügen konnte, wie der Kaiser Paul war, daß der durch eine sogenannte Concession zu beschwichtigen sein könnte und noch dazu durch eine eigentlich blos scheinbare, die in dem eben vorliegenden Fall halb und halb nachgab, aber in so wohlberechneter Weise, daß eben durch die Art des Nachgebens das Grundprinzip Roms, keine von irgend einer Macht gesetzte Schranken seiner Allgewalt anzuerkennen, aufrecht erhalten wurde.

Der Cardinal Litta erhielt als einzige Antwort auf diese Vorschläge den Befehl, Petersburg innerhalb vierundzwanzig Stunden und ohne Aufenthalt auch das russische Reich zu verlassen. — Der vermählte Malteser Litta wurde auf die Güter seiner Gemahlin verwiesen, und wenn er auch später unter dem Kaiser Alexander wieder am Hof erscheinen durfte und da sogar begünstigt, wie es seine russischen Familien-Verbindungen mit sich brachten, als Ober-Kammerherr glänzte, hat er doch nie wieder irgend eine politische Bedeutung erlangt.

An Littas Stelle ernannte Paul den General Grafen Saltykow zu seinem Stellvertreter als Großmeister der Malteser-Ritter, und Rostoptschin zum Canzler des Ordens. Dadurch wurde dieses ohnehin abenteuerliche Ritterwesen vollends in das Burleske gewendet, aber zugleich dafür gesorgt, daß sich fortan kein fremdländischer Einfluß unter dem Schutz des Malteser-Kreuzes einschleichen, daß durch den Orden nichts der altrussischen Partei Unangenehmes in Anregung gebracht werden konnte. Rostoptschins Verschlagenheit hatte sich glänzend bewährt.

Die neue Wendung, welche die Stimmung des Kaisers genommen atte, wurde überhaupt vielfach benützt, und es folgte eine ganze Reihe on Verfügungen in demselben Geist und Sinn. Ein kaiserlicher Ukas nterſagte die Zusammenkünfte der Mönche verschiedener Klöster eines und esſelben Ordens zu einem Ordens-Capitel und zur Wahl ihrer Oberen —: n Verbot, das vorzugsweise gegen die Jesuiten gerichtet war. Eigentlich aren damit alle Mönchsorden als Corporationen aufgehoben — jedes loſter war vereinzelt — das ganze Mönchswesen in den Zustand zurück- erſetzt, in dem es während der ersten zehn Jahrhunderte der christlichen eitrechnung bestanden hatte und von dem die orientalische Kirche nicht bgewichen war. Ein neues „Reglament" von Sieſtrzencéwicz selbst ent- orfen und vom Kaiser bestätigt, stellte diesen Zustand noch vollständiger er, indem es zugleich eben dem Metropoliten eine Fülle der Macht ver- eh, wie sie, seit der eigentlichen Gründung des Papstthums, seit dem eunten Jahrhundert, kein Bischof der römisch-katholischen Kirche mehr eſſen hatte. Die Exemption von der bischöflichen Gewalt, welche einzelne löſter und ganze Mönchs-Orden durch päpstliche Privilegien beſaßen, urden aufgehoben, ohne daß man es nöthig gefunden hätte mit dem ipſtlichen Stuhl deswegen zu unterhandeln; jedes Kloſter stand, einzeln r sich, unbedingt unter der Aufsicht und Herrschaft des Bischofs, in deſſen parchie es sich befand; die Oberen der Klöster, der Orden, wurden nicht ehr von den Ordens-Gliedern selbst gewählt: sie sollten von den Bischöfen nannt werden. Selbst in der Verwaltung ihres Vermögens wurden ie Klöster auf das Aeußerste beschränkt und der Controle der Bischöfe nterworfen, ja kein Mönch durfte ohne Erlaubniß des Bischofs sein loſter auch nur auf einige Zeit verlaſſen, um etwa in ein anderes Kloſter eſſelben Ordens zu wandern.

Rom und die Jesuiten hatten dem Anschein nach das Spiel verloren!

Zu gleicher Zeit neigte das Bündniß Rußlands mit Oesterreich zum ruch. Das Verhältniß beider Staaten zu einander wurde in dem Maß ſpannter, in dem der Kaiser Paul die Ueberzeugung gewann, daß Oeſter- ich, weit entfernt, mit ihm vereint in ritterlicher Weise für die Herstellung r legitimen Ordnung der Dinge in Europa kämpfen zu wollen, lediglich f eigenen Vortheil, auf die Erweiterung seiner Grenzen bedacht war. un kamen noch zu Ende des Feldzugs 1799 Unfälle hinzu, die aller- ngs wesentlich durch die widerspruchsvolle Politik der Verbündeten her- igeführt waren. Thugut schickte Suworow, neuen Verabredungen gemäß, s Italien hinaus in die Schweiz, um in Italien ganz freie Hand für eſterreichs nicht allzu redliche Politik zu gewinnen. In der Schweiz llte sich Suworow mit einem anderen russischen Heertheil vereinigen, r unter dem General Korsakow durch Deutschland dahin gezogen war. er Kaiser Paul ging auf diese Vorschläge ein, weil auf diese Weise die ſſiſche Kriegführung, von den Fesseln der österreichischen befreit, eine

selbständige werden konnte. Er glaubte in seiner phantastischen Weise, die russische Armee — kaum fünzigtausend Mann stark — könne von der Schweiz aus ganz allein durch die Freigrafschaft Burgund in Frankreich eindringen und den Thron der Bourbonen wieder aufrichten. Suworow sah die Gefahren gar wohl, denen man auf diesem Wege entgegen ging, aber er konnte nichts ändern an dem, was die Cabinete beschlossen hatten, und diese Gefahren wurden dann auch noch ohne Noth dadurch gesteigert, daß die österreichische Rheinarmee unter dem Erzherzog Karl den Befehl erhielt die Schweiz zu verlassen, ehe noch die beiden russischen Heertheile vereinigt waren. Sie mußte nach Schwaben ziehen, um dort die Zeit vollkommen unthätig in Cantonirungs-Quartieren hinzubringen oder mit Unternehmungen, die, wie die Erstürmung von Mannheim, streng genommen keinen Zweck hatten und keinen wirklichen Einfluß auf den Gang des Krieges üben konnten. So blieben in der Schweiz die russischen Heertheile getrennt und nur von unzureichenden österreichischen Abtheilungen unterstützt, einer Uebermacht gegenüber, der sie selbst vereinigt eigentlich nicht gewachsen waren. — Der französische Feldherr Massena verhinderte ihre Vereinigung, indem er Korsakow (am 26. Sept.) bei Zürich auf das Haupt schlug und über den Rhein nach Schwaben zurückwarf. Suworows Heldenkämpfe in den Alpen konnten darnach nichts weiter mehr bewirken, als daß es ihm gelang sich selbst und die Trümmer seines Heeres nach Graubünden und Schwaben zu retten.

In Rußland war Alles, nicht blos der Kaiser, erbittert über dieses unheilvolle Mißlingen, das, wie man meinte, die Maßregeln der Verbündeten über Rußlands Heer herbeigeführt hatten — der Verbündeten, die in der That nicht von aller Schuld freizusprechen sind.

Wenige Wochen später erfuhren dann vollends die russische Flagge, die russischen Feldzeichen eine Beleidigung, die ihnen von österreichischen Kriegern wie muthwillig zugefügt wurde. Das vereinigte russisch-türkische Geschwader unter dem Admiral Uschakow war von den Jonischen Inseln her im Adriatischen und — gleich der englischen Flotte unter Nelson — auch im Mittelländischen Meer vor Palermo und Neapel erschienen. In Neapel war die königliche Autorität, in Rom die des Papstes wieder hergestellt worden. Ein schwaches russisch-türkisches Geschwader unter dem Grafen Woynowitsch erschien auch vor Ancona; die wenigen Truppen aber, die dieser Führer an das Land setzte, vermochten selbst im Verein mit den italienischen Insurgenten unter ihrem General Lahoz nichts Entscheidendes gegen die französische Besatzung der befestigten Stadt. Als dann, Ende September, ein österreichischer Heertheil unter General Fröhlich von der Lombardei her hinzukam, erlebte die Welt das eigenthümliche Schauspiel, daß Oesterreicher, Russen und Türken vereinigt eine Festung belagerten. Der Oesterreicher behandelte aber die Russen mit gesuchter Mißachtung und verbot sogar der Bevölkerung des Landes, das russische Geschwader

mit Lebensmitteln zu versorgen, — und als Ancona (am 14. November) sich ergeben mußte, schloß Fröhlich die Capitulation im Namen Oesterreichs allein und ließ auch keine anderen als österreichische Truppen in die Stadt. Der Capitulation zufolge hatte das der französische Commandant Monnier zur Bedingung gemacht. — Woynowitsch suchte das Recht und die Würde Rußlands zu wahren, indem er auf dem Hafendamm, auf dem Quarantaine-Gebäude, auf drei französischen Linienschiffen, die im Hafen lagen und den Verbündeten durch die Capitulation in die Hände fielen, die russische, österreichische und türkische Flagge nebeneinander aufziehen ließ. General Fröhlich aber ließ die russische und türkische Flagge herabreißen und die russischen Wachtposten wurden vom Hafendamm, von den in Besitz genommenen Schiffen mit Gewalt vertrieben.

Schon ehe diese Ereignisse in Petersburg bekannt wurden, hatte der Kaiser Paul die nunmehr unter Suworow in Schwaben vereinigten russischen Truppen von dort zurückberufen. Er wollte sich nicht von dem Bunde gegen Frankreich und die Revolution, wohl aber von dem Bündniß mit Oesterreich lossagen, und welche Vorstellung er von der Macht Rußlands hatte, von seiner eigenen Stellung unter den Verbündeten, das zeigte sich selbst in den Worten, in die er diesen Entschluß kleidete. Er wolle Oesterreich seinem bösen Schicksal überlassen, hörte man ihn wiederholt erklären, und in derselben Weise drückte er sich schriftlich in seinen Briefen an Suworow, an den Herzog von Condé aus.

Sein Plan war jetzt mit England, Preußen, Dänemark und Schweden einen Bund der nordischen Mächte zu errichten, der gegen „Oesterreichs ehrgeizige Absichten" gleichwie gegen die französische Revolution gerichtet sein sollte. Auch die Form war bald gefunden, in der Paul den Kampf gegen Frankreich außer aller Verbindung mit Oesterreich fortzusetzen gedachte. Eine vereinigte englisch-russische Armee war, wie bekannt, unter dem Oberbefehl des Herzogs von York Mitte August 1799 an der Küste von Nordholland gelandet worden, mußte dann aber, nach einem unglücklichen Feldzug von etwa sieben Wochen das Land in Folge einer Capitulation wieder verlassen. Die russischen Truppen — 17,000 Mann — die diesen mißglückten Heereszug mitgemacht hatten, überwinterten auf den Inseln Jersey und Guernsey. Von dort aus wollte der Kaiser Paul sie an den Küsten der Bretagne landen lassen, in der Absicht, das in dieser Provinz und in der Vendee eigentlich schon erloschene, schwache Feuer einer royalistischen Insurrection zu neuer Flamme anzufachen. Der Befehl über diese russischen Truppen wurde einem französischen Emigrirten, dem Grafen Viomesnil, anvertraut.

Den beabsichtigten Bund der nordischen Mächte einzuleiten, schrieb Paul selbst (26. October) unmittelbar an den König von England, ihm sowohl seine Klagen über Oesterreichs Politik als seine neuen Pläne und Vorschläge mitzutheilen — und es zeigte sich hier, wie unter Umständen

selbst das Unmögliche möglich wird. — Als kurze Zeit darauf auch Napoleon sich mit einem eigenhändigen Schreiben an den König von England persönlich wendete, war es der leitende Minister Großbritanniens, der ihm antwortete, und es wurde geltend gemacht, daß die englische Verfassung ein solches persönliches Eingreifen des Königs in die Politik des Landes nicht gestatte. Das war sehr correct! — Mit dem Kaiser Paul indessen wurde eine Ausnahme gemacht, sei es aus Rücksicht auf seine bekannte Excentricität, sei es, weil es gar zu wichtig schien, das eben bestehende Bündniß gegen Frankreich, wie es war, vollständig zu erhalten, zu verhindern, daß Rußland sich davon trenne, um eigene Wege einzuschlagen. — Georg III. antwortete persönlich (27. November), tadelte Oesterreichs Politik, gab dem Kaiser von Rußland recht in seinen Beschwerden, forderte ihn aber doch auf, seinen „gerechten Unmuth seinen großen, edlen Absichten" zum Opfer zu bringen — mit anderen Worten, sich mit Oesterreich zu versöhnen.

Diese Versöhnung herbeizuführen, dahin gingen von dem Augenblick an, wo ein entschiedener Bruch drohte, die Bemühungen der englischen Politik — aber sie wurden nicht von den Umständen begünstigt. Zwar ließ sich der Kaiser Paul durch die Regierung Englands, selbst ehe er den persönlichen Brief Georgs III. erhalten hatte, bewegen, noch einmal auf Unterhandlungen über seinen Wiedereintritt in das Bündniß mit Oesterreich einzugehen; er befahl zunächst, in Uebereinstimmung mit diesem Entschluß, seinem Heer, auf dem Rückmarsch in Böhmen anzuhalten. — Doch waren diese Unterhandlungen vollkommen hoffnungslos; sie waren bereits zum Voraus im Keime erstickt.

Niemals hatte die russische Regierung auf die einfache Frage, ob Oesterreich den König von Sardinien und den Papst wieder in Besitz ihrer Staaten setzen wolle oder nicht, eine klare und bestimmte Antwort erhalten können, — und wiederholt hatte Thugut sich vernehmen lassen, die Wiederherstellung des bourbonischen Thrones in Frankreich, wie wünschenswerth sie auch sein möge, könne doch nicht eigentlicher Zweck des Krieges sein. Natürlich vermied er zu sagen, was denn in seinen Augen der Zweck des Krieges war oder für welche Interessen denn Rußland in den Kampf eintreten solle, wenn nicht für die einer legitimen Ordnung der Dinge.

Nun wurde, in den ersten Tagen des Decembers (1799), dem Kaiser Paul eine ausführliche Note Thuguts vorgelegt, die gewissermaßen eine mittelbare Antwort auf die vergeblich gestellten Fragen enthielt, aber eine nichts weniger als befriedigende.

Hauptsächlich machte Thugut darin geltend, daß Oesterreich ein Recht auf Entschädigung für die seit 1792 aufgewendeten Kriegskosten habe und der Hegemonie in Italien zu seiner eigenen Sicherheit bedürfe, während andererseits die italienischen Staaten — auch der Papst — durch die be-

wiesene Schwäche, durch die mit Frankreich geschlossenen Verträge jedes Recht auf ihre früheren Besitzungen verwirkt hätten. So erschien es denn zuletzt als Großmuth, wenn Oesterreich ihnen irgend etwas von ihren ehemaligen, durch die österreichischen Waffen eroberten Staaten zurückgeben, die Länder, um die es sich handelte, nicht ganz für sich behalten wollte. In solcher Großmuth beschränkte sich Oesterreich denn auch wirklich darauf, nur einen Theil dieser Provinzen als billige Entschädigung zu fordern; von Piemont allerdings alles das, was ehemals Theil des Herzogthums Mailand gewesen war: die Lomelina bis an die Sesia und das Pavese mit Voghera und Tortona — darüber hinaus aber nur einen Theil des eigentlichen Piemonts, wenn auch freilich mit der wichtigen Festung Alessandria. Vom Kirchenstaat wollte sich Oesterreich nur die drei Legationen Ferrara, Ravenna und Bologna aneignen; doch erhellt aus General Fröhlichs Benehmen zu Ancona wohl in genügender Weise, daß man geneigt war die Grenzen der Legationen bis dorthin auszudehnen und auch diesen in mancher Beziehung wichtigen Hafenplatz zu behalten.

Dieser eigenthümlichen Ländergier Thuguts und seines Kaisers, der gar kein weiter reichendes europäisches Interesse zum Grunde lag, die vielmehr von einer sehr beschränkten Ansicht der allgemeinen Weltlage zeugte, sollte nun Rußland sich in aller uneigennützigster Weise dienstbar machen! Gewiß eine sehr seltsame Forderung. Charakteristisch war denn auch die Art, wie Thugut die russische Hülfe verwenden wollte. Er wollte sie weder in Italien haben noch am Rhein; weder hier noch dort sollte ein durch seine übertriebene Redlichkeit beschwerlicher Bundesgenosse seine Pläne durchkreuzen können. Er verwies die russische Heeresmacht auf eine Landung an den Küsten Frankreichs; das sei der Weg, auf dem der Kaiser Paul seinen Zweck, den Thron der Könige von Frankreich wieder aufzurichten, am unmittelbarsten erreichen und sein kühner Feldherr unverwelkliche Lorbeeren ernten könne.

Ohne Zweifel wußte man sich in Wien wohl zu sagen, daß die Russen bei einem solchen Unternehmen, das ihnen sicher keinen Gewinn brachte, möglicher Weise sehr schlecht fahren konnten, aber auch, daß es jedenfalls eine bedeutende „Diversion" werden mußte, die geeignet wäre Oesterreichs Operationen am Rhein und in Italien zu erleichtern.

Kaum waren diese Mittheilungen Thuguts in Petersburg eingetroffen, als dort auch die Nachricht von der Beleidigung anlangte, welche die russische Flagge im Hafen von Ancona erfahren hatte — und Paul fuhr auf in gewaltigem Zorn! Dem österreichischen Gesandten, Grafen Cobentzl, der wenige Monate früher so viel vermocht hatte, wurde der Hof verboten — er sollte von allen Menschen als ein Geächteter gemieden werden; Leute von Stande erhielten den Befehl Petersburg innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen, blos weil sie es gewagt hatten dem österreichischen Gesandten einen Höflichkeits-Besuch zu machen. Paul wollte

keinen Oesterreicher sehen, von nichts hören, so lange er nicht Genugthuung für die Beleidigung seiner Flagge erhalten habe.

In Wien scheint man wohl durch den aufbrausenden Zorn des russischen Kaisers erschreckt worden zu sein, und daß dieser Fürst berechtigt sei eine Genugthuung zu fordern und zu erwarten, mußte man sich wohl gestehen. Dennoch fiel diese Genugthuung überaus mäßig, ja dürftig aus. Zunächst wurde nur eine Untersuchung verhängt und in Folge des erst nach Monaten (Ende Februar 1800) gefällten Urtheils wurde General Fröhlich im Dienst „suspendirt". Weiter geschah nichts; wohl ein Beweis, wenn es dessen noch bedürfte, daß dieser General seine Verhaltungsbefehle nicht überschritten hatte, indem er keine russischen Truppen und keinen Act russischer Autorität in Ancona dulden wollte.

Der Bruch wäre jedenfalls unvermeidlich gewesen, da der Kaiser Paul es zur Bedingung seines Verbleibens im Bunde machte, daß Oesterreich allen Ansprüchen auf Entschädigung entsage, höchstens hätten sich die Unterhandlungen etwas länger hingezogen, ohne diesen Zwischenfall. Es war vergeblich, daß Oesterreich im letzten Augenblick noch einige begütigende Anerbietungen machen wollte — namentlich die Trophäen von Ancona mit Rußland zu theilen und den General Fröhlich strenger zu bestrafen.

Bald wurde dem Kaiser Paul dann auch jener andere Plan verleidet, jenes Bündniß der nordischen Mächte, das Frankreich bekriegen und zugleich Oesterreichs Uebergriffen wehren sollte. Die Regierung Großbritanniens ließ sehr deutlich sehen, daß sie auf das Bündniß mit Oesterreich größeren Werth legte, als auf ihre Beziehungen zu Rußland, und der Kaiser mußte auch von dieser Seite gar manche bittere Kränkung erfahren. England weigerte sich, wie Oesterreich, die 6800 russischen Krieger auszuwechseln, die bei Zürich in französische Kriegsgefangenschaft gefallen waren, und Paul mußte erfahren, daß die russischen Truppen, die auf Jersey und Guernsey überwinterten, schmählich vernachlässigt, jedem Mangel preisgegeben waren. — Unter diesen Umständen war es vergebens, daß der Graf von Provence (Ludwig XVIII.) von Mitau her, wo er unter russischem Schutz weilte, den bekannten General Dumouriez, den ehemaligen Jacobiner, der zum Agenten der Bourbons geworden war, mit neuen Landungsplänen nach Petersburg sendete, und daß dieser in allen Lebenslagen gewandte General anfangs einen günstigen Eindruck auf den Kaiser zu machen wußte. Er bekam es hier mit Leuten zu thun, die nicht weniger gewandt waren, als er selber; Rostoptschin wußte dafür zu sorgen, daß er mit einem Geldgeschenk aus Petersburg weggewiesen wurde; schon im März 1800 wollte der Kaiser Paul von einer Fortsetzung des Krieges in irgend einer Form nicht mehr hören und Rußlands Heere und Flotten erhielten den erneuerten Befehl zur Rückkehr in die Heimat.

Bald wurde dann die Stimmung des russischen Kaisers eine geradezu feindselige gegen England wie gegen Oesterreich. Die Brutalität, mit der

England sein tyrannisches Seerecht geltend machte und die Rechte der neutralen Flaggen mißachtete — feindselige Mißhandlung dänischer Schiffe gab namentlich Veranlassung dazu.

Zuerst dachte Paul nur daran, zu der Politik der Kaiserin Katherina zurückzukehren, die sich während des nord-amerikanischen Krieges an die Spitze eines Bündnisses der neutralen Mächte, einer „bewaffnete Neutralität" zum Schutz der neutralen Flaggen und ihrer Rechte gestellt hatte. Einen solchen Bund beschloß der Kaiser auch jetzt wieder zu bilden; Preußen und Schweden traten ihm wirklich bei, Dänemark nach langem Zögern erst als Rußlands Politik eigentlich schon wieder eine andere Wendung genommen hatte. Denn Regungen des Gemüths und das Interesse für Malta und seinen Ritterorden führten wieder weiter und weiter auf der neuen Bahn.

Napoleone Buonaparte hatte sich am 18. Brumaire zum Herrn Frankreichs aufgeworfen. Staatsmänner, wie Rostoptschin, zweifelten, ob es „dem Fremden" — dem Italiener — wohl gelingen werde, sich an der Spitze der französischen Nation zu behaupten, der Kaiser Paul aber zeigte vom ersten Augenblick an die lebhaftesten Sympathien für den siegreichen Feldherrn, der zum Regenten wurde; er witterte in ihm den in gewissen Beziehungen verwandten Geist — den unbedingten Despoten. Napoleon seinerseits wußte den Kaiser von Rußland sehr gut zu beurtheilen und die Zerwürfnisse unter den Verbündeten zu nützen.

Oesterreich und England hatten sich geweigert die russischen Krieger aus der Gefangenschaft zu lösen, der sie im Kampf für Ihre Sache verfallen waren —: Napoleon zeigte', daß er sogar ritterlich zu sein wußte, wenn es eine klug berechnende Politik gebot. Er behandelte diese Gefangenen mit der größten Auszeichnung, ließ sie neu kleiden und ausrüsten und gab sie frei ohne Auswechslung. Das nahm sich sehr schön aus in den Augen des russischen Kaisers, und Napoleon wagte dabei gar nichts, denn daß diese Russen nicht wieder gegen ihn kämpfen würden, dessen konnte er gewiß sein, wie die Dinge bereits lagen. Außerdem stellte sich Napoleon, als ob er jene überschwengliche Vorstellung von der Macht und Würde eines russischen Kaisers, in der sich Paul gefiel, wirklich hege. So eingeleitet konnten Napoleons Versuche, diplomatische Beziehungen mit Rußland anzuknüpfen, nicht wohl mißlingen. Sie wurden zuerst durch die beiderseitigen diplomatischen Agenten zu Hamburg, dann durch die nur allzu neutrale preußische Regierung vermittelt, deren Politik in schwachen Händen war. Und nun zeigte sich Napoleon in Beziehung auf des Kaisers Ansichten und Wünsche, wenigstens dem Anschein nach, entgegenkommender als England und Oesterreich je gewesen waren. Er erbot sich Pius VI. wieder in Rom einzusetzen und mit einem „angemessenen" Gebiet auszustatten, den König von Sardinien aber wenigstens zu entschädigen. Er konnte sich dazu erbieten, ohne sich etwas zu vergeben, da er nicht an der

Spitze Frankreichs gestanden hatte, als beide Fürsten aus ihren Staaten vertrieben wurden.

Besonders aber wußte Napoleon in einem Fall, der den Kaiser Paul sehr nahe berührte, mit großem Geschick aus der Noth eine Tugend zu machen. Er hatte auf dem Zug nach Egypten in Malta eine französische Besatzung unter dem General Vaubois zurückgelassen. Die war nun dort von Nelsons englischer Flotte eng eingeschlossen und Frankreich hatte nicht die Mittel sie zu entsetzen; Insel und Besatzung waren rettungslos verloren. Da erbot sich Napoleon die Insel dem Malteser-Orden, das heißt dem Großmeister desselben, dem Kaiser von Rußland zurückzugeben, was in Petersburg mit großer Befriedigung aufgenommen wurde, ja den Kaiser persönlich vollends in eine begeisterte Stimmung für Napoleon versetzte. Noch war kein Friede geschlossen, wenn auch die Bedingungen, die Talleyrand als französischer Minister aufsetzte, die Zustimmung der russischen Regierung erhalten hatten; — noch war Rußland theoretisch, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, im Kriegs-Zustand mit Frankreich — und schon sendete der Kaiser Paul den General Sprengporten mit einem eigenhändigen Brief an Napoleon nach Paris. Er sollte dort den Befehl über die kriegsgefangenen russischen Soldaten übernehmen, aus ihnen zwei Regimenter bilden und mit diesen dann die Insel besetzen. — Malta hatte sich aber inzwischen den Engländern ergeben müssen (5. Sept. 1800) und die Engländer weigerten sich nun sehr entschieden, ihr früher gegebenes Wort einzulösen und die wichtige Insel dem russischen Großmeister der Malteser auszuliefern. — Sie hatten das Versprechen ihrem Verbündeten gegeben, daß sie es nicht halten wollten, als der Kaiser Paul das nicht mehr war, vielmehr eine feindliche Gesinnung zeigte, läßt sich natürlich genug erklären — daß Paul aber darüber in einen grenzenlosen Zorn gerieth, war durch sein ganzes Wesen bedingt.

Eine feindliche Neutralität konnte ihm in solcher Stimmung nicht mehr genügen; er rüstete sich zum wirklichen Kampf mit England. Dasselbe Interesse für Malta und seinen Ritterorden, das so wesentlich beigetragen hatte den Kaiser Paul zur Theilnahme an den Bündnissen gegen Frankreich und an den Kämpfen, die sie herbeiführten, Theil zu nehmen, führte ihn jetzt in das gerade entgegengesetzte Extrem, — in den Bund mit Frankreich und den Kampf mit England; — und ein eigenthümliches Zusammentreffen von Umständen führte ihn auch in dieser neuen Richtung wieder in unabsehbar abenteuerliche Pläne, bei denen das Maß des Möglichen, das Maß dessen, was die damalige Macht Rußlands wirklich zu vollführen vermochte, noch weit vollständiger vergessen wurde, als bei den früheren.

Es ist bereits erwähnt worden, welche Pläne in Beziehung auf die christlichen Länder jenseits des Kaukasus die Kaiserin Katherina im letzten Jahr ihrer Regierung beschäftigt hatten, daß aber der Kaiser Paul diese

Pläne und den Krieg mit Persien, der aus ihnen hervorgegangen war, sofort fallen ließ, sowie er zur Regierung gelangt war —: jetzt wurde der Ruf nach russischem Schutz dort in viel bestimmterer Weise erhoben, als früher. Die kleinen christlichen Dynasten dieser Länder, nicht einmal unter sich einig, waren zwischen dem persischen Reich und den ungebändigten mohamedanischen Völkerschaften des Kaukasus in der That in einer schwierigen Lage, ihre Gebiete von der einen Seite von Unterjochung bedroht, von der anderen durch Raubzüge verwüstet. Dem regierenden Fürsten Heraklius von Kachetien und Kartalinien — d. h. des größten Theils von Georgien — der früher schon einmal Rußland als Schutzmacht angerufen hatte, war inzwischen sein Sohn Georg gefolgt, und dieser sah sich, kaum drei Jahre nachdem Kaiser Paul die russischen Truppen aus den Ländern jenseits des Kaukasus zurückgerufen hatte, gezwungen, um den Beistand wirklich zu bitten, den die Kaiserin Katherina gewährt hatte, ohne auf ein solches Gesuch zu warten. Russische Truppen unter General Lazarew wurden ihm zu Hülfe gesendet und waren dann natürlich Herren des Landes, das sie schützten.

Der Zar Georg gab, wie berichtet wird, sterbend seinen Söhnen und den Edlen seines kleinen Reichs den Rath, sich ganz Rußland zu unterwerfen und um die Vereinigung des Landes mit Rußland zu bitten. Vielleicht war das in seinen Augen der einzige Weg, seine Kinder vor einem bösen Schicksal zu bewahren, da er sah, daß sein jüngerer Bruder Alexander seinen Söhnen mit Hülfe Persiens den Thron streitig machen wollte und nur Rußland solche Versuche abwehren konnte. Wie dem sei, Georgs Söhne begriffen die Nothwendigkeit, die ihnen sehr nahe gelegt worden sein mochte, und legten ihre Rechte in die Hände des russischen Kaisers nieder, der größte Theil der Edlen des Landes schloß sich ihnen an, der Prinz Alexander mußte nach Persien entfliehen und Georgien wurde eine russische Provinz.

Das war dieses Land in der That schon seit einiger Zeit, als es durch ein kaiserliches Manifest am 18./29. Januar 1801 auch der Form nach dazu erklärt wurde. Der Kaiser Paul dachte im Allgemeinen nicht an eine Erweiterung der Grenzen seines Reichs, und so hatte denn auch dieses neue Gebiet an sich und um seiner selbst willen eigentlich gar keinen Werth für ihn, einen um so größeren aber als Mittel die Pläne auszuführen, mit denen sich jetzt sein unruhiger Geist leidenschaftlich beschäftigte und in denen ihn sein neuer Freund Napoleon bestärkte.

Der Kaiser Paul hoffte das britische Reich am Indus und Ganges zu zerstören und damit überhaupt die Macht dieses Englands, das ihm, dem rechtmäßigen Großmeister des Johanniter-Ordens, die Insel Malta vorenthielt, an der Wurzel zu treffen. — Der Besitz Georgiens scheint für ihn im Zusammenhang mit diesen Plänen Werth gewonnen zu haben, wenn wir auch nicht genauer zu sagen wissen, in welcher Weise. Der

Zug nach Indien aber war in seinen Augen nicht etwa ein Unternehmen, das nach Menschenaltern, nach einer langen, dem Studium aller Verhältnisse und den umfangreichsten Vorbereitungen jeder Art gewidmeten Zeit in reiflich überlegter Weise zur Ausführung kommen könnte. Sich auf so weit aussehende Pläne einzulassen, lag nicht in der unruhig und unstät vorwärts drängenden Natur des Kaisers. Nein! das Unternehmen sollte sofort, schon in den nächsten Wochen ausgeführt werden; im Frühjahr 1801 sollten die Truppen aufbrechen, die Kosacken voran und vorwärts! — Das Uebrige mußte sich finden!

Danach versteht sich von selbst, daß der Kaiser keine Ahnung von der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens hatte und da darf es uns denn auch nicht wundern, daß er auch dafür keinen Maßstab hatte, wie wenig die Leute, über die er verfügen konnte, einer solchen Aufgabe, selbst unter den günstigsten Bedingungen gewachsen waren. Er hatte einen ehstländischen Edelmann, einen General-Lieutenant Karl von Knorring zum Führer ausersehen. Der war ein tapferer Soldat und achtungswerther Mann, aber in keiner Weise hervorragend; durchaus nicht geschaffen, die Rolle Alexanders des Großen von Macedonien zu wiederholen oder selbst zu überbieten wie er sollte. Dieser General, der jetzt des Kaisers Stellvertreter in Georgien wurde, war schon etwas früher als Einleitung zu dem großen Unterfangen, zum Militair-Gubernator und commandirenden General an der Kaukasischen Linie ernannt worden. Der Zug sollte, so viel man weiß, von Orenburg aus zunächst nach Chiwa gehen, der stellvertretende Hetman Orlow-Denissow mit den uralischen Kosacken den Vortrab bilden. Einige Kosacken-Schwärme, die wirklich bereits aufgebrochen waren, sollen in der Kirgisen-Steppe spurlos verschwunden und nie wieder zum Vorschein gekommen sein.

Der Ultramontanismus hatte dem Anschein nach in Rußland jede Aussicht verloren — aber! der Kaiser Paul war unstäten Geistes und es war ein Jesuit nach Petersburg gekommen, der während der kurzen Zeit des Lebens und Herrschens, die dem Kaiser noch beschieden war, Alles auf das Schönste hinauszuführen wußte.

Dieser Jesuit, der Pater Gabriel Gruber, ein Oesterreicher, zu Wien geboren, war ein sehr merkwürdiger Mann. Er kam, wie auch schon andere Mitglieder der Gesellschaft Jesu gethan hatten, nach Petersburg, um der Akademie der Wissenschaften eine neue Erfindung mitzutheilen. Es war ein Webstuhl, den er erfunden hatte und dessen Vortheile er den Männern der Wissenschaft auseinandersetzen wollte. Natürlich besuchte er in der Hauptstadt alle vornehmen Beschützer und Gönner seines Ordens, und mit besserem Glück als seine Vorgänger lauerte er dabei auf die Gelegenheit, sich am Hof einzuführen.

Der Augenblick war günstig; es war die Zeit der ersten Waffen-Erfolge Suworows in Italien. Gruber und ein Paar Jesuiten, die ihn begleiteten, hielten wissenschaftliche Vorträge in der Akademie der Wissenschaften und suchten mit Erfolg auch in den Kreisen der vornehmen Welt, in denen sie Zutritt zu erlangen wußten, von sich, von ihrer vielseitigen Bildung, ihrer Anspruchslosigkeit, ihrer milden, wohlwollenden Gesinnung reden zu machen. Doch wollte das Alles nicht genügen die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sie zu lenken. Ein zufälliger Umstand half endlich weiter.

Die Kaiserin litt an heftigen Zahnschmerzen, die alle Kunst der Aerzte nicht zu lindern vermochte; sie gerieth darüber in einen Zustand der Aufregung, der gefährlich schien und der Kaiser war auf das Aeußerste beunruhigt. Da schrieb der Pater Gruber (8. Mai 1799) der Kaiserin, um ihr seine Dienste als Zahnarzt anzubieten und wußte es einzurichten, daß sein Schreiben durch Befreundete ohne Verzug in die Hände der Kaiserin kam. Man ließ ihn kommen; der Kaiser empfing ihn mit einigem Mißtrauen; auf die streng gesprochene Frage, ob er wirklich den Leiden der Kaiserin abhelfen könne? — antwortete Pater Gruber mit der frommen Demuth seines Ordens, mit Gottes Hülfe hoffe er es; fügte aber gleich die Bitte hinzu, ihm ein Gemach in der Nähe des Cabinets der Kaiserin anweisen zu lassen, da er wohl einige Tage ununterbrochen da bleiben müsse, um den Gang der Krankheit und die Wirkung seiner Mittel zu beobachten. — So wurde der Jesuit auf mehrere Tage der beständige Gesellschafter der kaiserlichen Familie. Und seine Mittel halfen! Der Kaiser wollte ihm in der Freude seines Herzens einen Orden verleihen, der Jesuit aber, obgleich von Dankbarkeit tief durchdrungen, lehnte diese hohe Ehre ab; sein Orden erlaube ihm nicht, solche Auszeichnung anzunehmen; sein Gelübde verpflichte ihn, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist; dem Kaiser zu dienen nur zur Ehre Gottes! — ad majorem Dei gloriam! — den Nachsatz: „et ad incrementum societatis nostrae!“ fügte er diesmal natürlich nicht hinzu.

Gruber hatte während dieser Tage den Kaiser so für sich einzunehmen gewußt, daß ihm fortan dessen Cabinet zu jeder Zeit offen stand. Er durfte kommen wenn er wollte; der Kaiser fühlte sich durch ihn heiter gestimmt und rief ihm meist entgegen, wenn er eintrat: „Ah! ad majorem gloriam Dei!“

Gruber verschmähte sogar noch kleinere und kleinlichere Künste nicht, um sich in der Gunst des Kaisers fest und fester zu setzen. Einst fand der Kaiser Paul die Chocolade schlecht, die man ihm bereitet hatte und erinnerte sich dabei der vortrefflichen Chocolade, die er in Mailand getrunken habe; — sogleich schritt der Pater Gruber ein, mit der eigenthümlichen Versicherung, die Bereitung der Chocolade sei eine Specialität seines Ordens und der Bitte, dieses edle Getränk für den kaiserlichen Herrn bereiten zu dürfen. Wirklich gelang es dem frommen Pater, dem

Geschmack Kaiser Pauls zu genügen und sich ihm auch in dieser Beziehung angenehm zu erweisen.

Diese Kleinigkeiten werden hier nicht etwa in Erinnerung gebracht, um die in manchen Kreisen beliebten Vorstellungen von den großen Wirkungen kleiner Ursachen zu illustriren; solchen spielenden Vorstellungen schließt sich wohl niemand an, dem nicht die Geschichte, wie das Leben fremd geblieben ist. Aber die Art, wie die Jesuiten sich bei dem Kaiser Paul einführten, ist charakteristisch für den Geist des Ordens, der keine Seite des Lebens übersieht und keinen Umstand unbenützt läßt. Natürlich hätten diese kleinen Künste eben zu nichts weiter geführt, wenn dann der Pater Gruber nicht der Mann dazu war, den Kaiser zu fesseln und die gewonnene Gunst darauf mit überlegener Einsicht zu nützen. Andererseits hätte ein Mann, wie der Pater Gruber jedenfalls, wenn es auch das Zahnweh der Kaiserin und die Chocolade nicht thaten, da sein Streben entschieden auf diesen Punkt gerichtet war, da er zunächst ausdrücklich deshalb in Petersburg weilte, ganz gewiß etwas früher oder etwas später irgend ein anderes Mittel gefunden, sich dem Kaiser zu nähern.

Die gewonnene Gunst behutsam und ausgiebig zu nützen, dazu war Gabriel Gruber in der That ganz der Mann, in einem weit höheren Grade, als der päpstliche Nuntius Litta, oder vollends dessen ritterlicher Bruder. Seine vorsichtige Klugheit zeigte sich schon darin, daß er es sorgfältig vermied, mit diesen beiden Italienern ostensibel gemeinsame Sache zu machen. Er hielt seine Person und die Interessen, die er zu vertreten hatte, durchaus gesondert von dem geräuschvollen und hochfahrenden Treiben dieser Herren. Auch blieb er unberührt, als bald darauf der Sturm des kaiserlichen Zorns gegen die Brüder Litta losbrach; er behauptete sich in der Gunst des Kaisers auch während der bösen Zeit, als Sieſtrzencéwicz mit der Machtfülle eines Patriarchen ausgestattet, sich alle geistlichen Orden der lateinischen Kirche unterwerfen durfte. Gruber wußte, daß man auf den Kaiser Paul nur dadurch Einfluß üben konnte, daß man ganz auf seinen Sinn und Willen einzugehen schien. Er verstand zu schweigen und sich zu fügen, er wußte auf seine Zeit zu warten, und sie kam.

Inzwischen war er, gleich seinen Gefährten bemüht, in den höheren gesellschaftlichen Kreisen der Hauptstadt die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die griechische und die lateinische Kirche in Beziehung auf Lehre und Dogma eigentlich übereinstimmten, daß die trennende Verschiedenheit lediglich eine hierarchische sei; besonders aber, daß ihr Orden die beste Polizei-Anstalt sei, im höchsten Sinn des Worts, der beste, ja der einzig zuverlässige Schutz der Gesellschaft gegen die neuernden Ideen des Jahrhunderts, gegen die Revolution. Erst leise und bescheiden andeutend, dann immer lauter und entschiedener suchten diese Jesuiten geltend zu machen, daß sie allein die Geister zur Sittlichkeit und vor allen Dingen zum Gehorsam

zu disciplinirен wüßten; zur Ehrfurcht vor der eben bestehenden Staatsgewalt und der Heilighaltung aller „legitimen" — das heißt überlieferten Ordnungen und Rechte oder Vorrechte. Die naheliegende Folgerung war, daß man ihnen die Erziehung der Jugend anvertrauen müsse. Sie machten Glück mit diesen Andeutungen. Es waren Lehren, die in den höheren Ständen ein williges Gehör fanden, zu einer Zeit wo, wie ein russischer Schriftsteller — Samarin — sich treffend ausdrückt, die Furcht vor der Revolution an die Stelle der Furcht vor den Flammen der Hölle getreten war und die Sorge um irdische Güter und Vorrechte an die Stelle der Sorge um das Seelenheil. Die Religion wurde in der That mehr und mehr im engsten Zusammenhang mit den legitimen Interessen gedacht und die vornehme Welt begann sie sehr ernst zu nehmen.

Auch der Kaiser Paul blieb natürlich nicht unzugänglich für diese Vorstellungen; bald stand der Pater Gruber so fest in seiner Gunst, daß er eine wichtige politische Rolle spielen konnte und um so entschiedener, da auch in der Fremde bereits bekannt geworden war, welchen Einfluß er übte. Der neueste Apologet und Geschichtschreiber des Jesuiten-Ordens, Crétineau-Joly, belehrt uns, daß Napoleon, bemüht, sich dem Kaiser von Rußland zu nähern, es nicht verschmäht hat, auch an den Pater Gabriel Gruber bewegliche Schreiben zu richten, in denen er ihn im Namen der Religion aufforderte, dahin zu wirken, daß Rußland das Bündniß mit dem ketzerischen England aufgebe und sich Frankreich anschließe; eine solche Veränderung in den politischen Verbindungen werde auch der Gesellschaft Jesu zum Nutzen gereichen. Gruber soll denn auch das Seinige dazu beigetragen haben, den Kaiser Paul in diese neue Bahn zu leiten. Und warum auch nicht? — Da der Consul Buonaparte im Interesse der Religion sprach, ließ er höchst wahrscheinlich durchblicken, daß er der Mann sei, der, wie man das nennt, die Altäre in Frankreich wieder aufrichten werde —: die Gesellschaft Jesu aber hat nur Einen Maßstab für den Werth oder Unwerth der Dinge und Verhältnisse, und beurtheilt sie niemals nach ihrem Wesen an sich, stets nur nach ihrer Brauchbarkeit für die Zwecke ihres Ordens.

Sobald Gruber der Gunst des Kaisers hinreichend gewiß war, mußte natürlich seine nächste Aufgabe sein, den Feind seines Ordens, der an der Spitze der lateinischen Kirche in Rußland stand, den Erzbischof Siestrzencéwicz zu beseitigen. Er hatte Mittel und Wege, sich bei dem neuen Papst, Pius VII. Gehör zu verschaffen, namentlich durch den Cardinal Litta, der ohnehin mit Siestrzencéwicz unversöhnlich verfeindet war. Durch ihn denuncirte Gruber den russischen Erzbischof am päpstlichen Hof als einen gefährlichen Mann, der danach strebe, das Haupt einer schismatischen von Rom getrennten und unabhängigen lateinischen Kirche in den slawischen Ländern zu werden — und er gab zugleich die Mittel an, diesem Mann bei dem Kaiser Paul zu schaden. Man müsse den Kaiser vor dem maßlos

ehrgeizigen Erzbischof warnen; darauf aufmerksam machen, wie dieser unruhige Prälat dahin trachte, die gesammte Hierarchie der lateinischen Kirche Rußlands unbedingt von sich und nur von sich abhängig, sich selbst aber eben dadurch zum Herrn der gesammten zahlreichen katholischen Bevölkerung in den westlichen Provinzen des Reichs zu machen; man müsse andeuten, daß er diese Macht dann, seiner Gesinnung gemäß, wohl zu politischen, zu revolutionären Zwecken verwenden könne. — Solche Warnungen ergingen dann auch von Rom aus auf allerhand Umwegen an den Kaiser Paul und zugleich wußte Gruber dafür zu sorgen, daß ähnliche Zweifel und Sorgen scheinbar auch von ganz anderer Seite her im Cabinet des Kaisers laut wurden. Die Stellung des Erzbischofs kam zur Sprache, als geeignet Bedenken zu erregen, seine Gesinnung als zweideutig, nicht zuverlässig monarchisch, der Selbstherrschaft entgegen — und bald war es dahin gebracht, daß der Kaiser Paul den vor Kurzem begünstigten Siestrzencewicz mit entschiedenem Mißtrauen behandelte. Sehr wichtig, vielleicht entscheidend in dieser, wie in anderen Beziehungen, erwies sich dann, daß der Freund und Beschützer dieses Prälaten, Graf Rostoptschin, in plötzlicher Ungnade aus dem Dienst entlassen, vom Hof entfernt, nach Moskau und auf seine Güter verwiesen wurde.

Inzwischen verweilte der Pater Gruber noch immer eigentlich nur als Reisender in der Hauptstadt; die Angelegenheit, den Webstuhl betreffend, war längst abgemacht und der fromme Pater hatte in Petersburg kein anderes nachweisbares Geschäft, als die Chocolade des Kaisers zu bereiten. Dabei konnte es natürlich nicht bleiben; es galt hier festen Fuß zu fassen, und die Mittel wußte man zu finden.

Gruber brachte es bei dem Kaiser dahin, daß die Hauptkirche des römisch-katholischen Ritus in Petersburg, die St. Katherinen-Kirche dem Jesuiten-Orden nicht nur eingeräumt, sondern zu vollem Eigenthum geschenkt wurde. Das war selbst in finanzieller Beziehung ein sehr werthvolles Geschenk, denn gleich den meisten Kirchen eines auswärtigen Cultus besaß auch diese eine verhältnißmäßig ausgedehnte Bodenfläche rund umher, mit allen darauf errichteten Gebäuden; eine ganze Häuser-Insel, die gleichsam die Dotation der Kirche bildete. In diesen Häusern wohnten Siestrzencewicz und die sechs Weltpriester, denen der Gottesdienst und die geistliche Verwaltung der Pfarre anvertraut war, und außerdem gewährten die vermietheten Wohnungen und Kaufläden ein jährliches Einkommen von 18,000 Rubeln — damals eine ansehnliche Summe. Die Schenkung aber war eine durchaus widerrechtliche, ein Act der Gewalt, der die elementaren Begriffe von Gesetz und Recht mit asiatischer Rücksichtslosigkeit verletzte. Denn die Kirche und Zubehör waren gar nicht Eigenthum der Krone, die sie jetzt verschenkte. Den Grund und Boden hatte die Kaiserin Anna der katholischen Gemeine auf ewige Zeiten geschenkt und die Gebäude waren dann sämmtlich auf Kosten der Gemeine selbst erbaut, die dazu

nöthigen Summen waren durch Selbstbesteuerung und freiwillige Beiträge dieser Gemeine zusammen gebracht worden; auch verwaltete die in vier „Nationen" — Deutsche, Franzosen, Italiener und Polen — getheilte Gemeine das Kirchen-Vermögen selbst durch gewählte Bevollmächtigte. Wie einerseits die Eigenthums-Verhältnisse, standen andererseits auch die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums, denen zufolge kein Ordens-Geistlicher ohne Zustimmung des Bischofs eine Pfarre übernehmen darf, dem Verlangen der Jesuiten im Wege. — Sieστrzencéwicz gab seine Einwilligung gewiß nicht: — aber die frommen Väter ließen sich durch canonische Bedenken so wenig aufhalten als durch engherzige Rücksichten auf Mein und Dein.

Gruber war zu klug, um in dieser Angelegenheit sichtbar hervor zu treten. Er ließ sie im Cabinet des Kaisers vorzugsweise durch einige Polen betreiben, die dort Zutritt gewonnen hatten, namentlich durch einen gewissen Manucci, dessen Vater, ein Italiener, dem Fürsten Potemkin als Spion gedient hatte und dafür zum reich begüterten litthauischen Magnaten gemacht worden war. Der Sohn konnte natürlich dem Kaiser manches Geheimniß Potemkins überliefern und wird auch wohl noch manches dazu erfunden haben, das geeignet war dem Haß zu schmeicheln, mit dem Paul das Andenken jenes gewaltthätigen Günstlings seiner Mutter verfolgte. Von solchen Leuten hörte nun der Kaiser fortwährend Klagen über die böse Freigeisterei, die unchristliche, revolutionäre Gesinnung, die unter der katholischen Bevölkerung des russischen Reichs herrschend würden, und immerdar wurde das angeblich wachsende Unheil auf den geringen Einfluß zurückgeführt, den die lateinische Geistlichkeit übe; vor Allem auf die mangelhafte Oberaufsicht, die Sieστrzencéwicz führe. Die Jesuiten wurden als die Retter in der Noth bezeichnet; immer deutlicher trat die Nothwendigkeit hervor, ihnen die Erziehung der Jugend lateinischen Glaubens zu überlassen.

Sehr geschickt wurden einige, an sich ziemlich unbedeutende Klagen benützt, die über die Verwaltung der Katherinen-Kirche und ihres Vermögens eingingen — und endlich wußte man es sogar dahin zu bringen, daß eine gewisse Anzahl Katholiken dieser Gemeine eine Bittschrift unterzeichnete, die den Wunsch aussprach, der Gottesdienst in ihrer Kirche möge den Jesuiten anvertraut werden. Wie redlich es dabei zugegangen sein mag läßt sich einigermaßen daraus entnehmen, daß dieselben Mitglieder der Gemeine, die diese Wünsche aussprachen, kaum Einen Monat nachdem Alexander I. die Regierung angetreten hatte, ihre Bittschrift widerriefen und um die Wiederherstellung des alten Zustandes baten. Uebrigens war selbst in dieser Supplik nur davon die Rede, den Gottesdienst in die Hände der Jesuiten zu legen. Dessen, daß etwa die Gemeine dem Orden ihr Eigenthum schenken wolle, war darin mit keinem Wort gedacht. Aber die Bittsteller sollten sehr viel mehr erlangen, als sie gewünscht hatten.

Wie es eigentlich um die Eigenthums-Verhältnisse stand, in Beziehung auf diese Kirche und ihr Vermögen, das hat der Kaiser gewiß nie erfahren; die Jesuiten hüteten sich wohl, ihn darüber aufzuklären. Nachdem schon einige Tage früher der Gottesdienst in der Katherinen-Kirche den Jesuiten befohlen war, wurde ihrem Orden die Kirche selbst mit Allem was dazu gehörte und ihr Vermögen ausmachte, durch kaiserlichen Ukas vom 18./29. October 1800 als Eigenthum überantwortet. — Sieſtrzencéwicz wurde mitten in der Nacht durch den Polizeimeister der Stadt geweckt und ohne Rücksicht auf seine geistliche Würde oder darauf, daß er Ritter der höchsten russischen Orden war, in höchst summarischer Weise aus seiner Wohnung im Kirchenhause ausgewiesen. Er mußte augenblicklich, innerhalb der nächsten Stunden das Haus verlassen, das fortan den Jesuiten gehörte, und im sogenannten Capitelhause der Katholiken eine Zuflucht suchen. Doch auch solchen Muthwillen gegen ihn zu üben genügte seinen Feinden nicht; er sollte die gewichtige Hand des Jesuiten, der seinen Orden an ihm zu rächen hatte, noch viel drückender fühlen.

Schon war dem Erzbischof der Hof verboten und es rettete ihn nicht vor weiterer Unbill, daß er seine Aemter niederlegte und seinen Abschied erhielt. — Eines Morgens fragte der Kaiser den Pater Gruber wie gewöhnlich: „Was ist Neues vorgefallen? was spricht man in der Stadt?" — Man spottet über die kaiserlichen Befehle zu Gunsten der Jesuiten! — „Wer wagt das zu thun?" — Gruber zog eine Liste von siebenundzwanzig Namen aus der Tasche; Sieſtrzencéwicz stand an der Spitze. Unter den Uebrigen befanden sich die Namen derjenigen Mitglieder des katholischen Departements, die wirklich einige Bedenken gegen die Uebergabe einer Pfarrkirche an die Jesuiten erhoben und an die Satzungen des Tridentiner Concils erinnert hatten. Sie wurden sämmtlich ihrer Aemter entsetzt und in entfernte, unwirthbare Gegenden des Reichs verbannt. Einer von ihnen, der lateinisch-katholische Bischof Odinetz von Polotzk mußte bald darauf in den Casematten der Petersburger Citadelle dafür büßen, daß er gewagt hatte einen theilnehmenden Brief an Sieſtrzencéwicz zu richten. Dieser Prälat selbst wurde auf seine Güter in dem Gouvernium Mohilew verbannt und dort unter die strengste polizeiliche Aufsicht gestellt. Er durfte niemanden sehen, keine Briefe schreiben oder empfangen.

Das katholische Departement füllte sich an Stelle der Verbannten mit Jesuiten, die Gruber empfahl, und Präsident dieser höchsten Behörde wurde selbstverständlich der Coadjutor von Mohilew, der Jesuit Benislawski. Die Jesuiten waren Herren der lateinischen Kirche im russischen Reich und in allen ehemals polnischen Provinzen, die dazu gehörten.

Gruber und Benislawski sorgten dafür, die gewonnenen Vortheile zu bleibenden zu machen. Die römisch-katholische Kirche in Rußland erhielt sofort wieder ein neues Reglament, das im geraden Widerspruch

mit dem kaum ein Jahr zuvor erlassenen stand. Die Hauptsache darin war, daß die Klöster und Mönchsorden durchaus und vollständig der Autorität der Bischöfe entzogen wurden, damit auch die Jesuiten dieser Unabhängigkeit theilhaftig werden konnten, ohne daß man sie ausdrücklich zu nennen brauchte. Die Ordenscapitel wurden wieder hergestellt; die Klöster erhielten wieder das Recht ihre Oberen zu wählen — und jeder Orden durfte aus seiner Mitte einen Provinzial ernennen, der allein die Disciplin in den Klöstern und die Verwaltung ihres Vermögens zu überwachen hatte. Die Bischöfe durften sich nicht darum bekümmern und keinen Act geistlicher Justiz in Beziehung auf Ordensgeistliche üben.

Aber auch in Beziehung auf Dinge, die den Jesuiten-Orden allein und näher angingen, sollte diese segensreiche Periode nicht ungenützt vorübergehen. Die Herren hätten gar zu gern die Güter gehabt, die sie einst in Litthauen besessen hatten, in Podolien und Wolynien, in all den polnischen Provinzen, die erst durch die zweite und dritte Theilung an Rußland gekommen waren. Sie waren ihnen bei der Aufhebung des Ordens noch von der polnischen Regierung genommen worden und gehörten jetzt zu den Kron-Domainen. Die russische Regierung hatte dem Orden damals seine Güter in Weiß-Rußland gelassen, da durfte man hoffen, daß sie auch die in den neuen Besitzungen gelegenen den früheren Besitzern zurückgeben werde. Es ließ sich sogar als eine fast nothwendige Folge des früheren Verfahrens darstellen.

Auch wußte es der Pater Gruber dahin zu bringen, daß der Kaiser den Senat durch einen Ukas belehrte, es sei dem Jesuiten-Orden gestattet seine Erziehungs-Anstalten und Residenzen nach Gutdünken zu vermehren; bei jeder Gründung einer neuen Anstalt aber sei ihm ein dem erforderlichen Aufwand entsprechender Theil seiner früheren Besitzungen zurückzugeben.

Die Krone aber wurde allen diesen Triumphen dadurch aufgesetzt, daß der Papst Pius VII. durch den Kaiser Paul bewogen wurde, den Jesuiten-Orden durch eine förmliche Bulle feierlich wieder herzustellen. Freilich nicht ganz so, wie der Orden selbst gewünscht hätte, in seiner früheren, kosmopolitischen Unbeschränktheit; das war unter den damaligen Umständen nicht möglich, aus Rücksichten, die das Oberhaupt der lateinisch-katholischen Kirche auf die katholischen Mächte zu nehmen hatte, während der Schirmvogt der griechisch-katholischen Kirche sich lebhaft für die Jesuiten verwendete. — Nur in Rußland wurde der Orden wieder hergestellt, was der Sache nach bedeutete, daß sein Dasein dort von Seiten des Papstes als berechtigt anerkannt wurde. Nur hier durfte er leben und wirken. Aber er hatte doch nun wieder ein nach allen Seiten hin rechtlich begründetes Dasein, das niemand anfechten durfte. Und in Beziehung auf das Verhältniß Rußlands zur lateinischen Kirche und ihrem Oberhaupt schien noch viel mehr gewonnen.

Was den päpstlichen Nuntien nicht gelungen war, auch als Rußland mit den legitimen und conservativen lateinisch-katholischen Mächten verbündet das revolutionäre Frankreich bekämpfte, das hatte der unscheinbare Pater Gabriel Gruber bewirkt, in dem Augenblick, wo der Selbstherrscher des russischen Reichs sich mit dem Erben der französischen Revolution gegen die Interessen der Legitimität verband. Die Kaiserin Katherina hatte in Rußland nie in Beziehung auf hierarchische Ordnung und Disciplin der römisch-katholischen Kirche einen Act päpstlicher Machtvollkommenheit geduldet — und gerade der herrische Kaiser Paul, der eine so überschwengliche Vorstellung von der Schrankenlosigkeit seiner eigenen Macht hatte, ließ sich nun im Gegentheil bewegen einen solchen Act nicht etwa nur zu dulden, sondern selbst hervorzurufen. Katherina hatte den Jesuiten-Orden fortbestehen lassen, die Aufhebung desselben als nicht geschehen betrachtet, weil die Bulle, die sie verfügte, ihre Zustimmung nicht hatte —: Paul wurde bewogen, die Aufhebung des Ordens, den früheren Act päpstlicher Machtvollkommenheit mittelbar als auch für Rußland, obgleich ihm die kaiserliche Zustimmung fehlte, zu Recht bestehend anzuerkennen, indem er den Widerruf dieses Actes, die Wiederherstellung des Ordens in Rom zu erwirken suchte.

Rüstig und thätig schritten nun die Väter der Gesellschaft Jesu vorwärts in ihrem weit aussehenden Plan, die Herrschaft über den slawischen Osten durch Rußland zu gewinnen. — Es wurde nun schon in den höheren gesellschaftlichen Kreisen der russischen Hauptstadt die Ansicht in Umlauf gesetzt, daß nur die römisch-katholische Kirche Schutz gegen die Revolution zu gewähren vermag, weil sie Alles auf das Prinzip der Autorität zurückführt. Bald wurden Jesuiten-Residenzen und Missionen zahlreich auch im Innern des Reichs eingerichtet; überall, wo es Katholiken gab oder geben konnte. Das Wichtigste aber war, daß in Petersburg selbst ein großartiges Jesuiten-Collegium angelegt wurde; eine Erziehungs-Anstalt, angeblich der heranwachsenden Jugend lateinischen Glaubens bestimmt, vor Allen den Söhnen der vornehmen polnischen Familien, die in bedeutender Anzahl nach Petersburg gewandert waren. Ohne Zweifel war auch den Jesuiten daran gelegen, diese Knaben und Jünglinge in der Glaubenstreue zu erhalten, aber ihre Pläne gingen unermeßlich weit über dieses bescheidene Ziel hinaus. Sie legten es vorzugsweise darauf an, die Söhne vornehmer russischer Häuser in ihre Hörsäle zu locken und sie zum lateinischen Glauben zu bekehren. Diese jungen Leute sollten dann Einfluß auf ihre Mütter, ihre Schwestern üben und den väterlichen Freund, den weisen und wohlwollenden Pater von der Gesellschaft Jesu zum Herrn ihrer Familien machen. Der nächsten Generation konnte man alsdann schon in einem viel weiteren Umfang gewiß sein.

So begann das neue, das neunzehnte Jahrhundert in der erfreulichsten Weise hoffnungsreich für die Jesuiten.

Wie vollständig Pauls Politik eine veränderte Richtung genommen hatte, zeigte sich auch darin, daß er, der Schirmvogt der Legitimität, die Bourbons, Ludwig XVIII. und seinen Anhang, dem neuen Freunde, dem Consul Buonaparte zu Liebe, aus dem Zufluchtsort vertrieb, den er ihnen zu Mitau gewährt hatte; daß er sie aus den Grenzen seines Reichs verwies. Diese Verbannung der Bourbons — die Einverleibung Georgiens in das russische Reich — und die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens, das waren, in den ersten Monaten des neuen Jahrhunderts, die letzten Handlungen der Regierung des Kaisers Paul Petrowitsch. Seine Tage waren gezählt.

In Beziehung auf die gräßliche Katastrophe, die der Regierung und dem Leben dieses Kaisers ein Ende machte, können wir auf einen Aufsatz in Sybels historischer Zeitschrift verweisen, der, aus Bennigsens und anderer unmittelbar Betheiligten handschriftlichen Denkwürdigkeiten geschöpft, wohl die zuverlässigste Auskunft giebt,*) und eben deshalb dürfen wir schneller über diese unerfreulichen Bilder hinweggehen.

Eine Katastrophe, eine gewaltsame Lösung der herrschenden Spannung war unvermeidlich geworden, da der Halbwahnsinn des Kaisers, seine launenhafte Erregbarkeit, die Anfälle von unbändigem Jähzorn, die immer häufiger wurden, den Zustand, in dem man lebte, zu einem vollkommen unerträglichen machten.

Doch wohlverstanden, nicht eigentlich für die Masse des Volks in den Provinzen, außerhalb der Hauptstadt; die hatte von Pauls Tyrannei nicht zu leiden, da diese Tyrannei sich meist nur regellos in augenblicklichen Launen bewegte und äußerte und selbst da, wo sie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine staatsmännische wurde und allgemeine Maßregeln von politischer Bedeutung verfügte, doch nie die Lebenskreise der unteren Stände in drückender Weise berührte. Das Loos der Leibeigenen, die den bei weitem überwiegenden Theil der Bevölkerung bildeten, suchte der Kaiser sogar zu verbessern, indem er die ungemessenen, ganz von der Willkür des Leib- und Grundherrn abhängigen Dienste und Verpflichtungen der leibeigenen Bauern auf ein gesetzlich bestimmtes Maß beschränkte. Wie die Verhältnisse in Rußland lagen, bei einer Auftheilungsweise des Grundes und Bodens, der zufolge es eigentliche Bauernhöfe nicht gab, konnte das Maß der zu leistenden Dienste auch nicht für einen Bauernhof — es mußte für die Person des einzelnen Leibeigenen festgestellt werden. Dem gemäß verfügte der Kaiser Paul, daß jeder arbeitsfähige Bauer nicht mehr als drei Tage in der Woche für seinen Herrn arbeiten, die übrige Zeit für sich selbst frei haben solle. — Auch war der Kaiser Paul bei dem Landvolk beliebt — und eben so bei den gemeinen Soldaten, selbst

*) Sybel, Historische Zeitschrift, III. 133—168.

bei denen der Garde, denen er doch das Leben durch immerwährende Exercitien und Wachtparaden sehr schwer machte.

Selbst der Landadel in den Provinzen fühlte sich nicht eigentlich sehr gedrückt, denn persönlich kam er dem Kaiser nur selten in den Weg, und die Bedürfnisse der Bildung, die den höheren Ständen allerdings durch das Verbot der Reisen, durch die strenge Büchercensur und dergleichen gar sehr verkümmert wurden, die hatte dieser Adel eben nicht. Wer sich ruhig auf seinem Landsitz hielt und den Behörden zu Neujahr und zu Ostern die erwarteten Geschenke darbrachte, war leidlich sicher.

Anders verhielt es sich mit den Bewohnern der Hauptstadt. In Petersburg und selbst in Moskau, wenn der Hof dort weilte, konnte selbst der einfache Bürgersmann nicht anders als mit einem Gefühl der Bangigkeit über die Straße gehen. Er konnte ja dem Kaiser begegnen und durch irgend etwas Zufälliges dessen Aufmerksamkeit und Jähzorn erregen. Der Kaiser hatte in der letzten Zeit befohlen, daß Jedermann in den Straßen vor ihm niederknieen solle; Damen im Wagen mußten anhalten und aussteigen, um im Schnee niederzuknieen — und Wehe dem, der ausweichen, der der Begegnung mit dem Kaiser dadurch entgehen wollte, daß er in eine Seitenstraße einbog. Der Kaiser gewahrte das mit seinem scharfen Auge nicht selten, ließ die Ausweichenden verfolgen und einholen und sie hatten dann wohl seinen Zorn in ernster Weise zu fühlen.

In höherem Grade gefährdet waren täglich und stündlich die Personen des Hofkreises, unerträglich das Loos der Gardeoffiziere, die jeden Augenblick dem Zorn des Kaisers verfallen konnten, keine Stunde ihres Daseins sicher waren, da ein kleines Versehen auf der Wachtparade, eine kleine Unregelmäßigkeit im Anzug genügten, diesen Zorn wachzurufen. Und am allerpeinlichsten war die Lage der Günstlinge des Kaisers, derer, die täglich und stündlich mit ihm verkehren mußten, die nie wissen konnten — wie sehr sie auch mit Gnaden überhäuft sein mochten — ob nicht das nächste Gespräch mit dem Kaiser ihren Untergang herbeiführte.

Dieser Lage der Dinge entsprach denn auch der Charakter der Verschwörung, die sich gegen den Kaiser, gegen diese unmöglich gewordene Regierung bildete; sie war keine politische; sie ging durchaus von persönlichen Beweggründen aus. Nicht etwa eine politische Partei, die ihr besonderes System in der Verwaltung des Reichs oder in dessen auswärtiger Politik zur Geltung bringen wollte, empörte sich gegen den Kaiser; auch nicht ein Stand, der, wie der Adel in Schweden, Standes-Vorrechte zu behaupten oder zu erweitern trachtete —: die vom Kaiser zumeist begünstigten Würdenträger seines Hofs und seiner Regierung, die ihn zunächst umgaben, verbanden sich gegen ihn, um der eigenen Gefahr und Angst ein Ende zu machen.

Die beiden französischen Hauptschriftsteller, die sich anstellen, als ob sie im Besitz aller Geheimnisse wären und alle Einzelnheiten dramatisch

u machen suchen, Bignon und Thiers, sind in Wahrheit so wenig unterichtet, daß sie nicht einmal wissen, wer der Urheber der Verschwörung ar, zuerst bedacht ein Ende des unleidlichen Zustands herbeizuführen. as war der frühere russische Gesandte in Berlin, Graf Nikita Petrovitsch Panin, ein Mann, der von früher Jugend an vielfach mit dem aiser in Berührung gewesen war.

In der That konnte eigentlich auch nur ein Mann, der, wie Panin, er kaiserlichen Familie von langer Zeit her nahe stand, einen solchen lan entwerfen, denn unerläßlich war den Thronfolger, den Großfürsten lexander, dafür zu gewinnen, und wie hätte wohl ein Mann, der nicht on lange her nähere Beziehungen zu der kaiserlichen Familie hatte, wagen önnen, dem jungen Prinzen solche Eröffnungen zu machen? — Wie hätte ein Anderer auch nur die Gelegenheit dazu gefunden? — Es mußte sogar noch mehr zusammentreffen, damit ein junger Mann von weichem Gemüth, wie der Großfürst Alexander war, bewogen werden konnte, einem solchen Unternehmen zuzustimmen. Es gehörten dazu die Verhältnisse, wie sie eben waren im Innern der kaiserlichen Familie.

Am wenigsten darf wohl übersehen werden, daß die beiden ältesten Söhne des Kaisers, Alexander und Constantin, ihm und selbst ihrer Mutter sehr früh entfremdet worden waren. Die Kaiserin Katherina hatte ihre Enkel den Eltern genommen, um sie in ihrer Weise zu erziehen; die jungen Prinzen hatten in ihrer Nähe in Petersburg gelebt, während ihr Vater in Gatschina hauste, und dem Einfluß des elterlichen Hauses geflissentlich fern gehalten, hatten sie Vater und Mutter nur sehr selten, und kaum anders als in Gegenwart Fremder gesehen. Erst seitdem der Kaiser Paul regierender Herr geworden war, traf er täglich mit seinen Söhnen zusammen, aber da waren beide schon vermählt — und Alexander besonders, erschreckt durch das rohe Wesen seines Vaters, dessen seltsames, oft verkehrtes Gebahren er im Stillen mißbilligen mußte, wurde ihm in diesem neuen Verhältniß nur noch fremder. Der Kaiser Paul seinerseits wußte, daß im Werk gewesen war, ihn zu Gunsten dieses Sohnes von der Thronfolge auszuschließen und sah deshalb nicht selten mit einem plötzlich erwachenden Mißtrauen, das gefährlich werden konnte, auf den Großfürsten lexander. Der Prinz sah sich täglich von seinem Vater mißhandelt und ar kaum weniger als ein Anderer in beständiger Angst erhalten.

Mit diesem Prinzen nun konnte Panin natürlich nie von etwas nderem sprechen als davon, daß man den irrsinnigen Kaiser von der andes-Regierung entfernen, ihn dahin bringen müsse, der Krone zu entagen, oder doch den Prinzen zum Mitregenten zu ernennen und in dieser orm auf die Regierungsgewalt zu verzichten. Der Großfürst Alexander ieß sich, wie der Kreis der Verschworenen, wie man sie nun bald nennen nußte, sich erweiterte, stets von neuem versprechen, daß seinem Vater kein eides geschehen solle. In jugendlicher Unerfahrenheit hielt er es für

möglich, einen Kaiser von Rußland, einen solchen Mann, wie Paul war, zu beseitigen, ohne sich an seinem Leben zu vergreifen; er hielt es für möglich, daß die Verschworenen das Aeußerste wagen würden, um dann doch immerdar in der beängstigenden Gefahr zu schweben, die ihnen drohte, so lange der entthronte Kaiser lebte und durch irgend eine neue Revolution wieder in Besitz der Macht gelangen konnte — und er traute das den Leuten zu, die sich am Hof der Kaiserin Katherina gebildet hatten; den Epigonen der Mörder Peters III.! Die Genossen des Bundes versprachen natürlich was der Großfürst verlangte — mit dem stillen Vorbehalt, daß dennoch geschehen werde, was geschehen mußte. Und dennoch konnte sich der Großfürst nicht entschließen, seine Zustimmung zu einer wirklichen That zu geben, die doch immer nothwendiger wurde, da das bloße Klagen und sich berathen zu nichts helfen, wohl aber alle Betheiligten in die größte Gefahr bringen konnte. Es handelte sich eben um einen Entschluß, der selbst einem härter gestählten Charakter, als der des Großfürsten war, sehr schwer geworden wäre.

An eine offene Empörung, wie sie sich gegen Peter III. erhoben hatte, war nicht zu denken, wenn anders die Verbündeten sich von der Lage der Dinge Rechenschaft zu geben wußten; die Elemente dazu hätten sich schwerlich gefunden, denn der Kaiser Paul war nicht, wie sein Vater, ein schwacher Mann, den man gering achtete, sondern ein strenger Herr, der gefürchtet wurde. Hätte man die Truppen offen gegen ihn führen wollen, sie hätten im entscheidenden Augenblick ihm, dem Kaiser, nicht den Verschworenen, gehorcht. Kaum daß man auf das Semenowsche Garde-Regiment glaubte zählen zu können, weil man seiner sämmtlichen Offiziere gewiß und der Großfürst Alexander sein Oberst war. Doch diese Schaar wäre nicht hinreichend gewesen zu einem so gewagten Unternehmen.

So waren denn die Verschworenen darauf angewiesen, wo möglich eine jener Revolutionen zu bewirken, wie ihrer der Orient und das Oströmische Reich so viele gesehen haben —: eine solche, die im Innern des Palastes von den Vertrauten des Palastes unternommen und vollendet wird. Auf diese Weise eine Thronveränderung herbeizuführen, dazu standen auch den Verschworenen sehr bald die Mittel in ausreichendem Maße zu Gebote, da sich ihnen so ziemlich Alles anschloß, was den Kaiser umgab.

Mit richtigem Blick hatte Graf Panin erkannt, daß es vor allen Dingen und ehe man sich um andere Verbündete bemühte, darauf ankam, den Polizei-Minister, den General-Gubernator von Petersburg, den Grafen Pahlen, für die entstehende Verbindung und ihre Zwecke zu gewinnen. Pahlen konnte ein sehr nahe liegendes Interesse dabei haben eine jede Verschwörung, die ohne ihn zum Ziel kommen wollte, aufzuspüren und zu durchkreuzen; mußte er selbst doch jede Bedeutung verlieren, wenn sie

gelang! Unter seinem Schutz dagegen konnte sich der Bund in verhältnißmäßiger Sicherheit entfalten und zur That bereiten.

Daß Panin glauben durfte, man könne auf ihn rechnen, ist namentlich charakteristisch für die damaligen Zustände in Rußland. Denn Pahlen, ein ehstländischer Edelmann von Geburt, von Paul in den Grafenstand erhoben und reich mit Glücksgütern ausgestattet, stand zur Zeit mit am höchsten in der Gunst und im Vertrauen des Kaisers. Aber eben deshalb fühlte er sich unsicher, am unmittelbarsten den unberechenbaren kaiserlichen Launen ausgesetzt, in einer täglich gefährdeten Stellung. Man hat ihn vielfach für den Urheber des Anschlags gegen Paul gehalten, das ist er nicht gewesen und konnte er gar nicht sein, da ihm die intimen Beziehungen zu dem Großfürsten Alexander fehlten, ohne die eine solche Rolle gar nicht denkbar war. Aber Panin hatte sich nicht getäuscht in ihm; er war sofort einverstanden mit dem beabsichtigten Unternehmen und da er die sämmtlichen Verbündeten an Energie und Verstand bei weitem überragte, da er vermöge seiner amtlichen Stellung die Ausführung möglich machen oder auch die Verschworenen verderben konnte, gelang es ihm, sich der Leitung des Ganzen in solcher Weise zu bemächtigen, daß selbst Panin dadurch in den Hintergrund gedrängt wurde und alle Anderen wie bloße Werkzeuge in seiner Hand erschienen.

Sehr wichtige Dienste leistete den Verbündeten auch ein anderer Günstling des Kaisers, der gar nicht in ihre Reihen aufgenommen war, nämlich der unbedeutende Graf Kutaissow. Die Verschworenen wünschten nun den Fürsten Subow und seine Brüder an den Hof zurückgerufen zu sehen, weil sie, eigentlich ohne Grund, glaubten, daß der Aelteste des Hauses, der Fürst Platon, bedeutenden Einfluß in den Garde-Regimentern habe. Der Kaiser hatte diese Herren mit schnöder Mißachtung behandelt und entfernt; sie lebten in der Fremde, in Deutschland. Pahlen mochte es wohl nicht für gerathen halten, sich selbst und in sichtbarer Weise bei dem Kaiser oder auch nur bei einem derjenigen, die ihm nahe standen, für sie zu verwenden; — Kutaissow mußte bewirken, daß sie die Erlaubniß zur Rückkehr erhielten und der Fürst Subow wendete sich deshalb auf bekannten Wegen an ihn selbst. Die Art Kutaissow zu bestechen, ohne sein Zartgefühl zu verletzen, war nämlich in der That bekannt; sie bestand darin, daß man einer Schauspielerin vom französischen Theater in Petersburg, Madame Chévalier, reiche Geschenke darbrachte und sie um ihre Fürsprache bat. Es scheint nicht, daß Kutaissow bei dieser Gelegenheit etwa die Absicht gehabt hätte, die Zwecke der Verschworenen zu fördern; sein Flug ging nicht so hoch! — Was ihn bestimmte, bezog sich stets auf die nahe liegenden Ziele einer ziemlich trivialen Selbstsucht; er erfüllte die Wünsche der Madame Chévalier, die übrigens auch in Napoleons Sold gestanden haben soll.

Die drei Subows wurden zurückberufen, durften wieder am Hof

erscheinen und erhielten sogar wieder gewisse, wenn auch nur nominale Aemter, wie das in Rußland nothwendig war, um die Stellung solcher Herren am Hof zu regeln. Platon Subow wurde Gouverneur des ersten Cadetten-Corps; sein Bruder Valerian, Gouverneur des zweiten, nahm außerdem, gleich dem jüngsten Bruder Nikolay, seine Stelle im Senat wieder ein.

Einen anderen, wenigstens nicht minder wichtigen Dienst leistete dann Kutaissow den Verschworenen dadurch, daß er Rostoptschin aus der Nähe des Kaisers verdrängte. Dieser Minister wurde plötzlich entlassen und bald darauf nach Moskau und auf seine Güter verwiesen. Man hat seine plötzliche Ungnade in mehrfacher Weise zu erklären gesucht; namentlich wird, auch in den neuesten Lebensbeschreibungen Rostoptschins, von einem Brief des Grafen Panin erzählt, der, aus Moskau an einen der Verschworenen gerichtet, in Rostoptschins Hände gefallen wäre. Das Schreiben sei dem Kaiser Paul vorgelegt worden; derjenige aber, an den es gerichtet war, habe sich mit solcher Energie zu vertheidigen gewußt, daß nicht er, sondern Rostoptschin darüber in Ungnade fiel. Dieser Bericht leidet aber an einer sehr großen Unwahrscheinlichkeit. Rostoptschin stand allerdings unter anderem auch an der Spitze der Post und war daher wohl in der Lage Briefe aufzufangen und zu „perlustriren" wie der amtliche Ausdruck lautete —: aber gerade darum ist der Erzählung nicht zu glauben. Die Verschworenen kannten natürlich Rostoptschins Stellung und wußten sehr wohl, welchen Gebrauch er davon machte; sie wußten auch, daß ihr Leben auf dem Spiele stand und waren nicht so naiv, ihre Briefe, wenn sie deren überhaupt wechselten, der Post anzuvertrauen. Auch weiß niemand den Mann zu nennen, an den Panins Brief gerichtet gewesen wäre.

Nach den handschriftlichen Denkwürdigkeiten unmittelbar Betheiligter aber hatte auch Rostoptschins Fall wieder seinen Grund in einer Intrigue, die sich in einer viel niedrigeren Sphäre bewegte. — Die Familie Narytschkin nämlich wünschte eine Ehescheidung, die in der russischen Kirche sehr schwierig und überhaupt nur vermöge eines ausdrücklichen Befehls des Kaisers möglich ist; der Kaiser Paul aber hatte nie seine Zustimmung zu einer Scheidung gegeben. In dieser bedenklichen Angelegenheit wendeten sich nun die Narytschkins in bekannter Weise mit Bitten und Geschenken an Madame Chévalier. Ein Savoyarde Namens Mermes, der früher in untergeordneter Stellung zu der sardinischen Gesandtschaft gehört hatte, diente als Vermittler. Da aber trotz aller schönen Versprechungen die Sache nicht fördern wollte, beging Mermes die unverzeihliche Thorheit, sich auch noch an eine andere Französin zu wenden, die über den hauptsächlichsten Gegner Kutaissows sehr viel vermochte. Das war eine schöne Frau, die mit einigermaßen zweifelhaftem Recht den Namen Madame de Bonneuil führte. Napoleon, dem darum zu thun war, sich wo möglich aller derer zu bemächtigen, die das Vertrauen des Kaisers besaßen, hatte,

niemals peinlich in Beziehung auf die Sauberkeit der Mittel, die zum Zweck führen konnten, auch diese Schönheit nach Petersburg gesendet; es war ihr gelungen, intime Beziehungen zu Rostoptschin anzuknüpfen und sie wußte diesen wichtigen Mann im französischen Interesse zu erhalten.

Durch sie über die Angelegenheit der Naryschkins unterrichtet, glaubte sich Rostoptschin im Besitz eines sicheren Mittels, den beständigen Gesellschafter des Kaisers zu beseitigen, der ihm längst zur Last war. Er denuncirte nun dem Kaiser Kutaissow als einen Mann, der die kaiserliche Gunst und Gnade verkaufe, als einen Intriganten, der glauben mache, daß er den Monarchen nach seinem Willen zu lenken wisse und eigentlich in dessen Namen entscheide. Er berührte damit eine sehr empfindliche Seite im Gemüth des Kaisers und durfte also auf Erfolg hoffen; allein es zeigte sich, daß der ehemalige Kammerlakay doch noch mehr über seinen Herrn vermochte, als der ehemalige Kammerjunker. Kutaissow wußte es dahin zu bringen, daß eine förmliche Untersuchung verhängt wurde — daß sie in die Hände ihm befreundeter Senatoren gelegt wurde — und daß er schließlich in glänzend bestätigter Unschuld daraus hervorging. Mermes erlitt als „Jakobiner" die Strafe der Knute und der Verbannung nach Sibirien; Rostoptschin wurde als gefährlicher Verläumder der Unschuld des Dienstes entlassen und vom Hof verwiesen.

Unheilvoll für den Kaiser Paul war dann auch, daß er in plötzlicher Laune den Grafen Araktschejew in Ungnade verabschiedete und verbannte. Dieser getreue Eckhart nach tatarischem Zuschnitt hätte — vielleicht allein unter Allen, die irgend eine Bedeutung hatten — nun und nimmer die Hand geboten zu einem Anschlag gegen den Kaiser.

Graf Pahlen war nun auch an Rostoptschins Stelle Präsident des Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Da dieser Mann, dem der Kaiser die Sorge für seine Sicherheit anvertraut hatte, an der Spitze der Verschwörung stand, ließ sich gar mancher zum Beitritt bewegen, der es unter anderen Bedingungen wohl nicht gewagt hätte und bald gehörten außer vielen Männern, die am Hof und in der Verwaltung hervorragende Stellungen einnahmen, fast alle Generale der Garde dazu, sowie sämmtliche Offiziere des Semenowschen Garde-Regiments, bis auf die jüngsten herab, an ihrer Spitze der älteste Stabsoffizier des Corps Fürst Peter Michailowitsch Wolkonsky, zur Zeit Adjutant des Großfürsten und auch später sein beständiger Gefährte.

Zu gleicher Zeit bildete sich um die Kaiserin Maria Feodorowna, Pauls Gemahlin, ein eigener kleiner Kreis, der aber nicht aus energischen oder ruchlosen Männern der That bestand und sich, ohne eigentlich die Mittel zu irgend einem Unternehmen zu besitzen, mit wesenlosen Plänen beschäftigte. Die Familie Kurakin, der Kaiserin sehr ergeben, spielte in diesem etwas harmlosen Nebenkreise die Hauptrolle und schmeichelte ihrer hohen Beschützerin mit der Vorstellung, sie könne regierende Kaiserin,

Selbstherrscherin von Rußland werden und Katherinas Rolle wiederholen. Man sagte ihr, der Großfürst Alexander sei offenbar für den Thron noch nicht reif; er werde wohl selbst vor der Last der Krone zurückbeben. Dagegen sei die glänzende Regierung der Kaiserin Katherina noch allen gegenwärtig; ältere Leute erinnerten sich selbst noch der Regierung der Kaiserin Elisabeth als einer schönen und glücklichen Zeit; Rußland sei an ein weibliches Regiment gewöhnt, habe sich unter einem solchen stets am besten befunden und die Nation verlange nach der milden Herrschaft einer Kaiserin. — Persönlich aber sei sie ganz außerordentlich beliebt und die Liebe der gesammten Nation werde sie, vereint mit den schönen Erinnerungen einer eben erst vergangenen Zeit, ganz von selbst auf den Thron erheben.

Die Kaiserin ließ sich sehr gern davon überzeugen, daß sie angebetet sei und glaubte das um so leichter, da ihr ganzes Thun und Streben darauf gerichtet war, die Sympathien der Menge wie der höheren Stände zu gewinnen: jene banale Popularität, deren Werth stets von neuem überschätzt wird, so oft sich ihre Nichtigkeit auch schon erwiesen hat. Sie hatte sich an die Spitze mehrerer Wohlthätigkeits-Anstalten gestellt und betrieb deren Verwaltung mit einem Eifer, den sie wenigstens nicht zu verbergen suchte, und wo sie mit dem Volk irgend in Berührung kommen konnte, selbst auf Spaziergängen, war sie stets darauf bedacht kleine Ereignisse herbeizuführen, die ihre liebenswürdigen Eigenschaften zur Geltung brachten.

Außer den sehr zahlreichen und zum Theil jugendlich unvorsichtigen Genossen, die ausgesprochener Weise zu dem Bunde der Verschworenen gehörten — zu dem ernst gemeinten Bunde nämlich, an dessen Spitze Graf Pahlen stand — sahen und errieth sehr viele Menschen, ja fast alle diejenigen, die den vornehmen gesellschaftlichen Kreisen angehörten, daß etwas im Werke sei. Dem konnte kaum anders sein, da die Salons der Frau von Sherebzow — einer Schwester der Subows — ein Haupt-Versammlungsplatz der Verschworenen geworden waren. Was beabsichtigt wurde war sehr leicht zu errathen; es konnte nur Eines sein — und wer die Sache betrieb, das konnte gewiß auch einer mäßigen Aufmerksamkeit nicht entgehen. Unter solchen Umständen lag in jeder Verzögerung eine große Gefahr; denn wie konnte man hoffen, ein Geheimniß, das so vielen bekannt war und darunter so vielen unbesonnenen jungen Leuten und so vielen Männern von zweideutigem Charakter, auf die Länge vor dem Einen zu bewahren, der es nicht wissen durfte! — Und doch war der Großfürst Alexander nicht zu einem Entschluß zu bewegen, seine Zustimmung zur That nicht zu gewinnen; — ohne seine Zustimmung aber wagte man nicht zu handeln.

Schon waren die Verschworenen mehr als einmal nur durch ein Glück, auf das man nicht für immer zählen durfte und durch große Gewandtheit und Geistesgegenwart ihrer Führer einer nahe drohenden Ent-

deckung entgangen. Es fällt als etwas gar Seltsames auf, daß in Mitten dieser Spannung, die in den höheren Ständen so vielfach sichtbar wurde, der Pater Gruber und die anderen Jesuiten gar nichts gewahr wurden von dem was vorging. Ihnen mußte doch daran gelegen sein, daß der Kaiser Paul unangetastet blieb, und sie haben doch sonst ein scharfes Auge für Alles, was ihre Interessen zu schädigen droht!

Doch wie dem sei, es waren bereits namenlose Warnungen an den Kaiser gelangt, in dessen unruhig bewegtem Geist ein leidenschaftliches Mißtrauen immer tiefere Wurzeln schlug. Wenn er sich auch immer wieder beruhigte oder beruhigt wurde, stieg dann doch wieder und wieder in seinem Geist die Ahnung auf, daß eine böse Gesinnung gegen ihn thätig sei; er glaubte seine Gemahlin, seine Söhne strafbar, und beschäftigte sich hin und wieder mit dem Gedanken, allem was ihn beunruhigte durch eine rasche That ein Ende zu machen.

So vergingen die Monate in der seltsamsten Spannung, bis der Anfang des neuen Jahrhunderts Ereignisse brachte, die den düsteren Plänen des Kaisers eine bestimmte Form gaben und in jeder Weise auf eine Entscheidung hindrängten.

Die Kaiserin ließ nämlich ihren Neffen, einen jungen Prinzen Eugen von Württemberg nach Rußland kommen. Er war der Sohn ihres Bruders, desjenigen Prinzen Eugen von Württemberg der, in Schlesien begütert, als General der Cavallerie in preußischen Diensten stand. Schon unmittelbar nach seiner Thronbesteigung hatte Paul diesen damals neunjährigen Knaben zum General-Major und wenig später zum Chef des Pskowschen Dragoner-Regiments ernannt. Jetzt erschien der junge Prinz, noch nicht volle vierzehn Jahre alt, von seinem Gouverneur, einem General-Major Diebitsch — dem Vater des späteren Feldmarschalls — begleitet, in Petersburg und am Hof, und gefiel vom ersten Augenblick an dem Kaiser ganz außerordentlich. Die Zuneigung, die Paul für den vielversprechenden Knaben faßte, steigerte sich sogar, wie jede Regung des Gemüths, die sich seines krankhaften Sinnes bemächtigte, bis zu einer krankhaften Exaltation. Dieser Knabe schien ihm wie vom Himmel gesendet; sein Plan nahm nun eine bestimmte Gestalt an und schonungslos sollte das Strafgericht über die eigene Familie des Kaisers hereinbrechen! — Was er eigentlich beabsichtigte, darüber sind wir freilich nur durch Pahlens Zeugniß belehrt. Seiner Aussage zufolge wollte Kaiser Paul seine Gemahlin und seine Söhne zunächst in strenge Haft gefangen setzen; — die Kaiserin in Cholmogor im hohen Norden, wo schon Anna Leopoldowna so viele Jahre vertrauert hatte, den Großfürsten Alexander in Schlüsselburg, den Großfürsten Constantin, der um die Verschwörung gar nicht wußte, auf die Citadelle in Petersburg; — den dreizehnjährigen Prinzen Eugen von Württemberg aber dachte er zum Thronfolger von Rußland zu ernennen! — Nach einigen Andeutungen scheint er ihn dabei

mit einer seiner Töchter, mit der nachherigen Königin von Württemberg, vermählt gedacht zu haben!

Es gehörte der gestörte Geist Pauls dazu dergleichen für möglich, für ausführbar zu halten; zu glauben, daß Rußland wirklich auf sein bloßes Wort den fremden Knaben ohne Widerstreben als Thronfolger, als künftigen Selbstherrscher werde gelten lassen! — Es gehörte dazu die unermeßliche Vorstellung, die der unglückliche Kaiser von der eigenen Machtvollkommenheit hatte. Er, der selbst in der Gefahr geschwebt hatte vom Thron ausgeschlossen zu werden, hatte selbst die Befugniß des Zaren, einen Thronfolger zu ernennen, förmlich aufgehoben und ein strenges Erbfolge-Recht zum Gesetz gemacht —: und nun wollte gerade er dies Gesetz wieder aufheben; so wenig hatte er einen Begriff davon, daß ein Gesetz auch Ihn binden, auch Seiner Willkür eine Grenze ziehen könne! — Freilich beweisen auch die spielenden Vorstellungen, in denen sich die Familie Kurakin der Kaiserin gegenüber erging, wie wenig sich im Geist der russischen Großen ein bestimmtes Rechtsbewußtsein festgestellt hatte, wie natürlich es ihnen vorkam, daß der Scepter durch einen sogenannten Staatsstreich aus einer Hand in die andere ging: daß die Gewalt und nicht das Recht entscheide.

Der Kaiser Paul hatte für die Aufhebung der früheren Willkür in der Wahl eines Thronerben den Grund angeführt, daß sie alles Unheil in Rußland herbeigeführt habe und nun, nach wenigen Jahren, wollte er sie herstellen, ohne zu bedenken, daß unter den damaligen Umständen mehr als zu irgend einer früheren Zeit Unheil davon zu befürchten stand. Befremdend tritt dann auch noch besonders in diesen Plänen hervor, daß der Kaiser seine beiden jüngeren Söhne und ihr Dasein ganz vergessen zu haben scheint.

Die Gunst, die er seinem erwählten Thronfolger zuwendete, wurde mit jedem Tage sichtbarer. Er redete den Knaben in deutscher Sprache stets mit den Worten „gnädigster Herr" an; er hatte ihn bereits in den ersten Tagen zum Commandeur des Malteser-Ordens ernannt — und vor allem fiel es auf, daß er ihm auf der Parade eine Ehre erwies, die noch niemanden widerfahren war —: daß er ihm die Honneurs machte und die paradirende Truppe selbst bei ihm vorbeiführte. Der ganze Hof lag natürlich zu den Füßen des jungen Prinzen, Subow vor Allen dienstbeflissen. Nur die Gräfin Liewen, der die Interessen ihrer Zöglinge, der Großfürsten, am Herzen lagen, zeigte ihm stets eine ganz unverhohlene Abneigung.

Schon hatte der Kaiser hin und wieder andeutend eines „großen Schlages" gedacht, den er zu führen gedenke, jetzt äußerte er mit größerer zürnender Bestimmtheit in drohender Weise gegen Kutaissow und gegen die Dame, der er huldigte, die schöne Fürstin Gagarin, geborene Lapuchin, daß nun die Zeit zu jenem Schlage bald gekommen sei. Er fügte sogar den bedenklichen Wink hinzu, daß er genöthigt sein werde Köpfe fallen zu

lassen, die ihm einst lieb gewesen. (Sous peu je me verrai forcé de faire tomber des têtes qui jadis m'étaient chères.) Wem diese äußerste Drohung galt, wie weit sie reichen konnte, war schwer zu ermessen! Sofort wurden diese Drohungen dem Grafen Pahlen hinterbracht; ob von dem ehemaligen Diener, den Paul als Freund aus dem Staube bis zu den Stufen des Throns erhoben hatte, ob von der gefeierten Dame, von der sich der Kaiser geliebt glaubte, ist nicht bekannt geworden. Ein Dritter kann es kaum gewesen sein. Treu aber erwies sich niemand.

Als dann der Kaiser zwei verbannte Günstlinge an seinen Hof zurückrief, den auch seiner unerbittlichen Härte wegen übel berufenen Ingenieur-General Lindener — einen ehemals preußischen Offizier, der in russische Dienste übergetreten war — und vor Allen den gefürchteten Araktschejew —: da war nicht mehr zu zweifeln, daß die Gefahr in nächster Nähe drohe. Auch Pahlen mußte sich sagen, daß es sich nun um Tage handle, wenn er das eigene Leben sicher stellen wollte — er war veranlaßt mit größerem Nachdruck, als je zuvor, auf des Großfürsten Zustimmung zur That zu bringen, und er konnte das auch, da er, dem der Kaiser in blindem Vertrauen seine Pläne mitgetheilt hatte, genau zu sagen wußte, in welcher Gefahr die kaiserliche Familie schwebe und auf wen ihre Rechte übertragen werden sollten. Er konnte Pauls Drohungen wiederholen und Araktschejews nahe Ankunft als den Augenblick bezeichnen, wo alles unrettbar zusammenbrechen müsse, wenn man noch zögern wollte; — auch durfte er daneben versichern, daß Alles vorbereitet und weder für die Ruhe des Reichs noch für die kaiserliche Familie etwas zu befürchten sei. Mit schwerem Herzen, in Thränen, willigte der Großfürst Alexander endlich darein, daß die That, die der Augenblick forderte, unverzüglich ausgeführt werde, aber hoch und heilig ließ er sich dabei von neuem geloben, daß kein Frevel gegen das Leben seines Vaters geübt werden solle.

Auch ein rüstiger Mann, dem die verwegene That anvertraut werden konnte, war nun sofort gefunden. Es war der General-Lieutenant Bennigsen, ein Hannoveraner von Geburt, seit dreißig Jahren russischer Offizier und von der Kaiserin Katherina reich beschenkt mit confiscirten Gütern polnischer Edelleute in Litthauen. Der Kaiser Paul hatte ihn eben jetzt in einem Anfall übler Laune aus Petersburg auf seine Güter verwiesen. Pahlen und Platon Subow kannten ihn als nahe befreundet mit Nikita Panin und wußten daher, daß sie sich ihm anvertrauen durften. Sie bewogen ihn heimlich in Petersburg zu bleiben, was sich unter dem Schutz des Polizeiministers natürlich sehr leicht thun ließ, und sie fanden sich nicht getäuscht in ihm; sowie ihm der Großfürst Alexander als zustimmend genannt wurde, zeigte er den größten Eifer bei der Ausführung an die Spitze zu treten. In Wahrheit aber war die Rolle, die er so bereitwillig übernahm, die schlechteste von allen; schlechter als die irgend eines anderen unter den Verschworenen. Die Uebrigen waren Russen, sie wurden un-

mittelbar und unvermeidlich berührt von dem Heil oder Verderben ihres Heimatlandes. Sie konnten wenigstens vorgeben, daß es ihnen um das öffentliche Wohl zu thun sei. Bennigsen dagegen war ein Fremder, der einfach nach Haus gehen konnte, wenn es ihm in Rußland nicht nach Wunsch ging. Wie hätte er andere als persönliche Beweggründe haben können!

Nun wurde nur noch auf einen Tag gewartet, an dem der Dienstreihe nach das Semenowsche Garde-Regiment die Wache im Palast hatte. Einige von den Vielen, die, ohne an der Verschwörung Theil zu nehmen, doch sahen und vermutheten — oder selbst wußten was vorging, befürchteten, es könne auch den jungen Prinzen von Württemberg ein schlimmes Loos treffen, obgleich gar kein Grund vorlag die Hand auch gegen ihn zu erheben, da er von den abenteuerlichen Plänen, die der Kaiser in Beziehung auf ihn hegen mochte, nicht entfernt eine Ahnung hatte. Schon hatte ihm die schöne Fürstin Gagarin in geheimnißvollen Worten von Gefahren gesprochen, die auch ihm drohen könnten. Auf dem letzten Hoffeste, das der Kaiser Paul erleben sollte, kam sie darauf zurück. Es fand nämlich gegen Ende des Winters an jedem Sonnabend bei Hofe ein großes Concert statt. An dem letzten dieser festlichen Abende zeigte sich der Kaiser so seltsam aufgeregt, maß die Kaiserin und seine Söhne mit so zornigen Blicken und fuhr sie in so drohender Weise mit unfreundlichen Worten an, daß selbst die unbefangensten der Anwesenden von einem unheimlichen Gefühl ergriffen und auf das Aeußerste erschreckt waren. Doch war die Fürstin Gagarin nicht für die in solcher Weise behandelte kaiserliche Familie besorgt; sie wußte Andere von näher heranschleichender Gefahr bedroht und flüsterte dem jungen Prinzen von Württemberg zu, wenn er je einen Zufluchtsort bedürfen sollte, werde er ihn in ihrem Hause finden. („Si jamais vous aviez besoin d'un asile vous le trouveriez chez moi.“)

So kam der 11./23. März heran. An diesem letzten Tag seines Lebens erließ der Kaiser Paul, ganz für Napoleon und dessen Pläne gewonnen, noch ein sehr heftiges Schreiben an seinen Gesandten in Berlin, Baron Krüdener. Er befahl diesem ernstlich, darauf zu dringen, daß Preußen feindlich gegen England einschreite und namentlich Hannover besetze. Der Gesandte sollte im Weigerungsfall mit einem russischen Heer von achtzigtausend Mann drohen, und diese Drohung war ernstlich gemeint, denn der Kaiser beschäftigte sich in der That mit dem Gedanken, Ostpreußen durch Eroberung für Rußland zu gewinnen, wenn Preußen sich der Politik Napoleons nicht anschließen wollte. Allem Anschein nach damit Krüdener sich mit der Befolgung dieser Befehle nicht übereile, fügte Pahlen die merkwürdige Nachschrift hinzu: „Sa Majesté Impériale est indisposée aujourd'hui. Cela pourrait avoir des suites.“ — Er sagte damit sehr bestimmt was er erwartete, was ihm als das unvermeidliche Ergebniß der

nächsten Stunden vorschwebte — und was sein dem Großfürsten Alexander wiederholt gegebenes Wort in Wahrheit wog.

Am Abend dieses Tages versammelte der Commandeur des Preobrashenskischen Garde-Regiments, General Talysin, der in der Nähe des Sommer-Gartens und des Michailowschen Palastes wohnte, eine Menge der Verschworenen und viele junge Offiziere zu einer Abendmahlzeit in seinem Hause. Panin fehlte in der Versammlung, er war zur Zeit in Moskau, aber Pahlen, Bennigsen, Platon und Nikolay Subow waren anwesend. Unter den jungen Offizieren waren mehrere, die bis dahin nicht an der Verschwörung Theil genommen hatten; das waren solche, die kurz zuvor wegen geringer Versehen harte und demüthigende Strafen erlitten hatten, die man erbittert wußte und leicht mit der Menge fortreißen konnte. Pahlen und Bennigsen hielten sich mit Berechnung innerhalb der Grenzen der strengsten Mäßigkeit — den jungen Herren wurde der Wein überreichlich eingeschenkt, dann wurden sie in schwunghaften Reden zu einer ruhmreichen That, zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen.

Einer der Verschworenen, der Senator Geheimrath Troschtschinsky, entwarf ein Manifest, in dem gesagt war, der Kaiser habe Krankheit halber den Großfürsten Alexander zum Mitregenten anzunehmen geruht. Der Kaiser, wurde den jungen Offizieren gesagt, solle gezwungen werden diese Urkunde zu unterschreiben. Zu diesem Ende solle er nöthigenfalls auf die Festung nach Schlüsselburg gebracht werden. Doch findet sich weder in den handschriftlichen Denkwürdigkeiten Bennigsens noch in den Aufzeichnungen Anderer, die den Ereignissen nahe standen, eine Spur, daß man irgend welche Anstalten getroffen hätte den Kaiser wirklich nach Schlüsselburg zu schaffen, oder daß man dort Einverständnisse gehabt hätte. Dagegen antwortete Pahlen, als im letzten Augenblick ein vom Wein erhitzter junger Mann ihn fragte, was denn geschehen solle, wenn der Kaiser sich zur Wehr setzte, mit dem trivialen französischen Sprichwort, daß man eben Eier zerschlagen müsse, wenn man einen Eierkuchen machen wolle. (Quand on veut faire une omelette, il faut casser des oeufs.)

Inzwischen hatten sich, verabredeter Weise, um Mitternacht das erste Bataillon des Semenowschen Garde-Regiments unter dem General Depreradowitsch, das dritte und vierte des Preobrashenskischen Regiments unter dem General Fürsten Wäsemsky und Obersten Sapolsky, am oberen Ende des Sommer-Gartens, unweit des Michailowschen Palastes, versammelt. Als die Meldung eintraf, daß diese Truppen in Bereitschaft ständen, brach die Gesellschaft bei Talysin auf. Platon Subow und Bennigsen übernahmen es, von dem ganzen Schwarm der jüngeren Offiziere begleitet, „die Angelegenheit mit dem Kaiser persönlich abzumachen" — während Pahlen und der General Uwarow an der Spitze der bei dem Sommer-Garten versammelten Truppen für die Sicherheit der Verschworenen nach außen sorgen wollten. Später glaubten die Verschworenen selbst, Graf

Pahlen habe sich, indem er diese Rolle übernahm, für alle Fälle sicher stellen wollen. Die That gelang — da war Pahlen der Erste, der den Großfürsten Alexander als Kaiser begrüßte und unschuldig an dem begangenen Mord vor ihn treten konnte. Wäre das Unternehmen mißlungen, dann hätte er die Verschworenen verhaftet und sich dem Kaiser Paul als Retter vorgestellt. So beurtheilten die eigenen Genossen den Charakter des Mannes.

Der Kaiser bewohnte den in aller Eile in kurzer Zeit aufgeführten Michailowschen Palast, der, von einem Wassergraben umgeben, nur vermöge einer Zugbrücke zugänglich war. Diese Brücke wurde bei Nacht aufgezogen und im Innern des Palastes wurde der Wachtdienst nach den Vorschriften geübt, die in einer Festung in Kriegszeiten gelten. Diese Vorsicht, im Ganzen vergeblich, hatte doch zur Folge, daß einer der unbedeutendsten der Verschworenen für den Augenblick eine sehr wichtige Person wurde; das war der Lieutenant und Bataillons-Adjutant im Preobraschenskischen Garde-Regiment Argamakow, der zugleich die Dienste eines Platz-Adjutanten im Palast versah. Nur der Platz-Adjutant konnte zu jeder Stunde Einlaß begehren — nur auf seinen Befehl wurde die Zugbrücke niedergelassen, nur er kannte alle Gänge und Treppen im Innern und wußte die Verbündeten zu führen.

Wir übergehen hier die Einzelnheiten der grauenvollen Scene in des Kaisers Schlafgemach, in der Paul, zu Boden geworfen von dem Fürsten Jaschwil, erwürgt mit der Schärpe eines Lieutenants vom Ismailowschen Garde-Regiment, Namens Skarätin, sein unglückliches Ende fand; sie sind in dem schon angeführten Aufsatz vorzugsweise nach Bennigsens Denkwürdigkeiten mitgetheilt. Doch dürfen wir auch hier Bennigsens in gewissem Sinn bewundernswürdige Besonnenheit nicht unbeachtet lassen. Einer der Verschworenen, ein Lieutenant Bibikow vom Semenowschen Regiment, folgte den Genossen mit einer kleinen zuverlässigen Schaar dieses Regiments bis in das Vorzimmer des Kaisers. Das Geräusch, das Waffengeklirr, wie er hier einrückte, erschreckte die Verschworenen, die Meisten wendeten sich zur Flucht —: Bennigsen sprang mit gezogenem Degen in die Thüre und hielt sie mit der Drohung zurück, jeden niederzustoßen, der entweichen wolle. Dann, als der Kaiser bereits mit Jaschwil rang und wohl niemand sich darüber täuschen konnte wie die Scene innerhalb der nächsten Minuten enden mußte — befahl Bennigsen dem Fürsten Jaschwil den Kaiser festzuhalten — eilte selbst in die äußeren Gemächer, um Wachen auszustellen — und kehrte nicht eher zurück, als bis ein trunkener junger Offizier ihm entgegenrufen konnte: „Il est achevé!“ — Nun rief Bennigsen „Halt! halt!“ in die Menge hinein, drängte sich durch zu dem entseelten Körper und stieß die furchtbarsten Drohungen gegen die Mörder aus. Mit der eifrigsten Sorgfalt untersuchte er dann, ob der Kaiser noch in das Leben zurückgerufen werden könne. Wer durfte ihn darnach beschul-

digen, an der Unthat Theil gehabt zu haben! — Erst als er sich überzeugt hatte, daß jede Hoffnung vergebens sei, ließ Bennigsen den Leichnam auf das Bett legen und befahl den Dienern, die nun herbeigerufen wurden, ihn in die Uniform zu kleiden. Der Kaiser sei am Schlage gestorben.

Inzwischen waren Platon Subow und sein Bruder auf die Schloßwache geeilt, ließen sie ausrücken und verlangten, sie solle dem Kaiser Alexander ein huldigendes Hurrah! zurufen. Standhaft weigerten sich die Soldaten, auch als der Großfürst Alexander, der in der Nacht ein Manifest unterschrieben hatte, vermöge dessen er die Mitregierung übernahm, selbst vor ihren Reihen erschien.

Hier, im Schloßhof, der Wache gegenüber, traf den bisherigen Großfürsten die furchtbare Botschaft von dem Tode seines Vaters, und während die Soldaten ihm nun willig huldigten, schien er im ersten Augenblick vernichtet durch den furchtbaren Schlag.

Doch mußte er sich schnell einigermaßen zu fassen suchen; Bennigsen, der herantrat, erhielt den Befehl über die Truppen und im Palast, den er bewachen sollte. Dem Grafen Pahlen, der nicht geeilt hatte, nun aber doch auch mit seinen Truppen herankam, wurde der Auftrag ertheilt, die Kaiserin Maria Feodorowna von dem Geschehenen zu unterrichten. Dann eilte der neue Kaiser in den kaiserlichen Winterpalast — begleitet von seinem Bruder Constantin, der auch herbeigekommen war. Dieser Prinz zeigte sich durch die gewaltigen Ereignisse, auf die er in keiner Weise vorbereitet und denen er am allerwenigsten gewachsen war, in solchem Grade erschreckt, daß er darüber alle Fassung und Haltung verloren hatte.

Trübe und formlos wurde dann in der Kapelle des Winterpalastes am frühen Morgen die Regierung Kaiser Alexanders eingeleitet. In nachlässigem Anzug, mit aufgelöstem Haar, in Thränen wohnte dort der jugendliche neue Landesherr dem Gottesdienst für Sterbende bei, und die Eintretenden, hohen und niederen Ranges, leisteten, wie sie ankamen, den Eid der Treue, ohne daß irgend eine Rangordnung, irgend ein Ceremoniel beobachtet worden wäre.

Andere leidenschaftliche Scenen eigenthümlicher Art fielen, der Menge unsichtbar, im Innern des Michailowschen Palastes vor. Die Kaiserin-Mutter, wie sie fortan genannt wurde, Maria Feodorowna — die seltsamer Weise ihrem Leibarzt, dem Geheimerath Beck, befohlen hatte, diese verhängnißvolle Nacht über im Palast zu verweilen, obgleich in der kaiserlichen Familie niemand krank war — empfing Pahlens Botschaft leidenschaftlich zürnend und sprach es offen aus, daß sie an den natürlichen Tod ihres Gemahls nicht glaube. Sie drohte den Thätern mit ihrer Rache, mit den furchtbarsten Strafen und verlangte den entseelten Körper des Kaisers zu sehen; — da diese Forderung einer entschiedenen Weigerung begegnete, eilte sie zu Alexanders Gemahlin, der nunmehrigen Kaiserin

Elisabeth, und „hier zeigte sie nicht sowohl Schmerz über den Tod ihres Gemahls als andere Gemüthsbewegungen" — bemerkt Bennigsen. Nach der Aussage eines jedenfalls beachtenswerthen Zeugen, soll sie in ihrer namenlosen Aufregung, die sie der Herrschaft über sich selbst beraubte, so weit gegangen sein, gegen ihre Umgebung in deutscher Sprache auszurufen: „Ich will regieren!"*)

Bennigsen, der hier vor ihr erschien und sie im Namen des Kaisers Alexander aufforderte, sich zur Huldigung in den Winterpalast zu begeben, wurde nicht besser empfangen als vorher Pahlen. Weit entfernt, ihre Bewegung bemeistern oder verbergen zu wollen, brach die Kaiserin in die Worte aus: „Wer ist Kaiser? — wer nennt Alexander Kaiser?" — und da Bennigsen erwiderte: „Die Stimme der Nation!" — erklärte sie mit derselben Heftigkeit, sie werde ihren Sohn nicht anerkennen. Doch da dieser kühnen Weigerung nur ein bedenkliches Schweigen antwortete, fügte sie mit leiserer Stimme hinzu: „bis er mir Rechenschaft von seiner Aufführung in dieser Angelegenheit gegeben hat." — Mit Heftigkeit ergriff sie dann wieder Bennigsens Arm und verlangte zu dem entseelten Körper ihres Gemahls geführt zu werden; sie befahl, sie drohte mit Rache und Strafe — aber Bennigsen verweigerte den Gehorsam. Wie es scheint, wußten er und Pahlen so gut wie der Kaiser Alexander um die eigentlich harmlosen, weil vollkommen ohnmächtigen, Umtriebe der Kurakins — und Bennigsen fürchtete, wie er selbst uns sagt, die Soldaten; er fürchtete, daß sie sich, in ihrer Anhänglichkeit an den todten Kaiser, wohl zu irgend einem thörichten Beginnen könnten verleiten lassen. — Da die Kaiserin die Aufforderung zur Fahrt nach dem Winterpalast, auch nachdem ein Strom von Thränen sie etwas beruhigt zu haben schien, stets mit derselben Leidenschaftlichkeit zurückwies, auch durch die Bitten und milden Vorstellungen der jüngeren Kaiserin nur zu neuem Zorn gereizt wurde und nur mit den heftig gesprochenen Worten: „Que me dites vous? — Ce n'est pas à moi à obéir! — allez! — obéissez si vous voulez!" darauf antwortete — da sendete Bennigsen zum Kaiser, um sich Verhaltungsbefehle und Pahlens Beistand zu erbitten.

Der Kaiser ertheilte die Weisung, der Kaiserin-Wittwe in Beziehung auf ihren Besuch im Sterbezimmer zu willfahren, wenn es ohne Gefahr geschehen könne — und Pahlen, der nun wieder vor der beleidigten Kaiserin erschien, nahm alle ihre Vorwürfe, alle Ausbrüche ihrer Leidenschaft mit der kältesten Fassung auf und erklärte mit cynischer Dreistigkeit geradezu, daß er um Alles gewußt habe; Rücksicht auf das Wohl des Reichs und selbst auf die Sicherheit der kaiserlichen Familie rechtfertige was geschehen sei. Gründe der Politik sollten die Kaiserin-Wittwe trösten. Da seine schonungslose Beredtsamkeit keinen Erfolg hatte, kehrte er zum Kaiser zurück.

*) Von-Wisin, Denkwürdigkeiten, 77.

Trotz aller ihrer „harten und drohenden Worte" weigerte sich Bengsen fort und fort die Kaiserin in das verhängnißvolle Schlafgemach zu hren, so lange sie sich nicht vollkommen beruhigt habe, und wie es eint, glaubte auch er sich berechtigt, ziemlich rücksichtslos mit ihr zu rechen. Wenigstens erzählt er selbst, daß er ihr unter anderem gesagt be: „Madame, on ne joue pas la comédie!" — Erst als sie verrochen hatte sich zu beherrschen, geleitete er dann die Kaiserin und die roßfürstinnen an die Unglücksstätte, an das Lager des entseelten Kaisers. as hier vorging, das Benehmen der trauernden Kaiserin, nennt Bengsen in seiner cynischen Weise „eine vollkommene Theaterscene!"

Auf der Fahrt zum Winterpalast erwartete dann die Kaiserin Marie, e uns erzählt wird, „sichtlich", daß die Menge, die hier durch die Straßen ogte, bei ihrem Anblick etwas zu ihren Gunsten unternehmen werde. as geschah natürlich nicht; es waren vielmehr Scenen ganz anderer rt, die sich auf diesem Wege dem Auge der Kaiserin zeigten; Scenen, e sie jedenfalls enttäuschen mußten. Ueberall begegnete ihr der Ausdruck r lautesten, jubelnden Freude; man begrüßte sich gegenseitig, wie nach ner trüben Zeit langer Trennung; man umarmte sich und Einer wünschte m Anderen Glück, als sei jeder Einzelne aus dringender Gefahr errettet; enschen, die einander fremd waren, sprachen wie vertraute Freunde ihre efühle gegen einander aus.

Unter den Zeugnissen derer, die jene Zeit erlebt hatten, dürfen hier ohl auch einige Zeilen des Grafen Toll in Erinnerung gebracht werden, r damals als Generalstabs-Offizier in Petersburg beschäftigt war. Sie nd charakteristisch für die Zeit und die Zustände und für ihn selbst.

„Wir waren denselben Tag (12./24. März 1801) zu Mittag bei dem ibarzt Beck, der die ganze Nacht bei der Kaiserin Maria Feodorowna wesen war," so erzählt Toll. „Hier wurde ganz frei und unbefangen m Tode des Kaisers Paul Petrowitsch gesprochen; alle Einzelnheiten s Ereignisses wurden verhandelt, als ob von etwas ganz Gewöhnlichem e Rede sei, und niemand in der Gesellschaft verrieth dabei ein anderes nteresse, als das der Neugierde. Mich aber bewegte innerlich vor allem e schändliche That der Verbrecher, besonders die des Grafen Pahlen, der m Kaiser Paul mit Wohlthaten überhäuft worden war und nun die auptrolle in der Verschwörung gespielt hatte."

Ein Neffe Subows, ein junger Sherebzow, der die Nachricht von m Tode des Kaisers Paul nach Berlin zu überbringen hatte, sprach rt mit einer so seltsamen Ruhmredigkeit von allen Einzelnheiten des gangenen Frevels, daß er am preußischen Hof und in den gesellschaftchen Kreisen Berlins den allerpeinlichsten Eindruck machte.

Viertes Buch.

Alexanders I. Regierung bis zum Wiener Congreß.

Erstes Capitel.

Das Wesen der neuen Regierung; — ihre friedlichen Absichten; — vielfach verfügte Neuerungen; — Friedensschlüsse mit England und Frankreich; — Graf Pahlen entfernt; — die Vertrauten des Kaisers; — Einrichtung der Ministerien; — die Minister und ihre Gehülfen; — Errichtung neuer Universitäten und Schulen; — die Befugnisse des Senats festgestellt; — Versuche, die Leibeigenschaft aufzuheben.

Es war in jedem Sinn des Wortes eine Palast-Revolution, die Rußland erlebt hatte, ja diesmal sogar viel unbedingter als in früheren Fällen verwandter Art, auch der Absicht wie der That und dem Hergang nach eine Palast-Revolution. Es galt einen Herrscher zu beseitigen, dessen Herrschaft eine zunehmende Zerrüttung des Geistes unerträglich machte, und einen Prinzen auf den Thron zu erheben, von dessen mildem Sinn man eine bessere Zukunft erwarten durfte. Weiter war nichts beabsichtigt; die Verbündeten, die sich um den Großfürsten Alexander schaarten und endlich zur That schritten, hatten dabei keineswegs im Sinn gehabt, den Staat, die Regierung, die gesellschaftlichen Zustände umzugestalten; sie hatten keine weiter reichenden Pläne für die Zukunft entworfen.

Nur in Beziehung auf Einen der Verschworenen wird — aber auch nur in sehr vereinzelter und unsicherer Weise — angedeutet, daß er Anderes und mehr beabsichtigt haben könnte — und dieser Eine ist der eigentliche Urheber der Verbindung gegen den Kaiser Paul, der Graf Nikita Petrowitsch Panin.

Ein Zeugniß, das sich auf die Aussage eines Flügel-Adjutanten Kaiser Pauls, des Grafen Peter Alexandrowitsch Tolstoy, beruft,*) giebt an, Panin

*) Von-Wisin 78.

habe die Gelegenheit benützen wollen, um die oligarchische Verfassung zur Geltung zu bringen, die sein Oheim Nikita Iwanowitsch vier Jahrzehnte früher entworfen hatte, und einen Reichsrath nach schwedischem Vorbild an die Spitze der Regierung zu stellen. General Talysin, der, als Commandeur des Preobraschenskischen Regiments und von den Soldaten geliebt, glauben durfte, daß er viel über die Garden vermöge, soll den Großfürsten Alexander darauf vorbereitet haben, daß dergleichen Zumuthungen zu gewärtigen seien, er soll ihn aufgefordert haben sie zurückzuweisen und sich unbedingt auf die Garden zu verlassen —: ein Rath, den auch ein weniger beliebter Vorgesetzter mit größter Zuversicht hätte geben können.

Allein der neue Kaiser kam gar nicht in den Fall, solche Forderungen abwehren zu müssen. Es wäre zwar möglich, daß Panin Pläne im Sinn der Familien-Ueberlieferung seines Hauses entworfen hätte, wenigstens deutet Manches darauf, daß im Kreise der russischen Magnaten der frühere Geist, das Streben nach dem unmittelbaren Besitz der Macht, nicht ganz erloschen war. Aber selbst wenn er zur Stelle gewesen wäre, hätte Graf Panin wohl keinen Einfluß in solchem Sinn zu üben vermocht, denn er war kein Mann entschlossener That und hatte kein Ansehen unter Offizieren und Soldaten. Er mußte im Augenblick der Entscheidung gar sehr zurückstehen gegen Generale wie Bennigsen und Talysin oder vollends gegen einen Mann wie Pahlen, der die Ausführung in Händen hatte. Ganz gewiß aber hätte er Pahlen am allerwenigsten zum Vertrauten solcher Bojarenpläne machen können. Dem ehstländischen Edelmann, der andere Interessen hatte als die russischen Magnaten und als leitender Minister den größten Einfluß zu üben hoffte, lag dergleichen sehr fern. Und nun war Panin noch dazu, als es zur Entscheidung kam, schon seit längerer Zeit abwesend.

Was den Fürsten Subow anbetrifft, so veranstaltete er ganz kurze Zeit nach dem tragischen Ereigniß ein großes Banquet — oder Gelag — in seinem Hause, bei dem er selbst ohne Puder, im Frack und runden Hut erschien und unmittelbar nach dem festlichen Mahl eine Pharao-Bank auflegte —: lauter Dinge, die unter dem Kaiser Paul streng verboten waren und mit Verbannung nach Sibirien bestraft wurden. Das war die Art von Freiheit, für die Subow und seines Gleichen Sinn hatten.

Aber, wie beschränkt oder unbestimmt auch die Absicht gewesen sein mochte, die bei dem Unternehmen gegen die unerträgliche Tyrannei des unglücklichen Kaisers gewaltet hatte, der Regierungs-Antritt Alexanders wurde zu einem Epoche machenden Wendepunkt in der Geschichte des russischen Reichs, mit dem eine tief gehende Veränderung, zwar nicht in den Formen, wohl aber in Wesen und Inhalt der Regierung dieses Reichs eintrat. Die Regierung wurde nicht nur eine mildere und bessere wie man gehofft hatte — sie wurde eine wesentlich andere.

gebend gewesen waren — er trat unbefangen heraus aus dem
Kreise, in den seine Vorgänger sich gebannt gefühlt hatten; sein G
leben bewegte sich ungebundener in einer freieren Region und e
seinen Beruf und seine Aufgabe anders auf als die Regenten, de
folgte. Wohl hatte er eben in erschütternder Weise erlebt, was
Umständen in Rußland möglich war gegen einen Kaiser, und a
Pläne, die Paul in Beziehung auf ihn selbst und die Thronfolge
hatte, waren wohl geeignet, ihn darauf aufmerksam zu machen, wi
das Recht der Thronfolge in Rußland auch jetzt noch unwiderrufl
fest gesichert war —: aber mit der Arglosigkeit der Jugend fol
aus diesen bedenklichen Erlebnissen nichts in Beziehung auf sich sel
die eigene Stellung. Nur was Pahlen und Bennigsen ihm v
Ereignissen im Innern der kaiserlichen Familie berichteten, ha
gewisses Mißtrauen in ihm erregt, daß sich auch in der Folge
an das Ende seiner Tage niemals ganz verlor, aber es bezog
einen sehr engen Kreis und der Kaiser glaubte auch wohl nicht
wirkliche Gefahr von dieser Seite. Mißtrauen konnte sich bei ihn
haupt zu der Zeit nur in Beziehung auf einzelne Personen einsc
im Allgemeinen trat er, seines Rechtes gewiß, im Bewußtsein der
und edelsten Absichten, mit Vertrauen unter sein Volk.

Dann aber auch war der Kaiser Alexander der Sohn einer
der die Philosophie und namentlich die humanitären Ansichten de
zehnten Jahrhunderts — selbst mit dem Anstrich von Empfindsamk
ihnen Rousseau gegeben hatte — bestimmend in das Leben einzu
begannen, und die Regungen seiner Zeit waren seiner Bildung nich
geblieben. So faßte er denn auch im Sinn dieser werdenden Zei
Stellung nicht als eine Herrschaft auf, die ihm zustände, sondern
Amt, dessen er im Interesse der Gesammtheit zu walten habe; die S

und daß in Folge dessen sein Regiment einen geraden Gegensatz zu den vorangegangenen Regierungen bilden werde. Er versprach in dem Manifest, in welchem er seine Thronbesteigung ankündigte, das ihm von der Vorsehung anvertraute Volk nach den Gesetzen und im Sinn und nach dem Herzen seiner weisen Großmutter, der großen Kaiserin Katherina glorreichen Andenkens zu regieren, um ihren weisen Plänen gemäß Rußland auf die höchste Stufe des Ruhms zu erheben und die bleibende Wohlfahrt seiner Unterthanen zu sichern. In Wahrheit aber that er mehr und Besseres.

Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß diese Wandelung der russischen Regierung keineswegs, wie wohl anderwärts geschehen ist, nach einem Gesetz innerer Nothwendigkeit aus veränderten gesellschaftlichen Zuständen hervorging. Hatte auch die europäische Cultur unter der Kaiserin Katherina mehr als früher, wie alle Welt, so auch den gesellschaftlichen Kreis beleckt, der sich um den russischen Hof bewegte, so war es damit doch keineswegs in solcher Weise Ernst geworden, daß Geist und Richtung der Regierung dadurch hätte mit zwingender Gewalt bestimmt werden können. Daß die Regierung ihr eigenes Wesen und ihre Aufgabe, ihr Verhältniß zu dem Volk anders auffaßte als früher, daß sie eines Amtes walten, nicht eine Herrschaft im eigenen Interesse üben wollte, das hatte seinen Grund lediglich in der persönlichen Gesinnung und Stimmung des jungen Landesherrn; es war dessen freier Entschluß. Eben deshalb gab es auch keine andere Bürgschaft dafür, daß die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten folgerichtig in der eingeschlagenen Richtung bleiben werde, als eben die persönliche Gesinnung — oder Stimmung — des Kaisers: eine Bürgschaft, die natürlich nur so weit reichte, als diese Gesinnung ungetrübt und unverändert dieselbe blieb. Der Gang der Regierung konnte gar wohl in die alten Bahnen zurückgelenkt werden, sobald das der herrschenden Macht nothwendig schien; sobald sie Veranlassung hatte, um sich selbst besorgt und auf die eigene Erhaltung bedacht zu sein.

Der gewinnenden Eigenschaften des Kaisers Alexander ist vielfach gedacht worden, ja so ziemlich überall, wo überhaupt von ihm die Rede ist, und man muß gestehen, er war mehr, er war bedeutender als man nach der sorgfältigen Erziehung, die ihm unter der Leitung seiner weisen Großmutter zu Theil geworden war, eigentlich erwarten durfte. Auch seine Erziehung war nämlich dem Einfluß der Zeit und der in ihr herrschenden Ideen nicht entgangen, obgleich der „Gouverneur" der jungen Prinzen Alexander und Constantin, der General Graf Nicolay Iwanowitsch Saltykow — ein unbedeutender Magnat und mehr als billig geschmeidiger Hofmann — von Rousseaus Emile höchstens von Hörensagen etwas wußte. Die Kaiserin selbst hatte eine umständliche Instruction aufgesetzt, in welcher Weise ihre Enkel zu den Wissenschaften und zu allem Guten angeleitet werden sollten. Ein Mann von Stande, Michail Nikititsch Murawiew,

sollte den Prinzen Alexander und Constantin Unterricht in der russischen Sprache, in Geschichte und Moral geben, der Erzpriester Samborsky in der Religion, ein Akademiker, Kraft, in der Mathematik und Physik, der berühmte Pallas in der Botanik, ohne daß wir zu sagen wüßten, warum dieses Studium nothwendig geachtet wurde. Da aber Alles und Jedes, wie Rousseau verlangte, spielend und ohne Anstrengung gelernt werden sollte, ließen diese Studien nicht gerade sehr tiefe Spuren in dem Geist der Prinzen zurück, — und bei der Nullität des Grafen Saltykow wurde der Unter-Gouverneur, der Waadtländer César Laharpe, ein redlicher, wahrhafter Mann, im Uebrigen ein Schöngeist nach damaligem französischem Zuschnitt, der sich in keiner Weise über die Linie einer fein gebildeten Mittelmäßigkeit erhob, der eigentliche Erzieher des Großfürsten Alexander. Er unterhielt ihn vorzugsweise von der französischen Literatur, als dem Höchsten, was der menschliche Genius hervorgebracht habe und von den Humanitäts-Ideen, die zur Zeit Gemeingut der gebildeten Kreise geworden waren. Um das Herz der jungen Prinzen frühzeitig zu bilden, ließ es die Kaiserin auch nicht an empfindsamen kleinen Schriften fehlen, deren einige, die allererste Lectüre ihrer Enkel, rührende Geschichtchen von liebenswürdigen Zaren-Söhnen sie sogar selbst verfaßte, und in derselben Absicht wurden vor den jungen Herren von Zeit zu Zeit von Pagen und Cadetten kleine rührende Dramen und Operetten aufgeführt. Von wirklichem Lernen, von ernster Arbeit, von strenger Pflicht war nicht die Rede; Rousseausche Gefühlssamkeit sollte alles Andere ersetzen und das leitende Princip des Lebens werden. Eigentlich hieß das einen jungen Mann methodisch zu empfindsamer Nichtigkeit und haltungsloser Schwäche, wenn nicht zu spielender Heuchelei und Falschheit heranbilden.

Man kann wohl nicht ohne Erstaunen sehen, daß die erfahrene Kaiserin in Dingen, in denen es doch wahrlich nicht blos auf den Schein ankam, in denen es sich nicht blos um den Beifall der Encyklopädisten handeln durfte, sich in solcher Weise von der Stimmung der Zeit beherrschen ließ; von krankhaft empfindsamen Vorstellungen, die dem Ideenkreise Rousseaus entnommen, ihrem eigenen Wesen im Ernst und in der Wahrheit unendlich fern lagen. Sie, die so genau in der Welt Bescheid wußte; die wenigstens wissen konnte, mit welcher Macht der Rohheit und Unredlichkeit ihr Nachfolger in Rußland insbesondere zu kämpfen haben werde!

Anderes, das sich vielleicht in gewissem Sinn eher erklären ließe, war darum nicht minder bedenklich. Männer, die jene Zeiten erlebt hatten, wollten wissen, daß die erfahrene Kaiserin Reinheit der Sitten über ein gewisses, sehr frühes Alter hinaus nicht für möglich gehalten und nothwendig geachtet habe, die erwachenden Triebe in das scheinbar Unschädliche abzuleiten. Man sagte, sie habe es nicht ungern gesehen, wenn Damen ihres Hofs den Prinzen gefällig entgegen kamen, ja sie habe sogar Damen,

ie ihr zu einer solchen Rolle passend schienen, selbst zu entgegenkommenden Schritten veranlaßt. Wie dem auch sein mag, der Großfürst Alexander urde mit einer Prinzessin von Baden vermählt, ehe er noch sein sechehntes Jahr ganz vollendet hatte. (Er war am 23. December 1777 eboren und seine Vermählung fand am 9. October 1793 statt.) Da ußten doch Erziehung und Unterricht als beendigt angesehen werden.

Die Erziehung des Großfürsten Constantin unterschied sich hauptsächlich dadurch von der seines Bruders, daß er, dem Lebensberuf gemäß, den seine Großmutter für ihn im Sinn hatte, wie zu seiner Zeit erwähnt worden ist, von Griechen umgeben aufwuchs. Im Uebrigen zeigte sich schon zu sehr früher Zeit, daß alle Veranstaltungen einer kunstgerechten Erziehung vor allem sein Herz im Sinn Rousseaus zu bilden, zum Verwundern wenig Einfluß auf ihn geübt hatten.

Die Art und Weise, in welcher die Erziehung des Thronfolgers geleitet wurde, mißfiel auch den Altrussen, aus Gründen, die von ihren besonderen Ansichten abhängig waren —: sie war ihnen zu fremdländisch, nicht russisch genug. Wie sie darüber dachten, das sprach sich in einer Fabel ihres berühmten Fabel-Dichters Krylow — „die Erziehung des jungen Löwen" — in sehr verständlicher Weise aus. Der Löwe, der König der Thiere, ist darauf bedacht, seinem Sohn und Erben eine ausgezeichnete Erziehung zu geben und in Verlegenheit, weil er unter allen seinen Unterthanen und Dienern niemanden sieht, den er fähig halten könnte, sie zu leiten. Endlich übernimmt ein befreundeter Fürst — der Adler — zur Freude des Königs die Erziehung des Prinzen. Man hört dann, daß sie auf das Glänzendste elungen sei; der junge Löwe wird bei seiner Heimkehr als ein Wunder ngekündigt, und vom Vater um seine erworbenen Kenntnisse befragt, ühmt er sich, daß er auf das Genaueste wisse, wie jeder Vogel sein est baut. Damit ist dann natürlich den vierfüßigen Thieren wenig eholfen!

Gewiß fiel bei dieser Unzufriedenheit — und vielleicht vor allem — er Gedanke mit in das Gewicht, daß eine Erziehung, die den Erben der rone an Formen und Wesen westeuropäischer Cultur gewöhnte, auch ieder dem Einfluß der verhaßten Fremden die Wege ebenen werde.

Auch die früheſten Erlebnisse des jungen Kaisers waren nicht geeignet ewesen einen vortheilhaften Einfluß auf sein ganzes Wesen zu üben; er ar den Eltern früh entfremdet worden — hatte dann sehen müssen, mit elcher Abneigung und welchem Mißtrauen sein Vater und dessen Mutter ch gegenseitig betrachteten und war ohne Zweifel schon früh vielfach in ie Lage gekommen, nach beiden Seiten hin vorsichtig schweigen zu müssen. r hatte gesehen wie Vieles selbst in den nächsten und natürlichsten Beehungen der Menschen zu einander Unwahrheit ist und Schein. Das aren seine früheſten Erfahrungen gewesen! — Endlich hatte er seine ebensstellung und seine Freiheit durch den eigenen, seltsam verblendeten

Vater gefährdet gesehen — und gezwungen an einem Anschlag gegen den Vater Antheil zu nehmen, war er von Pahlen und Bennigsen belehrt worden, daß er sich auch gegen die Pläne seiner Mutter zu wahren habe.

Es war zu verwundern, daß er dennoch mit idealen Ansichten, mit unbefangenem Vertrauen auf die Gesammtheit des Volks in das Leben trat. Wohl aber mochten diese unheimlichen Erfahrungen dazu beigetragen haben, eine gewisse schwankende Unsicherheit zu entwickeln, die ohnehin in seinem Wesen lag. Er schwankte in eigenthümlicher Weise zwischen einem unermeßlichen Verlangen, sich persönlich zur Geltung zu bringen und eine glänzende Rolle zu spielen — und einem verzagenden Mißtrauen in die eigene Kraft und Fähigkeit. So kam er dahin, selbst in entscheidenden Augenblicken, wo dergleichen unheilvoll werden konnte, die wichtigsten Verhältnisse unentschieden in der Schwebe zu lassen, um, je nachdem es fiel, persönlich hervortreten, oder auch sich jeder Verantwortung entziehen zu können. Namentlich, wenn er bei dem russischen Heer im Felde erschien, wußte man nie mit Bestimmtheit, ob er den höchsten Befehl selbst führe oder nicht. Siege hätte er gern für sich selbst in Anspruch genommen. Da er aber doch seinen Sternen nicht unbedingt traute, stand immer ein General in solcher Stellung neben ihm, daß Niederlagen Dem als Oberbefehlshaber, nicht dem Kaiser zur Last fielen. Am schwersten wurde dem jungen Selbstherrscher, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, wenn er Personen betraf, die ihm unmittelbar gegenüber standen; wenn z. B. von zwei Männern, deren er zu bedürfen glaubte, einer dem anderen untergeordnet und doch keiner von beiden verletzt werden sollte. Der Entschluß versagte dann wohl ganz und die Dinge mußten gehen wie sie konnten. Es ist selbst vorgekommen, daß er in solchem Falle beiden Betheiligten Instructionen und Vollmachten gab, denen zufolge ein jeder von ihnen sich für den Vorgesetzten des Anderen halten konnte. Daraus ist namentlich während der ersten Periode seiner Regierung gar manches Ungemach hervorgegangen.

Während der ersten Monate trat Alexander etwas schüchtern auf, den Männern gegenüber, die ihn auf den Thron erhoben hatten und deren einer, Pahlen nämlich, bereits vorher die wesentlichsten Theile der Regierung in Händen gehabt hatte. Wie es scheint, fühlte sich der junge Selbstherrscher hülflos diesem ruchlosen Triumvirat gegenüber, das Pahlen, Platon Subow und Bennigsen bildeten, und er glaubte sich gezwungen, die Mörder seines Vaters um seine Person zu dulden und im Besitz der Regierungsgewalt zu lassen. Aber die drei Herren waren unter sich nicht einig und eben darum beherrschten sie den Kaiser auch nicht unbedingt. Pahlen war ein Anhänger des Bündnisses mit Frankreich und wollte die Grundsätze eines freisinnigen und billigen Seerechts behauptet wissen, die Katherina in dem Bündniß der bewaffneten Neutralität England gegenüber vertreten hatte; — Subow hatte, wenn auch ohne alle staatsmännische

Gründlichkeit und Tiefe, die Handels-Interessen Rußlands im Auge und stimmte für Freundschaft und Bündniß mit England fast um jeden Preis. Da fiel der Entschluß, wie das zu geschehen pflegt, in die Mitte. Alexander beschloß, sich nach beiden Seiten hin friedlich aus allen Verwickelungen zu ziehen.

Die Lage Rußlands zwischen den kriegführenden Parteien war in der That eine verwickelte und seltsame geworden, wie nur eine leidenschaftliche und zerfahrene Regierung, gleich der des Kaisers Paul, sie herbeiführen konnte. Im Verdruß über die Politik seiner Verbündeten, war Paul aus dem leidenschaftlichsten Krieg gegen Frankreich zu einer enthusiastischen Freundschaft für Napoleon übergegangen; zu dem Entschluß, in Gemeinschaft mit ihm die See-Tyrannei Englands zu brechen und die Grundlage seiner Macht, sein indisches Reich zu zertrümmern: aber ohne daß irgend ein Vertrag oder auch nur Friede mit Frankreich geschlossen worden wäre; ohne daß auch nur die Schwierigkeiten beseitigt gewesen wären, die dem Abschluß des Friedens im Wege standen. Denn bei aller Begeisterung für den corsischen Helden Frankreichs, den Besieger der Revolution, hätte doch der Kaiser Paul, so bald es zu wirklichen Unterhandlungen kam, in seiner unbeugsamen Weise auf Forderungen zu Gunsten der Könige von Neapel und Sardinien bestanden, auf die Napoleon nicht ohne Weiteres eingehen konnte oder wollte. So trat hier der seltsame Fall ein, daß ein Bündniß mit Frankreich viel leichter zu schließen war als der Friede. Andererseits war ein Krieg gegen England nicht erklärt, aber die — sehr unzureichenden — Schaaren, die unter General Knorring Indien erobern sollten, standen an der unteren Wolga marschbereit, und in der Ostsee waren bereits Dinge verfügt worden, die den Kriegszustand voraussetzten. Der Kaiser Paul hatte ein Embargo auf alle englischen Schiffe legen lassen, die sich in russischen Seehäfen befanden, und die Mannschaften dieser Schiffe waren als Gefangene in das Innere des Reichs geschickt worden. — In Folge dessen ging eine mächtige englische Flotte unter den Admiralen Parker und Nelson, sobald (1801) die Schifffahrt in diesen nordischen Regionen eröffnet war, schon im März, nach der Ostsee unter Segel.

So war denn Rußland der Form nach im Frieden mit England, während thatsächlich bereits Feindseligkeiten geübt wurden, und Frankreich gegenüber der staatsrechtlichen Theorie zufolge noch im Kriegszustande, während thatsächlich der gemeinschaftliche Kampf gegen einen Dritten, einen gemeinsamen Gegner schon begonnen war.

Um sich dieser eigenthümlichen Lage zu entziehen, schrieb Alexander schon in den allerersten Tagen seiner Regierung eigenhändige Briefe an den König von England sowohl als an den ersten Consul Buonaparte, und sprach gegen beide in der freimüthigsten Weise das Verlangen aus, alle schwebenden Fragen, alle Schwierigkeiten auf dem Wege freundschaftlicher Unterhandlung gelöst zu sehen. Gleichzeitig (am 27. März) mußte

auch Graf Pahlen an den Admiral Parker schreiben, daß der Kaiser zwa
in Beziehung auf die Rechte der neutralen Flaggen nicht nachgeben, da
aber alle feindseligen, von seinem Vater verfügten Maßregeln zurücknehme
und über die streitigen Punkte freundschaftlich unterhandeln wolle. Au
kam in Beziehung auf England die That fast noch den Worten zuv
Ohne daß man auf eine Antwort gewartet hätte, wurde das Embar
aufgehoben, das auf die englischen Schiffe gelegt war, und die gefangen
Matrosen wurden (am 4. April) in Freiheit gesetzt.

Frankreich gegenüber lagen die Dinge nicht so einfach, trotz d
enthusiastischen Freundschaft, die geherrscht hatte. Pahlen war ein Staa
mann, was man auch sonst berechtigt sein mag von ihm zu denken u
zu sagen, und obgleich Anhänger eines Bündnisses mit Frankreich, wo
er doch das Recht und die Würde Rußlands Frankreich wie Engla
gegenüber gewahrt wissen. Gegen England hatte er angedeutet, daß Ru
land im Sinn der bewaffneten Neutralität auf dem Recht der neutra
Flaggen bestehen werde; in Paris mußte der russische Gesandte Kalitsch
am 26. April eine fast drohende Note überreichen, um auf Erfüllung v
schiedener Punkte zu bestehen, zu denen sich Napoleon, wenn auch ni
in der bindenden Form eines wirklichen Vertrags, doch durch begütigen
Versicherungen gegen den Kaiser Paul verpflichtet hatte.

Es waren zwei Punkte, die Napoleon öffentlich, drei andere, die
insgeheim zugesagt hatte. Durch die ersteren hatte sich der Zwingh
Frankreichs verpflichtet, den Königen von Sardinien und Neapel ihre f
ländischen Besitzungen zurückzugeben — und in Folge dessen hatte Fra
reich (am 23. März 1801) wirklich einen Frieden mit den süditalienisch
Bourbons geschlossen, durch den diese ihre verlorenen Länder zurück erh
ten — doch mit Ausnahme der Insel Elba und ihrer ehemaligen B
sitzungen an der Küste von Toscana (Stato degli Presidii und Piombin
die abgetreten werden mußten. Außerdem mußten die Seehäfen ih
Gebiets den Engländern verschlossen werden und die festländischen Provinz
Neapels blieben von französischen Truppen besetzt, die auf Kosten dies
Reichs erhalten werden sollten.

Was vollends die Rechte des Königs von Sardinien betrifft, wa
unmittelbar nach dem Tode Pauls (19. April) Dinge verfügt worden, d
den übernommenen Verpflichtungen geradezu widersprachen. Piemont w
zwar noch nicht der Form nach, wohl aber, in die Zahl der französisch
Militär-Divisionen eingereiht und in sechs Departements eingetheilt, tha
sächlich mit Frankreich vereinigt worden.

Die geheim gehaltenen Versprechungen besagten, daß der Kirchenstaa
unangetastet bleiben, der aus seinen Staaten vertriebene Großherzog vo
Toscana in Italien, nicht in Deutschland entschädigt werden solle un
endlich, daß die sogenannten „Entschädigungen" der deutschen Fürsten i
Deutschland selbst, das heißt die neuen Gebietsvertheilungen, die da, i

Folge so vieler Veränderungen und Verluste stattfinden mußten, durch Frankreich und Rußland gemeinschaftlich geregelt werden sollten.

In dieser Lage der Dinge sendeten zwar England und Frankreich außerordentliche Botschafter nach Petersburg, um den neuen Kaiser bei seinem Regierungs-Antritt zu begrüßen — doch scheint die Ungewißheit, in der man sich hier und dort befand, deren Abfertigung verzögert zu haben. Napoleon hatte seinen Adjutanten, den General Duroc, den künftigen Palast-Marschall seines werdenden Hofs, noch an den Kaiser Paul abgefertigt. Dieser Gesandte aber wurde zu Berlin von der Nachricht überrascht, daß in Petersburg ein Regierungswechsel stattgefunden habe und mußte dort auf neue Beglaubigungsschreiben warten. Man ließ ihn so lange darauf warten, daß er erst Ende Juni — in der Nacht vom 24. zum 25. — dort eintraf —: wohl ein Zeichen, daß Kalitschews Note eine gewisse Unsicherheit hervorgerufen hatte. — Der englische Botschafter, Lord St. Helens, traf noch etwas später ein (am 29. Juni), aber wie es scheint absichtlich nicht eher, als bis ein Vertrag unterzeichnet war, wie ihn England haben wollte. Er hatte nichts versäumt.

Der persönliche Wille des Kaisers Alexander machte sich vorzugsweise in den Verfügungen geltend, die, vom ersten Augenblick an in rascher Folge erlassen, eine Verbesserung der inneren Zustände Rußlands zum Zweck hatten.

Ganz zuerst wurde die gefürchtete „geheime Expedition" aufgehoben, diese politische und Polizei-Behörde, die auf verborgenen Wegen forschte anstatt in regelmäßiger Weise zu untersuchen und an kein Gesetz gebunden, in der Stille willkürlich über Leben und Freiheit verdächtig Gewordener verfügte. Auch wurden alle Diejenigen in Freiheit gesetzt, die auf Verfügung dieser Behörde nach Sibirien verbannt oder in den Kasematten der Festungen gefangen gehalten, oder auf ihre Güter oder in entfernte Städte des Innern verwiesen waren.

Anstatt der kaiserlichen Rathsversammlung, die bisher willkürlich und gelegentlich zusammenberufen und befragt worden war oder auch nicht, wurde ein Reichsrath organisirt, der sich unter dem persönlichen Vorsitz des Kaisers zu regelmäßig wiederkehrenden Sitzungen vereinigen, in dem alle wichtigen Regierungs-Angelegenheiten, alle Entwürfe zu neuen Verordnungen berathen werden, dessen Gutachten nothwendig sein sollten.

Drei Wochen nach dem Antritt seiner Regierung (2./14. April) erschien der Kaiser persönlich im Senat, um dieser Behörde fünf Manifeste, die er an demselben Tage unterschrieben hatte, zur Nachachtung mitzutheilen. Es wurden darin alle früher dem Adel verliehenen Vorrechte von neuem bestätigt, und namentlich wurde dem Adel das Recht zurückgegeben aus seiner Mitte eine Anzahl Beisitzer der Kreis- und Landgerichte zu wählen.

Der Kaiser Paul hatte die Befugniß, diese vom Adel deputirten Beisitzer zu ernennen, auf das Heroldsamt übertragen. Eben so wurden alle den Municipalitäten verliehenen Rechte neu bestätigt. Die übrigen Manifeste verfügten dann ungehinderte Ausfuhr aller russischen Producte, von denen nur den Verfügungen der Kaiserin Katherina gemäß Zoll erhoben werden sollte; — die den Bauern der Kron-Domainen gewährte Erlaubniß Holz in den Domainen-Wäldern zu fällen; — Aufhebung der geheimen Kanzlei und Ueberweisung aller dort noch schwebenden Sachen an den Senat; — endlich Erleichterungen des Schicksals verurtheilter Verbrecher und die Bestimmung, daß alle Forderungen der Krone, die weniger als ein tausend Rubel betrugen, gänzlich niedergeschlagen werden sollten.

Bald darauf erschien der Kaiser auch im Synod, um die frühere Verfügung, der zufolge Geistliche auch im Fall eines Verbrechens von Leibesstrafen befreit sein sollten, neu zu bestätigen. Sie war unter dem Kaiser Paul gänzlich unbeachtet geblieben.

Fast mit überstürzender Eile folgten Tag für Tag neue Verordnungen. Dem Kaufmannstande wurde das Recht ertheilt, Landeigenthum zu erwerben, doch ohne Bauern, ohne Leibeigene; „Seelen" durfte nur der Adel besitzen. Auch den Domainen-Bauern sollte unter denselben Bedingungen gestattet sein, Grund und Boden zu kaufen und zu besitzen. — Von größerer Tragweite in anderer Beziehung war, daß die Bücher- und Zeitungs-Censur sehr wesentlich gemildert wurde. Die Einfuhr von Büchern aus der Fremde wurde wieder gestattet. Unter dem Kaiser Paul war sie im Allgemeinen verboten, nur im Einzelnen ausnahmsweise erlaubt gewesen. Jedes einzelne Buch, jedes einzelne Exemplar jedes Buchs mußte durch die Hände der Censur gehen und von ihr gestempelt werden. Jetzt wurde das Verhältniß umgekehrt; die Einfuhr war im Allgemeinen frei, nur einzelne Werke konnten ausnahmsweise verboten sein. — Um seiner Sache ganz gewiß zu sein, um aller Verbreitung böser Druckschriften gründlich vorzubeugen, hatte der Kaiser Paul zuletzt alle Privaten gehörigen Buchdruckereien in ganz Rußland schließen und versiegeln lassen. Im weiten russischen Reich konnte nichts gedruckt werden, als was aus den Pressen der Regierung hervorging. Alexander ließ die geschlossenen Druckereien wieder öffnen.

Sofort wurden dann auch alle diejenigen Verfügungen der früheren Regierung aufgehoben, die in die Gewohnheiten des täglichen Lebens eingriffen und fortwährend als ein lästiger Druck empfunden wurden. So die strengen Kleiderordnungen Pauls; das Verbot außer Landes zu reisen, von dem nur auf sehr großen Umwegen Ausnahmen gestattet werden konnten, und desgleichen die bis in das Unendliche vermehrten Schwierigkeiten, die den Fremden in den Weg gelegt wurden, wenn sie nach Rußland kommen wollten.

Eben so eilfertig wurde endlich Ein und Anderes vielleicht minder

Wesentliche beseitigt, das den Kaiser nicht mit Unrecht als Wahrzeichen alter Barbarei verletzte. So sollte fortan in den Urtheilen der Criminal-Gerichte das Wort „schonungslos" nicht mehr gebraucht werden. Bisher war stets verfügt worden, die Verurtheilten sollten schonungslos gepeitscht oder geknutet werden. Das durfte nicht mehr sein. Vor allem aber wurden die zahlreichen Galgen weggeräumt, die der Kaiser Paul an öffentlichen Orten hatte aufrichten lassen. Die Namen aller von den Criminal-Gerichten Verurtheilten sollten daran geheftet werden, dazu waren sie vorzugsweise bestimmt. Alexander aber fand, daß diese Bestimmung eine unberechtigte Kränkung Unschuldiger verfügte; der Angehörigen nämlich, der Familien der Unglücklichen, die den Criminal-Gerichten verfallen waren.

Um die Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten, gegen Pahlens Willen, ganz den eigenen Ansichten gemäß leiten zu können, rief Subow den unter dem Kaiser Paul nach Moskau verwiesenen Vice-Kanzler Grafen Nikita Petrowitsch Panin zu Hülfe. Auch der Fürst Kurakin wurde zurückberufen: beide traten wieder in die Geschäfte ein. Kurakin blieb unbedeutend, wie ihn die Natur dazu bestimmt hatte — Panin übte einige Zeit über nicht unbedeutenden Einfluß, und da er ganz dem englischen Interesse ergeben war, wurde schon am 27. Juni ein Vertrag unterzeichnet, der den Engländern nur erwünscht sein konnte.

Die englische Flotte unter Parker hatte in den ersten Tagen des April einen gewaltsamen Angriff auf Kopenhagen ausgeführt und Dänemark zu einem Waffenstillstand gezwungen, während dessen Englands Seerecht gelten sollte. Das wurde wie bisher, so auch jetzt, mit Stillschweigen übergangen. Rußland hatte in der That nicht die Möglichkeit gehabt seinen Verbündeten zu schützen und fühlte keinen Beruf ihn zu rächen.

In dem Vertrag verzichtete der Kaiser Alexander auf das Großmeisterthum des Johanniter-Ordens und in Folge dessen auch auf den Besitz der Insel Malta. Daß England die wichtigste Seefestung im Mittelländischen Meere nicht einer Großmacht überlassen wollte, die früher oder später ein gefährlicher Nebenbuhler werden konnte, war natürlich genug und eben so, daß der Kaiser Alexander nicht daran dachte, die abenteuerlichen Pläne seines Vaters wieder aufzunehmen; besonders da Malta im Besitz der Engländer war und Rußland nicht die Mittel hatte, es ihnen wieder zu entreißen. Sehr bedenklich war es dagegen, daß Rußland das Seerecht, das die zur bewaffneten Neutralität verbündeten Mächte bis dahin vertheidigt hatten, durchaus fallen ließ und sich unbedingt jenes andere Seerecht vorschreiben ließ, in welchem England seinen Vortheil fand. So wurde jetzt der Grundsatz aufgegeben, daß die Flagge die Waare decke, das heißt, daß auf Schiffen neutraler Staaten selbst feindliches Gut im Seekriege vor Wegnahme sicher sein solle. Im Zusammenhang damit wurde

selbstverständlich den englischen Kriegsschiffen das Recht, Kauffahrer unter neutraler Flagge auf offener See nach Feindesgut zu durchsuchen, im allerweitesten Umfang eingeräumt; selbst die Handelsschiffe, die von Kriegsschiffen der eigenen Nation begleitet waren, wurden der Durchsuchung unterworfen. Eben so wurde der andere, nicht minder wichtige Satz des bisherigen Seerechts aufgegeben, dem zufolge von den Neutralen Blokaden einzelner Seeplätze oder ganzer Küsten nur insofern anerkannt werden sollten, als sie wirklich ausgeführt waren; nur insofern ein Kriegsgeschwader wirklich zur Stelle war, um die Sperre solcher in Blokade-Zustand erklärten Küsten zu handhaben. Fortan sollten auch die blos nominalen, blos erklärten Blokaden gültig sein und damit war den Engländern das Recht eingeräumt, alle nach einer solchen, mit dem Fluch einer nominalen Blokade behafteten, Küste bestimmten neutralen Schiffe auf offener See zu kapern, auch wenn sie kein feindliches Gut an Bord hatten.

In Dänemark und Schweden, wo man bis dahin bedacht gewesen war das Seerecht der bewaffneten Neutralität mannhaft zu vertheidigen, war man natürlich sehr wenig erbaut von dieser etwas demüthigen Nachgiebigkeit Rußlands, durch die man sich preisgegeben und ebenfalls gezwungen sah, sich dem Seerecht — oder der See-Tyrannei Englands zu beugen. Aber auch in Rußland machte sie einen ungünstigen Eindruck, wenn auch aus anderen Gründen. Den Seehandel Rußlands glaubte man durch dergleichen wenig gefährdet, da er fast ganz unter fremder Flagge betrieben wurde — die russische Handelsflagge sich, insofern sie überhaupt zum Vorschein kam, — kaum jemals über den Sund hinaus wagte. Für die Freiheit der Meere hatte man keinen Sinn, und die Demüthigung Rußlands scheint man nicht empfunden zu haben. Aber man fürchtete die Versöhnung mit England könnte in den Prinzipien-Krieg gegen Frankreich zurückführen, und das war eine den Russen im Allgemeinen sehr unwillkommene Vorstellung!

Katherinas Politik, sich von den Händeln fern zu halten, die den Westen bewegten, aber die deutschen Mächte dort in unabsehbare und erschöpfende Kämpfe zu verwickeln, um selbst in der eigenen Machtsphäre freie Hand zu behalten, war selbst den Altrussen einleuchtend gewesen und hatte ihnen gefallen. Dagegen war sehr ungünstig beurtheilt worden, daß Rußland sich unter dem Kaiser Paul, wie man meinte, für Oesterreich aufopfern sollte. Dann aber hatte die letzte Wendung der Politik dieses Kaisers den Russen gleichsam neue Horizonte geöffnet. Ein Bündniß mit Frankreich zu gemeinschaftlicher Beherrschung Europas —: das war ein Gedanke, der gefiel und Wurzel faßte, namentlich unter den Altrussen. Er ist seither sehr oft wieder aufgetaucht! — Das commerzielle Unheil, das durch den dabei unvermeidlich vorausgesetzten Bruch mit England über Rußland kommen konnte, wußte man nicht zu ermessen. Darüber mußte man erst durch die Erfahrung belehrt werden.

Unter diesen Bedingungen war der Eindruck, den der Vertrag vom 17. Juni machte, ein solcher, daß der Kaiser und seine Rathgeber nöthig achteten, die öffentliche Meinung durch ein neues Manifest (vom 1./13. Juli) zu beruhigen. In diesem Actenstück wurde die Politik der Nicht-Intervention laut verkündet und jeder Gedanke an einen Prinzipien-Krieg auf das entschiedenste abgewiesen: „Wenn ich je zu den Waffen greife," sagte der Kaiser darin, „so wird es nur zum Schutz meines Volks geschehen. — — Ich mische mich nicht in die inneren Zwiste, die andere Reiche bewegen; es ist nicht meine Sache, welche Form der Regierung die Völker — ein jedes bei sich — einführen mögen; wenn sie nur in ihren Beziehungen zu meinem Reich sich von dem Geist der Versöhnlichkeit (Toleranz, терпимость) leiten lassen, der mich leitet, werden wir in den freundschaftlichsten Beziehungen bleiben."

Nach dem Abschluß eines solchen Vertrags mit England mußte Graf Pahlen die Tage seiner Herrschaft wohl für gezählt halten. Um so mehr da in dem Maß, wie seine politischen Gegner das Uebergewicht gewannen, auch der unversöhnliche Haß, mit dem die Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna, ihn wie Bennigsen verfolgte, gefährlicher für ihn werden mußte.

Dieser Haß war sehr natürlich und könnte doch in gewisser Beziehung eigenthümlich genannt werden. Pahlen war nicht unmittelbar bei der Ermordung Pauls betheiligt und konnte wenigstens mit einigem Anschein behaupten, daß er sie nicht gewollt habe. Anders der Fürst Subow; der hatte in der verhängnißvollen Stunde eine Hauptrolle gespielt und war von Allen am unmittelbarsten bei der grauenhaften That betheiligt — und dennoch sah die Kaiserin-Mutter ohne eigentlichen Haß mit einem gewissen Gleichmuth auf ihn. Aber freilich, Pahlen und Bennigsen hatten diese Fürstin persönlich beleidigt; sie hatten ihren Befehlen und ihren Drohungen getrotzt und ihr vermessene Dinge gesagt; — und was vielleicht noch schlimmer war: die Kaiserin selbst hatte sich vor diesen Beiden bedenkliche Blößen gegeben; sie hatte vor ihnen unvorsichtig ihre geheimsten Wünsche verrathen!

Da der persönliche Einfluß der Kaiserin nicht auszureichen schien, wurde die Geistlichkeit in Bewegung gesetzt, um Pahlen zu beseitigen. Ein Priester, eine Pope, zeigte hie und da dem Volk ein Heiligenbild, das auf wunderbare Art oder durch ein Wunder in seine Hände gekommen sei. Das Wunderbild, das man vielleicht vom Himmel gefallen glauben sollte, trug die Inschrift „Gott wird alle Mörder des Kaisers Paul Petrowitsch strafen." — Nach allem, was weiter geschah, scheint es nicht eigentlich darauf abgesehen gewesen zu sein, in den Massen wirklich eine drohende Stimmung hervorzurufen, deren Gefahren dann kaum zu übersehen gewesen wären; in Petersburg hätte das auch jedenfalls nicht leicht gelingen können. Die Absicht könnte wohl eher gewesen sein, dem Grafen Pahlen Furcht vor einer solchen Stimmung einzuflößen, denn gerade ihm selbst

wurde sehr viel von der Sache erzählt; aber sie machte sehr wenig Eindruck auf den entschlossenen Mann. Er ließ, ohne sich an die eben erst erneuerten Gesetze im Mindesten zu kehren, alle, die solche Gerüchte verbreiteten, „schonungslos" peitschen, vor Allen den betreffenden Popen selber, der unter der Peitsche den Betrug eingestanden haben soll. Weiteres ist in Beziehung auf diese seltsame Angelegenheit nicht in zuverlässiger Weise zu ermitteln. Namentlich muß dahin gestellt bleiben, ob der Pope mit dem Wunderbilde durch seine Aussagen wirklich die Kaiserin-Mutter bloßstellte. Er müßte dann jedenfalls auf das Gerathewohl und auf Vermuthungen hin gesprochen haben, denn schwerlich stand die Fürstin in unmittelbaren Beziehungen zu einem Agenten so untergeordneter und zugleich so niedriger Art.

Aber auch höher gestellte Geistliche wurden in Bewegung gesetzt, und zwar unmittelbar durch die Kaiserin-Mutter; wenigstens ist nicht zweifelhaft, daß sie es war, die den Metropoliten von Petersburg, Ambrosius, zu einem sehr auffallenden Schritt veranlaßte. Dieser Kirchenfürst fuhr nämlich an einem hohen Festtage, nachdem er einen feierlichen Gottesdienst gehalten, in einer Weise, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte, in Galla, mit einem Zug von sechs Pferden durch die, wie an Festtagen gewöhnlich, von müßigen Leuten belebten Straßen, vor die Thüre des Grafen Pahlen an der Polizei-Brücke — stieg dort umständlich aus dem Wagen und verweilte dann zögernd an der Schwelle, so lange als nöthig war, um von recht vielen Menschen bemerkt zu werden. Erst als sich eine große Menge müßiger Leute versammelt hatte, um zu sehen was da vorgehen werde, trat Ambrosius bei dem Grafen Pahlen ein, führte ihn nach einigen gleichgültigen Reden an das Fenster, wies auf die Volksmenge und suchte ihn zu überreden, daß sie in drohender Stimmung, in feindseliger, gegen ihn gerichteter Absicht da versammelt sei. Er rieth dem Grafen Petersburg sofort zu verlassen, wenn er nicht in Stücke zerrissen werden wolle von dem Volk, das seinen Haß nicht verberge. Man brauche der Menge da nur ein Wort zu sagen und sie werde weder den Grafen Pahlen am Leben, noch von dem Hause, das er bewohne, einen Stein auf dem anderen lassen. Darauf eilte Ambrosius in den Winterpalast, der Kaiserin-Mutter zu berichten.

Wirklich erhielt Pahlen fast unmittelbar nach dieser Scene den kaiserlichen Befehl, Petersburg zu verlassen. Doch war das wohl mehr ein zufälliges Zusammentreffen, der Sieg der Kaiserin-Mutter insofern ein scheinbarer zu nennen, als er nicht durch diese Dinge, überhaupt nicht durch das herbeigeführt wurde, was sie veranstaltet haben mochte. Natürlich hatte man nicht versäumt auch dem Kaiser von dem gefährlichen Haß zu sprechen, dessen Gegenstand Graf Pahlen sei —: das war ja die unerläßliche zweite Hälfte des ganzen Treibens. — Doch wurde Pahlen schließlich nicht deshalb, sondern aus anderen Gründen entfernt. Seine Nähe mußte schon an sich dem Kaiser unheimlich sein; dann verletzte

ahlen durch ſein beſtimmtes Auftreten und durch den Anſpruch auf eberlegenheit, der darin lag und endlich ſtanden auch ſeine ſtaats-ännischen Anſichten, aus den Erfahrungen ſeiner Zeit geſchöpft, zu ſehr i Widerſpruch mit den idealiſirenden Anſchauungen Alexanders. Beſonders er, berichtet Bennigſen, war der Kaiſer auf Pahlens angeblich zwei-utige Haltung in jener verhängnißvollen Märznacht aufmerkſam gemacht orden; darauf, daß er ſich gefliſſentlich fern gehalten habe, gefaßt darauf thigenfalls auch den nunmehrigen Kaiſer und ſeine Verbündeten zu rhaften. Das ſoll, Bennigſen zufolge, den Ausſchlag gegeben haben.

Nach Pahlens Entfernung war bald auch ein Mittel gefunden, allen chwierigkeiten in den Beziehungen zu Frankreich aus dem Wege zu gehen. hnehin waren manche der zur Sprache gebrachten Punkte inzwiſchen rdnet worden. Der Papſt war wieder eingeſetzt, der Großherzog von oscana war durch Salzburg und Berchtesgaden entſchädigt worden. Wie wöhnlich eine Veränderung im diplomatiſchen Perſonal vorgenommen ird, wenn eine veränderte Politik eingeleitet werden ſoll, trat Graf Markow s ruſſiſcher Geſandter in Paris an Kalitſchews Stelle, und da der Prä-minar-Frieden zwiſchen England und Frankreich, der am 8. October 301 unterzeichnet, zu dem Frieden von Amiens führte, alle Forderungen Beziehung auf Neapel erledigte, konnte am 11. October auch der Friede iſchen Rußland und Frankreich geſchloſſen werden. Die von Seiten ußlands geforderte Wiedereinſetzung des Königs von Sardinien war gentlich der einzige ſtreitige Punkt, um den es ſich noch handeln konnte, ıd der wurde umgangen! — Rußland forderte nicht mehr, daß Piemont iner rechtmäßigen Regierung zurückgegeben werde, es verlangte nur noch, ıß dem König von Sardinien eine Entſchädigung — verſprochen werde. elche? — das blieb den Schickſalsmächten anheimgegeben! Eine ſo all-mein gehaltene Verſicherung verpflichtet ſchon an ſich zu gar nichts; allehrand aber, der die Unterhandlungen für Frankreich führte, wußte dann vollends ganz illuſoriſch zu machen durch die Art, wie der treffende Artikel im Vertrag gefaßt wurde. Die beiden Mächte, heißt da, werden ſich nach beiderſeitigem Gutbefinden (de gré à gré) darüber nigen, was zu Gunſten der Intereſſen des Königs von Sardinien ge-ehen kann und auf dieſe Intereſſen alle Rückſichten nehmen, die mit r gegenwärtigen Lage der Dinge vereinbar ſind (y auraient tous les gards compatibles avec l'état actuel des choses).

Pahlen wollte die Anſprüche Rußlands wie deſſen Würde gegen ngland nicht nur, ſondern auch gegen Frankreich wahren, obgleich er nem Bündniß mit Frankreich geneigt war —: jetzt war man dahin kommen, nach beiden Seiten hin unbedingt nachzugeben, ohne von Eng-nd irgend etwas oder von Frankreich mehr als etwas Scheinbares zu langen. Denn allerdings war in einem geheimen Artikel des Vertrags itgeſtellt, daß Frankreich und Rußland gemeinſchaftlich über die Entſchä-

digung der deutschen Fürsten — das heißt über die Vertheilung der geistlichen Fürstenthümer, die es bis dahin in Deutschland gegeben hatte — entscheiden wollten und daß die Regenten von Bayern, Württemberg und Baden bei der Vertheilung der Beute besonders begünstigt werden sollten —: aber die genannten Fürsten zu begünstigen, lag ohnehin in Buonapartes Plänen. Das war kein Zugeständniß und im Uebrigen war Napoleon vollkommen mit sich selbst darüber einig, daß Rußlands Einfluß auf die Regelung dieser Angelegenheiten nicht mehr als Schein sein sollte. Er litt keinen Willen neben dem seinigen; das hat er selbst oft und ausdrücklich genug gesagt. Auch zeigten die deutschen Fürsten, daß sie sehr wohl wußten, wo der Schwerpunkt der Entscheidung lag, indem sie in hellen Haufen nach Paris eilten, um dort zu betteln und zu bestechen. Dagegen mußte Rußland, nachdem es den König von Sardinien bereits in umschreibender Form hatte fallen lassen, sich auch noch bequemen, alle Usurpationen Napoleons in Italien ausdrücklich anzuerkennen und gut zu heißen.

Bald nachdem Pahlen verdrängt war, verschwand auch der Fürst Subow von der Bühne; er war zu unbedeutend um sich behaupten zu können. Kein ausdrückliches Gebot verbannte ihn vom Hof, aber er mußte gewahr werden, daß er in sehr geringem Ansehen stand und mit Geringschätzung behandelt, selbst gemieden wurde. Er entfernte sich dem Anschein nach freiwillig und wußte sich dann aber nicht in derselben tactvollen Weise zu bescheiden wie Pahlen. Dieser wußte sich zu sagen, daß er nach der verwegenen That im März entweder Rußlands leitender Staatsmann sein und bleiben, oder in stiller Zurückgezogenheit leben mußte; daß ein Drittes sich nicht ziemte. Er hat nie wieder seine Güter in Kurland verlassen. Anders Subow. Er zog sich zwar auch auf die Güter zurück, die ihm die Kaiserin Katherina in Samogitien geschenkt hatte, aber er machte doch noch Versuche, auf Reisen und an deutschen Badeorten zu glänzen und schien sich sogar darin zu gefallen, daß er da ein Gegenstand der Neugierde war, bis er von Petersburg aus bedeutet wurde, daß er besser thue zu Hause zu bleiben.

Nachdem Pahlen und Subow entfernt waren, sank auch Bennigsen ganz von selbst in die Reihe der Generale zurück, wie die russische Armee ihrer viele zählte. Ein Fremder, vermählt mit einer Polin von unbedeutender Herkunft, die den unbekannten Familiennamen Andruchowicz trug, hatte er keinen Anhalt in den Hofkreisen. Und nun, nachdem dieses erste Triumvirat beseitigt war, traten die persönlichen Freunde des jungen Kaisers hervor und thatsächlich an die Spitze der Geschäfte —: jüngere Männer, die meist schon zur Zeit, als Alexander noch Großfürst war, sein Vertrauen besessen und seine Sorgen getheilt hatten, in der Mehrzahl wirklich, scheinbar alle begeistert für die Ideen der Zeit. Besonders drei

von ihnen ragten noch besonders hervor als die Vertrauten des Kaisers im engsten Sinn des Worts, vor denen er keine Geheimnisse hatte, und sie schienen auch unter sich so eng verbunden, daß sie wirklich in den gesellschaftlichen Kreisen der Hauptstadt „das Triumvirat" — ja im Scherz, in der Erinnerung an die jüngste Vergangenheit „le comité de salut public" genannt wurden. Diese drei waren der Graf Paul Alexandrowitsch Strogonow, Nikolay Nikolayewitsch Nowosiltzow und ein Pole, der Fürst Adam Georg Czartoryski. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden gesprächsweise in ihrem gesellschaftlichen Verkehr, in ihren abendlichen Zusammenkünften unter sich und mit dem Kaiser entschieden.

Zu den Eigenthümlichkeiten dieser jugendlichen Regierung gehört dann auch, daß in diesem zwanglosen comité — über das der Reichsrath in Vergessenheit gerieth — auch Laharpe eine Stimme hatte, um seine Meinung befragt wurde und nicht selten in den wichtigsten Angelegenheiten entschied —: ein Fremder! ein Schöngeist, dem jede staatsmännische Thätigkeit eben so vollkommen fremd war als das Innere des russischen Reichs und die Gesammtheit seiner Lebensverhältnisse!

Was die Mitglieder des Triumvirats betrifft, so war Strogonow unleugbar ein Mann von edel geartetem Charakter, aber er hatte eine durchaus französische, weltmännische Erziehung erhalten, die ihn eben nur befähigte sich in allgemeinen Anschauungen zu ergehen und auch wohl geistreich darüber zu sprechen. Er schwärmte einerseits — mit Montesquieu — für England und seine Verfassung, andererseits für Mirabeau, in dem er einen großen Staatsmann verehrte. — Der bedeutendste Mann des Triumvirats war ohne Frage Nowosiltzow, ein naher Verwandter Strogonows, ein verständiger, vielseitig, in mancher Beziehung auch gründlich unterrichteter, noch junger Mann. Er war Garde-Offizier gewesen und hatte, auf den Rath und Wunsch des damaligen Großfürsten Alexander, seinen Abschied genommen, um — der russischen Gesandtschaft zugezählt — vier Jahre in England dem Studium der englischen Verfassung und der dortigen Verhältnisse zu leben. Er war Anglomane, man sagte, England sei sein eigentliches Vaterland geworden. Doch hatten ihm in dem Inselande vorzugsweise die Anschauungen der Tories zugesagt und es soll ihm mit dem Liberalismus, zu dem er sich zunächst bekannte, niemals recht vollständiger Ernst gewesen sein. In seiner doppelten Eigenschaft, als Anglomane und als der fähigste Mann im Triumvirat, der auch den größten Einfluß zu üben schien, war er natürlich den Altrussen und der französischen Partei am meisten verhaßt. Er wurde in diesen Kreisen vorzugsweise mit manchem mehr oder weniger witzigen Wort verfolgt und „le grand homme" — „l'homme universel" genannt. Die Art, wie man ihn — z. B. als „génie à toutes sauces" — bezeichnete, war sogar nicht selten von zweifelhaftem gutem Ton.

In gleicher Vorliebe für englische Zustände schloß sich diesem Kreise

der Graf Victor Pawlowitsch Kotschubey an, wenn er auch, mehrere Ja
älter, dem Kaiser nicht in demselben Grade nahe stand. Er war
Kleinrusse, Neffe des Kanzlers Besborodko, und hatte als solcher eine
begünstigte Jugend durchlebt. Zu Genf erzogen, war er als neunz
jähriger Jüngling der russischen Gesandtschaft in London zugezählt wo
und dann (1792), kaum vierundzwanzig Jahre alt, Gesandter in Cons
tinopel gewesen. Unter dem Kaiser Paul hatte ihm sein Oheim
den Grafentitel verschaffen können, nach Besborodkos Tod aber war
er, gleich so vielen Anderen, in Ungnaden entlassen und auf seine G
verwiesen worden. Rußland war ihm natürlich fremd geblieben.

Der Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzyn endlich — obglei
sich in der Jugend durch satyrische Bemerkungen viele Feinde m
eigentlich eine weiche Natur, die zu einem unklaren Mysticismus
— war dem Kaiser ebenfalls von frühester Jugend an befreundet, gel
aber erst später zu staatsmännischer Bedeutung. Er wurde 1803
Procuror des Synods.

Daneben aber hatte der Kaiser Alexander auch noch einen an
Günstling und Vertrauten, der nicht zu dem Kreise dieser jugend
Enthusiasten gehörte, vielmehr den denkbar schroffsten Gegensatz zu
bildete, sich auch fern von ihnen hielt und ihnen nicht freundlich g
war. Das war der rohe, tückische und feige, aber listige und in asia
Weise unterwürfige Araktschejew! — Man hätte glauben sollen,
niemand dem jungen Kaiser antipathischer sein könnte als dieser M
dessen ganzes Wesen dem seinigen so fern lag, ja widersprach. Di
same Macht, die Araktschejew dennoch — wie ganz von selbst —
ihn hatte, läßt sich wohl nur auf Eine Weise erklären. In dem
blick, wo der Kaiser Paul Gefahr und Verrath witterte, hatte er de
vorher verabschiedeten und verbannten Araktschejew an den Hof z
berufen, als ob er von ihm seine Sicherheit erwartete. Daß Araktsc
nimmermehr zu einem Anschlag gegen den anerkannten Herrn die
geboten hätte, das wußte jeder, der ihn kannte. Ja die Nachricht,
seine Rückkehr nahe bevorstehe, war als Grund angeführt worden
zur That zu schreiten; es war, als ob nichts der Art hätte ges
können, wenn Er zur Stelle war. — Daß ein Kaiser von Rußland
selbst die schreckliche Märznacht erlebt hatte und die Geschichte seines
ters kannte, bei allem Vertrauen in sein Volk doch Werth auf eine
unbedingte Ergebenheit legte und auf eine Unterwürfigkeit, die sich
nigstens scheinbar — nie einen eigenen Willen oder eine eigene A
gestattet, das ist nur zu natürlich. Doch spielte Araktschejew, an
und Bildung seinen Nebenbuhlern in der Gunst Alexanders weitaus
gewachsen, vor der Hand nur eine verhältnißmäßig untergeordnete

Unheilvoller als sein Einfluß erwies sich während dieser ersten
der neuen Regierung, daß unter den jungen Vertrauten des Kaisers

er im edelsten Sinn des Worts für seine Freunde hielt, einer nicht redlich war und eigene Pläne verfolgte, über die er seinen kaiserlichen Freund täuschte. Das war der Fürst Adam Georg Czartorysski. Schon seit der letzten Theilung Polens weilte dieser Fürst sammt seinem jüngeren Bruder auf Befehl der Kaiserin Katherina in Petersburg, wo er, der Form nach Offizier, ihrem ältesten Enkel als Adjutant zugewiesen wurde, und schon damals hatte ihm der kaum siebzehn- oder achtzehnjährige Großfürst Alexander ein offenes Vertrauen, eine enthusiastische Freundschaft entgegengetragen —: eine Gunst des Schicksals, die sich der um sieben Jahre ältere und erfahrenere Czartorysski natürlich nicht entgehen ließ.

In ihrem ersten vertrauten Gespräch im Garten des Taurischen Palastes äußerte — wie Czartorysski selbst berichtet — der damalige Großfürst Alexander, daß er den Despotismus verabscheue, wo und in welcher Weise er auch geübt werde; daß er die Freiheit liebe, die das Recht aller Menschen sei; daß er lebhaften Antheil an der französischen Revolution genommen habe und trotz ihrer Verirrungen einen glücklichen Erfolg der französischen Republik wünsche. Ferner, daß er weder die Ansichten billige, die am russischen Hof herrschten, noch die Politik seiner Großmutter; daß seine stillen Wünsche stets zu Gunsten Polens und seiner „glorreichen Kämpfe" — gegen Rußland — gewesen seien; daß er Polens Fall beklage; daß Kosciuszko in seinen Augen ein großer Mann sei — groß durch seine Tugenden und als Vertheidiger einer solchen Sache, der Sache der Humanität und des Rechts.

Es mag sein, daß in Czartoryskis Bericht Ein und Anderes absichtlich etwas übertrieben ist —: doch ist nicht zu bezweifeln, daß Alexander zur Zeit im Wesentlichen solchen Grundsätzen huldigte und ebenso wenig, daß er sich gegen den Freund seiner Wahl mit vollkommener Freimüthigkeit darüber ausgesprochen haben wird. Die große Jugend Alexanders und das geringe Maß geschichtlicher Einsicht, das er in so früher Zeit aus den Lehren eines Laharpe geschöpft haben konnte, lassen es erklärlich finden, daß er in der Sache des polnischen Adels, die vor seinen Augen zu Grunde gegangen war, die in der Wirklichkeit ziemlich fern liegende Sache der Humanität sehen konnte.

Natürlich war Czartorysski beflissen, ihn in diesen Vorstellungen zu erhalten und zu bestärken. Was konnte ihm erwünschter sein, als daß der Kaiser den Widerstand der Polen für einen glorreichen, heroischen hielt und den Untergang ihrer Adelsrepublik lediglich für einen Frevel, den die Nachbarstaaten verübt hätten; für ein Unglück, nicht verschuldet durch das edle polnische Volk, das sich ja eben — wenige Verräther abgerechnet — in einhelliger Begeisterung, die schöne und weise Verfassung vom dritten Mai gegeben hatte. Wie es wirklich dabei hergegangen war, konnte Czartorysski eigentlich sehr gut wissen, denn er hatte dem Reichstag beigewohnt, aus dem diese Verfassung hervorgegangen war. Freilich war

er damals kaum zwanzig Jahre alt gewesen, aber er war seitdem elf Jahre älter geworden, und ein jeder, dem es beschieden war, bedeutende Dinge in früher Jugend zu erleben, wo sie kaum halb verstanden an ihm vorüber gingen, hat gewiß an sich selbst die Erfahrung gemacht, daß ihm später in dem Maß, wie er zu größerer Reife des Geistes gelangte, auch das Verständniß jener früheren Erlebnisse aufgegangen ist. Andererseits aber haben die Polen im Allgemeinen eine Eigenthümlichkeit mit den Franzosen gemein und überbieten sie sogar darin —: sie sind nicht wahrhaft gegen sich selbst, sobald es sich darum handelt sich selbst peinliche Wahrheiten einzugestehen. Mit leidenschaftlicher Bestimmtheit setzen sie in solchem Fall eine ganz willkürlich ersonnene Fabel an die Stelle der Geschichte — und wie der menschliche Geist sich eben gar häufig in seltsamen Widersprüchen bewegt, ohne sie gewahr zu werden, lassen sie sich in den selbstgeschaffenen erhabenen Vorstellungen weder durch den vielfachen Verrath stören, von dem sie gleichwohl berichten müssen, noch durch die geringe Meinung, die sie selbst nur allzu oft und in nur allzu sichtbarer Weise Einer vom Anderen haben. In wie weit auch der Fürst Adam Georg in solchem Wirrsal von großentheils absichtlicher Selbsttäuschung befangen gewesen sein mag, können wir natürlich nicht wissen —: was wir sehen, ist, daß das Vertrauen des Kaisers und die Vorstellungen, von denen es ausging, stolze Hoffnungen in ihm erweckten, die fortan sein Thun und Lassen bestimmten, und daß ihm mehr daran gelegen war, diese Pläne zu fördern, als seinem hingebenden kaiserlichen Freunde gegenüber wahrhaft und redlich zu sein.

Er erhielt den Kaiser Alexander in der Vorstellung, daß die Wiederherstellung Polens — ein großartiger Act der Gerechtigkeit, der Katherinas Unthaten ungeschehen machte — das schönste und glorreichste Ziel sei, das er als Selbstherrscher Rußlands sich setzen könne; er suchte ihn sogar zu überzeugen, daß in Mitten dieser vielbewegten Zeit all sein Streben unmittelbar oder mittelbar auf diesen Einen Punkt gerichtet sein müsse. Alexander dachte sich, belohnt für solche edle That, angebetet als König der dankbaren Polen. — Daß Czartoryskis Pläne vom ersten Anfang an andere waren und weiter gingen, zeigt sich in Allem was er that. Er schrieb zehn Jahre später: „Ein König von Polen, der dreimal hunderttausend Russen zu seinen Befehlen hätte, würde es immer in seiner Macht haben, die Gesetze und seine Versprechen nicht zu achten" — und diese Ueberzeugung hegte er gewiß im zweiunddreißigsten Jahre seines Alters so gut wie im vierzigsten. Ein Polen, das ein von Rußland abhängiger Vasallenstaat sein und bleiben sollte, war gewiß nicht was ihm genügte, und ebenso wenig hatte er wohl die Ansprüche und Bestrebungen seines eigenen Hauses ganz und für immer aufgegeben.

Der Kaiser Paul hatte diesen Fürsten Czartoryski, um ihn von seinem Sohn zu entfernen, als Geschäftsträger bei dem vertriebenen König von

ardinien nach Rom gesendet, Alexander säumte, sowie er Herr seiner bst und des Reiches war, nicht einen Augenblick ihn zurückzurufen.

Die Neuerungen, die nunmehr aus den Berathungen des „Comités", e der Kaiser selbst die Versammlung seiner Freunde zu nennen liebte, ununterbrochener Folge hervorgingen, bezogen sich nun nicht mehr auf inzelnheiten —: sie umfaßten die Organisation der Regierung im anzen, in gewissem Sinn die Verfassung des Reichs. Zuerst war man dacht dem Senat, wenn auch nicht wieder seine ursprüngliche viel nfassende Thätigkeits-Sphäre, doch eine gesteigerte Bedeutung zu geben. as in dieser Beziehung zweckmäßig sein mochte, darüber wurde der enat selbst zu Rath gezogen und in den Vorschlägen, die aus seiner itte hervorgingen, zeigte sich noch einmal ein schwacher Widerhall des erlangens nach oligarchischer Macht; ein schüchternes Bestreben, die Macht r Krone zu beschränken und für sich selbst die Stellung eines Bojarenaths, wie man sie sich etwas willkürlich dachte oder vielmehr die eines wedischen Reichsraths in Anspruch zu nehmen. So verlangten die rafen Worontzow (Alexander Romanowitsch, der Kanzler) und Sawawsky, für den Senat, unter anderen wichtigen Rechten, vor allem die efugniß endgültig über die Staats-Einnahmen und Ausgaben zu vergen und die Todesstrafe auch ohne Bestätigung des Kaisers endgültig verhängen. — Andere wollten dem Senat eine ganz unbegrenzte conollirende Gewalt über alle Ministerien eingeräumt wissen. Wieder Andere ollten vor allem die Unabhängigkeit der Senatoren sichergestellt sehen id verlangten, sie sollten nicht vom Kaiser ernannt, sondern vom Proinzial-Adel aus den Würdenträgern der vier ersten Rang-Classen erwählt erden.

Das Alles wurde natürlich nicht gutgeheißen. Man beschränkte sich im esentlichen darauf, den Senat als höchsten Gerichtshof des Reichs zweckäßiger einzurichten, und um doch einen ersten Schritt zu einer freieren Verssung und Regierungsweise zu thun, wurde ihm ein droit de remonstrance igelegt, wie es die höchsten Gerichtshöfe Frankreichs, die Parlamente, or der Revolution geübt hatten. Als Wächter des Gesetzes und Hüter r allgemeinen Wohlfahrt sollte der Senat das Recht haben, Vorstellungen gen alle kaiserlichen Verordnungen und erlassenen Gesetze zu erheben, enn sie ihm mit den allgemeinen Grundsätzen der Gerechtigkeit im Widerruch zu stehen oder sonst in irgend einer Weise nicht angemessen zu sein hienen. Da der Senat nicht besser zusammengesetzt war, als zur Zeit r Kaiserin Katherina, konnte es zweifelhaft scheinen, ob er geeignet sei wichtige Befugnisse zweckmäßig zu üben. Aber die Frage wäre müßig ewesen, denn gleich bei dem ersten Versuch zeigte sich die schwache Seite es autokratischen Liberalismus in solcher Weise, daß es ziemlich gleichültig scheinen mußte, wem ein anscheinend so wichtiges Recht verliehen ar. Wenn ein unumschränkt herrschender Fürst von freien Stücken

irgend einer Behörde ein solches Recht der Controlle verleiht, erwartet er doch in der Regel dadurch in seinem Willen und in seinem Thun in keiner Weise gestört oder gehindert zu werden; er denkt nicht, daß seine Unterthanen das neu verliehene Recht zu irgend etwas Anderem brauchen könnten, als seinem Willen jubelnd zuzustimmen. Auf den Widerspruch, den er doch eigentlich zu fordern scheint, ja in der That zu fordern glaubt, ist er nicht gefaßt, und um so weniger, je bestimmter er das Bewußtsein des reinsten Wohlwollens und der besten Absicht hat. Er fühlt sich unfehlbar dadurch auf das peinlichste überrascht.

Der Kaiser erließ (1802) eine Verordnung, die den Eintritt junger Edelleute in die Armee und ihre Beförderung zu Offizieren betraf. Der Senat fand daß sie mit den neu bestätigten Vorrechten des Adels im Widerspruch stehe, und erlaubte sich deshalb Vorstellungen zu machen. Da wurde diese höchste Reichsbehörde bedeutet, daß sie ihre neuen Befugnisse mißverstanden habe. Sie habe ihre Meinung nur über die alten, längst bestehenden Gesetze abzugeben und auf deren etwanige Mängel aufmerksam zu machen, nicht aber die neuen Gesetze und Verordnungen zu beurtheilen, die der Kaiser zu erlassen geruhe. Natürlich hat der Senat seitdem über die alten wie über die neuen Gesetze geschwiegen.

Eine tief einschneidende Veränderung nicht blos in Form und Mechanismus der Regierung wurde ungefähr zu gleicher Zeit durch ein kaiserliches Manifest (vom 8./20. Sept. 1802) bewirkt, das alle Zweige der Verwaltung von Grund aus neu ordnen sollte. Sein Inhalt stand in grundsätzlichem Widerspruch mit Vielem, das wenige Monate früher angeordnet worden war, als noch Pahlen, Subow und die Büreaukraten aus der Schule Katherinas das Heft in Händen hatten. In diesem Widerspruch, in solchem Ueberspringen von einem Princip auf das gerade entgegengesetzte, zeigt sich, wie unsicher der Gang der neuen Regierung war, wie unfertig die Ideen waren, mit denen der Kaiser Alexander in das thätige Leben eintrat. Ihm schwebte vor, daß er alles Humane, alles Gute und Schöne redlich und in raschem Fortschritt fördern wolle, aber in welcher Weise und durch welche Mittel und Werkzeuge das bewerkstelligt werden sollte, davon hatte er sich nicht Rechenschaft gegeben, in seiner Unerfahrenheit auch wohl nicht geben können.

Auf den Vorschlag des Staats-Secretair Troschtschinsky war vor wenigen Monaten jener regelmäßig zu versammelnde Reichsrath eingerichtet worden, dessen wir bereits gedacht haben. Troschtschinsky, ein geschäftskundiger Bureaukrat, aber im Uebrigen ein Mann von beschränkter Bildung, der auch keine andere Sprache kannte als die russische, spielte darin die Hauptrolle und schien eine kurze Zeit über bei dem Kaiser etwas zu gelten. Er hatte damit den Versuch gemacht, die collegialische Regierungs- und Verwaltungsweise, die Peter der Große eingeführt hatte, so weit das unter den gegebenen Bedingungen in Rußland möglich war, auch auf die

höchste Autorität im Reich auszudehnen; ein nicht aristokratisches, sondern bureaukratisches Element, unmittelbar neben dem Thron in einflußreiche Thätigkeit zu setzen. Was der Kaiser sich dabei gedacht haben mag, ist nicht bekannt geworden.

Jetzt wurde gerade umgekehrt die collegialische Handhabung der Geschäfte von der höchsten Stufe der Beamten-Hierarchie an, durch die ganze Stufenleiter bis zur untersten herab, beseitigt. Ein persönliches Regiment trat überall an ihre Stelle. Die „Collegien", die bisher die höchsten Behörden aller Verwaltungszweige gewesen waren, wurden aufgehoben —: persönlich verfügende und dem Kaiser persönlich für alle Maßregeln verantwortliche Minister wurden an die Spitze dieser verschiedenen Verwaltungszweige gestellt. Ein jeder von ihnen hatte die beabsichtigten Anordnungen nicht mehr mit Beigeordneten zu berathen; er verfügte und hatte anstatt seiner früheren Beiräthe ein in mehrere „Departements" eingetheiltes Ministerium unter seinen Befehlen; jedem „Departements-Chef" war ein eigener Geschäftskreis zugewiesen und er hatte darüber dem Minister besonders zu berichten, besonders, ohne sich um das Ganze zu kümmern, dessen Befehle zu empfangen, sein Gutachten nur in soweit er gefragt wurde abzugeben.

Die Minister aber bildeten doch kein eigentliches Ministerium; ein jeder von ihnen arbeitete einzeln mit dem Kaiser und erhielt von ihm die Weisungen, die sein besonderes Fach betrafen. Einen Ministerrath, der die Gesammtheit der Regierung und ihres Ganges im Zusammenhang erwägen konnte, gab es nicht — und auch abgesehen davon war die Organisation der Ministerien und die Einrichtung des Geschäftsganges von Leuten, denen Erfahrung und Geschäftskenntniß fehlten, sehr flüchtig entworfen, wie bald genug fühlbar wurde, sehr unvollständig und unzureichend; es war Dilettanten-Arbeit. Namentlich erwies sich, daß weder die Befugnisse der Minister, noch die des Senats mit hinreichender Genauigkeit festgestellt und abgegrenzt waren; die Autorität der Einen und des Anderen durchkreuzten sich beständig, es gab vielerlei Verwirrung und nicht weniger Unzufriedenheit und Zwist. — Der Reichsrath wurde natürlich in dieser Ordnung der Dinge vollkommen überflüssig; es war nicht weiter die Rede von ihm; Troschtschinsky zog sich mißmüthig zurück.

Eigenthümlich wurde die neue Einrichtung der Regierung auch noch dadurch, daß der Kaiser seine eigentlichen Vertrauten — mit Ausnahme Kotschubeys — nicht wohl zu Ministern ernennen konnte. Sie waren, jung an Jahren, auch noch zu weit zurück, in dem in Rußland geltenden Rangsystem; es hätte wohl in der That die allergrößte Unzufriedenheit hervorgerufen, wenn der Kaiser sie ohne Weiteres hätte auch der Form nach zu den Vorgesetzten aller derer machen wollen, die sich bereits zu den höchsten Rangclassen emporgedient hatten. Demnach wurde denn auch von den Mitgliedern des Comités nur Einer Minister, nämlich Kotschubey,

dem das Innere überwiesen wurde. Die übrigen Ministerien wurden älteren Herren anvertraut, von denen man erwartete, daß sie sich würden leiten lassen. Panin, der dazu nicht geneigt schien, wurde eben deshalb übergangen.

Der Kanzler Graf Alexander Romanowitsch Worontzow wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten; ein ziemlich unbedeutender General, Wiäsmitinow, Kriegsminister; der Admiral Mordwinow, ein ehrenwerther Mann, der durch eine überall seltene Redlichkeit und Reinheit des Charakters imponirte, Seeminister; der Senator Derschawin — der Dichter — Justizminister. Ein wirklich Sachverständiger, dem man die Leitung der Finanzen hätte anvertrauen können, möchte in Rußland wohl nicht zu finden gewesen sein; Wassiliew, in dessen Hände sie gelegt wurden, wußte zwar nichts Besseres, als die Banknoten-Presse in Thätigkeit zu setzen, so oft Geld nöthig war, aber es war niemand da, dessen Fachkenntnisse weiter reichten, und man scheint zunächst auch gar nicht gewahr geworden zu sein, daß dem Mann etwas fehle. Ebensowenig war der Handelsminister, der Graf Nikolay Petrowitsch Rumäntzow — ein Sohn des Feldmarschalls — ein Fachmann. — Die seltsamste Wahl von allen war in mancher Beziehung die des Grafen Sawadowsky zum Minister der „Volksaufklärung" — das heißt des öffentlichen Unterrichts. Er war, von geringer Herkunft — wie Rasumowsky, Sohn eines Kosacken, — einmal eine kurze Zeit über „Flügel-Adjutant", d. h. erklärter Günstling der Kaiserin Katherina gewesen; Potemkins Gegner hatten die Aufmerksamkeit dieser Fürstin auf ihn gelenkt, in der Absicht und Hoffnung, Potemkin durch ihn zu stürzen. Es hatte sich aber bald gezeigt, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war; Potemkin hatte ihn ohne Mühe beseitigt und den rohen Serben Semen Soritsch, den er eigens dazu aus den serbischen Ansiedelungen in Süd-Rußland nach Petersburg mitgebracht hatte, an seine Stelle befördert. Reich mit Geld und Bauern beschenkt, hatte Sawadowsky seitdem eben so unbedeutend und unbemerkt als vor seiner kurzen Glanz-Periode weiter gelebt.

Neben diesen Ministern traten dann aber sehr bald als Gehülfen die jüngeren Vertrauten des Kaisers hervor, die unter diesem bescheidenen Titel eigentlich Geist und Gang der Regierung bestimmen sollten. So wurde Czartorysky Gehülfe des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Nowosiltzow Gehülfe des Justizministers und Sawadowsky erhielt einen Gehülfen, dessen er ganz besonders bedurfte, in der Person eines ehemaligen Lehrers des Kaisers, nämlich Murawiews. Daß Kotschubey den jüngeren Freund Strogonow zu seinem Gehülfen wählte, hatte natürlich nicht dieselbe Bedeutung.

Die Minister bildeten, wie gesagt kein Gesammt-Ministerium und dennoch bestand gewissermaßen ein solches: die Vertrauten des Kaisers, die Mitglieder des Comités, die anscheinend überall die zweiten Stellen ein-

nahmen, bildeten der Sache nach den eigentlichen Ministerrath. Die formlosen vertraulichen Besprechungen, zu denen sie sich bei dem Kaiser versammelten, gewannen durchaus die Bedeutung eines solchen und nach den hier gefaßten Beschlüssen hatten sich die Minister im Wesentlichen zu richten.

Die Sorge einerseits Handel und Industrie, andererseits die Volkserziehung in allen Abstufungen als die mächtigsten Hebel der Civilisation in jeder Weise zu fördern, beschäftigte vor allem die Regierung. In den Maßregeln, die Handel und Gewerbe fördern sollten, gehörte auch die kaiserliche Verordnung, der zufolge Edelleute in die erste Gilde des Kaufmannsstandes eintreten konnten, ohne ihre Standesrechte zu verlieren. — Mit erneuetem Eifer wurde daran gearbeitet, das Netz von Wasserstraßen zu vervollständigen, zu dem Peter der Große den Entwurf gemacht hatte. Eine besondere Sorgfalt wurde der Küste des Schwarzen Meeres zugewendet. Es war leicht zu erkennen, daß den von der Natur am reichsten ausgestatteten Provinzen des russischen Reichs dorthin die Wege vorgezeichnet waren, auf denen sie ihre Erzeugnisse in den Welthandel bringen konnten, und daß andererseits nur ein reger Handelsverkehr an jener Küste den Erzeugnissen dieser Länder Werth verleihen und eine gesteigerte Production hervorrufen konnte.

Eine kleine Ansiedelung, die der Admiral Ribas an der Stelle einer Hadshibei genannten türkischen Schanze (1791) gegründet hatte, zog insbesondere, und mit Erfolg wie mit Recht, die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich. Die Kaiserin Katherina hatte die Akademie der Wissenschaften um klassische Namen für die eine und andere der neuen Ansiedelungen befragt, die sie dort im Süden anlegen ließ, und während Städte im Innern des Landes ihr selbst und dem Fürsten Potemkin zu Ehren Katherinopol und Gregoriopol benannt wurden, mußten tatarische Ortschaften in der Krimm die Namen Eupatoria und Sewastopol annehmen, um an die Colonien zu erinnern, die das alte Griechenland zu seiner Blüthezeit auf der Taurischen Halbinsel angelegt hatte. Hadshibei erhielt auf den Vorschlag der Petersburger Akademie den Namen Odessa.

Den Ort empor zu bringen, der bestimmt schien, sich zum hauptsächlichsten Handelsplatz des Reichs im Süden zu erheben, wurde ihm schon zu Anfang des Jahrs 1802 Befreiung von Abgaben auf fünfundzwanzig Jahre und Befreiung von aller militärischen Einquartierung gewährt. Um den Anbau des Grund und Bodens, den Gartenbau namentlich, zu fördern, ohne den eine bedeutende Stadt kaum bestehen kann, wurde der Stadt eine weite Fläche Landes zur Vertheilung unter die Einwohner geschenkt und endlich wurde verfügt, daß der zehnte Theil der dort erhobenen Zoll-Einkünfte zum Ausbau des Hafens verwendet werden sollte. Nicht minder wichtig als diese freigebige materielle Ausstattung des Orts, war, daß Odessa zu einem selbständigen Stadtgebiet

erhoben wurde, das unabhängig von den Verwaltungsbehörden der Pr
vinz, von der gesammten unredlichen und habgierigen Beamten-Hierarc
unmittelbar unter der Krone, unter dem Senat und den Ministern sta
Und glücklich war dann auch Alexander in der Wahl des Mannes, d
die höchste Stelle in der Verwaltung dieses Bezirks anvertraut wu
Das war derjenige der französischen Emigrirten, der sich unter allen
besten Namen in der Fremde erworben hat: der Herzog von Riche
seit acht Jahren (seit 1794) in russischen Diensten und seit kurzem Gene
Lieutenant; ein wohlwollender, verständiger Mann, in dem die lä
verschollene Fabel von der Ritterlichkeit des französischen Adels zur W
heit wurde.

Er trat sein Amt im März 1803 an und soll in Odessa 9000 E
wohner vorgefunden haben, die sich dürftig in ärmlichen Häusern behal
Man kann sich einen Begriff von dem Zustand machen, wenn m
erfährt, daß Richelieu mit Mühe ein Haus von vier Zimmern fand,
dem er seine Wohnung aufschlagen konnte und daß im Mai dieses er
Jahrs seiner Verwaltung auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers ein Bä
ein Tischler und ein Schlosser von Petersburg nach Odessa gesendet wer
mußten, wo sie fehlten. Doch Richelieu erlangte, daß außer allen and
Begünstigungen auch die Zölle in den Häfen des Schwarzen Meeres
ein Viertheil des im Allgemeinen in Rußland geltenden Tarifs ermä
wurden. Bald bildeten sich an dem aufblühenden Handelsort bedeute
griechische, italienische, deutsche und englische Handelshäuser — und bek
ist, welchen Aufschwung die Stadt seitdem genommen, welchen Einfluß
auf den Anbau des Landes geübt hat.

Auch Taganrog erhielt mit seiner nächsten Umgebung die Vorre
eines selbständigen Stadtbezirks. Nahe am Ausfluß des Dons gele
schien der Ort wichtig und der Begünstigung werth; auch ist er Mit
punkt eines nicht unbedeutenden Handelsverkehrs geworden; doch gestatte
die schwierige Schifffahrt auf dem Asowschen Meer und die geringe Was
tiefe der Rhede von Taganrog hier nicht eine so rasch fortschreitende E
wickelung der Handelsthätigkeit und des Wohlstands als zu Odessa.

Damit diese Städte, besonders Odessa, nicht längere Zeit durch e
Wüste von den Ansiedelungen längs der früheren Grenze des Re
getrennt blieben, war die Regierung darauf bedacht, die Bevölkerung
den Anbau der zwischenliegenden Landstrecken in jeder Weise zu förde
Schon unter der Kaiserin Katherina hatte man erwogen, daß das du
den Frieden von Kutschuk-Kainardschi gewonnene Gebiet zwischen dem Dn
und dem Bug, nur wenn es einigermaßen angebaut war, der Stadt Cher
das Nöthige liefern und die Basis weiterer Kriegs-Operationen gegen
Türkei werden konnte, und waren auch die blühenden Ansiedelungen,
Potemkin seiner Kaiserin am Dniepr zeigte, eitel Blendwerk gewesen,
war dagegen am Bug doch wirklich nach und nach eine wenn auch schwa

Linie von Kosacken-Ansiedelungen als Grenzenhüter gebildet worden, und nach der Unterwerfung der Krimm waren noch einige deutsche Menonisten-Dörfer im „Taurischen Gubernium" hinzugekommen. Jetzt wurde Alles aufgeboten, die Colonisation des Landes auch zwischen dem Bug und dem Dniestr in rascheren Gang zu bringen und zunächst an den Wasserläufen ununterbrochene Reihen von Dörfern zu schaffen. Aus Preußen, aus Württemberg, dem übrigen Schwaben und dem Elsaß, wie andererseits aus der Moldau wurden Colonisten herbeigezogen; die Regierung ließ ihnen nicht nur unentgeltlich weite Bodenflächen — jeder Familie 60 Dessätinen, d. h. bis auf ein Geringes eben so viel Hectaren — zutheilen sie erhielten auch bedeutende Unterstützungen in baarem Gelde; jede Haushaltung 335 Rubel zum Ankauf des nöthigen Viehes und Ackergeräthes und außerdem Befreiung von allen directen Abgaben auf zehn Jahre. So waren in den Jahren 1801 und 1802 in den Gubernien Taurien und Cherson vier „bolgarische", wie man gegenwärtig sagen würde, rumänische Dörfer gegründet. Im Jahre 1803 kamen, in dem Steppenlande zwischen dem Dniepr und der Landenge von Perekop, neunzehn Menonisten-Dörfer und ein bolgarisches dazu; das Jahr darauf theils eben dort, theils im Gubernium Cherson, zwei bolgarische und dreiundzwanzig deutsche Dörfer. Unter diesen letzteren drei in fast unmittelbarer Nähe von Odessa, auf Ländereien, die zu diesem Ende von Seiten der Regierung dem Grafen Vincenz Potocki abgekauft wurden; und selbst während der nun folgenden Kriegsjahre wurde das Werk der Colonisation nach Möglichkeit fortgesetzt. Es waren im Ganzen 16,000 Familien, die im Lauf von wenigen Jahren in diesem Theil Neu-Rußlands angesiedelt wurden. In jeder Weise genügend ausgestattet und hinreichend begünstigt, gelangten die deutschen Colonien, besonders die der Menonisten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu großer Wohlhabenheit; einige sogar zu großem Reichthum.

Der Eifer des Kaisers für alles Nützliche und Schöne war so groß, daß er mitunter nur mit einiger Mühe bewogen werden konnte die nöthige Zeit der Ausführung zu gewähren. So hatte der nachherige Admiral Krusenstern schon 1799 einen Plan eingereicht, Kamtschatka und das dortige Commando, nicht, wie bisher, auf dem Landwege, durch Sibirien, sondern auf dem Seewege, um das Cap Horn, mit allen Vorräthen zu versorgen, deren sie für sich selbst und für die russischen Colonien an der Nordwestküste von Amerika bedurften, und zugleich den Handel mit China auf den Seeweg nach Canton zu leiten. Der russischen Flotte, die sich bis dahin nur ausnahmsweise in das Mittelländische Meer gewagt hatte, sollte dadurch das weiteste Feld der Erfahrung eröffnet werden. Der Plan blieb liegen; im Jahr 1802 wurde er dem Kaiser bekannt — und sofort, in den nächsten Monaten schon, sollte zur Ausführung geschritten werden. Nur ungern gewährte er für die wissenschaftlichen Vorbereitungen Zeit bis zum folgenden Jahr. Eine Gesandtschaft nach China schien

nöthig, um die Zwecke dieser Expedition zu fördern. Die Einleitungen dazu wurden sofort getroffen und mit Krusensterns Reise um die Welt wurde eine Gesandtschaft nach Japan verbunden, um auch dort neue Handelsverbindungen anzuknüpfen. Doch blieben diese Bemühungen, alles Eifers ungeachtet, vergeblich; beide Gesandtschaften mißlangen. Die Zeit freien Handels war für jene entlegene asiatische Region noch nicht gekommen.

Eine unter allen wichtige Hauptaufgabe war dann selbstverständlich für die Regierung Alexanders die Förderung des öffentlichen Unterrichts, für den unter Katherina so gut wie gar nichts geschehen war; denn selbst das Wenige, was diese Kaiserin verfügt hatte, war, da sich niemand der Sache thatsächlich und nachhaltig angenommen hatte, eben nur hin und wieder ausnahmsweise zur Ausführung gekommen.

Jetzt wurde das ganze Reich in Beziehung auf das Unterrichtswesen in große Bezirke getheilt, deren jeder eine Universität nach deutschem Vorbild haben sollte. Der Curator der Universität war zugleich Chef und Dirigent aller Schulen und Erziehungs-Anstalten in dem betreffenden Bezirk. Jedes Gubernium sollte wenigstens in seiner Hauptstadt ein Gymnasium haben — jede Kreisstadt eine höhere, jedes Kirchspiel wenigstens eine untere Schule. Die Universität zu Moskau wurde den neuen Vorschriften gemäß umgestaltet — die „Akademie" zu Wilna, eine Bildungs-Anstalt für Theologen, deren sich früher die Jesuiten bemächtigt hatten und die seit der Aufhebung dieses Ordens unter dem Schutz der Czartoryskis und Chreptowicz einige nicht unwesentliche Verbesserungen erfahren hatte, wurde zu einer vollständigen, alle Facultäten umfassenden Universität erweitert; und außer zwei russischen Universitäten zu Charkow und Kasan, wurde in den Ostsee-Provinzen zu Dorpat auch eine deutsche neu gegründet. Später sollten ähnliche hohe Schulen auch in der Hauptstadt Petersburg selbst, in Kiow, in Tobolsk und noch an einigen anderen Orten gegründet werden.

Der Plan nahm sich auf dem Papier sehr stattlich aus — es konnte aber bei dem besten Willen und obgleich jetzt ein ganzes Ministerium seine Kräfte dafür einsetzte, obgleich fast in allen Provinzen Adel und Kaufmannschaft mit dem lobenswerthesten Eifer große Opfer für diesen Zweck brachten, doch nur ein kleiner Theil desselben zur Ausführung kommen und selbst dieser nur in sehr unvollkommener Weise, denn es fehlte überall an brauchbaren Lehrern. Wo hätten sie herkommen sollen?

Am wenigsten wurde aus den Kirchspielsschulen, deren sich die Behörden am wenigsten annahmen; selbst nach vielen Jahren waren deren nur eine sehr geringe Zahl aufzuweisen. Man hatte keine Schullehrer, über die man verfügen konnte, auch die Mittel nicht, Besoldungen für sie auszusetzen und rechnete daher darauf, daß die Landgeistlichen in den Kirchspielsschulen Unterricht ertheilen würden. Das aber ging nicht; die armen

ndgeistlichen hatten in den Stunden, die nicht der Gottesdienst in An-
ruch nahm, genug in Feld und Garten zu arbeiten und keine Zeit übrig.
ie Gymnasien waren sehr weit entfernt, dem Begriff zu entsprechen, den
an in Deutschland mit dieser Benennung zu verbinden pflegt. Die
ehrer an diesen gelehrten Schulen waren meist von einer Unwissenheit,
e man anderswo den Schülern nicht verziehen hätte, und leider! zum
heil auch von pöbelhaften Sitten; dem Trunk ergebene Unholde waren
nter ihnen so wenig eine Seltenheit, als unter den Geistlichen. Die
ßten unter ihnen waren junge Leute, die man mühsam unter den Zög-
ngen der geistlichen Seminarien und Akademien zusammen gesucht hatte.

Unter diesen Umständen konnten auch die russischen Universitäten
icht leisten, was man von ihnen erwartete. Weder die Lehrer noch die
chüler waren in solcher Weise vorbereitet, daß auf diesen hohen Schulen
n wirklich wissenschaftlichen Studien hätte die Rede sein können. Waren
e Professoren Russen, so durfte man nicht mehr als das allerdürftigste
aß von Kenntnissen bei ihnen voraussetzen, keinen Begriff von dem
irklichen Umfang der Wissenschaft, die sie lehrten. Die aus der Fremde,
mentlich aus Deutschland herbeigerufenen Professoren erlangten nur
ühselig eine doch immer ungenügende Kenntniß der Landessprache, und
rmochten nicht vom Katheder herab zu sagen, was sie gern gesagt hätten.
avon, ihre Vorlesungen in lateinischer Sprache zu halten, konnte nicht
e Rede sein; es hätte sie niemand verstanden. Sie mußten sich meist
rauf beschränken, mühsam und ungenügend schriftlich ausgearbeitete Vor-
äge stockend und fehlerhaft abzulesen. Vor allem aber waren die Stu-
nten, die von russischen Gymnasien kamen, gar nicht in der Weise vor-
reitet, daß sie im Stande gewesen wären einem wissenschaftlichen Vor-
ag mit wirklichem Verständniß zu folgen.

So war denn überall mehr Schein als Wesen, und eigentlich brachte
ur die deutsche Universität zu Dorpat den gehofften Gewinn. Hier
nnten sich die aus der Fremde berufenen Lehrer ohne Mühe und Ein-
hränkungen verständlich machen, und die deutschen Gymnasien der Ostsee-
rovinzen sendeten ihnen Schüler, denen die nöthigen Vorkenntnisse nicht
hlten.

Auch die geistlichen Seminarien und Akademien erhielten eine bessere
inrichtung, die verhältnißmäßig leichter einzuleiten war, da sich unter den
ssischen Prälaten, wenn auch als seltene Ausnahmen, doch immer einige
issenschaftlich gebildete Männer fanden, die dabei zweckmäßige Rathschläge
n die Hand zu geben wußten. Daß der Erfolg in Beziehung auf die
llgemeine Bildung der Geistlichen dennoch ein sehr geringer, kaum be-
erkbarer blieb, hatte seinen doppelten Grund darin, daß man einerseits
ner sehr großen Anzahl von Geistlichen bedurfte, andererseits der weit
berwiegenden Mehrzahl derselben nur eine sehr dürftige Versorgung zu
eten hatte. Man durfte keine großen Ansprüche machen und mußte sich

im Allgemeinen damit begnügen, daß die Priester die geistlichen Functionen dem Rituale gemäß mechanisch auszuüben wußten.

Bemerkenswerth aber ist in diesem regen Treiben, daß sich der Fürst Adam Georg Czartoryski der Universität Wilna und damit des ganzen litthauischen Lehrbezirks zu bemächtigen wußte. Er ließ sich zum Curator dieser Universität ernennen, so schwer das Amt auch mit dem eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu verbinden sein mochte. Ohne Zweifel sehr unvollkommen in anderen Beziehungen, genügte die Ober-Aufsicht, die er von Petersburg aus üben konnte, doch in Hinsicht auf das was ihm vor allem am Herzen lag. Indem er nur Gleichgesinnte zu Professoren berief und aus ihrer Zahl zu Schul-Inspectoren ernannte, machte er Universität und Schulen zu einem Mittel das Land zu polonisiren — so müssen wir uns wohl ausdrücken, da von einem Lande die Rede ist, dessen eigentliche Bevölkerung eben nicht eine polnische und der polnischen Sprache unkundig ist. In den Schulen wurde natürlich keine andere Sprache geduldet als die polnische. Wenn es dennoch nicht in dem gewünschten Maß gelang, die Kenntniß dieser Sprache im Lande zu verbreiten, so hatte das auch darin seinen Grund, daß der polnische Adel des Landes allen und jeden Dorfschulen, auch polnischen, sehr abgeneigt war und es zweckmäßig fand, daß seine Leibeigenen in fast thierischer Stumpfheit, in Schmutz und Elend weiter vegetirten, wie bis dahin. Daß sie dem Priester und dem Erb- und Leibherrn gehorchen müßten, sagten die katholischen Geistlichen den Leuten zur Genüge und weiter brauchten sie nichts zu wissen. Im Uebrigen unterstützten Adel und Professoren Czartoryskis Bestrebungen auf das eifrigste. Universität und Schulen wurden geflissentlich zu Brut- und Pflegestätten nicht nur einer enthusiastisch-polnischen Gesinnung, sondern auch eines fanatischen, gegen Rußland und alles Russische gerichteten Hasses gemacht. Da die Masse der Bevölkerung nun einmal nicht-polnischer Abstammung und polnischer Zunge war, suchte man im allgemeinen Bewußtsein die Begriffe Katholik und Pole zu einem identischen Begriff zu gestalten. Wer der lateinischen Kirche angehörte, hatte sich als Pole anzusehen. Der Ungläubige, der Anhänger der griechischen Kirche war der fremde Landesfeind, der vernichtet, oder wenn er der Leibeigene eines polnischen Edelmannes war, der ihn nicht missen wollte, in den Schooß der katholischen Kirche, der weder er selbst noch seine Vorfahren je angehört hatten — „zurückgeführt" werden mußte. Czartoryski wußte es dahin zu bringen, daß selbst Weiß-Rußland, die Gubernien Polotzk, Witepsk und Mohilew dem Universitäts-Bezirk Wilna zugetheilt wurden. Auf seine Verfügung wurde auch in diesem von Russen bewohnten Lande die polnische Sprache zur herrschenden Schulsprache gemacht. Mit dem Russischen beschäftigte man sich auf den dortigen Gymnasien nur zum Schein, eine Stunde wöchentlich. Lauter Dinge, von denen man in Petersburg natürlich nichts bekannt werden ließ!

Daß ein Pole und zumal ein polnischer Kron-Prätendent das Alles that, läßt sich wohl erklären; ja es läßt sich sogar in gewissem Sinn rechtfertigen —: nur mußte der Pole, der solche Thätigkeit entfalten wollte, nicht russischer Staats-Minister sein; er mußte nicht das hingebende Vertrauen eines Kaisers von Rußland mißbrauchen; er mußte sich nicht als der enthusiastische Freund dieses russischen Kaisers geberden, den er täuschte und betrog!

Bemerkenswerth ist dann auch die unerschütterliche Festigkeit, mit der Adam Georg Czartoryski sich auch gegen die Jesuiten im Besitz dieser Universität Wilna behauptete. Die Väter dieser Gesellschaft hätten sie gar gerne wieder wie ehemals in Händen gehabt, und unter dem Kaiser Paul war der Pater Gruber in der That nahe daran gewesen, auch in dieser Beziehung zum Ziel zu kommen. Jetzt fanden ihre Andeutungen und Winke kein Gehör. Czartoryski wußte, daß ihre Zwecke nicht die seinen waren. Er wußte wie schnell sie Polen den Rücken gewendet hatten, um sich mit Feuereifer Rußland anzuschließen, so bald die alte Republik zusammenbrach. Ueber den kosmopolitischen vaterlandslosen Geist ihres Ordens konnte sich niemand täuschen; offenbar war es ihnen gleichgültig, ob sie selbst und der päpstliche Stuhl durch Polen oder durch Rußland zur Herrschaft über die slawische Welt gelangten, und zur Zeit hofften sie auf Rußland. Dem Fürsten Czartoryski aber war es nicht blos um die Ausbreitung der lateinischen Kirche zu thun; eine selbständige polnische Nationalität — und Krone! war das Ziel, nach dem er strebte. Das römisch-katholische Glaubensbekenntniß und die Kirche waren ihm nur etwas, durch das die Polen so scharf und bestimmt, so unversöhnlich wie möglich von den Russen unterschieden und getrennt sein und bleiben sollten.

So wohlgemeint und in mancher Beziehung auch wohlthätig diese vielen Neuerungen waren, regte sich doch bald hie und da in dem einen und anderen Kreise eine gewisse stabelnde Verstimmung, in dem Geist, der sich schon in Krylows Fabel ankündigte, und einige Blößen, welche die Vertrauten des Kaisers aus Mangel an Erfahrung allerdings gaben, einige nachweisbare Uebereilungen und die Unordnungen, die daraus in diesem und jenem Verwaltungszweig entstanden, kamen den Frondeurs dabei trefflich zu statten.

Unzufrieden waren, wie sich von selbst versteht, die älteren Herren aus der „feenhaften Zeit der Kaiserin Katherina" her, die damals bedeutende Rollen gespielt hatten und jetzt ihre Ideen und Grundsätze verleugnet, vor allem aber ihre Person beseitigt und jüngere Leute an der eigenen früheren Stelle glänzen sahen. Sie fanden so ziemlich Alles verkehrt was geschah; denn freilich, da sie Alles galten, da war die gute alte Zeit. Ueber die vertrauten Rathgeber des Kaisers wurde in diesen Kreisen

von sehr großer Höhe herab geurtheilt; man sprach da von ihnen
von unbesonnenen jungen Leuten, die aus Unverstand Thorheiten begin

Unzufrieden war auch die Geistlichkeit; sie vermißte in allen Neuen
gen das „nationale Element"; Alles, was verfügt wurde, war der Fre
entlehnt, wie man hier meinte, ohne alles Verständniß für russische
ständе und die wirklichen Bedürfnisse des Landes. Unter dem „nationa
Element" verstanden die Geistlichen natürlich die orientalisch-rechtgläu
Kirche und ihr Ritual. Das Fremde war jetzt wie zu Peter des Gro
Zeit verwerflich, schon weil es nur fremdgläubigen Ländern entlehnt
konnte und folglich, wie man argwöhnte, zur „Gottlosigkeit" führen,
heißt die herrschende Kirche untergraben konnte. Man sah mit Bedau
daß der junge Kaiser sich nicht immerfort und immer wieder vor
Heiligen-Bildern zur Erde war, wie seine „weise" Großmutter, die Freu
Voltaires und Diderots, immerdar mit dem unermüdlichsten Eifer ge
hatte. Man bedauerte um so mehr, daß er von dem Freimaurer Lah
erzogen worden sei und von dem Erzpriester Samborsky, der, bei
Gesandtschaft angestellt, lange in England gelebt hatte und nicht für st
rechtgläubig galt; von diesem Geistlichen, der die bedenkliche Sitte a
nommen hatte, sich den Bart zu scheeren und dabei blieb, trotz aller
würfe, die ihm der Metropolit Gabriel deshalb machte. Man n
gewahr werden, daß Alexanders Religion sich ohne viel Dogmatik
eine etwas schwankende Moral und Humanität beschränkte, auf eine a
wohlwollende Toleranz, die alle Confessionen in gleicher Weise umf
ohne besondere Vorliebe für die Landeskirche, und man beklagte, da
in der Religion so wenig „fest begründet" sei.

Was nun vollends die damaligen Minister des Kaisers betrifft
vermag ein russischer geistlicher Schriftsteller sich noch sieben Jahrz
später nicht ohne einen wirklich fanatischen Ingrimm über sie zu äu
Er meint, daß sie nach den falschen Noten der Jesuiten-Pfeife getanzt
eine der allerkläglichsten und für Rußland schädlichsten Rollen ge
hätten. Es sei nicht schwierig gewesen, die Gemüthskrankheit dieser
münder des russischen Volks zu durchschauen; die Armseligkeit ihres st
männischen Gedankens, ihre schimpfliche Mißachtung alles Russi
Heiligen und Angestammten; ihre staatsmännische Kurzsichtigkeit;
innere Leerheit bei allen Aeußerlichkeiten englischen Lordwesens.*)

Unzufrieden war endlich auch die Partei der Altrussen. Sie sch
sich vorzugsweise in Moskau um die Magnaten, die sich dorthin zu
gezogen hatten, weil es am Hof und in der Regierung keine Stelle m
für sie gab, und Rostoptschin spielte in seiner theils brutalen, theils i
ganten Weise eine Hauptrolle unter ihnen. Die Gründe ihrer Unzufrie
heit hatten sie zum Theil mit der Geistlichkeit gemein. Wie die S

*) Moroschkin II. 19 u. flgd. — 258 u. flgde.

ben Alles tadelten was geschah, zeigten sie sich besonders empört dadurch, aß man so viele fremde Colonisten nach dem südlichen Rußland zog und e so reichlich ausstattete; sie fragten befremdet, warum man diese Summen icht lieber Einheimischen zu Gute kommen ließ? — Mit besonderem Mißfallen sahen sie dann auch so viele Polen, so viele Fremde, die zu influß und Bedeutung gelangten, die Czartorysкis und Czetwertinskis, einen lichelieu, St. Priest, Langeron, Marquis Paulucci, der deutschen Offiziere nd Generäle nicht zu gedenken. Rostoptschin wollte es ganz unverzeihch, ja geradezu närrisch finden, daß dem Herzog von Richelieu die Verwaltung des Stadtbezirks von Odessa anvertraut wurde. Er habe viele ranzosen gekannt, aber niemals einen getroffen, der zu ernsten Dingen t brauchen gewesen wäre; ein jeder von ihnen bleibe doch am Ende immer ranzose und mache die Dinge in französischer Weise, das heißt „ohne nen Schatten von gesundem Menschenverstand."

Das „nationale Element", über dessen Vernachlässigung diese Partei cht minder zürnte als die Geistlichkeit, lag aber in ihren Augen nicht sschließlich in der griechisch-rechtgläubigen Kirche, es gehörte noch Anderes, gehörte vor allem das „patriarchalische Verhältniß zwischen Grundrren und Bauern", mit anderen Worten die Leibeigenschaft, sehr wesenh dazu und durfte nicht berührt werden. Der Abneigung gegen alles emdländische lag immer, mit mehr oder weniger Bewußtsein, unter nderem auch der Gedanke zum Grunde, die westeuropäische Aufklärung d Humanität, die man nach Rußland verpflanzen wollte, könne am Ende icht nur die vaterländische Kirche, sondern alles „Angestammte" und Vaterndische überhaupt, auch die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse untergraben und sehr unbequem werden. Bei Rostoptschin war dieser Gedanke hr scharf ausgeprägt; er sprach gelegentlich von funestes lumières, die r Mißachtung aller Gesetze führen würden.

Das Mißvergnügen stieg daher auch in den Kreisen der Altrussen in em Maß, wie der Kaiser Verfügungen traf, die auf die Absicht deuteten, ne Aenderung in den bäuerlichen Verhältnissen einzuleiten. Rostoptschin rhehlte seine Mißbilligung am wenigsten. Auch er hätte allerdings, gleich en Altrussen aus den Bojaren-Geschlechtern, die Macht des Kaisers gern urch einen Bojaren-Rath beschränkt gesehen, und je mehr desto besser; em westeuropäischen, philosophischen Liberalismus war er sehr entschieden, t ganz außerordentlich abhold und gleich allen seinen altrussischen Gennungsgenossen, gleich allen denen, die gern einen Bojaren-Rath neben am Thron gebildet hätten, wollte er von Aufhebung der Leibeigenschaft der irgend einer Veränderung in den Verhältnissen der Landbevölkerung t ihren Herren nicht hören und nicht wissen.*)

Der Argwohn, der die altgesinnten Herren in dieser Beziehung zu

*) Ségur, Vie du comte Rostoptschine, 149—150.

beschäftigen und zu ängstigen begann, war in der That nicht ungegründet. Der allgemeinen Geistesrichtung Alexanders gemäß mußte ihm nothwendiger Weise die Aufhebung der Leibeigenschaft als höchste und schönste, ja in gewissem Sinn als die eigentliche Aufgabe seines Lebens vorschweben. Nicht daß er die Lage des russischen Leibeigenen und die Bedürfnisse des Landes wirklich gekannt, oder daß er die staatswirthschaftlichen Kenntnisse gehabt hätte, die ihn in den Stand setzen konnten, die ökonomischen Nachtheile der Leibeigenschaft zu beurtheilen und den Schaden zu übersehen, den sie der politischen Gesellschaft im Allgemeinen bringen —: das Verlangen, diese Verhältnisse aufzuheben, war bei ihm durch die allgemeinen Humanitäts-Ideen bedingt, in denen er aufgewachsen war; durch die Vorstellung, daß die Sclaverei als ein Rest von Barbarei getilgt werden müsse; es war theilweise Sache des Gefühls, fast der Empfindsamkeit. Bei der Befreiung wußte er sich auch eigentlich nicht etwas recht bestimmt Gefaßtes zu denken, eben weil ihm die Kenntniß des wirklichen Lebens und seiner Bedingungen fehlte, zu der ein junger Fürst so schwer gelangt. Wie hätte er, unbekannt mit dem Leben derer, die darauf angewiesen sind, die Mittel zu ihrem Dasein tagtäglich zu erarbeiten, sich ein selbständiges Urtheil darüber bilden können, was genügend sein mochte, was nicht; unter welchen Bedingungen die Befreiung eine Realität werden konnte, unter welchen anderen sie bloßer Schein bleiben mußte, oder vielleicht sogar die Lebensbedingungen der Leibeigenen verschlimmerte. Seine Vorstellungen in dieser Beziehung gingen in das Formlose und Unbestimmte, und selbst die Möglichkeit, ihn zu täuschen blieb nicht ausgeschlossen —: aber der Wille war der beste — und neben der Wiederherstellung von Polen — der Förderung der Civilisation und Humanität im Allgemeinen — beschäftigte ihn die Aufhebung der Leibeigenschaft als dritte und höchste Lebensaufgabe.

Einiges, das als einleitende Maßregel gelten konnte, wurde bald nach dem Regierungs-Antritt Alexanders verfügt. Namentlich wollte man zunächst dafür sorgen, daß die Leibeigenschaft wenigstens nicht weiter um sich griff, daß ihr nicht auch Gemeinden verfielen, die, einer neuen Auffassung zufolge, für persönlich frei oder gewissermaßen und mit wenigen Einschränkungen frei gelten sollten. Der Kaiser gefiel sich nämlich wie seine Umgebung in der Vorstellung, daß die Bauern der Kron-Domainen nicht Leibeigene seien; weil der Grundherr und der Landesherr hier ein und dieselbe Person war, konnte man ihr Verhältniß allenfalls so auffassen, als wären sie eben Unterthanen des Kaisers, ungefähr wie die freigeborenen Kleinbürger der Städte, und lebten nicht eigentlich in Hörigkeits-, sondern in bestimmten Standes-Verhältnissen. Dieser etwas allzu günstigen Auffassung ihrer Lage entsprach nun allerdings die Wirklichkeit nicht, wohl aber waren die Bauern der Kron-Domainen in der That in mancher Beziehung anders und wenigstens in der Theorie besser gestellt als die der adeligen Güter. Vor allen Dingen wurden die sämmtlichen

ewohner der Domainen als zu dem gesesteten Bauernstande angehörig gesehen. Jene zweite Classe der Leibeigenen, die ein Hof- und Hausinde zum persönlichen Dienst des Herrn bildete, diese wirklichen Sclaven b es hier nicht, und der hörige Bauer der Domainen schwebte nicht in r Gefahr willkürlich aus seinen besseren Verhältnissen in diese Classe rsetzt zu werden, wie anderwärts nur zu oft geschah. Ebenso gab es den Domainen keine herrschaftlichen Meyerhöfe, keine Frohndienste und rbeiten — und besonders konnte der Kronbauer niemals einzeln verkauft erden.

Dagegen hatte dieser Bauer außer den Staatsabgaben auch noch der rone als Grundherrn einen bäuerlichen Zins zu entrichten und auch nes unbedingten Freizügigkeits-Rechtes erfreute er sich nicht. Wenn er inen Wohnsitz verändern, dem Handel oder einem städtischen Gewerbe chgehen wollte, empfand er, daß er an die Scholle gebunden sei. Er nnte seine Gemeine nur unter der Bedingung verlassen, daß seine taatsabgaben und grundherrlichen Zinsen in ihr regelmäßig fortbezahlt rden, und daß diese fortwährende Zahlung gehörig verbürgt war. Inssen waltete doch auch hier eine bestimmte Regel, nicht die unbedingte illkür eines Herrn.

Ohne Frage hätte demnach das Lebensloos eines Kronbauern ein icklicheres sein müssen als das des Leibeigenen, selbst wenn der Herr ses Letzteren ein wohlwollender Magnat war, reich genug, um nicht ermäßiges von seinen Bauern zu verlangen. In der Wirklichkeit aber lten sich die Dinge nicht selten anders. Die Bauern der Domainen ren nur zu oft den Räubereien einer Unzahl habgieriger und unredlicher iserlicher Beamten preisgegeben. Gegen diese schützte ein angesehener bherr seine Leute.

Doch wie dem auch in der Wirklichkeit sein mochte, in den maßbenden Kreisen wollte man die Domainen-Bauern nicht als Leibeigene sehen, wie gesagt, aber man sagte sich, daß sie es wurden, wenn Domainen durch Schenkung in Privatbesitz übergingen — und das war ährend der letzten Regierungen, die keinen Unterschied in der rechtlichen tellung der Kronbauern und anderer Leibeigener gesehen oder anerkannt tten, nach einem nur allzu großartigen Maßstab geschehen. Nicht nur e dem Staate geleisteten Dienste eines Panin oder Rumänzow, nicht r die problematischen Verdienste der Brüder Orlow und Potemkins aren mit maßlosen Güter-Schenkungen belohnt worden: die Kaiserinnen lisabeth und Katherina hatten auch ihre allernichtigsten Günstlinge überichlich mit Land und „Seelen" ausgestattet. Ausdrücklich, damit die ahl der Leibeigenen im Reich nicht vermehrt werde, machte es nun lexander zum Gesetz, daß fortan Kron-Domainen in keiner Weise verßert, weder verkauft noch verschenkt werden durften.

Bald (20. Febr. 1803) schloß sich an diese erste einleitende Maßregel

als zweite, das Verbot einzelne Leibeigene in den Zeitungen ohne Land zum Verkauf auszubieten. Bis dahin hatten die öffentlichen Blätter fast täglich Anzeigen gebracht, in denen Kammerdiener oder Handwerker, Kammerfrauen, Köche oder einfache Arbeiter feilgeboten wurden. Es scheint fast, daß der Kaiser hoffte, durch dieses Verbot dem schnöden Menschenhandel selbst ein Ende zu machen.

Daß dies Wunsch und Absicht war, zeigte sich wenig später (1804 und 1805) in den Verordnungen, durch welche die bäuerlichen Verhältnisse in den Ostsee-Provinzen, den Vorschlägen der Provinzial-Landtage Ehstlands und Lieflands gemäß, geregelt wurden. Die Zinsen und Frohndienste der Bauern wurden auf ein allerdings bereits herkömmliches, von nun an aber gesetzliches Maß und die Strafgewalt der Grundherren auf ziemlich enge Grenzen beschränkt. — Zugleich wurde Leibeigene einzeln, ohne Land zu verkaufen, in diesen Provinzen durchaus untersagt. Daraus ergab sich, wie die Verhältnisse in Liefland und Ehstland sich überhaupt gestaltet hatten, daß Leibeigene hier überhaupt nicht anders aus einer Botmäßigkeit in eine andere übergehen konnten, als durch Kauf und Verkauf des Ritterguts, oder doch des Dorfs, zu dem sie gehörten in seiner Gesammtheit, und damit war hier wenigstens erreicht, was der Kaiser beabsichtigte.

Auch einer sehr scharfsinnigen Erfindung, welche die Grundherren im eigentlichen Rußland seit den Zeiten Peters des Großen, seit der Einführung geregelter Rekruten-Aushebungen, gemacht hatten, um unnütze Subjecte, die ihnen zur Last waren, und die ihnen niemand abkaufen wollte, zu verwerthen, oder wie man wohl sagen müßte, zu Gelde zu machen, suchte die Gesetzgebung schon im Jahr 1803 zu steuern.

Es stand dem Erbherrn jederzeit frei jeden seiner Leibeigenen nach Belieben der Krone als Rekruten abzugeben. Er erhielt dann eine Rekruten-Quittung, die er bei der nächsten Aushebung geltend machen konnte, indem er sie anstatt des zu stellenden Mannes einreichte. In Folge einer Verordnung der Kaiserin Elisabeth, die wir hier in Erinnerung bringen müssen, war der Erbherr ermächtigt, der Krone einen beliebigen Leibeigenen auch zur Ansiedelung in Sibirien auszuliefern und er erhielt auch in diesem Fall eine Rekruten-Quittung für den der Krone überlassenen Mann. Ein treffliches Mittel ein unnützes und mißliebiges Subject in gewinnbringender Weise zu verwenden, auch wenn es etwa körperlich zum Militärdienst untauglich war! — Der Erbherr ersparte dadurch jedenfalls einen tüchtigen Arbeiter, den er bei der nächsten Rekruten-Stellung hätte liefern müssen. Oder traf vollends den Erbherrn von fünfzig oder sechzig Leibeigenen bei der nächsten Rekrutirung, wo vielleicht zwei Mann von fünfhundert Seelen verlangt wurden, nicht das Loos einen Rekruten zu stellen und er hatte eine solche Quittung in Händen, so konnte er sie meist sehr vortheilhaft

an einen Anderen verkaufen, der sie brauchte, um sie anstatt eines Rekruten einzureichen.

Eine neue Verordnung Alexanders untersagte diese Art von Handel, den Verkauf von Rekruten-Quittungen; — aber wer wollte bei der allgemeinen Unredlichkeit aller Behörden in dem weiten Reich die Ausführung überwachen? — Es fanden sich die Wege, auch dieses Gesetz zu umgehen.

Weitere Verfügungen, die näher zum Ziel zu führen schienen, von denen sich der Kaiser mehr als billig, ja sehr viel versprach, wurden dann (1803) durch einen Privatmann hervorgerufen. Der Graf Sergey Petrowitsch Rumäntzow — jüngerer Sohn des Feldmarschalls und Bruder des Ministers, ein schwacher und beschränkter Mann — war es, der wenigstens die unmittelbare Veranlassung dazu gab. Er war unter dem Kaiser Paul in Ungnaden etwas plötzlich entlassen worden und scheint es drückend empfunden zu haben, daß er unter der neuen Regierung nicht sonderlich bemerkt wurde. Welche Richtung Alexanders Ansichten und Streben nahmen, wodurch man hoffen konnte sich ihm angenehm zu erweisen, das war nicht schwer zu errathen.

Dieser Graf Rumäntzow äußerte den Wunsch seinen Leibeigenen die Freiheit zu schenken, doch unter solchen Bedingungen, daß ihre Arbeitskräfte dem Ackerbau erhalten blieben, nämlich unter der Bedingung, daß sie ihm die Aecker und Wiesen abkauften, auf denen sie hausten — womit zugleich, beiläufig bemerkt, hinreichend dafür gesorgt war, daß ihm das großmüthige Geschenk der Freiheit nicht mehr kosten konnte als ihm selber genehm war. Aber da durch eine solche Freilassung eine neue gesellschaftliche Classe mit Landbesitz ausgestatteter freier Ackerbürger geschaffen wurde, die es bis dahin in Rußland nicht gegeben hatte und von der die Gesetze des Reichs nichts wußten, bedurfte er dazu einer ausdrücklichen kaiserlichen Ermächtigung; es bedurfte eines Gesetzes, welches die Standesrechte dieser neuen Classe feststellte.

Der Graf Sergey Rumäntzow reichte dem gemäß ein Project ein, dessen Inhalt, sofort in ein Gesetz verwandelt, den adeligen Gutsbesitzern die Befugniß ertheilte, nicht nur, wie sie auch bis zur Zeit hin und wieder gethan hatten, einzelnen Leibeigenen oder einzelnen Familien, sondern auch ganzen Dorfschaften die Freiheit zu gewähren, unter der Bedingung, daß die in solcher Weise entlassene Gemeine ihrem ehemaligen Erbherrn die Ackerfläche abkaufte, deren sie bedurfte, um ihr Dasein sicher zu stellen. Der Kaiser erwartete die großartigsten Folgen; möglicher Weise dachte er sich sogar, daß die Leibeigenschaft in Rußland ganz verschwinden, die gesammte ackerbauende Bevölkerung des Reichs sich in freie Landbesitzer verwandeln könnte. Das geschah natürlich nicht; die Verfügung hatte vielmehr gar keine nennenswerthen Folgen; kaum daß ein paar Herren vom Hof, die eine wohlwollende Aufmerksamkeit auf sich zu

lenken suchten, hie und da ein Dorf ihrer Herrschaft entließen — und das konnte ein jeder vorhersehen, der Rußland wirklich kannte. Kein Gesetz zwang den grundbesitzenden Adel auf solche Auseinandersetzungen mit seinen Bauern einzugehen und freiwillig bot er gewiß nicht die Hand dazu; aber selbst abgesehen davon, war die Freiheit auf diese Weise nichts weniger als geschenkt, da es ganz von dem Herrn abhing, den Preis des Grundes und Bodens so zu stellen, daß die Person des Leibeigenen darin mit bezahlt wurde, und endlich gab es in ganz Rußland nur sehr wenige Bauern, die im Stande gewesen wären ihre Freiheit um solchen Preis zu kaufen.

Die Bemerkungen, die Rostoptschin in seinen Briefen an seinen Freund, den Fürsten Zizianow, über dieses Gesetz macht, sind einestheils sehr treffend, andererseits sehr bezeichnend für die Stimmung, in welcher der russische Adel es aufnahm. Rostoptschin schreibt nämlich:

„9./21. März. Mir scheint, daß sich gar nichts daraus ergeben wird, denn welches Dorf wäre wohl im Stande für sich selbst den allermäßigsten Preis zu zahlen und sofort baar zu entrichten? — Auf andere Bedingungen aber wäre es gefährlich Leuten zu vertrauen, die keine andere Bürgschaft (für künftige Zahlungen) stellen können, als ihre eigene Person. Wenn man aber Einzelne der Bauern freilassen wollte, würde man durch drei Bauernhöfe, die man freiließe, indem man ihnen Land zutheilte, ein ganzes Dorf und ein ganzes Landgut verderben. Das Project rührt vom Grafen Sergey Petrowitsch Rumäntzow her. Man sieht, er möchte gern wieder in den Dienst eintreten — mit seiner früheren Anciennetät."

„25. März/6. April. Ich schicke Dir eine Abschrift des kaiserlichen Briefs an den Gr. S. P. Rumäntzow. Wo haben die Leute hergenommen, daß der Bauer, der im Stande ist sich selbst frei und ein Stück Land dazu zu kaufen, beim Ackerbau bleiben wird? — Weiß etwa niemand von ihnen, daß alle wohlhabenden Bauern, nur um Kaufleute zu werden, aus ihrer ursprünglichen Lebensstellung herauszukommen streben? — — Welches Dorf ist denn im Stande für sich selbst einen angemessenen Preis zu bezahlen? — Und wer wird denn einzelne Landstücke aus seinem Landgut verkaufen? — Ich habe eine Berechnung angestellt und gefunden, daß ein Bauernhof, in dem fünf männliche Seelen hausen und (darunter) zwei Arbeiter, dem Erbherrn wenigstens 2000 Rubel zahlen müßte, um ein ausreichendes Maß Landes jeder Art und sonstiger Nutzungen als Eigenthum zu erwerben. Ich glaube, Nutzen wird die Sache nur den Capitan-Isprawniks bringen (der Land-Polizeibehörde). — Oder wenn die Bauern irgend wo durch dummes Gerede in Aufruhr gebracht werden, dann wird es für die Soldaten ganz angenehm sein, bei den Bauern, die übrig bleiben nach der Todtschlägerei, in Quartier zu stehen, zu saufen, zu fressen und zu nothzüchtigen. Da ist nun wieder ein Beweis, wie stark der Hof-Galvanismus auf Verstand, Körper und Seele wirkt. Ru-

mäntzow wollte gewiß zum vierten Mal wieder in den Dienst eintreten oder zwei Arschinen hellblaues Band erlangen — aber ach! er ist mit einer Tabatière abgefunden worden! — Du kannst Dir leicht vorstellen, welch eine Aufregung das Alles hier in Moskau hervorgerufen hat; sogar die Fastengebete haben die Leute aufgehört herzubeten, um über den neuen Erretter des Menschengeschlechts zu schimpfen, nämlich über Sergey Petrowitsch!"

„22. April/4. Mai", daß eine sehr böse Stimmung in Moskau herrsche: „Alle Nachrichten aus Petersburg steigern die Furcht und die Unzufriedenheit und ich kann mich nicht genug darüber verwundern, daß niemand dem Kaiser, der doch gestattet frei mit ihm zu sprechen, die Dinge sagt, wie sie wirklich sind. Und was können nicht die Folgen sein von dem, was ihm zugeschrieben wird! — Seine Bauern wird übrigens niemand freilassen, weil sie nicht im Stande sind den Preis für sich zu zahlen — und die wohlhabenden unter ihnen Kaufleute werden wollen. Graf Rumäntzow hat sich mit dem Hof versöhnen wollen und hat sich darüber mit dem gesammten russischen Adel verfeindet."*)

Sehr wahr ist die Bemerkung, daß der einzelne russische leibeigene Bauer, der für seine Person nach Befreiung aus den Banden der Hörigkeit strebte, unfehlbar auch zugleich Kaufmann werden wollte. Der Russe liebt im Allgemeinen den Ackerbau nicht; die einförmige, ermüdende Arbeit sagt ihm nicht zu; selbst der Leibeigene suchte, sobald er etwas erworben hatte, irgend einen Kleinhandel als seinen Lebensberuf einzurichten; sehr viele Kaufleute in den Bazaren zu Petersburg und zu Moskau so gut wie in den Provinzstädten, waren Leibeigene; andere Hunderttausende von Leibeigenen lebten, mit einem Erlaubnißschein, einem sogenannten Paß, von ihrem Erbherrn versehen, als Handwerker, als Aufwärter in Gasthöfen und dergl. in den Städten oder sie zogen als Maurer, als Zimmerleute, als Kleinhändler und Hausirer im Lande umher. Diese Art des Daseins war ihnen lieber als der einförmige Ackerbau und sie zogen sie vor, wenn man ihnen die Wahl ließ und sie eine Möglichkeit sahen, obgleich für einen solchen „Paß" natürlich ein sehr viel, ja unverhältnißmäßig höherer jährlicher Zins bezahlt werden mußte, als man dem Ackerbauer im heimatlichen Dorf abfordern konnte.

Daß Freilassungen der Bauern nach einem irgend erheblichen Maßstab stattfinden könnten, brauchten die unbedingten Verehrer der angestammten, nationalen Leibeigenschafts-Verhältnisse gewiß nicht zu besorgen; zu allem Ueberfluß aber wurde die Benützung der kaiserlichen Erlaubniß in den Bureaux des Ministeriums des Innern an kunstreich zusammengestellte Bedingungen geknüpft, die darauf berechnet waren, sie unmöglich zu machen. Es wurden endlose, ermüdende Formalitäten vorgeschrieben,

*) Barteniew, das neunzehnte Jahrhundert, II. 4, 6, 9.

durch die einer ganzen Reihe von Behörden — ganz zuerst dem Adelsmarschall des betreffenden Bezirks — die Befugniß ertheilt wurde, das Gesuch eines Landherrn, seine Bauern freilassen zu dürfen, aus einem oder anderem Grunde als unzweckmäßig zurückzuweisen. Den Kaiser ließ man glauben, diese Formalitäten seien vorgeschrieben, um den Bauern gegen Uebervortheilung zu schützen. Besonders aber wurde dem Bauern der Ankauf eines unmöglichen Landantheils (acht Dessätinen für jeden Kopf) zur Bedingung der Freiheit gemacht.

Eine Nebenbestimmung des Gesetzes, die anfangs ganz unbeachtet blieb, führte endlich auch noch zu einer Entdeckung, die den Anhängern des angestammten Rechts höchst willkommen war. Dem Landherrn war nämlich auch gestattet, seine leibeigenen Bauern persönlich freizugeben und gegen einen auf ewige Zeiten unwandelbar festgestellten Zins, den er sich vorbehielt, mit Landbesitz auszustatten. Daß ein Landherr versucht sein könnte Einrichtungen zu treffen, die ihn von der Pünktlichkeit seiner bisherigen Leibeigenen abhängig machten und sich dabei, ohne allen Ersatz, in Beziehung auf die Beitreibung seines Zinses, des sehr bequemen und sehr wirksamen Rechts der Selbsthülfe zu begeben, das war kaum vorauszusetzen!

Auch scheint der Fall nur einmal vorgekommen zu sein. Ein Graf Saltykow, der ohne Kinder starb, ließ durch Testament seine Bauern frei und gegen einen mäßigen Zins, den sie an verschiedene Wohlthätigkeits-Anstalten zahlen sollten, als Eigenthümer im Besitz des Landes, das sie inne hatten. Das Testament wurde von den Seiten-Verwandten angefochten — und die Gerichte — aller Wahrscheinlichkeit nach anständig honorirt von den Klägern — entschieden, daß niemand in Rußland befugt sei seine Leibeigenen, zum Schaden der Intestat-Erben, durch Testament freizulassen. Das sei gegen die Gesetze. Selbst der Kaiser wurde, wenn auch erst nach langem, zweifelndem Zögern, bewogen, dieses Urtheil zu bestätigen, das seinen Absichten auf das entschiedenste widersprach.

So war denn, während dieser ersten Regierungsjahre Alexanders, in Beziehung auf die wichtigsten und drückendsten der bestehenden Rechtsverhältnisse, gar nichts bewirkt, nur in den oben genannten Kreisen eine mißtrauende Unzufriedenheit erregt worden. Doch darf nicht übersehen werden, daß diese Unzufriedenheit sich eben auf die genannten Kreise beschränkte. Bei der Masse des Volks, insoweit sie ihn kannte, bei den Soldaten war der leutselige, wohlwollende Kaiser beliebt wie er es verdiente. Der bei weitem größte Theil der Bevölkerung, die Menge der Leibeigenen in den Provinzen freilich, kannte ihn eben nicht; auf deren Schicksal übte sein Thun und Wollen kaum irgend einen Einfluß; und sie wußte sich wenig dabei zu denken.

Zweites Capitel.

Auswärtige Politik; — Zusammenkunft mit dem König von Preußen; — entstehende Spannung mit Frankreich; — Entschädigungen der deutschen Fürsten; — Angelegenheiten des Malteser-Ordens; — Vernègues; — Vermittelung zwischen Frankreich und England; — Markows Auftreten in Paris; — Ermordung des Herzogs von Enghien; — Czartoryskis Politik; — Coalition gegen Frankreich; — Krieg 1805; — Czartoryskis Versuch, einen Krieg mit Preußen herbeizuführen; — Austerlitz; — Krieg 1806 und 1807; — Czartoryskis Rücktritt; — Friede zu Tilsit.

So sehr aber auch die Sorgfalt Kaiser Alexanders auf das Innere seines Reichs gewendet war, blieb doch das Verlangen, in die internationalen europäischen Angelegenheiten maßgebend einzugreifen, wie es einer Großmacht ziemt, nicht ausgeschlossen. Um so weniger, da Europa einer Macht bedurfte, die gegen das drückende Uebergewicht Frankreichs einschreiten konnte. Jeder Antheil, den Rußland an der europäischen Politik nehmen wollte, mußte aber doch früher oder später, auf einem oder anderem Wege, zu einem Bruch mit Frankreich führen, da dessen Herr, Napoleon Buonaparte, in der weiten Welt keinen Willen neben dem seinigen dulden wollte.

Alexander scheint sich das auch vom ersten Augenblick an gesagt zu haben, denn er verwendete die größte Sorgfalt auf die Vermehrung und, so weit die Einsicht seiner militärischen Umgebung reichte, auch auf die bessere Ausrüstung und Ausbildung seiner Armee.

Als ein weiteres Zeichen, daß er Bruch und Kampf wenigstens für sehr wahrscheinlich, wenn nicht für unbedingt unvermeidlich hielt, läßt sich füglich der Umstand ansehen, daß Alexander (im Jahr 1802) eine persönliche Zusammenkunft mit dem König von Preußen herbeiführte, die zu Memel stattfand. Alexander scheint mit der bestimmten Absicht, in dem König seinen Pylades zu finden, nach Memel gereist zu sein, sonst möchte wohl ein Verkehr von wenigen Tagen nicht genügt haben, die enthusiastische Freundschaft zu schließen, zu der der Kaiser sich fortan bekannte.

Was damals das Hauptinteresse der festländischen Politik ausmachte, die Entschädigung der deutschen Fürsten, mit anderen Worten die Vertheilung der bis zur Zeit geistlichen Fürstenthümer, der freien Reichsstädte und der reichsritterschaftlichen Gebiete in Deutschland unter die Betheilig-

ten — das gerade gab am allerwenigsten Veranlassung zum Zwist. Rußland glaubte als Bürge des Lüneviller Friedens und der deutschen Reichsverfassung dabei mitsprechen zu dürfen und zu müssen, da sich aber der Kaiser zum Voraus mit Napoleon darüber verständigt hatte, daß Baden, Württemberg und Bayern bei der Vertheilung der Beute ganz besonders begünstigt werden sollten, wurde das Einzelne in der erwünschtesten Einigkeit erledigt. Eigentlich war es Napoleon, der seinen Willen dictirte und über Deutschland verfügte; daß sein Wille mit den Absichten Rußlands übereinstimmte, mag ihm ohne Zweifel ganz genehm gewesen sein, aber wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre, würde er ihn doch gewiß ganz eben so unbedingt durchgeführt haben. Oesterreich war unmittelbar nach einem unglücklichen Kriege nicht in der Lage Anspruch auf eine entscheidende Stimme zu erheben, Preußens Politik hatte sich in eine kleinmüthige Neutralität verirrt, die Gewinn bringen sollte, und die übrigen deutschen Fürsten bettelten ohnmächtig und habgierig zu Paris um die Gunst Napoleons oder Talleyrands oder irgend eines untergeordneten Intriganten. So war denn niemand in der Lage oder darauf gefaßt, sich gegen den Willen Napoleons aufzulehnen.

Der Form nach war die Entschädigungs-Angelegenheit dem permanenten Reichstag, der schon seit fast anderthalb Jahrhunderten zu Regensburg ohnmächtig und unfruchtbar tagte, zur Regelung überwiesen. Dort aber drehte man sich in gewohnter Weise in Schein-Unterhandlungen herum, von denen jedermann wußte, daß sie zu nichts führen könnten und um die sich auch keiner der Betheiligten sonderlich kümmerte, bis die Gesandten Frankreichs im Namen der eigenen und der russischen Regierung zu Regensburg ihre Befehle gaben und den Reichstag bedeuteten, was für Beschlüsse dieser beiden Mächte in Beziehung auf Deutschland er in die gehörige Formen zu bringen habe (Juni 1802). Das geschah denn auch ihrem Befehl gemäß, trotz aller Gegenbestrebungen Oesterreichs, im Lauf der nächsten Monate.

Aber so leicht es Rußland und Frankreich, oder vielmehr Alexander und Napoleon, auch fanden, sich über diese Angelegenheiten zu verständigen, so wenig wollte das Gleiche in Beziehung auf manchen anderen streitigen Punkt gelingen.

Selbst die Angelegenheiten des Malteser-Ordens führten Reibungen herbei, die auf den ersten Blick befremden könnten, da der Kaiser Alexander die Abenteuerlichkeit des russischen Großmeisterthums hinlänglich durchschaut hatte und keineswegs geneigt war, sie fortzusetzen. Er hatte sich wohl zu sagen gewußt, daß gewichtige Gründe dafür sprachen, dieses entweder kindische oder bedenkliche Spiel fallen zu lassen. Daß England, im Besitz der Insel Malta, diese dem Orden nimmermehr zurückgeben werde, wenn es der Kaiser von Rußland war, der sie als Großmeister in Anspruch nahm, daß eine friedliche Auseinandersetzung mit England nicht zu

hoffen war, so lange Rußlands Kaiser solchen Anspruch erhob, das war so einleuchtend, daß niemand darüber im Zweifel sein konnte. Wahrscheinlich in Erwägung dieser Umstände hatte Alexander, als er zur Regierung kam, die Großmeister-Würde gar nicht angetreten und dann in den ersten Verträgen, die er schloß, ohne Schwierigkeit auch in aller Form auf diese Würde verzichtet. Dennoch aber traf er in Beziehung auf den Orden und dessen Einrichtungen Verfügungen nach eigenem Ermessen, als ob er ein Recht habe ihm Befehle zu geben.

Er glaubte, wie entschieden ausgesprochen wurde, die Würde der russischen Krone auch in seinen Beziehungen zu dem Orden wahren zu müssen; deshalb sollte unbedingt anerkannt werden, daß der Kaiser Paul wirklich Großmeister dieser Ritter-Verbrüderung gewesen sei und in Folge dessen auch, daß alle Anordnungen, die Paul als Großmeister getroffen hatte, zu Recht bestehend und gültig seien. Das hieß Unmögliches fordern, da Pauls Verfügungen, wie wir gesehen haben, dem Wesen des Malteser-Ordens durchaus widersprachen.

Doch wie unstatthaft diese Forderung auch sein mochte, Rücksicht auf die Würde der russischen Krone konnte in einem gewissen Sinn als Grund dafür angeführt werden —: nicht aber für die vollkommen unberechtigte Willkür, mit der Alexander verfügte, in welcher Weise die Wahl eines neuen Großmeisters stattfinden sollte. Für diese müssen wir die Gründe wohl in einer anderen Gedanken-Reihe suchen, und sie scheinen nicht schwer zu finden. Der Malteser-Orden schien von neuem wichtig werden zu können, wichtiger selbst als er mehrere Jahrhunderte über gewesen war, da ihm die Insel Malta wieder überliefert werden sollte und dieser wichtige Punkt in einer Periode weltgeschichtlicher Bewegung eine größere Bedeutung haben konnte, als früher zu ruhigeren Zeiten. Es mußte ohne Zweifel alle Unternehmungen, zu denen Rußland im Mittelländischen Meer veranlaßt werden konnte, ungemein erleichtern, wenn der Großmeister, der auf Malta den Befehl führte, ein diesem Reich befreundeter und verpflichteter Mann war, — sehr hinderlich, wenn der Orden und seine Insel unter dem Einfluß einer anderen, einer feindlich gesinnten Großmacht standen. Für einen Rußland ergebenen Großmeister wollte Alexander sorgen.

Er verordnete, ohne zu sagen mit welchem Recht, daß nicht das Ordens-Capitel sich in altherkömmlicher und in seinen Statuten festgesetzter Weise versammeln sollte, um aus seiner Mitte einen Großmeister zu erwählen, sondern jedes der Groß-Priorate — oder wie sie genannt werden, jede der Zungen des Ordens — die italienische, spanische, französische, deutsche und baierische — und natürlich auch die zwei russischen, die lateinische und die griechisch-rechtgläubige — eine Anzahl Candidaten

zu ernennen habe — und daß dann der Papst, von den Zeiten der Errichtung an Protector des Ordens, aus den sämmtlichen Candidaten den Großmeister wählen solle.

Zwei dem Orden angehörige Prälaten, Franzosen, Monseigneur de Bernis, Erzbischof von Alby, und ein Abbé Masclét, wurden beauftragt in Alexanders Namen mit Rom über diese Angelegenheit zu unterhandeln und den Papst namentlich dringend darauf aufmerksam zu machen, daß der Commandeur Tomasi, ein Italiener, aus Siena gebürtig, in dem russischen Priorats-Capitel die große Stimmenmehrheit gehabt habe und sich ohne Zweifel am besten zum Großmeister eigne.

Napoleon hatte gegen diese Art der Wahl um so weniger etwas einzuwenden, als er den Papst in seiner Gewalt zu haben glaubte, aber er wollte einen Großmeister ernannt wissen, der seinen Interessen dienstbar wäre und bezeichnete der Wahl des Papstes einen anderen Italiener, den Commandeur Caprara und einen Ordens-Prior Flachslanden, gegen den man in Petersburg ganz besonders eingenommen war, weil man ihn unbedingt den Interessen Napoleons ergeben glaubte.

Pius VII. ließ, die Umstände erwägend, das verfügte Wahlverfahren gelten, aber in solcher Weise, daß er dabei vermied irgend eine Befugniß des Kaisers von Rußland in Sachen des Ordens anzuerkennen. Nämlich er, der Papst, erklärte aus eigener Machtvollkommenheit — und eben auch mit etwas zweifelhaftem Recht — die Wahl in den erwähnten Formen in diesem Einen Fall ausnahmsweise für eine gesetzmäßige — dann aber ernannte er, um glücklich zwischen allen Klippen hindurch zu steuern, einen Ritter, den das italienische Priorat vorgeschlagen, an den aber weder Rußland noch Frankreich gedacht hatten, zum Großmeister. Einen Römer nämlich, den Commandeur Ruspoli, aus dem fürstlichen Hause gleichen Namens.

Dieser Ordensherr weilte seit einer Reihe von Jahren in Amerika, war allen Parteiungen, allem Zwist im Innern des Ordens fremd geblieben, und schien eben deshalb vorzugsweise geeignet, unparteiisch an die Spitze des Ritterstaats zu treten.

Da der Papst zu gleicher Zeit einer förmlichen Anerkennung der Ordenswürde Kaiser Pauls und seiner Verfügungen auszuweichen suchte, mußte er erfahren, wie wenig man am russischen Hof mit dieser Auskunft zufrieden war. Pius VII. hätte gern einen päpstlichen Nuntius nach Petersburg gesendet, um ihn dort als Fürsten der allein seligmachenden Kirche auftreten und im Verein mit den Jesuiten arbeiten zu lassen, und mußte nun in den rücksichtslosesten Formen erfahren, daß Rußland einen apostolischen Nuntius nicht zulassen werde; daß selbst ein gewöhnlicher Gesandter des Papstes in Petersburg nur als außerordentlicher, nur vorübergehend beglaubigter Geschäftsträger erscheinen dürfe.

Napoleon schien Ruspolis Ernennung gelassen aufzunehmen; es zeigte sich aber bald, unter welchen Bedingungen er geneigt war sie gelten zu lassen. Der neu ernannte Großmeister wurde eben aus Amerika zurück, in Europa, zunächst in England erwartet; ein Verwandter Ruspolis, der Malteser-Commandeur Bussy, war vom Papst beauftragt, ihn dort aufzusuchen, und bat in Paris um die nöthigen Pässe. Sie wurden verweigert und der Minister Talleyrand belehrte den päpstlichen Nuntius Cardinal Caprara, daß Ruspoli nicht in England aufgesucht, sondern vor allen Dingen nach Paris berufen werden müsse; der erste Consul wünsche ihn kennen zu lernen; auch dürfe der neue Großmeister dann nicht erst noch nach Rom gehen, um sich dem Papst vorzustellen, noch weniger dürfe er sich von Rom oder von Neapel aus nach Malta begeben; er dürfe überhaupt die Fahrt dorthin auf keinem anderen Wege unternehmen, als von Paris aus über Toulon. Dort werde er ein oder auch mehrere französische Schiffe bereit finden, ihn nach seiner Insel zu geleiten.

Die mehreren französischen Schiffe hätten wohl möglicher Weise auch eine französische Besatzung hinüber gebracht. Doch Ruspoli durchschaute, welche elende Rolle man ihn wollte spielen lassen — und weigerte sich, trotz aller Bitten des Papstes, mit standhafter Entschiedenheit die Würde anzunehmen, die ihm unter so bedenklichen Bedingungen geboten war.

Nun schritt die russische Regierung wieder ein und widersetzte sich einer neuen Candidaten-Wahl in den Capiteln; der Papst sollte aus den bereits vorgeschlagenen Würdenträgern wählen. Pius VII. ernannte nun den Commandeur Tomasi zum Großmeister, wie es scheint, um sich unter dem Schutz einer dem russischen Hof erwünschten Wahl allen anderweitigen Schwierigkeiten entziehen zu können, die ihm von dort aus gemacht wurden. Eine förmliche Anerkennung des russischen Großmeisterthums und aller unter demselben erlassenen Verfügungen, durch eine besondere Bulle, wie Rußland bisher verlangt hatte, erfolgte auch jetzt nicht. Der Papst beschränkte sich darauf, die alte Ordens-Regel nicht ausdrücklich als allein gültig anzuerkennen und behielt sich das Recht vor, einzelne Fälle, in dem Maß wie sie thatsächlich vorkämen, zu prüfen und zu entscheiden. In Petersburg beruhigte man sich nun bei dieser Erklärung, die eine scheinbare Möglichkeit ließ, daß Kaiser Pauls Ordens-Verfügungen anerkannt werden könnten und gestattete sogar dem Papst zwar nicht einen apostolischen Nuntius, doch aber einen Gesandten nach der nordischen Hauptstadt abzufertigen, wenn auch unter der Bedingung, daß er nur vier Monate dort verweile.

Daß Tomasi von Anfang an der Candidat des russischen Hofs gewesen war, wird in Consalvis Memoiren nach Möglichkeit verschleiert; der russische Geschäftsträger zu Rom jedoch, Graf Cassini, sorgte dafür, daß die Welt darüber nicht im Zweifel blieb —: er feierte Tomasis Er-

nennung zwei Abende hintereinander durch eine festliche Erleuchtung des Gesandtschafts-Palastes.*)

Die verheißene Wichtigkeit des Großmeisterthums war aber inzwischen vollständig verschwunden. Alles, was in England Antheil an den öffentlichen Dingen nahm und die öffentliche Meinung bildete, war inne geworden, daß die Friedfertigen unter den Staatsmännern des Landes — getragen von einer augenblicklich herrschenden Stimmung — einen unverzeihlichen Fehler begangen hatten, indem sie sich in ihrem Friedensverlangen verpflichteten, die Insel Malta aus der Hand zu geben. Es konnte in der That wohl befremden, daß dergleichen beschlossen und versprochen worden war zu einer Zeit, in welcher die neu entstandenen Weltverhältnisse die Herrschaft auf dem Mittelländischen Meer von neuem zu einer Bedeutung erhoben, die sie seit der Entdeckung des Seewegs nach Indien nicht mehr gehabt hatte. Die öffentliche Meinung in England nahm eine solche Wendung, daß es der englischen Regierung wohl nicht möglich gewesen wäre, die Insel zu räumen, selbst wenn sie gewollt hätte. Selbst dem besonnenen und friedliebenden Staatsmann konnte es kaum rathsam scheinen, die augenblickliche Erhaltung des Friedens um solchen Preis zu erkaufen, da so manche Anzeichen schon einen neuen Sturm als nahe ankündigten. Die unersättliche Herrschbegier Napoleons, die sich in brutalster Weise offenbarte, mußte es sogar jedem Besonnenen sehr zweifelhaft machen, ob es überhaupt möglich sein werde, mit ihm und so lange er es beherrschte mit Frankreich, je in Frieden zu leben.

Die Regierung Englands kam sehr bald zu dem Entschluß, Malta nicht wieder herauszugeben. An einem Vorwand im Besitz zu bleiben fehlte es nicht, da Napoleon auch seinerseits den zu Amiens geschlossenen Frieden in mehr als einer Beziehung nicht erfüllte, sich immer neue Uebergriffe erlaubte, Holland und die Schweiz unter seinen Willen beugte, Piemont mit Frankreich vereinigte und auf diplomatische Anfragen und Mahnungen die beleidigende Antwort gab, England habe sich in die Angelegenheiten des europäischen Festlandes nicht zu mischen.

Der neue Großmeister Tomasi erhielt demgemäß, als er die englischen Behörden auf Malta, durch einen eigenen Gesandten, den Commandeur Busssy, auffordern ließ, ihm die Insel einzuräumen, wie der Friedens-Vertrag von Amiens verfügte, von dem englischen Residenten Alexander Ball (2. März 1803) eine ablehnende Antwort, die theilweise wie Spott klang und doch wohl nur ungeschickt war. Der wesentliche Inhalt war, da einige der Mächte, die dem Friedensschluß zufolge sich für die Unab-

---

*) Moroschkin II. 66—95.
Crétineau-Joli, Mémoires du Cardinal Consalvi, II. 319—323.

hängigkeit des Malteser-Ordens verbürgen sollten, dem Vertrag noch nicht beigetreten seien, könne er die Insel nicht ohne einen besondern Befehl seiner Regierung den Rittern einräumen.

In der That hatte Preußen, das einer der Bürgen sein sollte, sich in Schweigen gehüllt und Rußland verlangte, ehe es sich verbürge, eine Aenderung des Vertrags von Amiens, insofern er die innere Verfassung des Malteser-Ordens betraf. England und Frankreich waren nämlich dahin übereingekommen, daß es fortan weder eine französische, noch eine englische Zunge des Ordens geben sollte, und ohne Vollmacht vom Orden selbst, ohne eigentliche Berechtigung also, hatten sie hinzugefügt, daß dagegen eine eigene Maltaische Zunge neu gebildet werden solle. Diese Maltaische Zunge nun, bei der sich wohl niemand etwas recht Bestimmtes zu denken wußte, wollte Rußland wieder gestrichen wissen.

Uebrigens benützte die russische Regierung diese Ungewißheit, in der das Schicksal Maltas in der Schwebe blieb, um ihrerseits, wenigstens einstweilen im Besitz der Jonischen Inseln zu bleiben. Sie waren noch vom letzten Kriege (von 1799) her von russischen Truppen besetzt — und sollten, den Friedens-Verträgen zufolge, als eine selbständige Republik organisirt und anerkannt werden. Die russischen Truppen räumten sie vorläufig so wenig als die englischen die Insel Malta.

In England hatte man, als natürliche Folge des geschlossenen Friedens, auf einen Handels-Vertrag mit Frankreich gehofft und in dieser Erwartung manche nicht ganz erwünschte Bedingung des Friedens-Vertrags leichter angenommen. Napoleon aber war, ohne eigentliche staatswirthschaftliche Kenntnisse, so ganz in schutzzöllnerischen Ideen befangen, daß von einem irgend wünschenswerthen Handels-Vertrag nicht die Rede sein konnte. Er gab wiederholt im Moniteur der französischen Industrie die bündigsten Versicherungen, daß sie unbedingt auf den Schutz rechnen dürfe, den Prohibitiv-Zölle gewähren können und in der Note des Ministers Talleyrand an den englischen Gesandten Lord Whitworth (vom 13. Mai 1803) wurde, als der Bruch bereits unvermeidlich geworden war, Englands Verlangen nach einem Handelstractat als ein heimtückisches Attentat gegen den Wohlstand und die Selbständigkeit Frankreichs dargestellt. England verlange Malta als Bürgschaft gegen Frankreich, heißt es da; vor Zeiten habe es die Schleifung Dünkirchens als Bürgschaft gegen Frankreich verlangt; nächster Tage werde es einen Zolltarif, der ihm genehm sei, als Bürgschaft gegen die Fortschritte der französischen Gewerbthätigkeit verlangen. (Demain la convenance de l'Angleterre demandera une garantie contre les progrès de l'industrie française, et on proposera un tarif de commerce pour arrêter les progrès de notre industrie.)

So trieb die Macht der Verhältnisse und der Leidenschaften zu neuem Krieg, der durch die Abreise der Gesandten und durch eine Botschaft Napoleons an seinen Senat verkündet wurde (20. Mai 1803). — Daß der

Kampf nun bis zur äußersten Entscheidung oder doch bis zu gänzlicher Erschöpfung durchgeführt werden mußte, schien unvermeidlich, und Napoleon verkündete auch oft und laut genug, daß er ihn in solchem Sinn und solcher Absicht aufnahm. Doch sollte die Welt noch ein eigenthümliches Zwischenspiel erleben, das wenig beachtet worden ist, weil es eben zu nichts geführt hat. Während nämlich ein französisches Heer unter dem General Mortier bereits in das hannöversche Land einbrach, das mit dem Hader zwischen England und Frankreich gar nichts zu thun hatte, während Preußen diese Verletzung deutschen Bodens innerhalb seiner unmittelbaren Machtsphäre duldete, gab sich Napoleon das Ansehen, als wolle er den Zwist durch einen schiedsrichterlichen Spruch entscheiden lassen und forderte den Kaiser von Rußland auf (18. Juni 1803) das Schiedsrichter-Amt zu übernehmen. Ein sehr seltsamer Schritt! — Daß Napoleon ihn überhaupt nur that, weil er sehr bestimmt wußte, daß England diesen Ausweg ablehnen würde, daran ist nicht zu zweifeln —: darüber jedoch, ob es ihm dabei nur darum zu thun war, vor der Welt die schöne Rolle des Friedfertigen zu spielen, der alle Möglichkeiten einer Verständigung erschöpfen will, ehe er sich mit schwerem Herzen entschließt, das Schwert zu ziehen, oder ob er mehr beabsichtigt haben könnte, darüber sind verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden. Daß Napoleon Rußland vermöge seines Anerbietens in die Stellung eines bei diesen Händeln ganz unbetheiligten Staats habe verweisen und damit von jedem Antheil an der europäischen Politik ausschließen wollen, ließe sich allenfalls denken, denn nur der Unbetheiligte kann unparteiisch erachtet werden und Schiedsrichter sein. Doch wäre die Bürgschaft der Neutralität Rußlands, die darin gelegen hätte, etwas zu schwach gewesen, als daß ein so überaus praktischer Mann wie Napoleon großen Werth darauf hätte legen können. Hätte dann vollends Napoleon gehofft, daß Rußland, beleidigt durch einen ablehnenden Bescheid Englands, sich ihm als Bundesgenosse anschließen könne, wie Lanfrey meint, so wäre das wohl eine Verirrung in das Gebiet des vollkommen Phantastischen gewesen, denn die Spannung zwischen Rußland und Frankreich war bereits sehr weit gediehen.

Graf Markow hörte nicht auf, die Erfüllung der Verträge zu fordern, namentlich auf Entschädigung des Königs von Sardinien zu dringen und war dadurch bereits sehr beschwerlich geworden. Napoleon, den sein Talleyrand in den Verträgen mit gutem Bedacht durch eine geschickte Wendung in das Leere, zu gar nichts verpflichtet hatte, warf wohl gelegentlich etwas von dem Herzogthum Parma hin, das dem vom italienischen Festlande vertriebenen König als Entschädigung geboten werden könnte. Oder er gedachte auch wohl des kleinen Gebiets der kleinen verschollenen Republik Lucca — aber auch das immer nur in schwankender, ganz unbestimmter Weise, ohne sich jemals wirklich zu binden.

Als dann der Gedanke an ein schiedsrichterliches Verfahren aufge-

eben werden mußte, ohne eigentlich recht zur Sprache gekommen zu sein
nd Rußland seine Dienste als Vermittler anbot, — die England, indem
s das Schiedsgericht ablehnte, sich bereit erklärt hatte anzunehmen, —
ollte der Kaiser Alexander eine neue, beleidigende Täuschung erleben.

Napoleon hatte nämlich — wie man annehmen muß, da kein anderer
Grund abzusehen ist — wohl um dem Kaiser Alexander die Schiedsrichter-
rolle annehmbar zu machen, angedeutet, daß er auf einige der Forderun-
en eingehen könnte, die England unmittelbar vor dem Wiederausbruch
es Kriegs in einem Ultimatum gestellt hatte. Namentlich schien er darein
illigen zu wollen, daß England die kleine, unbewohnte Insel Lampedusa
i den Sicilischen Gewässern als Ersatz für Malta erhalte. Als nun
ber Rußland dieselben Bedingungen zur Grundlage seiner Vermittelung
achen wollte, erklärte Napoleon sie für „absurd"! — sogar sie seien
d'une absurdité choquante". — Wie konnte er den Engländern Lam-
edusa zugestehen, das nicht ihm, sondern dem König von Neapel gehörte;
r, der ängstlich gewissenhafte Napoleon! — Er weigerte sich (am 23. August
803) überhaupt mit England über die Angelegenheiten des europäischen
ontinents zu unterhandeln; sie gingen das Inselreich nichts an, meinte
, obgleich er kurz vorher erklärt hatte, er könne die subtile Unterscheidung
icht gelten lassen, vermöge der Georg III. als König von England im
rieg mit Frankreich, als Churfürst von Hannover neutral sein wollte.
r sei zwar geneigt, seine Truppen aus Holland und aus der Schweiz
rückzuziehen, aber er werde sich nie in einem Vertrag mit England
azu verpflichten. Was die Entschädigung des Königs von Sardinien
etraf, mußte der Kaiser Alexander nun vernehmen, daß Napoleon sie nur
nn bewilligen werde, wenn England den Holländern Ceylon oder den
Spaniern Trinidad zurückgebe.

Die unmittelbare Folge dieser überraschenden Eröffnungen war, daß
r Kaiser Alexander Oesterreich und Preußen zu bewegen suchte sich mit
ußland zu vereinigen, um die Franzosen aus Hannover zu vertreiben.
s war ein erster Gedanke an den Bund, der ein Jahrzehnt später wirklich
apoleon niederwerfen sollte. Zur Zeit aber fühlte Oesterreich keinen
eruf, für Interessen Norddeutschlands das Schwert zu ziehen — und
reußen suchte immerdar sein Heil in jener gefährlichen Neutralität, die
r Minister Haugwitz für den Triumph politischer Feinheit hielt.

Napoleon seinerseits klagte über den Gesandten Markow und äußerte,
ß er sich in französische, einheimische Intriguen mische. Diese ganz
lgemein und unbestimmt gehaltene Aeußerung ist dann von solchen buona-
rtistischen Schriftstellern wie Bignon dahin gedeutet worden, daß Mar-
w bei den royalistischen Umtrieben und Verschwörungen betheiligt gewesen
, die damals den neuen Herrn Frankreichs beunruhigten, und deren
pfer Georg Cadoudal und Pichegru wurden; — die als Vorwand dienen
ußten Moreau nach Amerika zu verbannen. Es wird sogar mit großer

Zuversicht von Markows Thätigkeit in diesen Intriguen gesprochen und doch zeigt sich nirgends die Spur eines Beweises dafür, auch da nicht, wo man sie zunächst suchen müßte —: weder in den Denkwürdigkeiten solcher Leute wie Fauche-Borel, die, in diese Umtriebe verflochten, den Verschworenen Späher- und Botendienste leisteten, noch in denen der Lobredner Napoleons. Daß der russische Diplomat von dem Kaiser Alexander keinen Auftrag hatte die Hand zu solchen bedenklichen Dingen zu bieten und von dem Fürsten Adam Georg Czartorysli noch weniger, das versteht sich von selbst. Entscheidend aber möchte wohl sein, daß diese von der französischen Polizei vom ersten Augenblick an genau überwachte — vielleicht sogar veranlaßte — Verschwörung, erst nachdem Markow Frankreich verlassen, ein halbes Jahr nachdem Napoleon über ihn Klage geführt hatte, irgend eine Gestalt gewann.

Es könnten wohl andere Dinge, größere und kleinere, gewesen sein, die Napoleons Unwillen erregten. Vor allem der Umstand, daß Markow, schon beschwerlich dadurch, daß er beständig an die Bedingungen des Vertrags, an die dem König von Sardinien versprochene Entschädigung erinnerte, nachgerade eine drohende Sprache annahm und gegen die französischen Staatsmänner äußerte, hinter dem Kaiser Alexander stehe die russische Nation mit ihrer gewaltigen Macht. Selbst daß Markow den Umgang mit der Vorstadt St.-Germain, das heißt mit dem alten, legitimistischen Adel Frankreichs, der ihm von früheren Zeiten her bekannt war, wieder aufnahm, mußte den ersten Consul und seinen neuen Hof unangenehm berühren. Besonders aber erlaubte sich Markow, als die Spannung zwischen seiner und der französischen Regierung bereits entschieden hervortrat, boshafte Aeußerungen über Napoleons Person — und mehr; er erlaubte sich dem Herrn Frankreichs, so oft sich eine Gelegenheit bot, mit einer gewissen Mißachtung zu begegnen. Daß er ihn, den Consul, der die Altäre wieder aufgerichtet hatte und damit umging, auch den Thron wieder herzustellen, als den zu einer Person gewordenen Jakobinismus bezeichnete — c'est tout le jacobinisme renfermé dans un seul homme et armé de tous les instruments révolutionnaires — ist bekannt und mußte natürlich als eine sehr wehthuende Beleidigung empfunden werden. Russische Quellen berichten dann auch noch Züge wie den, daß Markow nach einem gastlichen Mahl — zu St.-Cloud oder Malmaison — das Gespräch auf Gartenanlagen führte, so daß Napoleon sich bewogen fand ihn zu einem Gang in den Park aufzufordern, um einige neue Anlagen zu sehen. Als dann aber beide an den Fuß der Treppe gekommen waren, winkte Markow seinen Wagen herbei, der in Bereitschaft stand, empfahl sich, stieg ein und fuhr von dannen — und es sah nun aus, als habe der erste Consul ihn die Treppe herab bis an seinen Wagen begleitet. *)

*) Bantysch-Kamenskys Biographie Markows.

Napoleon wußte dergleichen nicht gering zu achten und war auch elleicht nicht in der Lage es gering achten zu können. Da er ſich nicht s gewähltesten Tones befliß, kann es uns nicht befremden, daß er darnach 3. Aug. 1803) den Geſandten Rußlands in einem amtlichen, an Talley- nd gerichteten, Papier einen „polisson“ nannte und von der ruſſiſchen egierung deſſen Abberufung verlangte.

Das war bereits im Juli durch einen perſönlichen Brief Napoleons n den Kaiſer von Rußland geſchehen; zu gleicher Zeit wurden Verſuche macht Markows Geliebte, eine Franzöſin, die den Kreiſen der heim- kehrten Emigrirten angehörte, in die Dienſte der geheimen Polizei zu ehen, und da das nicht gelang, wurde der Dame, die nicht Späher- enſte leiſten wollte, unter dem Vorwande, daß ſie noch auf der Emigrirten- ſte ſtehe, vielfach polizeiliches Drangſal angethan. Dies letztere Gebahren enigſtens kann kaum einen anderen Zweck gehabt haben als den, dem rafen Markow den Aufenthalt in Paris zu verleiden.

Dies kleinliche Treiben, in dem ſich Napoleon gefiel, ſo wenig er rin groß erſchien, ging ſogar noch weiter. Ein Genfer, Chriſtin, der ſſiſcher Unterthan geworden war und in untergeordneter Stellung der eſandtſchaft Markows angehörte, machte Reiſen in ſein Heimatland, die apoleons Polizei verdächtig finden wollte und wenigſtens nicht ganz ohne ahrſcheinlichkeit, da der Mann als eifriger Royaliſt bekannt, zu einer üheren Zeit Agent des emigrirten franzöſiſchen Miniſters Calonne ge- eſen war. Ohne alle Rückſicht auf die Satzungen des Völkerrechts, ließ n Napoleon in der Schweiz aufheben und als Gefangenen nach Paris ringen. Zu irgend welchen Entdeckungen ſcheint ſeine Verhaftung nicht führt zu haben, wohl aber entſprach ſie einem anderen Zweck. Napoleons erlangen, daß Markow abgerufen werde, ſchien nämlich in Petersburg icht beachtet zu werden —: nun brauchte Napoleon nur zu thun, als i erwieſen, daß Chriſtin in royaliſtiſche Umtriebe verwickelt ſei und er tte einen Vorwand, dem ruſſiſchen Geſandten Vorwürfe zu machen, eine räuſchvoll ärgerliche Scene herbeizuführen, die Markows Stellung in aris jedenfalls unmöglich machen mußte; — und er konnte dabei ſogar uftreten, als ob er im Recht ſei. Das that er denn auch in ſeiner be- nnten brutalen Weiſe. Er ging bei einer feierlichen Audienz (21. Sept. 803) in zahlreicher Verſammlung raſch auf Markow zu, um ihn mit berlauter Stimme in drohenden Worten anzufahren: er finde es ſehr nderbar, daß der ruſſiſche Geſandte einen Schweizer, der Verſchwörungen nzettle, in ſeinen Dienſten behalte. Die zankende Rede ſchloß mit der erſicherung: „Wir ſind nicht ſo auf die Spindel herunter gekommen (à quenouille), daß wir ein ſolches Benehmen dulden“ und der Drohung nen jeden zu verhaften, der gegen das Intereſſe Frankreichs handle.

Nach dieſen Worten, die ziemlich unumwunden ankündigten, daß apoleon ſich durch keine Rückſicht auf das geltende Völkerrecht gebunden

achte, mied natürlich Markow den Hof des Consuls. Bei alledem waren Napoleons unziemliche Reden, wenigstens der Form nach, nicht eigentlich gegen die russische Regierung, sondern gegen das persönliche Benehmen des Gesandten gerichtet gewesen. Der Kaiser Alexander war nicht unbedingt gezwungen, den hingeworfenen Handschuh sofort aufzunehmen. Wollte er aber die Unterhandlungen fortsetzen, so mußte er nach diesem unanständigen Auftritt Napoleons früheres Verlangen nothwendig berücksichtigen und Markow abrufen. Das geschah; aber in einer Weise, die geflissentlich darauf angelegt war der Welt zu zeigen, wie wenig Napoleons Beschwerden in den Augen des Kaisers Alexander berechtigt waren, wie entschieden der Kaiser die Haltung seines Gesandten in den obschwebenden politischen Fragen billige. Markow wurde zum Wirklichen Geheimen Rath befördert und mit dem höchsten Ehrenzeichen Rußlands, mit dem St. Andreas-Orden bekleidet, und der Kaiser ließ ihn diesen neuen Orden noch in Paris zur Schau tragen, indem er ihm den Befehl ertheilte, nach Rußland zurückzukehren.

Markow verließ die französische Hauptstadt am 16. October 1803 — als russischer Geschäftsträger blieb ein jüngerer Diplomat, d'Oubril, zurück und Napoleon gewann bei diesem Wechsel nichts weiter, als daß er sich von Markows Sarcasmen befreit sah, denn auf allen wesentlichen Forderungen bestand natürlich d'Oubril eben so nachdrücklich, als sein Vorgänger.

Vielleicht geschah es im Aerger darüber, daß Napoleon seinen Gegner auch in Dinge, die außerhalb der diplomatischen Verhandlungen lagen, zu beleidigen und zu reizen suchte, in der Art aber, in der er dies that, bewies er der Welt stets von neuem, daß er sich in schrankenloser Willkür durch kein Gesetz gebunden glaube.

So verlangte er jetzt (26. Oct. 1803) von der päpstlichen Regierung, sie solle einen französischen Emigrirten, der russischer Unterthan geworden und der russischen Gesandtschaft zugezählt war, einen Chevalier de Vernègues, in Rom verhaften und den französischen Militär-Behörden ausliefern. Daß der russische Gesandte am sardinischen Hof, Lisakewitsch, der jetzt in Rom weilte, diesen Vernègues auf eigene Verantwortung in diese Verhältnisse aufgenommen hatte, zog ihm zwar einen Verweis seiner Regierung zu, aber es machte im Recht keinen Unterschied, da die russische Regierung dennoch gelten ließ, was er verfügt hatte. Napoleon aber forderte den Chevalier Vernègues als einen Franzosen, obgleich er selbst ein Gesetz bestätigt hatte, dem zufolge jeder Emigrirte aufhörte ein Franzose zu sein! Vergebens erinnerte die päpstliche Regierung in demüthig bittender Weise an das Völkerrecht, Napoleon wollte seinen Willen und Rom glaubte sich fügen zu müssen — ratione temporum habita. Vernègues wurde verhaftet und in die Engelsburg eingesperrt, doch sträubte sich die päpstliche Regierung noch dagegen ihn auszuliefern — besonders da der Kaiser

Alexander sie bedeuten ließ, daß er sich für beleidigt halten müsse, wenn der Verhaftete ausgeliefert und die Untersuchung gegen ihn nicht in Rom geführt werde.

Doch Napoleon kannte nun einmal kein Recht, als seinen Willen. Er drohte seine Truppen aus den nächsten französischen Besatzungen auf Rom marschiren zu lassen, wenn Vernègues nicht ausgeliefert werde, und bezeichnend für seine augenblickliche Stimmung wie für sein Wesen überhaupt und seine Pläne ist dabei die wegwerfende Weise, in der er sich über Rußlands Einwendungen äußerte.

Er schrieb nämlich (13. Jan. 1804) seinem Gesandten in Rom, dem Cardinal Fesch: Vernègues müsse sofort ausgeliefert werden; denn die bisherigen Schritte Rußlands hätten zwar nichts zu bedeuten, es sei aber doch möglich, daß irgend welche Intriganten im russischen Cabinet, durch England gewonnen, sich in Dinge mischen wollten, die sie nichts angingen, und Vernègues sofort nach Frankreich zu schaffen sei das beste Mittel, allen Erörterungen auszuweichen. Selbst abgesehen davon, daß Vernègues Franzose sei, könne die Sache Rußland nichts angehen, das außerhalb der Sphäre Europas liege. (Il sera possible que quelques intrigants de ce cabinet, gagnés par l'Angleterre, veuillent se mêler de ce qui ne les regarde pas. — — La Russie est hors de la sphère de l'Europe, et, indépendamment que Vernègues est Français, cette affaire ne peut en rien la regarder.)

Die päpstliche Regierung machte noch einen Versuch, sich in einer Weise, die anständig wenigstens scheinen konnte, aus diesen Schwierigkeiten herauszuwinden —: sie bat den Kaiser Alexander dringend dem unglücklichen Vernègues das russische Indigenat, das Recht russischer Unterthanenschaft zu entziehen. Doch abschlägig beschieden von dieser Seite, unterwarf sich Rom abermals und diesmal unbedingt dem Willen Napoleons. — Nicht etwa aus Furcht, so wird uns Epigonen jetzt in etwas naiver Weise versichert, sondern, dem Bericht in Consalvis Memoiren zufolge, weil der Papst und seine Räthe in plötzlicher Erleuchtung zu der Einsicht gekommen waren, daß das Recht in dieser Angelegenheit auf Seiten Frankreichs sei!

Zur Zeit jedoch suchte sich Rom zu helfen, wie sich schmiegsame Schwäche immerdar zu helfen hofft —: Vernègues wurde den Franzosen zu Pesaro ausgeliefert, zugleich aber schrieb Pius VII. dem Kaiser Alexander einen klagenden Brief, in dem er keineswegs das Recht Frankreichs auseinander setzte, sondern nur die politische Nothwendigkeit, die drohende Gefahr geltend machte und das Mitleid und die Großmuth des Kaisers anrief.

Die Folgen waren unangenehm für Rom. Pius VII. erhielt auf dieses Schreiben gar keine Antwort; dagegen wurde der päpstliche Gesandte, Monsignor Arezzo, bedeutet, daß er Petersburg innerhalb zweier Tage zu verlassen habe und etwas später (16. August 1804) erfolgte ein kaiser-

liches Rescript, das den Metropoliten Siestrzencewicz belehrte, die willenlose Unterwerfung der päpstlichen Regierung unter Napoleons Machtgebot, habe es nothwendig gemacht alle Beziehungen mit dem römischen Stuhl abzubrechen, bis es dem Papst gelungen sein werde, das fremde Joch wieder abzuwerfen. Inzwischen habe er, der Metropolit, der lateinischen Kirche in Rußland, der vor Zeiten von Pius VI. erhaltenen Vollmacht gemäß und außer aller Verbindung mit Rom vorzustehen.

Diesen verhaßten Kirchenfürsten in solcher Weise wieder empor kommen zu sehen, war in den Augen der Jesuiten ein Unheil, das sie in dem Augenblick schmerzlicher empfanden, als selbst den Bruch Rußlands mit Rom.*)

Andererseits blieb die Forderung der russischen Regierung, daß Bernègues als russischer Unterthan und unrechtmäßiger Weise in französischer Gefangenschaft gehalten, den russischen Behörden ausgeliefert werde, zu Paris vollkommen unbeachtet. Erst später, als Napoleon seiner nicht mehr bedurfte, um an ihm seine feindselige Gesinnung gegen den Kaiser Alexander zu bethätigen, wurde der unbedeutende Mann auf Bitten des Papstes seiner Haft entlassen.

So waren den Rußland und Frankreich bereits vielfach in Zwist verwickelt, als Napoleon die ganze gesittete Welt durch die Ermordung des Herzogs von Enghien erschreckte. Was ihn eigentlich zu dieser Unthat bewogen hat, die ihm in der That in keiner Weise etwas nützen konnte, ist nicht zu ermitteln, da er nie die Wahrheit darüber gesagt hat. Vielleicht stand sie mit dem Versuch, den Bourbons ihre Ansprüche für Geld abzukaufen, den Napoleon, im Begriff sich zum Kaiser der Franzosen erwählen zu lassen, kurz vorher vergeblich gemacht hatte. Da es auf diese Weise nicht gelungen war, wollte er vielleicht ihren beschwerlichen Umtrieben durch den Schrecken ein Ende machen, sie gleichsam in ihrem eigenen Blut ersticken.

Aus den Denkwürdigkeiten eines unmittelbar Betheiligten, nämlich Savarys, ist bekannt, daß es eigentlich auf den Grafen von Artois (Karl X.) und den Herzog von Berry abgesehen war, die mit den Häuptern der Verschwörung in Frankreich, Georges Cadoudal und Pichegru, in unmittelbarer Verbindung standen. Sie sollten durch die Hoffnung auf einen royalistischen Aufstand an die Küste Frankreichs gelockt werden, um den Häschern Napoleons in die Hände zu fallen. Der Anschlag mißlang, weil Savary, der selbst achtundzwanzig Tage lang an der Küste auf der Lauer lag, die Signale nicht wußte, die zwischen den Prinzen und ihren Anhängern verabredet waren. Die Prinzen landeten nicht, eben weil ihre

*) Crétineau-Joli, Mémoires de Consalvi, II. 331—346. Moroschkin II. 231—238.

Signale nicht in der verabredeten Weise beantwortet wurden und das Schiff, das sie trug, kehrte unverrichteter Dinge nach England zurück.

Allem Anschein nach im Verdruß über das Mißlingen und weil alle anderen Bourbons für ihn durchaus unerreichbar waren, ließ Napoleon den unglücklichen jungen Mann, den Herzog von Enghien, wie bekannt, zu Ettenheim auf fremdem, badenschem Gebiet bei Nacht und Nebel durch französische Dragoner aufheben und als Gefangenen nach dem Schloß von Vincennes bei Paris bringen, wo er wenige Stunden später bei Nacht zum Schein vor ein Kriegsgericht gestellt und unmittelbar darauf, noch in derselben Nacht erschossen wurde. Was es mit diesem Kriegsgericht für eine Bewandtniß hatte, geht wohl am besten aus dem Umstand hervor, daß Napoleon in dem Befehl, das Gericht zusammen zu rufen, auch schon verfügte, daß das Urtheil desselben sofort „vollzogen" werden solle; daß ein Commando Gensdarmen in Bereitschaft stand dies Urtheil zu „vollziehen"; daß selbst das Grab des Prinzen schon gegraben war, ehe das Gericht noch sein Scheinverfahren begonnen hatte (20.—21. März 1804). Die Beschuldigung, die das unerhörte Verfahren rechtfertigen sollte, daß nämlich der Prinz an der Spitze einer royalistischen Verschwörung gegen das Leben des „ersten Consuls" gestanden habe, war so vollkommen unbegründet, daß sie in der Motivirung des Urtheils gar nicht vorgebracht werden konnte. Der Prinz wurde verurtheilt, weil er (1793 und 1794) die Waffen gegen die französische Republik — seiner Ueberzeugung nach nicht gegen Frankreich — geführt hatte.

Merkwürdig ist auch die cynische Naivetät, mit der Napoleon diese That beging, wie so manche andere verwandter Art. Es fiel ihm gar nicht ein, daß sie irgend eine andere Empfindung wachrufen könne, als einen heilsamen Schrecken. Nach dem Bericht eines preußischen Agenten, der echt zu sein scheint, obgleich er in einem sehr werthlosen Buch steht, — in d'Allonvilles mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, — hätte er am Morgen nach der verhängnißvollen Nacht einem seiner Admirale leichthin plaudernd als Tagesneuigkeit mitgetheilt, er habe in der vergangenen Nacht „den kleinen d'Enghien" (le petit d'Enghien) erschießen lassen. Jedenfalls war er sehr weit davon entfernt, die That nicht sehr bestimmt und ganz unumwunden als die seinige anzuerkennen und zu vertreten. Das gehörte sogar nothwendiger Weise zu der Rolle, die er einmal übernommen hatte und als ergänzender Anhang zu der That selbst. Die hatte weder Sinn noch Zweck, wenn sie nicht als das Ergebniß eines unabänderlich, für alle Fälle gleicher Art gefaßten Entschlusses hingestellt wurde, wenn nicht jedem Bourbon die Ueberzeugung blieb, daß auch Er Enghiens Schicksal erfahren werde, wenn er der Macht Napoleons verfiel. Erst viele Jahre später, als Gefangener in St. Helena, als der Schrecken, den die That verbreiten sollte, ihm nichts mehr helfen konnte und nichts davon übrig geblieben war, als die Schmach, sie verübt

zu haben, erst da hat Napoleon die Schuld durch schlecht ersonnene Fabeln von sich auf Andere abzuwälzen gesucht.

Der Eindruck, den die That machte, war ein tiefer, aber nicht ein lauter. Deutschland schwieg zu der frevelhaften Verletzung seines Gebiets. „Man schwieg und erbitterte sich höchstens über den, der dies Schweigen unbequem zu stören trachtete", so schildert Häusser nur allzu treffend die Haltung, die aus der allgemein herrschenden Stimmung hervorging. Das war der Geist, den die Kleinstaaterei großgezogen hatte in Deutschland. — Was die Regierungen anbetrifft, so beeilten sich Baden, Württemberg und Bayern alle französischen Emigrirten sofort aus ihren Gebieten auszuweisen. Das war der Wiederhall, den Napoleons Gewaltthat in den zunächst betheiligten Landen hervorrief! — Oesterreich schwieg nicht nur, sein leitender Minister, Graf Ludwig Cobentzl, machte sich auch noch dadurch, ohne Zweifel selbst in Napoleons Augen, verächtlich, daß er gegen den französischen Gesandten Champagny äußerte: sein Herr — der Kaiser Franz — wisse, daß es politische Nothwendigkeiten gebe; — Worte, durch die er seinen Kaiser persönlich in unverzeihlicher Weise bloßstellte. — In Preußen zeigte sich die königliche Familie tief erschüttert und empört durch das tragische Ereigniß und die Unterhandlungen über ein Bündniß mit Frankreich, das von mehr als einem Staatsmann jener trüben Tage empfohlen wurde, fielen in sich zusammen. Im Uebrigen hüllte sich die preußische Regierung in tiefes Schweigen.

Nur der Kaiser Alexander sprach laut und entschieden und nur der excentrische König von Schweden, Gustav IV. schloß sich ihm in seiner Weise an. Ueber die That selbst und ihren sittlichen Gehalt äußerte der Kaiser von Rußland, wie das Rücksichten der Schicklichkeit gegen das Oberhaupt eines fremden Staats geboten, nur mittelbar sein Urtheil, nur dadurch, daß er selbst und sein Hof sich in tiefe Trauer kleideten und namentlich den französischen Gesandten, General Hédouville zu seiner Beschämung in solcher Gewandung empfingen.

Desto bestimmter äußerte sich der Kaiser von Rußland dagegen über den Bruch des Völkerrechts durch die mit bewaffneter Hand ausgeführte Aufhebung Enghiens auf fremdem Gebiet. Zunächst erbitterte er den permanenten Reichstag, der zu Regensburg auch jetzt noch in schwerfälliger Weise sein unfruchtbares Wesen trieb, dadurch, daß er als Bürge der deutschen Verfassung auftrat und in einer förmlichen Note, die der Versammlung (7. Mai 1804) überreicht wurde, gegen die Verletzung des deutschen Gebiets und des Völkerrechts protestirte. Er sprach darin sogar die Ueberzeugung aus, daß alle Staaten Deutschlands sich ihm anschließen würden, um von Frankreich die Genugthuung zu erhalten, welche die verletzte Würde des Reichs und die Sicherheit Deutschlands erheischten.

Das war sehr unbequem! der Reichstag war eben sehr eifrig mit Schweigen beschäftigt gewesen; er hatte eine vertrauliche Mittheilung über

die Ereignisse zu Ettenheim von der badenschen Regierung erhalten und gehofft, daß damit die Sache beendigt sein werde, da Baden weder Schutz noch Genugthuung verlangte. Nun aber, da Rußland und Schweden so laut die Stimme erhoben, mußte sich nothgedrungen auch das Oberhaupt des heiligen römischen Reichs deutscher Nation in der Sache vernehmen lassen. Kaiser Franz ließ erklären, er habe „erwarten zu können geglaubt", daß die französische Regierung die Gründe ihres Verfahrens auch unaufgefordert darlegen werde. Es unterliege daher „keinem Anstand", wenn die französische Regierung von Kaiser und Reich „um eine beruhigende Aufklärung angegangen werde." — Auch Preußen erklärte das beste Vertrauen zu dem ersten Consul zu hegen. — Oesterreich versprach aber außerdem unter der Hand der französischen Regierung auch noch die Sache in die Länge zu ziehen und dafür zu sorgen, daß sie schließlich ohne Ergebniß bleibe. Und so geschah es! — Als die verdrießliche Angelegenheit endlich (am 18. Juni) zur Sprache kommen sollte, waren die sämmtlichen Reichstags-Gesandten ohne Instructionen. — Man hoffte auf eine Erklärung Badens, und daß sie „ein Temperament" an die Hand geben werde, durch das vor allen Dingen die französische Regierung — daneben, wohl oder übel, auch die russische beruhigt und das deutsche Reich „aus einer kritischen Lage gezogen werden könne."

Sie kam, diese badensche Erklärung (2. Juli) und enthielt in wohlgesetzten Worten, neben dem Dank, der dem russischen Kaiser für seine reinsten Absichten und wohlwollende Theilnahme dargebracht wurde, Vertrauen in die wohlwollende Gesinnung der französischen Regierung und ihres erhabenen Chefs — als eigentlichen Inhalt die dringende Bitte der Sache keine weitere Folge zu geben.

Das war sehr erwünscht; der Reichstag war nun in der Lage, den Forderungen des französischen Gesandten Bacher genügen zu können, der einfachen Uebergang zur Tagesordnung verlangte, um dadurch Erörterungen ein Ende zu machen, die, wie Talleyrand meinte, mit der Ruhe und Würde des deutschen Reichs nicht vereinbar seien. Man hoffte nun, um so mehr mit der Sache fertig zu sein, da Preußen der badenschen Erklärung beitrat und auch Oesterreich nicht undeutlich zu erkennen gab, daß es nichts dagegen habe, wenn die Sache in dieser Weise erledigt werde.

Als nun aber der „zudringliche" russische Gesandte in Regensburg noch nicht ruhen wollte, vielmehr darauf drang, daß „die vorliegende Sache einen der Würde und Selbständigkeit des Reichs angemessenen Ausgang nehme" — als dann auch der hannöversche Gesandte auftrat, um die „weit wichtigere und gefährlichere Rechtsverletzung in Hannover" — nämlich die Vergewaltigung des Landes durch die Franzosen — zur Sprache zu bringen —: da half sich der Reichstag in genialer Weise dadurch, daß er seine jährlichen Ferien vor der herkömmlichen Zeit antrat.

Die Gesandten reisten ab nach allen Richtungen und das Protokoll blieb auf sich beruhen.

Ein gleichzeitiger Schriftwechsel zu Paris führte dagegen zu bestimmteren Ergebnissen. Der Kaiser Alexander ließ nämlich dort (12. Mai) dem Minister Napoleons, Talleyrand, eine Note überreichen, in der er, als Bürge der deutschen Verfassung und der Sicherheit des Reichs, die Erwartung aussprach, daß die französische Regierung der Verletzung fremden Gebiets und des Völkerrechts wegen eine genugthuende Erklärung geben werde.

Die Antwort, die unter Talleyrands Namen gehen mußte, war unverkennbar von Napoleon selbst dictirt, in dem Stil, der ihm geläufig war, d. h. von einer unschicklichen und ungezogenen Derbheit. Schon das war beleidigend, daß Napoleon darin Rußlands Einschreiten in dieser Angelegenheit dem Einfluß Englands zuschrieb; aber er ging viel weiter; er überging die Verträge, die den Kaiser von Rußland zum Bürgen deutscher Sicherheit machten, geflissentlich mit Stillschweigen und sprach seine Verwunderung darüber aus, daß Rußland eine Genugthuung für Deutschland fordere, während die deutschen Mächte selber schwiegen. — Woher dieser seltsame Anspruch der russischen Regierung, sich in Dinge zu mischen, die sie in keiner Weise etwas angingen? — Wie könne sie vom Völkerrecht sprechen, während sie selbst überall französische Emigrirte schütze, während einer ihrer Gesandten vor Kurzem Intriguen gegen die Sicherheit des Landes gesponnen habe, in dem er beglaubigt war? — Napoleon fügte sogar eine persönliche Beleidigung hinzu, indem er die Frage aufwarf: ob der Kaiser Alexander zu der Zeit, als Engländer mit der Ermordung des Kaisers Paul umgingen, (lorsque des anglais concertèrent l'assasinat de l'empereur Paul) benachrichtigt, daß die Mörder eine Meile von den Grenzen seines Reichs weilten, sich nicht berechtigt geglaubt haben würde sie dort aufheben zu lassen? — Es war noch die Frage hinzugefügt, warum Rußland, das allem Anschein nach den Krieg wolle, nicht gerade und offen handle? wozu diese Umwege? — Napoleon wolle den Frieden, aber im Vertrauen auf Gott und das Heer Frankreichs, brauche er niemanden zu fürchten.

Das hieß den Krieg herausfordern, und wir können danach nicht bezweifeln, daß Napoleon ihn wollte und wünschte. Er war zur Zeit bekanntlich mit den Vorbereitungen zu einer Landung in England beschäftigt und es ist viel darüber gestritten worden, ob es ihm wirklich, wie seine Anhänger und Lobredner behaupten, Ernst war mit diesem abenteuerlichen Unternehmen: es ist möglich, daß er es auszuführen versuchte, wenn er mußte, aber er hatte das volle Bewußtsein der Gefahr, die damit verbunden war — und wir sehen, daß es ihm jedenfalls lieber war, wenn er einen leichter greifbaren Feind auf dem Festlande fand.

D'Dubril erhielt von seiner Regierung einen förmlichen Verweis dafür,

daß er ein so unziemliches Schriftstück überhaupt angenommen habe und man ließ Napoleon wissen, daß ihm das verwiesen wurde. In einer neuen Note (vom 21. Juli) machte dann die russische Regierung in allerdings strengen, aber doch gemessenen und würdigen Worten darauf aufmerksam, daß die zankenden Aeußerungen Napoleons gar keine Antwort auf die Forderungen Rußlands enthielten; hob hervor, daß ein Bruch des Völkerrechts die Angelegenheit aller Staaten sei und daß Rußland durch die bestehenden Verträge berechtigt sei, sich der Sicherheit Deutschlands anzunehmen — und wies endlich mit geziemender Strenge die Erinnerung an den Tod des Kaisers Paul als ganz ungehörig zurück, wie die „absurden Verleumdungen", mit denen Napoleon eine dritte Regierung verfolge, blos weil er im Kriege mit ihr sei.

Zugleich überreichte d'Oubril ein Ultimatum Rußlands, in dem gefordert wurde: Daß Frankreich seine Truppen aus dem Königreich Neapel zurückziehe und die Neutralität dieses Reichs während des Krieges mit England achte; — daß Rußland bei der Regelung der Verhältnisse in Italien eine Stimme habe; — daß das Versprechen, den König von Sardinien zu entschädigen nun endlich erfüllt werde; — und daß Frankreich seine Truppen auch aus dem nördlichen Deutschland — d. h. aus Hannover — zurückziehe.

Damit war eigentlich der Bruch erklärt, denn daß Napoleon diesen Forderungen nicht genügen werde, verstand sich von selbst. Es erfolgte zwar eine Antwort, aber sie änderte natürlich nichts an der Lage der Dinge, und um so weniger, da Napoleon in dem zerfahrenen, unzusammenhängenden Gezänk, das er abermals seinem Minister dictirte und dann von ihm unterschreiben ließ, sorgfältig vermied auf die Sache einzugehen und Rußlands Forderungen wirklich zu besprechen; er erging sich anstatt dessen in Declamationen darüber, daß man zu ihm nicht in gebieterischem Ton sprechen dürfe, in Vorwürfen über den Emigrirten gewährten Schutz und die Besetzung der Jonischen Inseln. Namentlich beschwerte sich Napoleon auch darüber, daß Alexander seinem Hof geboten habe, Trauer anzulegen: „für einen von England bezahlten Agenten, der an einem verbrecherischen Complot betheiligt war und daß das geschehen ist, nachdem dieser Verräther durch den gerechten Spruch eines französischen Gerichts verurtheilt und diesem Urtheil gemäß hingerichtet worden war." (De prendre le deuil pour un agent soldé par l'Angleterre, engagé dans un complot criminel, et que la Russie c'est conduite ainsi depuis que ce traitre a été condamné par la juste décision d'un tribunal français et éxécuté conformément à cette sentence.) — Mit solcher Rohheit äußerte sich Napoleon über den Herzog von Enghien ohne eine Ahnung davon zu haben, in welchem Licht er selbst dadurch vor der Welt erschien. So natürlich und selbstverständlich war in seinen Augen die Brutalität des Uebermächtigen!

In einer letzten Note (28. August 1804) erinnerte Rußland noch einmal an alle Verletzungen der Verträge und des Völkerrechts, die sich Napoleon hatte zu Schulden kommen lassen, auch daran, daß die päpstliche Regierung gezwungen worden war Vernègues auszuliefern, um dann mit der Versicherung zu schließen, daß der Kaiser Alexander, wenn durch neue Beleidigungen oder durch eine noch ernstere Bedrohung der Unabhängigkeit Europas zum Kriege gezwungen, eben so viel Energie in einer gerechten Vertheidigung zeigen werde, als er bisher Mäßigung gezeigt habe.

Darauf verließ d'Oubril Paris, der Krieg war eigentlich erklärt, aber er mußte in der That eine bloße Vorstellung bleiben, er existirte gleichsam nur in der Theorie, so lange neutrale Gebiete die entzweiten Mächte trennten und in dieser Weise blieben die Dinge ein volles Jahr in der Schwebe. Die deutschen Mächte zögerten, sich einem neuen Bunde gegen Frankreich anzuschließen.

Doch that Napoleon das Mögliche jedes denkbare Uebermaß von Geduld zu erschöpfen. Schon hatte er sich zum Kaiser der Franzosen erwählen lassen (18. Mai 1804) und nun wußte er den Papst zu bewegen, daß er nach Paris kam ihn zu krönen (2. December 1804). Die eigenthümlichen Ansichten, die in Rom herrschen und von dort aus als maßgebend für die katholische Christenheit zur Geltung gebracht werden wollen, traten dabei recht grell hervor. Den Mörder des Herzogs von Enghien zu krönen und im Namen des Höchsten zu segnen, das hatte für den Papst keine unüberwindlichen Schwierigkeiten —: unerschütterlich bestand er dagegen darauf, daß ihm die Gemahlin des Ministers Talleyrand, der vor Zeiten die Priesterweihen erhalten hatte, nicht vorgestellt werden dürfe. Ein Frevel gegen die ewige Offenbarung, die der Schöpfer in den Geist des Menschen gelegt hat, gegen das sittliche Bewußtsein, kann unter Umständen mit Stillschweigen übergangen werden —: ein Vergehen gegen die willkürlich verfügte kirchliche Observanz nicht; das hat mehr zu bedeuten!

Wenige Wochen später (17. März 1805) krönte Napoleon sich selbst zum König von Italien; das Gebiet der ligurischen Republik (Genua), die Herzogthümer Parma und Piacenza wurden ohne Umstände mit Frankreich vereinigt, und damit Napoleons Schwester, Elise Baciochi, doch auch ein anständiges Auskommen habe, schenkte er ihr das Gebiet der Republik Lucca als erbliches Fürstenthum.

Nebenher erschreckten rohe Verletzungen des Völkerrechts fort und fort die Zeitgenossen, und nur in Einem der vielen Fälle, die sich ergaben, ließ sich Napoleon bewegen von seinem Unrecht abzulassen. Er hatte nämlich den englischen Gesandten bei dem Niedersächsischen Kreise, Rumbold, in Hamburg aufheben und nach Paris bringen lassen. Dazu konnte der König von Preußen nicht schweigen, da er Vorstand des Niedersächsischen Kreises war und die Neutralität Hamburgs unter seinem Schutz stand.

Auf Preußens Forderung entließ Napoleon diesen englischen Diplomaten wieder seiner Haft und ließ ihn nach England bringen, weil seine Gesandten ihn benachrichtigten, daß Preußen sich sonst dem entstehenden Bündniß seiner Gegner anschließen könnte. Aber, obgleich Haugwitz und Lombard dafür gesorgt hatten, daß Friedrich Wilhelm III. seine Forderung in den allerschonendsten und selbst freundschaftlichsten Worten gestellt hatte, wurde doch für Napoleon der Umstand, daß er einmal seinen vermessenen Willen hatte aufgeben müssen, der Grund einer unversöhnlichen Feindschaft gegen Preußen. Er äußerte schon damals gegen seine Vertrauten, daß er den König Friedrich Wilhelm dafür werde büßen lassen.

Für den Augenblick war der Bruch mit Preußen vermieden und das Bündniß gegen Napoleon, das Pitt und der Kaiser Alexander im Sinn hatten, kam daher nur unvollständig zu Stande. William Pitt, seit dem 15. Mai 1804 wieder an der Spitze der englischen Regierung, suchte nämlich aus einem doppelten Grunde eine Coalition auf dem Festlande zu Stande zu bringen: einmal, um die Gefahr einer französischen Landung vom eigenen Lande fern zu halten, dann aber auch weil er sich sagen mußte, daß England allein, da es nicht über eine entsprechende Landmacht verfügte, den Kampf mit Frankreich nicht zur Entscheidung zu bringen vermöge. Da traf es sich dann glücklich für seine Politik und für England, daß der Kaiser Alexander ihm in dem Wunsch entgegenkam, Frankreich auf sich selbst zu beschränken, daß er aus eigenem Antrieb feindlich gegen Napoleon und dessen Gewaltherrschaft auftrat, so daß es sich zwischen England und Rußland nur noch um die Bedingungen handeln konnte, auf die das Bündniß geschlossen werden sollte.

Der Kaiser Alexander that sogar die ersten Schritte. Er sendete schon im September 1804 Nowosiltzow, den Freund, den er damals vorzugsweise zu Allem fähig glaubte, nach England, und die Instructionen, die er ihm mit auf den Weg gab, die Unterhandlungen, zu denen sie in London führten, in mancher Beziehung merkwürdig, werfen namentlich auch ein helles Licht auf die Vorstellungen, in denen sich die jugendliche Politik zu Petersburg erging. Sie lassen selbst den Einfluß sehr verschiedener Elemente erkennen, die im Cabinet des Kaisers wirksam waren.

Der Kaiser erklärte in diesen Instructionen zuvörderst, die gefährlichste Waffe in den Händen der französischen Regierung sei der Wahn, den sie verbreite, daß sie für die „Freiheit" kämpfe, für die Wohlfahrt der Völker. Vor allem sei daher nothwendig, ihr, die nicht würdig sei „für eine so gerechte Sache zu kämpfen" — diese Waffe zu entwinden und selbst für die Selbständigkeit und die Wohlfahrt aller von Frankreich unterdrückten Mächte und Völker in die Schranken zu treten. Weit entfernt, die Fortschritte der Menschheit aufhalten zu wollen — was übrigens auch ein vergebliches Beginnen sein würde — schlage der Kaiser vor, in allen Ländern, die von „Buonapartes" Joch befreit würden, alle früheren Miß-

bräuche auszurotten und die „Freiheit" sicher zu stellen. Die Verpflichtungen, welche England und Rußland dem König von Sardinien gegenüber eingegangen seien, müßten jetzt Veranlassung werden, der Welt ein heilsames Beispiel zu geben. Die Sicherheit Europas erfordere, daß der König nicht allein in seinen Staaten auf dem Festlande Italiens wieder eingesetzt, sondern auch mit einem erweiterten Gebiet ausgestattet werde. Zu gleicher Zeit aber könnten England und Rußland vereint ihn dringend auffordern, seinen Unterthanen eine freisinnige Constitution zu verleihen. Der König werde ohne Zweifel einsehen, daß dies auch durch sein eigenes Interesse geboten sei und daß er nur dadurch der gemeinschaftlichen Sache Nutzen bringen könne.

Schon hier also — in aller Form hier zuerst, aber schon hier — trat der Kaiser ausgesprochener Weise als der Schirmvogt der liberalen Staats-Ideen, ja als Haupt der liberalen Partei in Europa auf, und er that das zu einer Zeit, in der die Strömung der öffentlichen Meinung den liberalen Ideen keineswegs günstig war. Nicht blos die bevorzugten Stände hatten sich von den Vorstellungen losgesagt, mit denen sie vor der französischen Revolution zu spielen liebten, und aufgehört mit Voltaire zu spotten, mit Montesquieu zu theoretisiren oder mit Rousseau zu schwärmen —: auch sonst hatten sich viele der Besten aller Länder und Völker, empört durch die Frevel der Revolution und durch die schnöde Gewaltherrschaft, zu der sie schließlich geführt hatte, von den Grundsätzen und Ideen abgewendet, die solche Frevel und solche Ergebnisse veranlassen konnten. Sehr viele ängstliche Gemüther hielten, eingeschüchtert durch das Beispiel Frankreichs, ein thatsächliches Eingehen auf liberale Neuerungen für ein sehr gefährliches Experiment — und für die Menge im Allgemeinen, waren die Ideen, die wenige Jahrzehnte früher die ganze gesittete Welt bewegten, über den Waffenlärmen, der ganz Europa erfüllte, über die Sorge um das Nächste, in Vergessenheit gerathen.

Der Liberalismus Alexanders ging aber in den Instructionen, die Nowosiltzow erhielt, noch sehr viel weiter. So meinte der Kaiser, die Verbündeten müßten feierlich erklären, daß der Krieg, den sie zu beginnen dachten, nicht mit Frankreich geführt werde, sondern einzig und allein mit dessen gegenwärtiger Regierung, die auf dem französischen Volk eben so drückend laste, wie auf dem ganzen übrigen Europa —: ein Gedanke, der auch 1814 wiederkehren sollte. Es heiße nicht die Franzosen zur Empörung, zum Aufstand gegen Gesetz und Recht auffordern, wenn man sie einlade, allen Parteihader zu vergessen und sich einmüthig diejenige Verfassung zu geben, die sie dem Wohl des Landes am angemessensten achteten. — Daß der Parteihader so leicht nicht zu vergessen war, weil da nicht blos Ideen und Theorien, sondern auch sehr reale Interessen in Frage standen, scheint der Kaiser nicht ermessen zu haben. Er setzte voraus, die Franzosen würden sich für die constitutionelle Monarchie entscheiden

und wollte in diesem Fall die Wahl des Staatsoberhauptes ihnen selbst überlassen wissen. Vollständiger konnte die Volks-Souveränität nicht anerkannt werden. — Erst später, zu seiner Zeit, sollte entschieden werden, welcher Art Regierungen die durch das Schwert der Verbündeten befreiten Länder erhalten könnten; überall müßten „die geheiligten Rechte der Menschheit" die Grundlage der neuen Einrichtungen bilden — die Institutionen selbst aber könnten, je nach Art des Landes und der Leute, verschieden sein. — Hollands und der Schweiz wurde besonders gedacht; als selbstverständlich war vorausgesetzt, daß sie unter allen Bedingungen in alter Selbständigkeit hergestellt werden müßten, und man wollte es ihnen überlassen, sich selbst die Regierungsform und Regierung ihrer Wahl zu geben. Dabei wurde wohl vorausgesetzt, daß dies in Holland wie in der Schweiz die Republik sein werde.

Im weiteren Verlauf wird dann aber auch noch ein anderes Element, das maßgebend werden sollte, man ist versucht zu sagen, beiläufig und geräuschlos eingeführt. Der Kaiser erklärte nämlich, um die Sicherheit aller Staaten insgesammt und eines jeden von ihnen insbesondere, zuverlässig zu begründen, müsse man einem jeden von ihnen seine angemessenen Grenzen geben, indem man diejenigen Grenzlinien beachte, welche die Natur selbst in dem Kamm der Gebirge, dem Ufer des Meers u. s. w. vorgezeichnet habe. Doch dürfe man dabei die Punkte nicht außer Acht lassen, deren jeder Staat bedürfe, um die Erzeugnisse seiner einheimischen Betriebsamkeit ausführen zu können, in die Wege des Weltverkehrs. Eben so nothwendig aber sei es auch, daß jeder Staat aus bluts- und sprachverwandten Volksstämmen gebildet werde.

Woher diese zarte Rücksicht für die Nationalitäten, die hier so harmlos wie möglich eingeführt wird? — Sie war der Zeit ziemlich fremd; ja sie widersprach den Ideen von Weltbürgerthum, die im achtzehnten Jahrhundert als herrschende Lehre galten; den Ideen, in denen die Staatsmänner jener Tage und mit ihnen so ziemlich alle sogenannten Gebildeten aufgewachsen waren. Selbst der Patriotismus bezog sich damals überwiegend auf einen geschichtlich gegebenen Staat, auf geschichtlich gegebene Verhältnisse, nicht auf die Nationalität. Die Ansicht, die in der Stammes-Einheit der Bevölkerung die natürliche Grundlage des Staats erkennt, sollte erst viel später eine wirkliche Macht im Leben werden —: wie hatte sie sich verfrüht hierher verirrt?

So befremdend das sein mag, ist doch der Zusammenhang leicht zu durchschauen. Wie in den Stellen der Instruction, die der Schweiz freie Wahl und eine republikanische Verfassung sichern sollen, Laharpes Einfluß durchschimmert, wird hier der Einfluß Czartoryskis sichtbar — und im Hintergrunde steht — Polen! — dessen ehemalige Provinzen nach diesem Grundsatz nicht mit deutschen Staaten verbunden bleiben können — das unter dem Scepter des slawischen Fürsten Alexander, unter dem Schutz

des stammverwandten Rußlands wieder vereinigt werden muß! — Auch der Meeresküste als natürlicher Grenze, auch der Punkte, deren Besitz der Verbindung mit dem Welthandel wegen nothwendig ist, wird in diesem Zusammenhang nicht ohne Absicht gedacht. Es ergiebt sich daraus, daß Czartorysky jedenfalls Danzig, wenn nicht die ganze preußische Küste mit Königsberg und Memel für das neu herzustellende Polenreich in Anspruch nahm.

Im Zusammenhang mit diesen Plänen Czartoryskis steht dann auch noch ein anderer Gedanke, der in diesen Instructionen zum Vorschein kömmt, der eingestandener Weise von diesem polnischen Minister Alexanders herrührte und dessen Tragweite der Kaiser nicht durchschaut hatte. Preußen — so war in den Instructionen zu lesen — werde sich dem Bündniß gegen Frankreich nicht anschließen wollen; da entstehe nun die Frage, ob es nicht besser sei, anstatt seine Neutralität anzuerkennen, diesen Staat mit Gewalt dazu zu zwingen, daß er sich für eine der beiden kriegführenden Parteien — also möglicher Weise für Frankreich — entscheide?

Der Türkei wird in diesen Instructionen nur vorübergehend und schonend gedacht — aber doch in solcher Weise, daß die Pläne und Hoffnungen Rußlands auch nach dieser Seite hinreichend angedeutet sind. Im Fall die Pforte sich mit Frankreich verbünde oder sonst die Fortdauer ihrer Herrschaft in Europa unmöglich mache, werde man sich doch mit dem Schicksal der einzelnen Theile ihres Gebiets beschäftigen müssen. Jedenfalls will Rußland seine Verträge mit der Pforte nicht erneuern, ohne Bürgschaft für das Schicksal ihrer christlichen Unterthanen erhalten zu haben.

In Beziehung auf das tyrannische Seerecht Englands meint zwar der Kaiser Alexander, die Verletzungen des Völkerrechts, die sich England gegen die Neutralen habe zu Schulden kommen lassen, gewährten dem Beherrscher Frankreichs die erwünschte Möglichkeit, die öffentliche Meinung in Europa gegen die Seetyrannei des Inselstaats aufzurufen, und es wäre deshalb gut, wenn die britische Regierung in dieser Beziehung etwas nachgebe, aber er wußte recht gut, daß dergleichen nicht zu hoffen sei und war darauf gefaßt, auf dieser zart ausgesprochenem Mahnung nicht ernstlich zu bestehen.

Ganz in das Phantastische aber verstiegen sich die Pläne des Kaisers in Beziehung auf die Mittel, den europäischen Frieden dauernd zu erhalten, wenn einmal die neue Ordnung der Dinge fertig sei. Alle europäischen Staaten sollten sich zu einem das Ganze umfassenden Bündniß vereinigen; die Satzungen des internationalen Völkerrechts sollten, in bestimmtester Fassung zusammengestellt, für alle Regierungen Gesetzeskraft erhalten und der gesammte Bund verpflichtet sein, nöthigenfalls seine Waffen gegen denjenigen Staat zu wenden, der etwa diese Gesetze verletzen

wollte. Der Fall, daß der eine oder der andere der verbündeten Staaten dieser Verpflichtung nicht nachkam oder gar für den Ruhestörer Partei nahm, war nicht vorgesehen. England und Rußland, im engsten Bunde, konnten, meinte der Kaiser Alexander, eine solche Ordnung der Dinge begründen.*)

Auch der Umstand, daß sich der Kaiser mit diesen Ideen und Vorschlägen an die Staatsmänner Englands wendete, die zu den Schirmvögten und Vorkämpfern des geschichtlichen Rechts geworden waren und einer solchen neuernden Philosophie abwehrend gegenüber standen, beweist, wie wenig er sich zu der Zeit von dem eigentlichen Wesen der obwaltenden Verhältnisse Rechenschaft zu geben vermochte.

Wie seltsam müssen diese Dinge dem erfahrenen Staatsmann William Pitt vorgekommen sein, als sie ihm vorgetragen wurden! — Er scheint sie mit der Art von Nachsicht aufgenommen zu haben, zu der die ihrer selbst bewußte Ueberlegenheit sich wohl einem Dilettanten-Versuch gegenüber herabläßt. Doch ließ Pitt deutlich genug erkennen, daß Englands Seerecht nicht in Frage gestellt werden dürfe und nicht minder deutlich auch, welche Ansichten in den aristokratischen Kreisen Englands herrschten. Als Nowosiltzow ihm von der Nothwendigkeit sprach, Frankreich auf seine alten Grenzen zurückzuführen, erwiderte Pitt unter anderem, das genüge nicht, um den Frieden Europas sicher zu stellen; am besten würde dem Zweck entsprechen, wenn man die alte Dynastie auf den Thron des alten Frankreichs zurückführe.

Die Bourbons! — Das war ein Gedanke, mit dem sich damals außerhalb Englands niemand beschäftigte!

Zu einem wirklichen Bündniß kam es zuerst (3. Dec. 1804) zwischen England und Schweden, das Subsidien erhielt, vorläufig um Stralsund in besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Dann folgte (14. Jan. 1805) ein Bündniß zwischen Rußland und Schweden — und endlich (11. April 1805) wurde auch zwischen Rußland und England ein Vertrag geschlossen, dessen Artikel sich aber auf lauter naheliegende und dem Anschein nach ausführbare Dinge bezogen. Frankreichs Truppen wollte man zwingen das nördliche Deutschland zu verlassen; Holland und die Schweiz sollten unabhängig — der König von Piemont in seinen nach Möglichkeit erweiterten festländischen Staaten wieder eingesetzt — der König von Neapel im Besitz der seinigen sicher gestellt werden. Der Herstellung einer Lage der Dinge in Europa, die den allgemeinen Frieden verbürge, wurde nur ganz im Allgemeinen gedacht. England versprach fünf Achttheil Millionen Pfund Sterling jährlich Subsidien für jede hunderttausend Mann, die Rußland in das Feld stellte. Das Weiterliegende und die ideale Theorie konnte sich jeder der Verbündeten nach Belieben hinzu denken.

*) Bogdanowitsch, Geschichte der Regierung des Kaisers Alexander I., I. 352—358.

Vor allem hätte der Kaiser Alexander, vor- und nachdem diese Unterhandlungen zum Abschluß gekommen waren, gerne Preußen in das Bündniß gezogen; die Art aber, wie die Aufforderung dazu eingeleitet wurde, war eine nicht ganz gewöhnliche. Gustav IV. von Schweden sammelte, in herausfordernder Weise, Truppen in dem damals schwedischen Pommern. Preußen trat, ihm wie Frankreich gegenüber, als Wächter der Neutralität Norddeutschlands auf und erklärte, daß es einen Angriff von Stralsund aus auf die hannoverschen Lande nicht dulden werde. Der Kaiser Alexander benützte die Gelegenheit, der preußischen Regierung in einigermaßen drohender Weise bekannt zu machen, daß er ein feindliches Einschreiten gegen Schweden nicht zulassen werde — und zugleich forderte er zu einem Schutz- und Trutzbündniß auf Tod und Leben auf. Er betheuerte jetzt (28. Jan.) und später (16. Mai 1805) fort und fort, daß er Alles, bis auf das Aeußerste aufbieten werde, um seine Verbündeten gegen jegliche Gefahr zu schützen, die sich aus dem Kampf mit Frankreich ergeben könne, und ihnen „Entschädigungen" in den eroberten — oder „befreiten" — Landen zu verschaffen. — Doch vergebens! — Preußen blieb bei seiner verhängnißvollen Neutralität.

Oesterreich dagegen trat (9. Aug. 1805) dem Bunde Englands und Rußlands vermöge eines Vertrags bei, der ihm ansehnliche Subsidien und — ohne Rücksicht auf die Nationalitäten — eine Erweiterung seiner Grenzen in Italien zusagte.

Im September 1805 wurde der Krieg erklärt.

Daß die auswärtige Politik Rußlands diese Wendung genommen hatte, war vor Allen dem Fürsten Adam Georg Czartorysky nicht genehm; ob es im Interesse Rußlands gerathen sein mochte oder nicht, das war für ihn nicht die Frage; es entsprach jedenfalls seinen Plänen nicht. Er glaubte zu sehen, daß Kriege, die Rußland, im Bunde mit Oesterreich und Preußen, gegen Frankreich führte, nimmermehr die Herstellung Polens bewirken könnten, um die es ihm doch einzig und allein zu thun war. Wenn Alexander mit Oesterreich und Preußen verbündet war — wie konnte er ihnen dann ihre polnischen Provinzen nehmen? — Und das gerade war es, was er nach Czartoryskis Willen zunächst und vor allem thun sollte.

In seinen Augen war vor allem die Zusammenkunft Alexanders mit dem König von Preußen zu Memel unheilvoll; die persönliche Freundschaft mit dem Fürsten eines Staates, dessen Interessen, wie Czartorysky nicht aufhörte dem Kaiser Alexander auseinander zu setzen, „denen Rußlands entgegengesetzt seien."

Immer und immer wieder hatte Czartorysky im Lauf dieser Jahre, wie er uns selber in seinen Briefen sagt, dem Kaiser begreiflich zu machen

gesucht, daß es darauf ankomme, unbekümmert um alles Uebrige, die Interessen Rußlands wahrzunehmen, — die Umstände zu benützen, sich der Moldau und Walachei zu bemächtigen — vor allem aber die Grenzen des Reichs nach Westen bis an die Weichsel auszudehnen, so daß auch Ostpreußen mit Rußland vereinigt worden wäre — und die slawischen und griechischen Völkerschaften unter Rußlands Scepter zu vereinigen. Aber Alexander wies alle solche Vorschläge von sich; da bedauert denn Czartoryski, daß es unter diesen Umständen nicht möglich gewesen sei, den Plan, der ihm zufolge der allein richtige gewesen wäre, der in der That bei allen diesen Vorschlägen vorausgesetzt war und ihnen zum Grunde lag, recht eingehend zur Sprache zu bringen. Den Plan nämlich, verbündet mit „Buonaparte", sich in die Herrschaft über Europa mit ihm zu theilen (de s'occuper du partage de l'Europe avec Buonaparte) — ein Plan, an den nicht zu denken war, wenn man sich nicht entschließen wollte, Rußland auf Kosten einiger seiner Nachbarn zu vergrößern. (Projet auquel on ne pouvait songer qu'en prenant la décision de se renforcer aux dépens de quelquesuns de nos voisins.)

Da Czartoryski sich mit solchen Plänen trug, war ihm natürlich die Entrüstung, die der Kaiser Alexander über die Ermordung des Herzogs von Enghien laut und offen kund gab, in hohem Grade unangenehm. Drohte sie doch eine unversöhnliche Feindschaft zwischen dem Kaiser und Buonaparte hervorzurufen. Er huldigt zwar noch in einem späteren Brief dem Adel der Gesinnung, den der Kaiser bei dieser Gelegenheit gezeigt habe, aber er erinnert zugleich daran, daß er, der Minister, zu keinem der Schritte gerathen habe, die damals von Seiten Rußlands geschahen, und meint, man hätte sich in jenem Adel der Gesinnung im Stillen gefallen müssen, ohne etwas davon öffentlich laut werden zu lassen. Man konnte lebhafte Vorstellungen der Verletzung des Völkerrechts wegen machen — Czartoryski rühmt sich, Noten in diesem Sinn vorbereitet zu haben — nur durfte nichts davon öffentlich bekannt werden. — Namentlich die Schritte am Regensburger Reichstag durften nicht geschehen, da sie nicht geheim bleiben konnten und vor allem durfte der russische Hof nicht Trauer für den ermordeten bourbonischen Prinzen anlegen.*)

Wie es scheint, hatte Czartoryski den Kaiser hin und wieder zur Unsicherheit in seinen Ansichten zum Schwanken gebracht. Warum er dennoch nicht durchdrang mit seinen Plänen, erklärt er uns selbst in Worten, die freilich auch für das Wesen Alexanders sehr bezeichnend sind. „Niemals gewähren E. M. ihr Vertrauen ganz!" — (jamais V. M. ne donne sa confiance en entier) — klagt Czartoryski. Der Kaiser wollte, wie er meinte, nicht geleitet sein, besprach deshalb Alles mit gar Vielen, hörte

*) Ch. de Mazade, Alexandre Ier et le Prince Czartoryski, 19—57.

die verschiedensten Ansichten, um dann endlich selbst zu entscheiden und wurde darüber nicht selten immer unsicherer und schwankender.

Drang nun aber auch Czartoryski nicht durch mit seinen Plänen, so geschah doch Ein und Anderes in seinem Sinn. So wurden die Serben zum Aufstand gegen ihre türkischen Oberherren ermuthigt; da mußte Rußland doch nothwendiger Weise darauf gefaßt sein, ihnen beizustehen und das führte zu einem Türkenkrieg, den man besser vermieden hätte, wenn man zugleich für Völkerrecht und europäisches Gleichgewicht gegen Napoleon in die Schranken treten wollte; aber freilich konnte er auch ein Grund werden, diese letztere Rolle fallen zu lassen — und wir dürfen glauben, daß man ihn eben deshalb in Gang zu bringen suchte.

Uebrigens stand Czartoryski mit seinen Ansichten ganz und gar nicht allein in Rußland; auch in den Augen der Altrussen war es eine arge Thorheit sich für Deutschland „aufzuopfern", da man im Bunde mit Oesterreich und Preußen durchaus keine Aussicht hatte, die Grenzen des Reichs nach Westen zu erweitern. — Die Ansichten dieser Partei zeigen sich unter Anderem in den Briefen, die Rostoptschin zu dieser Zeit an seinen Freund, den Fürsten Zitzianow, richtete. Er äußert sich darin mit immer neuer Unzufriedenheit über die Verkehrtheit, diesen ganz unnützen Krieg anzufangen, aus dem sich gar kein Gewinn für Rußland ergeben könne und meint unter Anderem, es sei nicht der Mühe werth, sich über den Tod eines französischen Fechtmeisters — nämlich Enghiens — zu erzürnen. — Die Türkei müsse man theilen, Constantinopel für Rußland in Besitz nehmen!*)

Diese Ansichten wurden vielfach auch von solchen getheilt, die nicht eigentlich der Partei der moskauischen Unzufriedenen angehörten — und die Abneigung gegen den damaligen Krieg fand, so weit das unter den russischen Censur-Verhältnissen möglich war, ihren Wiederhall selbst in der Tagesliteratur, unter Anderem in den Schriften Karamsins, der zur Zeit, eben als Schriftsteller, anfing Bedeutung zu gewinnen. Das ungünstige Urtheil, das zur Zeit im Lande über die Politik Alexanders gefällt wurde, hat sich sogar auf eine spätere Zeit, namentlich auf die Dekabristen vererbt. So meint Von-Wisin in seinen Denkwürdigkeiten: vermöge seiner entfernten geographischen Lage hätte Rußland, bei einer verständigen und vorsichtigen Politik, wohl den Zusammenstoß mit dem Kaiser der Franzosen vermeiden können, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Napoleon hätte wohl nicht so leicht Rußland angegriffen; er hätte es vorgezogen, dieses Reich zum Verbündeten zu haben. Aber der Kaiser Alexander habe sich selbst die Feindschaft Napoleons zugezogen.

So stand denn der Kaiser Alexander — wie noch öfter in seinem Leben — eigentlich allein in Rußland mit seiner Politik, oder doch nur

*) Bartenjew, das neunzehnte Jahrhundert, II. 62—88.

auf die wenigen unter den Russen gestützt, die, wie Nowosiltzow, Kotschubey, Strogonow und der russische Gesandte in London, Graf Semen Romanowitsch Worontzow, für England schwärmten, aber eben deswegen bei ihren Landsleuten nicht beliebt waren und wie Fremde vereinzelt dastanden im eigenen Lande.

Der Fürst Czartoryski schien sich in das Unabänderliche zu fügen, sich der uneigennützigen, ritterlichen Politik seines kaiserlichen Freundes angeschlossen zu haben; das heißt, er glaubte zu sehen, wie er auch auf diesen Wegen Seinen Zielen näher kommen könne, und war zunächst mit unvergleichlicher Gewandtheit bemüht, den Heereszug, der (im Herbst 1805) mit geräuschvoller Ritterlichkeit gegen Napoleon unternommen wurde, — in einen Krieg mit Preußen abzulenken. Die Einleitung dazu war schon in den Ideen getroffen, die er dem Kaiser an die Hand gegeben hatte und die schon in Nowosiltzows Instructionen hervortreten.

Der Kaiser Alexander konnte sich nämlich des Gedankens nicht entschlagen, daß das Bündniß gegen Frankreich nicht genügend und vollständig sei, so lange Preußen ihm nicht beigetreten war und vermißte Friedrich Wilhelm und das hochgeachtete preußische Heer auf das schmerzlichste in den Reihen seiner Bundesgenossen. Czartoryski beredete ihn, man müsse Preußen nun wirklich, nöthigenfalls mit offener Gewalt zwingen, sich dem Bunde anzuschließen, wie das in Nowosiltzows Instructionen vorgesehen war, und das sei auch leicht. — Ein seltsames Beginnen, wenn man erwägt, daß der Kaiser Alexander für das Völkerrecht, für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit aller europäischen Staaten gegen Napoleon in die Schranken trat!

Ein erster russischer Heertheil, der unter dem General Kutusow zur Vereinigung mit den Oesterreichern an den Lech vorgehen sollte, zog von Wolynien aus, durch Galizien ganz auf österreichischem Gebiet an den Ort seiner Bestimmung. Nach dem Plan, den Czartoryski entwarf, sollte ein zweiter Heertheil unter dem General Buxhöwden auf österreichischem Gebiet nach Pulawy an der Weichsel und preußischen Grenze vorrücken und von dort aus den Durchzug durch das preußische Gebiet — durch das preußische Polen und Schlesien — nach Mähren verlangen. Der wurde natürlich verweigert, da Preußen neutral bleiben wollte — da sollte er dann einfach mit Gewalt, mit gewaffneter Hand, erzwungen werden.

Das war, wie Czartoryski vorgab, das unfehlbare Mittel Preußens Beitritt zu dem Bunde gegen Napoleon zu bewirken!

Denn Preußen würde sich zunächst freilich widersetzen, meinte Czartoryski, aber das habe wenig zu bedeuten, denn die russischen Krieger brannten, sagte er, vor Begier, sich mit den Preußen zu messen — und vor allem: die Polen in den polnischen Provinzen Preußens warteten nur auf ein Zeichen, um sich in Masse gegen Preußen

zu erheben. Der Sieg sei also gewiß; und sowie seine Truppen auch nur in Einem Treffen besiegt worden seien, werde Preußen unterhandeln wollen; es werde sich dann dem Willen Rußlands unterwerfen und dem Bündniß gegen Frankreich anschließen.

Glaubte Czartorysky das wirklich? — Es ist möglich, denn die Politik Preußens seit Jahren berechtigte allerdings auf Schwäche von seiner Seite zu rechnen. — Jedenfalls aber verräth der in Aussicht gestellte Aufstand der Polen, was Czartorysky eigentlich beabsichtigte und wie er die möglichen Wechselfälle berechnete. Kam es zu einem ernsten Krieg mit Preußen, dann lenkte Alles von selbst in die Bahnen, die in Czartorysky's Augen die erwünschtesten sein mußten; der Kampf mit Napoleon wurde für Rußland zur Nebensache, Oesterreich mußte sich herausziehen wie es konnte; wurde eine baldige Versöhnung mit Frankreich nothwendig, so fanden sich wohl die Mittel dazu. Die polnischen Provinzen Preußens aber und selbst Ostpreußen mußten dem Kaiser Alexander — und dem alsdann sofort neu erstehenden Königreich Polen als Preis des Sieges zufallen.

Fügte sich dagegen Preußen nach kurzem Kampf, nach einem ersten Mißgeschick im Felde dem Willen Rußlands, wie Czartorysky seinem kaiserlichen Freunde als unfehlbar vorspiegelte, — dann konnten doch auch die Polen im preußischen Landestheil, die sich inzwischen zu Gunsten der russischen Waffen gegen Preußen erhoben hatten, unmöglich wieder unter Preußens Scepter gebeugt werden. Es hätte dem eben erst als maßgebend proclamirten Nationalitäts-Prinzip widersprochen und Czartorysky versprach sich ohne Zweifel, den Kaiser Alexander zu überzeugen, daß er das schon, um seine eigene Ehre zu wahren, nicht gestatten dürfe; daß diese für ihn bewaffneten polnischen Patrioten nicht in ihren Hoffnungen getäuscht, nicht aufgeopfert werden durften; daß sie und ihr Land seines Schutzes, seiner Herrschaft für immer gewiß sein mußten, daß ihnen gestattet werden mußte, ihm als König von Polen zu huldigen — und daß ein Abkommen mit Preußen nur auf diese Bedingungen zu schließen sei. So wäre Alexander, wie Czartorysky ihm später deutlich zu machen suchte, „ohne es zu beabsichtigen", auf den edelsten und zugleich sichersten Wegen, auf den Wegen „uneigennütziger Großmuth" dahin gekommen, Rußland zu vergrößern!

Der Plan war aber im Ganzen sehr leichtsinnig berechnet. Von allem Anderen abgesehen, wußte Czartorysky nicht zu ermessen, daß die Heeresmacht, die Rußland für diesen Kampf vorbereitet hatte, und über die es in dem Augenblick wirklich verfügen konnte, zwar wohl hinreichte, den Oesterreichern, wenn man sich bei Zeiten mit ihnen vereinigte, ein kleines Uebergewicht über die Streitkräfte Frankreichs in Deutschland zu verschaffen, — ganz und gar nicht aber, um nebenher, gleichsam unterwegs, auch noch Preußen zu überrennen, oder auch nur mit Uebermacht anzugreifen.

Dann aber auch ging der Kaiser Alexander doch nur mit halbem

Willen an die Ausführung der Pläne seines Ministers. Er hatte das Bewußtsein, daß man ihn eigentlich eine bedenkliche Rolle spielen ließ und gestand später seinen Vertrauten, daß er nur in der Hoffnung, daß es nicht zum Aeußersten kommen, daß der König von Preußen den dringenden Aufforderungen nachgeben werde, überhaupt auf die Sache eingegangen sei. Depeschen seines Gesandten zu Berlin — Alopeus — steigerten noch seine Bedenken und zu Czartorysks schmerzlichstem Bedauern erging an die russischen Generale der veränderte Befehl, nicht sofort zur Gewalt, zu Feindseligkeiten zu schreiten, wenn der Durchzug verweigert werde; es sollten erst neue Vorstellungen an die preußische Regierung gerichtet werden. Diese erneuten Aufforderungen richtete nun freilich Czartorysk so gebieterisch und herausfordernd ein als möglich, aber der ersehnte Krieg mit Preußen war doch in die Ferne gerückt!

Das österreichische Cabinet sah mit großem Mißbehagen diesem Treiben zu, in Folge dessen mehr als zwei Drittheile der russischen Streitkräfte drohend an den preußischen Grenzen zögerten, während das österreichische Heer allein der französischen Uebermacht preisgegeben blieb. Aber dringend aufgefordert, die russischen Truppen ohne weiteren Zeitverlust auf den entscheidenden Kriegsschauplatz heranrücken zu lassen, antwortete Czartorysk in den bekannten hochfahrenden Worten: der Kaiser Alexander wisse wohl, welche Nachtheile von einem Krieg mit Preußen zu befürchten seien — aber dem Gebot der Ehre müsse vor allem genügt werden —: „Europa muß nicht sagen können, der Kaiser von Rußland hat eine Armee vorrücken lassen, hat sich selbst an ihre Spitze gestellt und ist denn doch am Ende vor dem Willen des Königs von Preußen zurückgewichen. (Il ne faut pas que l'Europe puisse dire: l'empereur de Russie a fait avancer une armée, il s'est mis à sa tête en personne, et il a fini par reculer devant la volonté du roi de Prusse.) — Selbst wenn sich kein anderer Grund mehr anführen ließ, sollte Rücksicht auf eine so seltsam ausgelegte conventionelle, ritterliche Ehre, ungeachtet alles inneren Widerstrebens des Kaisers Alexander, diesen thörichten Krieg herbeiführen! — Und da der König von Preußen entschlossen war, der unberechtigten Gewalt zu wehren, wäre es auch dazu gekommen, wenn nicht die brutale Verletzung des preußischen Gebiets in Franken, durch Napoleons Truppen, den Dingen eine andere Wendung gegeben hätte. Die Entrüstung Friedrich Wilhelms von Preußen wendete sich nun nach der anderen Seite, — den Russen wurde nun der Durchmarsch durch Schlesien gestattet. — Alexander eilte für seine Person nach Berlin — und Preußen, von Frankreich beleidigt, wurde bewogen, dem Bündniß gegen Napoleon beizutreten. Doch führte, wie eigens um neues Unheil vorzubereiten, die Unsicherheit, die Scheu vor dem Kriege, die in dem Berliner Cabinet herrschten, dahin, daß sich Preußen noch einen Vermittlungs-Versuch vorbehielt, ehe es zu den Waffen griff.

Da das österreichische Heer bereits bei Ulm seinen Untergang ge-

funden hatte und die Spannung auf das höchste gestiegen war, hätte wohl eigentlich der Kaiser Alexander Alles aufbieten müssen, um zu verhindern, daß nicht wieder ein Mann, wie Haugwitz gehört, ein so lahmer Entschluß der Halbheit gefaßt wurde. Die Zeitgenossen werfen ihm vor, daß er unmittelbar vorher über jede Berechtigung hinaus gebieterisch, nun wieder zu nachgiebig, zu wenig energisch gewesen sei. Vielleicht läßt sich das aus der Stimmung des Kaisers erklären, denn wir entnehmen den Briefen Czartorysks, daß er sich offenbar zu Berlin dem schlichten, redlichen König gegenüber gestellt, der unziemlichen Rolle schämte, die man ihn hatte spielen lassen. Czartorysk zeigt sich verletzt dadurch, daß der Kaiser ihn zu dieser Zeit weniger in sein Vertrauen zog, besonders aber durch die Aeußerung des Kaisers, daß er sich zu dergleichen nicht wieder werde verleiten lassen. (Qu'on ne l'y prendrait plus.)

Einen Monat später (am 2. December 1805) war der Kampf Oesterreichs und Rußlands gegen Napoleon vollends entschieden. Die letzte Entscheidung, die unglückliche Schlacht bei Austerlitz, wurde wesentlich durch den seltsamen Dünkel der Russen herbeigeführt, durch ihre maßlose Selbst-Ueberschätzung, die eine entscheidende Schlacht verfrüht forderte, während Alles die Verbündeten bestimmen mußte, sie zu meiden und zu zögern.

Was dann folgte, der übereilte Rückzug der Russen, der übereilte Friede Oesterreichs mit Frankreich zu Presburg geschlossen — das Alles war bei weitem mehr das Ergebniß der Stimmung, die dieser gewaltige Schlag hervorrief, als einer unbedingten Nothwendigkeit, die in den materiellen Verhältnissen gelegen hätte. Den Oesterreichern hatte der Uebermuth der Russen, die Geringschätzung, mit der sie sich von ihnen behandelt sahen, das Bündniß gar sehr verleidet; die Russen, die mit einer thörichten Zuversicht auf einen glänzenden Triumph gerechnet hatten, waren auf das äußerste aufgebracht durch die schwere Demüthigung, die sie erlebt hatten. Und wie auch anderwärts vorgekommen ist, zeigte sich auch hier, daß ein maßloses und nicht durchaus berechtigtes Selbstgefühl, sich im Fall des Fehlschlagens peinliche Wahrheiten nicht einzugestehen weiß. Man sucht dann wohl die hohe Meinung von sich selbst, zu der man sich berechtigt glaubt, dadurch zu retten, daß man die Schuld des eigenen Unglücks irgend einem Anderen ganz ausschließlich beimißt. Hier sollten die Oesterreicher die Niederlage der Russen verschuldet haben; die kühnsten Stimmen unter den Russen sprachen sogar von Verrath. Dieser Umstand, verbunden damit, daß der Krieg überhaupt unter den Russen nicht beliebt und in ihren Augen eine thörichte Aufopferung für Fremde war, hatte zur Folge, daß man sich durch die leidenschaftliche Entrüstung über das erlittene Mißgeschick keineswegs zu neuen, heldenhaften Anstrengungen aufgefordert fühlte, um die Scharte auszuwetzen, — daß im Gegentheil nur das eben so leidenschaftliche Verlangen erwachte, sich so schnell wie möglich, gleichviel wie, aus der Sache zu ziehen und die Oesterreicher ihrem

Schicksal zu überlassen. „Le sentiment de toute l'armée ne fut pas, dans ce moment, le besoin de venger son injure, mais le désir de s'en aller au plutôt et de considérer la guerre comme terminée" schreibt Czartoryski dem Kaiser, indem er ihn an diese Tage erinnert.

Zu Holitsch war der Kaiser, unmittelbar nach der Schlacht, von Leuten umgeben, die einstimmig erklärten, die Armee sei außer Stande sich weiter zu schlagen, die überlaut von Verrath der Oesterreicher sprachen, von der Nothwendigkeit, sich an ihnen zu rächen und so schnell wie möglich heimzuziehen nach Rußland. Man wiederholte dem Kaiser beständig, er habe genug für Andere gethan, er müsse nun an sich selbst und an die eigenen Interessen denken, und Alexander selbst war so vollständig gebrochen durch den unerwarteten Schlag, daß er allen diesen Vorstellungen gar nichts entgegenzusetzen wußte, daß er so zu sagen wehrlos ihrem Einfluß verfiel.

Noch in Holitsch (am 5. December in aller Frühe) erklärte der Kaiser Alexander dem Kaiser Franz — der übrigens auch seinerseits schon am 4. eine Zusammenkunft mit Napoleon gehabt hatte — persönlich, daß er auf das russische Heer nicht weiter rechnen dürfe. Und da Czartoryski auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen wollte, wenigstens den König von Neapel nicht preiszugeben, der durch ein russisches Hülfsheer bewogen worden war auch dem Bündniß beizutreten, antwortete Alexander genau mit den Worten, die er selbst die Tage über so vielfach gehört hatte: er habe genug für Andere gethan, er müsse nun an sich selbst und die eigenen Interessen denken.*)

Oesterreich schloß zu Presburg seinen elenden Frieden, der Kaiser Alexander und sein Heer kehrten in die Heimat zurück und Rußland war nun Frankreich gegenüber wieder in der früheren Lage: in einem Krieg, der nirgends zur Thatsache werden konnte.

Selbst als der Kaiser Alexander (20. Dec.) wieder in Petersburg eingetroffen war, hatte er so wenig Fassung wieder gewonnen, er war noch so sehr in der Scheu vor einem erneuten Kampf mit Napoleon befangen, daß er unaufgefordert der preußischen Regierung freistellte, sich ohne Rücksicht auf das neugeschlossene Bündniß mit Rußland in beliebiger Weise mit Frankreich abzufinden.**) Diese Erklärung, die mit hinreichender Deutlichkeit zu erkennen gab, daß auf eine Unterstützung durch die Waffen Rußlands nicht zu zählen sei, hat natürlich auch das Ihrige dazu beigetragen, Preußens Haltung in schwieriger Lage zu bestimmen.

Graf Haugwitz, der preußische Staatsmann, beauftragt mit jenem

*) Ch. de Mazade, Czartoryskis Briefe, 44—51.

**) Ebendaselbst 51.

Vermittelungs-Versuch, den sich Preußen vorbehalten hatte, war so thöricht gewesen, sich in Napoleons Hauptquartier hinhalten zu lassen bis die Schlacht bei Austerlitz geschlagen war und der Kaiser der Franzosen ihn und Preußen nicht weiter zu schonen brauchte. Dann hatte er sich durch Napoleons Drohungen einschüchtern, durch Schmeicheleien gewinnen lassen und ohne Auftrag seiner Regierung, ohne Vollmacht einen Vertrag geschlossen, durch den die hannöverschen Lande der preußischen Regierung überlassen wurden, die dagegen ihre fränkischen Lande an Bayern abzutreten hatte. — Mit Widerstreben, nachdem mancher andere Ausweg vergeblich versucht worden war, glaubte König Friedrich Wilhelm sich endlich durch die allgemeine europäische Lage gezwungen, diesen Vertrag gut zu heißen.

Der Kaiser Alexander ließ sich zunächst auch durch das Schicksal seines entfernteren Verbündeten, des Königs von Neapel, nicht in der friedliebenden Stimmung stören, die in Folge der Schlacht bei Austerlitz über ihn gekommen war. Das russische Hülfs-Corps war bereits aus dem neapolitanischen Gebiet zurückgezogen, Napoleon erklärte, daß die Bourbons aufgehört hätten in Neapel zu regieren, und von allen Verbündeten preisgegeben, mußten sie wirklich nach Sicilien fliehen, wo Englands Seemacht sie schützen konnte.

Der Fürst Adam Georg Czartoryski, in seinem Selbstgefühl verletzt, war auch damit unzufrieden gewesen, daß man sich während des Kriegs stets hochfahrend und herausfordernd gegen Napoleon persönlich erwiesen hatte, anstatt auf einen Verkehr ritterlicher Courtoisie mit ihm einzugehen und sich die Möglichkeit einer Annäherung zu eröffnen, endlich auch damit, daß Rußland nach einer ersten schweren Niederlage sofort den Kampf aufgab und Oesterreich fallen ließ. Immer darauf bedacht, seinen Zielen auf einem oder anderem Wege näher zu kommen, hatte er unter der Hand versucht, den Kaiser Franz von Oesterreich dahin zu bringen, daß Er auf Fortsetzung des Kampfes, auf Ausdauer im Bunde von Seiten Rußlands dringe.*) Nach Czartoryskis Meinung war nach dem Tage von Austerlitz die Zeit gekommen, wo man sich Gewährung einer fortgesetzten Unterstützung Oesterreichs konnte bezahlen lassen; wo man sich vielleicht die polnischen Provinzen dieses Reichs dafür ausbedingen konnte. — Da auch das mißlungen war, gab der Fürst Czartoryski sein Mißvergnügen über die Wendung, welche die Politik Rußlands genommen und über die persönliche Zurücksetzung, die er erfahren hatte, in einer längeren Denkschrift zu erkennen, die sein Benehmen rechtfertigen sollte. Auch deutete er darin an, daß er veranlaßt sein könnte „sich von dem Kaiser zu trennen." — Dann aber erwachte in ihm doch wieder die Hoffnung, des Kaisers und Rußlands Politik schließlich in seine Bahnen lenken zu können, er blieb an seiner Stelle und ließ es an neuen Versuchen nicht fehlen.

*) Ch. de Mazade, Czartoryskis Briefe, 50.

Eine Unzufriedenheit anderen Geistes regte sich allgemein in Rußland in den Kreisen, die eine Meinung haben konnten; sie war eine Fortsetzung und Steigerung der Stimmung, die hier schon früher herrschte; entschiedener als früher wurde der Kaiser nach dem Mißlingen deshalb getadelt, daß er den Kampf aufgenommen hatte, in keiner Weise aber darum, daß er ihn wieder fallen ließ. Das konnte nach der Meinung der Russen nie früh genug geschehen, und da bei dem Kriege doch kein Gewinn zu hoffen war, schien auch ziemlich gleichgültig, in welcher Weise es geschah. — Was man in diesen Kreisen den Oesterreichern Alles zur Last legte, was da für Fabeln ingrimmigen Muths erzählt und geglaubt wurden, das übersteigt jede Vorstellung. So schreibt Rostoptschin dem Fürsten Zitzianow (27. Dec. 1805) von der Schlacht bei Austerlitz, der Kaiser Alexander habe da sechzigtausend Russen und vierzigtausend „Kaiserliche", nämlich Oesterreicher, vereinigt gehabt —: „Unser Plan" — d. h. die Disposition zum Angriff — „war Buonaparte durch Verrath mitgetheilt worden, und Er griff zwei Tage vor dem von unserer Seite festgesetzten Tage, mit dem grauenden Morgen an. Gleich zu Anfang des Treffens streckte die eine Hälfte der Kaiserlichen die Waffen, die andere Hälfte ging zum Feinde über, einige von ihnen schossen auf die Unsrigen." — — „Erst die Nacht machte dem blutigen Gefecht ein Ende und am folgenden Tage theilte Buonaparte mit, daß der Friede zwischen ihm und Oesterreich geschlossen sei. So ist ein treuer Verbündeter sammt seiner Armee durch Verrath geopfert worden ꝛc."*) Und das waren nicht etwa Gerüchte, die in den Kreisen der sogenannten Kaffeehaus-Politiker umliefen: ein russischer Staatsmann schreibt diese abenteuerlichen Dinge einem kommandirenden russischen Feldherrn!

Das Verlangen nach Frieden mit Frankreich fand auch in dem Rath des Kaisers, als die Mitglieder desselben Ende Januar (1806) ihre Meinung abgeben sollten, seinen natürlich sehr gemilderten Widerhall. Es kamen da mancherlei, zum Theil seltsame Bedenken zum Vorschein. Man fürchtete Oesterreich, mit Frankreich verbündet, werde in den Donaufürstenthümern einen Ersatz für seine Verluste suchen. Besonders ungünstig wurde geachtet, daß Dalmatien, ehemals Venedig, dann Oesterreich unterworfen, jetzt französisches Gebiet geworden sei. Dadurch war Frankreich in die Lage gekommen großen Einfluß auf die Pforte zu üben und sie unmittelbar zu unterstützen. Es schien deshalb nöthig mit England verbündet zu bleiben. Die Beschlüsse, die gefaßt wurden, gingen, wie das bei solchen Berathungen zu geschehen pflegt, in das Formlose und Unbestimmte. Sie besagten nicht mehr, als daß man auf alle Fälle gerüstet und mit England im Bunde bleiben und nebenher suchen müsse, das Vertrauen der Pforte zu gewinnen und Preußen von einem Bunde mit Frank-

*) Barteniew, das neunzehnte Jahrhundert, II. 103.

reich abzuhalten. Was Napoleon betrifft, müsse man zunächst darauf bedacht sein, dessen eigentliche Absichten in Beziehung auf Rußland zu ermitteln. Einzeln aber hatten die Herren sämmtlich — mit Ausnahme Kotschubeys, der dies „Ermitteln" vorschlug — für Unterhandlungen und Frieden gestimmt. *)

So hatte denn niemand etwas dagegen, als der Kaiser Alexander wenig später wirklich den Frieden mit Frankreich suchte. Was ihn entschieden dazu bestimmte, das waren die Verhältnisse in England; die Veränderung, die dort vorging und im ersten Augenblick sehr weit zu reichen drohte. Englands berühmter Staatsmann, William Pitt, war (am 23. Jan. 1806) gestorben, und sein hauptsächlichster Gegner, der bisherige Führer der Opposition, Charles James Fox, trat an seine Stelle. Dieser neue Premier-Minister war so laut in der Bewunderung, erst der französischen Revolution, dann Napoleons gewesen, er hatte Jahre lang so entschieden gegen den Krieg mit Frankreich gesprochen und ihn als unpolitisch getadelt, daß er sich selbst und seiner Vergangenheit wenigstens einen Versuch schuldig war, den Frieden herbeizuführen, wenn er ihn auch in dem Augenblick nicht möglich geglaubt haben sollte. Auf dem europäischen Festlande glaubte man allgemein, daß es ihm voller Ernst damit sei und daß er ihn in der That möglich machen werde. Dann blieb Rußland in seiner feindlichen Haltung Frankreich gegenüber vereinzelt und ohne die Möglichkeit, den Krieg zur Wirklichkeit zu machen, in einer nutzlos unbequemen Lage.

Der Staatsrath d'Oubril, schon früher einmal russischer Geschäftsträger in Paris, wurde von neuem dorthin gesendet, angeblich um über die Auswechselung der im Feldzug von Austerlitz gemachten Gefangenen zu unterhandeln, in Wahrheit um gemeinschaftlich mit den Bevollmächtigten Englands wo möglich einen dauernden Frieden herbeizuführen. Diese Unterhandlungen nahmen aber eine, wenigstens dem Kaiser Alexander sehr überraschende Wendung. Fox zeigte sich als Minister keineswegs so unbedingt zum Frieden geneigt, als man erwartet hatte, dagegen bei weitem mehr und rücksichtsvoller bedacht, die Verträge und Bündnisse zu beobachten, die ihm sein Vorgänger hinterlassen hatte. Es ging ihm eben, wie es in ähnlichen Fällen so häufig geht: er sah an der Spitze der Regierung die Dinge anders, als er sie von den Bänken der parlamentarischen Opposition aus gesehen hatte. Der Ansicht entsprechend, die er als Minister gefaßt hatte, ließ er wiederholt erklären, daß er keinen Vertrag mit Frankreich anders, als in Gemeinschaft mit Rußland abschließen werde. Der Fürst Adam Georg Czartorysky dagegen zeigte sich auch hier wieder in einem zweideutigen Licht. Der Kaiser Alexander konnte keinen anderen Frieden wollen, als den, der wirklich einen friedlichen Zustand in ganz Europa hergestellt hätte, und der trat nur ein, wenn Rußland und

*) Bogdanowitsch II. 108—114.

England ihn gemeinschaftlich mit dem neuen französischen Kaiserreich schloßen. Czartorysk aber ging von der Ansicht aus, daß Fox unter allen Bedingungen Frieden schließen werde und daß es gerathen sein könnte, dem englischen Separatfrieden durch einen russischen zuvorzukommen. Er richtete demgemäß d'Oubrils Instruction so ein, daß dieser Bevollmächtigte sich ermächtigt glauben konnte unter Umständen auch allein, ohne Englands Betheiligung abzuschließen. Die geschriebenen Worte Czartoryskis, nach denen d'Oubril sich zu richten hatte, besagten nämlich: nur auf Grundlagen, die geeignet wären den Frieden sicher zu stellen und ihn unter den anderen kriegführenden Mächten vorzubereiten (sur des bases propres à affermir la paix et à la préparer entre les autres puissances belligérantes) sei er ermächtigt, einen Vertrag abzuschließen und zu unterzeichnen. In den diplomatischen Kreisen vermuthete man, und wohl nicht ohne Grund, daß Czartorysk in seinen mündlichen Instructionen noch viel weiter gegangen sei.

Den Frieden mit England machte Napoleon selbst so gut wie unmöglich, und wir dürfen daraus wohl folgern, daß er ihn nur unter Bedingungen wollte, die ihm gar nicht zugestanden werden konnten; daß sein Sinn unabänderlich auf eine gänzliche und gewaltsame Umgestaltung der politischen Welt gerichtet war. In den ersten Mittheilungen zwischen englischen und französischen Staatsmännern war von Seiten Englands das Wort gefallen, daß auf Grundlage des sogenannten uti possidetis, des augenblicklichen Besitzstandes, unterhandelt werden könne. Napoleon aber ließ sich angelegen sein stets neue Zustände, eine neue Lage der europäischen Welt zu schaffen. Er traf Verfügungen, vermöge welcher das Königreich Italien auf immer mit Frankreich verbunden wurde, während er im Presburger Frieden ausdrücklich versprochen hatte, daß diese Reiche nicht vereinigt bleiben sollten. Er ernannte (15. März 1806) seinen Schwager, den General Joachim Murat, zum erblichen Herzog von Cleve und Berg; seinen Bruder Joseph (31. März) zum König von Neapel und endlich zwang er selbst die Holländer sich seinen Bruder Ludwig zum König zu erbitten. Schon war (30. März) das Statut für die neue Dynastie, die Frankreich beherrschte und in der That als Eigenthum besaß, erschienen, dem zufolge alle aus diesem Geschlecht hervorgegangenen regierenden Herren fremder Länder, ihrer Souverainität ungeachtet, stets französische Prinzen und nicht nur in Beziehung auf alle Bestimmungen des Familienrechts — auf ihre Vermählungen und dergl. — sondern selbst in Beziehung auf die Wahl ihres Aufenthaltsortes, von dem Willen des Stammes-Oberhauptes, des Kaisers der Franzosen, abhängig blieben.

Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, nebst einigen kleineren Fürsten des südlichen Deutschlands, die begünstigt wurden, sagten sich vom Deutschen Reich los und wurden im Rheinbund zu Vasallen

Frankreichs. Einige der kleineren Reichsstände und die freien Reichsstädte, die sich bis dahin noch erhalten hatten, wurden bei dieser Gelegenheit von Napoleons Gnaden zu Unterthanen der ihm verbündeten Fürsten gemacht. Der Kaiser Franz legte die deutsche Reichskrone nieder, das deutsche Reich hörte auf zu sein!

In den Unterhandlungen selbst aber wollte dann Napoleon sehr bald gewichtige und weitgreifende Ausnahmen von dem augenblicklichen Besitzstande gemacht wissen. — Die hannöverschen Lande nicht sowohl England als dem in England regierenden Haus der Welfen zurückzugeben, hatte für ihn durchaus keine Schwierigkeit, obgleich er selbst diese Provinzen wenige Monate früher der preußischen Regierung abgetreten hatte. Aber schien er auch im Anfang geneigt den neapolitanischen Bourbons die Insel Sicilien zu lassen, nach der sie sich geflüchtet hatten und die er zu erobern ganz außer Stande war, so kam er doch sehr bald von dieser Idee zurück und erklärte, sein Bruder, der neue König Joseph, „könne diese Insel nicht entbehren!" — Die Engländer sollten ihm nun Sicilien abtreten, das ihnen gar nicht gehörte. Erst wenn dies geschehen sei, wollte er nun Hannover dem Haus der Welfen zurückgeben. Dem vertriebenen König von Neapel sollte das Gebiet der Republik Ragusa, dessen sich Napoleon ohne Weiteres bemächtigt hatte, obgleich die harmlose Republik nie in einen Zwist mit Frankreich verwickelt, überhaupt allen großen Welthändeln fremd geblieben war, als etwas dürftige Entschädigung für Sicilien geboten werden. Oder auch die Herrschaft über die Hansestädte in Deutschland —: die Entschädigungen, die Napoleon anbot, sollten immer erst irgend einem anderen Staat geraubt werden. — Es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß irgend einer dieser Vorschläge ernstlich gemeint gewesen sein könnte.

Unterdessen (9. Juli) traf d'Oubril in Paris ein; er hatte unterwegs längere Zeit in Wien verweilt und sich dort die Vorstellung gebildet, daß es sich darum handele Oesterreich „zu retten", — so drohend schienen ihm die neuen Verwickelungen, zu denen Ereignisse an den Küsten des Adriatischen Meeres Veranlassung gegeben hatten. — Die russische Flotte nämlich, die seit dem jüngst vergangenen Jahr (1805) unter dem Admiral Siniäwin im Mittelländischen Meer kreuzte, hatte sich (am 3. März) des wichtigsten Punktes an der Ostküste des Adriatischen Meeres, der Bocche di Cattaro, bemächtigt. Dalmatien und der ganze Küstenstrich war im Presburger Frieden von Oesterreich an Frankreich abgetreten worden, und obgleich Cattaro den Franzosen noch nicht förmlich übergeben, obgleich noch ein österreichischer Gouverneur im Orte anwesend war — der aber mit einer Wache von achtzig Mann nicht an Vertheidigung denken konnte —, betrachtete man doch von russischer Seite diesen Punkt als bereits zu Frankreich gehörig und hielt mithin die Eroberung für eine legitime. Napoleon aber zeigte sich leidenschaftlich entrüstet und wollte dies Ereigniß benützen, um Oesterreich und Rußland zu entzweien, vielleicht

ı einen offenen Krieg zu verwickeln. Er verlangte, Oesterreich solle die
ussische Besatzung mit offener Gewalt aus Cattaro vertreiben, um dann
en Ort einer französischen einzuräumen. Einstweilen behielt er die öster-
eichische Festung Braunau am Inn besetzt, die nach dem Presburger
rieden von den Franzosen geräumt werden sollte.

Oesterreich war in dem Augenblick nicht in der Lage, einer solchen
orderung Napoleons genügen, noch weniger in der, es auf einen neuen
ampf mit Frankreich wagen zu können. Rußland zu einem Abkommen
ı bestimmen, das Oesterreich ohne Weiteres beiden Nothwendigkeiten ent-
ehen könnte, ließ, wie es nach allen vorliegenden Nachrichten scheint, der
r Zeit leitende Minister dieses Staats, Graf Stadion, den durchreisen-
en russischen Diplomaten die Lage als eine höchst kritische sehen, als eine
olche, in der Oesterreich sich selbst nicht zu helfen vermöge, und d'Oubril
igte sich dann auch, in Folge dessen, zu Paris eingetroffen, sofort bereit,
uf gesonderte Unterhandlungen für Rußland allein, ohne Betheiligung
nglands, einzugehen.

Das konnte den napoleonischen Diplomaten nur erwünscht sein, und
ı sie einmal dahin gelangt waren, benützten sie die Befangenheit d'Du-
rils, die ihnen nicht entgangen war, in einer Weise, die sonst kaum vor-
kommen sein mag im diplomatischen Verkehr. Sie legten es offenbar
rauf an, ihn bis zu gänzlicher Erschöpfung zu ermüden, ihn in einen
ustand vollständiger, auch physischer Abspannung zu versetzen, um dann
n so leichter von ihm zu erlangen was sie haben wollten. D'Oubril
bst erzählt in seinen Berichten von einer Conferenz (am 18.), die vier-
hn Stunden ohne Unterbrechung dauerte — und daß er von sechsund-
reißig Stunden nicht weniger als dreißig in Conferenzen zugebracht habe.*)
So wurde er dahin gebracht, am 20. Juli einen Vertrag zu unterschreiben,
m zufolge Rußland Napoleons Kaisertitel anerkannte und Cattaro räu-
en sollte, ohne irgend etwas dafür zu erlangen, als das ganz unver-
ürgte Versprechen, daß die französischen Truppen die österreichischen
Staaten räumen würden. Viel bedenklicher noch waren die geheimen
rtikel dieses seltsamen Vertrags. D'Oubril glaubte sich berufen im Na-
en Rußlands gemeinschaftlich mit dem Kaiser der Franzosen über Pro-
inzen des spanischen Reichs zu verfügen. Es wurde nämlich festgestellt,
aß, „wenn etwa, in Folge der Umstände, König Ferdinand IV. aufhöre
Sicilien zu besitzen", beide Mächte, Rußland und Frankreich, sich vereinigt
emühen wollten den Madrider Hof dahin zu bewegen, daß er dem älte-
en Sohn und Erben dieses Königs die Balearischen Inseln als selb-
ändiges Königreich einräume. — Der König von Neapel, und als solcher
ußlands Verbündeter, durfte hier nur Ferdinand IV., nicht mehr König
on Neapel genannt werden. Der Vertrag huldigte in einem folgenden

*) Hormayer, Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, II. 212—222.

Artikel noch entschiedener den persönlichen Anschauungen Napoleons. Als wenige Monate früher der Kaiser der Franzosen ein Heer gegen Neapel vorrücken ließ, hatte er seinem Minister Talleyrand eröffnet, es sei Zeit „cette coquine" — die Königin Caroline von Neapel — zu bestrafen, und der Welt wurde in einem Manifest erklärt, der General Gouvion St. Cyr sei beauftragt den Verrath dieser Königin zu strafen, dieses „verbrecherische Weib vom Thron zu stürzen, das schamlos Alles, was unter den Menschen heilig ist, gebrochen habe". — Der Vertrag schloß sich der Ansicht an, daß ein solches Ungeheuer nirgends als Königin walten dürfe. Der Aufenthalt selbst auf den Balearischen Inseln sollte Ferdinand IV. und seiner Gemahlin untersagt sein, für ihren Lebensunterhalt (subsistance) anderweitig gesorgt werden.

Endlich verpflichteten sich Rußland und Frankreich zu gemeinschaftlichen Bemühungen, den Frieden zwischen Preußen und Schweden wieder herzustellen, ohne daß dieses letztere Reich seinen Besitz in Pommern verliere.

König Gustav IV. von Schweden hatte sich thöricht genug in Händel mit Preußen verwickelt; die arglistige Absicht dieses Artikels aber ging dahin, ein feindliches Verhältniß zwischen Rußland und Preußen herbeizuführen und diesen letzteren Staat, auf den es zunächst abgesehen war, dem Napoleon die hannöverschen Lande wieder abnehmen wollte, gänzlich zu vereinzeln.

Diesen Vertrag, dessen Inhalt, namentlich in Beziehung auf Sicilien, in geradem Widerspruch mit seinen Instructionen stand, unterzeichnete der russische Gesandte, in der Besorgniß, daß er, wie ihn Talleyrand glauben ließ, Oesterreichs augenblicklichen Untergang herbeiführe, wenn er es nicht that, acht Tage nachdem der Rheinbund geschlossen worden war, der eine veränderte Lage Europas schuf; in einem Augenblick also, in dem ein besonnener Diplomat wohl unter allen Bedingungen abgewartet hätte, ob ihm sein Hof nicht ganz neue Instructionen zu senden habe. — D'Oubril hatte sogar versprochen, daß Cattaro sofort übergeben werden solle, und ließ sich bestimmen selbst, gleich von Paris aus, ehe noch der verabredete Vertrag von der russischen Regierung genehmigt war, dem Admiral Siniäwin den Befehl zuzusenden, diesen wichtigen Hafenplatz ohne Weiteres den Franzosen abzutreten —: was Siniäwin jedoch nicht that, da d'Oubril nicht eine Behörde war, die ihm Befehle zu geben hatte.

In Petersburg war inzwischen eine wichtige Veränderung vorgegangen, durch die der Einfluß eines fremden Elements auf den Gang der russischen Politik beseitigt wurde. Der Fürst Czartorysky hatte das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt und sich nur die Aufsicht über die Universität Wilna und den litthauischen Schulbezirk vorbehalten. Als Minister war ein Liefländer, Baron Budberg, an seine Stelle getreten; ein ehemaliger Militair, zuletzt Gesandter in Stockholm, und bekannt als

Gegner Napoleons und seines Frankreichs. Und dennoch, trotz dieser Veränderung, erhob sich, was kaum glaublich scheint, im Kreise der Minister Alexanders eine Stimme, die den in so seltsamer Weise geschlossenen Vertrag einfach anzunehmen rieth. Es war die des Grafen Nicolay Petrowitsch Rumänzow; eines Mannes, der, in einer beschränkten Ansicht der Interessen seltsam und eben so leidenschaftlich befangen, der Meinung war, daß ein Kaiser von Rußland sich, in der Weise der von ihm hochverehrten Kaiserin Katherina, um das Geschick Europas nicht weiter zu bekümmern habe, als insofern er darin die Mittel finden konnte, sein Reich auf Kosten seiner Nachbarn zu vergrößern. Er sah nicht nur, wie viele Russen, in einem Bündniß mit Napoleon — um sich in die Herrschaft über Europa mit ihm zu theilen — die richtige Politik, sondern er glaubte auch, daß man sich dieses Bündniß beinahe um jeden Preis sichern, sich in allen Dingen dem Willen des französischen Kaisers fügen und selbst eine gelegentliche Beleidigung um des großen Zweckes willen verschmerzen müsse.

Doch er wurde überstimmt; der Vertrag wurde verworfen, d'Dubril aus der Liste der Staatsräthe gestrichen und auf seine Güter verwiesen. Eine Note (vom 3./15. Aug.) belehrte die fremden Gesandten am russischen Hof, daß dieser Diplomat seine Vollmacht überschritten habe, suchte aber zugleich durch die hinzugefügte Versicherung zu beruhigen, daß der Kaiser Alexander alle Mittel erschöpfen werde, um den Frieden herbeizuführen, und befohlen habe, dem Cabinet der Tuilerien die Grundlagen mitzutheilen, auf denen er bereit sei die Unterhandlungen wieder aufzunehmen. — Inzwischen aber war und blieb Rußland im Kriege mit Napoleon.

Was die Haltung des Fürsten Czartorysky zu dieser Zeit und in dieser Frage betrifft, so sind wir nur unvollständig unterrichtet, denn leider! fehlt uns gerade an dieser Stelle in der Reihe der bekannt gemachten Briefe des Fürsten ein ohne Zweifel sehr wichtiger, den er gerade in dieser Periode an den Kaiser richtete. Man ist berechtigt einen bedenklichen Inhalt zu vermuthen, da die Familie oder der Herausgeber gerathen gefunden haben, dieses Schreiben zu unterdrücken! — Aus der Antwort des Kaisers und aus einigen Andeutungen in späteren Briefen ergiebt sich nur, daß Czartorysky den Kaiser darin aufforderte, Budberg — den Gegner Napoleons — aus seinem Rath zu entfernen und — sich zum König von Polen zu erklären! — Also einen Krieg mit dem eben durch einen unglücklichen Feldzug erschütterten Oesterreich zu beginnen und mit Preußen, von dem Czartorysky dem Kaiser immer mit unverhohlenem Haß und gesuchter Geringschätzung sprach? — oder zunächst mit Preußen allein? — Denn anders als mit offener Gewalt waren diesen Staaten gewiß ihre polnischen Provinzen nicht abzunehmen. England hatte eben (11. Juni), der durch Frankreich erzwungenen Besitznahme Hannovers wegen, Preußen den Krieg erklärt. Höchst wahrscheinlich rieth Czartorysky diesen Umstand,

dieſen Augenblick gegen Preußen zu benützen, das unter dieſen Bedingungen von keiner Seite her Beiſtand zu erwarten hatte. — Friede mit Frankreich war dabei wohl ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt, um auch von dieſer Seite geſichert zu ſein. Auf welche Bedingungen man ſich mit Napoleon vertrug, darauf mochte es wohl in Czartoryskis Augen ſo genau nicht ankommen, wenn es ſich darum handelte, den fliehenden Augenblick zu ſolchem Ende zu benützen! — Der Kaiſer antwortete ablehnend und etwas gereizt.

Von dem Augenblick an, wo Czartoryski von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurücktrat, ſcheint Napoleon vorhergeſehen zu haben, daß der Kaiſer Alexander d'Dubrils Vertrag verwerfen werde, denn von dem Augenblick an ſuchte er dafür zu ſorgen, daß Rußland, anderweitig beſchäftigt, in die Nothwendigkeit verſetzt werde, Preußen, mit dem ſich der Zwingherr der Franzoſen zunächſt meſſen mußte und wollte, ohne Unterſtützung zu laſſen.

Sultan Selim nämlich, der zu Conſtantinopel herrſchte, glaubte ſich veranlaßt eine nähere Verbindung mit Frankreich zu ſuchen. Der Kaiſer Alexander hatte ſich geweigert den Freundſchafts-Vertrag von 1798 neu zu beſtätigen, weil die Engländer dieſem Vertrag einen Artikel eingefügt hatten, der die Unverletzbarkeit des türkiſchen Gebiets verbürgte — eine Bürgſchaft, die Rußland natürlich nicht übernehmen wollte. Das hatte den Argwohn der Türken erregt.

Napoleon war ſelbſtverſtändlich ſehr bereit dem Sultan auf mehr als halbem Wege entgegen zu kommen. Schon im Auguſt (1806) erſchien der Corſe General Sebaſtiani als ſein Geſandter in Conſtantinopel, begleitet von Offizieren aller Waffen, die, dem Wunſch des Sultans gemäß, ein türkiſches Heer nach europäiſcher Weiſe bilden und einüben ſollten. Dieſer Geſandte gewann in kurzer Zeit ſo bedeutenden Einfluß, daß er die Pforte beſtimmen konnte einen Krieg mit Rußland geradezu herauszufordern, ſo wenig das auch in ihrem Intereſſe lag. Allerdings war von Seiten Rußlands Manches geſchehen, woraus man folgern mußte, daß dieſe Macht den Krieg ſuche: die Serben wurden ermuthigt ſich gegen die Pforte zu erheben und der Admiral Siniäwin ſuchte auch die Griechen der Inſeln im Archipel zum Aufſtand zu bewegen —: ein Beweis, daß in Alexanders Cabinet eben kein feſtſtehender Plan folgerichtig befolgt wurde, daß man da nicht mit ſich ſelbſt darüber einig war, ob man, ritterlich wie der Kaiſer Paul, für das politiſche Gleichgewicht in Europa gegen Frankreich in die Schranken treten oder die Wirren im weſtlichen Europa in Katherinas Weiſe nützen wollte, um Rußland auf Koſten der Türkei zu vergrößern und ſich der wichtigſten Stellung, der Donau-Mündungen zu bemächtigen. Daß die Kräfte für beides zugleich nicht ausreichten, hätte man ſich eigentlich wohl ſagen können.

Nun aber hieß es auch von Seiten der Pforte den Krieg herausfordern, daß sie, auf Sebastianis Betreiben, die beiden Rußland ergebenen Hospodare der Walachei und Moldau, Ypsilantis und Morusi (Sept. 1806) absetzte, und zwei andere, Suzzo und Kallimachi, an ihrer Stelle ernannte. Ein russisches Heer, das unter dem General Michelson am Bog in Bereitschaft stand, rückte darauf in die Donau-Fürstenthümer ein und der Krieg war nicht erklärt, aber begonnen.

In demselben Augenblick aber war man zu Petersburg auch schon veranlaßt, ihn zur Zeit unbequem zu finden. Preußen sah sich nun endlich gezwungen, unter den ungünstigsten Bedingungen das Schwert gegen Napoleon zu ziehen und suchte ein Bündniß in Petersburg, wie in der österreichischen Hauptstadt — an beiden Orten wie es schien vergebens. Oesterreich, noch betäubt von seinen Niederlagen, war nicht zu neuem Kampf zu bewegen, Rußland befand sich im Zustand des Krieges mit Frankreich und schien dennoch dem Kampf, den Preußen begann, unbetheiligt zusehen zu wollen. Die Gesandtschaft des unglücklichen Herzogs von Braunschweig, der Anfang September in Petersburg erschien, blieb ohne Erfolg. Man wollte die Besitznahme der hannöverschen Lande von Seiten Preußens im Rath des russischen Kaisers nicht „legitim" finden. Der eigentliche Grund dieser Zurückhaltung könnte aber wohl gewesen sein, daß man dem Entschluß Preußens nicht recht traute, da immer noch der unzuverlässige Graf Haugwitz an der Spitze seines Ministeriums stand; dem konnte man allerdings zutrauen, daß er selbst im letzten Augenblick noch einen Weg ausfindig machen würde, zur Neutralität zurückzukehren. Doch, als Preußen bemüht war eilig und eigentlich um jeden Preis mit England, und selbst mit dem thörichten König von Schweden Frieden zu schließen, als die Heere in Bewegung waren und sichtbar hervortrat, daß Napoleon sich den erwünschten Kampf unter keiner Bedingung mehr versagen würde, hatte ein zweiter preußischer Gesandter — General Krusemark — besseres Glück am Petersburger Hof. Der Kaiser Alexander versprach nun dem König von Preußen ein Hülfsheer von siebzigtausend Mann zu senden —: ein Heer, das kaum hingereicht hätte, das Gleichgewicht der Macht auf dem Kriegsschauplatz herzustellen.

Daß von solcher Halbheit kein Erfolg zu hoffen sei, daß Rußland mit seiner ganzen Macht einstehen mußte, wenn ein dauernder Sieg erfochten werden sollte, das wußte man sich nicht zu sagen. Noch dazu wurde der Entschluß so verspätet gefaßt, daß die versprochene Hülfsmacht nicht eher als in den ersten Wochen des folgenden Jahrs (1807) an der Oder eintreffen konnte. Bis dahin mußte das preußische Heer den Kampf allein bestehen — und die Dinge nahmen eine solche unglückliche Wendung, daß Rußland sich unerwartet nicht mehr als Hülfsmacht, sondern als die eigentliche kriegführende Macht dem gemeinsamen Feinde gegenüber gestellt sah, Preußen aber die Rolle der Hülfsmacht nur noch mit geringen

Kräften fortführen konnte. — Das preußische Heer hatte (14. October) bei Jena und Auerstädt seinen Untergang gefunden, selbst dessen Trümmer waren durch die Capitulationen bei Prenzlau und Ratkau verloren gegangen und altersschwache Greise hatten die Festungen an der Elbe und an der Oder ohne Widerstand übergeben. Ein Versuch, einen eiligen Frieden mit Frankreich zu schließen, den die Partei der Schwäche im preußischen Cabinet veranlaßte, scheiterte daran, daß Napoleon die früher von ihm selbst gebotenen Bedingungen nun nicht mehr gelten ließ, sondern von Tag zu Tag maßlos steigerte; daß er zuletzt überhaupt keinen Frieden, nur einen kurzen Waffenstillstand gewähren wollte, den Preußen durch ganz unverhältnißmäßige Opfer, durch die Uebergabe aller seiner Festungen erkaufen sollte. Napoleon erklärte zugleich in dem officiellen Tagblatt — dem Moniteur — und in seinen Botschaften an den französischen Senat: er werde Berlin und Polen nicht eher verlassen, als bis England die Colonien Frankreichs, Spaniens und Hollands zurückgegeben habe. So schien denn nur ein allgemeiner Friede möglich und das Schicksal Preußens großentheils von der Politik seiner Verbündeten abhängig.

In dieser Lage mußte es für den König von Preußen ein großer Trost sein, daß der Kaiser Alexander ihm in einem sehr beredten Brief versicherte, als Verbündeter und als Freund durch ein doppeltes Band mit ihm verbunden, gebe es keine Anstrengung, die er nicht zu machen, und kein Opfer, das er nicht zu bringen bereit sei, um die geliebten Pflichten zu erfüllen, die ein solches Verhältniß ihm auferlege. (Doublement lié à Elle en ma qualité d'allié et par les noeuds de la plus tendre amitié, il n'y pas de sacrifice ni d'effort que je ne sois prêt à faire pour Lui prouver toute l'étendue de mon attachement aux devoirs chéris que ces titres m'imposent.)

Schon hatte man sich im Cabinet des Kaisers sagen müssen, daß die zuerst unter Bennigsen aufgebotene Macht bei weitem nicht ausreiche; ein zweiter Heertheil unter dem Grafen Buxhöwden wurde nach Preußen in Marsch gesetzt und selbst von der Armee in der Moldau wurde die Hälfte — zwei Divisionen — an die Weichsel herangezogen. Der Krieg gegen die Türkei kam dadurch zu gänzlichem Stillstand, denn was dem General Michelson an Truppen verblieb, war zu wenig für irgend ein ernstliches Unternehmen. Und dennoch wurde auch in Preußen nicht ein Heer gebildet, das der Macht Napoleons gewachsen gewesen wäre. Um so weniger, da die Regimenter, die Buxhöwdens Heertheil bildeten, nach den schweren Verlusten, die sie bei Austerlitz erlitten hatten, noch nicht wieder ergänzt worden waren. Noch dazu erreichten diese Truppen nur nach und nach in einzelnen Abtheilungen die Nähe der Weichsel — und im December schienen die Dinge eine hoffnungslose Wendung zu nehmen, weil der alte, abgelebte Feldmarschall Graf Kamensky, der den Oberbefehl führen sollte, wahrscheinlich in Folge körperlicher Leiden, dem Irrsinn verfiel. Der

General Knorring (Gotthart), der ihm als Mentor zur Seite stehen sollte, war bei dem Heer noch nicht eingetroffen. Kamensky sich selbst überlassen, brachte Alles in die heilloseste Verwirrung, befahl dann einen allgemeinen Rückzug nach Wilna, ohne irgend eine nähere Verfügung zu treffen, und sagte zuletzt den Truppen selbst — dem Pawlowschen Grenadier-Regiment — sie seien verrathen und verkauft; das Klügste was sie thun könnten sei auf und davon nach Haus zu laufen; er selber gebe das Beispiel — und damit machte er sich wirklich eilfertigst auf den Weg, ohne über den Heerbefehl irgend anders zu verfügen, als daß er dem General Bennigsen sagte, er habe unter Buxhöwden zu stehen. — Doch gelang es dem General Bennigsen (26. December 1806) bei Pultusk einen Angriff des Marschalls Lannes zurückzuschlagen und zum Glück zwang die Unwegsamkeit Polens in dieser Jahrszeit Napoleon seine Truppen in Winterquartiere unterzubringen.

Bennigsen wußte seinen halben Sieg bei Pultusk am Hof in solcher Weise geltend zu machen, daß es ihm gelang Buxhöwden vom Oberbefehl zu verdrängen. Auch diese Intrigue übte einen ungünstigen Einfluß; ein Plan, Neys französischen Heertheil an der Alle zu überfallen und das von ihnen belagerte Danzig zu befreien, der in einer gemeinschaftlichen Berathung der Generale am 2. Januar entworfen und vielleicht schon an sich nicht in der vortheilhaftesten Weise eingeleitet war — wurde dadurch in der Ausführung verspätet, daß Bennigsen die Vereinigung seines Heertheils mit dem Buxhöwdens hinzuhalten wußte, bis er die Ernennung zum Oberfeldherrn in Händen hatte. Bis zu dem Augenblick wollten Brückenschlag und Uebergang über den Narew nicht gelingen!*) Das Unternehmen führte, wie bekannt, zu der mörderischen Schlacht bei Eilau (7. und 8. Februar 1807), die zwar den Franzosen ungeheuere Opfer kostete und wie von russischer Seite vorgegeben wird, unentschieden blieb, doch aber das russische Heer in eine noch schlimmere Lage versetzte als das des Gegners, und zu dem Rückzug nach Königsberg zwang.

Napoleon blieb acht Tage in der Gegend von Eilau stehen, ohne Zweifel aus keinem anderen Grunde, als um sich der Welt als Sieger in der dort geschlagenen Schlacht darzustellen. Da er alsdann hinter die Passarge zurückging und seine Truppen in Winter-Quartiere verlegte, ging die russische Armee wieder bis an die obere Alle, in die Gegend von Heilsberg vor. Das führte zu einigen Gefechten, die ohne Einfluß auf den weiteren Gang des Krieges blieben — und dann geschah von Seiten der Verbündeten mehrere Monate über nichts weiter, während Danzig ohne Entsatz sich selbst und seinem Schicksal überlassen, nach einer tüchtigen Vertheidigung gezwungen wurde, sich zu ergeben (24. Mai 1807). — Zu einem großartigen Angriffskrieg reichten die Kräfte des russischen Heeres

*) Handschriftliche Nachrichten.

in der That nicht aus und was allenfalls zur Rettung Danzigs vermöge einer Landung auf der frischen Nehrung hätte geschehen können, wurde schon in Folge der geringen Sympathien der russischen Generale für diesen Krieg überhaupt einigermaßen verkümmert und dann auch noch in unzweckmäßiger Weise geleitet, so daß es nur zu unnützen Verlusten führte. — Im Allgemeinen herrschte seit der Schlacht bei Eilau große Uneinigkeit im russischen Lager. General Knorring hatte den Kampf den Tag nach der Schlacht (9. Februar) erneuern wollen und den Rückzug nach Königsberg höchlich mißbilligt; der General-Quartiermeister Gen. Steinheil und Graf Ostermann — besonders der Letztere — stimmten immer mit ihm. Zwischen Knorring und Bennigsen war es zu einem Cartel gekommen, dem Steinheil nur mit Mühe wehrte. Bennigsen bat in Petersburg, man möge ihn des Oberbefehls entheben, aber ihm den Befehl über einen Heertheil lassen; er sei bereit unter einem anderen General zu dienen, der aber natürlich nicht Knorring sein durfte. Endlich wurde dieser Letztere abberufen, Bennigsen im Oberbefehl bestätigt, und um den Frieden zwischen ihm und den anderen Generalen, oder vielmehr seine sehr schwankend gewordene Autorität wieder herzustellen, sendete der Kaiser Alexander seinen Vertrauten, Nowosilzow, in das Hauptquartier. So war denn schließlich Bennigsen, von seinem unbequemen Gehülfen befreit, Herr der Lage, so weit ein Mensch von geringem Charakter das überhaupt sein konnte.

Napoleon benützte diese Ruhe, um in Ostpreußen eine Heeresmacht von solcher Ueberlegenheit zu sammeln, daß die Entscheidung in einem letzten Kampf nicht zweifelhaft sein konnte und rasch erfolgen mußte; — die Festungen in seinem Rücken zu erobern und die Polen auf beiden Ufern der Weichsel, die sich sofort in offenem Aufstand von Preußen losgesagt hatten, zur Bildung von Bataillonen und Reiterschwadronen in seinem Dienst zu veranlassen. Er hatte zu dem Ende (November 1806) sogar einen angeblichen Brief Kosciuczkos an die polnische Nation bekannt machen lassen, in dem dieser Held der Polen seine Landsleute zu den Waffen rief. Dieser Brief war untergeschoben; Kosciuczko selbst wollte laut und öffentlich gegen den Mißbrauch protestiren, der mit seinem Namen getrieben wurde, aber natürlich durfte kein Tagblatt in den Ländern, die unter Napoleons Einfluß standen, seinen Protest aufnehmen.

Rußland und Preußen suchten Verbündete, doch nur mit sehr beschränktem Erfolg. Oesterreich vermochte sich jetzt so wenig zu einem raschen Entschluß zu ermannen, als Preußen zur Zeit der Schlacht bei Austerlitz. Das Wiener Cabinet brachte es nicht weiter, als bis zu dem Entschluß, seine Vermittelung anzubieten. — Von England hätte man erwarten können, daß es, selbst im Kriege mit Frankreich, andere Gegner dieses Reichs entschlossen unterstützen würde. Aber Fox war schon im September 1806 gestorben, unter seinen Parteigenossen aber, in deren Händen die Regierung Englands zunächst geblieben war, zeigte sich kein

irgend hervorragender Staatsmann, und die Politik des Inselreichs zeichnete sich, das halbe Jahr über, während dessen diese Gesellschaft von Foxens Geist verlassen die Zügel führte, weder durch Energie noch durch Folgerichtigkeit aus. Selbst der Friede mit Preußen wurde zögernd, erst am 28. Januar 1807 geschlossen. Fox hatte, während er mit Frankreich über den Frieden unterhandelte, Preußen wegen der von Frankreich erzwungenen Besitznahme Hannovers den Krieg erklärt, obgleich England wenige Jahre früher erklärt hatte, daß Hannover die Regierung des britischen Reichs gar nichts angehe. Er glaubte sich dazu durch seine früheren Declamationen für Friede und Freundschaft mit Frankreich und dem Helden des Jahrhunderts, wie gegen Preußen verpflichtet. Jetzt wurde der Friede auf die Bedingung geschlossen, daß Preußen allen Ansprüchen auf dieses Hannover entsagte, das zur Zeit wieder in Napoleons Händen war. Da nun aber England selbst gar kein Mittel hatte, sich des verlorenen Landes wieder zu bemächtigen und es nur durch die Waffen Preußens wieder gewinnen konnte, hatte, wie früher der Krieg eigentlich keinen Sinn, so jetzt der Friede keinen Zweck, wenn man nicht zugleich Preußen nachdrücklich unterstützen wollte. Doch wollte England die Unterstützung, die man von ihm erwarten durfte — nämlich durch Subsidien — entweder gar nicht, oder nur äußerst kärglich gewähren. Diese Zurückhaltung ließ sich vielleicht durch ein gewisses Mißtrauen erklären, das die englische Regierung in Beziehung auf die Haltung der preußischen hegte und das auch in gewissem Sinn begreiflich war, da selbst, nachdem der eigentliche Mann des Unheils, Graf Haugwitz, entfernt worden war, sein Anhang, die Leute, die stets für Neutralität und friedfertige Schwäche gestimmt hatten, die Cabinets-Räthe Beyme und Lombard, der General Zastrow, der Marchese Luccheſini, noch immer die Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm bildeten, der Minister Hardenberg aber, der an Haugwitz' Stelle wieder in Thätigkeit getreten war, zwar entgegengesetzte Ansichten vertrat, nicht aber einen unbestrittenen Einfluß übte.

Doppelt seltsam aber mußte man es nennen, daß das Whig-Ministerium Englands sich in derselben Weise ablehnend auch gegen Rußland erwies, wo doch ein solcher Grund des Mißtrauens nicht vorzuliegen schien; daß auch dem Kaiser Alexander keine regelmäßigen Subsidien gewährt wurden, daß sein Vorschlag, die englische Regierung möge den Abschluß einer Anleihe von sechs Millionen Pfund Sterling, die Rußland in London zu machen suchte, dadurch erleichtern, daß sie den Gläubigern Bürgschaft für den Betrag leiste, in brutaler Weise und beleidigenden Worten zurückgewiesen wurde. Lord Howick (später Graf Grey) erklärte unter Anderem im Namen des Ministeriums, dessen Mitglied er war, man wisse aus Erfahrung, daß in solcher Weise verbürgte Anleihen sich in Subsidien zu verwandeln pflegten.

Nur Eines war England zu thun bereit: es wollte Rußland von dem

Krieg mit der Türkei befreien, damit der Kaiser Alexander seine gesammte Macht auf den Krieg mit Napoleon verwenden könne und die liberale Whig-Regierung des Inselreichs verfuhr dabei vollkommen eben so rücksichtslos und ließ sich eben so wenig durch irgend ein völkerrechtliches Bedenken aufhalten, als Napoleon zu thun pflegte. Dennoch mißlang das Beginnen. Da freundschaftliche Vermittelung nicht fruchten wollte, trat der englische Gesandte zu Constantinopel, Arbuthnot, plötzlich (25. Januar 1807) gebieterisch auf und drohte in officiellster Form, nämlich in einer dem Groß-Visir überreichten Note Constantinopel — mitten im Frieden — beschießen zu lassen, wenn der Sultan nicht sofort — augenblicklich — in eine Reihe von Forderungen willige, die dasselbe Schriftstück enthielt. Die wichtigsten dieser Forderungen waren, daß der französische Gesandte unverweilt aus der Hauptstadt des türkischen Reichs gewiesen werde und daß die Pforte ein festes Bündniß mit Rußland und England schließe. Schon war die englische Flotte, die unter dem Admiral Duckworth im Mittelmeer kreuzte, in die Nähe der Insel Tenedos vorgesendet worden, um diese eigenthümliche Art von Diplomatie zu unterstützen und die Drohungen des Gesandten wahr zu machen. Auch begab sich Arbuthnot, sowie er die ablehnende Antwort der Pforte erhalten hatte, auf einem bereit liegenden englischen Schiff an Bord dieser Flotte, die darauf glücklich durch die Dardanellen ging, alle türkischen Schiffe im Meer von Marmora verbrannte und (am 21. Februar) drohend vor Constantinopel, vor dem Serail erschien.

Hier jedoch wurden Arbuthnot und Duckworth durch die türkischen Staatsmänner unter der Leitung des französischen Gesandten überlistet. Sebastiani wußte den erschreckten Sultan und seinen Diwan durch die Vorstellung zu beruhigen, daß Duckworth ohne Landungstruppen, die er nicht habe, unmöglich eine Stadt von mehr als einer halben Million Einwohnern, die großentheils bewaffnet seien, erobern könne. Auf seinen Rath wurden die Engländer mit Unterhandlungen hingehalten, während welcher Duckworth sogar, thöricht genug, seine Stellung verließ, um an dem asiatischen Ufer, bei der sogenannten Prinzen-Insel Anker zu werfen. Von Seiten der Türken wurde die Zeit benützt um unter der Leitung der ausgezeichneten Artillerie- und Ingenieur-Offiziere, die in Sebastianis Gefolge nach Constantinopel gekommen waren, der Generale Foy und Haxo, sowohl die Hauptstadt als den Paß der Dardanellen durch wohl angelegte Batterien zu schützen und bald hatten die Dinge eine solche Gestalt angenommen, daß Duckworth glaubte, er dürfe nur noch darauf bedacht sein, die Flotte unter seinen Befehlen aus einer Lage zu retten, die aus einer drohenden zu einer gefährdeten geworden sei. Er segelte am 4. März durch die Dardanellen zurück, nicht ohne durch das — obgleich schlecht gerichtete — Feuer der Küsten-Batterien bedeutende Verluste an Mannschaft zu leiden.

Der Admiral Siniäwin war inzwischen mit der russischen Flotte, die im Mittelländischen Meer kreuzte, in die Höhe der Insel Tenedos herangekommen und forderte zu einem erneuten gemeinschaftlichen Angriff auf Constantinopel auf, Duckworth aber, bekannt mit den Anstalten, welche die Türken zur Vertheidigung getroffen hatten, lehnte den Vorschlag ab.

In weniger gebieterischer Weise ließ der Kaiser Alexander auch nach diesem Mißlingen noch unmittelbar durch den General Michelson der Pforte den Frieden anbieten (Anfang Mai 1807); — er erbot sich, seine Truppen sofort aus den Donaufürstenthümern zurückzuziehen, wenn die Pforte den französischen Gesandten aus Constantinopel ausweisen und die früher geschlossenen Verträge wieder in Kraft setzen wolle. Man war russischer Seits so sehr bemüht, allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, daß, wie es scheint, der Serben, die schon seit mehr als zwei Jahren (seit 1804) in Waffen standen gegen ihre türkischen Oberherren, in diesen Vorschlägen gar nicht gedacht, zu ihren Gunsten gar nichts ausbedungen war — obgleich ihr Führer, der tapfere Czerny Georg, wenige Monate früher ein russisches Generals-Patent erhalten hatte.

Aber Sebastiani und die französische Politik hatten zu Constantinopel einen zu großen Einfluß gewonnen, als daß solche Vorschläge jetzt dort hätten Gehör finden können.

Noch im Lauf des Winters sollte sich erweisen, daß jenes Mißtrauen mit dem die englische Whig-Regierung die Haltung Preußens beobachtete, jedenfalls zu weit ging. Auch Napoleon war nämlich, wie sich ergiebt, durch den blutigen Tag bei Eylau und den Zustand, in den der Winter-Feldzug sein Heer versetzt hatte, insoweit erschüttert, daß er auf Mittel bedacht war, sich den Kampf zu erleichtern. Schon die Stimmung, die in seinem Heere laut wurde, mußte ihn dazu bestimmen, denn es konnte ihm nicht entgehen, daß seine Franzosen den Krieg unter solchen Bedingungen, wie sie ein Winterfeldzug an der Weichsel und an den Küsten der Ostsee mit sich bringt, gar sehr überdrüssig waren und sich nach Frieden sehnten. Unter diesen Umständen schien er — im geraden Widerspruch mit seinen neuesten Erklärungen — einen Sonderfrieden mit Preußen ernstlich suchen zu wollen.

Ob die Bedingungen, die er jetzt bot, gehalten worden wären, würde natürlich durchaus von den Umständen, von den weiteren Ereignissen abhängig gewesen sein; für den Augenblick klangen sie verlockend genug, besonders für schwache Gemüther, wenngleich sehr sichtbar darin hervortrat, worauf es eigentlich abgesehen war. Fünf Tage nach der Schlacht bei Eylau wurde Napoleons Adjutant, General Bertrand, von ihm mit einem diesmal höflichen und freundschaftlichen Schreiben an den König von Preußen abgefertigt, doch, wie Napoleon in solchen Fällen immer be-

flissen war, sich nicht wirklich zu binden, enthielt der Brief keine bestimmten Anerbietungen. Nur mündlich war General Bertrand beauftragt, dem König zu sagen, daß Napoleon mit Betrübniß sehe, wie Rußland den gewünschten Friedens-Congreß zu verzögern suche, dadurch Preußen zum Schauplatz des Krieges mache und die Leiden des unglücklichen Landes verlängere. Er, der Kaiser der Franzosen, habe sich — wie man gestehen muß, in wunderbar kurzer Zeit — bei näherer Kenntniß des Landes, überzeugt, daß Polen zu einem selbständigen Dasein nicht befähigt sei. (Bertrands von Napoleon dictirte Instruction enthält die Worte: „le général Bertrand laissera entrevoir que, quant à la Pologne, depuis que l'Empereur la connaît, il n'y attache plus aucun prix.) Wir begreifen nun, warum Napoleon die Polen nicht im eigenen, sondern in Kosciuszkos Namen zu den Waffen gerufen hatte; nämlich damit er sie jeden Augenblick wieder konnte fallen lassen, wenn das seinen Zwecken entsprach.

Nach dieser empfindsamen Einleitung, die zugleich eine Hauptschwierigkeit aus dem Wege zu räumen schien, hatte Bertrand dem König zu eröffnen, daß der Kaiser der Franzosen einen Ruhm darin setze Friedrich Wilhelm III. in seine Staaten, in seine Rechte zurückzuführen und diesen Ruhm nur sich selbst, keinem Vermittler, wer er auch sei, verdanken wolle; — daß Napoleon demgemäß erwarte, der König werde ihm einen Bevollmächtigten zum schnellen Abschluß des Friedens zusenden; — daß Napoleon für seine Verbündeten keine Opfer von Preußen fordere, es vielmehr ohne Einschränkung dem König überlasse, sich seinen Interessen gemäß mit ihnen abzufinden, während er selbst sich vorbehalte, sich mit den Verbündeten Preußens in ähnlicher Weise zu verständigen. So wurden die Verbündeten Preußens — England nämlich und Rußland, um sie von den Unterhandlungen fernzuhalten, um den gewünschten Sonderfrieden, durch einen gewissen Schein von Gegenseitigkeit in dem Absehen von den Verbündeten und ihren Interessen, als redlich und rechtlich erscheinen zu lassen, mit den sogenannten Verbündeten Frankreichs, den Vasallen, die jedem Wink Napoleons gehorchen mußten, auf eine Linie gestellt!

Endlich wollte Napoleon — am Schluß eben so empfindsam als zu Anfang — um die Uebel des Kriegs zu beenden, seine Truppen aus den preußischen Provinzen zurückziehen, so wie der Friede geschlossen sei.

Das konnte sich Alles recht gut ausnehmen, besonders wenn man es etwas oberflächlich betrachtete. Aber es war nicht blos von einem Frieden, sondern auch von einem Bündniß, von einer „ewigen Freundschaft" die Rede, und natürlich mußte auch die Rückseite der Medaille gezeigt werden; ein drohendes „Widrigenfalls" durfte nicht fehlen, und da das nicht wohl in die Eröffnungen eingeschaltet werden konnte, die dem König selbst gemacht wurden, mußte Talleyrand zu gleicher Zeit an den General Zastrow, der zur Zeit an Haugwitzens Stelle Minister der auswärtigen Angelegen-

heiten war, ein Schreiben richten, in dem sich die eigentliche Absicht überhaupt noch deutlicher zeigte.

„Da der Kaiser Napoleon" — schrieb Talleyrand — „die Streitkräfte der preußischen Monarchie sofort zur Vertheidigung und Erhaltung des Ottomanischen Reichs zu verwenden wünscht, schlägt er dem König nicht allein den Frieden vor, sondern auch ein Bündniß, das auf der Stelle unterzeichnet werden muß. Die Zeit drängt; die täglichen Ereignisse selbst drängen den Kaiser Napoleon einen Entschluß zu fassen, und wenn er ihn einmal gefaßt hat, wird weder Rußland noch sonst jemand etwas daran ändern. Ich darf E. Exc. nicht verschweigen, daß, wenn das Bündniß nicht stattfände, S. K. Majestät die Ausführung seiner Absichten vermöge einer Maßregel verfolgen würde, durch welche das Haus Brandenburg für immer vom Thron entfernt würde." (L'empereur Napoléon désirant appliquer immédiatement les forces de la monarchie prussienne à la défense et à la conservation de l'empire ottoman, propose au roi, nonseulement la paix, mais une alliance qui sera signée sur le champ. Le temps presse; les évènements de chaque jour pressent eux-mêmes l'empereur Napoléon de prendre un parti, et, une fois qu'il l'aura pris, ni la Russie, ni personne ne le feront changer. Je ne dois pas taire à V. Exc. que si l'alliance n'avait pas lieu, S. M. Imp. poursuivrait l'exécution de ses vues par une mesure qui écarterait à jamais du trône la maison de Brandebourg.)

Es genügte dem Kaiser der Franzosen nicht, seine Gegner einfach zu trennen; der Friede, mit so viel ritterlicher Courtoisie angeboten, war vielmehr von dem Bündniß abhängig, das Preußen den Rheinbundstaaten gleichstellen und zum Vasallen Frankreichs machen sollte, und die Absicht Napoleons ging zunächst dahin, die noch übrigen Streitkräfte Preußens sofort gegen Rußland zu verwenden. — Neben der Bekämpfung des „perfiden Albions", des „ewigen Feindes der Menschheit", wurde jetzt die Erhaltung des unschätzbaren alten Verbündeten Frankreichs, des türkischen Reichs, so oft und so laut wie möglich für die Aufgabe ausgegeben, die Napoleon sich zum Heil der Menschheit stellen mußte.

Es ist kaum zu glauben, daß im Rath des Königs von Preußen irgend jemand sich über die eigentliche Bedeutung dieser Vorschläge täuschen und geneigt sein konnte mehr oder weniger darauf einzugehen — und doch war, nach Schladens unverwerflichem Zeugniß, General Zastrow der Meinung, daß man darauf hin wenigstens Unterhandlungen anknüpfen könne. Doch Hardenberg und Friedrich Wilhelms III. eigenes Gefühl für Ehre und Treue trugen diesmal ohne Kampf den Sieg davon. Der König sendete seinen Adjutanten, den Obersten v. Kleist — den späteren Feldmarschall v. Nollendorf — mit der Erklärung zu Napoleon, daß Preußen zwar den Frieden lebhaft wünsche, aber nur im Verein mit seinen Ver-

bündeten unterhandeln könne. Ein Congreß wurde vorgeschlagen, als Mittel, den allgemeinen europäischen Frieden herzustellen.

In seinem Hauptquartier zu Osterode, wo der Oberst Kleist ihn traf, suchte dann Napoleon diesen Offizier von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen für Preußen zu überzeugen und für den Sonderfrieden zu gewinnen. Er hatte sogar, wie Kleist sich in seinem Bericht ausdrückt, „die Effronterie" anzudeuten, daß es möglich sei, die preußischen Truppen — als Einleitung zum Frieden und zur Freundschaft — so zurück zu halten in den Kämpfen, zu denen es noch kommen könne, daß sie nichts thäten und nur „figurirten". — Allerdings ein Mittel, Preußen in der Achtung der ganzen Welt für immer zu verderben, mit Rußland und England auf immer unheilbar zu verfeinden und rettungslos auf Gnade und Ungnade von Frankreich abhängig zu machen. Nur seltsam, daß Napoleon glauben konnte, man werde in eine so plump gestellte Falle gehen.

In einem neuen Brief Napoleons an den König von Preußen, den Kleist überbrachte, war natürlich von dergleichen nicht die Rede. Napoleon sprach darin nur abermals den Wunsch aus, dem Unglück des preußischen Königshauses und des preußischen Volks schnell ein Ende zu machen und die preußische Monarchie wieder herzustellen, die als Zwischenmacht der Ruhe Europas wegen nothwendig sei (dont la puissance intermédiaire est nécessaire à la tranquillité de l'Europe). — Er wünsche den Frieden mit Rußland, und wenn diese Macht keine Pläne gegen die Türkei im Sinn habe, müsse es auch wohl möglich sein, sich mit ihr zu verständigen. Auch der Friede mit England sei allen Völkern nöthig. Ein Congreß könne sich jedoch sehr in die Länge ziehen; der westphälische Friedens-Congreß habe — glaube er — achtzehn Jahre gedauert — Preußens Lage gestatte aber nicht, diesen ungewissen und schwankenden Zustand zu verlängern, bis alle streitenden Interessen besprochen und ausgeglichen seien. Er glaube daher, daß der König sich für den einfachsten Weg entscheiden werde, der am unmittelbarsten zum Ziel führe (le parti le plus simple et le plus expéditif) und wirklich dem Wohl seiner Völker entspreche. — Dieser Weg war natürlich der Sonder-Friede.

Preußen blieb dabei, einen Congreß vorzuschlagen und auch der Kaiser Alexander, der wiederholt zur Standhaftigkeit aufgefordert und erklärt hatte, er werde den König nie und unter keiner Bedingung verlassen, schien sein gegebenes Wort ritterlich lösen zu wollen. Er ließ auch seine Garden nach Preußen aufbrechen und begab sich selbst auf den Schauplatz des Krieges.

Hier wurde zu Bartenstein (26. April) von ihm persönlich ein neues Bündniß mit Preußen geschlossen, dessen Bedingungen bewiesen, daß die Wogen seiner Stimmung und Zuversicht, die unmittelbar nach dem Schlage von Austerlitz zu so tiefer Ebbe gesunken waren, nun wieder — ohne daß man sähe, warum — sehr hoch gingen; kaum minder hoch, als zur Zeit,

ı der er sich anderthalb Jahre früher veranlaßt fühlte, Nowosiltzow mit
:n Plänen einer, wenigstens in den Augen der damaligen besonnenen
Staatsmänner, etwas phantastischen Politik nach England zu senden. —
Nicht nur Preußen sollte in seiner früheren Macht wieder hergestellt werden,
ollen Ersatz für die Provinzen, die ihm nicht zurückgegeben werden könnten,
nd eine bessere militärische Grenze erhalten —: alle Verhältnisse in
Deutschland und Italien sollten neu geordnet werden, um beide Länder
lbständig, unabhängig von Frankreich zu machen; Deutschland in Form
nes Staatenbundes; seine Unabhängigkeit zu sichern, dürfe der Rheinstrom
icht unter Frankreichs Herrschaft bleiben. Oesterreich, dessen Beitritt sehr
Whig gewesen wäre, um die Ausführung solcher Pläne möglich zu machen,
llte Tirol und die im Presburger Frieden verlorenen italienischen Pro-
nzen — das Venetianische — wieder erhalten. — Daß die verbündeten
Mächte nicht anders als vereint mit dem Feinde unterhandeln oder
llends Frieden schließen sollten, verstand sich eigentlich von selbst — aber
wurde auch noch ausdrücklich als feierlichste Verpflichtung im ersten
rtikel des Vertrags festgestellt.

Die Mittel aber, die zur Verfügung standen, um so große Dinge
szuführen, konnte ein unbefangener Sinn kaum für genügend halten.
esterreich war nicht zur Theilnahme an dem Kampf zu bewegen; man
rmochte sich in Wien kein Vertrauen zu der Sache abzugewinnen. Nur
England gestalteten sich die Dinge günstiger für die Sache der gegen
rankreich verbündeten Mächte, seitdem (25. März) unter dem Herzog von
ortland ein Tory-Ministerium, in dem die später viel genannten Staats-
änner Canning und Castlereagh neben einander auftraten, an die Stelle
r schwachen und mißtrauischen Whig-Regierung getreten war. Einem
uptsächlichen Verlangen Rußlands zu entsprechen, zeigte sich freilich auch
eses Ministerium nicht weniger abgeneigt, als das frühere; es wollte eben
wenig eine Bürgschaft für die Anleihe übernehmen, die Rußland in London
ı machen wünschte, und bestand vor allem auf den Handels-Vortheilen,
e schon die frühere Verwaltung für England in Anspruch genommen
tte. Der Handels-Vertrag, der eben ablief, sollte erneuert, der Zoll
f englische Waaren in Rußland herabgesetzt werden. — Im Uebrigen
er zeigten der Herzog von Portland und seine Genossen doch eine etwas
ößere Bereitwilligkeit Subsidien, und zwar in etwas reichlicherem Maße,
ı gewähren. Auch Schweden erhielt deren und wurde veranlaßt, den
inerseits mit Frankreich geschlossenen Waffenstillstand zu kündigen; ein
hwedisch-englischer Heertheil, durch Preußen unter Blücher verstärkt, sollte
n der Insel Rügen aus eine sogenannte Diversion im Rücken der fran-
sischen Hauptmacht ausführen.

Große Hoffnungen waren auf diese Diversion eigentlich nicht zu
finden, denn schon stand ihr ein französischer Heertheil unter dem
Marschall Brune gegenüber, und wenn der nicht genügend war, konnte

Napoleon, wie die Machtverhältnisse im Allgemeinen lagen, nicht um die Mittel verlegen sein, ihn zu verstärken. Aber eine solche Nothwendigkeit trat gar nicht ein, der neue Feldzug der russischen Hauptmacht verlief in so kurzer Zeit zu einem unerfreulichen Abschluß, daß die auf Rügen vorbereiteten Streitkräfte gar nicht dazu kamen, ihre Operationen zu beginnen.

Die Verbündeten hatten die Streitkräfte, die ihnen zu Gebote standen, nicht für genügend zu einem Angriffskrieg gehalten, während ein Theil der französischen Armee mit der Belagerung von Danzig beschäftigt war —: jetzt, wo Napoleon auch über diesen Theil im freien Felde verfügen konnte, war, ungeachtet auch die russische Armee einige Verstärkungen erhalten hatte, eigentlich noch weniger Aussicht, daß die vorhandenen Mittel zum Angriff ausreichen könnten. Bennigsen konnte in Ostpreußen und am Narew — 8000 Kosacken ungerechnet, auf die wenig ankam — nur etwa 110,000 Mann, darunter 20,000 Preußen, den Zweimalhunderttausenden Napoleons entgegenstellen. Es wäre gerathen gewesen, sich auf der Vertheidigung zu halten, bis es vielleicht gelang Oesterreich für den Krieg zu gewinnen, oder doch wenigstens bis die erwarteten weiteren Verstärkungen aus dem Inneren Rußlands herankommen und die auf Rügen gesammelten Streitkräfte ihre kriegerische Thätigkeit beginnen konnten.

Auf die Vertheidigung war es auch abgesehen, und doch begann Bennigsen, Anfang Juni, den neuen Feldzug mit einem Angriff auf die Stellungen der Franzosen. Doch ließ er zugleich eine feste Stellung bei Heilsberg a. d. Alle verschanzen. Der Angriff sollte gleichsam, wie Bennigsen in seinen Briefen selber sagt, nur ein Ausfall sein, bei dem man einige Vortheile über den an der Passarge etwas bloßgestellten Heertheil des Marschalls Ney davon zu tragen hoffte. Das Unternehmen wurde aber in so unzusammenhängender Weise ausgeführt, daß sich nur wenig daraus ergeben konnte und Bennigsen beschuldigte den General Sacken (den späteren Feldmarschall, — einen Freund Knorrings) seine Befehle nicht befolgt zu haben.

Ein glückliches Treffen in der Stellung bei Heilsberg (10. Juni) konnte nicht als ein Sieg benützt werden, dazu reichten die Kräfte nicht aus. Und als nun Napoleon seinen Zug an dem russischen Heer vorbei auf Königsberg richtete, ließ sich Bennigsen, der zunächst versucht hatte auf dem weiteren Wege, die Alle entlang, Schritt mit ihm zu halten, bei Friedland unter sehr ungünstigen Bedingungen in eine Schlacht verwickeln, die verloren gehen mußte und deren Verlust ihn zum Rückzug nach Tilsit hinter den Memelstrom zwang.

Das Unglück war diesmal eigentlich nicht so groß, als bei Austerlitz, aber die Folgen waren in den wichtigsten Beziehungen sehr viel größer, namentlich in Beziehung auf Rußland. Der Tag bei Friedland führte nicht nur den Frieden herbei, sondern eine gänzliche und vollständige Um-

wandlung der russischen Politik, die gleichsam von einem Pol zum anderen wechselte.

Schon vor der Niederlage hatte sich immer geräuschvoller gezeigt, daß die russische Armee diesen Krieg in hohem Grade überdrüssig war. Ueberall wurde laut die Ansicht ausgesprochen, daß dieser Krieg, wie der vorhergehende, Rußland gar nichts angehe; diesmal meinte man, er werde blos der persönlichen Freundschaft wegen geführt, die der Kaiser Alexander für den König von Preußen hege, und es wurde höchlich mißbilligt, daß Rußland solcher persönlichen, ungerechtfertigten Phantasien wegen so große Opfer bringen müsse, ohne Aussicht auf irgend einen Gewinn. Es wurde um so mehr mißbilligt, da die gewiegtesten russischen Staatsmänner der alten Schule, schon von dem Augenblick nach der Niederlage der Preußen an, in diesem Kriege eine besondere Gefahr für Rußland sehen wollten. Er mußte fast an den Grenzen des Reichs geführt werden; man fürchtete, wenn Napoleon diese überschritt, einen Aufstand der ehemals polnischen Provinzen, und mehr —: man fürchtete Napoleon könne das Volk weit in das Land hinein zum Aufruhr bewegen, wenn er den Leibeigenen die Freiheit verspräche.*)

Der Großfürst Constantin hatte schon zwei Tage nach der Schlacht bei Heilsberg die Armee verlassen und war nach Tilsit geeilt, um seinen Bruder, den Kaiser, der dort weilte, zu bestürmen, daß er Frieden schließe. So gern, ja so leidenschaftlich gern der Großfürst auch im Frieden, auf dem Paradeplatz, Soldat spielte, war er doch, wie auch Bogdanowitsch einräumt, einem jeden Kriege sehr entschieden abgeneigt und zwar, wenn er auch in dieser Beziehung nicht gerade mit Araktschejew ganz auf einer Linie stand, aus persönlichen Rücksichten; er liebte die Aufregung, die Gemüthsbewegungen des Schlachtfeldes nicht!

Unmittelbar nach der Schlacht bei Friedland sendete Bennigsen dem Kaiser einen Bericht, in welchem er den Verlust der Schlacht meldete, den Zustand der Armee als einen sehr bedenklichen schilderte und Friedens-Unterhandlungen als dringend nothwendig darstellte, wenn es auch nur wäre um Zeit zu gewinnen (— je croirais indispensable et conforme à la prudence d'entamer quelque négociations de paix, ne fût-ce que pour gagner du temps —).

Ueberhaupt stellte sich Bennigsen nach der verlorenen Schlacht an die Spitze der Partei, die den Kaiser mit ihrem Verlangen nach Frieden betäubte. Russische Quellen (Bogdanowitsch) sagen, er habe das gethan, um sich dem Großfürsten Constantin angenehm zu erweisen. Schilden aber, der den Ereignissen nahe stand und sich sehr gut unterrichtet erweist, berichtet im Gegentheil, Bennigsen habe umgekehrt die bekannte Scheu des Großfürsten vor blutigen Entscheidungen benützt und ihn vorgeschoben.

*) Bogdanowitsch II. 160.

Jedenfalls hatte er seine eigenen Gründe, auf Frieden bedacht zu sein. Schon nach der Schlacht bei Eylau hätte er gern den Befehl niedergelegt — wahrscheinlich weil ihm das Mißverhältniß der beiderseitigen Streitkräfte klar geworden war und er unter diesen Bedingungen einen glücklichen Ausgang des Krieges nicht hoffte. Er hätte gern den Ruhm, bei Eylau einen Sieg über den großen Feldherrn des Jahrhunderts erfochten zu haben, unversehrt behalten und schon damals das Ungemach und die Verantwortung eines weiteren, schwierigen Feldzugs gern einem anderen überlassen. Uebrigens machte Bennigsen, wie Intriganten pflegen, bei dieser Gelegenheit einen größeren Aufwand von List und Gewandtheit als wohl eigentlich nöthig war. Während er auf der einen Seite die Friedens-Intrigue betrieb, führte er auf der anderen, den Preußen gegenüber, sehr kriegerische Reden und zeigte eine große Zuversicht.

Gleichzeitig mit Bennigsens Bericht kam noch ein anderer in die Hände des Kaisers. Ein Beamter des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, Namens Zismer, der dem Hauptquartier beigegeben war, schilderte nämlich in seinem Bericht an den Minister Budberg die Ereignisse, die ihn erschreckt hatten, noch viel ungünstiger, den Zustand der Armee als einen ganz hoffnungslosen, und auch sein Schreiben wurde dem Kaiser Alexander mitgetheilt. Der Kaiser erhielt es, zusammt Bennigsens Bericht, am 16. Juni zu Georgenburg, wo er eine neu gebildete Division musterte, die eben unter dem Fürsten Labanow-Rostowsky aus dem Innern des Reichs eintraf und den Verlust, den die Armee bei Friedland erlitten hatte, großentheils wieder ausglich. Die Stimmungen des Kaisers wogten noch sehr jugendlich auf und ab; — bald enthusiastisch, bald haltungslos verzagend am Erfolg; — himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt! — Er war jetzt erschreckt durch die unerwartete Nachricht; die Stimmen um ihn her, die nach Frieden riefen, und darunter vor allen die seines Bruders, wurden lauter als je zuvor — und er brach wieder zusammen, wie nach der Schlacht bei Austerlitz.

Daß man den Frieden wünschte in einer nicht gerade erfreulichen Lage, die wenig Aussicht auf einen endlichen Erfolg gewährte, da man kaum hoffen durfte, Oesterreich zur Theilnahme am Kampf zu bewegen, das läßt sich erklären. Aber wenn man nicht die Fassung verlor, mußte man sich zu sagen wissen, daß Rußland keineswegs in die Nothwendigkeit versetzt war, den Frieden auf jede Bedingung anzunehmen, daß man vielmehr gar wohl auf einen ehrenvollen Frieden bestehen konnte. Denn reichte auch die Macht der Verbündeten nicht hin, die großartigen Dinge auszuführen, die der Kaiser Alexander, nicht ganz zwei Monate früher, zu Bartenstein als selbstverständlich ansah, so hätte der unbefangene Blick wohl ermessen können, daß auch Napoleons in Ostpreußen vereinigte Heeresmacht zu einem kühnen Zug in das weite russische Reich hinein nicht ausreichte. Es stand der Zahl nach in keinem Verhältniß zu den

eiten Räumen, die dort zu bewältigen waren. — Aber wie der Krieg
en Grenzen Rußlands nahte, wuchs die Besorgniß, es könnte zunächst in
en ehemals polnischen Provinzen des Reichs ein Aufstand ausbrechen;
as scheint den Ausschlag gegeben zu haben — und anstatt der Festigkeit,
u der die Umstände berechtigten und die heilsam gewesen wäre, sehen
ir auch diesmal wieder eine seltsame Reihe von Uebereilungen auf ein-
nder folgen.

Der Kaiser Alexander hatte einen Geheimerath, Popow, herbeigerufen,
r vor Zeiten Chef der Kanzleien Potemkins gewesen war. Der sollte
as Verpflegungs-Wesen in Ordnung bringen, das allerdings sehr im
rgen lag. Ohne sich mit seinem Verbündeten, dem König von Preußen,
r zu Memel weilte, verständigt zu haben, beauftragte der Kaiser nun
esen Popow, der sich bereits im Hauptquartier befand, die wirkliche Lage
r Dinge zu ermitteln. Für den Fall, daß sie wirklich so trostlos sei,
ie sie der Feldherr geschildert hatte, ward Popow mit einem Schreiben
s Kaisers an Bennigsen versehen, durch welches dieser General ermächtigt
urde, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, jedoch nur unter der Bedingung,
ß er lediglich in seinem eigenen Namen unterhandle. Popow sollte
esen Brief dem General einhändigen oder nicht, je nachdem er die Lage
r Dinge fände.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden, über Dinge, die weit
ßerhalb seines Gesichtskreises lagen, wurde also diesem Popow überlassen.
er sah sich im Hauptquartier von lauter Kriegern umgeben, die nach
rieden dürsteten, an deren Spitze noch dazu der commandirende Feldherr
lber stand, und da er von militärischen Verhältnissen nichts verstand,
ar es leicht, ihn glauben zu machen, daß die Lage eine hoffnungslose sei.
r übergab dem General Bennigsen den kaiserlichen Brief und es war
un ausgemacht, daß unterhandelt werden sollte. Offenbar hatte der Kaiser
ichts anderes erwartet, denn ehe er noch irgend eine Nachricht von Popow
halten hatte, war der General Fürst Dmitry Iwanowitsch Labanow, der
efehlshaber der eben neu eingetroffenen Division, von ihm auf den
puren jenes ersten Sendboten abgefertigt worden, bestimmt in das
anzösische Hauptquartier zu gehen und die Unterhandlungen anzu-
üpfen.

Daß nicht der Minister Budberg damit beauftragt wurde, wußte
an sich zu erklären, denn der war dem Kaiser seit Kurzem nicht mehr
nehm. Doch befremdete die Wahl Labanows, der weder ein Diplomat
ar, noch selbst ein Weltmann und am allerwenigsten ein irgend durch
eist oder Kenntnisse ausgezeichneter Mann.

Im Hauptquartier glaubte man, scheint es, des Kaisers Wunsch so
it wie den eigenen zu erfüllen, wenn man diesen improvisirten Diplo-
aten sobald wie möglich in das französische Hauptquartier abfertigte.
ein Augenblick wurde versäumt. Labanow war am 18. Juni bei Ben-

nigsen eingetroffen und ging schon am folgenden Tage — nur dreimal vierundzwanzig Stunden, nachdem der Kaiser Alexander die Nachricht von der Niederlage bei Friedland erhalten hatte — in das französische Hauptquartier ab. Die Morgenstunden dieses selben Tages (19.) hatten genügt, durch Parlamentäre die nöthigen Einleitungen zu treffen, und Marschall Berthier von französischer Seite als Unterhändler bezeichnet, empfing den russischen General zu Tilsit, bis wohin die Franzosen vorgerückt waren, auf das Zuvorkommendste.

Labanows Auftrag war, wo möglich einen Waffenstillstand auf einen Monat zu schließen — nicht seinerseits einen Frieden vorzuschlagen, wohl aber, im Fall von Seiten Frankreichs der Wunsch ausgesprochen werde, den Krieg zu beendigen, auch seinerseits zu erklären, daß der Kaiser Alexander ebenfalls zum Frieden geneigt sei. Wurde dann nach seiner Vollmacht gefragt, so sollte er sie vorlegen und die Unterhandlungen konnten beginnen.

Dahin kam es schon in den ersten Augenblicken. Berthier versicherte sofort, daß Napoleon den Wunsch hege, mit dem Kaiser von Rußland Frieden zu schließen und sich mit ihm zu versöhnen.

Alexander hatte, nicht allzu lange vorher, dem König von Preußen geschrieben: „Réunissons nous plus étroitement que jamais; restons fidèles aux principes de la gloire et de l'honneur et abandonnons le reste à la Providence —" Er hatte noch vor Kurzem dem König gegenüber in Thränen ausgerufen: „Nicht wahr, Keiner von uns Beiden fällt allein? — Entweder Beide zusammen oder Keiner von Beiden!" — Aber das war jetzt nicht mehr an der Zeit, so wenig als die großartige Gesinnung und die ihr entsprechenden Pläne, zu denen sich der Kaiser im Bartensteiner Vertrag bekannt hatte. Daß er diese jugendlichen Ueberschwenglichkeiten wahr machen solle, konnte niemand im Ernst verlangen, wohl aber durfte man erwarten, daß Rußland jetzt erklären werde, der Kaiser Alexander könne und werde nur gemeinsam mit seinen Verbündeten, namentlich mit Preußen, unterhandeln. Der Bartensteiner Vertrag verpflichtete ihn dazu, und selbst die Art wie Napoleons Neigung zum Frieden durch Berthier kund gethan wurde, ohne dabei Preußens und seines Königs zu erwähnen, forderte, wie man wohl sagen darf, gebieterisch eine solche Erklärung.

Doch erfolgte nichts dergleichen. Labanow antwortete auf die friedlichen Worte Berthiers durch eine Erklärung ganz anderen Inhalts; er sprach sehr bestimmt aus, daß der Kaiser Alexander, so sehr er den Frieden wünsche, doch niemals auf Bedingungen eingehen werde, die ihn in seiner Würde verletzten, daß er noch weniger auch nur in die kleinste Schmälerung der Grenzen Rußlands willigen werde —: Worte, die verrathen, was die Russen in Beziehung auf die ehemals polnischen Provinzen besorgten.

Berthier versicherte, daß von dergleichen nicht entfernt die Rede sein

könne — darauf war Alles gut und die Unterhandlungen konnten beginnen. Doch unterlagen sie noch einem kleinen Aufenthalt, der vielleicht darin seinen Grund hatte, daß man auf Seiten der Franzosen noch nicht gewiß zu sein glaubte, ob der Waffenstillstand die Einleitung zu neuen Kämpfen oder zum Frieden sein sollte und ob Rußland bereit sei für sich allein, getrennt von Preußen zu unterhandeln. Berthier verlangte nämlich die noch unerobertten Festungen Kolberg, Graudenz und Pillau als Preis des Waffenstillstands. Deren war in Labanows Instructionen nicht gedacht, er wußte nichts auf diese Forderung zu antworten und ging unverrichteter Dinge in das russische Hauptquartier zurück. Auf dem Fuß aber folgte ihm, noch in der Nacht zum 20. Juni, Napoleons Oberhofmarschall, Duroc, dorthin, um dem General Bennigsen im Namen des französischen Kaisers zu eröffnen, daß dieser bereit sei, den gewünschten Waffenstillstand zu gewähren, wenn der Kaiser Alexander ihm entweder die drei verlangten Festungen einräumen oder sofort in Friedens-Unterhandlungen eintreten wolle. Bennigsen mußte natürlich, was die Antwort betraf, an den Kaiser Alexander selbst verweisen; die Botschaft aber wurde so wichtig und so erfreulich geachtet, daß niemand Geringeres als der Großfürst Constantin sie nach dem Städtchen Schawl in Samogitien überbrachte, wo der Kaiser von Rußland zur Zeit weilte; ohne Zweifel weil kaum irgend ein Anderer mit solchem Eifer zur Annahme dieser Vorschläge gerathen hätte als eben der Großfürst. Der Kaiser antwortete natürlich, daß er nicht über die preußischen Festungen zu verfügen habe, daß er aber zum Frieden bereit und der Fürst Labanow zu Unterhandlungen ermächtigt sei.

Das genügte. Nur zwei Tage später wurde ein Waffenstillstand zwischen Rußland und Frankreich unterzeichnet, in dessen drittem Artikel ausdrücklich festgestellt war, daß er für Preußen nicht gelte. Freilich war hinzugefügt, daß mit dieser Macht ein besonderer Vertrag geschlossen werden solle, da aber nichts bestimmt war über die Bedingungen, auf die er sich zu beschränken habe und Rußland an den Unterhandlungen darüber keinen Antheil mehr hatte, war einleuchtend genug, daß Napoleon ihn ganz nach Belieben dictiren konnte. Daß Rußland den Krieg nicht fortsetzte, daß Preußen auch im Frieden preisgegeben wurde, dessen war Napoleon nunmehr in dem Grade gewiß, daß er die drei genannten Festungen auch dem preußischen Unterhändler gegenüber nicht weiter forderte; er bedurfte ihrer nicht mehr. Wie bekannt, erwies sich der preußische Bevollmächtigte, der Feldmarschall Kalckreuth — einer der Führer der französisch gesinnten Partei in Preußen — in einem seltenen Grade sorglos und leichtsinnig. Er willigte darein, daß die von den Franzosen eingeschlossenen preußischen Festungen während des Waffenstillstands nicht mit Lebensmitteln versorgt werden durften und bestimmte gar nichts darüber, was aus den Besatzungen werden sollte, im Fall eingetretener Mangel während dieser Waffenruhe ihr weiteres Dasein in den festen Plätzen unmöglich machte.

An demselben Tage, an dem Graf Kalckreuth diesen unglücklichen Waffenstillstand unterschrieb (25. Juni), drei Monate nach dem Bartensteiner Vertrag, am elften Tage nach der Schlacht bei Friedland, wurde der dithyrambische Freundschaftsbund zwischen Napoleon und Alexander geschlossen, der das Schicksal Europas zu entscheiden schien und doch kaum die Politik weniger Jahre bestimmte.

Es fand nämlich an diesem Tage die bekannte erste persönliche Zusammenkunft der beiden Kaiser auf einem Prahm mitten auf dem Memelstrom bei Tilsit statt. Von französischer Seite wird gern erzählt, der Kaiser von Rußland habe zuerst den Wunsch ausgesprochen, seinen großen Gegner persönlich kennen zu lernen. Der General-Adjutant Graf Lieven dagegen, der dem Kaiser Alexander sehr nahe stand, berichtet in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten, daß es Napoleon war, der seinen bisherigen Feind dazu einlud,*) und das ist auch schon an sich das Wahrscheinlichere; denn jedenfalls war es Napoleon, der eine staatsmännische Absicht mit dieser Zusammenkunft verband, während der Wunsch, seinen Gegner zu sehen, auf Seiten Alexanders wohl nur aus einer etwas jugendlichen Neugier hätte hervorgehen können, und entgegenkommende Schritte, die er gethan hätte, um eine solche Neugier zu befriedigen, ein kaum glaubliches Vergessen seiner eigenen Würde, selbst wie er sie verstand, voraussetzen.

Die beiden Kaiser begegneten sich auf dem Prahm, ein jeder von einigen seiner Generale begleitet; sie reichten sich die Hände und die beiderseitigen Garde-Truppen, an beiden Ufern des Stroms aufgestellt, jubelten Hurrah dazu. Dann folgte in einem Pavillon auf dem Prahm ein Zwiegespräch ohne Zeugen, aus dem Alexander als ein umgewandelter Mensch hervorging.

Nach der zuverlässigsten unter den französischen Quellen**) hätte der Kaiser Alexander das Gespräch damit begonnen, daß er alle Ursachen aufzählte, die er habe über England und dessen Regierung zu klagen! — Das sieht aus, als habe ein nicht ganz über sich selbst beruhigtes Gewissen aus ihm gesprochen, als habe er das Bedürfniß gefühlt, seinen Abfall von dem Bündniß selbst vor dem Gegner zu rechtfertigen: — Daß Napoleon ihm durchaus Recht gab und ihm in der Politik Englands einen Grund nachwies, sich mit Frankreich zu verbünden, ist nicht zu bezweifeln. Der weitere Verlauf des Gesprächs ist nicht bekannt geworden und was in französischen Schriften mit einem großen Anschein von Zuversicht als Geschichte davon erzählt wird, beruht auf Vermuthungen. Gewiß ist nur, daß Napoleon seinen Zweck vollständig erreichte und nach Allem, was dann im Lauf der

*) Bogdanowitsch II. 291.

**) Lefèbre, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire, III. 102.

nächsten Tage umständlich besprochen wurde und zum Abschluß kam, dürfen wir schließen, daß er dem Kaiser Alexander glaublich zu machen wußte, er handle gegen Rußlands wahres Interesse, wenn er für die Unabhängigkeit der deutschen Mächte in die Schranken treten und sich für sie „aufopfern" wolle. Er wußte ihn, wenn nicht zu überzeugen, doch zu überreden, daß ein Bund mit Frankreich dem russischen Reich dagegen die großartigsten Vortheile biete —: die gemeinschaftliche Herrschaft über Europa und die unbeschränkte Befugniß, sich auf Kosten Schwedens und der Türkei zu vergrößern. Namentlich ließ sich Napoleon im Lauf der folgenden Tage angelegen sein, dem neuen Freunde begreiflich zu machen, daß Schwedens Grenze viel zu nahe an der Hauptstadt des russischen Reichs dahin ziehe; daß der Kaiser die Gelegenheit wahrnehmen müsse, sich Finnlands zu bemächtigen, ja in gewissem Sinn verpflichtet sei, sie zu benützen. Der König von Schweden sei freilich Alexanders Schwager, aber eben deshalb verpflichtet, sich der Politik Rußlands unter allen Bedingungen anzuschließen. Er verfalle verdienter Strafe, wenn er sich dessen weigere. Aus der Art, wie das Alles im Lauf der folgenden Tage besprochen wurde, scheint hervorzugehen, daß Napoleon auch diese Saite schon in der ersten Unterredung berührt hatte.

Daß der Kaiser Alexander durch ein einziges Gespräch zu einem vollständigen Wechsel der Rolle, zu einem Uebergang von einem Pol zum anderen bestimmt wurde, setzt freilich eine große Beweglichkeit des Geistes und Charakters, eine große Bestimmbarkeit voraus; diese aber zugegeben, läßt es sich wohl einigermaßen erklären. Die Rolle eines Schirmvogts des politischen Gleichgewichts, eines Vertheidigers der Unabhängigkeit der Staaten und Völker napoleonischer Vergewaltigung gegenüber, hatte nicht den gehofften wohlthuenden Glanz um Alexanders Person verbreitet, der ihm weder gleichgültig noch selbst Nebensache war; sie hatte auch sonst keinen Gewinn gebracht; sie hatte nur zu Unheil und Demüthigungen geführt. Sie fortzusetzen schien dem gewaltigen Genius Napoleons gegenüber vollkommen hoffnungslos und um so mehr, da Alexander das Vertrauen zu den Leuten, die auf diesen Bahnen seine Gehülfen gewesen waren, und zu ihren Fähigkeiten verloren hatte. Eine ziemlich vollständige Entmuthigung war es ja, die den Kaiser von Rußland zu diesen Friedens-Unterhandlungen bewog! — In dieser gedrückten Stimmung begegnete er dem Sieger Napoleon, und dieser schien ihm zu huldigen, wie er nicht erwarten konnte, bewarb sich um seine Freundschaft, wußte sein geknicktes Selbstgefühl wieder aufzurichten und eröffnete ihm auf neuen Bahnen die allerglänzendsten Aussichten. Dem Kaiser Alexander scheint zu Muthe gewesen zu sein, wie Einem, dem jetzt erst plötzlich die Augen geöffnet wurden!

Er verwandelte sich aus dem Schirmvogt des Völkerrechts in den Gefährten des Unterdrückers. Napoleon aber wußte die augenblickliche Stimmung des neuen Freundes mit der Schlauheit des Italieners treff-

lich zu nützen, es gelang ihm gleich im allerersten Gespräch die wirklich Unterhandlungen nicht nur in den Kreis des persönlichen Verkehrs mit dem Kaiser Alexander zu ziehen, sondern auch auf diesen Kreis zu schränken, indem er äußerte, sie würden sich persönlich immer leichter u besser verstehen, als ihre beiderseitigen umständlichen Diplomaten. Vielle fühlte sich Alexander geschmeichelt durch den Gedanken, daß Er und Na leon, als geistige Größen einander gleichgestellt, allein, ohne irgend ei Beirath über das Schicksal Europas entscheiden sollten. Daß hier Vortheil ganz auf Seiten Napoleons, er selbst aber, verhältnißmäßig erfahren, einem solchen Unterhändler nicht gewachsen sei, scheint er nicht gesagt zu haben. Im persönlichen Verkehr der beiden Kaiser w Alles geregelt, so daß die der Form nach unterhandelnden Diplom Talleyrand auf der einen Seite, die Fürsten Alexander Borrisso Kurakin und Labanow auf der anderen, eben nur in regelrechte Fo zu bringen hatten, was unter ihren Herren und Meistern verabredet

Von Preußen erklärte Napoleon zu Anfang gar nicht hören, den K von Preußen gar nicht sehen, mit Preußen gar nicht unterhandeln wollen, denn Preußen sei gar keine Macht mehr. So schien es d daß das fernere Schicksal der Monarchie Friedrichs des Großen überh gar nicht Gegenstand einer Unterhandlung sein und lediglich von Napol Belieben abhängen solle. Ernst konnte das natürlich nicht sein, aber Art aufzutreten beweist, daß Napoleon seinen neuen Freund schon in ersten Stunden vollkommen durchschaut hatte. Solche Worte enthie von neuem für den Kaiser Alexander eine gewichtige Mahnung, auf Erklärung zurückzugehen, daß er nicht ohne Preußen unterhandeln w oder werde; der unbefangene Sinn begreift nicht recht, wie er die ei Würde ohne eine solche Erklärung zu wahren dachte. Erfolgte sie, so wohl nicht denkbar, daß Napoleon auf seinem hastigen Wort beharrte, mußte er davon zurücktreten, so ergab sich daraus, anstatt der scheinb Gleichstellung der beiden Monarchen, die sich in leeren Formen bew eine wirkliche Gleichstellung der beiden unterhandelnden Kaiserreiche. Napoleon hatte seinen bisherigen Gegner ganz richtig beurtheilt; es erf auch auf diese vermessene Herausforderung nicht die Erklärung, die darauf gehörte; Alexander beschränkte sich auf herzbrechende Bitten Gunsten seines „unglücklichen" Verbündeten.

Napoleon that den auch seinem neuen Freunde etwas zu Liebe er empfing außer dem Kaiser Alexander auch den König von Preußen einer zweiten Zusammenkunft auf dem verhängnißvollen Prahm. König blieb seiner schlichten, einfachen Haltung auch hier getreu; er bem sich nicht um die Gunst des Gewaltherrn Frankreichs und erinnerte, den Krieg, den er geführt hatte, zu rechtfertigen, an ein und and Frevel der französischen Regierung, an die Verletzung des neutralen sprachischen Gebiets. Das wurde auch von den Russen, vielleicht in

wissem Sinn nicht mit Unrecht, als ein Taktfehler gerügt. Als Antwort stellte Napoleon die Politik Preußens in heftiger Rede als ein Ergebniß englischer Intriguen dar. Der König verließ auch bald wieder den Prahm und ließ die beiden Kaiser unter sich. Er und Preußen wurden von Napoleon in brutalster Weise mißhandelt, dennoch aber ist man versucht zu sagen, daß Friedrich Wilhelm seine persönliche Würde besser wahrte, als der Kaiser Alexander.

Diesen Letzteren nahm nunmehr Napoleon so zu sagen ganz in Beschlag. Er bewog ihn nach dem von Franzosen besetzten Tilsit überzusiedeln, wo ein Theil der Stadt dem Kaiser von Rußland, seinem Gefolge und einem Bataillon seiner Preobraschenskischen Garde eingeräumt wurde, und er unterhielt ihn mit militärischen Schauspielen, in denen dem neuen Freund, den man schon ehe der Friede geschlossen war, als einen Verbündeten ansehen durfte, stets von neuem gehuldigt wurde. Selbst die Grenadiere der französischen Garde gaben dem russischen Gardebataillon ein Gastmahl, in dem die gesammte Mannschaft mit silbernen Bestecken speiste. Anfangs schien Napoleon nicht zu wollen, daß auch der König von Preußen in Tilsit hause — und veranlaßte dadurch den Kaiser Alexander zu neuen Bitten. Sie blieben natürlich in so unwesentlichen Dingen nicht unerhört; auch dem König und einer Compagnie seiner Truppen wurde ein kleiner Theil der Stadt angewiesen, — die Anhänger Frankreichs unter den Preußen hätten ihn gern ganz dort seßhaft, außer Bereich jedes anderen Einflusses als des Ihrigen gesehen — doch verweilte er stets nur einen Theil des Tages in Tilsit und kehrte jeden Abend auf das linke Ufer des Stroms zu seinen Truppen zurück. Friedrich Wilhelm sah sich hier vernachlässigt, die beiden Kaiser waren fast unzertrennlich. Sie speisten täglich zusammen, aber was seltsam auffiel, stets an Napoleons Tafel; nie bei dem Kaiser von Rußland. Offenbar regte sich der Corse in Napoleon; er scheint eine Vergiftung befürchtet zu haben; ein unedles Mißtrauen dieser Art lag ihm immer nahe.

Napoleon gab den heftigsten Unwillen in wenig gewählten Formen zu erkennen, so wie die Frage aufgeworfen wurde, ob ihm der Minister Hardenberg als Bevollmächtigter Preußens genehm sei, und Alexander rieth dem König von Preußen dringend nachzugeben; man dürfe Napoleon nicht erzürnen! — So blieben denn die Unterhandlungen in den Händen des unzuverlässigen Feldmarschalls Kalckreuth.

Viel bedenklicher und in der That selbst durch die Ungunst der Lage nicht zu rechtfertigen war, daß die preußische Regierung glaubte, dem russischen Kaiser auch noch in anderer Beziehung willfahren zu müssen. Alexander forderte die Königin Louise von Preußen auf nach Tilsit zu kommen. Sie sollte durch ihre Liebenswürdigkeit, durch den Zauber weiblicher Würde die besseren Friedens-Bedingungen für Preußen erlangen, die Alexander selbst sich nicht berufen glaubte mannhaft zu fordern. Dieser harmlose Anschlag

hatte etwas Kindliches und Kindisches; wer Napoleon irgend zu beurtheilen wußte, mußte wissen, daß dergleichen zu gar nichts führen konnte — ernsthaft wäre dagegen zu erwägen gewesen, ob die Königin gestatten durfte, daß Napoleon, nach so manchen Rohheiten, die er sich in Beziehung auf sie hatte zu Schulden kommen lassen, ihr je persönlich begegnete.

Gerade in den Tagen, während welcher zu Tilsit unterhandelt wurde, versprachen die Verhältnisse sich in mancher Beziehung günstiger für die bisherigen Verbündeten zu gestalten. Gerade jetzt zeigte sich England bereit nicht allein ausreichende Subsidien zu zahlen, sondern auch thätigen Antheil an dem Kriege zu nehmen. Schon waren 8000 Engländer auf Rügen gelandet; 20,000 andere standen im Begriff ihnen zu folgen; im Verein mit den Schweden und einem preußischen Heertheil unter dem General Blücher, hätten sie ein ansehnliches Heer gebildet, und was jetzt auch den Unternehmungen von dort aus eine gesteigerte Bedeutung verleihen konnte, war der wichtige Umstand, daß sich nun endlich auch Oesterreich geneigt erwies zum Schwert zu greifen. Der österreichische General Stutterheim erschien im Hauptquartier der Verbündeten, mit den nöthigen Vollmachten versehen.

Aber der Kaiser Alexander war so ganz verloren in die neue Freundschaft mit dem Zwingherrn Frankreichs und die glänzenden Aussichten, die sie ihm eröffnete, daß er für die Gunst der Verhältnisse, die sich bilden wollten, keinen Sinn und kein Interesse hatte. Er dachte nicht einmal daran, sie für die Bedingungen des Friedens zu verwerthen. Vielleicht dachte er dergleichen diplomatische Berechnung und Zurückhaltung stehe im Widerspruch mit dem hingebenden Vertrauen, welches die neue Freundschaft forderte! — „Der mächtige Autokrat Rußlands spielt jetzt Napoleon gegenüber eine Rolle, die seiner Würde wenig entspricht" — bemerkt Schladen in seinem gleichzeitigen Tagebuch — „er scheint nur mit einem einzigen Gedanken beschäftigt, ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen."

Am 7. Juli schloß Rußland für sich allein, ohne Preußen, Friede mit Frankreich. Freilich war in dem vierten Artikel dieses Vertrags erwähnt, daß Napoleon aus Rücksicht für den Kaiser Alexander einwillige, dem König von Preußen einen Theil seines Ländergebiets zurückzugeben. — „S. M. l'empereur Napoléon, par égard pour S. M. l'empereur de toutes les Russies, et voulant donner une preuve du désir sincère qu'il a d'unir les deux nations par les liens d'une confiance et d'une amitié inaltérables, consent à restituer à S. M. le roy de Prusse, allié de S. M. l'empereur de toutes les Russies, tous les pays villes et territoires etc. — so lauten die ewig denkwürdigen Worte des Vertrags. Wie der menschliche Geist sich eben zu Zeiten in gar seltsame Vorstellungen verirrt, fand es der Kaiser Alexander vielleicht schmeichelhaft, daß eine solche Wendung gewählt wurde. Daß dann in dem Artikel nicht von Provinzen die Rede ist, welche der König von Preußen abtrat,

sondern umgekehrt nur von denen, die ihm zurückgegeben wurden, als habe der preußische Staat bereits aufgehört zu bestehen, und werde nun, aus Rücksicht für den Kaiser von Rußland wieder hergestellt, das war auf dem Gebiet des Völkerrechts eine Neuerung gar eigenthümlicher Art! — Daß er durch diesen Artikel seinen Verpflichtungen gegen Preußen genüge gethan habe, kann der Kaiser Alexander wohl selbst nicht gedacht haben; es wäre ein gar seltsamer Wahn gewesen, denn da hier weiter gar nichts festgesetzt war, als das Maß der Abtretungen, blieb es ganz dem Ermessen Napoleons überlassen, welche Opfer er sonst noch dem preußischen Staat auferlegen wollte; der bisherige Bundesgenosse bekümmerte sich nicht weiter darum!

Preußen verlor — abgesehen von dem bereits aufgegebenen Hannover — die Hälfte seines Länderbestandes. Die deutschen Provinzen, die es abtreten mußte, wurden zumeist mit dem neuen Königreich Westphalen vereinigt, das mitten in Deutschland für Napoleons jüngsten Bruder Hieronymus gegründet wurde — aus den polnischen wurde das Herzogthum Warschau gebildet, zu dessen nominalem Landesherrn Napoleon den Churfürsten, jetzt König von Sachsen ernannte, während er selbst natürlich der eigentliche Herr blieb, ohne die Mühe der Verwaltung zu übernehmen.

Danzig wurde eine freie Stadt; eine Republik — unter dem Schutz des Königs von Sachsen und des Kaisers der Franzosen — von denen der Letztere den gewährten Schutz in dem Grade ernsthaft nahm, daß er eine starke französische Besatzung in die Freistadt legte und einen französischen Commandanten mit der ganz willkürlich gehandhabten Regierung desselben beauftragte.

Von Rußland Opfer an Land und Leuten zu fordern hätte den Zwecken Napoleons widersprochen, da er nicht nur, ehe der Krieg eine bedenkliche Wendung nehmen konnte, den Frieden herbeiführen, sondern auch an Rußland einen Verbündeten gewinnen wollte, um jede Coalition gegen seine Gewaltherrschaft auf dem europäischen Festlande unmöglich zu machen. Er bat sich daher nur einige Punkte außerhalb Rußlands aus, deren Besitz für den Fall neuer Kriege wichtig werden konnte. Nur die Jonischen Inseln, seit 1798 von Russen besetzt, und die Bocche di Cattaro bat sich Napoleon aus. Doch wurde ihrer in dem öffentlich bekannt gemachten Friedens-Vertrag nicht gedacht —: ein Beweis, daß Alexander selbst nicht gerade stolz darauf war, sie abzutreten. Außerdem verzichtete der Kaiser von Rußland auch noch zu Gunsten Hollands auf die Herrschaft Jever in Friesland, die nach dem Aussterben der Fürsten von Anhalt-Zerbst als Allodial-Erbe an die Kaiserin Katherina, ihren Sohn und ihren Enkel gekommen war. Aber Napoleon forderte diese kleinen Opfer nicht ohne reichlichen Ersatz — auf Kosten Preußens zu bieten. Er bot das Gebiet von Bialystok — einen Landstrich von 206 Quadrat-Meilen mit 184,000 Einwohnern, und wie er namentlich geltend machte, eine bessere

militärische Grenze Rußlands gegen das neue Herzogthum Warschau. Der Gedanke, sich im Frieden mit dem gemeinschaftlichen Feind auf Kosten eines Verbündeten zu vergrößern, war so unerhört und befremdend, daß der Kaiser Alexander stutzte. Aber da ihm Napoleon durch die Betrachtung, daß der Bezirk von Bialystok, wenn ihn sich auch Rußland nicht aneigne, doch nicht bei Preußen bleiben, sondern das Herzogthum Warschau vergrößern werde, über alle Bedenken hinaus half, berief er sich auf die Lehre von den Vortheilen der natürlichen Grenzen, die der Kaiser der Franzosen aufgestellt hatte, um gleich ein größeres Stück von Polen und den Narew bis Sierock hinab zur Grenze zu verlangen. Doch diese Forderung wurde von Napoleon abgelehnt; zu Sierock wäre die Grenze Rußlands der Hauptstadt des neuen Herzogthums zu nahe gerückt.

Die Lehre von den natürlichen Grenzen hatte Napoleon zur Sprache gebracht, um einen Vorschlag einzuleiten, der in der That noch bedenklicher war, als alle früheren, ja geradezu ein verdächtiges Ansehen hatte. Er forderte nämlich den Kaiser Alexander auf, den Niemen bis an die Ostsee zur Grenze Rußlands zu machen und sich zu diesem Ende eines preußischen Gebiets zu bemächtigen, das nicht unter allen Bedingungen und auch wenn es sich Rußland nicht aneignete, für Preußen verloren ging, nämlich der Stadt Memel und des Landstrichs im Norden des genannten Stromes. Irgend ein kleiner Bruchtheil seiner verlorenen deutschen Provinzen solle Preußen entschädigen. Später hat Napoleon geäußert, er habe den Kaiser Alexander durch diesen Vorschlag verleiten wollen, sich vor aller Welt zu entehren, und es ist in der That möglich, daß dabei die Absicht waltete, den Kaiser von Rußland zum Gegenstand allgemeinen Mißtrauens und ihm selbst eben dadurch jede andere Politik als die des Anschlusses an Frankreich auf alle Fälle unmöglich zu machen. Glücklicher Weise entging der Kaiser Alexander dieser ihm gestellten Falle. Er lehnte nach einigem Besinnen den Vorschlag ab und bediente sich dabei in einem Brief an Napoleon (vom 6. Juli), indem er geltend machte, daß er mit der Abtretung Jevers und der Jonischen Inseln den Wunsch verbunden habe, für Preußen etwas bessere Bedingungen zu erhalten, des eigenthümlichen Ausdrucks, daß er bereit sei, auf Memel zu „verzichten". (Quant à Memel et à son territoire, je suis prêt à y renoncer.) — Worte, die errathen lassen, daß er den Vorschlag anfänglich, wenigstens halb und halb angenommen hatte.*)

Auch die weiteren Artikel des Friedens-Vertrags waren nicht eben ruhmvoller. Die drei Brüder Napoleons, Joseph, Ludwig und Hieronymus, die er zu Königen von Neapel, Holland und Westphalen ernannt hatte, wurden in dieser Würde anerkannt; auch der Rheinbund wurde anerkannt und Napoleon als dessen Protector, d. h. als Gewaltherr Deutschlands.

*) Bogdanowitsch II. Anh. 43.

Des Königs von Sardinien, dessen sich Rußland früher mit einem so großen Aufwand von Hochherzigkeit angenommen hatte, wurde mit keinem Wort erwähnt. Daß Frankreich die Vermittelung Rußlands in seinem Zwist mit England, Rußland die Vermittelung Napoleons in seinen Händeln mit der Türkei annahm und die Donaufürstenthümer zu räumen versprach, um die Unterhandlungen zu erleichtern, war eine leere Form, die sich neben den zur Zeit geheim gehaltenen Artikeln des Friedens-Vertrags und des Bündnisses sehr seltsam ausnimmt.

Denn schlimmer als die öffentlich anerkannten waren die geheim gehaltenen Artikel des Friedens, da in diesen vor allem die Abtretung der Bocche di Cattaro und der Jonischen Inseln festgestellt war und außerdem der Kaiser Alexander Napoleons Bruder, den König von Neapel, auch als König von Sicilien anzuerkennen versprach, wenn diese Insel erst erobert sein werde. Freilich unter der Bedingung, daß die alsdann aus „beiden Sicilien" vertriebenen Bourbons die Balearischen Inseln oder Kreta als Entschädigung erhielten —: Länder, über die weder Napoleon noch der Kaiser Alexander zu verfügen hatte.

Am schlimmsten aber waren die Bedingungen des Bündnisses und Alexander hatte alle Ursache, sie geheim zu halten. Rußland und Frankreich, oder vielmehr Alexander und Napoleon, verbanden sich zu Schutz und Trutz; jeder Krieg in Europa, in den die eine der beiden Mächte verwickelt wurde, sollte beiden gemeinsam sein. Der Kaiser Alexander trat damit eigentlich in die Reihe der Rheinbundfürsten, Rußland in die Reihe der Vasallenstaaten Frankreichs; denn das war die Bedingung, die Napoleon den Mitgliedern des Rheinbunds auferlegt hatte. — Die Art der Kriegführung sollte in solchem Fall gemeinschaftlich festgestellt, Friede nicht anders, als gemeinschaftlich geschlossen werden. — Nimmt England die russische Vermittelung nicht an oder schließt es nicht bis zum ersten November Frieden, und zwar auf die Bedingung, sein Seerecht aufzugeben und alle seit dem Jahr 1805 eroberten französischen, spanischen und holländischen Colonien zurückzugeben, um dafür Hannover wieder zu erhalten, so wird Rußland erklären, daß es am ersten December die diplomatischen Beziehungen zu England abbrechen werde.

Wenn England eine abschlägige Antwort gab, wie sehr bestimmt vorher zu sehen war und vorhergesehen wurde, wollten die Verbündeten, Frankreich nämlich und Rußland, die Regierungen von Dänemark, Schweden und Portugal auffordern, England den Krieg zu erklären und ihre Seehafen den Schiffen Englands zu verschließen; wenn eine dieser Mächte sich dessen weigerte, sollte sie mit Krieg überzogen werden. War es Schweden, das sich der Aufforderung nicht fügen wollte, so sollte auch Dänemark zum Krieg mit diesem seinen Nachbarn veranlaßt werden.

Napoleon war, wie bekannt, nachdem der Untergang der französischen

Flotte in der Schlacht bei Trafalgar, den Seekrieg unmöglich gemacht hatte, auf den seltsamen Gedanken verfallen England durch das sogenannte Continental-System zu bekriegen. Er glaubte England zu Grunde zu richten, wenn er ihm den Handel mit dem europäischen Festlande verwehrte. Zu diesem Ende hatte er in dem berühmten von Berlin am 21. November 1806 datirten Decret die britischen Inseln in Blokadezustand erklärt — während er kein einziges Kriegsschiff in offener See hatte und die Seehafen Frankreichs thatsächlich großentheils durch englische Flotten wenigstens zeitweilig blokirt waren. So weit Napoleons Macht und seine Bündnisse reichten war aller Handel und selbst der Briefwechsel mit England — selbst der Handel mit englischen Waaren — seit wie lange und wo sie auch ausgeschifft sein mochten durchaus untersagt. Alle Verbündeten Frankreichs mußten sich diesem System anschließen, das um so drückender empfunden wurde, da die Fabriken des europäischen Festlandes damals die Bedürfnisse des Welttheils nicht zu befriedigen vermochten und unter den englischen Waaren auch die sogenannten Colonial-Waaren mit einbegriffen waren, die sich nicht ersetzen ließen. Daß Rußland sich dieser Handelssperre anschloß verstand sich von selbst. Gerade dieses Reich mußte den Druck einer solchen Handelssperre besonders schwer empfinden, wenn sie eine Reihe von Jahren über aufrecht erhalten werden sollte, da die Rohproducte Rußlands ihren Markt vorzugsweise in England fanden und überhaupt nicht zu Lande ausgeführt werden konnten, weil die unmittelbar benachbarten Länder selbst Ueberfluß daran hatten und ihrer nicht bedurften. Es kam noch hinzu, daß die russische Regierung, bei dem ohnehin sehr zerrütteten Zustand ihrer Finanzen, die Zolleinnahmen eigentlich gar nicht entbehren konnte. Den neuen Ausfall zu decken, der sich ergeben mußte, wenn sie fehlten, gab es besonders für Rußland, bei dem Mangel an Credit, bei der steigenden Verarmung des europäischen Festlandes, die kaum irgendwo verfügbares Capital entstehen ließ, kein Mittel als eine gesteigerte Thätigkeit der Banknoten-Presse. Und doch war die Menge des in Umlauf gesetzten Papiergeldes bereits übermäßig; um es nur einigermaßen im Cours zu halten, bedurfte Rußland eines activen auswärtigen Handels —: der wurde nun gehemmt. Als nothwendige Folge mußte sich daraus nicht nur eine Entwerthung der Landes-Erzeugnisse ergeben, sondern auch eine weiter und weiter gehende Entwerthung der Geldzeichen, im Vergleich mit den Edelmetallen; und da nicht diese, sondern das dem Kupfer gleich geachtete Papiergeld, der amtlich anerkannte Maßstab für den Preis aller in den Verkehr kommenden Gegenstände, für den Betrag aller ausstehenden Zahlungen und Capitale war, eine fast gänzliche, durchaus unberechenbare Verschiebung und Veränderung aller Vermögens-Verhältnisse im Innern des Landes und im Verein mit der Handels-Krisis, die nicht ausbleiben konnte, der Ruin unzähliger Familien. Alles dieses unvermeidliche Unheil, das über Rußland kommen mußte, wußte der Kaiser Alexander nicht vorher

zu sehen; dazu fehlten ihm die Fachkenntnisse, die Einsicht in die Bedingungen ökonomischer Zustände.

Napoleon dagegen wußte wenigstens, wenn er auch sonst nicht viel von der Sache verstand, daß sein Continental-System die gewünschten Folgen gar nicht herbeiführen konnte, wenn sich nicht alle Staaten Europas dazu verbanden, daß wenn dies nicht geschah, wenn einzelne Staaten außerhalb des Verbandes blieben, weiter nichts bewirkt wurde, als daß der Welthandel, gezwungen neue Umwege zu suchen, um überall hinzureichen, diese Wege auch finden konnte. Deshalb mußten die einzigen Staaten, die sich — abgesehen von Oesterreich und der Türkei — noch außerhalb des Continental-Systems hielten, Dänemark, Schweden und Portugal zum Beitritt gezwungen werden.

Dänemarks konnte man gewiß sein und fügten sich die beiden anderen nicht, so war das um so besser. Napoleon hatte dann den erwünschten Vorwand, sich Portugals zu bemächtigen und auch über dieses Reich zu Gunsten seiner Anhänger zu verfügen, während Rußland ihn an dem persönlichen Feinde, an dem König von Schweden rächte.

Aber welch ein Verfahren gegen unabhängige Staaten, ihnen mit Gewalt eine verderbliche Handelspolitik aufzuerlegen, die wohl oder übel verstandenen, ihnen selbst jedenfalls durchaus fremden Interessen eines Anderen dienen sollte! — Aber welch ein unerhörter Grund für eine Kriegserklärung war die Ablehnung einer solchen ganz unberechtigten Forderung! — Welch ein Vorwand Schweden einer Provinz, der Hälfte seines Gebiets zu berauben, worauf es doch eigentlich abgesehen war!

Doch scheint man eine so kurz angebundene Politik nur gegen die Schwachen, nicht gegen eine Großmacht angemessen geachtet zu haben, Oesterreich sollte nur dringend aufgefordert werden, sich den Beschlüssen der Verbündeten gegen England anzuschließen.

Einen wenigstens scheinbar sehr wichtigen Theil des Vertrags bildeten dann auch die Artikel, die sich auf die Türkei beziehen. Wenn die Hohe Pforte, heißt es da, die Vermittelung Frankreichs nicht annimmt, oder nachdem sie diese Vermittelung angenommen hat, nicht innerhalb dreier Monate mit Rußland Friede schließt, werden die beiden Kaiser Alexander und Napoleon sich darüber verständigen, alle Provinzen des Ottomanischen Reichs in Europa, die Stadt Constantinopel und Rumelien ausgenommen, dem Joch der Türken zu entziehen. (Les deux hautes parties contractantes s'entendront pour soustraire toutes les provinces de l'empire Ottoman en Europe, la ville de Constantinople et la province de Romélie exceptées, au joug et aux vexations des Turcs.)*)

Wenige Monate früher (am 3. April 1807) hatte Napoleon persönlich dem Sultan Selim geschrieben, ihm Offiziere, Waffen, was er verlange,

*) Bogdanowitsch II. 300—308.

angeboten und hinzugefügt: die gemeinschaftlichen Feinde — England und Rußland — hätten ihm den Frieden unter den vortheilhaftesten Bedingungen angeboten, wenn er die Bedingungen des zwischen der Kaiserin Katherina und der Pforte (1791) geschlossenen Friedens gutheißen wolle; er habe aber diese Zumuthung mit Entrüstung zurückgewiesen; der Pforte müsse eine vollständige Unabhängigkeit gesichert werden. — Freilich war der Sultan Selim seitdem durch eine Janitscharen-Revolution gestürzt und sein Neffe, Mustapha IV. (31. Mai), an seiner Stelle mit dem Schwert des Propheten umgürtet worden.

Aber auch mit der in solcher Weise verabredeten Theilung der Türkei waren die Pläne nicht erschöpft, in denen sich die beiden Kaiser zu Tilsit ergingen; Vieles, was später besprochen wurde und angeordnet werden sollte, deutet darauf, daß wirklich von einem Zug nach Indien die Rede war, der zu seiner, natürlich nicht näher bestimmten, Zeit gemeinschaftlich unternommen werden sollte.

So waren der Friede und das Bündniß beschaffen, die Alexander mit dem Bruch früherer Verpflichtungen erkauft hatte und mit in sein Heimatreich zurücknahm. Ihr Inhalt war: Abhängigkeit von Frankreich; — eine verderbliche Handelspolitik; — neue, zum Theil verderbliche und ganz unberechenbare Kriege — und im Innern ein unvermeidlicher finanzieller Ruin!

Drittes Capitel.

Die Zeit der Freundschaft Alexanders und Napoleons; — Veränderung des russischen Ministeriums; — Araktschejew; — Speransky; — allgemeine Unzufriedenheit; — Krieg mit Schweden und der Türkei; — der Congreß zu Erfurt; — der Friede mit Schweden zu Friedrichshamm; — Krieg mit Oesterreich 1809; — Kamenskys Feldzug an der Donau.

Bei der gänzlich veränderten Stellung, welche der Kaiser Alexander nunmehr dem gesammten Europa gegenüber einnahm, konnten natürlich seine bisherigen Freunde und Minister, die Anhänger und Bewunderer Englands, nicht mehr seine Gehülfen bleiben.

Das erste Ministerium Alexanders war freilich auch während der wenigen Jahre seit seiner Errichtung nicht ganz unberührt geblieben, aber die Veränderungen, die darin vorgegangen waren, hatten keinen Einfluß auf den Geist geübt, der in der gesammten Regierung waltete. Die wichtigste dieser Veränderungen, das Ausscheiden des Fürsten Adam Georg Czartoryski, war sogar geeignet eine größere Einheit darin herzustellen. Es wurde dadurch ein Staatsmann entfernt, der zwar vorgab eines Sinnes mit seinen Gefährten zu sein, in Wahrheit aber stets unter der Hand mit Versuchen beschäftigt war, der Politik Rußlands eine veränderte Richtung im Sinn seiner eingestandenen und seiner geheimen Pläne zu geben, und an seine Stelle war, in der Person des Baron Budberg, ein aufrichtiger Anhänger des Bündnisses mit England getreten, der keine Nebenabsichten hatte.

Die sonstigen Veränderungen hatten vollends gar keine weiter reichende Bedeutung. Selbst die auffallendste und erste nicht, die schon drei Monate nach der Errichtung des Ministeriums stattgefunden und darin bestanden hatte, daß an Stelle des allgemein beliebten Admirals Nicolay Semenowitsch Mordwinow ein jüngerer Mann, der Admiral Paul Wassiljewitsch Tschitschagow, Seeminister wurde. Wenig später, noch im Jahr 1803, war auch der Justizminister Derschawin ausgetreten; ein Mann, der ganz dem Zeitalter Katherinas angehörte, der, wie ein russischer Geschichtschreiber sich ausdrückt, die Unerfahrenheit der Jugend mit der leidenschaftlichen Abneigung eines eigensinnigen Greises gegen alle Neuerungen verband. Er

mochte sich unter seinen jungen Collegen sehr fremd gefühlt haben. Sein Nachfolger, Fürst Lapuchin, hatte auf keinerlei Bedeutung irgend einen Anspruch.

Jetzt mußten alle persönlichen Freunde, alle Jugendgefährten des Kaisers entfernt werden; alle die Altersgenossen, mit denen er bis dahin gelebt und hin und wieder auch gemeinschaftlich geschwärmt hatte. Die Trennung, die dem Anschein nach einen so durchgreifenden Abschnitt in seinem Leben machen mußte, fiel dem Kaiser bei weitem nicht so schwer als man erwarten konnte; er hatte das Vertrauen zu diesen Gefährten seiner ersten Regierungsjahre bereits verloren.*) Eben so scheint es, daß wenigstens der Eine und der Andere von denen, die bisher seine vertraute Umgebung gebildet hatten, ganz gern in eine bescheidenere Stellung zurücktrat, denn sie hatten mit dem Vertrauen des Kaisers auch den Muth und, in Folge der Erfahrungen, die sie im Lauf der Jahre machten, auch das Vertrauen zu sich selbst verloren. — Der Kaiser wie seine Gefährten nämlich hatten es sich — im Bewußtsein der reinsten Absichten und befangen in jugendlicher Hoffnungsseligkeit — verhältnißmäßig sehr leicht gedacht Rußland umzugestalten und allem Unheil zu steuern. Sie hatten eigentlich geglaubt, daß mit weisen Anordnungen, die den Geist edler Menschenliebe und fortschreitender Cultur athmeten, Alles gethan sei, daß darauf hin Alles, wie durch einen wohlthätigen Zauber, in den erfreulichsten Gang kommen werde. Sie hatten, fremd in Rußland, keine Ahnung davon gehabt, welcher Art die Schwierigkeiten waren, mit denen sie zu kämpfen hatten, und wo sie lagen; keine Ahnung davon, daß der allgemeinen Unredlichkeit, dem Mangel an Pflichtgefühl und sittlichem Stolz, den die Sclaserei überall zur Folge hat und den in Rußland die schnöde Herrschaft der Tataren hervorgerufen hatte —: daß solchem durch Jahrhunderte von einer Generation auf die andere vererbten Unheil nicht durch mehr oder weniger zweckmäßige Veränderungen in dem Mechanismus der Verwaltung und überhaupt nicht von einem Tage zum anderen abzuhelfen sei. So sahen sie denn mit einer Art von Verwunderung, daß nichts besser werden wollte in Rußland; daß es in mancher Beziehung sogar schlimmer wurde von Tag zu Tage. Manche der neuen Anordnungen waren, aus Mangel an Erfahrung, unzweckmäßig gerathen, konnten kaum anders als nur zum Schein zur Ausführung kommen oder veranlaßten nur eine gesteigerte Unordnung. Betrug und Unterschleif in allen Zweigen der Verwaltung wurden schlimmer als je zuvor, da die unerfahrenen Minister die herkömmlichen Schliche der Beamten nicht kannten und in Folge ihres humanen Auftretens auch nicht gefürchtet wurden. Als dann vollends die Aufmerksamkeit der russischen Staatsmänner überwiegend durch den Krieg und die auswärtige Politik in Anspruch genommen war, ging im

*) Bogdanowitsch II. 310 u. flgde.

Innern die Unredlichkeit der Beamten vollends mit einer selbst in Rußland kaum je erhörten Dreistigkeit zu Werke. Auch in anderen Beziehungen kam das Land den wohlgemeinten Bemühungen der Regierung nicht so freudig entgegen wie man erwartet hatte; die höheren Stände, der Provinzial-Adel, drängten sich keineswegs zu den neu eröffneten Quellen der Bildung; die Hörsäle der Universitäten blieben leer.

Nach solchen entmuthigenden Erfahrungen fühlten die Jugendfreunde Alexanders sich ohnmächtig der übernommenen Aufgabe gegenüber; dem Kaiser aber trat die Vermuthung nahe, daß so vielfaches Mißlingen seinen Grund wohl in der Persönlichkeit seiner Rathgeber haben könne, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen seien.

Am entschiedensten wurde ihm derjenige seiner Vertrauten entfremdet, der ihm am nächsten gestanden hatte, sein Universal-Gehülfe in allen Dingen gewesen war und eben deshalb von allen Feinden und Gegnern spottend das Universal-Genie genannt wurde. Nowosiltzow nämlich. Und doch war er unter allen derjenige, der sich im kritischen Augenblick am offensten und redlichsten benahm. Vielleicht daß er gerade durch diese Offenheit seinen kaiserlichen Freund unheilbar verletzte. Schon in Tilsit nämlich, als ihm der Kaiser mündlich mittheilte, daß er das Großkreuz der französischen Ehrenlegion angenommen habe, stellte Nowosiltzow sofort die eigene Entlassung als eine Nothwendigkeit dar; bekannt für seine Vorliebe für England und ein Bündniß mit diesem Staat, könne er, als Minister, der neuen Politik Alexanders und dem Bündniß mit Frankreich hinderlich sein. Napoleon, der sich von ihm, Nowosiltzow, gehaßt wisse, könne kein wirkliches Vertrauen zu dem Kaiser Alexander fassen, so lange er ihn in dessen Nähe und Vertrauen wisse. „Sie müssen mich wegjagen und mit Geräusch wegjagen!" — mit diesen Worten schloß Nowosiltzow seine Auseinandersetzungen.

Doch entließ ihn der Kaiser darauf nicht seines Amtes, aber er mied ihn fortan und ließ sich bald, selbst in Angelegenheiten des ihm unmittelbar anvertrauten Ministeriums, nicht mehr von ihm Vortrag halten. Nowosiltzow seinerseits wußte in Petersburg tadelnde Bemerkungen über den Bruch mit England und die übermäßige Dienstfertigkeit, mit der sich die russische Regierung der Politik Frankreichs unterwerfe, nicht zu unterdrücken. Namentlich erfuhr der Kaiser von schneidend tadelnden Worten, die Nowosiltzow bei einem öffentlichen Festmahl gesprochen hatte, und darauf wurde der Jugendfreund denn wirklich in einer Weise entlassen, die dem „Wegjagen" wenigstens ziemlich nahe kam. Er erhielt ohne Umstände den Abschied und mußte außer Landes auf Reisen gehen. Selbst mehrere Jahre später wurde ihm nur die verhältnißmäßig unbedeutende Stellung eines Senators angewiesen.

Graf Kotschubey mußte sich ebenfalls darein ergeben, daß ihm, seiner leidenden Gesundheit wegen (im November 1807), ein unbestimmter Urlaub

ertheilt wurde. Graf Stroganow hatte sich schon etwas früher in eigenthümlicher Weise aus der unmittelbaren Nähe des Kaisers entfernt. Er hatte den Feldzug in Preußen als Freiwilliger in den Kosackenschaaren Platows mitgemacht und war auf dem Schlachtfelde Ritter des St. Georg-Ordens „für Tapferkeit" geworden; da wurde er, der als Geheimerath im Civildienst den Rang eines General-Lieutenants hatte, als General-Major in die Armee versetzt.

Von den Mitgliedern des in solcher Weise gesprengten „Triumvirats" und des Kreises, der sich ihm zunächst angeschlossen hatte, behielt niemand in den Augen Alexanders eine irgend hervorragende Bedeutung, als der Fürst Adam Georg Czartoryski, dessen eigentliches Wesen und Treiben er weder zu der Zeit noch selbst viele Jahre später durchschaute. Obgleich dieser Fürst jetzt in Warschau lebte und an den dortigen Dingen, wenn auch ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, Antheil nahm — sich den Fahnen Napoleons anschloß und von dem die Herstellung Polens und die Förderung der eigenen Pläne erwartete, sah der Kaiser Alexander doch stets in ihm den Mann, durch den er früher oder später, in einer oder anderer Weise König von Polen werden sollte. In diesem Vertrauen ließ der Kaiser dem Fürsten Czartoryski auch jetzt die Leitung der Universität Wilna, aller Schulen und des gesammten Unterrichtswesens in Litthauen. Czartoryski seinerseits hütete sich wohl den Wahn, dem er einen so wichtigen Einfluß verdankte, zu zerstören; erst später, unter veränderten Umständen, hat er sich der Unredlichkeit, mit der er seines Amtes, im Auftrag des Kaisers von Rußland, aber in einem Rußland feindlichen Sinn, waltete, laut gerühmt. Zur Zeit wußte er, wie wir aus seinem Briefwechsel ersehen, den eigentlichen Charakter seiner Thätigkeit sehr wohl zu verbergen und doch in seinem Verkehr mit dem Kaiser — so oft die Umstände neue Berührungen herbeiführten — den Schein einer Geradheit und Offenheit zu wahren, die mitunter beinahe bis zur Rücksichtslosigkeit ging.

Mit dem Ausscheiden Nowosiltzows und Kotschubeys war das bisherige System internationaler Politik Alexanders beseitigt. Auch daß der Baron Budberg weichen mußte, hatte in diesem Sinn einige Bedeutung. Ob die übrigen Minister gingen oder blieben, war im Grunde ziemlich gleichgültig. Auch wurde in der That nur einer von ihnen entlassen, nämlich der bejahrte General Wäsmitinow, der seiner Aufgabe als Kriegsminister von Tag zu Tage weniger gewachsen schien, so daß schon seit längerer Zeit der General-Adjutant Graf Liewen anstatt seiner den Vortrag beim Kaiser hatte. Der Finanzminister Wassiliew war gestorben.

So blieben denn von den bisherigen Ministern nur drei an ihrer Stelle: der Admiral Tschitschagow, Sawadowsky und der Graf Rumänzow, und dieser Letztere, der das Handelsministerium behielt und das der auswärtigen Angelegenheiten dazu erhielt, trat dem Anschein nach als Hauptperson in den Vordergrund. Auch wurde er in dieser Stellung zum

höchsten Rang, zu dem eines Kanzlers, befördert. In der That aber war er ein ziemlich leerer vornehmer Herr und in Folge dessen nie weiter die Hauptperson als eben dem Anschein nach. Er vermochte wenig oder nichts über den Kaiser, der ihn übersah und durchschaute, und so hatte denn auch seine wirklich absurde Vorliebe für Napoleon und ein Bündniß mit Frankreich nicht den bösen Einfluß, den man ihr zur Zeit zuschrieb. Der Kaiser verfolgte die Bahnen der Politik, für die Rumänzow stimmte — und verließ sie wieder, ohne daß der Kanzler irgend einen Einfluß darauf geübt hätte.

An Wassiliews Stelle wurde ein Geheimerath Golubzow Finanzminister, der dem wachsenden Unheil, da so vieles Erschwerende neu hinzukam, noch weniger zu steuern vermochte als sein Vorgänger. Kotschubey wurde als Minister des Innern durch den Fürsten Alexey Borisowitsch Kurakin ersetzt, der einen eigenthümlichen Lebenswandel nach orientalischem Zuschnitt führte und namentlich keinem Großen des Ottomanischen Reichs nachstand, in der Zahl der Kinder, die in ihm ihren Vater verehrten.

Zu gleicher Zeit aber traten zwei Männer, der eine aus verhältnißmäßiger Zurückgezogenheit, der andere aus dem Dunkel hervor, die einen wirklichen und selbst weit reichenden Einfluß auf Rußlands nächste Zukunft üben sollten; zwei Männer sehr verschiedener Art: Araktschejew und Speransky.

Den Ersteren hatten die Jugendfreunde des Kaisers, zu denen er in keiner Weise paßte, zunächst in einiger Entfernung zu halten gewußt. Doch hatte der Kaiser Alexander zu ihm seine Zuflucht genommen, als er, schon vor seinem ersten Feldzug, gewahr wurde, daß die russische Artillerie in einem ziemlich verwahrlosten Zustand sei. Araktschejew war Artillerist oder galt dafür —: er sollte helfen. Schon im Mai 1803 ernannte ihn der Kaiser zum General-Inspecteur der gesammten Artillerie, die ihm dann wirklich ein sehr verbessertes Material verdankte. Doch war sein Verdienst dabei nur ein mittelbares, denn selbst auf diesem Gebiet waren seine Kenntnisse nicht von der Art, daß er die vorliegenden Probleme hätte selbständig lösen können. Zu solcher wissenschaftlichen Höhe wurde man, auch in ganz speciellen Fachstudien, durch den Lehrcursus des Cadettencorps nicht gefördert. Insofern es neue Schöpfungen galt, vermochte Araktschejew höchstens die Zweckmäßigkeit der Vorschläge Anderer zu erkennen und sich fremde Ideen anzueignen. So benützte er die Angaben und Zeichnungen eines unterrichteten und talentvollen Artilleristen, eines emigrirten Franzosen, Namens de Barbiche, der in russische Dienste getreten war, mit einem nur in sehr bedingter Weise verdienten Glück. Natürlich hütete sich Araktschejew wohl, den Kaiser auf diesen Franzosen aufmerksam zu machen, der dem gemäß unbeachtet in untergeordneter Stellung blieb. Außerdem aber that Araktschejew mit großem Eifer was er wirklich konnte, wie kaum ein Anderer; er war ganz der Mann dazu, durch rücksichtslose Härte wie

durch eigene unermüdliche und unablässige Thätigkeit in Allem, was unter seiner Verwaltung stand, den Schein musterhafter Ordnung und Pünktlichkeit zu erzwingen und sogar eine wirkliche ungemeine Pünktlichkeit in allen unwesentlichen Kleinigkeiten und in der buchstäblichen Ausführung aller gegebenen Befehle, und wenn sie auch noch so verkehrt waren. — Der Kaiser war geblendet und befriedigt durch den Schein eines raschen Fortschritts der Artillerie. Sein Vertrauen zu Araktschejew stieg in solcher Weise, daß er ihm 1805 ein Commando im Felde bestimmte. Diese Ehre aber lehnte Araktschejew selbst mit dem allergrößten Eifer ab, den bebende Angst einzuflößen vermag, und da sich kein anderer Ausweg zeigte, gestand er dem Kaiser ganz unumwunden, daß er so ziemlich das Gegentheil eines Helden sei und sehr entschieden das Bewußtsein der eigenen Schwäche in dieser Beziehung habe. Er muß das wohl in sehr überzeugender Weise gethan haben, denn nie wieder ist ihm Aehnliches zugemuthet worden.

Daß der Kaiser ihn, solcher Eröffnungen ungeachtet, zum Kriegsminister ernannte, war seltsam genug, insofern dabei an irgend etwas anderes als einfache Verwaltungs-Thätigkeit gedacht wurde; denn was war in Beziehung auf die taktische Organisation, die taktische und intellectuelle Ausbildung des Heeres von einem unwissenden Menschen zu erwarten, der Kriegserfahrung weder hatte noch je erwerben konnte? — Araktschejew aber war seines Ansehens bei dem Kaiser schon in dem Grade gewiß, daß er die Bedingungen stellen konnte, unter denen er das Ministerium annehmen wollte. Er bedingte sich aus, daß Graf Liewen nicht mehr in militairischen Angelegenheiten Vortrag bei dem Kaiser haben sollte, und das wurde ihm zugestanden. Bemüht sich mehr und mehr in der Gunst des Kaisers festzusetzen, arbeitete Araktschejew fortan mit der zähesten Schlauheit daran, sie womöglich für sich allein in Beschlag zu nehmen und lauerte tückisch auf die Gelegenheit, einen jeden zu beseitigen, der ihm dabei im Wege sein konnte.

So lange der Kaiser liberalen Ansichten und europäischer Bildung huldigte, konnte das natürlich nie ganz gelingen, und so hatte denn Araktschejew zunächst in Michael Speransky einen ganz unerwarteten Nebenbuhler neben sich zu dulden, der ihn weit zu überflügeln und ganz in Schatten zu stellen drohte.

Dieser Speransky — am 1./12. Januar 1772 geboren zu Tscherkutin, einem von alten Zeiten her den Saltykows gehörigen Kirchdorf im Gouvernium Wladimir — war der Sohn eines armen Landpfarrers, der, gleich den Bauern, gar keinen Familiennamen hatte. Er hieß einfach Michail Wassiliew; Michail war sein Taufname, Wassiliew bezeichnete ihn als den Sohn eines Basils und zwar in der Form, die den unteren Ständen vorgeschrieben ist. Nur der Vornehme nämlich darf, nach strengem Recht, das Patronymikon vollständig führen, sich zum Beispiel Michail Wassiliewitsch nennen, und konnte nach der altrussischen Weise als dritten

Namen ein aus dem Namen des Großvaters gebildetes Fürwort hinzufügen (vergl. Beilage 9 zum zweiten Buch). — Der nachherige Graf Speransky hieß Michail Michailow, ohne Ansprüche auf eine weitere Benennung. Der Stand der Weltgeistlichen ist in Rußland beinahe zur Kaste geworden. Die Leute wurden Geistliche fort und fort, von Vater auf Sohn, und sie blieben ganz unter sich, denn aus dem Stande der Leibeigenen konnte und durfte sich niemand in den der Geistlichkeit erheben, und wenn je ein Edelmann diesen Beruf wählte, trat er in ein Kloster, um von dort aus Bischof oder Abt zu werden. So mag denn die Ueberlieferung nicht ungegründet sein, der zufolge die Vorfahren des jungen Speransky seit zweihundert Jahren Pfarrer in demselben Dorfe gewesen sein sollen. Daß er selber auch zum geistlichen Stande bestimmt sei, das verstand sich von selbst. Das Leben aber schien auch ihm sehr wenig zu versprechen; mehr als eine Landpfarre haben seine Eltern schwerlich für ihn gehofft.

Zum Geistlichen sollte er in dem Priester-Seminar zu Wladimir erzogen werden. Ein Verwandter, ein Geistlicher Namens Bogoslowsky, unter dessen Obhut er dort lebte, legte dem Knaben, der ungewöhnlichen geistigen Begabung und der großen Hoffnungen wegen, zu denen er ihn berechtigt glaubte, den Familiennamen Speransky bei, als er ihn in die Listen des Seminars eintragen ließ. Das Glück wollte dem jungen Seminaristen wohl; er wurde bald bemerkt und ausgezeichnet, und als von Seiten der Regierung eine Aufforderung an die Seminare in den Eparchien erging, ihre besten Zöglinge nach Petersburg zu senden, in das höhere Seminar — die spätere geistliche Akademie — zu dem das dortige Eparchial-Seminar im Alexander-Newsky-Kloster umgestaltet worden war, befand sich Speransky unter den Auserwählten. Er trat (1790) die Reise in die Hauptstadt von Susdal aus an, wohin die geistliche Bildungs-Anstalt inzwischen von Wladimir verlegt worden war. Im Alexander-Newsky-Kloster wurde er bald als hervorragend bemerkt und es gelang ihm, die Zuneigung der Vorgesetzten zu gewinnen, wie die seiner Mitschüler; so zwar, daß der Metropolit von Petersburg, Gawriyl, ihn bewegen wollte in die Zahl der Mönche einzutreten, um sich die Wege zu den höchsten Würden der Kirche zu bahnen. Doch Speransky erkannte von dem Augenblick an, wo eine vorgeschrittene Bildung ihn befähigte und berechtigte über sich selbst zu verfügen, daß er keinen Beruf zum Geistlichen habe. Den Prälaten, die ihn kannten, schien er freilich für diese Laufbahn besser geeignet als so mancher Andere, der sich ihr widmete, denn sein Lebenswandel war untadelig, was man im Allgemeinen von den Zöglingen des Alexander-Newsky-Klosters zu der Zeit nicht rühmen konnte. Speransky selbst machte später gelegentlich eine nichts weniger als erbauliche Beschreibung von dem wüsten Treiben seiner Mitschüler und ihren rohen Lebensfreuden.

Da er nicht Mönch — und Kirchenfürst — werden wollte, wurde

er (schon 1792) Lehrer der Mathematik an dem Seminar des Petersburger Klosters, wenig später auch Lehrer der Philosophie und kaum dreiundzwanzig Jahre alt, erlangte er die höchste Stellung, zu der diese Laufbahn führen konnte —: er wurde „Präfect" des Seminars, eine Stellung, mit der jedoch nur ein sehr dürftiges Einkommen verbunden war.

Eine andere Laufbahn, die ihm ein etwas besseres Auskommen sicherte, im Uebrigen aber noch weniger zu versprechen schien, öffnete ihm, wie es scheint, auch wieder der Metropolit Gawrihl. Derselbe Fürst Alexey Wass. Kurakin, den Alexander 1807 zum Minister ernannte, leitete in den letzten Zeiten der Kaiserin Katherina eine Abtheilung der Rechnungs-(Controle-) Behörde und bedurfte eines dritten Privat-Secretairs — der Metropolit empfahl seinen Schützling — und so trat denn Speransky in die Dienste des Fürsten Kurakin. Er fühlte sich ohne Zweifel reichlich versorgt in diesem Verhältniß, da er ein jährliches Gehalt von 400 Rubeln Papier erhielt und außerdem Tisch und Wohnung im Haus des Fürsten hatte. Doch war es eine Lage, aus der sich wohl kaum sonst jemand zum leitenden Minister einer Großmacht erhoben hat. Speransky hatte sie gewählt und scheint sie nicht als eine drückende empfunden zu haben, und doch würde in einem anderen Lande und zu einer anderen Zeit ein vielseitig und gründlich gebildeter junger Gelehrter Mühe gehabt haben sich in Ein und Anderes zu fügen, das sie mit sich brachte. Daß Speransky mit den beiden anderen Secretairen des Fürsten, Leuten von geringer Herkunft und Bildung, ein und dasselbe Zimmer bewohnen mußte, konnte dem in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsenen natürlich nicht anstößig sein —: aber er lebte auch im Uebrigen mit der vornehmeren Dienerschaft des Hauses, den beiden Kammerdienern, dem Bereiter, den Kammerfrauen der Fürstin — Leibeigenen und Freigelassenen —, auf dem Fuß vollkommener Gleichheit und gehörte zu ihrem Kreise. — Doch verkehrte Speransky auch viel mit dem Erzieher des jungen Fürsten, einem Deutschen, Namens Brückner, und das mag nicht ohne Einfluß auf seine weitere, namentlich seine politische Bildung geblieben sein, da dieser Deutsche, im Stillen und ohne sie zur Schau zu tragen, den liberalen Grundsätzen huldigte, von denen die französische Revolution ausgegangen war.

Der Kaiser Paul ernannte, so wie er Herr der Regierung war, den Fürsten Kurakin zum General-Procuror des Senats und Kurakin nahm Speransky mit in seinen neuen, wichtigen Beruf. Hier aber konnte ihm der geistreiche Untergebene nicht mehr als Privat-Secretair von Nutzen sein und Speransky trat daher aus dem persönlichen Dienst seines Beschützers in den Staatsdienst über. — Da es in Petersburg damals für einen jeden eine Nothwendigkeit war irgend eine amtliche Stellung zu haben, wenn auch nur der Form nach zu irgend einer Behörde zu gehören, um nicht der Menge zugezählt zu werden, hatte auch Speransky bis dahin der Form nach immer noch dem Lehrerpersonal des Seminars angehört.

Jetzt erhielt er seinen förmlichen Abschied von dem Metropoliten, worauf er dann mit dem Rang der neunten Klasse, die seinem akademischen Magistergrad entsprach, in den Staatsdienst trat. Von dem Augenblick an nahm seine Laufbahn einen raschen Aufschwung. Schon nach drei Monaten wurde er zur achten Klasse befördert, die damals den erblichen Adel verlieh. Wie Kaiser Pauls launenhafte Gunst überall oft und schnell wechselte, verlor auch Kurakin bald Ansehen und Stellung; in rascher Folge waren nach ihm Fürst Lapuchin, Bekleschow und Obelianinow an seiner Stelle General-Procuror, aber Speransky stand so hervorragend in der Beamtenwelt da, daß er unter allen wechselnden Oberen die Hauptperson in ihrer Kanzlei blieb und, von allen empfohlen und gehoben, in vier Jahren zur Würde eines Staatsraths emporstieg. In den letzten Monaten des Kaisers Paul erhielt Speransky auf die dringende Empfehlung des letztgenannten General-Procurors ein Geschenk von 2000 Dessätinen — beinahe eine halbe Quadratmeile — unbewohnten Landes im Gubernium Saratow — und seltsam genug! der friedliche Sohn eines russischen Dorfgeistlichen, der Seminarist, der wenige Jahre früher keinen Familiennamen hatte, auf dem keine Familien-Ueberlieferungen west-europäischen Ritterthums ruhten, wurde Ritter des Malteser-Ordens.

Unter dem Kaiser Alexander wurde seine Laufbahn immer bedeutender. Troschtschinsky fühlte als Vertrauensmann des Kaisers das Bedürfniß an einem Mann von umfassenderer Bildung und gewandterem Geist als er selber war, eine Stütze zu haben und wählte Speransky dazu. Dieser wurde Staats-Secretair und stand fortan in unmittelbaren persönlichen Beziehungen zu dem Kaiser. Troschtschinsky verschwand sehr bald aus dem Kreise der Vertrauten des Kaisers, wie das seine eigene Mittelmäßigkeit und vor allem seine Unfähigkeit, sich von Geist und Form der althergebrachten Verwaltungsweise loszusagen, mit sich brachte; sein Wirkungskreis wurde auf die Verwaltung der Post und des seit dem Kaiser Pau als „Apanagen" bezeichneten Theils der Kron-Domainen beschränkt. — Für Speransky aber hatte sich inzwischen bereits eine neue bleibende Stellung gefunden: er war Secretair des neugebildeten Reichsraths geworden. Der Reichsrath wurde in der bereits berührten Weise unbedeutend, das Triumvirat trat thatsächlich als eigentlicher Reichsrath an seine Stelle: Speransky gewann auch dadurch neues Ansehen, denn schon hatte ihn Kotschubey zu seinem Vertrauten erwählt, der überall eintreten konnte und mußte, wo die eigenen Geisteskräfte des Ministers nicht ausreichen wollten. Selbst der Organisationsplan der Ministerien war Speranskys Werk.

Nun kam die Zeit heran, die den merkwürdigen Umschwung in der auswärtigen Politik Alexanders herbeiführte und ihn veranlaßte, sich von den Gefährten seiner Jugend zu trennen. Aber indem er sich für den Gedanken begeisterte, sich mit Napoleon in die Herrschaft über Europa zu

theilen und unter dem Schutz eines Bündnisses mit Frankreich die Grenzen seines Reichs auf Kosten Schwedens und der Türkei zu erweitern, wollte er doch keineswegs seinen liberalen Ansichten entsagen oder den Plan aufgeben, Rußland im Sinn dieser Ansichten umzugestalten und zu einer höheren Stufe der Cultur hinaufzuführen. Die Minister, die ihn jetzt umgaben, Leute wie Rumänzow und Kurakin, geblendet durch den Glanz der „feenhaften" Zeit Katherinas und verloren in Erinnerungen an die damalige Herrlichkeit, konnten ihm dabei nicht von Nutzen sein; sie widerstrebten im Gegentheil, mit der Zähigkeit eines festgewurzelten Vorurtheils, jeder Neuerung. Da wurde denn Speransky, dem auch die nöthige Gewandtheit nicht fehlte und der dem Kaiser zu gefallen wußte, gleichsam der Erbe des Triumvirats, der alleinige Vertraute und Träger dessen, was wir Alexanders Ideenpolitik nennen möchten. Er wurde es um so entschiedener, da der Kaiser in ihm zu finden glaubte, was er an seinen Jugendfreunden im Lauf der Jahre vermißt hatte: nämlich die Fähigkeit, wirklich und tüchtig zu arbeiten, die Fähigkeit, die Ideen, die dem Kaiser vorschwebten, in eine Gestalt zu kleiden, die sie ausführbar machte, und sie wirklich in das Leben einzuführen — während sich aus Allem, was die früheren Minister angeordnet hatten, thatsächlich immer nur wenig ergeben hatte und niemals genau das, was man erwartete.

Der Kaiser hatte nicht unrecht, wenn er seinen neuen Günstling für fähiger und tüchtiger hielt als die Genossen des Triumvirats, denn Speransky, wohl nächst Suworow die bedeutendste Persönlichkeit, welche die russische Nationalität in neuerer Zeit aufzuweisen hat, war zwar auch weder Rechtskundiger, noch wissenschaftlicher Finanzmann, aber er besaß, neben einer kaum glaublichen Arbeitsfähigkeit, eine ganz ungewöhnlich rasche Auffassungsgabe, die Fähigkeit, sich in ganz kurzer Zeit in Gebiete des Wissens und der Thätigkeit, die ihm ganz fremd waren, hinein zu arbeiten. Da eine rasche, geniale Auffassung in Dingen, die ein ernstes und tiefes Studium erfordern, nicht durchaus genügen kann, wurde natürlich Ein und Anderes auch jetzt in mangelhafter Weise geordnet, aber die Dinge förderten jedenfalls unter Speranskys Händen, sein Thun und Treiben blieb niemals ohnmächtig und vergeblich.

So trat er denn bald an Nowosiltzows Stelle und wurde, da er das Vertrauen des Kaisers mit niemanden zu theilen hatte, viel vollständiger, als es Nowosiltzow je gewesen war, ein universeller Gehülfe des Kaisers; eine Autorität, die über allen Ministern schwebte. Die reformatorische Thätigkeit Alexanders nahm aber nun in mancher Beziehung einen anderen Charakter an als früher. Nowosiltzow, Kotschubey, Strogonow waren Anglomanen und suchten die Vorbilder zu den neuen Schöpfungen, die der Kaiser in Rußland beabsichtigte, in England —: Speransky hatte seinen Geist vorzugsweise im Studium der französischen Publicisten gebildet.

Seine Stellung war aber auch vom ersten Augenblick an eine gefährdete — denn der Schüler Montesquieus und Condorcets war natürlich den Altrussen nicht weniger zuwider als die Anglomanen des Triumvirats, er hatte als Emporkömmling doppelt viele Feinde — und in nächster Nähe maß ihn Araktschejew mit den feindseligen Blicken des Neides.

Die neuen Minister und das neue System hatten, zu ihrer eigenen und des Kaisers nicht geringer Ueberraschung, sofort die öffentliche Meinung so ziemlich ganz Rußlands gegen sich. Es war seltsam; man war in Rußland mit dem Kriege in hohem Grade unzufrieden gewesen und hatte ihn als eine thörichte Aufopferung für die Fremde verurtheilt und verwünscht —: und nun war man allgemein mit dem Frieden in einem noch weit höheren Grade unzufrieden!

Im ersten Augenblick, inmitten der russischen Armee am Niemen, konnte man sich darüber täuschen; das Heer jubelte dem Frieden entgegen, froh, den lästigen, unbeliebten Krieg beendigt zu sehen, und die Offiziere der Garde insbesondere waren geblendet durch die schmeichelhaften Aufmerksamkeiten, die ihnen Napoleon erwiesen hatte. Im Lande aber sah es anders aus und selbst die Armee wurde, heimgekehrt, bald von dem Geist ergriffen, der hier herrschte, insofern sie durch ihre Bildung überhaupt befähigt war eine Meinung zu haben und an die Zukunft zu denken, was freilich nur in Beziehung auf einen nicht sehr zahlreichen besseren Theil des Offiziercorps der Fall war.

Daß der Kaiser, indem er den Frieden in solcher Weise schloß und den Verbündeten preisgab, seinem gegebenen Wort untreu geworden war, daß Rußland sich auf Kosten dieses Verbündeten vergrößerte, das war es nicht, wogegen die öffentliche Meinung sich empörte. Man fühlte sich durch ganz andere Dinge in seinem Nationalstolz verletzt!

Ein Bündniß mit Frankreich zu gemeinschaftlicher Beherrschung Europas war der — mitunter laut genug ausgesprochene — Wunsch einer sehr zahlreichen und sehr bedeutenden Partei in Rußland, aber man hatte sich dieses Bündniß anders gedacht; ganz anders! — So etwa, wie zur „feenhaften" Zeit Katherinas das Bündniß der Kaiserin mit Joseph II. gewesen war. Ein Bündniß, in dem die Beherrscherin Rußlands wie ein höheres Wesen dagestanden hatte, um dessen Gunst der Verbündete werben mußte. — Rußland mußte die maßgebende, die gebietende Macht im Bunde sein, wenn er den Wünschen entsprechen sollte. — Daß Rußland sich durch den Tilsiter Vertrag, gerade umgekehrt, dem Willen und der Politik Frankreichs und seines Kaisers unterordnete, das wurde man sehr wohl inne, obgleich die bedenklichsten Artikel des Vertrags geheim gehalten wurden. Es gehörte auch in der That kein großer Scharfsinn dazu; und diese Unterordnung war es, die den Nationalstolz, die alle Gemüther empörte,

selbst ehe man noch ihre verderblichen Folgen empfunden hatte. Sie war es in dem Grade, daß selbst die Auferstehung eines von Rußland unabhängigen Polens nur als Nebensache, nur als ein erstes Ergebniß des abhängigen Verhältnisses betrachtet wurde, dem Rußland verfallen war. Sie hätte unter allen Bedingungen den allgemeinen Unwillen erregt — jetzt sah man in dem Herzogthum Warschau eigentlich nur den in die unbequemste Nähe gerückten Vorposten des gebietenden Bundesgenossen bestimmt, Rußland drohend zu überwachen.

Es kam noch einiges Zufällige hinzu. In den höheren gesellschaftlichen Kreisen der russischen Hauptstadt übten französische Emigrirte, schon von der Kaiserin Katherina mit größter Auszeichnung aufgenommen, nicht unbedeutenden Einfluß. Sie waren natürlich empört über den Tilsiter Frieden und mehr noch über ein Ereigniß, das sehr leicht als eine unmittelbare Folge der eben durch diesen Vertrag geschaffenen neuen Verhältnisse zu erkennen war. Der Kaiser Paul hatte, in seinem Unmut über Oesterreich und England, indem er sich von der Politik beider los sagte, auch den Bourbons seinen Schutz entzogen und sie aus dem früher ihnen gewährten Zufluchtsort, aus Mitau, vertrieben. Alexander hatte sie, unmittelbar nach der Ermordung des Herzogs von Enghien, so geräuschvoll wie möglich wieder dorthin eingeladen —: jetzt wurde die vertriebene Königsfamilie von neuem gezwungen Rußlands Gebiet zu verlassen; die neugeschlossene Freundschaft mit dem Beherrscher Frankreichs ließ es nicht anders zu. Die Bourbons mußten nach England wandern. So gleichgültig diese Prinzen den Russen, so wenig beliebt sie waren, sah man doch ihre unfreiwillige Entfernung nicht ohne gewaltig zu zürnen. Es war als ob sie auf einen Befehl Napoleons veranlaßt würde; man erkannte auch darin ein Zeichen der Unterordnung, eine Demüthigung Rußlands. Die Emigrirten schürten das Feuer.

Fast augenblicklich war man überall im Lande auch gegen den anwärtigen Monarchen, der dem Reich ein solches Bündniß auferlegte, feindselig gestimmt, und so ergab sich denn als unmittelbarste Folge des Tilsiter Friedens, daß Napoleon für ganz Rußland, mit Ausnahme einer sehr wenig zahlreichen Partei, der Gegenstand eines von Tag zu Tag steigenden Hasses wurde.

Die Unzufriedenheit mit der Regierung Alexanders fand dann auch in Manchem, das im Innern des Reichs vorging, sofort neue Nahrung. Als der Kaiser sich, nach der Zertrümmerung des preußischen Heeres, der Uebermacht Napoleons so gut wie mit seinen eigenen Mitteln allein gegenüber sah, ergriff ihn der Gedanke, daß die russische Armee dem Kampfe nicht gewachsen sei; sie in kurzer Zeit, fast augenblicklich, nach einem großartigen Maßstab zu vergrößern, wie die Umstände forderten, das schien unmöglich —: der Kaiser verfiel jetzt, wie später, im Jahr 1812, auch wieder, auf den Gedanken, zur Vertheidigung des Reichs eine Miliz zu

bilden, die auf nicht weniger als 600,000 Mann gebracht werden und die, nur für den Krieg verpflichtet, nach dem Krieg wieder in die Heimat entlassen werden sollte. Aber wie sich das auch im Jahr 1812 wiederholte, verfiel der Kaiser auch diesmal viel zu spät auf diesen Gedanken. Man scheint gar nicht berechnet zu haben, wie viel Zeit dazu gehört, in dem weit ausgedehnten und dünn bevölkerten Lande auch nur die Leute und alles sonstige Material zusammen zu bringen; wie viel dann vollends, um sie nothdürftig zu irgend brauchbaren Soldaten auszubilden. Man wußte sich nicht zu sagen, daß die Aufgabe, ein Heer zu improvisiren, überhaupt nichts weniger als leicht, in Rußland noch größere Schwierigkeiten hat als anderswo. Auch war der Krieg vorbei, der Friede geschlossen, als sich eben erst die ersten Anfänge dieser Miliz zu bilden begannen.

Die Milizen wurden wieder entlassen und die Unzufriedenheit eiferte nun darüber, daß man dem Lande ganz unnützer und thörichter Weise, mit großen Kosten, gerade zur Erntezeit, 600,000 Arbeiter entzogen habe, mit denen man dann nichts anzufangen gewußt habe, die dann wieder entlassen worden seien, ohne irgend einem Zweck gedient zu haben. Noch ungünstiger urtheilte die öffentliche Meinung darüber, daß die Wehrmänner eben nicht alle wieder entlassen, daß die bereits gestellten zum Theil als Rekruten in die Regimenter der stehenden Armee vertheilt wurden. Das, sagte man, stehe im Widerspruch mit dem Wortlaut der betreffenden Verordnungen und dem gegebenen Versprechen.

Die Aeußerungen der allgemeinen Unzufriedenheit wurden so laut und schneidend, daß die fremden Diplomaten in Petersburg erschreckt darüber an ihre Höfe berichteten und der eine und der andere aus ihrer Zahl eine gewaltsame Veränderung in Rußland für möglich, selbst für wahrscheinlich hielt.

Ein Schreiben, daß der Admiral Mordwinow um diese Zeit an den Kaiser richtete — in unseren Tagen in einer zu London veröffentlichten russischen Sammelschrift gedruckt — versetzt uns in Mitten der damals herrschenden Stimmung. Mordwinow konnte sich mehr als ein Anderer erlauben, durfte mehr als ein Anderer sagen, und er war der Mann, es auch wirklich zu thun. So sagt er denn auch dem Kaiser gleich in den ersten Zeilen seines Briefes, nur der Verrath könne ihm den Abgrund verbergen wollen, der sich vor ihm öffne; nur die höchste Weisheit und Vorsicht könne Rußland retten.

„So ist denn nun endlich der Friede bekannt geworden, der so lange geheim gehalten wurde," ruft Mordwinow aus; „Ihr neuer Verbündeter hat sich beeilt, das Elend, das er auf unsere Häupter gehäuft hat, in den öffentlichen Blättern darzulegen. Obgleich das glänzende Zeitalter des Ruhmes vorüber ist, in dem Rußland das Gesetz gab, würden doch die Söhne Rußlands — obgleich sie die schönen Hoffnungen verloren haben, an die sie in ihrer Jugend gewöhnt waren — lieber den letzten Tropfen

ihres Blutes geopfert haben, ehe sie sich in so schmachvoller Weise dem Joch Dessen beugten, der nichts vor ihnen voraus hat, als daß er es verstanden hat, Schwäche, Verrath und Unfähigkeit zu benützen."

Damit war der Punkt berührt, der vor allem die Russen kränkte, und der entstehende Haß betont, dessen Gegenstand Napoleon wurde. Wie um den Kaiser mit der herrschenden Unzufriedenheit zu versöhnen, diese selbst in einem gewinnenden Licht zu zeigen, fügt Mordwinow hinzu, diese Unzufriedenheit zeige ihm die Gefahr und die Mittel, ihr zu entgehen; an ihr könne der Kaiser ermessen, was er von seinem hochherzigen Volk erwarten dürfe, wenn er diesem Volk erlauben wolle, mit ihm selbst den glänzenden Spuren seiner ruhmreichen Vorfahren zu folgen.

Dann erinnert Mordwinow den Kaiser an das gegebene Versprechen, im Geist seiner Großmutter, der großen Kaiserin, zu herrschen — lobt die zuerst eingeführten Neuerungen — rügt dann aber, daß die Regierung bald dem Geist untreu geworden sei, in dem sie zuerst aufgetreten sei — und fügt hinzu, daß halbe Maßregeln und halber Wille überall und unter allen Bedingungen nur Unheil herbeiführen können.

Dann wird ein schreckliches Bild von dem Zustand entworfen, in den Rußland verfallen sei. Theuerung; — Hungersnoth; — verheerende Seuchen — denn auch für diese wird die Regierung verantwortlich gemacht; — Aufstände zu Astrachan und im Ural; — verderbliches Stocken des inneren und äußeren Handels; — Verödung des berühmten Jahrmarktes zu Makariew; — die Arbeiter dem Landbau durch Rekruten-Aushebungen und die Bildung der Miliz „geraubt"; — im ganzen Lande alle Stände, der Adel, die Geistlichkeit, die Kaufleute und die Ackerbauer, von dem gleichen Gefühl der Verzweiflung ergriffen; — unmäßige Vermehrung des Papiergeldes, ohne Noth; — die Finanzen zerrüttet durch zwei unglückliche Kriege; — die patriotischen Gaben des Landes verschwendet auf unnütze Dinge; — in den Hauptstädten unnütze Luxusbauten, die der Armuth in den Provinzen Hohn sprechen; — die Armee entmuthigt und erbittert, ohne erfahrene Führer; — die Flotte in einem noch elenderen Zustande. — Es scheint kein Ende abzusehen!

Mit besonderem Nachdruck wird das Schicksal der Miliz hervorgehoben; die Miliz, betrogen in ihrem redlichen, in das feierliche Wort des Kaisers gesetzten Vertrauen, sei lediglich für die Zeit des Krieges berufen und dann doch, gleich gewöhnlichen Rekruten, verwendet worden, die Regimenter des stehenden Heeres zu ergänzen.

Nicht erfreulicher sei das Bild der auswärtigen Verhältnisse. Alle Staaten, England, Oesterreich, Schweden, Preußen — die Könige von Neapel und Sardinien, die Bourbons, die Griechen, die Montenegriner, die Republik der Jonischen Inseln —: alle seien in gleichem Grade berechtigt Rußland Vorwürfe zu machen. Napoleon, dessen Macht fortwährend

wachse, werde zu seiner Zeit Rußland von neuem feindlich anfallen und Rußland habe keinen Verbündeten!

Man sieht wie sich die herrschende Unzufriedenheit in ihrem Ingrimm Karin gefiel, den Zustand des Reichs so schwarz wie möglich auszumalen. Fragt man aber, welche Rathschläge sie an die Hand zu geben wußte, wie so vielfachem Unheil abzuhelfen sei, so erweist sich die Ausbeute sehr geringfügig. Mordwinow weiß dem Kaiser nichts zu sagen, als, er solle alle die Fremden entfernen, die sich um ihn drängten — und dem Beispiel seiner erhabenen Großmutter, der weisen Katherina, folgen, sich, gleich ihr, in die Arme des russischen Volks werfen; gleich ihr die russische Nationalität hoch erhaben über jede andere achten, und sich vor allem auf den Adel verlassen, die feste Stütze des russischen Throns!

Das war jedenfalls ein Rath, der etwas zu sehr in das Allgemeine ging, um in Beziehung auf alle Schwierigkeiten der Lage zu genügen. Unter den Fremden, die der Kaiser entfernen sollte, waren wohl, außer Laharpe und dem Fürsten Czartoryski, die sich bereits entfernt hatten, auch die Anglomanen Nowosiltzow und Kotschubey zu verstehen.

Die Stimmung aber, die sich hier ausspricht, steigerte sich dann im Lauf der nächsten Jahre noch gar sehr, in Folge der unberechenbaren Verluste und Leiden, die das Bündniß mit Frankreich und das Continental-System über Rußland brachten. Die Unzufriedenheit, die zunächst aus verletzten Vorurtheilen und verletztem Stolz hervorgegangen war, wurde gleichsam nachträglich durch die Zustände gerechtfertigt, die sich ergaben.

Zu dem Bruch mit England, zu dem der Kaiser Alexander sich in den geheimen Tilsiter Artikeln verpflichtet hatte, gab England selbst den erwünschtesten Vorwand, durch den bekannten Seeräuberzug gegen Kopenhagen.

Die Regierung Englands konnte leicht ermessen, daß von dem Augenblick an, in dem auch Rußland sich der Politik Napoleons anschloß, das schwache Dänemark kaum im Stande sein werde sich eines Bündnisses mit Frankreich zu erwehren und daß dieses Bündniß die Seemacht Dänemarks den Plänen Napoleons dienstbar machen werde. Das war für das Tory-Ministerium, das, unter dem Herzog von Portland, Castlereagh und Canning, seit dem März 1807 die Politik Englands leitete, ein hinreichender Grund sich der dänischen Flotte zu bemächtigen und wäre es aller Wahrscheinlichkeit nach für ein liberales Whig-Ministerium eben auch gewesen. Als Vorwand für eine Gewaltthat aber war diese Ueberzeugung an sich, in ihrer wirklichen, hypothetischen Gestalt, nicht ausreichend, und da man für eine beabsichtigte That solcher Art denn doch immer einen Vorwand haben muß, behauptete das englische Ministerium später, man

habe mit Bestimmtheit gewußt, daß ein Bündniß Dänemarks mit Frankreich bereits geschlossen sei. Auch dadurch wäre das Verfahren, das beliebt wurde, völkerrechtlich nicht gerechtfertigt gewesen, aber die dreiste Behauptung war noch dazu unwahr; England handelte auf eine bloße Voraussetzung hin. Auch wurde, damit Dänemark sich nicht, gewarnt, zur Vertheidigung vorbereiten könne, sorgfältig verschwiegen, was beabsichtigt war und unter welchem Vorwand. Eine englische Flotte unter dem Admiral Gambier, auf der auch Landungstruppen unter Lord Cathcart eingeschifft waren, ging Anfang August 1807 durch den Sund; niemand hinderte sie, da die Dänen sich im Frieden mit England wähnten und selbst die üblichen Begrüßungen zwischen der Flotte und der Feste Kronenburg gewechselt wurden. Ebenso hinderte niemand die Engländer eine drohende Stellung auf der Rhede von Kopenhagen einzunehmen. Nun erst trat der englische Gesandte Jackson mit den Forderungen seiner Regierung hervor: Dänemark sollte sich auf das engste mit England verbünden oder seine gesammte Flotte den Engländern ausliefern, die sie bis zum allgemeinen Frieden aufbewahren wolle. Die Gründe, mit denen Jackson diese Forderungen unterstützte, waren der allereinfachsten Art; er meinte, der Schwache müsse sich dem Willen des Starken fügen.

Die Dänen wehrten sich vom 2. bis zum 5. September mannhaft gegen den gewaltsamen Angriff, den die Ablehnung dieser Zumuthungen zur Folge hatte. Doch ist zu bedauern, daß der energische und den Umständen angemessene Vorschlag, die eigene Flotte selbst zu vernichten, der im Rath der Regierung gemacht wurde, nicht zur Ausführung kam, obgleich so ziemlich vorauszusehen war, wie der Widerstand enden mußte. Kopenhagen mußte capituliren; Stadt und Festung, Arsenal und Flotte mußten den Engländern übergeben werden, die sich dagegen anheischig machten, das Land in sechs Wochen wieder zu verlassen. Diese Zeit genügte natürlich, um das Arsenal rein auszuplündern und Alles zu vernichten, was man nicht, gleich der dänischen Flotte, mitnehmen konnte in die britische Heimat.

Darauf wurde nun wirklich, sobald die Engländer sich wieder eingeschifft hatten, ein Bündniß Dänemarks mit Frankreich geschlossen — und darauf erst erklärte endlich (am 4. November 1807) die Regierung Englands dem beraubten Dänemark den Krieg, wie es scheint, ohne gewahr zu werden, in welchem Grade sie sich selbst bloßstellte, durch dies förmliche Geständniß, daß alle bisherigen Unthaten im Frieden verübt worden seien.

Der Kaiser Alexander hatte sich schon in einem Manifest vom 7. September sehr entrüstet über das Verfahren Englands ausgesprochen und alle bestehenden Verträge mit diesem Reich für aufgehoben erklärt; ein zweites Manifest, vom 16. October, lautete noch feindseliger — und am 6. November erfolgte dann die förmliche Kriegserklärung.

Dieser Krieg blieb aber in gewissem Sinn ein einseitiger; Rußland
imlich empfand ihn schmerzlich genug als Wirklichkeit und Thatsache,
itte aber seinerseits durchaus kein Mittel, dem neuen Gegner zu schaden.
)as wirkliche Ergebniß der leidenschaftlichen Handelspolitik Napoleons,
:r sich Rußland anschloß, war, daß England, dessen Flotten alle Meere
herrschten, ohne Nebenbuhler im Alleinbesitz des Welthandels blieb und
ch in diesem unbestrittenen Besitz die Rohproducte, deren es bedurfte,
us anderen Welttheilen zu verschaffen wußte — während die Länder, die
lapoleons Continental-System annehmen mußten, vom Meere und vom
Zelthandel ausgeschlossen, in sich verarmten. Das war es, was jetzt auch
ußland und zwar, aus den schon angeführten Ursachen, sogar in höherem
rade als jedes andere Land — mit Ausnahme Hollands — empfinden
ußte.

Der Krieg mit Schweden mußte in der gewaltsamen Weise herbei-
führt werden, die in Tilsit verabredet war. Schweden wurde von
ußland und Dänemark aufgefordert dem Bunde gegen England beizu-
eten und das Continental-System anzunehmen. Das hieß Unmögliches
rlangen von dem armen Lande, das den Seehandel nicht entbehren
unte und selbst sein Brot zum Theil für Eisen in der Fremde kaufen
ußte. Uebrigens, da es auf Finnland abgesehen war, wäre eine zu-
immende Antwort Schwedens in Petersburg nichts weniger als will-
ommen gewesen. Es war da sogar nicht unerwünscht, daß die Unvernunft
önig Gustavs IV. der ablehnenden Antwort noch eine Beleidigung hinzu-
ügte: der König sendete nämlich dem Kaiser Alexander den russischen
ndreas-Orden zurück, dessen Ritter er war, und erklärte dabei in amt-
cher Form, das Gesetz der Ehre erlaube ihm nicht einen Orden zu be-
lten, den auch „Buonaparte" trage.

Rußland erklärte nicht in den herkömmlichen Formen den Krieg;
ur dem schwedischen Gesandten in Petersburg, Baron Stedingk, wurde
rch eine Note des Kanzlers Rumäntzow (am 21. Februar 1808) mit-
theilt, daß Rußland sich genöthigt sehe zu Feindseligkeiten zu schreiten,
nd fast in demselben Augenblick rückte ein russisches Heer — das aber
um 24,000 Mann zählte — unter dem Grafen Buxhöwden in Finnland
n. Trotz des rauhen Klimas, das in jenen hohen Breitengraden einen
Winterfeldzug erschwert und leicht verderblich macht, hatte man sich aus
ancherlei Gründen entschlossen, den Krieg nicht auf den Sommer zu
rschieben; namentlich auch weil die Festungen an der Küste, vor allen
as nordische Gibraltar, Sweaborg, auf seinen Felseninseln, im Winter,
uf dem Eise, zugänglicher waren als bei offener See, wo sie — beson-
rs wenn eine englische Flotte in der Ostsee erschien — für jeden russi-
hen Angriff unerreichbar wurden.

Eigentlich hätte sich Schweden, bei verständiger Leitung, gar wohl in
innland behaupten können, denn es kam hier nicht sowohl darauf an,

welche Macht den beiden kriegführenden Mächten überhaupt zu Gebote stand, als darauf, welche Macht sie gerade in Finnland in Thätigkeit setzen, das heißt in dem öden, dünn bevölkerten und armen Lande ernähren konnte. Das konnte von Seiten Rußlands immer nur eine mäßige Kriegerzahl sein, da man für die Versorgung einer russischen Armee durchaus auf den Landtransport aller Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse angewiesen blieb, dieser Transport auf sehr große Entfernungen bewirkt werden muß und die Mittel dazu — Pferde und Fuhren — in dem öden Lande nur mit großer Mühe und in beschränktem Maß zusammen zu bringen sind. Schweden dagegen hätte zum Voraus Magazine in seinen festen Plätzen aufhäufen können und im Sommer hätte es darauf rechnen dürfen, mit Englands Hülfe das Meer zu beherrschen und eben dadurch auch darauf, die Vorräthe in den Küsten-Festungen stets vermöge des leichten Transports zur See ergänzen zu können. So hätte Schweden wohl mit überlegener Macht in Finnland auftreten können.

Aber in dem übel verwalteten Reich war nichts vorhergesehen und nichts vorbereitet; es war kein Zusammenhang in den Maßregeln der Vertheidigung — und außerdem traten auch jetzt wieder Erscheinungen hervor, wie sich deren seit Karls XII. Tode wiederholt — nicht zur Ehre des schwedischen Adels — gezeigt hatten. Sweaborg namentlich wurde ganz ohne Kampf eine Beute der Russen. Der Commandant, Admiral Kronstedt, schloß am 6. April eine Convention, vermöge deren er sich verpflichtete die Festung mit allen Vorräthen zu übergeben, falls er bis zum 22. April keine Hülfe erhielt. Daß bis dahin die Schifffahrt nicht offen sein, keine Hülfe nahen konnte, das wußte natürlich der Admiral eben so gut als jeder andere Eingeborene jener nordischen Region. Noch dazu machte sich der Admiral anheischig, den Russen auch die Ruderflotte auszuliefern, die in Sweaborg überwinterte, obgleich König Gustav den Befehl gegeben hatte sie im schlimmsten Fall lieber zu verbrennen. — So seltsam das Alles ist, findet es doch seine vollständige Erklärung in einem Bericht Buxhöwdens. Der General meldet darin dem Kanzler Rumänzow, dieses Abkommen sei zwar etwas theuer zu stehen gekommen, doch seien solche Ausgaben gar nicht in Betracht zu ziehen im Vergleich mit dem Gewinn eines so wichtigen Punktes; er habe die zu außerordentlichen Ausgaben bestimmten Summen darauf verwendet.

Längst hatte ein jeder den Krieg vorhergesehen, in den Augen des Königs von Schweden aber war er ein Ueberfall mitten im Frieden, ein Bruch des Völkerrechts — und er ließ deshalb den russischen Gesandten zu Stockholm — Alopeus — und Alles, was zur Gesandtschaft gehörte, verhaften. Von diesem offenbaren Bruch des Völkerrechts, der einer Strafe nicht entgehen durfte, nahm dann Alexander Veranlassung, das Großfürstenthum Finnland, durch kaiserliches Manifest, mit dem russischen Reich zu vereinigen und von dessen Bewohnern den Eid der Treue zu

rdern. Darauf erſt wurde endlich von Seiten Rußlands (am 16./28. ärz 1808) dem König von Schweden förmlich der Krieg erklärt.

Den folgenden Sommer über war Schweden bemüht das verlorene and wieder zu gewinnen; wenig zahlreiche Heertheile beider Parteien impften in dem öden Lande mit wechſelndem Glück, und der Krieg urde für die Ruſſen beſonders dadurch ſchwierig, daß die Landbevölkerung innlands für Schweden zu den Waffen griff, ſich in den unabſehbaren Wäldern zuſammenrottete und von dort aus einen thätigen uerilla-Krieg führte. Doch gelang es den Ruſſen ſchließlich die Schween ganz aus dem Lande zu verdrängen, und Herr deſſelben, bis in die ähe von Torneo hinauf zu bleiben.

Nur die ruſſiſche Flotte im Baltiſchen Meer bedeckte ſich unter dem dmiral Chanikow nicht mit Ruhm. Dieſe Flotte, die 18 Linienſchiffe nd Fregatten zählte, war in der zweiten Hälfte des Juli von Kronſtadt usgelaufen, hatte die Gelegenheit verſäumt einzelne ſchwediſche Schiffe nehmen — und ergriff die Flucht als ſie bei Hangöud der ſchwediſchen lotte begegnete. Dieſe beſtand aus 10 Linienſchiffen und 6 Fregatten, nd es waren noch zwei engliſche Linienſchiffe unter dem Contre-Admiral ood dazu geſtoßen. Die Ueberlegenheit war eigentlich auf Seiten der uſſen, denn die ſchwediſche Flotte war unvollſtändig bemannt, und die emannung dann auch noch durch Krankheiten in dem Grade geſchwächt, aß die Schiffe nur mit Mühe und langſam manoeuvriren konnten. — uch forderten die Offiziere ſeiner Umgebung den Admiral Chanikow ringend auf, die Schlacht anzunehmen; er aber führte einen ſehr eigenhümlichen Grund an, um ſie zu meiden: — „es iſt heute Montag!" gte er. Der Montag gilt freilich dem ruſſiſchen Aberglauben für einen nglückstag; da es ſich aber um eine Schlacht handelte, lag hier ein Fall r, in dem der Montag doch nothwendiger Weiſe für eine der beiden arteien zu einem glücklichen werden mußte.

Chanikow floh quer über den Finniſchen Meerbuſen nach der Bucht n Baltiſchport, obgleich die ſchwediſche Flotte nicht zu folgen vermochte, nd nur die beiden engliſchen Schiffe verfolgten. Eines der ruſſiſchen nienſchiffe, der Wſewolod, der ſchlecht ſegelte, blieb zurück und wurde n den Engländern eingeholt; Chanikow machte einem Linienſchiff und ner Fregatte ſeiner Flotte das Signal umzukehren und dem Wſewolod Hülfe zu eilen: — ſie gehorchten nicht und eilten ohne Umſehen in r ſicheren Bucht Schutz zu ſuchen. Der Wſewolod wurde nach mannaftem Widerſtand von den Engländern genommen, und da er, durch hwere Beſchädigungen unlenkbar geworden, auf eine Sandbank gerieth, rbrannt. — Den Reſt des Sommers blieb dann die ruſſiſche Flotte in r Bucht von Baltiſchport bloquirt.

Der Admiral Chanikow wurde durch den Spruch eines Kriegsgerichts m gemeinen Matroſen degradirt. Der Capitain des Linienſchiffs aber,

der den Befehl dem Wsewolod zu Hülfe zu eilen nicht befolgt hatte, ein Mann, den ein englisches Kriegsgericht unfehlbar zum Tode verurtheilt hätte, der wurde später, durch die Gunst des Fürsten Menschikow, Admiral und Seeminister.*)

Auch die russische Flotte, die unter dem Admiral Siniäwin im Mittelländischen Meer nicht ohne Erfolg thätig gewesen war, ging verloren, doch nicht in unrühmlicher Weise. Sie mußte natürlich das Mittelländische Meer verlassen, so wie der Krieg Rußlands mit England erklärt war. Siniäwin suchte in die russischen Häfen der Ostsee zurück zu gelangen, mußte aber unterwegs in dem Hafen von Lissabon eine Zuflucht suchen. Portugal war zur Zeit von den neuen Verbündeten, den Franzosen, besetzt, Siniäwin wollte aber dennoch den Hafen von Lissabon als einen neutralen angesehen wissen, und nahm eben deshalb, trotz aller dringenden Aufforderungen des Befehlshabers der Franzosen, des Generals Junot, keinen Antheil an den Kämpfen, die sich entspannen, als die Engländer ihrerseits die französische Herrschaft in Portugal angriffen und besiegten. In Folge dieser klug bewahrten Haltung gelang es dem russischen Admiral — im September 1808 — mit dem englischen, Sir Willoughby Cotton, eine Convention zu schließen, deren Bestimmungen gemäß die russischen Schiffe im Tajo den Engländern unter der Bedingung übergeben wurden, daß Rußland sie bei dem Abschluß des Friedens zurück erhalten sollte. Offiziere und Mannschaften wurden frei nach Rußland entlassen.

Der Krieg Rußlands mit Persien, der zu gleicher Zeit fort und fort geführt werden mußte, blieb in Rußland selbst fast unbeachtet über so viele wichtigere Dinge, die Führung des Kriegs an der Donau aber wurde bei weitem mehr, als in früheren Zeiten je geschehen war, durch den wechselnden Gang der europäischen Politik beeinflußt.

Wie enthusiastisch die neue Freundschaft zwischen Alexander und Napoleon auch sein mochte, sollte sie doch nicht lange ungetrübt bleiben, und man muß gestehen, daß Napoleon, ganz abgesehen von ernsten und wesentlichen Dingen, selbst in den Formen des Verkehrs keineswegs darauf bedacht war, etwa sorgfältig zu meiden, was sie stören konnte. Es scheint fast, als habe in Napoleons Geist das Verlangen der Welt immerdar zu zeigen, daß jede Regung seines Willens unbedingt Gesetz sei, und entscheide was recht und unrecht ist; das Verlangen seinen Verbündeten so gut wie den besiegten Feinden den Fuß nicht fühlbar nur, sondern auch recht sichtbar auf den Nacken zu setzen, jede Rücksicht der Klugheit überwogen.

Wie laut und geräuschvoll hatte sich der Kaiser Alexander über die

*) Handschriftliche Nachrichten.

Ermordung des Herzogs von Enghien geäußert! — Und nun war der erste Gesandte, den Napoleon nach hergestelltem Frieden an den russischen Hof sendete, niemand anderes als der General Savary, der die Ermordung an Ort und Stelle, im Schloß zu Vincennes, in solcher Weise geleitet hatte, daß man ihn den unmittelbaren Mörder des unglücklichen Prinzen nennen muß. Eine seltsame Wahl, aber gewiß nicht ohne Absicht getroffen. Eine ärgere Demüthigung für den Kaiser Alexander ist kaum denkbar als die, daß er diesen Menschen an seinem Hof empfangen und sogar mit Auszeichnung behandeln mußte. Als dann später Savary abgerufen wurde, trat Caulaincourt als Gesandter Frankreichs an seine Stelle. Caulaincourt, der auch bei jener Mordthat betheiligt war, der sich dazu hatte brauchen lassen, jenen vom Kaiser Alexander mit Recht so streng verurtheilten Bruch des Völkerrechts zu begehen und den unglücklichen Prinzen mitten im Frieden auf fremdem Gebiet zu verhaften, um ihn den anderen Schergen Napoleons auszuliefern, die dann das Uebrige nach dem Willen ihres Herrn getreulich vollbrachten. Ob der Kaiser Alexander die Beleidigung, die in diesen Ernennungen lag, als solche empfunden hat, können wir nicht wissen. Zeigen konnte er natürlich nicht, daß er sich beleidigt fühlte, wenn er nicht sofort wieder das Schwert ziehen wollte zu ritterlichem Kampf, und so behandelte er denn auch beide, Savary und Caulaincourt, mit der größten Auszeichnung.

In den höheren gesellschaftlichen Kreisen der russischen Hauptstadt dagegen wurden die beiden Vertreter Frankreichs mit eisiger Kälte aufgenommen. Doch bezog sich die allgemeine Zurückhaltung, der sie begegneten, nicht eigentlich auf ihre persönliche Vergangenheit, nicht auf die bösen Erinnerungen, die an ihren Namen klebten, und noch weniger ging sie aus dem Bewußtsein hervor, daß in ihrer Ernennung eine Beleidigung für den Kaiser von Rußland liege: — jeder andere Gesandte Napoleons würde in derselben Weise empfangen worden sein. Die Haltung der Petersburger vornehmen Welt, diesen Vertretern Frankreichs gegenüber, war einfach der Ausdruck der herrschenden feindseligen Stimmung gegen Napoleon, und bei weitem mehr noch der Unzufriedenheit mit der eigenen Regierung, die eigentlich dieser Stimmung zum Grunde lag. Sie war ein Act der Opposition, dessen sich die russische Aristokratie unter einem strengen Herrn gewiß sehr geflissentlich enthalten hätte, den man sich aber erlaubte, weil Alexander nicht gefürchtet war. Sie war insofern charakteristisch.

Napoleon erfuhr übrigens diese Ungunst der in Rußland herrschenden Stimmung nicht blos durch seine Gesandten, sondern auch in eigener Person. Der Graf Peter Alexandrowitsch Tolstoy gefiel sich darin als russischer Gesandter in Paris, nicht sowohl die russische Regierung und seinen Kaiser zu vertreten, als eben diese in seinem Heimatlande herrschende Stimmung. Obgleich von Napoleon mit größter Auszeichnung aufge-

nommen, verhehlte er seine Feindschaft nicht, und suchte vor allem die Gesellschaft der in der Vorstadt St. Germain hausenden Legitimisten.

Doch hätten alle die kleinen und kleinlichen gesellschaftlichen Reibungen, die sich auf diese Weise ergaben, wohl wenig zu bedeuten gehabt, wenn nicht sehr bald offenbar geworden wäre, daß dieses Bündniß, für das Rußland seine naturgemäße Handelspolitik und damit seinen innern Wohlstand zum Opfer gebracht hatte, von Seiten Napoleons nicht unbedingt redlich gemeint sei; daß der Kaiser der Franzosen namentlich seinen Freunden, den Russen, die versprochene Beute keineswegs ohne Einschränkung gönnen wollte. Zwar, daß der Kaiser Alexander Finnland eroberte, damit war Napoleon in der That vollkommen einverstanden; er forderte sogar zu großer Energie in dieser Richtung auf; das war ein Mittel seinen persönlichen Feind, Gustav IV. von Schweden, den er selber nicht erreichen konnte, empfindlich zu strafen, und der Besitz des öden, armen Landes, konnte die Macht und Bedeutung Rußlands nicht wesentlich steigern, wenn auch Schweden mit seiner Grenze, seiner drohenden Stellung in der Nähe der russischen Hauptstadt, den letzten Rest seiner europäischen Bedeutung verlor.

Anders an der Donau, wo sich Rußland nicht in der zu Tilsit versprochenen Weise redlich von Frankreich unterstützt sah.

Der General Guilleminot, als französischer Gesandter nach Constantinopel und an die Donau gesendet, hatte es freilich schon wenige Wochen nach dem Tilsiter Frieden dahin gebracht, daß (am 24. August 1807) zu Slobodseia — bei Giurgewo — ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der bis zum 3. April 1808 währen sollte, angeblich um Raum für Unterhandlungen zu gewinnen. Aber die Bedingungen waren von der Art, daß der Vermittler die Pforte, nicht Rußland begünstigt zu haben schien, obgleich in seinen Instructionen ausdrücklich zu lesen war, daß er den Russen in Allem behülflich sein solle. Auch äußerten die russischen Diplomaten, daß es ohne den Vermittler aller Wahrscheinlichkeit nach besser gegangen wäre.

Die Bedingungen waren nämlich, daß die russischen Truppen innerhalb fünfunddreißig Tagen aus den Donau-Fürstenthümern zurückgezogen werden sollten. Die Türken blieben im Besitz der drei Festungen — Giurgewo, Brailow und Ismail — die sie auf dem linken Ufer inne hatten, nur mußten sie sich verpflichten, keine Truppen in das Innere der Moldau und Walachei vorgehen zu lassen, und mit Mühe erlangte man, daß sie versprachen, während des Waffenstillstandes auch gegen die Serben keine Feindseligkeiten zu üben. Dagegen sollte auch die Insel Tenedos den Türken wieder eingeräumt werden, und die russischen Bevollmächtigten verstanden sich dazu, daß selbst die durch Siniäwin und Greigh in rühmlichen Gefechten eroberten türkischen Schiffe zurückgegeben werden sollten.

Solche Bedingungen waren allerdings eine eigenthümliche Einleitung

zu Unterhandlungen, durch welche die Pforte bewogen werden sollte, die Donau-Fürstenthümer abzutreten; — die sogar, im Fall der Sultan und sein Diwan sich dessen weigerten, eine gänzliche Theilung des europäischen Gebiets der Ottomanischen Pforte einleiten sollten. Das war nicht was man in Petersburg gewünscht und erwartet hatte! — General Meyendorf, der als ältester im Rang den einstweiligen Befehl übernommen hatte, da Michelson während der Unterhandlungen gestorben war, sollte zunächst empfinden, wie wenig sein Kaiser mit diesem Abkommen zufrieden war. Er hielt sich verpflichtet, den Vertrag ohne Weiteres zu ratificiren und die Bestimmungen desselben sofort und redlich auszuführen, und ließ die russischen Truppen unverweilt den langen, beschwerlichen Rückmarsch von der Donau bis an und über den Dniestr antreten. Ein so naives Verfahren wurde natürlich von der russischen Regierung in solcher Weise mißbilligt, daß Meyendorf sich Glück wünschen mußte, einfach seinen Abschied zu erhalten. Ein Mann, der im Stande war zu glauben, es könne mit der Räumung der von den Russen in der Moldau besetzten Festungen, Chocim, Bender, Akerman, solche rücksichtslose Eile haben, war offenbar weder als Feldherr noch als Diplomat zu brauchen.

Der Kaiser ernannte nun den sechsundsiebzigjährigen und sehr hinfälligen Fürsten Prosorowsky, der zu gleicher Zeit zum Feldmarschall befördert wurde, zum Befehlshaber seines Heeres in den Donau-Fürstenthümern, und dieser neue Feldherr — der in so hohen Jahren zum ersten Mal selbständig an der Spitze einer Armee stand — durfte den Waffenstillstand nur unter beschränkenden Bedingungen bestätigen. — Der Stillstand sollte nicht bis zum folgenden Frühjahr währen, überhaupt nicht auf bestimmte Zeit geschlossen sein. Rußland wollte es in seiner Macht haben, ihn jederzeit zu kündigen, und befugt sein, die Feindseligkeiten fünfunddreißig Tage nach erfolgter Kündigung wieder zu beginnen. Auch die eroberten Schiffe wurden nicht zurückgegeben; das wäre, wie der Kaiser meinte, gegen die Ehre der russischen Waffen gewesen.

Da die Türken in keine Aenderungen des Waffenstillstands-Vertrags willigen wollten, und in Folge dessen nur eine thatsächliche Waffenruhe bestand, wurde eben keine der verabredeten Bedingungen erfüllt, und es verstand sich von selbst, daß die russischen Truppen in der Moldau und Walachei blieben.

Die Unterhandlungen aber, die zu Paris geführt, dem russischen Reich wenigstens zu dem Besitz dieser beiden Fürstenthümer verhelfen sollten, schienen nicht zu fördern, nicht einmal wirklich und im Ernst zu beginnen. Napoleon hatte dem Kaiser Alexander noch zu Tilsit mündlich versichert, daß er die Räumung der Donau-Fürstenthümer nicht im Ernst fordern werde; es liege ihm nicht daran (qu'il n'y tenait pas); man könne die Ausführung zunächst in die Länge ziehen, um ihr schließlich ganz zu entgehen (qu'on la traînerait en longueur pour s'en dispenser).

Dennoch ließ er der russischen Regierung und dem Kaiser jetzt durch eine ausführliche Note und durch seinen Gesandten Savary auseinander setzen, daß der förmliche Abschluß des Waffenstillstandes, und folglich die versprochene Räumung der Fürstenthümer unerläßlich seien, um zu den Unterhandlungen zu gelangen, die Frankreich vermitteln solle. So lange die Hohe Pforte nicht die Vermittelung Frankreichs entschieden ablehne, sei es eine Ehrenpflicht Frankreichs, ihr eine hülfreiche Hand zu reichen.

Einen gab es unter den Russen, den auch alle diese Dinge nicht störten in der Befriedigung, die ihm das Bündniß mit Frankreich gewährte. Das war der Kanzler Rumäntzow. Alles was der Art zur Sprache kam, war ihm zufolge Nebensache, unbedeutende Dinge, über die man sich eben verständigen müsse und auch könne, wenn man nur über die Hauptsache, die gemeinschaftliche Herrschaft über Europa und die Theilung der Beute einverstanden sei. Das übrige Europa kam dann gar nicht in Betracht. Der Cynismus, mit dem er sich in diesem Sinn aussprach, konnte so wenig überboten werden, als die Flachheit der Ansichten, von denen er ausging. Man mußte sich gegenseitig offen aussprechen und dem Kaiser der Franzosen in allen Dingen zu Willen sein, das war nach Rumäntzows Meinung das Mittel dieses werthvolle Bündniß auch russischer Seits auf das vollständigste auszubeuten. Daß dieses Bündniß in Rußland nichts weniger als beliebt war, das wußte Rumäntzow sehr wohl; er führte es gegen Savary als Grund an, weshalb Frankreich der russischen Regierung gewähren müsse, was sie bedürfe, um ihre Politik vor dem eigenen Lande zu rechtfertigen. Weiter störte es ihn nicht in seinen Ansichten.

Der Kaiser Alexander aber wurde verstimmt und nahm nun wahr, was er bis dahin nicht zu sehen schien, nämlich daß Napoleon die Bedingungen des Tilsiter Friedens nicht erfüllte; daß seine Truppen die preußischen Provinzen nicht zu den festgesetzten Fristen räumten —: ein in Rumäntzows Augen sehr gleichgültiger Umstand!

Rußlands Botschafter in Paris, Graf Tolstoy, mußte an die nicht erfüllten Punkte des Friedens-Vertrags erinnern, sowie an das Versprechen der russischen Regierung zu dem Besitz der Moldau und Walachei zu verhelfen, und that es seiner persönlichen Stimmung gemäß, nicht in den versöhnlichsten Formen. Napoleon antwortete, in Person und mündlich, stets nicht sowohl ausweichend als ablehnend: seine Truppen behielten die brandenburgischen Marken und Schlesien nur als Pfand für die rückständigen Contributionen besetzt — und auch die russischen hätten ja nicht, wie man versprochen, die Donau-Fürstenthümer verlassen.

So schienen die Dinge sich schon wenige Monate nach dem Tilsiter Frieden einem neuen Bruch zwischen Rußland und Frankreich zuzuneigen, und doch erfolgte noch einmal eine unerwartete Wendung; eine enthusiastische Erneuerung des Seelenbündnisses, das die beiden Kaiser

verband. Sie bedurften vor der Hand noch Einer des Anderen, keinem von Beiden wäre ein Bruch zur Zeit gelegen gekommen. Rußland wollte, ehe es sich auf etwas Weiteres einließ, in Besitz der Länder gelangen, die ihm der Friede versprochen hatte, den Preis gewinnen, um den es Preußen und die frühere hochherzige Politik Alexanders aufgegeben hatte. Napoleon wollte Spanien und Portugal zu einer Domaine seiner Familie machen und bedurfte bald, in Folge des mächtigen Aufstandes, der dort ausbrach, des Friedens an der Weichsel, um seine Heere in den Ländern der Iberischen Halbinsel verwenden zu können. Da es Napoleon war, der eigentlich durch seine zweideutige Haltung die herrschende Spannung hervorgerufen hatte, wußte er sich auch zu sagen, daß die Verhältnisse eben auch wieder ihm die Aufgabe stellten, eine neue Wendung zu nehmen, um die zu Tilsit geschlossene Freundschaft neu zu bestätigen. Bestimmt, theils durch die Kämpfe, die er selbst muthwillig in Spanien hervorgerufen hatte, theils durch das Mißtrauen, mit dem er die in Oesterreich betriebenen Rüstungen zu der Zeit schon beobachten mußte, besann sich Napoleon ziemlich plötzlich darauf, daß er nur dem Sultan Selim gegenüber Verpflichtungen übernommen, nur ihm eine hülfreiche Hand zu reichen versprochen habe, nicht aber dem Nachfolger, den eine That der Gewalt an seiner Stelle erhoben hatte. Als ob eine solche Serail-Revolution irgend etwas an der politischen Lage Europas und an der Bedeutung des türkischen Reichs in ihr geändert hätte. Napoleon kam zu dem Schluß, daß er aller Verpflichtungen gegen die Pforte ledig sei, und zeigte sich von neuem, wie zu Tilsit, geneigt, sie den Russen preis zu geben.

Die beiden Kaiser beschlossen sich von neuem in persönlichem Verkehr über ihre eigenen Pläne und das Schicksal Europas zu verständigen, und Erfurt war der Ort, der zu diesem Ende ausersehen wurde. Alexander und Napoleon verweilten dort vier Wochen (vom 17. September bis 14. October 1808). Man hat diese berühmte Zusammenkunft einen Congreß genannt, aber mit Unrecht, denn wenn auch Könige in Menge (nämlich die sämmtlichen Rheinbund-Könige) und Diplomaten in noch größerer Anzahl anwesend waren, bildeten alle diese Herren doch nur einen Theil des Schaugepränges, das die Scene zu einer glänzenden machen sollte. Sie waren gleichsam Attribute Napoleons, bestimmt seine Größe und Macht dem staunenden Publikum anschaulich zu machen. Mit zu reden hatten sie weiter nicht, sie brauchten nicht einmal um tactvolle Antworten verlegen zu sein, denn sie wurden um nichts gefragt. Unterhandlungen schwebten nur zwischen Alexander und Napoleon.

Die Franzosen verweilen gern bei dem Glanz der dortigen Feste und scheinen zu übersehen, daß Napoleon in manchen der Anordnungen, durch die er sich selbst zu verherrlichen strebte, und in manchem Wort, das er sprach, den etwas gemeinen Uebermuth des Emporkömmlings verrieth. Es ist als ob ihnen selbst der Sinn für jene wahre gute Lebens-

art fehlte, die aus dem Adel der Gesinnung hervorgeht. Unseres Ver
ist es nicht, hier weiter auf die theatralische Ausstattung der Scene
zugehen, wenngleich auch diese Aeußerlichkeiten für die Charakteristik
Zeit und der Menschen keineswegs ohne Bedeutung sind.

Der Kaiser Alexander erschien von seinem Bruder dem Großfü
Constantin, ein Paar vornehmen Herren seines Hofs, dem Kanzler
mäntzow und zwei in verschiedener Weise bedeutenden Männern, Spera
und dem Fürsten Alexander Nikolayewitsch Galitzyn, begleitet. Speran
große Rolle war im Beginnen; Al. Nik. Galitzyn war zur Zeit
allen Jugendgefährten Alexanders der einzige, der noch in vertr
Beziehungen zu ihm stand. Außerdem begleiteten den russischen K
auch zwei Franzosen: Caulaincourt und der Marschall Lannes. Er
nämlich den König von Preußen unterwegs in Königsberg besucht;
war er zu Bromberg, auf polnischem Boden von einem französischen Ge
der da den Herrn vom Hause spielen durfte, eben dem Marschall La
glänzend empfangen worden, er hatte diese Huldigungen mit anmuth
Liebenswürdigkeit angenommen und es anscheinend sehr gern ge
daß der Marschall ihn auf der ferneren Reise begleitete.

Napoleon kam fast unmittelbar von Thaten her, die jedenfalls
weniger verwerflich waren als selbst die Ermordung des Herzogs
Enghien, und in mancher Beziehung sogar ein noch unehrenhaf
Ansehen hatten. Er hatte kaum vier Monate vor der Zusammen
in Erfurt die spanische Königsfamilie nach Bayonne gelockt, angeblich
den wüsten Hader zu schlichten, der in diesem Hause herrschte —
eben diesen Hader als Vorwand gebraucht, um auch diesen, ihm verbün
Zweig der Bourbons der Krone zu berauben, die er dann seinem schwa
Bruder Joseph verlieh, ohne ihn zu fragen. — Doch da man nicht
Napoleon brechen wollte, glaubte der Kaiser Alexander auch dieser E
nisse wegen nicht den Ausdruck herzlicher Freundschaft und staune
Bewunderung mäßigen zu sollen, den er seinem Verbündeten entgegen

Dann äußerte sich Napoleon, so sehr er in dem Augenblick
Friedens mit Rußland bedurfte, doch zu Erfurt wieder weit weniger
fährig in Beziehung auf die Interessen seines Verbündeten, als e
Tilsit gewesen war. Die Demüthigung Gustavs IV. von Schw
war ihm zwar jetzt erwünscht wie früher, — anders aber verhielt es
nun wieder in Beziehung auf die Verhältnisse im Orient. Einer Thei
der Türkei wurde nur noch in ablehnender Weise erwähnt; wenn
Kaiser Alexander und die russischen Staatsmänner darauf zurückkom
wollten, wurden ihnen von Seiten der Franzosen die unüberwindl
Schwierigkeiten entgegen gehalten, die eine so tiefgehende Veränderung
Orient unmöglich machten. Selbst die Vereinigung der Donau-Für
thümer mit Rußland mußte, wie Napoleon meinte, auf eine spätere
verschoben werden, um den europäischen Frieden nicht unmöglich zu ma

a England dieſer Erwerbung nicht zuſtimmen werde. — Als ob die rage dieſe Fürſtenthümer betreffend, nicht ſehr unbedeutend geweſen wäre, n Vergleich mit Napoleons eigenen dynaſtiſchen Plänen in Spanien! – Als ob nicht dieſe Pläne eben das geweſen wären, was den euro-äiſchen Frieden unmöglich machte, gleichviel was Nebenſächliches an der Donau vorging!

Rumäntzow konnte nachweiſen, daß die engliſche Regierung — aller-ings vor dem Abſchluß der Tilſiter Verträge — in Beziehung auf die Donaufürſtenthümer und ihre Eroberung von Seiten Rußlands, die ündigſten zuſtimmenden Verſicherungen gegeben hatte, ſo daß hier kein nüberſteigliches Hinderniß des europäiſchen Friedens vorliegen konnte.

Dann meinte Napoleon, die Anſprüche Rußlands ſeien allerdings gründet; ſowohl die Thatſache der Eroberung, als der Anſpruch auf ntſchädigung für die im Kriege gebrachten Opfer, berechtigten Rußland e Moldau und Walachei zu fordern. — Er aber könne dieſe Forderung cht unterſtützen; er müſſe das gute Vernehmen mit der Pforte zu erhal-n ſuchen, um nicht die vielen Franzoſen, die ſich in den Provinzen des rkiſchen Reichs niedergelaſſen hätten, Gefahren auszuſetzen. Daneben er und im Widerſpruch mit dieſen Andeutungen, ſchienen gelegentlich mz andere Dinge aufzutauchen. Der franzöſiſche Miniſter Champagny eß ſich gegen Rumäntzow vernehmen, Napoleon ſei in die Nothwendig-it verſetzt von Oeſterreich „einen Küſtenſtreif am Adriatiſchen Meer" verlangen — natürlich um eine unmittelbare Verbindung zwiſchen Dalmatien, das im Beſitz Frankreichs war, und Napoleons italieniſchem eich herzuſtellen. Zu dieſem Küſtenſtreif gehörte nothwendiger Weiſe rieſt, das jedoch nicht ausdrücklich genannt wurde. Oeſterreich könne f Koſten der Türkei entſchädigt werden. — Dergleichen, konnte der ſſiſchen Regierung nicht erwünſcht ſein! Rumäntzow ließ es nicht daran hlen nun ſeinerſeits die Gefahr ſolcher Pläne auseinanderzuſetzen, e unfehlbar einen europäiſchen Krieg hervorrufen müßten. Seine Gründe aren es wohl nicht die Napoleon bewogen die Sache fallen zu laſſen. Spanien, und immer wieder die Rückſicht auf Spanien, gebot für den ugenblick Zurückhaltung und Vorſicht, ſo weit er deren überhaupt hig war.

Nicht weniger als dieſe Winkelzüge war auch in dem perſönlichen benehmen Napoleons gar manches wohl dazu angethan die zur Schau tragene Freundſchaft zu erſchüttern. Er bemühte ſich zwar liebens-ürdig zu ſein, dann aber auch wieder konnte er das Verlangen nicht zähmen, in dem Bewußtſein der eigenen Machtfülle zu ſchwelgen und e auch äußerlich rückſichtslos zur Anſchauung zu bringen, indem er ſeine riumphe in mehr als trivialer Weiſe feierte. Dies Verlangen überwog i ihm nicht ſelten jede Rückſicht der Klugheit. Daß er auf dem Schlacht-lde von Jena eine Haſenjagd veranſtalten ließ und den Prinzen Wilhelm

von Preußen dazu einlud, war eine Befriedigung rohen Uebermuths, die er sich glaubte ganz ohne Gefahr gewähren zu können; Anderes aber mußte befremden, auch wenn man seinen eigenen Maßstab an die Dinge legte. Er war nach Erfurt gekommen, um den Kaiser Alexander wieder ganz zu gewinnen —: da war es gewiß nicht gut berechnet, daß er französische Regimenter, die aus Preußen nach Spanien im Marsch waren, bei Erfurt die Revue passiren ließ, daß er sich dabei von einzelnen Soldaten, die ihm vorgestellt werden mußten, in Gegenwart des Kaisers Alexander ihre Heldenthaten gegen die Russen, mitunter romanhafte Geschichten von unzähligen erschlagenen russischen Kriegern, von eroberten russischen Fahnen und Geschützen, erzählen ließ und sie dann mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnte.

Der Großfürst Constantin, der seiner selbst keineswegs immer Herr war, entfernte sich, um einen Artilleriepark in der Nähe zu betrachten —: der Kaiser Alexander dagegen ertrug die peinliche Scene mit musterhafter Ergebung, zeigte überhaupt seinen Unmuth in keiner Weise und fehlte in keiner Weise gegen das, was Klugheit zur Pflicht machte, wenn einmal das Bündniß mit Frankreich aufrecht erhalten werden sollte. Man könnte eher fragen, ob er nicht in der entgegengesetzten Richtung zu weit ging, nicht auf Kosten der eigenen sittlichen Würde etwas mehr that als, streng genommen, nothwendig war. So namentlich, als die französischen Schauspieler Voltaires „Oedipe“ vor „einem Parterre von Königen“ aufführten und von der Bühne herab der bekannte Vers gesprochen wurde:

„L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux“,

Alexander aber diese Worte auf Napoleon und sich selbst anwendete und sich geräuschvoll und enthusiastisch von dieser erhabenen Wahrheit durchdrungen zeigte. Das war, wenigstens nach der Meinung der Ernsten unter den Zeitgenossen, zu viel.

Das Ergebniß dieses Congresses zu Zweien war ein neuer — am 12. October 1808 unterzeichneter — Vertrag, durch den Napoleon seinem Freunde neue Fesseln anzulegen suchte. Das Tilsiter Bündniß wurde darin erneuert und bestätigt; nur gemeinschaftlich wollte man mit den gemeinschaftlichen Feinden Frieden schließen. Gemeinschaftliche Unterhandlungen sollten mit England eröffnet und das sogenannte uti possidetis, der augenblickliche Besitzstand, als Grundlage der Friedensbedingungen vorgeschlagen werden. Dabei wurde aber, wie gleich die nächsten Artikel zeigten, nicht mehr und nicht weniger vorausgesetzt, als daß Joseph Buonaparte im Besitz Spaniens sei und der Kaiser von Rußland in dem Finnlands sowohl als der Donau-Fürstenthümer. Denn diese zunächst folgenden Artikel — der 5. und 6. — erklärten es für eine unerläßliche Bedingung des Friedens, daß England das Eigenthumsrecht Rußlands an die Moldau, die Walachei und Finnland anerkenne und Joseph Buonaparte als König von Spanien und Indien.

Damit verpflichtete sich Alexander eigentlich zu einem endlosen Krieg mit England, im Dienst Frankreichs. Denn daß England Spanien, die spanischen Besitzungen jenseits des Weltmeeres und alle Mittel eine Seemacht herzustellen, die sie bieten konnten, jemals der Herrschaft Frankreichs und namentlich eines napoleonischen Frankreichs werde verfallen lassen, das lag in der damaligen Weltlage jenseits aller Möglichkeit. Es setzte die vollständigste Besiegung Englands voraus. Die Gegenseitigkeit der Verpflichtungen aber, die der Vertrag feststellte, war in diesem Fall ganz illusorisch, da von Seiten Rußlands keine solche in das Unermeßliche gehenden Forderungen vorlagen.

Napoleon hätte in der That gern die gesammte Macht Rußlands seinen Zwecken unmittelbar dienstbar gemacht; wenigstens verfügte der Vertrag weiter, daß die Kaiser — wenn der Versuch, mit England Frieden zu schließen, fruchtlos blieb — wieder zusammen kommen wollten — „innerhalb eines Jahres" dans un délai d'un an, fügte Alexander eigenhändig hinzu — um die gemeinschaftliche Kriegführung zu berathen, in der dann die gesammte Macht beider Reiche eingesetzt werden sollte.

Mit überraschender Unbefangenheit erklärte Napoleon zugleich, wie wenig er seinerseits geneigt sei etwas für Rußland zu thun. Die russische Regierung mußte sich verpflichten, die in Beziehung auf die Donau-Fürstenthümer getroffenen Verabredungen zunächst geheim zu halten, nämlich bis man eine Antwort Englands diesen Punkt betreffend erhalten habe. Dann sollte Rußland versuchen, die Pforte auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen zur friedlichen Abtretung dieser Lande zu bewegen, zugleich aber sagte sich der französische Kaiser von der Vermittelung los; er wollte nichts thun, um die Pforte zur Nachgiebigkeit zu stimmen; im Gegentheil sollte mit zartester Rücksicht Alles vermieden werden, was die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs zu dem Reich des Sultans stören konnte, damit die Ottomanische Pforte nicht etwa zu einem Bündniß mit England ihre Zuflucht nehme. Auch von jeder Theilnahme an dem Türkenkriege, im Fall er fortgesetzt werden mußte, sagte sich Frankreich los; nur wenn etwa Oesterreich mit den Waffen zu Gunsten der Pforte einschritt, wollte auch Napoleon für Rußland zu den Waffen greifen. — Der geheime Artikel des Tilsiter Vertrags, der eine Theilung der europäischen Türkei in Aussicht stellte, wurde aufgehoben. Die beiden Kaiser verbürgten jetzt, im Gegentheil, der Hohen Pforte den Besitz aller ihrer Lande, mit Ausnahme der Moldau und Walachei.

Endlich beschlossen die beiden Kaiser auch — was, mit der 1812 befolgten Politik Rußlands verglichen, ein gewisses Interesse der Seltsamkeit hat — die bewiesene Redlichkeit und Standhaftigkeit des würdigen Königs von Dänemark zu belohnen, indem sie ihm eine Entschädigung für die

erlittene Unbill verschafften und ihm zum Voraus alle Eroberungen zusprachen, die er in dem gemeinschaftlichen Kriege machen konnte.*)

Unmöglich konnte ein Mann von so feinem Geist, wie der Kaiser Alexander war, in dem Augenblick, wo er diesen auf Schrauben gestellten geheimen Vertrag unterschrieb, über dessen Werth getäuscht sein! — Wie weit er ihm wirklich nachzukommen gedachte, nachdem die lockenden Aussichten, die ihn zu Tilsit bezaubert hatten, zerstoben waren wie ein Traum, das ist sein Geheimniß geblieben! — Vor der Hand zeigte er sich willfährig und entgegenkommend, wie es sein Freund und Verbündeter nur wünschen konnte. So auch Oesterreich gegenüber.

Napoleon hatte, schon acht Wochen früher (an seinem Geburtstag, den 15. August), den österreichischen Gesandten zu Paris, Grafen Metternich, inmitten der festlichen Versammlung in den Tuilerien, die der Tag mit sich brachte, in heftigen und drohenden Worten zur Rede gestellt, der Rüstungen wegen, die Oesterreich allerdings nach einem sehr großen Maßstab eifrig betrieb. Auch war Oesterreich nicht zu dem Congreß geladen worden, Metternichs Anwesenheit hatte Napoleon sich sogar ausdrücklich verbeten. Da erschien anstatt dieses Staatsmannes General Vincent zu Erfurt als zuschauender Vertreter Oesterreichs, als Ueberbringer eines höflichen Briefes seines Landesherrn an den französischen Kaiser und beauftragt mit beruhigenden Erklärungen in Beziehung auf die Rüstungen, wie man sie in solchen Fällen zu geben pflegt. Napoleon empfing ihn aber sehr ungnädig und lärmte, schalt und drohte unter heftigen Geberden in seiner bekannten ziemlich rohen Weise.

Der Kaiser Alexander, der sich verpflichtet hatte auch gegen Oesterreich für Napoleon in das Feld zu ziehen, wenn der habsburgische Kaiserstaat als Englands Verbündeter zu neuem Kriege schritt, zeigte sich beflissen den Frieden und Napoleons Herrschaft in Deutschland sicher zu stellen, für die Zeit, die der französische Heereszug nach Spanien erforderte. Es mußte ihm wirklich daran liegen, daß Alles ruhig blieb; er sendete deshalb den Fürsten Alexander Bor. Kurakin an den österreichischen Hof und ließ dort (zu Presburg am 10. und 11. October) erklären, daß er, beseelt von dem Wunsch, die Ruhe in Deutschland zu erhalten, seinen Freund, den Kaiser Napoleon, zu friedlichen Absichten bewogen habe, für die er selbst sich verbürgen könne. Jedem möglichen Zwist vorzubeugen, möge Oesterreich Rußlands Vermittelung annehmen. Dergleichen war nicht abzulehnen. Als dann aber Kurakin weiter mittheilte, die Pacification Spaniens sei die Grundlage aller weiteren Vorschläge und nichts könne entschieden werden, so lange nicht Joseph Buonaparte von Oesterreich als König von Spanien anerkannt sei — erklärte sich der habsburgische Hof außer Stande in solcher Weise vorzugehen, um die spanische Dynastie der

*) Bogdanowitsch II. 379.

lange getragenen Krone zu berauben. Merkwürdiger Weise äußerte sich die österreichische Regierung, damals unter Stadions Leitung, bei dieser Gelegenheit im Sinn sehr weit gehender liberaler Anschauungen, die später, zu Metternichs Zeiten, auf das allerentschiedenste von ihr verleugnet wurden; denen sich auch der Kaiser Franz für seine Person, gewiß nur mit äußerstem Widerstreben und dem stillen Vorbehalt, sie seiner Zeit wieder in Vergessenheit zu bringen, für den Augenblick hingeben konnte. Als Grund der ablehnenden Antwort wurde nämlich angeführt, daß man den Wunsch der spanischen Nation nicht kenne, die zu befragen sei; man sei nicht abgeneigt, der Wahl dieser Nation zuzustimmen, wolle ihr aber keine Wahl vorschreiben.*)

Inzwischen aber hatte Napoleon sich eines Anderen bedacht; wahrscheinlich weil der Augenblick nicht geeignet schien die Dinge auf die Spitze zu treiben, erklärte er nun — ohne daß irgend eine weitere Veranlassung dazu vorgelegen hätte — (12. October) seinen Rheinbund-Vasallen schriftlich, der Brief des Kaisers von Oesterreich und Vincents Erklärungen, besonders aber die bereits begonnene Ausführung der gegebenen Versprechen von Seiten Oesterreichs — (d. h. die angebliche Einstellung seiner Rüstungen) hätten ihn vollkommen beruhigt. Der König von Bayern wurde bedeutet, daß er seine Truppen, die bereits in Lagern vereinigt standen, wieder in ihre Friedensgarnisonen entlassen könne. Doch durfte dabei ein drohender Wink nicht fehlen. Der König von Bayern erhielt in demselben Brief die Weisung, durch seinen Gesandten in Wien erklären zu lassen, daß die Truppen des Rheinbundes „und seines Protectors" jedesmal wieder eine feindliche Haltung annehmen würden (seront remises en situation hostile), sowie in Oesterreich ungewöhnliche Rüstungen stattfänden.**)

In eigener Person aber schrieb der angeblich beruhigte Napoleon zugleich (am 14. October), um in Wien den gehörigen Schrecken zu verbreiten, dem Kaiser von Oesterreich als Antwort, einen Drohbrief von der eindringlichsten Derbheit. Er erinnerte daran, daß es in seiner Macht gestanden habe, die österreichische Monarchie ganz zu vernichten, und fügte hinzu: „Was Eure Majestät sind, sind Sie mit meinem Willen (ce que V. M. est, elle l'est de mon aveu), ein Beweis, daß unsere Rechnung geschlossen ist, und daß ich meinerseits nichts weiter von Ihnen verlange." — „Aber Eure Majestät muß nicht (ne doit pas) wieder in Frage stellen, was fünfzehn Kriegsjahre entschieden haben; muß (elle doit) jede Maßregel verbieten, die Veranlassung zum Kriege werden könnte" — und zuletzt unbedingt gebietend: „Eure Majestät enthalte sich (que V. M.

*) Häusser, Deutsche Geschichte, III. 246.
**) Gagern, Antheil an der Politik, I. 178.

s'abstienne) jeder Rüstung, die mich beunruhigen oder eine Diversion zu Gunsten Englands machen könnte."

Wie in dem neuen Vertrage festgestellt war, und an eben dem Tage, an dem er unterzeichnet wurde, richteten Alexander und Napoleon einen gemeinschaftlichen Brief an den König von England, um ihn zu Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden aufzufordern. Einen Erfolg konnten sie sich unmöglich davon versprechen, da sie beide ihren Plänen, der Eine in Spanien, der Andere in Finnland und an der Donau, nicht entsagen wollten. Die beiden Kaiser thaten diesen Schritt wohl nur, um der Welt sagen zu können, sie hätten das Mögliche gethan, den Frieden herbeizuführen, um die Fortsetzung des endlosen Krieges dem selbstsüchtigen Eigensinn des „perfiden Albions" zur Last zu legen — besonders aber um die innige Verbindung der Beherrscher Frankreichs und Rußlands vor aller Welt recht sichtbar zur Schau zu tragen und der gesammten europäischen Menschheit dadurch zu imponiren. Darum schrieben die Kaiser auch nicht gleichlautende Briefe, sondern einen gemeinschaftlichen, den sie auf einem und demselben Blatt nebeneinander unterschrieben.

Allerdings äußerte sich Napoleon, als ob er einen wirklichen Erfolg erwarte und den Frieden für möglich halte. Wenn der „Aufstand" in Spanien energisch niedergeschlagen, Englands Heer vom Boden der Iberischen Halbinsel vertrieben und die Ruhe dort im Lande hergestellt sei, werde England ohne Verbündete, wahrscheinlich an einem Erfolg des fortgesetzten Kampfes verzweiflen und sich zum Frieden bequemen: — vorausgesetzt freilich, daß nicht Rußland durch unvorsichtig verrathene Ansprüche an der Donau dem König von England in der Person des Sultans einen neuen Verbündeten zuführe! — „Die Nachricht, daß eine solche Macht" — die Ottomanische Pforte nämlich — „sich seinen Interessen anschließe, müßte Englands Ansprüche steigern." (La nouvelle survenant en Angleterre qu'une telle puissance entrait dans ses intérêts devait la rendre plus exigeante.) So belehrte Napoleon seinen Minister Champagny. Eben deshalb müßten Rußlands Forderungen vor der Hand geheim gehalten werden; erst wenn man Englands Wort für den Frieden habe, wenn England nicht mehr zurücktreten könne, dürften sie laut werden. Aber es war doch leicht zu durchschauen, zu welchem Ende das Alles gesagt wurde!

Ganz der auch sonst von Napoleon angenommenen Redeweise entsprechend, wurde in dem gemeinsamen Schreiben der Kaiser vorausgesetzt, daß der Krieg nur durch blinde Leidenschaft von Seiten Englands verlängert werde, denn der König Georg III. wird aufgefordert, der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu geben und die der Leidenschaft schweigen zu lassen. Nebenher wird dann aber auch angedeutet, daß England in der That ein noch größeres Interesse habe, Friede zu schließen, als selbst die anderen Mächte, da der fortgesetzte Kampf nur zu seinem Schaden aus-

llen könne; der lange und blutige Krieg auf dem europäiſchen Feſtlande
i beendigt und könne nicht erneuert werden. (La guerre longue et
anglante qui a déchiré le continent est terminée sans qu'elle puisse
e renouveler.) Viele Veränderungen hätten in Europa ſtattgefunden,
ı Folge des Unbehagens, in das die Sperre des Seehandels die größten
ölker verſetzt habe, noch größere Veränderungen könnten ſich weiter ergeben,
rchaus zum Schaden Englands. (De plus grands changements peuvent
ncore avoir lieu, et tous contraires à la politique de l'Angleterre.)

So war denn ſchließlich England ſchuld an allen gewaltſamen Ver-
nderungen, die in Europa vorgegangen waren! — Faſt noch ſeltſamer
ußte ſich, in dem Augenblick wo Napoleon zur Heerfahrt nach Spanien
ufbrach, um erlittene Unfälle zu rächen, und das Verhältniß zu Oeſter-
ich ein ſehr geſpanntes geworden war, die gewagte Behauptung aus-
ehmen, daß ein neuer Krieg auf dem Feſtlande außer aller Möglichkeit liege.

Zur Sache ſchlugen dann die beiden Kaiſer wie verabredet war —
icht in ihrem eigenen Brief, wohl aber in einem Begleitſchreiben
umäntzows an den engliſchen Miniſter Canning — Unterhandlungen
uf Grundlage des in der ſchon erwähnten eigenthümlichen Weiſe ver-
andenen, eben beſtehenden Beſitzſtandes vor.

Rumäntzow, der ſich gern in einer pomphaften und leeren Großred-
erei erging, erklärte in ſeinem Schreiben zugleich, Alexander erwarte,
aß der König von England die Redlichkeit und Hochherzigkeit (grandeur)
ieſes entgegenkommenden Schrittes werde zu würdigen wiſſen; dieſes
Schrittes, den er nicht der Schwäche zuſchreiben könne, der ein Ergebniß
er innigen Verbindung (l'union intime) der beiden größten Monarchen ſei.

So weit war Alles ziemlich unbedingt nach Napoleons Wunſch ge-
ngen, in einer Beziehung jedoch wollte es ihm nicht ſo gut gelingen.
er Kaiſer der Franzoſen wünſchte ſich einen Sohn und vielleicht mehr
ch eine Verwandtſchaft mit einem der alten und großen Regentenhäuſer
uropas. Schon war ſein Entſchluß gefaßt ſich von Joſephine Beauharnais
ı trennen, deren Hand ihm einſt den Feldherrnſtab und den Anfang
ines Glücks zugebracht hatte. In der damaligen Weltlage aber konnte
nur an eine ruſſiſche Prinzeſſin denken; er hätte gern Alexanders
höne und geiſtreiche Schweſter, die Großfürſtin Katherina gewählt. Da
ur ein Mann des alten Hofs mit einer Unterhandlung ſo zarter Natur
traut werden konnte, war es Talleyrand, der dem Kaiſer von Rußland
von ſprechen mußte.

Hier zeigte ſich nun aber daß Alexander zwar wohl die Freundſchaft
nes großen Mannes als das ſchönſte Geſchenk der Götter anſah, nicht
er die Verwandtſchaft mit ihm. Er war natürlich ſehr durchdrungen
n der Ehre, die Napoleon ihm ſelbſt und ſeinem Hauſe erweiſen
ollte, aber er verwies an ſeine Mutter; er herrſche in Rußland — in
er Familie aber walte ſeine Mutter, die Kaiſerin-Wittwe. Daß er

die Hoffnung hinzufügte, in einer zukünftigen Zeit werde sich eine so erwünschte Verbindung vermitteln lassen, ergänzte die abschlägige Antwort in der höflichsten Form. Wie die herrschende Stimmung in Rußland war, hätte er kaum wagen können eine andere zu geben.

In einer Beziehung hatte übrigens auch der Kaiser Alexander ein Mißlingen oder doch wenigstens einen sehr unvollständigen Erfolg zu beklagen. Nämlich als Vertreter Preußens. Die Gewalt der Umstände hatte in Preußen eine veränderte Lage der Dinge herbeigeführt. Daß Napoleon seine Truppen fast ganz aus den preußischen Provinzen zurückzog, ergab sich von selbst, da er diese Schaaren in Spanien brauchte. Doch wollte er auch jetzt nicht einfach die Bestimmungen des Tilsiter Friedens erfüllen; er erzwang vielmehr einen neuen, für Preußen sehr lästigen Vertrag, der feststellte, daß Preußen die zu Tilsit versprochene Räumung des Landes durch eine neue nachträgliche Kriegssteuer von 140 Millionen Franken erkaufen mußte. Diese Summe wurde für den Betrag der Rückstände ausgegeben, die Preußen noch auf Kriegssteuern, auf die Verpflegung der französischen Heere im Lande schulde. Das war aber ein der Sache nach unwahres Vorgeben, die Summe war eine ganz willkürlich festgesetzte und geforderte, denn Napoleon hatte seinem Bevollmächtigten Daru ausdrücklich befohlen, er solle so rechnen, daß Preußen ihm jedenfalls einhundert und fünfzig Millionen schuldig bleibe.

Für diese neuen Millionen behielt nun Frankreich die Festungen an der Oder — Stettin, Küstrin und Glogau — als Pfand in Besitz; die französischen Besatzungen mußten von neuem auf Kosten Preußens unterhalten und außerdem den Franzosen sieben Militair- und Etappen-Straßen durch das preußische Gebiet bewilligt werden.

Alexander hatte zu Königsberg versprochen, sich um eine Erleichterung dieser drückenden Bedingungen zu bemühen; erlangte dann aber zu Erfurt nichts weiter, als daß die geforderte Summe um — zwanzig Millionen Franken ermäßigt und daß etwas günstigere Zahlungs-Termine zugestanden wurden. Auch sollte Preußen selbst dieses geringen Gewinnes nicht umsonst froh werden, da der Kaiser Alexander auf dem Congreß, wo so Vieles zu besprechen war, das Rußland näher berührte, diese Angelegenheit etwas nebensächlich behandelt zu haben scheint. — Ein Umstand konnte dabei allerdings auffallen und ist auch mehrfach gerügt worden. In einem geheimen Artikel des Tilsiter Friedens — der aus sehr nahe liegenden Gründen auch später nie bekannt gemacht worden ist — war angeblich verabredet, daß Preußen einen Bezirk seiner alten Lande mit 400,000 Einwohnern zurückerhalten solle, im Fall die hannöverschen Lande mit Frankreich vereinigt würden. Der Fall war nun eingetreten, die hannöverschen Lande waren mittelbar mit Frankreich — unmittelbar nämlich mit dem Königreich Westphalen — vereinigt worden. — Der Kaiser Alexander erklärte nun gegen Ende des Congresses, wie berichtet wird,

ganz von freien Stücken, daß er auf die Erfüllung dieses Versprechens keinen Werth lege.*)

Daß Napoleon dieser Verabredung nicht nachkommen wolle noch werde, war sehr leicht zu erkennen, und an Ausflüchten konnte es nicht fehlen. Da mochte es Alexander für geboten, durch Rücksichten der Klugheit, halten und selbst der Würde Rußlands angemessener sich in diesem Sinn auszusprechen, anstatt sich eine ablehnende Antwort geben zu lassen. Doch, wenn wirklich keine Aufforderung, keine bestimmte Veranlassung sich auszusprechen vorlag, hätte es wohl genügt, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen.

Die beiden Kaiser trennten sich — am 14. October — unter überschwenglichen und enthusiastischen Freundschaftsbezeugungen. Napoleon schied, überzeugt, daß er früher oder später einen Entscheidungs-Kampf mit Rußland kämpfen müsse — Alexander ein Gefühl von Mißtrauen und Feindschaft im Herzen, das er trotz aller Vorsicht doch hin und wieder in unbewachten Augenblicken verrieth.

Der gemeinschaftliche Brief, den die beiden Kaiser an Georg III. gerichtet hatten, führte zu einem Schriftwechsel ohne alle politische Bedeutung, der aber doch für den Kaiser Alexander etwas Peinliches haben konnte.

Der Brief selbst blieb natürlich unbeantwortet, doch wurde dies in dem Antwortschreiben Cannings an Rumänzow (vom 28. October) entschuldigt. Der König könne nicht antworten, weil die in dem Brief gebrauchten Titulaturen — Napoleons Kaisertitel nämlich — von Seiten Englands nicht anerkannt seien. Uebrigens werde man sich beeilen, die Vorschläge Frankreichs und Rußlands den Verbündeten König Georgs, den Königen von Schweden und Portugal und „der spanischen Regierung" mitzutheilen. Der Kaiser Alexander könne sich unmöglich verleiten lassen, eine Usurpation gut zu heißen, die in ihrem Princip nicht weniger ungerecht sei, wie als Beispiel gefährlich für die rechtmäßigen Souveraine.

Diese letztere Bemerkung war zwar in dem übrigens gleichlautenden Schreiben Cannings an Champagny weggelassen, doch ereiferte sich Napoleon natürlich nicht wenig über den Inhalt. Sein Minister mußte darauf (18. November) vor allem mit großer Schärfe seine Verwunderung darüber aussprechen, daß man die „spanischen Insurgenten" zu den Friedens-Unterhandlungen zuziehen wolle; was man in England wohl zu dem Vorschlag sagen würde, auch die Rebellen in Irland zur Theilnahme aufzufordern, zu denen doch auch Frankreich in Beziehungen stehe. Die Betheiligung der mit England verbündeten Könige wollte zwar Napoleon nicht ablehnen, aber da er zwei von ihnen früher ihrer Kronen verlustig

*) Häusser III. 247.

erklärt hatte, mußte Champagny auch jetzt vermeiden sie als rechtmäßige und anerkannte Landesherren bei ihren herkömmlichen Titeln zu nennen; sie wurden als die Könige bezeichnet, die — gleichsam nur thatsächlich, ohne Recht — in Brasilien (nicht in Portugal), in Schweden und in Sicilien regieren. (Les rois qui règnent au Brésil, en Suède et en Sicile.)

Seltsamer Weise hatte Rumäntzow — von Paris aus — schon zwei Tage früher dem Minister Englands schriftlich erklärt, daß man die mit England verbündeten Könige „ohne Schwierigkeiten" (sans difficultés) auf dem Friedens-Congreß zulassen werde, nicht aber Bevollmächtigte der spanischen Insurgenten.

Da Napoleon sich über den Grafen Tolstoy beklagt hatte, war nämlich der Kanzler Rumäntzow selbst an dessen Stelle als einstweiliger Botschafter Rußlands nach Paris gegangen, wo er dann später durch den unbedeutenden Fürsten Alexander Bor. Kurakin abgelöst wurde.

Mit solchem Eifer trat die russische Regierung für die „Rechte" ein, die Napoleon durch die in der allbekannten Weise zu Bayonne herbeigeführten Verträge erworben hatte. Dieselbe Regierung, die sich nur wenige Monate früher mit so großer Strenge über den im Vergleich damit harmlosen, beinahe kindlich unschuldigen Raubzug der Engländer nach Kopenhagen ausgesprochen hatte. In wiefern dem Kaiser Alexander dabei wohl zu Muth sein mochte, ist nicht bekannt geworden; Rumäntzow fühlte sich in diesem Treiben ganz in seinem Element.

Den Schluß dieses unerquicklichen Schriftwechsels machten zwei Schreiben Cannings an Champagny und Rumäntzow (vom 9. Dec. 1808). Gegen Frankreich erklärte die englische Regierung darin, daß sie nie einer Usurpation zustimmen werde, der sich im Lauf der Weltgeschichte nichts vergleichen lasse. Der Kaiser Alexander mußte sich sagen lassen, man sei erstaunt zu sehen, daß er den europäischen Frieden herbeizuführen denke, indem er zuvörderst die Sache Spaniens und der legitimen Monarchie verlasse. Der König von England habe gehofft, Eröffnungen, die von der russischen Regierung ausgingen, würden im Gegentheil eine Bürgschaft gewähren, daß eine so ungerechte Bedingung nicht vorgeschlagen werden könne; man wisse sich nicht zu erklären, welcher Zwang den Kaiser bestimmt haben könne, das Recht anzuerkennen, das Frankreich sich beilege, rechtmäßige Könige abzusetzen und gefangen zu halten; wenn der Kaiser von Rußland seine Ehre und seine Macht einsetze, um solche Grundsätze zu unterstützen, könne der König von England die verlängerten Leiden des Kriegs nur der Verweigerung eines gerechten und ehrenhaften Friedens zuschreiben.

So trat England schon damals, unter Cannings Leitung dem Kaiser von Rußland als „conservative" Macht, als Vertreter und Schirmvogt der Legitimität gegenüber.

Napoleon beschränkte sich übrigens nicht auf die an die österreichische

Regierung gerichteten Drohbriefe, um sich für die Zeit seiner Heerfahrt nach Spanien in Deutschland sicher zu stellen. So wie der Congreß zu Erfurt beendet, und der Kaiser Alexander fern, eine unbequeme persönliche Erörterung nicht mehr möglich war, bestand er darauf, daß der leitende Minister Preußens, der berühmte Freiherr von Stein, aus dem Rath seines Königs entfernt werde. Es läßt sich nicht leugnen, daß ihn hier eine richtige Einsicht leitete. Blieb Stein an der Spitze der preußischen Regierung, so nahm Preußen wahrscheinlich energisch Theil an den Kämpfen des Jahrs 1809 und es ist jedenfalls wenigstens möglich, daß sie alsdann einen anderen Verlauf nahmen. Napoleon wurde dabei von einer conservativen Partei in Preußen unterstützt, die Steins Reformen hintertreiben wollte, und von einer französisch gesinnten, die es leider dort auch in den aristokratischen Kreisen gab. Stein mußte weichen und Napoleon erklärte ihn in die Acht, in der bekannten Weise, die man lächerlich sowohl als empörend finden kann, indem er ihn als „le nommé Stein" bezeichnete.

Rußlands nächste Aufgabe war nun seine beiden Kriege gegen Schweden und die Türkei zu einem glücklichen Ende zu führen. Schweden gegenüber war man bereits im Besitz des Gewinns, nach dem man strebte, Finnlands nämlich, aber der Halbwahnsinn des Königs Gustav Adolf ließ keinen Frieden, keine regelmäßige Abtretung des Landes, kein Bündniß seines Reichs mit Rußland und Frankreich hoffen, und so war denn kein Ende abzusehen. Doch aber mußte eine Lösung des schwierigen Problems gefunden werden, und zwar eine Lösung, die der Krone Rußland das Großfürstenthum Finnland eintrüge, ohne die gänzliche Vernichtung Schwedens, die Theilung dieses Reichs zwischen Rußland und Dänemark herbeizuführen, die Napoleon angedeutet hatte.

Man verfiel in Petersburg darauf, daß ein Feldzug in napoleonischer Weise, ein rascher entscheidender Zug nach der Hauptstadt Schwedens, zu dem gewünschten Ziel führen werde. Da ein Zug um den Botnischen Meerbusen herum, durch Gegenden, in denen das Dasein der wenigen Nomaden, die in ihnen herumschweifen, auf Rennthierzucht beruht, unmöglich nach einem genügenden Maßstab ausgeführt werden konnte, da man während des kurzen Sommers nicht Herr des Meeres war, das England schützte, verfiel man darauf, im Winter einen kühnen Marsch über das Eis des Botnischen Meerbusens an die schwedische Küste zu unternehmen.

Ein wenig zahlreicher Heertheil unter dem Grafen Schuwalow sollte von Uleaborg aus um den Botnischen Busen herum nach Schweden ziehen; ein anderer, unter dem General Barklay de Tolly von Wasa an der Küste Finnlands über die sogenannten Quarken, eine verhältnißmäßig

schmale Stelle des Meerbusens, durch dessen Breite sich hier eine Kette kleiner unbewohnter Felseninseln von einem Ufer zum anderen zieht, nach Umeo in Schweden, die Hauptmacht endlich von Abo aus über die Alands-Inseln nach Schweden. Alle drei Abtheilungen sollten dann die Richtung auf Stockholm nehmen. Fünfunddreißigtausend Mann waren im Ganzen zu dem Zuge bestimmt.

Wer der Urheber dieses Plans war, ist nicht bekannt geworden, aber da der Kaiser sich mit einer Art von Begeisterung dafür aussprach, betrieb natürlich der Kriegsminister Araktschejew die Ausführung mit großem Eifer.

Inzwischen aber hatte Graf Buxhöwden das Commando niedergelegt, weil er sich mit Araktschejew nicht zu vertragen wußte, mit dem wohl eigentlich niemand auskommen konnte, dem das Gefühl für die eigene Würde nicht mehr oder weniger abhanden gekommen war. An seiner Stelle wurde General Knorring an die Spitze des russischen Heeres berufen — der Gehülfe Buxhöwdens und Bennigsens während des Feldzugs in Preußen — und der neue Feldherr, der sich allerdings, selbst nach dem Urtheil Wohlwollender, hätte unternehmender zeigen können, fand großes Bedenken bei der Sache.

Der Gedanke war neu und wurde im Allgemeinen in der russischen Armee mit dem Mißtrauen aufgenommen, das dem Ungewohnten so oft begegnet. Der Transport der Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse, die zugleich mit dem Heer befördert werden mußten, hatte unstreitig große Schwierigkeiten — besonders aber war man unter dem Breitengrade der Alands-Inseln der Haltbarkeit des Eises nicht so gewiß als höher im Norden. Die schwedische Küste hat ein bedeutend milderes Klima als die finnische; ob das Eis zwischen den Alands-Inseln und Schweden schwere Artillerie tragen könne, schien sehr zweifelhaft. — Das größte Bedenken aber erregte eine andere klimatische Erscheinung, auf die man ebenfalls gefaßt sein mußte. Das große Becken der Ostsee bleibt den Winter über offen; nur die Küsten entlang setzt sich ein Saum von Eis an. Tritt nun Thauwetter ein, treibt ein Südwind das Wasser der Ostsee in den Botnischen Meerbusen hinauf, so wird das Eis um die Alands-Inseln her vielfach zerrissen und nicht selten bis zu drei und selbst viertehalb Fuß hoch überflutet. Man denke sich ein marschirendes Heer auf einer acht Meilen breiten Strecke von solcher Ueberschwemmung ereilt, in Mitten solcher mächtig in der Richtung des Windes strömender Gewässer!

Ein großer Theil des Winters verging mit Hin- und Herschreiben über diesen Zug. Knorring wollte nach den ungedruckten Mittheilungen, die uns vorliegen, um auf alle Fälle vor Mit- und Nachwelt gerechtfertigt zu sein, einen bestimmten, schriftlichen und kategorischen Befehl des Kaisers haben, den gewagten Zug anzutreten — einen solchen aber wollte der Kaiser Alexander nicht geben; das lag ganz außer seiner Art. Er liebte

es, in Fällen, wo der Erfolg zweifelhaft sein konnte, seinen Willen nur in widerruflicher Weise kund zu thun, so daß ihm Wege offen blieben, sich selbst im Fall des Mißlingens, vor der Welt nicht nur, sondern in seinen eigenen Augen, der moralischen Verantwortlichkeit zu entziehen. Er stellte die glänzendsten Belohnungen in Aussicht, und sendete endlich den Grafen Araktschejew mit mündlichen Vollmachten und Aufträgen — deren Tragweite je nach den Umständen verschieden gedeutet werden konnte — zur Armee nach Finnland, um den Zug in Gang zu bringen.

Araktschejew schaffte mit großer Thätigkeit und Energie die erforderlichen Transportmittel zusammen und was sonst erforderlich war, und setzte die Ausführung durch, obgleich die sämmtlichen zum Kriegsrath versammelten Generale sich, mit Ausnahme des Fürsten Bagration, gegen das Unternehmen aussprachen.

Am 10. März 1809 brachen 15,000 Mann unter dem Fürsten Bagration aus der Gegend von Abo auf, drei Tage später war diese Heeresmacht auf der Felsen-Insel Kumling versammelt und mußte sich auch dort unter freiem Himmel behelfen, da die Schweden vorsorglich alle Wohnhäuser zerstört und die Einwohner entfernt hatten. Nur eine Hütte schien vergessen worden zu sein und nahm das Hauptquartier auf. Eine hölzerne Windmühle stand auch noch, und wurde nun verbraucht die Biwachtfeuer zu nähren.

Hier erhielten die russischen Befehlshaber eine Nachricht, die den Zug unnöthig zu machen versprach. Es erschien erst der schwedische Oberst Lagerbrink (am 15.) und Tags darauf (am 16.) General Döbeln, der den Befehl auf den Alands-Inseln führte, mit der Nachricht, daß in Schweden eine Revolution ausgebrochen sei. Schwedische Offiziere hatten ihren König verhaftet und abgesetzt; General Döbeln erklärte, die neue Regierung unter dem Oheim des Königs, dem Herzog von Südermanland (Karl XIII.), sei bereit zum Frieden; er selbst bot die Uebergabe der Alands-Inseln gegen freien Abzug der Besatzung an. Knorring schien geneigt auf diese Bedingung einzugehen, — Araktschejew dagegen bestand darauf, die schwedischen Truppen auf der Alands-Insel müßten sich kriegsgefangen geben. Da General Döbeln darauf natürlich nicht eingehen wollte, hatte der Fürst Bagration — am 16. März — noch ein glückliches Gefecht mit dem eingeholten Nachtrab der Schweden zu bestehen.

Von der Insel aus wurde nun zunächst, in der Nacht vom 18. März zum folgenden Tag, ein kleiner Vortrab von nur 400 Reitern über das Alands-Haff — den ganz freien etwa acht Meilen breiten Meeresarm, der die Insel von der Küste trennt — nach Schweden entsendet. Es war ein Versuch, an den man keine größere Zahl wagen wollte und besonders zunächst keine Geschütze. Man zweifelte mehr als je an der Festigkeit des Eises, als man gewahr wurde, daß die abziehenden Schweden ihre sämmtliche Artillerie auf der Insel zurückgelassen hatten. Der Führer der kleinen

Reiterschaar war General Kulnew, den eine seltene Kühnheit, verbunden mit manchen Eigenthümlichkeiten seines Wesens, die den russischen Soldaten, Bürgern und Bauersleuten gefielen, unter seinen Landsleuten zu einem Sagenhelden gemacht hat, obgleich er im Jahr 1812, noch jung an Jahren, fiel, ehe er zu einer Stellung gelangt war, die ihm gestattet hätte bedeutend in den Gang der Zeitereignisse einzugreifen.

Kaum hatte Kulnew das feindliche Ufer erreicht, so erschien der Oberst Lagerbrink wieder im russischen Hauptquartier und bezeugte die Bereitwilligkeit der neuen Regierung Schwedens, Frieden zu schließen, wenn nur das russische Heer nicht weiter gegen die Hauptstadt vorrücken wollte. Seine Vorschläge wurden angenommen, Kulnew erhielt den Befehl zurückzukehren, sowie auch Barklay, der unter großen Mühseligkeiten glücklich über die Quarken gegangen war. Was die russischen Generale dazu bestimmte, war vor allem der Umstand, daß sich ein Südwind erhoben hatte und Thauwetter und Unheil anzukündigen schien.

Nun aber sollten die russischen Feldherren inne werden, daß sie sich hatten überlisten lassen. Sie erwarteten, gleich dem Kaiser Alexander, den schnellen Abschluß des Friedens; ein Diplomat, Alopeus, hatte sie begleiten müssen, um die Unterhandlungen sofort aufnehmen zu können. Doch so wie die Gefahr eines unmittelbaren Angriffs nicht mehr drohte, ließ Karl XIII. durch Lagerbrink erklären, so sehr er den Frieden wünsche, könne er doch nur bei dem Abschluß des allgemeinen Friedens auf Unterhandlungen eingehen. Es war nun klar, daß er nur die gute Jahreszeit, den Sommer, während dessen er sich in Schweden sicher wußte, ungefährdet hatte erreichen wollen — aber der günstige Augenblick war nun einmal vorüber, die Russen mußten sich mit einem Waffenstillstand begnügen und kehrten nach Abo zurück.

Araktschejew hatte Allem zugestimmt und zwar, den schon erwähnten Mittheilungen zufolge, allem Anschein nach aus persönlichen Rücksichten, in einfachen Worten, aus Feigheit. Knorring, schon zur Zeit der Kaiserin Katherina General, hatte Araktschejew in seiner sehr untergeordneten Stellung zu Gatschina gekannt; das machte sich auch jetzt noch gelegentlich geltend. Araktschejew wurde von ihm bedeutet, als Urheber des Planes, den Zug über das Eis zu unternehmen, müsse Er vor Allen ihn bis an das Ende mitmachen; er könne und dürfe nicht etwa auf den Alands-Inseln zurückbleiben. Inwiefern dieser Umstand, die Aussicht, möglicher Weise an Knorrings Seite einem Gefecht beiwohnen zu müssen, auf Araktschejews Entschlüsse Einfluß geübt haben mag, darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Thatsache ist, daß er mit beiden Händen zugriff, so wie sich eine Gelegenheit zeigte, allen weiteren Fährlichkeiten ein Ende zu machen. Doch wußte er dann die Dinge so zu wenden, daß die Unzufriedenheit des Kaisers ausschließlich auf Knorring fiel, nicht auf ihn. Barklay erhielt nun an Knorrings Stelle den Oberbefehl in Finnland.

Alexander traf eben selbst in Finnland ein, um den zu Abo versammelten Ständen des Landes in französischer Rede zu versichern, daß er ihr Glück beabsichtige. In seinem Unwillen befahl er, den Waffenstillstand sofort aufzuheben und die Feindseligkeiten fortzusetzen. Doch da nun die Jahreszeit nicht gestattete andere Operationen vorzunehmen als zu Lande, auf den schon versuchten Wegen über Torneo im hohen Norden, wo sie nur von kleinen Abtheilungen ausgeführt werden konnten, blieben sie unbedeutend und die Kriegführung von Seiten der Russen ohnmächtig. Eine Ruderflotte, die der Kaiser Alexander an den Küsten Finnlands zu bauen befahl, wurde nicht fertig.

Aber auch Schweden hatte durch die angewendete List eben nur der dringendsten Gefahr vorgebeugt, ohne irgend eine Aussicht auf einen endlichen Erfolg zu gewinnen. England hatte die Revolution nicht gern gesehen und die schwedische Krone, die zuerst einem seiner Prinzen, dem Herzog von Gloucester, angeboten wurde, abgelehnt; Napoleon, dessen Schutz nun angerufen wurde, gab ausweichende Antworten; die Russen, an des erkrankten Schuwalows Stelle, erst von einem unbedeutenden General, Alexejew, dann von Nikolay Michailowitsch Kamensky, einem Sohn des Feldmarschalls, geführt, waren im Ganzen im Vortheil in den kleinen Gefechten an den Grenzen der lapländischen Wüsteneien, und Schweden fühlte sich mehr und mehr erschöpft. Als dann auch der Winter herannahte, der mit neuen Gefahren drohte, erkannte Karl XIII. die Nothwendigkeit, auf ernstgemeinte Unterhandlungen einzugehen.

In Petersburg rieth Napoleon zum Frieden, seitdem sein Feind, König Gustav Adolph, gestürzt und damit sein Ziel in diesem Krieg erreicht war. Die russische Regierung aber hatte den Frieden längst gewünscht, und so kam er denn auch zu Stande, sobald Schweden sich geneigt zeigte, ihn auf die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Vermöge des zu Friedrichsham (17. September 1809) unterzeichneten Vertrags wurde ganz Finnland, bis an den Fluß Torneo, bis an den Scheitelpunkt des Botnischen Meerbusens, dem Kaiser Alexander abgetreten; und außerdem mußte sich Schweden dem Bündniß Rußlands und Frankreichs anschließen, sowie der Continental-System genannten Handelssperre. Nur wurden in Beziehung auf diese seltsame Handelspolitik einige Erleichterungen zugestanden, ohne die das arme Schweden offenbar nicht leben konnte.

Um diesen Preis gewann Karl XIII. zugleich den Frieden mit der Krone Dänemark, der die etwas pomphaft verheißene Entschädigung nicht zu Theil wurde.

Gar seltsam aber ist die Stimmung zu nennen, in der dieser Friede in Rußland aufgenommen wurde. Niemand wollte sich des Erfolges freuen. Ein weites, gewonnenes Land schien in den Augen der Russen keiner Beachtung werth; niemand schien es für einen Gewinn zu achten, daß durch diese Erweiterung der Grenzen die Hauptstadt des Reichs gegen

einen feindlichen Angriff gesichert — daß Sweaborg in russischen Händen und die schwedische Flotte aus dem Finnischen Meerbusen, aus der drohendsten Nähe verbannt war. Alles erging sich im Gegentheil in Petersburg und in Moskau in lauten und endlosen Klagen über das schwere Unglück, das Schweden betroffen habe. Man schien es kaum fassen, sich gar nicht darüber beruhigen zu können, daß Schweden nicht etwa nur einen Theil Finnlands, daß es ganz Finnland verloren habe; — und dann vollends auch die militairisch wichtigen Alands-Inseln!

Diese Klagen waren der Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit mit der Politik Alexanders; des Hasses, dessen Gegenstand Napoleon und sein Frankreich geworden waren. Die herrschende Erbitterung wurde in dem Augenblick noch durch den Umstand gesteigert, daß Rußland außer den drei Kriegen — mit der Türkei, Persien und Schweden — die seit längerer Zeit im Gange waren, auch noch einen vierten — mit Oesterreich — im Interesse, man könnte sagen im Dienst Frankreichs führen mußte. Und doch wußte die Welt im Allgemeinen nicht einmal, unter welchen eigenthümlichen Bedingungen dieser vierte Krieg geführt wurde.

Napoleon haßte und verfolgte, wie bekannt, alle sogenannten Ideologen und wollte nur Leute haben, die von ihm die Befriedigung einer niedrigen Selbstsucht erwarteten. Solcher Leute glaubte er dann gewiß zu sein; es fiel ihm nicht ein, daß sie gelegentlich auch ihn verkaufen könnten. Doch geschah das, wie er es eigentlich hätte erwarten müssen, und es fehlte in Folge dessen der russischen Gesandtschaft zu Paris nicht an bezahlten Spähern unter den Franzosen, so wie sie deren zu bedürfen glaubte. Die russische Regierung hielt es aber in der That seit dem Erfurter Congreß für sehr nothwendig, alle Schritte Napoleons mißtrauisch zu überwachen und auf Umwegen womöglich zu erfahren, was er wirklich beabsichtige.

Der Kanzler Rumänzow ging natürlich mit blinder Vertrauens-Seligkeit gerade vorwärts, so lange er in Paris war. Der Fürst Alexander Bor. Kurakin aber hatte ihn kaum in der Stellung als Botschafter am französischen Hof abgelöst, als er auch schon in der Lage war, wichtige Papiere einzusenden, die aus Napoleons Cabinet herrührten, und die Untreue verkauft hatte (am 9. März 1809).

Es waren Denkschriften im französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Napoleons eigenem Gebrauch zusammengestellt. In einer derselben war der Satz ausgeführt, daß ein Bündniß mit Rußland den Interessen Frankreichs widerspreche, schon weil der nothwendige Einfluß Frankreichs in Schweden, Dänemark und der Türkei durch ein Uebergewicht Rußlands im Norden und im Osten vernichtet werden könnte. — Rußland könne zwar zeitweilig (momentanément) darauf be-

acht sein, die Seeherrschaft Englands zu beschränken, niemals aber sich leibend mit England und Oesterreich entzweien. Die Erzeugnisse Rußnds seien von der Art, daß sie nur in England oder mit Zustimmung nglands einen Markt finden könnten, der Handel mit England ernähre ußland, und dieses Reich sei demnach durch die Interessen seines Hanels an England gebunden. Mit Frankreich dagegen sei Rußland nur rch mittelbare und entfernte Vortheile verbunden. Ein Bündniß auf lcher Grundlage sei nicht zuverlässig. Der Schluß, zu dem diese Denkhrift führte, war: „die Interessen der napoleonischen Dynastie heischen ne unzerreißbare Verbindung Spaniens mit Frankreich, eine Beschränkung r Macht Oesterreichs, und die Anwendung aller Mittel (de tous les oyens directs ou indirects), um eine weitere Ausdehnung der Macht ußlands zu verhindern und dieses Reich von der Küste des Schwarzen eers zu entfernen."

Eine andere dieser Denkschriften erwähnte unter Anderem auch eines uesten Zeitereignisses. Der Kaiser Alexander hatte nämlich, im Winter 08—1809 den König von Preußen und die Königin Louise nach Petersrg eingeladen, und sie dort nicht nur mit einem großen Aufwand von reundschaft empfangen, sondern auch mit einem endlosen Schaugepränge, s vielleicht nicht ganz zu den Zeitverhältnissen paßte und jedenfalls n etwas ungenügender Ersatz war für den Bartensteiner Vertrag.

Napoleon verlangte nun von seinen Staatsmännern eine ausführliche enkschrift über das russische Polen und die beiden Galizien, d. h. das irkliche Galizien, und die klein-polnischen Landschaften, die damals, unter terreichischer Herrschaft, West-Galizien genannt wurden. Duroc, der den rlangten Aufsatz ausarbeitete, gedachte darin auch des preußischen Bechs in Petersburg.

Er suchte in seinem, dem zur Zeit in Frankreich herrschenden Gemack entsprechend, hochtrabend-declamatorisch gehaltenen Werk darzuun, daß die zu Tilsit und Erfurt geschlossenen Verträge nur zu Rußnds Vortheil gereichten. Rußland habe sofort Finnland erworben, und ßerdem einen noch viel wichtigeren Vortheil gewonnen —: es könne über lles verfügen, was der übriggelassene Rest der Monarchie Friedrichs s Großen an Macht und Mitteln besitze. Die Reise des preußischen önigs-Paars nach Petersburg habe die Abhängigkeit Preußens von Rußnd vollendet.

Dann habe Rußland zu Erfurt erlangt, daß die Heere Frankreichs s den preußischen Landen zurückgezogen, d. h. von seinen eigenen renzen entfernt worden seien. Dadurch sei es in den Stand gesetzt orden, sein gegen die Ottomanische Pforte verwendetes Heer zu verstärken. chon stehe der nördliche Theil der Türkei unter der Herrschaft der ruschen Geschütze. Die Griechen seien der Politik Rußlands ergeben und rch die Einheit der Religion mit ihm verbunden; die Herrschaft Frank-

reichs in Dalmatien sei nicht fest begründet, noch ein Schritt — und Italien sei gefährdet. — „Der russische Koloß bewegt sich nach Süden und droht dem französischen Reich die Herrschaft im Mittelländischen Meer zu entreißen, die eine so wichtige Bedingung seiner Größe ist, und so nothwendig der Wohlfahrt seiner südlichen Provinzen wegen; einmal verloren, könnte sie nur durch eine blutige Begegnung der französischen Legionen mit den gefährlichen Verbündeten in den Ebenen von Adrianopel wieder gewonnen werden."

Zur Zeit sei der Petersburger wie der Londoner Hof bemüht, Oesterreich zum Kriege gegen Frankreich zu bewegen. Doch der eine dieser Höfe handle offen, zahle Subsidien und fordere eine offene Bewaffnung. Der andere verberge seine Absichten und zögere, überzeugt Oesterreich werde jedenfalls früher oder später zum Kriege fortgerissen werden, in der Hoffnung, daß Krankheiten in einem ungesunden Klima, Beschwerden und Verrath in Spanien, im Lauf des Winters zweimalhundertausend Franzosen vernichten sollen. — — Der Grundgedanke des politischen Systems Rußlands sei die Fehler und die zunehmende Schwäche aller anderen Mächte zu benützen, um in Polen, in Schweden und in das Gebiet der Ottomanischen Pforte einzufallen, und die Oberherrschaft in Deutschland zu gewinnen. Weil diese Pläne den Interessen Frankreichs widerstrebten, trage das Petersburger Cabinet eine lebhafte Theilnahme an dem Schicksale Preußens zur Schau und unterhalte, trotz des Krieges, ununterbrochene Verbindungen mit England.

Vermöge einer etwas überraschenden Wendung kommt die Denkschrift zu dem Schluß: deshalb sei das Dasein Polens wichtig, ja unerläßlich als Bedingung des Uebergewichts (prépondérance) Frankreichs und der Sicherheit Europas — (was in seltsamer Verbindung für gleichbedeutend gelten soll). — „Die schmachvolle Gleichgültigkeit, mit der wir die Theilung dieser tapferen Nation zugelassen haben, hat den Sturz einer entarteten Dynastie (d'une dynastie dégénérée, der Bourbons nämlich) herbeigeführt! — (Der Gedanke, daß die Theilung Polens und die Unterlassungs-Sünden der Bourbons bei dieser Gelegenheit eigentlich die französische Revolution herbeigeführt hätten, wurde damals öfter ausgesprochen und selbst später noch.)

Zum Schluß wird dann Duroc vollends in der damals üblichen Weise dithyrambisch. Der Kaiser Napoleon, versichert er, habe durch eine Reihe staunenswerther Thaten diesen wichtigen Fehler des vergangenen Jahrhunderts wieder gut gemacht. Er werde sein Werk vollenden und es seinen Nachfolgern hinterlassen. Aber diese Erbschaft werde erst dann auf unerschütterlicher Grundlage ruhen, wenn die Bourbons keine Zufluchtsstätte mehr in Europa fänden, wenn das Haus Oesterreich alle seine Besitzungen in Deutschland — und Rußland jeden politischen Einfluß auf die Länder diesseits der Düna und des Dnieprs verloren habe.

Niemand dürfe es wagen, dem größten Feldherrn aller Zeiten seine Pläne vorzuzeichnen, aber es unterliege keinem Zweifel, daß die Vernichtung Oesterreichs und die Schmälerung Rußlands der Grundgedanke der europäischen Politik sein müsse. Wenn Oesterreich unterdrückt sei, werde Rußland Grundsätze annehmen, die seiner Lage entsprächen, und sich mit dem Maß von Macht und Einfluß begnügen, das Frankreichs großer Kaiser angemessen finde ihm einzuräumen.*)

Diese Denkschriften verdienten um so mehr Beachtung, da hinreichend bekannt war, daß niemand in Frankreich wagte eine eigene Meinung zu haben; daß jeder, der beauftragt wurde ein solches Memoire zu entwerfen, nur darauf bedacht war, die eigenen Gedanken Napoleons zu errathen und sie ihm in rhetorischer Umschreibung entgegen zu bringen.

Es war demnach beinahe naiv zu nennen, daß Kurakin nöthig achtete, indem er diese Papiere einsendete (am 27. März 1809), die Bemerkung hinzuzufügen, man ersehe daraus, wie gefährlich es für Rußland sein würde eine Zertrümmerung Oesterreichs zuzulassen.

So weit war man zu Petersburg von den Ansichten und Plänen Napoleons unterrichtet, als der seit längerer Zeit erwartete Krieg Oesterreichs gegen Frankreich — im April 1809 ausbrach. Er gewährte ein gar eigenthümliches Schauspiel; — Alles was in Deutschland, auch im Norden, auch in den Rheinbundstaaten, ein ernstes Gefühl für Ehre und Unabhängigkeit der eigenen Nation bewahrte, schloß sich im Geist Oesterreich an, und war auch zur That bereit, so wie sich die Gelegenheit dazu bot. Alle grundsätzlichen und aristokratischen Feinde der französischen Revolution, alle Anhänger der älteren Weltordnung schlossen sich ihnen an; das war eine zahlreiche und vielfach bedeutende Partei; es waren gar tüchtige Männer darunter. Endlich hatte Napoleons Verfahren gegen den Papst nicht nur alle strengen Katholiken zu seinen Feinden gemacht, sondern selbst in den Reihen der Protestanten eine rege Theilnahme für das Haupt der katholischen Kirche erweckt. Die strenggläubigen Katholiken waren in Bayern namentlich eine Macht, trotz Illuminaten und Aufklärung — und die Protestanten vergaßen manches Bedenken. So war denn Oesterreich in seinem kühnen Beginnen, zu dem man in den Ereignissen in Spanien den Muth gefunden hatte, durch eine gewaltige moralische Macht getragen. Das wissen noch heute alle Ueberlebenden aus jenen Tagen, und wenn sie damals Knaben gewesen wären. Auch war man darauf bedacht die vielfache Gunst der Umstände zu benützen, da Graf Stadion als leitender Minister, wie schon gesagt, keineswegs zurückbebte vor revolutionairen Maßregeln. Ein Aufstand des wehrhaften Tirolervolks war vorbereitet und im nördlichen Deutschland waren vielfache Fäden gelegt, Preußen, auch wenn es gegen den Willen seines Königs sein müßte, mit fort zu

*) Bogdanowitsch III. 84—88.

reißen. Selbst der Plan den König Friedrich Wilhelm abzusetzen, wenn es nicht anders gehen wolle, scheint im Wiener Cabinet erwogen worden zu sein. Nur der Kaiser Franz soll gegen dieses allzu gewaltsame Mittel gewesen sein.*)

Aber Unfähigkeit der höheren Führung und eine seltsame Unbeholfenheit der Verwaltung verdarb Alles vom ersten Augenblick an. Die Welt erlebte das eigenthümliche Schauspiel, daß Oesterreich den Krieg herausforderte, ihn im selbstgewählten Augenblick begann und dann in diesem selbstgewählten Augenblick mit seinen Rüstungen nicht fertig war. So befremdend diese Erscheinung auch sein mag, hat sie sich doch auch später, in den Jahren 1813—1859 und 1866 wiederholt. Dem Feldherrn aber, dem Erzherzog Karl, kann die Kritik nicht verzeihen, daß er sich verleiten ließ, im letzten Augenblick von dem ursprünglichen Operationsplan abzuweichen und eine unschätzbare Zeit darüber zu verlieren, und dann besonders, daß er die entscheidenden Tage (20. und 21. April) in rathloser Unentschlossenheit verbrachte. Man sieht nur zu deutlich, er war moralisch gelähmt durch das Bewußtsein, daß ihm, zum ersten Mal im Leben, Napoleon gegenüber stehe.

Rußlands Lage war in dem Augenblick, wo dieser zur Zeit sehr ungelegene Krieg ausbrach, eine sehr verwickelte und sein Benehmen wurde durch vielerlei sich kreuzende Beweggründe bestimmt. Sich dem Kampf gegen Napoleon anzuschließen, dazu war die Zeit noch nicht gekommen; es war unmöglich, da Rußland in einen Krieg mit England, dem Verbündeten Oesterreichs, mit Schweden, der Türkei und Persien verwickelt war. Auch sollte es nicht geschehen, so lange der Gewinn, den man von dem Bunde mit Frankreich erwartete, nicht sicher gestellt war. Der Kaiser Alexander hatte sich zu Erfurt sogar verpflichtet zu Napoleons Gunsten an diesem Kampf Theil zu nehmen.

Unter diesen Bedingungen konnte die russische Regierung einen Sieg Oesterreichs nicht wünschen. Denn wenn sich ganz Deutschland zu seinen Gunsten erhob, und allein durch eigene Macht, nur mit England und Spanien verbündet, seine Selbständigkeit wieder herstellte, Napoleons Schwert und Scepter zerbrach —: was wurde dann aus der Weltstellung Rußlands, das als Verbündeter des Besiegtem dastand? — Sie mußte sich sehr ungünstig gestalten, Rußlands Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt bleiben. Das durfte nicht sein, die unvermeidliche entscheidende europäische Krisis durfte nicht eintreten ohne eine thätige, ja eine vorherrschende Theilnahme Rußlands, für die es jetzt noch zu früh war.

Das Streben der russischen Regierung mußte demnach darauf gerichtet sein, diesen Krieg zu „localisiren", wie man das in unseren Tagen

*) Hormayer, Lebensbilder, II. 44.

ennt, ihn auf einen Zweikampf zwischen Frankreich und Oesterreich zu eschränken, womöglich zu bewirken, daß sich nicht ganz Deutschland, — aß sich namentlich nicht, was entscheidend gewesen wäre, Preußen erhob nd anschloß. Dazu waren denn auch bei Zeiten die Einleitungen etroffen.

Friedrich Wilhelm III. hatte kein Vertrauen zu kühnen Entwürfen, ie eine hochherzige, opferfreudige Stimmung der Menge voraussetzen; er ielt die Hoffnungen, die auf eine nachhaltige heroische Erhebung des eutschen Volks rechneten, für wenig begründet und sehr gewagt; er sah uf Oesterreich mit einem Mißtrauen, das die Politik eines Thugut und obenzl wohl geeignet gewesen war zu nähren. Dagegen setzte er in die reundschaft des Kaisers Alexander ein Vertrauen, das selbst die Ereigisse zu Tilsit und der dort geschlossene Friede nicht erschüttert hatten. r neigte dem gemäß ganz von selbst zu der Ansicht, daß er den Kampf it Napoleon nur im Verein mit Rußland wieder aufnehmen könne, und r Kaiser Alexander versäumte natürlich nicht ihn, während seines Winteraufenthalts in Petersburg, auf jede Weise in dieser Ansicht zu bestärken.

Zeitgenossen sprachen sogar hin und wieder die Ueberzeugung aus, lexander habe dem König von Preußen ein ausdrückliches Versprechen bgenommen; entweder das, in dem bevorstehenden Kampf zwischen Oesterich und Frankreich neutral zu bleiben; oder, was wahrscheinlicher ist, nen Kampf mit Napoleon überhaupt nicht anders als im Verein mit ußland aufzunehmen. Da das nur mündlich im vertrautesten Verkehr eschehen sein könnte, ist es nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln und muß ahin gestellt bleiben. — Jedenfalls hat die Königin Louise nicht darum ewußt oder nicht zugestimmt; sie nahm im Gegentheil mit Begeisterung ntheil an Allem was Preußen bestimmen konnte in den Kämpfen des ahres 1809 das Schwert zu ziehen. An sich aber ist die betreffende eberlieferung gewiß nichts weniger als unwahrscheinlich. Es zeigt sich elmehr in Einem und Anderem, daß sie wohl in der Wahrheit begründet in könnte. So sagte namentlich König Friedrich Wilhelm, als Oesterich während des Krieges den gewandten Obersten Steigentesch zu ihm ndete, um ihn zum Beitritt zu bewegen, ablehnend zu diesem österichischen Sendboten: „Ach! Sie wissen nicht, was ich in Petersburg verrochen habe!“

Der Kaiser Alexander blieb dann der so eingeleiteten Politik getreu, otz mancher Anstrengungen, die gemacht wurden ihn zum Bunde gegen apoleon zu bewegen. Der Fürst Karl Schwarzenberg — der nachherige eldmarschall — der kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges nach etersburg gesendet wurde, vermochte nicht ihn zu solcher That zu bimmen; und eben so wenig der König von Preußen, als er, selbst stürmt von allen Patrioten im eigenen Lande, und wahrscheinlich auch n der Königin, nun seinerseits den kaiserlichen Freund zu den Waffen

aufzurufen suchte, damit auch er selbst sich anschließen könne. Der König scheint bis zum letzten Augenblick, bis in die Tage unmittelbar vor der Schlacht bei Wagram, die Hoffnung nicht ganz aufgegeben zu haben. Wenigstens sagte er in seiner letzten Unterredung mit Steigentesch: „ich hoffe zu kommen, und ich hoffe sogar nicht allein zu kommen!“*) — Erst Napoleons Sieg und der Waffenstillstand, den er herbeiführte, machte diesen etwas haltungslosen und unsicheren Bemühungen ein Ende.

Aber, wenn auch der Kaiser Alexander in solcher Lage einen Sieg Oesterreichs nicht wünschte und nicht wollte, so lag doch andererseits auch eine Zertrümmerung des österreichischen Staats, des künftigen Bundesgenossen, mindestens ebenso entschieden außerhalb seiner Interessen und seiner Wünsche, und er fühlte durchaus keinen Beruf etwa selbst ernstlich dazu beizutragen.

Der Fürst Karl Schwarzenberg konnte demnach auch die beruhigende Ueberzeugung in die Heimat mit zurücknehmen, daß Rußland den zu Erfurt geschlossenen Verträgen zwar wohl zum Schein nachkommen, den Krieg mit Oesterreich aber eben nur zum Schein führen werde. Natürlich sagten ihm das weder der Kaiser Alexander selbst noch dessen Minister, wohl aber gaben es andere bedeutende Leute, und natürlich nicht aus eigener Bewegung, mit hinreichender Deutlichkeit zu verstehen.

Der Krieg selbst wurde dann in Polen in einer Weise geführt, die aus „rein militärischen Gründen“, wie die Kritik damals noch zu sagen pflegte, schwer zu rechtfertigen wäre. Das österreichische Heer in Galizien suchte unter den Befehlen des Erzherzogs Ferdinand an der Weichsel (am linken Ufer) abwärts bis an die preußische Grenze vorzudringen, um von dort aus dem erwarteten Aufstand in Preußen die Hand zu bieten.

Rußland beschränkte sich darauf unter dem Fürsten Sergey Fedrowitsch Galitzyn ein Heer von 32,000 Mann gegen Oesterreich in das Feld zu senden. Dem Führer dieser mäßigen Kriegerzahl war aufgetragen Galizien zu besetzen, und „im Fall die Oesterreicher sich widersetzten“, Waffengewalt anzuwenden. Jede Vereinigung mit den polnischen Truppen des Herzogsthums Warschau, die der Fürst Joseph Poniatowski gegen Oesterreich führte, sollte er ablehnen; selbst auf gemeinschaftlich mit ihnen verabredete Operationen nur eingehen, wenn dabei ein entschiedener Gewinn für Rußland in Aussicht stehe.

Den Aufklärungen über diesen seltsamen Feldzug, die wir dem General Bogdanowitsch verdanken, wäre wohl noch Einiges hinzuzufügen. Der Graf Fiquelmont, später lange Zeit österreichischer Botschafter in Petersburg, damals einer der leitenden Generalstabsoffiziere im Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand, pflegte gelegentlich davon zu erzählen. Seinen Berichten zufolge blieben die beiden Hauptquartiere, das österreichische

*) Hormayer, Lebensbilder, II. 39—46.

und das russische, während dieses Krieges in ununterbrochenem Verkehr. Alle Bewegungen des russischen Heers wurden gemeinschaftlich verabredet; man ging einander sorgfältig aus dem Wege. Daß dem wirklich so war, geht übrigens auch aus Bogdanowitsch's Darstellung hervor.

Der Erzherzog Ferdinand mußte von Thorn an die obere Weichsel zurückgehen, da der Aufstand in Preußen und dem deutschen Norden, auf den gerechnet war, nicht stattfand oder mißglückte, Poniatowski aber mit den polnischen Truppen, auf dem rechten Ufer der Weichsel, in Galizien eindrang und seine Verbindungen mit dem Innern der österreichischen Monarchie bedrohte. — Von Zamoze aus, wo seine Hauptmacht stand, während sein Vortrab Lemberg besetzte, forderte Poniatowski die Russen zur Vereinigung auf. Galitzyn sendete nur eine Division, nicht in das polnische Lager, sondern nur nach Lublin in dessen Nähe, und schrieb selbst dem Führer dieser mäßigen Abtheilung, dem Fürsten Arkady Suworow, vor, sich auf die Vertheidigung zu beschränken. Suworow wurde von Poniatowski in schwunghaften Worten gleichsam bei den Manen seines großen Vaters beschworen und zu kühnen Thaten aufgefordert; er antwortete in demselben gehobenen Styl, sendete aber nur eine schwache Abtheilung unter dem General Sievers zur Vereinigung, und zwar mit der Weisung: „Wenn die „Warschauer" angegriffen werden, stehen wir ihnen bei, wenn sie aber angreifen, kommen wir ihnen nicht zu Hülfe."

Natürlich kam es zwischen den „Verbündeten" — Polen und Russen nämlich — zu vielfachem Zwist. Besonders da Poniatowski Rekruten in Galizien ausheben und die Bewohner veranlassen wollte, dem Kaiser Napoleon den Eid der Treue zu leisten, die Russen aber, im Besitz von Lemberg, dies nicht zulassen wollten. Als Poniatowskis Klagen gar zu laut wurden, Napoleon sich bei dem Kaiser Alexander über das „verrätherische Benehmen" (conduite traitresse) Galitzyns beschwerte, ließ dieser General einige russische Truppen bis an den San vorrücken und hier kam es (15. Juni), bei Ulanow, zu einem ersten Gefecht mit den Oesterreichern. Die Russen verloren darin einen Todten und drei Gefangene. Doch diese wurden sofort zurückgeschickt und der österreichische General Schauroth entschuldigte sich dabei: man habe geglaubt Polen zu begegnen.

Die Ereignisse an der Donau nöthigten endlich den Erzherzog Ferdinand auch Krakau aufzugeben, um sich nach Mähren zurückzuziehen, er unterließ aber nicht die Russen davon in Kenntniß zu setzen, so wie der Entschluß gefaßt war. Die Verbündeten waren inzwischen dahin übereingekommen, daß die Polen auf dem linken, die Russen auf dem rechten Ufer der oberen Weichsel operiren sollten, Krakau liegt auf dem linken Ufer — das hielt aber den Fürsten Suworow nicht ab, von Tarnow aus den Obersten Stackelberg mit ein paar hundert Reitern eilig dorthin abzusenden. Stackelberg erreichte die Stadt vermöge eines Gewaltmarsches (6. Juli) — General Sievers folgte ihm auf dem Fuß, mit einem Dra-

gonerregiment und einem Jägerbataillon, und Beide hatten den Befehl, keine anderen als russische Truppen in die Stadt zu lassen.

Das ließ sich nicht ausführen, da Poniatowski, der behauptete die Oesterreicher hätten ihm Krakau übergeben, mit sehr großer Uebermacht heranrückte. Es wurde eine Uebereinkunft getroffen, der zufolge beide Parteien, Russen sowohl als Polen, eine Besatzung von je einem Bataillon und einer Reiterschwadron in der Stadt haben sollten. Aber gewiß hat eine gemischte Besatzung nur selten in solchem Unfrieden gelebt. Die Soldaten hatten untereinander fortwährend Händel, unter den Offizieren kam es mehrfach zu Zweikämpfen und beide Theile führten Klage bei ihren Regierungen. Da der Fürst Joseph Poniatowski, der sich berechtigter Weise nur Befehlshaber der Truppen des Herzogthums Warschau oder des neunten Corps der großen französischen Armee nennen durfte, als „Ober-Befehlshaber der polnischen Armee" aufzutreten begann, erklärte ihm Galitzyn, daß er weder ein Polen noch eine polnische Armee anerkennen könne, sondern nur das durch den Tilsiter Frieden geschaffene Herzogthum Warschau. Poniatowski gab darauf die seltsame Antwort: er könne nicht glauben, daß Galitzyn dem Kaiser der Franzosen das Recht streitig machen wolle, die verschiedenen Abtheilungen seines Heeres zu benennen, wie er wolle. Er vergaß dabei, daß der Form nach nicht Napoleon, sondern der König von Sachsen sein Landesherr war. Doch dessen erinnerten sich die Polen überhaupt nur sehr ausnahmsweise.

Da der Fürst Galitzyn erfuhr, daß Napoleon gegen den Kaiser Alexander förmlich den Wunsch ausgesprochen hatte, einen anderen General an die Spitze der russischen Truppen in Galizien gestellt zu sehen, kam er selbst um seinen Abschied ein. Er erhielt ihn nicht; der Kaiser erklärte sich vielmehr durchaus einverstanden mit dem Benehmen seines Generals.

Der zu Schönbrunn (am 14. October 1809) geschlossene Friede führte zwar vielfach Verhältnisse herbei, die der russischen Regierung nicht erwünscht sein konnten, aber er machte doch diesen fort und fort gesteigerten und in der That gefährlichen Reibungen vorläufig ein Ende.

An den Unterhandlungen, die zu diesem Frieden führten, wollte der Kaiser Alexander, obgleich, wie natürlich, dazu aufgefordert, nicht durch einen eigenen Bevollmächtigten Antheil nehmen. Seiner Erklärung zufolge überließ er es der französischen Regierung, in diesem Fall die Interessen Rußlands wahrzunehmen; doch möge dabei nicht aus der Acht gelassen werden, was zu Tilsit und zu Erfurt in Beziehung auf Polen verabredet worden sei. Vielleicht wollte Alexander auf diese Weise zu erkennen geben, daß Rußland zwar dem verbündeten Frankreich ein vertragsmäßiges Hülfscorps gestellt habe, trotz der Verabredung aber, der zufolge alle Kriege Frankreichs und Rußlands, mit Ausnahme des Türkenkriegs, gemeinschaftliche sein sollten, nicht selbst mit Oesterreich Krieg führe. Jedenfalls entging er dadurch der Nothwendigkeit, unerwünschte Bestimmungen

ausdrücklich gutheißen oder vollends auch seinerseits eine Bürgschaft dafür übernehmen zu müssen.

Die Bedingungen des Friedens hatten manches auch für Rußland sehr Bedenkliche. Oesterreich verlor einen bedeutenden Theil seiner deutschen Lande — das Innviertel und Salzburg — namentlich aber fiel der „Küstenstreif am Adriatischen Meer", dessen Napoleon bedurfte, um die Verbindung zwischen seinem italienischen Reich und Dalmatien herzustellen, etwas breit aus; er umfaßte die „Illyrischen Provinzen", Istrien, Krain und einen Theil von Kärnthen.

Was vorzugsweise die Aufmerksamkeit der russischen Regierung erregen mußte, das waren die Bestimmungen, die polnische Landestheile betrafen. Oesterreich mußte auch das sogenannte West- oder Neu-Galizien abtreten, Lublin und Zamosc auf dem rechten Ufer der Weichsel, Radom und das wichtige Krakau auf dem linken, und diese Lande wurden mit dem Herzogthum Warschau vereinigt, das dadurch eine verdoppelte Ausdehnung und Bevölkerung gewann und zu einem ansehnlichen Staat heranwuchs. Die Gefahr, den Lieblingsplan Alexanders in der denkbar ungünstigsten Weise durchkreuzt zu sehen, trat näher; ein Polenreich drohte zu entstehen, das in dem Kaiser einen Feind sehen mußte, anstatt in ihm seinen Hersteller und König mit Begeisterung zu verehren.

Es kam darüber, während die Unterhandlungen noch in der Schwebe waren, zu einem Schriftwechsel zwischen dem französischen und dem russischen Cabinet, in welchem Napoleon zuletzt durch seinen Minister Champagny, eben an dem Tage, an welchem der Friede unterzeichnet wurde, schriftlich erklären ließ: Dankbarkeit, die nothwendigste Tugend eines Monarchen, und Rücksicht auf die Ehre, das höchste Gesetz für ihn, habe ihm zur Pflicht gemacht, eine Bevölkerung, die sich einmüthig für ihn erhoben habe, nicht der Herrschaft Oesterreichs zurück zu geben. Uebrigens sei er weit entfernt, den Gedanken an eine Herstellung Polens erwecken zu wollen, der ihm fremd sei; er sei im Gegentheil bereit, dem Kaiser Alexander in Allem die Hand zu bieten, was beitragen könne, jede Erinnerung an Polen auszulöschen und die Benennung Polen nicht nur aus allen amtlichen Papieren, sondern selbst aus der Geschichte zu tilgen, um allen Träumen ein Ende zu machen, die mehr noch schädlich für die Polen selbst seien, als beunruhigend für die Regierungen, deren Unterthanen sie seien.*)

So sprach sich Napoleon über die bethörten Polen aus, die auf ihn hofften und von denen Tausende in dem Augenblick in Spanien für die Interessen seiner Dynastie kämpften. Freilich waren diese Aeußerungen nichts weniger als unbedingt aufrichtig gemeint. Napoleon gedachte die Polen und ihre „Träume" noch zu gar mancherlei zu brauchen. Seine

*) Bogdanowitsch II. 453.

wirkliche Gesinnung aber in Beziehung auf Volk und Land war um nichts besser für sie; er hat sie am Vorabend der Schlacht bei Leipzig gegen den Grafen Meerveldt in den Worten ausgesprochen, daß Polen für ihn stets nur Mittel, niemals Zweck gewesen sei.

Seltsam war vor allem ein Artikel des Schönbrunner Friedens-Vertrags, vermöge dessen Oesterreich einen Landstrich an der russischen Grenze in Alt-Galizien, den Tarnopoler Kreis nämlich, mit 400,000 Einwohnern dem Kaiser Alexander abtreten mußte. Rußland hatte keine Forderung der Art ausgesprochen und konnte, nach der Art, wie der Krieg geführt, wie während des Krieges unter der Hand ein freundschaftliches Verhältniß mit Oesterreich erhalten worden war, in der That gar nicht daran denken einen solchen Anspruch zu erheben. Napoleon kann mit diesem unerwarteten Geschenk, das er seinem Verbündeten machte, kaum eine andere Absicht verbunden haben als die, Rußland vor der Welt als seinen dienstfertigen und treuen Gehülfen und Oesterreichs wirklichen Feind erscheinen zu lassen, während das wirkliche Verhältniß sich verrathen hätte, im Fall der Kaiser Alexander ohne Gewinn aus dem Kampfe schied. Vielleicht ging auch die Hoffnung nebenher, Rußland und Oesterreich auf diese Weise zu verfeinden.

In dem Maße, wie die Unsicherheit des Bündnisses mit dem napoleonischen Frankreich mehr und mehr hervortrat, mußte auch in Rußland der Wunsch rege werden, sich aus dem Kriege mit der Türkei loszuwinden, der entweder mit unzureichenden Mitteln ohnmächtig geführt werden oder die Mittel in Anspruch nehmen mußte, ohne deren Verfügbarkeit zu anderweitiger Verwendung eine selbständige Politik nicht möglich war. Unter den russischen Staatsmännern theilte nur der Kanzler Rumänzow nicht die Ueberzeugung, daß man suchen müsse an der Donau zum Frieden zu gelangen, um anderswo wichtigere Interessen mit gesammter Macht vertreten zu können. Doch wurde der Friede weniger durch ihn verhindert als dadurch, daß Rußland doch nicht ohne Gewinn aus dem Krieg mit der Pforte scheiden wollte, nicht ohne Herr der Moldau und Walachei wie der Donau-Mündungen zu werden. Ein Friede ohne solchen Gewinn schien der Würde Rußlands nicht zu entsprechen, konnte sogar seinem Ansehen in Europa schaden und den Glauben an seine Macht erschüttern. Wie hätte man auch einen solchen Frieden vor der Welt und vor dem eigenen Lande erklären und rechtfertigen wollen, da man den einzigen Grund, der dazu bestimmen konnte, die Wahrheit in Beziehung auf das Verhältniß zu Frankreich, nicht sagen durfte.

Das Ziel schien erreichbar, da während der unsicheren Waffenruhe, die der weder bestätigte noch gekündigte Waffenstillstand von Slobodsea

erbeiführte, innere Unruhen das Ottomanische Reich mehr und mehr erschütterten.

Die Janitscharen und ihre Partei hatten sich (Ende Mai 1807) gegen en neuernden Sultan Selim empört, der europäische Disciplin einführen ollte. Die Ulemas erklärten diesen Fürsten für einen Ketzer, er wurde ngesetzt und als Gefangener in den Theil des Serails gebracht, in dem le näher oder entfernter zum Thron berechtigten Prinzen in Haft gehalten zu werden pflegten. Einer der dort zur Zeit gefangen Gehaltenen urde jetzt als Sultan Mustapha IV. mit dem Säbel des Propheten ngürtet.

Nach einem Jahr aber regten sich dann wieder die Anhänger Selims nd der Reformen, vor allen der bedeutendste von ihnen, Mustapha-Bairactar Pascha von Ruschtschuk. Der benützte die Waffenruhe an der Donau, um mit den in europäischer Weise geschulten Truppen nach Conantinopel zu ziehen. Seine Absicht war Selim wieder einzusetzen — ls er aber mit den Seinen vor dem Serail erschien, wurde ihm der opf des entthronten Sultans über die Mauer zugeworfen. Bairactar bte furchtbare Rache; Mustapha IV. wurde vom Thron gestoßen und er letzte noch übrige Prinz des osmanischen Hauses als Mahmud II. um Herrn der Gläubigen erhoben. Bairactar stand dem neuen Sultan ls Großvezier, als eigentlicher Regent zur Seite.

Die Umstände, den Augenblick zu nützen wo Bairactars Zug das ürkische Ufer der Donau ohne Vertheidigung ließ, erlaubten den Russen ie schwebenden Unterhandlungen nicht; mit anderen Worten: die franösische Vermittelung gestattete es nicht. Man hatte deren Wesen bereits urchschaut, man fühlte sie als eine hemmende Fessel, aber man mußte och Rücksicht darauf nehmen. Wollte man die Feindseligkeiten wieder eginnen ohne die Vermittelung weiter zu berücksichtigen, so hieß das rankreich zu ungelegener Zeit und unter ungünstigen Bedingungen in edenklicher Weise herausfordern.

Die russische Regierung wünschte natürlich die Erneuerung des Krieges, eil in ihr das Mittel lag sich von dieser hemmenden Vermittelung losmachen, die dann von selbst aufhörte, doch wie die Dinge lagen, war ie gewünschte Erneuerung nur möglich, insofern die Pforte eine bestimmte eranlassung dazu gab und das geschah nicht. Da Bairactar als ein nhänger Englands bekannt war, erwartete man unter seiner Leitung ein ündniß zwischen der Pforte und England geschlossen zu sehen, und das ätte als Vorwand, wie als Grund zu neuen Feindseligkeiten genügt. icht minder genügend wäre es gefunden worden, wenn die Türken irgend twas gegen die Serben unternommen hätten. Der alte Feldmarschall rosorowsky erhielt den Befehl, die Feindseligkeiten ohne Weiteres wieder u eröffnen, so wie das Eine oder das Andere geschah, und vereinigte, um

vollkommen bereit zu sein zu augenblicklicher Thätigkeit, sein sehr verstärktes Heer im Sommer 1808, im Lager bei Kalieni am Sereth.

Aber es geschah nichts von dem, worauf man gerechnet hatte. Kein Angriff auf die Serben erfolgte, selbst der Schein eines Angriffs ließ sich nicht nachweisen, und ebensowenig, daß die wenig disciplinirten Truppen der Türken von ihren Festungen an der Donau aus, irgend einen Bruch des Waffenstillstands verübt hätten, wie doch so leicht geschehen konnte. Den gewünschten Bruch herbeizuführen, bemühte sich nun Prosorowsky den stolzen Bairactar durch allerhand kleine Mittel persönlich zu beleidigen und zu reizen. Der Feldmarschall betheuert in seinen Berichten an den Kaiser Alexander, er habe sich die größte Mühe gegeben und dem Vezier in den allerbeleidigensten Ausdrücken geschrieben: — auch das blieb vergeblich! Mustapha-Bairactar antwortete höflich, versicherte, daß man von Seiten der Türken den Waffenstillstand nicht brechen werde, der sich in das Unbestimmte verlängerte, und verfügte sogar, daß die Serben förmlich in denselben aufgenommen werden sollten, wie Rußland früher verlangt hatte.

Da wurde es denn von Seiten der russischen Regierung als ein glückliches Ereigniß, als eine Befreiung aus peinlicher Lage freudig begrüßt, daß Frankreich sich auf dem Erfurter Congreß von der Vermittelung lossagte und dem Kaiser Alexander, wenn auch nur in etwas zweideutiger Weise und mit einem stillen Vorbehalt, in der Balkan-Halbinsel freie Hand ließ.

Als aber diese Nachricht zu Ende October in das russische Hauptquartier am Sereth gelangte, war es für dieses Jahr zu spät geworden, zu kriegerischen Unternehmungen in diesen unwegsamen Landen; die Armee mußte auseinander gehen in Winterquartiere.

Vielleicht wurde das Petersburger Cabinet zum Theil durch diesen Umstand bestimmt, während der Monate, die doch keine andere Art der Thätigkeit gestatteten, zu versuchen, ob sich nicht durch Unterhandlungen ohne störende Vermittelung, durch Drohungen, auf friedlichem Wege erlangen lasse, was man wünschte. Rußland forderte die Donaufürstenthümer, die Anerkennung der Unabhängigkeit Serbiens unter dem gemeinschaftlichen Schutz Rußlands und der Türkei, die Anerkennung der Oberherrschaft Rußlands über die Länder jenseits des Kaukasus, Georgiens, Mingreliens und Imerethiens, welche die Türkei als ihrer Schutzherrschaft unterworfen angesehen hatte.

Aber der Offizier — ein Hauptmann Krasnokutzky — den Prosorowsky mit diesen Forderungen nach Constantinopel sendete, wurde dort, kaum erst von Bairactar empfangen, zwei Tage nach seiner Ankunft, Zeuge einer neuen Revolution, die eine gänzliche Veränderung der Lage herbeiführte. Die Janitschaaren-Partei erhob von neuem das Haupt, wieder floßen Ströme von Blut in den Straßen der Hauptstadt, mächtige

Feuer brachen aus und drohten den Kämpfenden, wie der Stadt den Untergang. Als Bairactar sich unwiederbringlich verloren sah, ließ er, um wenn nicht sich selbst, doch den Sultan Mahmud zu retten, den abgesetzten Sultan Mustapha und dessen Mutter tödten, und machte dann dem eigenen Dasein ein heroisches Ende. Er warf Feuer in ein Pulver-Magazin und sprengte sich mit seinen treuesten Anhängern und den anstürmenden Feinden in die Luft. (16. Nov. 1808.)

Der Sultan Mahmud wurde verschont, doch nur weil er zur Zeit der einzige überlebende Prinz des regierenden Hauses war. Um des eigenen Lebens auch für die nächste Zukunft sicher zu sein, mußte er vier Frauen seines Bruders Mustapha, die guter Hoffnung waren, vorsorglich tödten lassen. Im Uebrigen fiel er natürlich ganz in die Hände der siegenden Janitschaaren-Partei. Der neue Großvezier Yussuff, der zunächst in seinem Namen herrschte, zeigte sich nun zwar bereit auf die gewünschten Unterhandlungen einzugehen und Bevollmächtigte zu dem vorgeschlagenen Congreß nach Jassy zu senden, zugleich aber suchte die Pforte in neuen Verbindungen eine Stütze, wie das sehr natürlich war, da Prosorowskys Botschaft den Diwan von Rußlands Forderungen in Kenntniß gesetzt hatte.

Oesterreich, das sich nicht Rußland als Nachbarn an der unteren Donau wünschen konnte, schritt vermittelnd ein; bald erschien von Wien aus ein bekannter englischer Diplomat, Sir Robert Adair, in Constantinopel, und schon am 5. Januar 1809 war ein Friedens-Vertrag zwischen England und der Pforte geschlossen. Eine englische Flotte, die unter dem Admiral Collingwood am Eingang der Dardanellen kreuzte, deutete hinreichend an, daß die Pforte wenigstens in gewissen äußersten Fällen auf den Beistand Englands rechnen könne. Sir Robert Adair und der österreichische Internuntius (Gesandte) Baron Stürmer ermuthigten nun gemeinschaftlich den Vezier und den Diwan die Forderungen Rußlands abzulehnen. Das dies geschehen würde, darüber war man in Petersburg nicht mehr im Zweifel, und deshalb entschlossen den unvermeidlichen Bruch durch eine unerwartete Wendung schnell herbeizuführen.

Als endlich die lange erwarteten türkischen Bevollmächtigten zu Jassy anlangten, den Tag vor dem, der zu ihrem feierlichen Einzug bestimmt war, erhielt der Fürst Prosorowsky von seinem Hof den Befehl, einen Offizier nach Constantinopel zu senden, der dort gebieterisch, wie drei Jahre früher die Ausweisung des französischen Gesandten, so jetzt die des englischen verlangen sollte. Sir Robert Adair sollte innerhalb vierundzwanzig Stunden aus der türkischen Hauptstadt entfernt werden. Diese Botschaft wurde dem damaligen Flügel-Adjutanten des Kaisers, dem nachherigen Feldmarschall Paskiewitsch, anvertraut, und die wohl mit Bestimmtheit erwartete abschlägige Antwort, die er erhielt, gab das Zeichen zur Erneuerung des Krieges. Die Pforte machte zwar darauf aufmerksam, daß sie mit England nur Friede, nicht ein Bündniß geschlossen habe, doch

änderte das nichts an dem in Petersburg zum Voraus gefaßten Beschluß.

Die Art der Kriegführung aber, wie sie sich an der Donau wirklich gestaltete, bildete zu dem, was man im Cabinet des Kaisers Alexander beabsichtigt und gehofft hatte, einen gar seltsamen Gegensatz. In der damaligen unsicheren Lage der europäischen Welt war es dem Kaiser Alexander nicht weniger um eine schnelle Beendigung dieses Krieges zu thun, als um die Donau-Fürstenthümer. Es kam darauf an, daß die Heeresmacht Rußlands so bald wie möglich wieder verfügbar wurde und zu anderen Zwecken verwendet werden konnte; besonders für den unerwünschten Fall, daß die österreichische Monarchie in ihrem eben beginnenden neuen Kampf mit Frankreich zu Trümmern ging. Deshalb sollte, nach dem Willen des Kaisers Alexander, ein in napoleonischer Weise geführter Feldzug, ein kühner und siegreicher Zug in das Herz des feindlichen Staats, auf dessen Hauptstadt zu, die Entscheidung und den Frieden schnell herbeiführen. So hatte es ja auch in Schweden geschehen sollen.

Der Kaiser und seine Rathgeber wußten sich nicht zu sagen, daß eine solche Kriegführung überhaupt gar nicht möglich war in einem öden, wegelosen Lande, wo man nicht von Requisitionen leben konnte, wo außerdem was das Heer an Schießbedarf oder sonst nöthig hatte, aus weiter Entfernung durch wegelose Steppen, Wälder und Sümpfe herbeigeschafft werden mußte. Sie wußten sich eben so wenig zu sagen, daß die Heeresmacht, die Rußland an der Donau versammelt hatte, und die kaum achtzigtausend Mann zählte, dem Feind und der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes gegenüber, ungenügend war solche Pläne auszuführen. Man hielt die Möglichkeit eines Zuges nach Constantinopel für erwiesen, weil Bairactar mit nicht mehr als fünfzehntausend Mann die Hauptstadt erobert hatte, wobei denn, wie es scheint, übersehen wurde, daß die russische Armee nicht wie Bairactar auf den Beistand einer Partei im Innern des Reichs und der Hauptstadt rechnen durfte. Kaum begreiflich ist es dann endlich, wie man den Fürsten Prosorowsky, einen ängstlichen, unbehülflichen Mann, der sich nie über die alltäglichste Mittelmäßigkeit erhoben hatte, jetzt in seinem hohen und gebrechlichen Alter, fähig glauben konnte dergleichen zu unternehmen.

Man durfte wohl um so weniger darauf rechnen, da der Kaiser Alexander auch hier wieder, wie in Finnland, nicht einfach und bestimmt befehlen wollte, was seiner Absicht nach geschehen sollte, und sich mit einer gewissen Sorgfalt darauf beschränkte, seinen Willen in etwas unbestimmten Andeutungen auszusprechen, die sich verschieden deuten ließen, je nachdem der Erfolg ausfiel. So schrieb er dem Fürsten, daß rasche und entscheidend geführte Schläge jenseits der Donau wohl das beste Mittel sein möchten, den Frieden herbeizuführen. Ein anderes Mal hatte er durch Rumäntzow schreiben lassen, sein Wunsch sei, daß Prosorowsky, wenn der

Waffenstillstand glücklich gebrochen sei, sofort über die Donau gehe und so weit als möglich" vordringe, wobei als beiläufige Bemerkung eingehaltet war, Bairactar habe den Zug nach Constantinopel an der Spitze iner sehr geringen Macht glücklich ausgeführt. Auf solche schattenhafte Indeutungen hin sollte Prosorowsky das Allerkühnste wagen.

Der greise Feldmarschall, der ganz in veralteten Anschauungen lebte, at diese Winke vielleicht nicht einmal verstanden; jedenfalls fühlte er sich adurch nicht zu vermessenen Thaten aufgefordert. Sein Feldzugsplan ar eines ganz anderen Geistes Kind. Er wollte sich zuerst wo möglich er Festung Giurgewo bemächtigen, dann vor allen Dingen Brailow erobern und dann Tultscha, um endlich das von allen Seiten eingeschlossene Ismail zur Uebergabe zwingen zu können, und erst wenn das Alles gelungen wäre, wollte er über die Donau gehen, wie es scheint vor der Hand, ohne genau bestimmtes Ziel. Was er da auszurichten gedachte, sollte erst später zu seiner Zeit festgestellt werden; an Zeit, sich die Sache zu überlegen, konnte es allerdings nicht fehlen, wie Prosorowsky seine Operationen einleitete.

Giurgewos hoffte er sich durch Verrath zu bemächtigen, ehe der Waffenstillstand gekündigt war. Achmet-Pascha von Ruschtschuk, der in Erwartung der seidenen Schnur lebte, hatte sich mit den Russen, unmittelbar mit dem General Miloradowitsch in Verbindung gesetzt, um ihr zu entgehen. Er versprach die Festung zu überliefern, und Prosorowsky befahl, sich ihrer zu bemächtigen, ohne auf Paskiewitschs Rückkehr oder den Bruch der Unterhandlungen zu warten; ausdrücklich übernahm er dabei die Verantwortung für diese kleine Abweichung von den geltenden Lehren des Völkerrechts. Doch der Verräther wurde verrathen, mußte in das russische Lager fliehen, und als die Russen dann (5. April 1809) Giurgewo stürmen wollten, wurden sie mit namhaftem Verlust zurückgeschlagen.

Das hatte allerdings nicht viel zu sagen, da die Eroberung dieses Platzes kein nothwendiges Element des Feldzugsplanes war. Aber auch die Belagerung von Brailow, am 21. April begonnen, wollte nicht fördern. Die Festungswerke waren, nach europäischem Maßstab, unbedeutend zu nennen, man hoffte sich des Orts durch einen stürmenden Angriff bemächtigen zu können, wie Benders, Otschakows, Ismails in früheren Kriegen. Doch sollte nicht viel dabei gewagt werden, und deshalb wurden, wie Halbheit und Unklarheit nur zu oft dergleichen Anordnungen veranlassen, nur achttausend Mann zu dem Unternehmen bestimmt. Der am 2. Mai versuchte Sturm lief aber sehr unglücklich ab; die Russen verloten dabei nicht weniger als fünf Achttheile der zum Angriff verwendeten Mannschaft.

Prosorowsky suchte die Schuld dieses traurigen Mißlingens dadurch von sich abzuwälzen, daß er den General Kutusow förmlich bei dem Kaiser verklagte. Er hatte sich diesen auch schon bejahrten Herrn, den er seinen

Schüler nannte, ausdrücklich als Gehülfen ausgebeten, und nun beschuldigte er ihn geradezu den glücklichen Erfolg des Sturms absichtlich hintertrieben zu haben, da er in Unfrieden mit ihm lebte. Das Seltsamste oder Eigenthümlichste dabei ist wohl, daß gerade diejenigen Zeitgenossen, die Kutusow am genauesten kannten, auch am entschiedensten geneigt waren zu glauben, daß Prosorowsky darin wohl recht haben könnte. Die Unterrichteten waren ziemlich allgemein der Ueberzeugung, daß Kutusow den Oberbefehl gern selbst gehabt hätte, und da er dafür galt, daß er die Wege der List und Intrigue für erlaubt halte, fand niemand etwas Unwahrscheinliches darin, daß er den Operationen seines Feldherrn eine ungünstige Wendung zu geben suche, um den schwachen Mann los zu werden und an seine Stelle zu treten.

Kutusow wurde nun zwar von der Armee entfernt, wie Prosorowsky verlangte, zugleich aber sprach sich der Kaiser auch sehr unzufrieden über den mißglückten Sturm aus. Solche Angriffe aus dem Stegreif seien überhaupt nicht zu billigen, wurde dem Feldmarschall bemerkt, jedenfalls aber müsse man sie nicht mit unzureichenden Mitteln unternehmen. Diese Unzufriedenheit bestimmte dann auch den Kaiser, diesmal bestimmter auszusprechen, was er eigentlich wollte. Dadurch, daß man sich mit den Festungen an der Donau beschäftigte, werde man die Türken nicht zum Frieden zwingen, hieß es in seinen Schreiben an den Feldmarschall; man gewähre dadurch nur dem Feinde Zeit zu Rüstungen. Das schien diesmal um so schwerer in das Gewicht zu fallen, da die Türken, überrascht durch den Krieg und bis vor kurzem ausschließlich durch die Umwälzungen im Innern ihres Landes in Anspruch genommen, vor der Hand gar kein Heer im freien Felde hatten. Ihre Streitkräfte begannen kaum sich bei Adrianopel zu sammeln. Man müsse eilen, meinte der Kaiser, denn bald würde auch wohl eine englische Flotte im Schwarzen Meer erscheinen und jedes Unternehmen erschweren. Sei es wirklich nothwendig Brailow zu nehmen, so müsse man schnell zum Ziele zu gelangen suchen, die übrigen Festungen „maskiren" — und ohne weiter zu säumen über die Donau, und weiter, ehe noch die türkische Armee diesseits des Balkan-Gebirges angelangt sein konnte, über die Berge auf Constantinopel zu ziehen. „Seitdem man über die Alpen und Pyrenäen hinwegzieht, kann das Balkangebirge für Rußlands Heere kein Hinderniß mehr sein." — So wiegte man sich im Cabinet des Kaisers, im Vertrauen auf russische Tapferkeit, in der Hoffnung den Krieg siegreich beendigen zu können, noch ehe der Kampf zwischen Napoleon und Oesterreich vollends ausgekämpft sein konnte. Man vergaß dabei zu berechnen, wie geringe Streitkräfte dem Feldmarschall im freien Felde blieben, wenn alle Festungen maskirt werden und die Donaufürstenthümer besetzt bleiben sollten.

Prosorowsky wollte nun Brailow vermöge einer regelmäßigen Belagerung zu erobern suchen; dann, kaum eine Woche nach der Eröffnung

:r Laufgraben (19. Mai), hob er die Belagerung wieder auf, und kün-
gte die Absicht an, über die Donau zu gehen und in Bulgarien, nicht
lzuweit vom Strom „Stellung zu nehmen", während Abtheilungen seines
eeres die Festungen beobachteten. Dieser Beschluß wurde in einem Kriegs-
ıth gefaßt; was dadurch eigentlich erreicht werden sollte, ist schwer zu
rathen.

Doch die Hochwasser der Donau verliefen erst spät und langsam.
ie Brücke, die bei Galatz über den Strom führen sollte, wurde in Folge
ssen erst am 26. Juli, lange nach der Schlacht bei Wagram, fertig; das
eer hatte inzwischen zwei Monate lang vollkommen unthätig in einem
ngesunden Lager in der Nähe gestanden. Am 19. August endlich ging
über die Donau; zwei Tage später sank der altersschwache Feldherr
das Grab.

Der Fürst Bagration, der als der im Rang älteste der anwesenden
enerale den Befehl übernahm, führte das Heer vorwärts, bis an den
rajanischen Wall, erfocht bei Rassovat einen Sieg über eine wenig zahl-
iche Abtheilung des Feindes, die zur Donau heran rückte, und konnte
ei kleine Festungen, Matschin und Hirsowa, ohne Widerstand in Besitz
hmen. Ismail wurde gegen freien Abzug der Besatzung übergeben, und
ät im Herbst auch Brailow unter denselben Bedingungen. Ein Versuch
f Silistria mißlang und mußte aufgegeben werden — und am Ende
ußte das Heer doch wieder über die Donau zurückgehen. Der schlecht
führte Feldzug war entschieden mißlungen.

Doch was in diesem Jahr versäumt war, sollte im folgenden nach-
holt werden, während der Friede mit Frankreich etwas mühsam er-
alten wurde. Die Generale aus den Zeiten der Kaiserin Katherina
:r flößten dem Kaiser Alexander sammt und sonders sehr wenig Ver-
auen ein; er achtete, nach den Erfahrungen, die er seit seinem ersten
eldzug in Mähren mit ihnen gemacht hatte, keinen von ihnen den Auf-
ıben einer großartigen Kriegführung gewachsen. Neuerdings aber glaubte
in einem emporstrebenden jungen Mann, in dem Grafen Nikolay
ichailowitsch Kamensky, dem jüngeren Sohn des Feldmarschalls, seinen
onnetable gefunden zu haben; den genialen Krieger, von dem er den mi-
tärischen Glanz seiner Regierung hoffen durfte. Schon hatte er diesen
ngen Mann, der noch nicht fünfunddreißig Jahre zählte, zum General
n der Infanterie befördert, und jetzt übergab er ihm den Oberbefehl an
r Donau. Die hohe Meinung, die der Kaiser und in der That ganz
ußland von diesem Kamensky hegte, hatte keinen anderen Grund als
n, daß der junge General sich in Finnland selbständig an der Spitze
iner Abtheilungen entschlossen gezeigt hatte und glücklich gewesen war.
och hatte es sich dort für ihn stets nur um Unternehmungen nach einem
hr mäßigen Maßstab gehandelt, wo Alles leicht zu übersehen ist. Der
mstand, daß ein vom Glück getragener, ehrgeiziger Mann, in seinen

besten Jahren, solchen Aufgaben gewachsen ist, gewährt aber keine Bürgschaft für einen wirklichen Feldherren-Beruf. Kamensky lieferte den Beweis wie mancher Andere vor ihm und nach ihm.

Er vermochte nicht an der Spitze eines Heeres selbständig aufzutreten; er sah sich bald nach Rath und Hülfe, in der That wohl eigentlich nach Leitung, nach einem Mentor um. Die Wahlen aber, die er traf, waren so unglücklich, die Leute, deren Leitung er verfiel, von so geringem Gehalt, daß seine eigene Fähigkeit Menschen und Verhältnisse zu beurtheilen, darüber in einem sehr ungünstigen Licht erscheint.

Seine Aufgabe war wieder durch entscheidende Operationen einen vortheilhaften Frieden schnell herbeizuführen. Seine Instructionen schrieben ihm vor, mit der Hälfte seiner Armee, d. h. mit etwa vierzigtausend Mann, über die Donau zu gehen, noch ehe die Hochwasser die Ufer überströmten, während die andere Hälfte die Donaufürstenthümer besetzt behielt, eine Reserve-Armee bildete und Giurgewo belagerte. – Dann sollte er sich bemühen, den Aufstand der Serben neu zu beleben; von der geringen Macht, die er dann jenseits der Donau hatte, sollte er einen Heertheil an die Küste des Schwarzen Meers entsenden, einen anderen gegen Silistria, mit dem Rest aber die Balkan-Pässe in Besitz nehmen, von wo aus er dann seine leichten Truppen nach Adrianopel vorsenden konnte. Hier bricht die Instruction ab; man zählte also wohl darauf, daß die Pforte Frieden schließen werde, so bald man im Besitz dieser drohenden Stellung sei.

Auch war Kamensky mit der nöthigen Vollmacht versehen, Frieden zu schließen. Man sah sich im Cabinet des Kaisers mit solcher Zuversicht schon im Besitz des Balkans und selbst Adrianopels, daß man sich in der Lage glaubte, die Bedingungen des Friedens ganz willkürlich nach Belieben vorschreiben zu können, und berechtigt den früheren Forderungen noch neue hinzuzufügen. Außer der Moldau und Walachei, der Unabhängigkeit der Serben und der Anerkennung des russischen Besitzstandes jenseits des Kaukasus, verlangte Rußland nun auch für seine Handelsflagge freie Schifffahrt durch Bosporus und Dardanellen, und eine Kriegssteuer von zwanzig Millionen Piastern. Es ist wirklich überraschend zu sehen, mit welcher Leichtigkeit und Grazie die russische Regierung bereits über türkische Provinzen verfügte. Da Kamensky den Kaiser Alexander zu überzeugen gewußt hatte, daß die kleine Walachei — das Land auf dem rechten Ufer der Aluta — für Rußland jedenfalls ein sehr unbequemer Besitz sein werde, schlug die russische Regierung der österreichischen einen Ländertausch vor. Sie bot die kleine Walachei, und wollte dafür die weniger reiche sogenannte Bukowina annehmen; den Theil der Moldau, den Oesterreich sich vierzig Jahre früher unter diesem Namen angeeignet hatte. Oesterreich war aber, nach dem unglücklichen Kriege von 1809, am allerwenigsten in der Lage, sich auf so geniale Projecte einzulassen und lehnte ab.

Der Anfang des Feldzugs schien viel versprechend, glänzend sogar. Kamensky führte sein Heer in den Tagen vom 22. zum 26. Mai 1810 bei Hirsowa über die Donau und in wenigen Tagen bis unter die Mauern von Silistria, während eine Seiten-Abtheilung unter seinem älteren Bruder (am 2. Juni) Basardschik, wo sich ein türkischer Heertheil festgesetzt hatte, in glänzender Weise mit Sturm eroberte. Der Schrecken, den dieser gelungene Sturm verbreitete, war von der Art, daß Silistria sich schon nach wenigen Tagen einer allerdings rasch geführten Belagerung und heftigen Beschießung am 11. Juni ergab. Die Türken verlangten nichts als freien Abzug der Besatzung und der Einwohner, was auch gewährt wurde. Auch das wichtige Varna am Meer, vor dem nur eine geringe russische Abtheilung erschien, hätte der russische Feldherr in dem Augenblick leichten Kaufs gewinnen können. Besatzung und Einwohner waren bereit, auch diesen festen Platz zu übergeben, wenn man ihnen freien Abzug gewährte. Aber Kamensky bestand diesmal, ohne daß sich irgend ein Grund dafür absehen ließe, darauf, daß die Besatzung sich kriegsgefangen geben sollte, und verlor darüber die Gelegenheit.

Selbst der Großvezier wurde wankend und bot von Schumla aus die Hand zum Frieden. Doch da Kamensky die Bedingungen gebieterisch herzählte, wie sie ihm vorgeschrieben waren, und forderte, daß der englische Gesandte sofort aus Constantinopel ausgewiesen werde, blieben alle weiteren Unterhandlungen unmöglich.

Nun aber fiel das Dasein des türkischen Heeres in das Gewicht und die Verhältnisse änderten sich sehr wesentlich. In dem zu Petersburg entworfenen Feldzugsplan war das Dasein einer feindlichen Armee seltsamer Weise vollständig ignorirt. Wahrscheinlich hatte man im Cabinet des Kaisers erwartet, Kamensky werde sich der Balkan-Pässe und vielleicht selbst Adrianopels bemächtigt haben, ehe die türkische Heeresmacht dort, jenseits der Berge versammelt sein konnte. Das war nun nicht gelungen; der Großvezier stand, als Silistria fiel, bereits mit einem ansehnlichen Heer diesseits der Berge am nördlichen Fuß des Balkans, bei dem berühmt gewordenen Schumla in Bereitschaft.

Kamensky scheint nicht sofort eingesehen zu haben, daß dies einen Unterschied mache und welchen. Schon hatte er die Armee unter seinen Befehlen durch einen ersten Tagsbefehl beleidigt, in welchem er ruhmredig von seinen Siegen in Finnland sprach, dem Heer an der Donau zwar glänzende Belohnungen versprach, aber auch mit Strafen drohte, falls es seinen Erwartungen nicht entspräche. Die Generale, die ohne Ausnahme ältere und erfahrenere Krieger waren, als er selber, hatte er durch ein ungemessen hochmüthiges Betragen verletzt —: jetzt verkündete er prophetisch große Thaten in einem Tagsbefehl, dessen Großsprecherei mehrere seiner Generale nicht mit Unrecht lächerlich fanden. „Wir haben der Ottomanischen Pforte den Frieden geboten. Die treulosen Mosleme haben,

trotz ihrer Schwäche, trotz der fortwährenden Niederlagen, die sie durch unsere tapferen Krieger erleiden, gewagt ihn abzulehnen. Uebermorgen ist der zur Rache, zu ihrer Bestrafung für solche Vermessenheit bestimmte Tag. Uebermorgen müssen, aller Hindernisse ungeachtet, Schumla erobert und die treulosen Schaaren des Großveziers vernichtet sein."

Uebermorgen kam (23. Juni) und Kamensky erschien allerdings mit 35,000 Mann vor Schumla; weiter aber geschah gar nichts. Das Glück bot dem Feldherrn wohl die Gelegenheit einen glänzenden Erfolg zu erfechten, aber er wußte sie nicht zu benützen. Die sogenannten Grottenhöhen im Westen von Schumla, die gleichsam den linken Flügel des hufeisenförmigen Gebirgszuges bilden, der Schumla umfaßt, waren damals nicht in den Kreis der Befestigungen aufgenommen. Die türkischen Verschanzungen zogen sich an dieser Seite auf halber Höhe des inneren Abhanges dieser Berge dahin, und waren sogar, von dem Kamm aus, in ihrer linken Flanke ganz zu umgehen. Unter dem General Lewis (einem Liefländer schottischer Abkunft, Lewis of Menar) gelang es den russischen Jägern, vom rechten Flügel des Heeres, unmittelbar nachdem das Heer vor Schumla eingetroffen war, sich des beherrschenden Kammes zu bemächtigen. Kamensky hatte sie dorthin entsendet, weil er die rechte Flanke seiner Stellung bei Straza von dort aus bedroht glaubte. Den Türken scheint die Wichtigkeit dieser Höhen einleuchtend geworden zu sein, so wie sie verloren waren; sie schritten ihrerseits zum Angriff. Zwei Tage über behaupteten sich die Russen im Besitz. Aber Kamensky, der, ungeachtet seines heldenhaft-prophetischen Tagesbefehls, beim Anblick der türkischen Stellung jeden Gedanken an einen Angriff aufgegeben hatte, achtete es nicht der Mühe werth, sich persönlich nach dem Punkt zu begeben, um den gekämpft wurde, und sich von der Lage der Dinge zu überzeugen. Seiner Meinung nach konnte das Gefecht da oben in Felsen und Wald zu gar nichts führen, er erklärte, daß es ihn langweile (cela m'ennuie) und befahl die Grottenberge (25. Juni) freiwillig aufzugeben. Ohne den Besitz dieser Höhen schien dann auch seine Stellung im Angesichte von Schumla nicht haltbar, und so wich er denn zum großen Erstaunen der Türken über den Tekié-Bach zurück.

Kamensky, oder der leitende Genius seines Hauptquartiers, war nun auf den Gedanken verfallen, das türkische Lager oder vielmehr den Gebirgsstock, an den es sich lehnte, von allen Seiten zu umstellen und das Heer des Großveziers darin auszuhungern. Das der Zahl nach ohnehin unzureichende russische Heer wurde zu solchem Ende auf einem Umkreis von nicht weniger als zwölf Meilen in einzelne Posten um das türkische Lager herum vertheilt: eine Verwegenheit, die ein kriegskundiger Feind gewiß nicht ungestraft gelassen hätte.

Die Russen kannten aber das Land, von dem es keine irgend genügenden Karten gab, nur sehr unvollkommen und wußten natürlich nicht

alle Pfade zu erkunden, die, für Saumthiere brauchbar, durch die Wälder über das Gebirge führten. Sie vermochten den Türken nicht die Zufuhr abzuschneiden, litten aber dagegen bald selbst den drückendsten Mangel und sahen ihre Reihen Tag für Tag durch verheerende Fieber gelichtet. Auf einem Erkundungsritt (am 7. Juli) konnten Kamensky und sein General-Quartiermeister Friderici selbst durch Fernrohre beobachten, wie ein Zug von mehreren Hundert beladenen Kameelen vom Gebirge herab im türkischen Lager eintraf. Sie sahen nun mit Schrecken, daß die Einschließung des türkischen Heeres eine leere Vorstellung war, mit der sie sich selbst täuschten. Da eine Botschaft des Veziers die Gewißheit brachte, daß an einen Frieden unter den geforderten Bedingungen nicht zu denken sei und dadurch den Beweis lieferte, daß auch der moralische Eindruck der früheren russischen Erfolge nicht weiter reichte, entsagte Kamensky allen weiteren Unternehmungen gegen Schumla, ließ nur einen mäßigen Heertheil unter seinem Bruder zur Beobachtung zurück und wendete sich (18. Juli) mit dem Rest seines Heeres nach Ruschtschuk, dessen bereits begonnene Belagerung bis dahin auch sehr schlecht gegangen war. Damit waren der bisherige Feldzugsplan, der Zug über den Balkan und alle hochfliegenden Hoffnungen Alexanders aufgegeben.

An der Spitze der 20,000 Mann, die er vor Ruschtschuk vereinigt hatte, dachte nun Kamensky die Festung, ohne Wallbruch, stürmend zu erobern. In ritterlich galanter Weise sollte dieser Sieg am Namenstag der Kaiserin-Mutter (3. August) erfochten werden. Die Maßregeln waren aber auch im Einzelnen sehr schlecht getroffen; der Sturm mißglückte in der furchtbarsten Weise und Kamensky verlor dabei fast die Hälfte seines kleinen Heeres, 8500 Mann.

In seinem Bericht an den Kaiser schien er die Schuld des Mißlingens auf die Truppen schieben zu wollen, denn er bat ihn des Oberbefehls zu entheben, weil er das Vertrauen, nicht etwa zu sich selbst, sondern zu der Armee verloren habe. Doch die Antwort, die er erhielt, bewies ihm, daß dergleichen kleine Künste gar nicht nöthig waren. Der Kaiser zeigte sich nur darauf bedacht seinen jungen Feldherrn zu trösten und wieder aufzurichten.

Ein unverdientes Glück führte dann aber, wenn auch nicht einen Schritt weiter zu dem Ziel, das dem Kaiser vorschwebte, doch noch zu einem besseren Ergebniß als der bisherige Gang des Feldzuges hoffen ließ. Kuschanetz-Pascha von Nikopolis rückte, auf Befehl des Veziers, am rechten Ufer der Donau, am Strom entlang, zum Entsatz heran. Kamensky, der aus Galizien Verstärkungen erhalten hatte, zog ihm entgegen und erfocht (7. September) bei Batin einen vollständigen Sieg über ihn, obgleich er nach dem Zeugniß solcher unmittelbaren Zeugen wie der Prinz Eugen von Württemberg und General Valentini, die Schlacht keineswegs in der verständigsten Weise führte. Es gelang! — Und wie die Türken

Inzwischen aber hatte sich die europäische Lage in solcher We
ändert, daß der Kaiser Alexander nöthig achtete einen großen T
Donau-Armee nach Litthauen an die westliche Grenze des Reichs
zuziehen. Der unvermeidliche Entscheidungskampf mit dem kai
Frankreich rückte näher, sich darauf vorzubereiten wurde die hauptsi
Sorge des Kaisers Alexander. Der Krieg an der Donau mußt
diesen Bedingungen mit verminderten Mitteln vertheidigungsweise
werden: eine Aufgabe, die dem General Kutusow anvertraut wu
wenig dieser auch bei seinem Kaiser galt.

Kamensky war zu größeren Dingen bestimmt. Man schien
binet des Kaisers gar nicht gewahr geworden zu sein, wie verkel
Thun und Treiben an der Donau gewesen war, und Alexander s
immer seinen Connetable in ihm; einen Feldherrn, den er mit Z
dem Kaiser Napoleon gegenüberstellen konnte. So war denn Ka
bestimmt, die zweite West-Armee gegen Frankreichs Krieger zu
Doch er starb auf der Reise von der Donau nach Odessa, wie an
danowitsch meint, möglicher Weise zu rechter Zeit für seinen
Ganz Rußland, eben so wenig enttäuscht als der Kaiser, traue
seinen Achill. Man gefiel sich sogar hin und wieder in der Vors
Napoleon habe diesen kühnen jungen Feldherrn gefürchtet und ihn,
Augenblick, wo der Krieg mit Rußland unvermeidlich schien, dur
geheimen Agenten vergiften lassen!

Viertes Capitel.

Die innere Verwaltung Rußlands während dieser Jahre; — Speranskys universelle Thätigkeit; — Umgestaltung des Ministeriums und der Behörden; — Finanzen; — Gesetzgebung; — Unzufriedenheit der altrussischen und Leibeigenschafts-Partei; — ihre Intriguen gegen Speransky.

Viel war im Lauf der wenigen Jahre seit dem Tilsiter Frieden auch im Innern Rußlands geschehen. Als der Kaiser Alexander sich der Politik Napoleons anschloß, war es, wie an seiner Stelle erwähnt wurde, nicht seine Absicht gewesen etwa den Plänen seiner Jugend zu entsagen; es zeigte sich, daß er die Ausführung, so sehr ihn auch Krieg und auswärtige Angelegenheiten in Anspruch nehmen mochten, eben so wenig auf ruhigere Tage verschieben wollte. Selbst mitten im Kriege, im Drang der Ereignisse, sollte fort und fort die bessernde Hand angelegt werden.

Das schien sogar nothwendiger als je zuvor; denn so oft der Kaiser den Blick von den europäischen Angelegenheiten auf die eigensten seines Reichs, auf das Innere Rußlands wendete, mußte er Zustände gewahren, die von Tag zu Tag bedenklicher wurden, die er gewiß nicht ohne Sorge erwägen konnte, wenn er auch von der allgemeinen Unzufriedenheit, die sie hervorriefen, wohl nur wenig erfuhr.

Vor allem war die bodenlose Zerrüttung der Finanzen, die fast hoffnungslos erscheinen konnte, wohl geeignet den Landesherrn zu erschrecken. Man sah sie freilich als ein unvermeidliches und selbst als ein unverschuldetes Uebel an, herbeigeführt durch nothwendige Kriege. In welchem Grade sie von lange her, schon seit der Regierungszeit der Kaiserin Katherina, durch sehr übel berechnete Maßregeln vorbereitet war, wie viel auch die gegenwärtige Regierung dazu beigetragen hatte, indem sie sich der verderblichen Handelspolitik Napoleons anschloß, davon wußte man sich nicht Rechenschaft zu geben. Aber wenn auch unvermeidlich und unverschuldet geachtet, wurden die Verhältnisse doch sehr drückend empfunden und man sah sich ängstlich nach Mitteln um, der gegenwärtigen Noth zu steuern und einer noch schlimmeren Zukunft vorzubeugen.

Auch darüber konnte sich der Kaiser nicht täuschen, daß die allgemeine Unredlichkeit und Käuflichkeit aller Beamten, aller Richter sich auch unter seinen

neuen Ministern von Tag zu Tage und bis zu einem kaum glaublichen Grade von Frechheit steigerte.

Ueberhaupt trat mit jedem Tage deutlicher hervor, daß alle Maßregeln, alle Anstrengungen seiner ersten Regierungsjahre vollkommen ohnmächtig geblieben waren.

Gleich der Kaiserin Katherina, wenn auch in weniger kühn-philosophischer Weise, hatte auch er sich bemüht der Unsicherheit des Rechts in Rußland abzuhelfen. Die siebzigtausend Ukasen, die, seit den Zeiten des Zaren Alexey Michailowitsch erlassen, sämmtlich Gesetzeskraft hatten, konnte niemand übersehen; es wußte niemand in diesem Chaos Bescheid, in dem sich rechtfertigende Gründe für die widersprechendsten Entscheidungen finden ließen. Was davon den Richtern bekannt wurde, die noch dazu nicht Rechtskundige waren und in der That kaum sein konnten, da ein wissenschaftliches Studium dieses form- und grenzenlosen Rechts gar nicht möglich war, das hing großentheils vom Zufall ab. Solche Verhältnisse gestatteten natürlich den Advocaten wie den Richtern mit einer kaum glaublichen Dreistigkeit zu verfahren. Es ist noch in den späteren Regierungsjahren Alexanders der Fall vorgekommen, daß im Senat ein Prozeß auf die Autorität zweier Ukasen hin entschieden wurde, die der Advocat der einen Partei wörtlich anführte, die es aber gar nicht gab, wie später entdeckt wurde. Zur Zeit der Entscheidung war es weder den Richtern noch selbst dem Advocaten der Gegenpartei eingefallen, an ihrem Dasein zu zweifeln.

Eine Commission unter dem Vorsitz des Grafen Sawadowsky, schon im Jahr 1801 gebildet, sollte nun Licht und Ordnung in dieses unverständige Wirrsal bringen — offenbar aber wußte niemand von den damaligen Rathgebern des Kaisers klar und bestimmt, was eigentlich geschaffen werden sollte. Ob es sich darum handele das bestehende, in den kaiserlichen Ukasen gegebene Recht zu sammeln und zu ordnen, in ein System zu bringen und von Widersprüchen zu reinigen, oder ob man auf theoretischer Grundlage ein neues in sich folgerichtiges Rechtssystem ausarbeiten und darin von dem hergebrachten Recht Rußlands nur das aufnehmen wollte, was den leitenden Grundsätzen des Ganzen entsprach. Die Instructionen besagten, die Commission solle das Material zusammenbringen und prüfen, ohne daß dabei gesagt worden wäre, im Sinn welcher Principien geprüft werden sollte; — sie sollte die verschiedenen, seit der Zeit Katherinas entworfenen Projecte, wie zu verfahren sein möchte, prüfen, vielleicht selbst ein neues Project entwerfen; — sie sollte sich mit den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten des Auslandes in Verbindung setzen, was anzudeuten scheint, daß man geneigt war auch wohl auf Grundlage reiner Theorie und abstract-wissenschaftlicher Anschauungen vorzugehen; — sie sollte besonders bedacht sein den Gang der Rechtspflege zu beschleunigen und endlich das Ergebniß ihrer Arbeiten so bald wie möglich dem Kaiser vorlegen.

Bald scheint man sich gesagt zu haben, daß Sawadowsky einer solchen Aufgabe durchaus nicht gewachsen sei und die „Gesetz-Commission" wurde dem Justizminister Lapuchin überwiesen, der darin den Vorsitz führen sollte. Aber Lapuchin war auch kein Rechtsgelehrter und sein Gehülfe Nowosiltzow eben so wenig. Außerdem hatte der Letztere so unendlich viel zu thun und wahrzunehmen, daß er den Arbeiten dieser Commission nur einen sehr geringen Theil seiner Zeit und Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Man fühlte die Nothwendigkeit, die Arbeit einem wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten anzuvertrauen, und da es einen solchen unter den Russen nicht gab, fand der Vorschlag des Senators und nachherigen Ministers Kosodawlew, einen Liefländer zu Hülfe zu rufen, leicht Beifall bei den Betheiligten. Kosodawlew empfahl (1804) einen Herrn von Rosenkampff, mit dem er in Leipzig zusammen studirt hatte und der seitdem als Advocat in Riga lebte.

Aber dieser auf solche Weise plötzlich zu großer Bedeutung erhobene Mann erhielt dann auch wieder eine Instruction, die theils in das Unbestimmte, theils in das Grenzenlose ging, und wieder zweifelhaft ließ, was man eigentlich wollte. Sein Auftrag war ein vollständiges Gesetzbuch zu verfassen, und reglende Vorschriften für alle Behörden. Er sollte dabei die bestehenden Gesetze zur Grundlage nehmen, aber sie ergänzen und verbessern nach allgemeinen Rechts-Principien. Eine Riesenarbeit, deren ganzen Umfang die Verfasser der Instruction wohl nicht zu übersehen wußten, und in mehr als einer Beziehung konnte niemand weniger geeignet sein eine solche Aufgabe zu lösen, als eben dieser Rosenkampff, der sich nebenher später auch noch als ein sehr zweideutiger Charakter offenbarte. Er wußte so gut wie gar kein Russisch und hatte keine Ahnung von russischem Recht. Die älteren Rechtsbücher und die siebzigtausend Ukasen waren ihm vollkommen fremd. So war er denn darauf angewiesen, Lehrling und Meister zugleich zu sein, Gesetze, deren Inhalt und Wesen ihm vollkommen unbekannt waren, systematisch zu ordnen, nährend er sie selber erst stückweise kennen lernte, wie es der Zufall fügte. Von einer Schaar von Uebersetzern umgeben, die er von allen Arten von Gehülfen am wenigsten entbehren konnte, brachte er es niemals auch nur dahin, daß er mit Bestimmtheit unabänderlich gewußt hätte wie er eigentlich zu Werke gehen, nach welchem Plan er arbeiten wollte. Bald wollte er der geschichtlichen Entwickelung des russischen Rechts folgen, und suchte danach herum in den Ukasen, die ihm durch die Uebersetzungen seiner Leute bekannt wurden; — bald wollte er „russische Pandecten" zusammenstellen, und den Inhalt sämmtlicher siebzigtausend Ukasen, sowie der älteren Gesetzbücher, unter systematisch geordnete Titel und Paragraphen vertheilen — und als auch diese Arbeit unabsehbar und hoffnungslos schien, stürzte er sich in das vergleichende Studium des römischen und des in den auswärtigen Staaten der Gegenwart geltenden Rechts, in der Hoffnung, da

zu finden, was er brauchte — er wußte jetzt vielleicht weniger als früher, wozu? — Er schien nun ein aus reiner Theorie hervorgegangenes Rechtssystem schaffen zu wollen, das sich scheinbar, aber freilich nur scheinbar auf die in Rußland bereits geltenden Gesetze, auf den Inhalt der Ukasen stützte. Er stellte Rechtssätze auf, und nannte am Schluß eines jeden mehrere ältere und neuere Ukase als seine Quelle. Dabei soll es aber auch ihm begegnet sein, Ukasen anzuführen, die es gar nicht giebt; jedenfalls war in vielen Fällen nachzuweisen, daß der Inhalt der angeführten Verordnungen gar nichts gemein hatte mit dem Rechtssatz, der angeblich aus ihnen hergeleitet war. Und auch diese Arbeit rückte nicht von der Stelle. Jahre vergingen und es ergab sich gar nichts aus einer so vollkommen rathlosen Thätigkeit.

Eben so ohnmächtig blieb die Thätigkeit der Universitäten. Sie übten zur Zeit kaum irgend einen Einfluß auf den Gang der allgemeinen Bildung, so gut wie gar keinen auf das Beamtenthum. Im ersten Augenblick der Begeisterung hatte man geglaubt, rasche Fortschritte der allgemeinen Bildung, wie sie in der Weise wohl kein Volk wirklich erlebt hat, durch einen Befehl erzwingen zu können. Der kaiserliche Ukas, der im Jahr 1803 die Thätigkeit der Universitäten und das Schulwesen Rußlands regelte, verfügte zugleich, daß nach Verlauf von fünf Jahren niemand, der nicht die entsprechenden Studien durchgemacht habe, eine Anstellung erhalten solle, die juristische oder andere Fachkenntnisse voraussetzte. Ohne zu erwägen, daß es zur Zeit, als diese Befehle erlassen wurden, im eigentlichen Rußland so gut wie gar keine jungen Leute gab, die gehörig vorgebildet Universitäts-Studien nützen konnten, erwarteten die damaligen Berather des Kaisers den vollständigsten Erfolg.

Nun aber waren die fünf Jahre verflossen und man fand sich auf dem alten Fleck. Die Hörsäle der Universitäten waren äußerst spärlich besucht worden. Der reiche und vornehme Adel hatte fortgefahren seine Söhne durch Hauslehrer, meist Franzosen, wenn nicht etwa im Pagen-Corps erziehen zu lassen; was dem kleinen, armen Adel oder der überaus zahlreichen besitzlosen Beamtenwelt angehörte, hatte seine Söhne in den Cadetten-Corps unterzubringen gesucht, oder fast noch als Knaben, wenn sie eben nur lesen und schreiben konnten, als Schreiber in die Kanzleien gesteckt, wo sie sich dann empor arbeiten mußten.

Junge Leute, die Universitäts-Studien gemacht hatten, meldeten sich nur in überaus geringer Anzahl zum Dienst. Wollte man überhaupt Beamte haben — und man bedurfte deren eine sehr große Zahl, — so mußte man nach wie vor Leute nehmen, die, fast noch als Kinder in die Kanzleien gesteckt, eigentlich nichts gelernt hatten als lesen und schreiben; die sich dann in den Kanzleien die alten Fertigkeiten aneigneten und den alten Einfluß in alter Weise übten.

Die jungen Leute aus reichen Häusern begannen entweder ihre Lauf-

bahn als Garde-Offiziere, und erhielten dann später, wenn sie in den Civil-Dienst übertraten, gleich höhere Stellungen, oder wenn sie gleich von Anfang an den Civil-Dienst wählten, erhielten sie den Rang, dessen sie in der Gesellschaft und am Hof bedurften, und der sie dann zu höheren Stellungen im Dienst führte, als Kammerjunker und Kammerherren.

Vergeblich waren auch die Bemühungen des Kaisers geblieben, das Loos der Leibeigenen zu verbessern oder vollends ihre Entlassung aus dem drückenden Verhältniß herbeizuführen. Außer dem Grafen Sergey Rumäntzow, dem Fürsten Alexey Bor. Kurakin, der einer Anzahl seiner Bauern die persönliche Freiheit und die Ländereien, die sie inne hatten, für anderthalb Millionen Rubel verkaufte, die in Fristen zu zahlen waren, und noch ein Paar Herren, die am Hof Glück machen wollten, fühlte sich niemand bewogen auf solche Auseinandersetzungen mit seinen Bauern einzugehen. Vergeblich waren selbst alle Anstrengungen geblieben auch nur dem Kauf und Verkauf der Leibeigenen zu wehren, die nach wie vor, gleich anderen Handelsartikeln, feil geboten wurden. Davon mußte sich der Kaiser überzeugen, als der Senator Runitsch nach einer Revisions-Reise in das Gubernium Räsan berichtete, daß dort Leibeigene in Ketten und Banden auf den Jahrmarkt in dem Städtchen Urinpinsk gebracht, und gleich Pferden und Rindern einzeln zum Verkauf gestellt worden seien. Es wäre eine arge Täuschung gewesen, wenn der Kaiser geglaubt hätte, daß dergleichen etwa nur dort und ausnahmsweise geschah. Er zeigte sich in hohem Grade entrüstet, und um „diesem schmachvollen Handel" ein Ende zu machen, „der weder mit der Menschlichkeit noch mit den Gesetzen vereinbarlich sei", wurde nun (14./26. Juli 1808) auf das strengste verboten, Leibeigene je anders zu verkaufen als mit dem Grund und Boden, zu dem sie gehörten; wie das von Speransky verfaßte kaiserliche Decret genau verfügte, durfte fortan kein Leibeigener ohne drei Dessätinen Land als Zubehör jeder einzelnen männlichen „Seele" veräußert werden.

Vielleicht hoffte der Kaiser, daß nunmehr im eigentlichen Rußland wie in den Ostsee-Provinzen nur ganze Besitzungen, Dorfschaften in ihrer Gesammtheit Gegenstand eines Kaufs und Verkaufs sein könnten. In der That aber war und blieb auch diese Verfügung vollkommen ohnmächtig und bewirkte gar nichts. Das neue Gesetz war schon an sich ungemein leicht zu umgehen, da Land ohne die etwa dazu gehörigen Leute zu verkaufen nicht verboten war oder sein konnte. Wollte nun jemand seinen Kammerdiener, seinen Koch oder eine ähnliche Persönlichkeit verkaufen, so wurde fortan ein doppelter Contract aufgesetzt; vermöge des ersten überließ er dem Käufer den betreffenden Kammerdiener und die drei Dessätinen Land, die das Gesetz forderte, — vermöge des zweiten kaufte er diese drei Dessätinen zurück, ohne den Kammerdiener, der somit Eigenthum des Käufers blieb.

Vor Allem aber hatte das Gesetz das Dasein einer Menschenklasse,

die in Rußland nach Hunderttausenden zählte, ganz übersehen. Man hatte nicht an das leibeigene Hofgesinde gedacht, das in gar keinen Beziehungen zu dem Grund und Boden stand. Hunderttausende von Individuen dieser Klasse waren, durch Erbschaft, als Mitgift einer Frau, durch Kauf, kurz durch die mannichfaltigsten Wechselfälle des ökonomischen Lebens, das Eigenthum von Leuten geworden, die dem Dienstadel angehörten und gar keinen Grundbesitz hatten. Wie wäre es nun, bei dem beständigen Wechsel, der sich, wie überall, so auch in den ökonomischen Verhältnissen geltend macht, zu vermeiden gewesen, daß solche Leibeigene gelegentlich verkauft wurden ohne Grund und Boden, wie das der wirkliche Sachverhalt mit sich brachte? — Es kam sogar der Fall vor, daß solche Leibeigene bei Erbtheilungen, oder in Folge von Banquerotten und Concurs der Gläubiger, von Gerichtswegen, jeder einzeln, ohne allen wirklichen oder fingirten Anhang von Grund und Boden, öffentlich versteigert werden mußten. Das geschah in der That fast allwöchentlich auch in Petersburg in der unmittelbaren Nähe des kaiserlichen Palastes, so zu sagen unter den Augen des Kaisers, der es dennoch nicht sah und keine Ahnung davon hatte. Es geschah sogar, ungeachtet des Gesetzes, zu Gunsten der Krone selbst, wenn sie Forderungen executorisch einzutreiben hatte.

Was sich aber auch der Kaiser Alexander von dieser Verordnung versprochen haben mag, im Allgemeinen wußte er nur zu gut, daß sein bisheriges Streben fruchtlos geblieben war und er empfand es nur zu schmerzlich. Speransky war es jetzt, gegen den er seine Klagen und Sorgen aussprach und von dem er hoffte, was die Jugendgefährten nicht vermocht hatten.

Speransky glaubte den Grund dieser verhältnißmäßigen Fruchtlosigkeit aller bisherigen Reformen darin zu sehen, daß man dabei vollkommen planlos verfahren sei. Man hatte in der That im Einzelnen geändert und dies und jenes nach auswärtigen Vorbildern und liberalen Anschauungen geschaffen oder umgestaltet, ohne sich ein bestimmtes Bild von dem Ganzen zu machen, das da entstehen sollte; ohne zum Voraus zu berechnen wie die verschiedenen Institutionen zu einander passen und in einander greifen sollten.

Als neuer Vertrauter Alexanders, der in die Stelle der Jugendfreunde getreten war, entwarf Speransky einen vollständigen Plan der weiteren Umgestaltung des Reichs und seiner Regierung, durch die den Wünschen, den allgemeinen Anschauungen des Kaisers entsprochen, durch die sie verwirklicht werden sollten. Dieser Plan ist weder vollständig ausgeführt, noch selbst bekannt geworden. Der leitende Gedanke des Planes war, wie Speransky selbst in einer späteren Rechtfertigungsschrift sagt, den allgemeinen Gang der Regierung durch Gesetze und regelnde Vorschriften auf unabänderliche Grundsätze zurückzuführen, ihre Thätigkeit dadurch zu einer folgerichtig geregelten zu machen und ihre wirkliche Macht zu steigern.

Dieser Plan, dem Kaiser schon im Anfang des Jahres 1809 vorgelegt, wurde von ihm gebilligt, und Speransky meinte, wenigstens später, das Beste wäre gewesen das Ganze sofort bekannt zu machen, die ganze beabsichtigte Umgestaltung der Regierung mit einem Schlage zu bewirken. Nach solchem umfassenden Maßstab durchgreifend zu verfahren, lag aber nicht in der Art des Kaisers; er fühlte sich vielleicht dem allgemeinen Widerspruch nicht gewachsen, den er dann erwarten mußte. Seiner Ansicht nach war es besser den Plan geheim zu halten, und die Reformen einzeln, stückweise in das Leben treten zu lassen, wenn daraus auch theilweise Mißverständnisse hervorgehen sollten, oder hin und wieder ein unverständiger Tadel laut wurde. Das Alles mußte sich ausgleichen, wie das Ganze immer vollständiger in das Leben trat.

Schon dadurch aber, daß dieser Plan ein Geheimniß blieb, um das niemand wußte als der Kaiser und Speransky, daß niemand sonst das Ziel kannte, das erreicht werden sollte, und die eigentliche Absicht, die jeder Maßregel der Regierung zum Grunde liegen mußte —: schon dadurch ergab sich, daß Speransky der universelle Vertraute des Kaisers, in äußerlich bescheidener Stellung ein Universal-Minister werden mußte, viel entschiedener, viel thatsächlicher als es Nowosiltzow in früherer Zeit gewesen war. Eine Stellung, die schon an sich für ihn viel gefährlicher war, als für diesen Vorgänger!

Der erste Theil des geheimen Planes, der (im Juli 1809) durch kaiserliche Verordnungen offenbar wurde, bezog sich auf die Verhältnisse der Beamtenwelt. Speransky sah die Quelle der Uebel, die hier lähmend wirkten, theils in dem Umstand, daß auch die Hofchargen gleich jedem wirklichen Amt und Dienst einen Rang verliehen, und zwar einen verhältnißmäßig sehr hohen, und somit einen kurzen und leichten Weg zu den höchsten Stellen in der Regierung öffneten, theils in den Anordnungen der Kaiserin Katherina in Beziehung auf die Beförderung der Civil-Beamten, deren wir zu seiner Zeit gedacht haben.

Der Kammerherrn-Schlüssel verlieh nämlich den Rang der vierten Klasse (General-Major) und den Titel Excellenz; der Kammerjunker stand nur um eine Stufe niedriger. Es war kein geringes Vorrecht, gleich zu Anfang mit solchem Rang in den Dienst einzutreten.

Was aber das wachsende Unheil betrifft, das die Kaiserin Katherina durch ihre Verordnungen in Beziehung auf die Rangbeförderung der Beamten veranlaßt hatte, so war es durch den Kaiser Paul noch um ein sehr Bedeutendes gesteigert worden. Vermöge einer Verordnung nämlich, durch welche die Beförderung die in jeder noch so subalternen Stellung, durch bloßes „Ausdienen" einer vorgeschriebenen Anzahl Jahre, bis auf den Rang eines Staatsraths ausdehnte. Daraus ergaben sich mitunter sehr seltsame Verhältnisse. Vor nicht allzu langer Zeit erinnerten sich ältere Leute zu Petersburg noch eines subalternen Beamten bei der Post, der

aus jenen Tagen herstammte; eines Mannes, der sein Leben damit zugebracht hatte, Briefe zu wiegen und das Porto zu berechnen, und der Staatsrath war. Dergleichen war seit dem Kaiser Paul keine Ausnahme.

Viel bedenklicher als solche hin und wieder etwas komische Gegensätze von Amt und Rang, war dann aber der Umstand, daß man nicht selten veranlaßt, ja gezwungen wurde, unwissende und nichts weniger als zuverlässige Leute, denen eine lange Reihe von Dienstjahren zu einem höheren Rang verholfen hatte, blos deshalb am Ende auch in eine höhere Stellung einzuschieben; blos weil sie nicht unter Leute gestellt werden konnten, die im Rang weit unter ihnen standen. Man hätte wenigstens suchen müssen, unter lauter unwissenden Beamten, wenn nicht die vergleichungsweise ehrlichsten, doch diejenigen zu befördern, die sich durch natürliche Fähigkeiten auszeichneten, und das suchte man auch zu thun. Aber die Wahl wurde durch dieses eigenthümliche Mandarinen-Wesen nicht wenig gehindert und beschränkt. Als das hauptsächlichste Uebel aber wurde angesehen, daß die jungen Leute, die sich dem Civil-Dienst widmeten, eben durch die Möglichkeit, ja Gewißheit, die ihnen geboten war, durch bloßes „Ausdienen" der vorgeschriebenen Jahre in eine Stellung zu gelangen, die ihren Ansprüchen genügte, veranlaßt waren sich selbst die Mühe und ihren meist armen Eltern die Auslagen zu ersparen, ohne die eine umfassendere Bildung nicht zu erlangen war; und um so mehr dazu veranlaßt, da die Rang-Vortheile, die durch Universitätsstudien erlangt wurden, dadurch ersetzt werden konnten, daß man fast noch als Knabe in die Kanzleien eintrat, so daß die Dienstjahre von einem sehr frühen Lebensalter an zählten.

Dem Allen sollte nach Möglichkeit abgeholfen werden. Ein kaiserliches Decret verfügte (3/15. April 1809), daß die Kammerherren- und Kammerjunker-Würde fortan als Auszeichnungen betrachtet werden sollten, die natürlich Zutritt bei Hof, aber gar keinen Dienstrang gewährten. Den jüngeren Herren, die bereits Kammerherren oder Kammerjunker waren, wurde vorgeschrieben innerhalb der nächsten beiden Monate einen wirklichen Dienst, eine Anstellung bei irgend einer wirklichen Behörde zu wählen, und stillschweigend wurde vorausgesetzt, daß künftig niemand durch diese Hofwürden ausgezeichnet werden sollte, der nicht eines wirklichen Amtes waltete, einen wirklichen Staatsdienst versah; denn es war die Bestimmung hinzugefügt, daß die künftig ernannten Kammerherren und Kammerjunker fortfahren sollten ihres Dienstes bei den Behörden wahrzunehmen, bei denen sie angestellt seien, widrigenfalls sie den Abschied erhalten würden. — Diese Verfügungen, deren Einzelnheiten Speransky festgestellt hatte, entsprachen vor allem der eigensten Gesinnung des Kaisers. Denn wie das in der Zeitrichtung der Jahre seiner Jugend lag und durch seine Erziehung gegeben war, hatte er die sogenannten Hofchargen stets mit sehr ungünstigem Auge angesehen. — Beiläufig bemerkt, wurden

ese Verfügungen in seinen späteren Regierungsjahren dahin ergänzt, daß an bereits den Rang der achten Klasse erdient haben müsse, um Kammerunker, den der fünften, um Kammerherr werden zu können.

Was die übrige Beamtenwelt anbetraf, sollten die jungen Leute, die Dienst treten wollten, gezwungen werden, die Bildungs-Mittel, die nen in Schulen und Universitäten, wie man meinte in hinreichender usdehnung geboten waren, auch wirklich zu benützen. Man hoffte dies durch zu erzwingen, daß man ihnen jede Möglichkeit abschnitt, ohne n gewisses Maß von Bildung und Kenntnissen, durch bloßes „Ausdienen" der vorgeschriebenen Jahre, auch nur zu den mittleren Stellen in r Verwaltungs-Hierarchie zu gelangen. Durch ein neues kaiserliches ecret (vom 6./18. August 1809) wurde verfügt, daß fortan niemand m „Collegien-Assessor", das heißt von der neunten zu der den erblichen del verleihenden achten Klasse befördert werden sollte, — und wenn er ch in dem Augenblick, wo das neue Gesetz erschien, seine Jahre bereits sgedient hätte — wenn er nicht entweder ein Zeugniß von einer russchen Universität beibrachte, daß er seinen Cursus dort „mit Erfolg" rchgemacht habe oder ein Examen bestand.

So sollte die achte Klasse die Schranke werden, an der alle ganz unissenden Kanzelei-Schreiber angehalten würden. — Das vorgeschriebene xamen war seltsamer Weise für alle Zweige des Staatsdienstes ein und sselbe, mußte eben deshalb wohl etwas encyklopädisch ausfallen, und ürde kaum in einem anderen europäischen Lande in derselben Weise festestellt worden sein. Verlangt wurde nämlich von jedem, der die achte lasse erklimmen wollte: grammatische Kenntniß der russischen Sprache; e Kenntniß wenigstens einer fremden Sprache, und die Fähigkeit aus r in das Russische zu übersetzen; eine gründliche Kenntniß des Naturchts und des römischen Rechts (ohne Kenntniß der lateinischen Sprache!); — Strafrecht und Staatswirthschaft; — gründliche Kenntniß der russischen eschichte; (die damals wahrlich nicht leicht zu erlangen war); — allmeine Geschichte, verbunden mit Geographie und Chronologie (worunter ohl das harmlose Auswendig-Wissen einer Anzahl Jahrszahlen verstanen wurde); — die Grundlehren der Statistik und die Statistik Rußlands ie zur Zeit noch so gut wie gar nicht bearbeitet war); — endlich die nfangsgründe der Mathematik, und die allgemeinsten Begriffe und Erhrungen der Physik.

Wenn nicht ungerecht, konnte man es doch hart nennen, daß diese estimmungen auch auf alle Beamten angewendet werden sollten, die beits seit einer Reihe von Jahren im Dienst standen, und denen niemand ei ihrem Eintritt gesagt hatte, daß ihr Fortkommen von solchen Bedingungen abhängig sein werde. Und diese Härte wurde dann auch noch urch einen Nachsatz gesteigert, der verfügte, daß niemand anders als unr diesen Bedingungen von der sechsten Klasse zur fünften (zum Staats-

rath) befördert werden sollte. Damit dachte man auch die älteren Beamten zu erreichen, die bereits über die verhängnißvolle achte Klasse hinaus waren, um sie in ihrer weiteren Laufbahn aufzuhalten.

Man hätte aber wohl vorher sehen können, daß auch diese Examina, wie so manches Andere, sich großentheils in ein leeres Scheinwesen auflösen würden; daß sie wohl dienen würden ganz rohe Gesellen, denen keine Gunst eines Mächtigen weiter half, in die unteren Sphären des Dienstes zu bannen, keineswegs aber eine zuverlässige Bürgschaft für die Bildung und Kenntnisse derjenigen gewährten, welche die Prüfung bestanden, und wenn dies angeblich auch in glänzender Weise geschah.

Nicht geringeres Aufsehen als diese Verordnungen machte, als durchgreifende Veränderung, die Neugestaltung des Reichsraths, der eigentlich jetzt erst geschaffen wurde, da er zwar bereits dem Namen nach bestand, aber bis zur Zeit niemals in Thätigkeit getreten war. Sie führte auch eine Umgestaltung der Ministerien und selbst des Senats als nothwendige Folge herbei.

Als Grund für die Nothwendigkeit, den Reichsrath ohne Säumen in das Leben zu rufen und seine Thätigkeit zu einer allgemein bekannten zu machen, führte Speransky in seinem Bericht an den Kaiser vor allem die Lage der russischen Finanzen an, die neue Abgaben zu einem bedeutenden Betrage unbedingt nothwendig mache. „Steuern," sagte er, „werden besonders deshalb drückend empfunden, weil sie willkürlich auferlegt scheinen. Man kann nicht einem Jeden ihre Nothwendigkeit eingehend und genau darthun. Folglich muß man diesen Beweis durch die allgemein verbreitete Ueberzeugung ersetzen, daß die Steuern nicht durch einen Act der Willkür verhängt werden, sondern in Folge einer von dem Reichs-Rath anerkannten und (der Krone) vorgestellten Nothwendigkeit. Auf diese Weise bewahrt sich die regierende Macht die Liebe des Volks, deren sie zum Glück des Volks selbst bedarf, unberührt; sie schützt sich gegen jeden ungerechten Tadel ..... und die Steuern selbst werden weniger drückend empfunden, so wie ihre Nothwendigkeit anerkannt ist." — Einen weiteren Grund sah Speransky dann darin, daß die unbestimmten und verschiedenartigen richterlichen und Verwaltungs-Functionen des Senats eine Verwirrung herbeigeführt hätten, der nur eine höhere berathende Behörde abhelfen könne.

Der bis dahin formlose Reichsrath wurde jetzt in die vier „Departements": 1) der Gesetzgebung; 2) der militairischen Angelegenheiten; 3) der Verwaltung und der kirchlichen Angelegenheiten; endlich 4) der Staatswirthschaft, worunter vorzugsweise die finanziellen Maßregeln verstanden wurden, eingetheilt. Aus dieser neuen Einrichtung ergab sich als etwas Eigenthümliches, daß Kriegswesen, Verwaltung und Finanzen gleichsam unter ein doppeltes Ministerium gestellt wurden, unter je zwei Minister, von denen der Präsident des betreffenden Departements im Reichs-

rath der höher gestellte war, da er mit den ihm zugesellten Reichsräthen alle umfassenden Maßregeln zu berathen, und die eigentliche Verwaltung zu controliren hatte, während dem anderen, dem Fachminister, der den Titel führte, wenig mehr als die laufenden Geschäfte zu erledigen blieb. Ueber den Departemens stand dann als höchste Behörde die Gesammt-Sitzung des Reichsraths, in welcher der Kaiser selbst, je nach den Umständen in Person oder durch einen Stellvertreter den Vorsitz führen wollte.

Was die Befugnisse des Reichsraths anbetrifft, erklärte das kaiserliche Decret in etwas gesuchten Worten: „1) in der Reihe der Staatsbehörden ist der Reichsrath diejenige Versammlung, in der alle Theile der Verwaltung in ihrer Beziehung zur Gesetzgebung berathen werden, und durch die sie der regierenden kaiserlichen Macht (d. h. dem Kaiser in Person) vorgelegt werden. 2) Deshalb werden alle Gesetze und Vorschriften in ihrem ersten Entwurf im Reichsrath vorgelegt und durchberathen, und darauf erhalten sie durch einen Act der regierenden Macht die ihnen vorgezeichnete Vollendung. 3) Kein Gesetz und keine Vorschrift kann aus dem Reichsrath hervorgehen und vollendet werden, ohne Bestätigung durch die höchste Macht."

So weit reichten die Befugnisse dieses Raths als Gesetzgebende Behörde. Außerdem aber hatte er, wie schon durch die ganze Organisation angedeutet war, noch gar Vielerlei zu berathen: alle allgemeinen Maßregeln im Innern, die infolge außerordentlicher Ereignisse nöthig werden konnten; alle Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, und alle sonstigen wichtigen Maßregeln der auswärtigen Politik „sofern sie je nach den Umständen einer vorläufigen Berathung unterzogen werden können"; — die jährlichen Voranschläge der Staats-Einnahmen und Ausgaben, die Mittel, sie auszugleichen, die Verfügung neuer Ausgaben im Lauf des Jahres und alle außerordentlichen Finanz-Maßregeln. Endlich hatte der Reichsrath die jährlichen Rechenschaftsberichte der verschiedenen Ministerien zu prüfen.

So sollte denn der Reichsrath das werden, wozu Peter der Große den Senat hatte machen wollen: eine Behörde, in der alle Fäden der Regierung zusammenliefen.

Selbstverständlich mußte eine solche Behörde auch eine eigene Kanzlei haben; sie stand in vier Abtheilungen unter eben so vielen Staats-Secretairen, deren jeder das „Referat" in einem der Departements des Reichsraths hatte, d. h. den einleitenden Bericht zu erstatten, über die Vorlagen, die da zur Berathung kamen. — Hier war auch die Form gefunden, in der Speransky leitender Universal-Minister sein konnte, ohne ausdrücklich als solcher bezeichnet, ohne dem Anschein nach den Leuten vorgesetzt zu werden, die im Rang höher standen als er selber; er wurde „Reichs-Secretair" und erhielt das Referat in der Gesammt-Sitzung des Reichsraths.

Der ganze Entwurf war in aller Stille zwischen dem Kaiser und Speransky verabredet, von Speransky allein ausgearbeitet worden; niemand sonst hatte darum gewußt, auch Araktschejew nicht, und als nun das Geheimniß offenbar wurde, gerieth dieser ältere Günstling des Kaisers, der dessen unbedingtes Vertrauen zu besitzen glaubte, in einen furchtbaren Zorn. Er überließ sich, wie der Staats-Secretair Martschenko, der unter ihm stand, in seinen handschriftlichen Denkwürdigkeiten berichtet, tagelang Ausbrüchen der Wuth, die seine Umgebung in Schrecken setzten; er fertigte Speransky, den der Kaiser mit Erklärungen zu ihm sendete, in der brutalsten Weise ab, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, und er bat um seine Entlassung aus dem Dienst. Die Gründe, die er dafür anführte, waren merkwürdig genug, besonders wenn man sich der Laufbahn erinnert, die ihm noch vorbehalten war; sie waren sarkastisch gemeint und doch nur zu treffend. Er habe, so schrieb er dem Kaiser, seine Kräfte geprüft, sie mit dem Inhalt und der Tragweite der neuen, weisen Anordnungen des Kaisers verglichen, und fühle sich der Aufgabe nicht gewachsen, die ihm darin gestellt werde; er habe nur eine unvollständige, unzureichende Erziehung und Bildung erhalten, er sei ein einfacher Offizier, der nur auf Ordnung und Genauigkeit in der Ausführung des Kriegshandwerkes zu achten wisse, die Ausführung so weiser Anordnungen aber erfordere einen Minister von vielseitiger Bildung. Damit reiste er ab nach Gruſino, auf den Landsitz, den ihm der Kaiser Paul bei Nowgorod geschenkt hatte.

Doch der Kaiser Alexander konnte seinen rohen Araktschejew nicht mehr entbehren; er schrieb ihm, er suchte ihn zu beschwichtigen, und nach vielfachen Botschaften gelang ihm das auch, so daß Araktschejew seine Briefe wieder „Väterchen Euer Majestät" überschrieb, wie ihm gestattet war. Er kehrte zurück, der Kaiser las ihm nun selbst den ganzen Entwurf vor und fragte ihn, was er sein wolle, Kriegsminister wie bisher, oder Präsident des Militair-Departements im Reichsrath? — Araktschejew wählte das Letztere, mit der Bemerkung, man sei doch lieber selber Vormund, als daß man sich einen Vormund setzen lasse. Speransky aber hatte an ihm fortan einen unversöhnlichen, tückischen, rachsüchtigen Feind, der schweigend auf die günstige Gelegenheit zu warten wußte, sie dann aber auch gewiß nicht versäumte.

So wurde denn Araktschejew Präsident des Militär-Departements; an die Spitze der Abtheilungen für Gesetzgebung und Verwaltung traten die bisherigen Minister Fürst Lapuchin und Graf Sawadowsky, der Vorsitz in der staatswirthschaftlichen Abtheilung war dem Admiral Mordwinow bestimmt; zu seinem Stellvertreter als Präsidenten des Gesammt-Reichsraths ernannte der Kaiser den Kanzler Rumänzow, und mit dem Beginn des Jahres 1810 trat die neue höchste Behörde geräuschvoll in Thätigkeit. Die auf solche Weise zu den höchsten Stellen im Reichsrath beförderten

Minister wurden, mit Ausnahme Rumänzows, durch neu ernannte ersetzt. Der General Barclay de Tolly wurde Kriegs-Minister, Dmitriew, ein ehemaliger Garde-Offizier, der sich seither als Dichter in russischer Sprache einen gewissen Namen gemacht hatte, auch wohl als Ober-Procuror und Senator eine gewisse Kenntniß des Geschäftsganges erlangt haben mochte, Justiz-Minister, und Rosenkampffs Beschützer, der Senator Kosodawlew, auch ein ziemlich unbedeutender Mann, Minister des Innern; ein Amt, das er bereits provisorisch verwaltet hatte, seitdem der Fürst Kurakin als Botschafter nach Paris gegangen war. An die Stelle des unfähigen Finanz-Ministers Golubzow, den nur Araktschejew so lange gehalten hatte, und der nun beseitigt wurde, trat sein bisheriger Gehülfe Guriew, ein eben auch nicht sehr befähigter Mann, den Speransky wohl nur deshalb tauglich fand und empfahl, weil er gewiß war, ihn unbedingt leiten zu können. Sawadowsky wurde als Minister des öffentlichen Unterrichts durch den Grafen Alexey Kirilowitsch Rasumowsky ersetzt, einen Mann, der sich, in der Fremde erzogen, in der Weise eines vornehmen Herrn mit Botanik beschäftigte.

Die Minister waren vermöge ihres Amtes Mitglieder des Reichsraths, dann aber wurden auch noch mehrere Generale, Admirale, Hofleute und Beamte der höchsten Klassen zu Mitgliedern ernannt, so daß die hohe Versammlung deren zu Anfang im Ganzen fünfunddreißig zählte; darunter die beiden Brüder Fürsten Kurakin, Rumänzows unbedeutenden Bruder, Kotschubey und seltsamer Weise auch den abwesenden Fürsten Adam Georg Czartoryski, obgleich dieser zur Zeit, wenn auch als Privatmann, lebhaften Antheil an den Angelegenheiten des Herzogthums Warschau nahm. Immerdar getäuscht, glaubte der Kaiser Alexander an ihm einen Freund und Verbündeten im feindlichen Lager zu haben.

Bald wurde auch die Zahl der Ministerien und der Minister um einige vermehrt. Der unbefriedigende Gang der Regierung hatte nämlich, nach Speranskys in einem Bericht an den Kaiser ausgesprochener Ansicht, ihren Grund theils in mangelhafter Verantwortlichkeit der Minister, theils in einer unrichtigen Vertheilung der Geschäfte unter die verschiedenen Ministerien. Er theilte alle Angelegenheiten des Staats und der Regierung in fünf Klassen, je nachdem sie: 1) die auswärtigen Beziehungen des Reichs zum Gegenstand hatten, deren Leitung dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten oblag; oder: 2) die Sicherheit nach außen (Kriegs- und Seeministerium); — 3) Die Staats-Oekonomie, die nach Speranskys Theorie das Ministerium des Innern, des öffentlichen Unterrichts und der Finanzen umfaßte, so wie Bau und Erhaltung aller Verbindungswege im Reich; 4) Die Rechtspflege (Justiz-Ministerium); oder endlich: 5) Sicherheit im Innern, für welche die Polizei zu sorgen hat.

In Folge dieser Theorie wurde auch in Rußland, wie in dem napoleonischen Frankreich ein eigenes Ministerium der Polizei eingerichtet

und dessen Leitung einem sehr gewandten und weltmännisch vielseitig gebildeten, aber nichts weniger als gewissenhaften Mann, einem Geheimerath Balaschow anvertraut.

Zwei andere Verwaltungszweige wurden blos aus Rücksicht auf die Persönlichkeiten, die an ihrer Spitze standen, zu selbständigen Ministerien erhoben. Namentlich die Verwaltung der Verbindungs-Wege, deren Leitung dem Prinzen Georg von Oldenburg, dem Gemahl der Lieblingsschwester Alexanders, der schönen und geistreichen Großfürstin Katherina anvertraut war.

Auch die Angelegenheiten der „fremden Culte", bisher unter sechs verschiedene Behörden vertheilt, wurden nun unter einem eigenen Minister, dem frommen Jugendfreund des Kaisers, dem Fürsten Alexander Nikolajewitsch Galitzyn vereinigt. Die Bezeichnung „fremde Culte" umfaßte damals wie heute außer dem Islam, dem Buddhismus in seiner mongolischen Entartung und dem Judenthum, auch alle christlichen Confessionen, außer der griechisch-rechtgläubigen.

Das Handels-Ministerium dagegen wurde aufgelöst und mit dem des Innern vereinigt.

Gleich bei der Neubildung der Ministerien (25. Juli a. St. 1810) war der Geschäfts-Kreis eines jeden derselben genau umschrieben worden; ein Jahr später (25. Juni a. St. 1811) erschien dann ein „allgemeines Regulativ für die Ministerien", in dem sowohl die Formen genau festgestellt waren, in denen sich ihre Thätigkeit bewegen sollte, als auch die Grenzen der Befugnisse und der Verantwortlichkeit der Minister —: die Arbeit Speranskys, die sich bewährt hat. Weitere Regulative für jedes Ministerium insbesondere sollten ergänzend folgen; doch wurden bis im Lauf des Jahres 1811 nur zwei, für die Finanzen und die Post, vollendet und vom Kaiser bestätigt, bekannt gemacht.

Da Speranskys Plan nicht vollständig ausgeführt worden ist, konnte auch der Reichsrath nicht das werden, nie zu der Wirksamkeit gelangen, die ihm in dem Ganzen bestimmt war. Andere Reformen mißglückten und kamen gar nicht zur Ausführung, obgleich sie vom Kaiser bestätigt bereits in der Theorie zu Recht bestanden. So namentlich die Neugestaltung des Senats.

Nach Speranskys Meinung lag die Ursache mancher Verwirrung und Ungelegenheit, die sich hier kund gab, wie schon erwähnt, darin, daß die richterlichen und die Verwaltungs-Befugnisse des Senats nicht getrennt waren und mitunter gar seltsam ineinander liefen.

Sie sollten jetzt gesondert, der Senat selbst in eine verwaltende Behörde und einen höchsten Gerichtshof des Reichs getheilt werden. Jene, der „verwaltende Senat", sollte aus den Ministern und ihren Gehülfen be-

stehen, der „richtende Senat" aber, aus Mitgliedern zusammengesetzt sein, die zum Theil von der Krone ernannt, zum Theil aus dem Adel der betreffenden Provinzen gewählt wären, und seinen Sitz, um überall im weiten Reich zugänglich und erreichbar zu sein, in vier gleichberechtigten Abtheilungen, zu Petersburg, Moskau, Kasan und Kiow aufschlagen. Selbstverständlich wurde der Entwurf dem Reichsrath vorgelegt, der Behörde, die eigens geschaffen war, um in allen großen Fragen zu sprechen. Da nicht, wie Speransky gewollt hatte, die Neugestaltung der Regierung mit einem Schlage bewirkt, der neue Senat nicht gleichzeitig mit dem neuen Reichsrath geschaffen, dieser Letztere bereits in Thätigkeit war, mußte er befragt werden. Der neue Plan machte aber wenig Glück in dieser Versammlung. Der Bedenken war kein Ende, und sie waren zum Theil bezeichnend für den Geist, der auch in diesem Kreise herrschte, wie für die Meinung, die man auch hier von den eigenen Zuständen hatte.

Man wollte finden, daß jede Veränderung der Einrichtungen, die große Monarchen angeordnet haben, einen betrübenden Eindruck auf das Gemüth mache.

Das Ansehen des Senats werde durch die Theilung geschmälert werden. Und wenn Schwäche (unter der wohl Bestechlichkeit zu verstehen sein möchte) und Parteilichkeit, selbst in Petersburg, unter den Augen des Kaisers ihren Weg in den Senat fänden, müsse man nicht befürchten, daß dies in einer Entfernung von Tausend Werften und mehr vom Hof, in einem noch weit höheren Grade der Fall sein werde? — Auch werde die Theilung der Behörde große Kosten verursachen, und es werde schwierig sein eine hinreichende Anzahl brauchbarer Persönlichkeiten für die vermehrten Senatorenstellen und das vermehrte Kanzlei-Personal aufzutreiben.

Daß ein Theil der Senatoren vom Adel gewählt werden solle, widerspreche dem Geist der Selbstherrschaft und werde eher schaden als nützen; denn an einigen Orten würden die Wahlen unter dem Einfluß der örtlichen Verwaltungsbehörden stattfinden, an anderen würden reiche Gutsbesitzer Leute, die von ihnen abhingen, in den Senat bringen und dadurch die Mittel gewinnen ungestraft vielfache Bedrückungen auszuüben.

Nach Speranskys Entwurf sollten die Urtheile des richtenden Senats abschließende sein, eine Appellation von seinem Spruch an den Kaiser in Person, als höchsten Richter des Landes, nicht stattfinden. Auch dagegen erhob sich der Reichsrath. Es liege kein Grund vor, dem Senat eine Befugniß der selbstherrschenden Macht einzuräumen, seinen Spruch zu einem abschließenden zu erheben, und die weitere Klage bei dem Kaiser persönlich zu untersagen. Eine solche Neuerung, die den Unterthanen die letzte, jedem Russen theuere Zuflucht raubte, wäre um so weniger am Ort, da durch die Umgestaltung des Senats allein keineswegs verbürgt sei, daß auch die Fähigkeiten und die sonstigen Eigenschaften der Senatoren sich sofort zum Besseren wenden würden.

Endlich wurde auch unpassend gefunden, daß in dem Entwurf der Ausdruck „Regierung, regierende Autorität" (**державная власть**) gebraucht war; auch das widersprach dem Geist der russischen Regierung. „Wir wissen nur von einer selbstherrschenden oder kaiserlichen Machtvollkommenheit" erklärten die Reichsräthe.

Indessen, so lange man in Speransky den vielvermögenden Günstling des Kaisers sah, konnte er gewiß sein auch im Reichsrath den entscheidenden Einfluß zu üben. Der Justizminister Dmitriew sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „jedesmal, so oft Speransky aus dem Cabinet des Kaisers her in den Saal des versammelten Gesammt-Reichsraths trat, umdrängten ihn mehrere Mitglieder mit leisem Geflüster und Einer suchte dabei den Anderen wegzudrängen, und viele andere wendeten sich in tiefem Schweigen ihm zu wie die Sonnenblumen der Sonne, und bemühten sich einen wohlwollenden Blick auf sich zu lenken." — Man muß sich dabei erinnern, daß im Reichsrath die vornehmsten Männer Rußlands versammelt waren, insofern sie zugleich zu den bedeutendsten gezählt wurden.

So kam es denn auch wie Dmitriew vorausgesehen hatte, daß nämlich selbst Diejenigen, die in ihren Reden mit großer Festigkeit für die alte Ordnung der Dinge auftraten, als es zur Entscheidung, nämlich zum Abstimmen kam, auf die Seite der „eigenen Interessen-Berechnung" übergingen und für den Entwurf stimmten.

Die Frage, ob eine Nothwendigkeit vorliege die Neugestaltung des Senats vorzunehmen? wurde mit großer Stimmenmehrheit bejaht; doch meinte die Mehrheit der Versammlung, es sei gerathen diese Reform auf eine gelegnere Zeit zu verschieben. Auch in den Abstimmungen über die einzelnen Artikel des Entwurfs war manches charakteristisch. Die Theilung des Senats in vier von einander unabhängige Tribunale wurde mit zwölf Stimmen gegen neun angenommen, und selbst der Punkt, gegen den man sich am entschiedensten ausgesprochen hatte, die Zulassung von gewählten Senatoren mit fünfzehn gegen sieben. Dreizehn Stimmen wollten Appellationen von dem Spruch des Senats an den Kaiser unter gewissen Einschränkungen zugestehen, neun sie unbedingt ausschließen, und der Kaiser entschied für diese Minderheit.

Der Entwurf erhielt im Wesentlichen unverändert, so wie ihn Speransky ausgearbeitet hatte, die kaiserliche Bestätigung, aber es wurde vorläufig keine Zeit festgestellt, wann diese neue Ordnung der Dinge thatsächlich eingeführt werden sollte. Bald nahmen die Vorbereitungen zu dem unvermeidlichen und bedenklichen Kampf mit Napoleon die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung in Anspruch, und als dann vollends Speransky entfernt wurde, gerieth die Sache ganz in Vergessenheit; es brachte sie niemand wieder in Anregung.

Die Regulative für die örtlichen Verwaltungs-Behörden in den Pro-

vinzen und für die Gerichtshöfe erster und zweiter Instanz, die Speransky ebenfalls ausgearbeitet hatte, kamen gar nicht zur Sprache.

Es war eine durchgreifende Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in Rußland nach einem umfassenden Plan beabsichtigt. Der Kaiser und sein Minister wollten diesen besseren Zustand um seiner selbst willen herbeiführen, nicht etwa blos als Mittel, das irgend einem anderen, außer ihm selbst liegenden Zweck dienen sollte. Doch aber hatte Speransky die Wahrheit gesagt, indem er in seinem Bericht an den Kaiser den Zustand der Finanzen als bestimmenden Grund anführte die Neugestaltung des Reichs sofort vorzunehmen, und vor allem den Reichsrath ohne Säumen in das Leben treten zu lassen.

Die Finanzen waren in der That, wie schon erwähnt, in einem sehr üblen Zustand, den wir nun etwas näher in das Auge fassen müssen.

Schon während der ersten, friedlichen Regierungsjahre Alexanders hatte man nicht eben sorgfältig Haus gehalten; man war, in dem Verlangen manches Nützliche und manches Glänzende ohne Zeitverlust zu schaffen, wie auch die Kaiserin Katherina gethan hatte, mit den Ausgaben fort und fort über die wirklichen Mittel hinausgegangen. Später hatten die ununterbrochenen Kriege nicht gestattet ein bestimmtes Maß zu halten, und fort und fort hatte die Regierung ihre Zuflucht zu der Banknoten-Presse genommen.

Indem sie sich aber fortwährend neue fictive Mittel schuf, durch die neuen Massen Papiergeld, die sie in Umlauf setzte, bewirkte sie, daß die wirklichen Mittel, über die sie verfügen konnte, in ihren Händen zu einem immer geringeren Betrag zusammenschwanden.

Das Papiergeld war, wie wir hier in Erinnerung bringen müssen, das gesetzliche Zahlungsmittel, die gesetzlich eingeführte Rechnungs-Valuta des Landes. Die Abgaben wurden in Papiergeld erhoben, immer zu demselben nominalen Betrag, ihr wirklicher Betrag aber wurde natürlich in Folge der steigenden Entwerthung des Papiergeldes von Jahr zu Jahr ein geringerer. Freilich machte sich das in dem Theil der jährlichen Ausgaben, welche die Besoldungen sämmtlicher Regierungs-Beamten umfaßte, nicht unmittelbar geltend; denn die Besoldungen waren eben auch in Papier festgestellt und wurden in Papier ausgezahlt, immer zu demselben nominalen Betrag. Doch ergab sich auch daraus anderweitiges, sehr weit reichendes Unheil der allerschlimmsten Art. Der ohnehin kärglich bemessene Sold der Beamten schwand zu einem so geringen wirklichen Betrag zusammen, daß es selbst in den mittleren Stufen des Dienstes geradezu unmöglich wurde davon zu leben. Mittel der Unredlichkeit mußten aushelfen. Allgemeine Unredlichkeit wurde zu einer Nothwendigkeit. Der Kaiser sogar wurde gewahr, daß Bestechlichkeit und Unterschleif allgemeiner und ärger

wurden als zu irgend einer früheren Zeit, es schmerzte ihn auf das tiefste, aber befremden durfte es ihn eigentlich nicht. In der Armee fanden zwar die Obersten in der Oekonomie der Regimenter, die ihnen anvertraut waren, Gelegenheit sich reichlich zu entschädigen, die Subaltern-Offiziere aber, denen keine solchen Hülfsquellen zu Gebote standen, lebten, sofern sie nicht in der Fremde zu Felde lagen und auf dem Kriegsfuß besoldet wurden, in einer wirklich unziemlichen Dürftigkeit.

In anderen Beziehungen aber hatte dann die Regierung auch unmittelbar den Druck der ungünstigen Geldverhältnisse zu empfinden. Nicht nur in allen Zahlungen die außerhalb des eigenen Landes geleistet werden mußten, wie namentlich die Verzinsung der in früherer Zeit in Holland contrahirten Schuld, sondern auch in Beziehung auf alle Ankäufe im Innern. In dem Maß wie das Geld schlechter wurde gingen natürlich die Lieferanten mit ihren Forderungen, mit den nominalen Preisen der zu liefernden Gegenstände, immer höher. Die Einkünfte der Regierung wurden immer unzureichender.

Im letzten Regierungsjahr des Kaisers Paul hatten die Einkünfte des Reichs 77 Millionen Rubel in Papier betragen, was damals ungefähr 55 Millionen Rubel Silber oder 225 Millionen Franken (180 Millionen Reichs-Mark) ausmachte. Die Masse des Papiergeldes, die unter der Kaiserin Katherina zuletzt 157 Millionen betrug, war unter ihrem Nachfolger bis auf 213 Millionen vermehrt worden.

In den Friedensjahren der Regierung Alexanders stieg der Betrag der Einnahmen in doppelter Weise; dadurch daß der nominale Betrag namentlich der indirecten Abgaben sich bei regerem Verkehr steigerte, und dann auch dadurch, daß die geltende Währung, das Papiergeld im Werth um etwas stieg. Der Rubel Papiergeld, der unter dem Kaiser Paul nur 65 bis 67 Kopeken Silber gegolten hatte, stieg wieder auf 73, und zu Zeiten sogar noch etwas höher, bis auf 80 Kopeken.

Aber man war nicht vorsichtig wie gesagt, und jedes Jahr überstiegen die Ausgaben die Einnahmen des Staatsschatzes um einen im Vergleich mit dem damaligen Geldreichthum des Landes nicht unbedeutenden Betrag. In vier Friedensjahren wurde die in Umlauf gesetzte Banknoten-Masse (in runder Summe) um 48 Millionen Rubel vermehrt, und nebenher war man auch auf ein Mittel verfallen, in geräuschloser Weise kleine Anleihen im Innern zu machen, indem das Finanz-Ministerium Capitale, die von Privat-Personen in den Leihbanken des Reichs niedergelegt waren, um auf Zinsen ausgethan zu werden, stillschweigend an sich nahm, natürlich mit der Verpflichtung Zinsen dafür zu zahlen, aber ohne irgend etwas öffentlich darüber bekannt werden zu lassen: — ein Gebahren, das Jahrzehnte später nach einem sehr großartigen Maßstab wiederholt worden ist.

Darauf folgten die Kriegsjahre, während welcher man der Ausgaben in keiner Weise Herr war, und gezwungen von der Banknoten-Presse einen

geradezu verderblichen Gebrauch zu machen, da man sich zuerst von der englischen Regierung nur mit einer unerfreulichen Zurückhaltung unterstützt sah, und dann vollends mit England, dem einzigen Lande, wo man Anleihen hätte machen können, verfeindet war. Bald kamen alle verderblichen Störungen des Verkehrs, die Zerrüttung aller volkswirthschaftlichen Verhältnisse hinzu, die Napoleons auf Rußland ausgedehntes Continental-System herbeiführte, und so bezahlte denn Rußland einen hohen Preis für den bis zur Zeit wenig vom Glück begünstigten Antheil, den es an der allgemeinen europäischen Politik nahm.

Zu Ende des Jahres 1809 war die finanzielle Lage Rußlands bereits eine sehr schwierige geworden. Die Masse der inneren Schulden, die dadurch entstand, daß man die Gelder aus den Leihbanken entnahm, ohne viele Worte darüber zu verlieren, war auf 91 Millionen Rubel gestiegen; besonders aber war die Menge des Papiergeldes in den letzten fünf Jahren bis auf 577 Millionen Rubel vermehrt worden, und die Entwerthung dieser Werthzeichen hatte nicht minder reißende Fortschritte gemacht als ihre Vermehrung; der Rubel Papier war bereits auf zwei Fünftheile seines Nennwerths gesunken und galt nur noch vierzig Kopeken Silber. Für das folgende Jahr — 1810 — wurde ein Deficit voraus berechnet, das beinahe so viel betragen mußte, als die gesammten Einkünfte der Krone. Man rechnete auf 230 Millionen Rubel Ausgaben, und die Gesammt-Einkünfte des Jahres 1809 hatten nur 126 Millionen betragen. Man mußte sogar befürchten, oder vielmehr man konnte vorhersehen, daß das Deficit sich thatsächlich noch bedeutend höher stellen werde, als sich aus dieser Berechnung zu ergeben schien; es mußte erfolgen, wenn die Entwerthung des Papiergeldes noch weitere Fortschritte machte, und das dies geschehen werde, war nur zu bestimmt vorherzusehen. Es geschah auch in der That und sogar in einem noch weit größeren Maß als irgend vorausgesehen war. Im Lauf des Jahres 1810, und selbst innerhalb der ersten sechs Monate desselben, sank das Papiergeld auf ein Viertheil seines Nennwerths herab, so daß der Rubel Banko-Assignationen nur noch fünfundzwanzig Kopeken Silber galt.

In dieser Bedrängniß erwartete der Kaiser Rath und Hülfe von Speransky. Dieser aber war zu klug, um hier in allzu sichtbarer Weise persönlich eingreifen oder vollends die Verantwortung für das was geschehen mußte, allein übernehmen zu wollen. Er war kein Finanzmann, seine staats- und volkswirthschaftlichen Kenntnisse beschränkten sich auf eine sehr oberflächliche Kenntniß der Theorie, die Adam Smith zur herrschenden gemacht hatte. Speransky konnte die Werke dieses Schriftstellers, wie er in Anspruch genommen war, wohl schwerlich anders als im Fluge durchgelesen haben, wenn sie ihm überhaupt je vollständig bekannt geworden waren. Doch sein ungewöhnlicher Scharfblick half ihm auch hier weiter, und wie unzureichend auch seine Kenntnisse sein mochten, war er doch ohne

Zweifel allen damaligen Finanz-Männern Rußlands auch auf diesem Felde bedeutend überlegen, da deren theoretische Kenntnisse wohl eher noch beschränkter waren, während ihnen seine natürliche Begabung fehlte.

Daß man nicht in der bisherigen Weise fortwirthschaften könne und dürfe, war so ziemlich Allen einleuchtend geworden, und was nun zunächst geschehen mußte, um das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wo möglich wieder herzustellen, davon hätte sich wohl auch ein weniger scharfsehender Mann als Speransky war, Rechenschaft zu geben gewußt. Unerläßlich waren Ersparnisse, soweit sie sich irgend möglich machen ließen, und eine durchgreifende Vermehrung der Steuern. Es war aber sehr natürlich, daß Speransky weder das Eine noch das Andere dem Lande gegenüber allein vertreten wollte.

Eine Erhöhung der Steuern war an sich nichts weniger als unbillig, ja sie war in der That nur eine scheinbare, nicht eine wirkliche, denn da die Abgaben in Papiergeld festgestellt waren und entrichtet wurden, zahlte jedermann, in Folge der Entwerthung der Banknoten, thatsächlich kaum halb so viel als noch vor wenigen Jahren. Aber vermehrte oder vollends neu eingeführte Steuern sind nie willkommen, und die augenblickliche volkswirthschaftliche Lage Rußlands war in der That geeignet sie zu einer drückenden Last zu machen, so gerecht und so mäßig sie auch an sich sein mochten. Die schwer wiegenden Nachtheile der im Bunde mit Frankreich angenommenen Handels-Politik machte sich natürlich auch auf diesem Gebiet geltend. Die fremden, namentlich die Colonial-Waaren, die man nicht entbehren konnte oder wollte, mußten, da sie unter vielfachen Gefahren, hauptsächlich über Archangel eingeschmuggelt und dann weite Strecken auf Landwegen, durch öde Gegenden in das Innere des Reichs geschafft wurden, zu sehr hohen Preisen bezahlt werden, die gegenwärtig geradezu fabelhaft scheinen würden. Die Preise der Erzeugnisse Rußlands dagegen stiegen, da solche Waaren wie Getreide, Flachs, Hanf und Bauholz nicht leicht Gegenstände eines Schmuggelhandels werden können, da die Ausfuhr demnach wirklich gehemmt war, ihrem nominalen Betrag nach keineswegs in einem Verhältniß, das der Entwerthung des Papiergeldes irgend entsprochen hätte. Sie mußten, insoweit sie überhaupt abgesetzt werden konnten, zu Preisen aus der Hand gegeben werden, die, ihrem wirklichen Betrag nach, tief unter den früheren standen. So waren denn die ersten Lebensbedürfnisse zur Zeit in Rußland sehr wohlfeil, aber natürlich nicht zum Vortheil des Landes. Dem Handelsstand fehlte der Erwerb bei der geringen Thätigkeit, auf die er sich beschränkt sah; niemand hatte Geld übrig und selbst mäßige Abgaben waren nicht immer leicht beizutreiben.

Es kam noch hinzu, daß die so rasch, fast plötzlich erfolgte Entwerthung des Papiergeldes ganz unberechenbare Veränderungen in den Vermögens-Verhältnissen unzähliger Familien herbeigeführt hatte. Namentlich waren

le verarmt, deren Reichthum in beweglichem Vermögen, in Capital und enten bestanden hatte, in Summen, die innerhalb weniger Jahre auf n vierten Theil ihres ursprünglichen Werths zusammengeschwunden aren. Freilich gewannen Andere, die Besitzer von verschuldeten Landitern zum Beispiel, deren Schulden nun in schlechtem Gelde berechnet aren und bezahlt werden konnten. Aber auch diese konnten des unvereenten Wohlstandes nicht froh werden, unter dem Druck der allgemeinen erhältnisse. Die schon erwähnten gedrückten Preise, die theilweise Unverußlichkeit der Landesproducte ließen sie nur in sehr bedingter Weise der gar nicht dazu kommen.

Nicht minderes Bedenken waltete in Beziehung auf die Verminderung r Ausgaben, die nothwendiger Weise den zweiten Theil der beabsichtigten inanzreformen bilden mußte. Da die allgemeine Lage Europas nicht stattete, die Ausgaben für das Heerwesen irgend zu beschränken, war an lediglich darauf angewiesen zu ermitteln, was sich etwa an den Kosten r sonstigen Verwaltungszweige ersparen ließ, und da waren große chwierigkeiten vorauszusehen. Der unfruchtbaren Papierthätigkeit war lerdings viel zu viel, man hatte überall einen viel zu zahlreichen eamtenschwarm, dessen Zahl wohl ohne jeglichen Nachtheil für das sentliche Wesen bedeutend vermindert werden konnte, aber Speransky ußte auch, wie er uns selber sagt, daß keiner der Minister, und enn er auch die Nothwendigkeit einer beschränkenden Sparsamkeit im llgemeinen zugab, seinen sogenannten „Etat" insbesondere, sein beonderes Budget, die Zahl seiner Beamten und der Geldmittel, über die verfügen konnte, irgend beschränkt haben wollte; vielmehr jeden einzelnen osten, jeden einzelnen Schreiber, der unter seinen Befehlen stand, auf das rtnäckigste vertheidigte, als ob es sich um ein geheiligtes Eigenthum id um das Wohl und Weh der eigenen Familie handelte.

Wir dürfen hinzusetzen, daß das Dasein jener Beamtenkaste, deren wir on so oft erwähnen mußten, des armen, besitzlosen Beamtenadels, dessen itglieder und Nachkommen nie und unter keiner Bedingung in die werbtreibenden Stände übergingen, den Widerstand hartnäckiger, und e Unzufriedenheit, wenn dennoch Beschränkungen durchgeführt wurden, allmeiner zu machen drohte. Dieses geadelte Beamtenvolk achtete sich zu t, seine Söhne Handwerker werden zu lassen, und hatte doch weder die ittel noch das Verlangen ihnen eine für ihre Bestimmung irgend ausichende Erziehung zu verschaffen, noch irgend ein Verständniß dafür. s wußte, wie gesagt, mit den jungen Leuten gar nichts anderes anzungen, als sie so früh wie möglich in die Kanzleien einzuschieben, betrachte das aber als sein Recht. Die gesammte Kaste glaubte sich geradezu rechtigt mit Kind und Kindeskind von kärglichen Besoldungen und den legentlichen mit einem Amt verbundenen Einnahmen — d. h. von Beechungen — auf Kosten des öffentlichen Wesens zu leben.

Speranskÿ'n fehlte es gewiß nicht an Muth und Zuversicht; er vermaß sich eher zu viel, doch hatte er in seiner an den Kaiser gerichteten Denkschrift ausdrücklich genug gesagt, daß es ihm vorzugsweise der Finanzen wegen nothwendig schien, zuerst und vor Allem den Reichsrath zu errichten und in Thätigkeit treten zu lassen. Die durchgreifenden Maßregeln, die hier beabsichtigt wurden, sollten, wenigstens der Form nach, von dieser imposanten Behörde ausgehen. — Auch war der neue Finanzplan der allererste Gegenstand der Berathung, der durch den Kaiser selbst dem Reichsrath in seiner ersten Sitzung vorgelegt wurde.

Der Plan selbst, ein umfassendes Werk von 238 Artikeln, die mehrere hundert Seiten füllten, war nicht eigentlich Speranskÿs alleiniges Werk. Unter seinen Gehülfen war der vornehmste ein aus dem österreichischen Galizien gebürtiger Kleinrusse, oder wie man jetzt zu sagen vorzieht, ein „Ruthene" Namens Balugianskÿ. Es traten hin und wieder Leute solcher Herkunft und Nationalität in russische Dienste. Von einem solchen Landsmann empfohlen, war Balugianskÿ 1804 als Professor an ein in Petersburg gegründetes Pädagogisches Institut berufen, und dann durch Nowosilzow auch als Referent in staatswirthschaftlichen Fragen bei der so lange unfruchtbaren Gesetzgebungs-Commission angestellt worden. Mit Speranskÿ bekannt geworden, wurde er neben einem Staatsrath Würst, und dem früher in Halle, zur Zeit in Charkow angestellten Professor Jacobi, dessen Schriften über Finanzen damals Geltung hatten, und auch jetzt nicht ganz veraltet sind, Mitglied eines mit der Ausarbeitung eines vollständigen Reformplans der Finanzen beauftragten Comités, das eben Speranskÿ nach eigener Wahl zusammen setzte. Doch war Speranskÿ ein viel zu selbständiger Geist, zu fest in Selbstvertrauen und Zuversicht, um in den Rathschlägen seiner Gehülfen etwas Anderes zu sehen als Vorarbeiten, die er dann selbst nach eigenem Ermessen als Material benützte oder umgestaltete, und so war das Ganze doch zuletzt ein Erzeugniß seines eigenthümlichen, entschlossenen Geistes.

In einem kaiserlichen Manifest, das den Reichsrath berief, wurde zugleich dem ganzen Lande bekannt gemacht, daß dieser Behörde ein Plan die Finanzen zu regeln vorgelegt werden solle; das Verhältniß, in welchem Einnahmen und Ausgaben zu einander ständen, mache eine durchgreifende Regelung nothwendig; der Grundgedanke des Plans sei in allen Zweigen der Verwaltung die Grundsätze eines guten Haushalts zur Geltung zu bringen, und durch mögliche Beschränkung der Ausgaben das Gleichgewicht im Staats-Haushalt herzustellen, zugleich aber die allmähliche Tilgung der durch den Gesammtbetrag aller Reichthümer der Regierung verbürgten Staatsschulden einzuleiten.

In einem an den Reichsrath gerichteten Actenstück, das dem Plan als Einleitungs-Schreiben beigelegt war, ging Speranskÿ von dem Satz

aus, das jedes Finanzproject, das eine Möglichkeit vorgebe, Schwierigkeiten mit leichter Mühe beseitigen zu können, und ohne Einschränkungen oder Opfer zu verlangen, ein offenbarer Betrug sei, geeignet Staaten in das Verderben zu führen: eine sehr einfache Wahrheit, die aber zu der Zeit keineswegs so allgemein anerkannt war oder so banal klang als heut zu Tage. Noch lag die Zeit nahe, in der ein Finanz-Künstler oder Charlatan wie der Genfer Wechsler Necker für einen großen Mann gelten konnte, für den Mann, der Frankreich retten könne, und die Menge der Gebildeten und Halbgebildeten trug sich gern mit der Vorstellung, daß durch irgend einen Kunstgriff, durch einen Finanzzauber, den der Uneingeweihete, der Laie nicht verstehe, allen Uebeln abgeholfen werden könne. Speransky sagte in dieser Schrift, auf diesem Gebiet wie überhaupt, könne Großes nur durch Arbeit, Ausdauer und Geduld bewirkt werden; Rußlands Finanzen zu ordnen, seien durchgreifende Maßregeln und Opfer nöthig.

Sein Entwurf wurde im Reichsrath mit großer Stimmenmehrheit angenommen, und schon am 2./14. Februar als Gesetz veröffentlicht, das Manifest aber, durch das es bekannt gemacht wurde, setzte ganz Rußland in Erstaunen.

Die Einleitung enthielt einige theoretische Andeutungen, das Wesen der Banken, namentlich der Zettelbanken betreffend; es wurde erwähnt wie sie vielfach und auch in Rußland gedient haben, Anleihen im Innern zu vermitteln, wobei sich denn ergab, daß von der Regierung ausgegebenes Papiergeld eine Staatsschuld bilde; es wurde berichtet, daß die „übermäßige" Vermehrung der Banko-Assignationen, deren Entwerthung und alles Ungemach herbeigeführt habe, das sich daraus für ganze Klassen der Bevölkerung ergeben mußte; daß der Verlust, der sich für den Einzelnen aus der Entwerthung des Papiergeldes ergebe, zu einer sehr ungerecht und ungleich treffenden Abgabe geworden sei —: und das Alles erschien ziemlich unverhohlen als Folge einer fehlerhaften Verwaltung der Finanzen. Dann kam das Manifest auf die Nothwendigkeit eine allmähliche Tilgung der Staatsschulden einzuleiten; der erste Schritt auf dieser Bahn müsse sein, zunächst jede Vermehrung der Schuldenmasse zu verhindern. Endlich wurde auch dessen gedacht, daß der Betrag der Steuern, da sie in entwerthetem Gelde entrichtet würden, thatsächlich ein bedeutend geringerer geworden, als er ursprünglich gewesen sei, daß es demnach eben so billig als nothwendig sei, sie um ein Mäßiges zu erhöhen.

Die wirklichen Verfügungen, die das Manifest bekannt machte, waren dann, daß die ganze Masse des in Umlauf gesetzten Papiergeldes förmlich als Staatsschuld anerkannt wurde, die durch den Gesammtreichthum des Reichs verbürgt sei, und daß keine weitere Vermehrung stattfinden solle. — Die Verminderung des Papiergeldes, die Tilgung dieser Schuld zu bewirken, solle eine Anleihe im Innern des Reichs eröffnet werden; die Ausgaben seien bereits um zwanzig Millionen vermindert worden, was

des bisherigen Betrags), doch wurde versichert, daß sie nur für da
laufende Jahr eingeführt sei.

Eine besondere Schrift, die als Erläuterung des Manifestes l
gegeben wurde, erklärte in technischen, dem großen Publikum wen
ständlichen Worten, daß Silber, nicht Kupfer, immerdar die Landes-
in Rußland gewesen sei, womit man sagen wollte, daß dem fo
sein sollte, ohne sich deshalb zu einer Neuerung zu bekennen; —
daß die Banknoten in Folge übermäßiger Vermehrung an ihrem
verloren hätten, daß es genüge die in Umlauf befindliche Masse
mindern, um ihren Curs wieder zu heben und sie dem Silber g
stellen — und endlich, daß diese Verminderung durch Eintausch von
noten gegen Silber, und Vernichtung der eingetauschten bewirkt
müsse.

In dem Augenblick wo man auf jede Vermehrung des Papie
verzichtete, konnte man jedoch einer solchen nicht entbehren, um di
gaben des laufenden Jahres zu decken. Um nun nicht in Wide
mit sich selbst zu verfallen und das neue Gesetz gleich im ersten
blick wieder zu verletzen, hatte man seine Zuflucht zu einem kleinen
lich einfachen, Kunstgriff genommen: man hatte vorsorglich noch
letzten Wochen des Jahres 1809 eine Vermehrung der Banknot
sechsundvierzig Millionen Rubel verfügt und ließ diese Millionen
den Rechnungen des folgenden Jahres als Kassenreste erscheinen.

Ganz Rußland vernahm mit Erstaunen, daß die Finanzen des
immerdar schlecht verwaltet worden seien; selbst zur „feenhaften" Z
weisen Katherina! — Das glaubte natürlich niemand, da derer, de
wissenschaftliche Einsicht nicht fehlte, die sich ein wirkliches Urtheil
konnten, so wenige waren, wie wohl in keinem anderen Lande. D

es im höchsten Grade thöricht, die Dinge unnöthiger Weise in diesem Licht darzustellen.

Das Einzige, was allgemein verstanden wurde, war die Vermehrung der Steuern, und sie erregte große Unzufriedenheit. Im Uebrigen flößten die neuen Aussichten, die das Manifest eröffnen sollte, so wenig Vertrauen ein, daß gerade, unmittelbar nachdem die neuen Verfügungen bekannt gemacht worden waren, das Papiergeld auf den allertiefsten Punkt der Entwerthung sank und kaum noch ein Viertheil seines Nennwerthes galt.

Die Vermehrung der Steuern war und blieb auch das Einzige, das zur Wirklichkeit wurde; sie ergaben im Lauf des Jahres einen Gesammt-Ertrag von 190 Millionen Papier. Was eine allmähliche Tilgung der Banknoten-Schuld und ein verbessertes Geldwesen überhaupt einleiten sollte, war zwar scharfsinnig genug gedacht, aber die zur Zeit wirklich obwaltenden Umstände waren dabei nicht gehörig erwogen worden und es blieb deshalb auch ohne jeglichen Erfolg.

Man berechnete nämlich die innere Schuld — die Masse des ausgegebenen Papiergeldes und die den Leihbanken entnommenen Summen zusammen — auf 668 Millionen Papier-Rubel; da aber die Assignationen-Bank Eigenthum verschiedener Art besaß, das man auf 182 Millionen berechnen wollte, ergab sich eine wirkliche Ueberschuldung von nur 486 Millionen; zweihundert Millionen Papiergeld, meinte man, seien nöthig, um den Umwurf der Regierungskassen mit Leichtigkeit bewerkstelligen zu können; es blieben also 286 Millionen Papiergeld übrig, die getilgt und aus der Welt geschafft werden müßten; sei dies gelungen, dann werde Alles in Ordnung sein. Eine etwas wunderliche Berechnung, bei der man ganz vergessen zu haben scheint, daß die 91 Millionen Rubel Papiergeld, die angeblich durch den activen Besitz der Zettelbank aufgewogen wurden, dem ungeachtet doch auch in Umlauf waren und blieben.

Die zur Tilgung nöthige Summe zu beschaffen, sollten für 183 Millionen liegende Güter der Krone veräußert werden, und weitere 100 Millionen sollte eine im Inlande eröffnete Anleihe liefern. Die liegenden Güter der Krone seien von jeher das für das Papiergeld bürgende Pfand gewesen, wurde jetzt behauptet; um aber nicht den früher aufgestellten Grundsatz zu verletzen, daß Domainen nicht in Privat-Besitz übergehen dürften, damit nicht Kron-Bauern zu Leibeigenen würden, sollten nur sogenannte „Verpachtungs-Gegenstände" verkauft werden, zu denen keine Bauerschaften gehörten: Fischereien, Mühlen und dergleichen; außerdem Wälder, die man dadurch der Verwüstung preisgegeben hätte. — Zum Kauf aber sollten, eben weil keine Rechte über Leibeigene veräußert wurden, nicht blos Mitglieder des Adels, sondern Leute aller Klassen und selbst „fremde Capitalisten" zugelassen werden.

Die Anleihe sollte im Lauf von fünf Jahren, zu 20 Millionen in jedem Jahr, bewirkt werden. Die Regierung bot sehr vortheilhafte Be-

dingungen; sechs Procent Zinsen, die aber nicht jährlich ausbezahlt, sondern dem Capital zugerechnet, und zusammt demselben nach wenigen Jahren, das zuerst aufgenommene Fünftheil schon 1817 zurückgezahlt werden sollten. Besonders aber machte sich die Regierung anheischig, die geborgten Summen zu seiner Zeit in Silber zurückzuzahlen, und das erhaltene Papiergeld dabei zu einem sehr vortheilhaften Curs zu berechnen, so daß wenn sie in dieser Beziehung Wort halten konnte, denen, die sich bei der Anleihe betheiligten, ein sehr großer Gewinn zufallen mußte. Doch schien Speransky sich gesagt zu haben, daß der Regierung wohl die Mittel fehlen könnten diese Hoffnungen zu erfüllen, und er hatte deshalb den Gläubigern eine Wahl freigestellt, die sie bewegen konnte, auf die Rückzahlung zu verzichten. Wer sein Geld der Regierung auf Termin vorschoß, dem wurde es, wie gesagt, mit sechs Procent verzinst; wer es als ewiges — terminloses, unkündbares — Darlehen anbot, der erhielt zwar nominal nur 4½ Procent Zinsen, dagegen wurde der Curs des Papiergeldes noch mehr zu seinem Vortheil gerechnet: 1½ Rubel Papier wurden für einen Rubel Silber angenommen, und so wurde sein Gewinn noch größer. (Das wurde nämlich versprochen zu einer Zeit, in der das Papiergeld nur noch 40 Procent seines Nennwerths galt; wer nun beispielsweise, ein Capital von 5000 Rubeln Banco nach dem wirklichen Curs berechnet zu sechs Procent Zinsen anlegte, erhielt jährlich 120 Rubel Silber Zinsen; wer dieselbe Summe der Regierung unter den gestellten Bedingungen angeblich zu 4½ Procent als unkündbares Darlehn überließ, erhielt 148 Rubel und 65 Kopeken Silber an jährlichen Zinsen.) Durch die ganze Operation wurde, wenn sie gelang, eine unverzinsliche Schuld, unter sehr ungünstigen Bedingungen in eine verzinsliche verwandelt. Ein großes Opfer, das gebracht werden sollte, um den Curs des Papiergeldes zu heben!

Eine neu geschaffene Schulden-Tilgungs-Commission, hatte sowohl den Verkauf der liegenden Güter zu leiten, als die Gelder zu verwalten die durch den Verkauf und durch die Anleihe gewonnen wurden.

Bei dem ganzen Plan aber hatte man übersehen, daß in Folge des allgemeinen Druckes der Verhältnisse und zum Theil auch des Umstandes, daß die Regierung so ziemlich alle Capitale, die in den Leihbanken niedergelegt waren, herausgenommen und verbraucht hatte, im Lande gar nicht so viel freies Capital zur Verfügung stand, als der Entwurf voraussetzte, der Verkauf der Landgüter, die Anleihe erfordert hätten.

Das zeigte sich bei dem allerersten Versuch. Es sollten im ersten Jahr 1810 für vier und eine halbe Million (4,429,000) Rubel Silber und etwas über fünf Millionen (5,148,000) Rubel Papier — im Ganzen nach den Anfangs-Cursen des Jahrs für etwas mehr als sechzehn Millionen Papier — Grundstücke verkauft werden; — Käufer aber fanden

h so wenige, daß kaum für ein Achttheil dieses Betrags liegende Gründe rklich veräußert werden konnten.

Nicht besser glückte die Anleihe, nämlich deren erste Rate von zwan- ı Millionen, die im Lauf des Jahrs aufgelegt wurde. Die Summe kam ıar anscheinend zusammen und wurde auch eingezahlt, doch nur ein rittheil derselben (6½ Millionen) in Geld (d. h. Banknoten), der Rest Obligationen der Leihbanken, d. h. in Bescheinigungen für in diese anken niedergelegte Summen, die längst von dort in den Reichsschatz ıergegangen und verbraucht waren; in Bescheinigungen also für ein apital, das es in der That nicht mehr gab; in Papieren, die nicht sofort rwerthet werden konnten. Der Zweck, zwanzig Millionen Papiergeld aus m Verkehr zurückzuziehen, war verfehlt.

Schon im nächstfolgenden Jahr (1811) hatten dann die allgemeinen erhältnisse bereits eine solche Gestalt angenommen, daß ein zweiter Ver- ch weder mit der Anleihe noch mit dem Verkauf von liegenden Gütern macht werden konnte.

Die Versuche, die Valuta-Verhältnisse Rußlands besser zu regeln, ımentlich die unzweckmäßige Kupfer-Valuta zu beseitigen, die lediglich ner unredlichen Agiotage als Vorwand diente, wollten nicht besser ge- ıgen; der Druck der ungünstigen Verhältnisse war nicht zu besiegen. peransky glaubte seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß nicht blos Ru- lstücke, wie bisher, in Silber geprägt wurden, sondern auch Scheide- ünze, bis zu fünf Kopeken-Stücken herab, während ein kaiserliches Mani- t erklärte, Silber sei immerdar die einzige gesetzmäßige Valuta des eichs gewesen — was nicht ganz der Wahrheit gemäß war — und ein eites Manifest befahl, alle Lieferungs-Contracte für die Krone fortan f Zahlungen in Silber abzuschließen. Die Zahlung der verabredeten ummen könne dann — d. h. sie mußte wohl — in Papier stattfin- n, das dabei nach dem mittleren Curs der letzten vier Monate zu be- hnen sei.

Doch die Quantität Silber, die zu Scheide-Münze ausgeprägt wer- n konnte, war verhältnißmäßig so gering, die Masse des Papiergeldes, e das Land überflutete, so überwältigend, der Betrag der Zahlungen in r Fremde, die in Silber geleistet werden mußten, so bedeutend, daß auch e Silber-Scheidemünze augenblicklich wieder aus dem Lande verschwand. s blieb nichts im Lande als Papier und Kupfer. So mußte es denn ıverändert bei dem alten Unwesen bleiben.

Die angeblich nur auf ein Jahr verfügte Erhöhung der Kopfsteuer r Leibeigene wurde natürlich eine bleibende und konnte, dem gewaltigen usfall in den Finanzen des Reichs gegenüber, bei weitem nicht die ein- ge neue Abgabe bleiben. Es wurde noch gar manches viel gewichtigere nzugefügt. Die zahlreichen Bauern der Kron-Domainen mußten, je

nach den Provinzen, zwei und drei Rubel für den Kopf — oder die Seele — Grundrente mehr bezahlen, und die Kopfsteuer gleich den Leibeigenen; — die Kopfsteuer der freien Städtebewohner wurde um fünf Rubel für jeden gesteigert; — die Bauern, die in den beiden Hauptstädten Handel trieben, sollten eine Gewerbesteuer zahlen, die mindestens 25 Rubel zu betragen habe und steigen konnte bis zu 1/4 Procent des Capitals, das ein Kaufmann zweiter Gilde, als in seinem Geschäft verwendet, versteuern mußte; — die Abgabe auf kaufmännisch verwendete Capitale wurden um anderthalb Procente erhöht; — außerdem wurde in beiden Hauptstädten eine Häusersteuer eingeführt, die Abgabe von Kupfer-Bergwerken, der Preis des Salzes und des Stempelpapiers erhöht.

Endlich wurde verordnet, daß der „Thaler" des, eben in imaginairen Thalern festgestellten Zolltarifs, nicht mehr wie bisher zu zwei, sondern zu vier Papier-Rubeln berechnet werden sollte. Diese Maßregel erwies sich um so wirksamer, da die Regierung gleichzeitig einige Erleichterungen in Beziehung auf den auswärtigen Handel eintreten ließ.

Speransky und seine Gehülfen, Balugiansky und Jacobi, neigten natürlich als Schüler Adam Smiths zu Freihandels-Ideen, außerdem aber bewies die Erfahrung auch den Laien — und unter ihnen dem Kaiser Alexander — in nur allzu überzeugender Weise, daß Rußland unter dem Druck des Continental-Systems auf die Länge unmöglich als europäische Macht bestehen könne. So wurde denn ein neuer Tarif verfügt, der alle überseeischen Waaren mit sehr viel mäßigern Zöllen belegte, als Napoleons berufener Tarif von Trianon, und die Einführung von Colonial-Waaren unter neutraler Flagge wurde einfach erlaubt, ohne daß es dazu wie in Frankreich besonderer Licenzen bedurft hätte, oder daß sie an irgend weitere drückende Bedingungen gebunden gewesen wäre wie in Frankreich und dem ganzen Gebiet des Continental-Systems. Außerdem beseitigte ein Decret vom 19./31. December 1810 überhaupt alle Schwierigkeiten, die auch Rußland, dem französischen Bundesgenossen zu Gefallen, seit dem Tilsiter Frieden, der Schifffahrt der Neutralen in den Weg gelegt hatte. Die Papiere der Schiffe, die unter neutraler Flagge in den russischen Häfen einliefen, sollten nicht mehr so peinlich untersucht werden wie bisher. Das führte dahin, daß die russischen Zollbehörden gar nicht mehr ernstlich nachfragten, wo solche Schiffe eigentlich herkamen, und es in dieser Beziehung ohne weitere Untersuchung bei jedem beliebigen Vorgeben bewenden ließen. Das geschah natürlich zur großen Unzufriedenheit Napoleons, der gelegentlich so weit ging zu behaupten, es gebe gar keine Neutralen, könne gar keine geben; man sei entweder Freund oder Feind Frankreichs. Napoleon wurde durch den neuen Tarif auch noch in anderer Weise verletzt. Man glaubte nämlich in Rußland, im Sinn einer etwas veralteten Weisheit, bei der bedenklich gewordenen volkswirthschaftlichen Lage des Reichs, dem Luxus steuern, die Einfuhr von Luxus-

Artikeln ganz verbieten zu müssen. Das waren Battist, seidene Stoffe und Bänder —: die Ausfuhr-Artikel Frankreichs!

Die Lage Rußlands wurde aber durch diese veränderte Handels-Politik nicht unwesentlich erleichtert. Rußland wurde nun der Weg, auf dem ein großer Theil des mittleren Europas seinen Bedarf an Colonial-Waaren bezog — aber natürlich nicht in der einfachsten Weise. Preußen berührte die russische Grenze nur an einem Punkt, zudem lagen in seinen bedeutendsten Festungen französische Besatzungen; die Grenzen des Herzogthums Warschau waren von französischen Zollwächtern streng gehütet —: da waren keine Handelswege zu finden. Dagegen bot Oesterreich, trotz des auch dort angenommenen Continental-Systems und der Verschwägerung mit Napoleon bereitwillig die vermittelnde Hand, und so erlebte denn Europa das seltsame Schauspiel, daß ein eigentlich ungünstig gelegenes ärmliches Judenstädtchen in Galizien, Brody an der russischen Grenze, für einige Jahre ein Haupt-Stapelplatz des Welthandels wurde Alle bedeutenden Handlungshäuser zu Petersburg und Riga hatten dort Comtoire. In unabsehbaren Wagenzügen wurden die dem inneren Europa bestimmten Waaren von Riga den weiten Landweg nach Brody geschafft, um von dort, auf neuen Umwegen, zu Lande weiter zu gehen. Was nicht in Oesterreich blieb, schaffte dann der Schmuggel über Oesterreichs Grenzen hinaus, an den Ort seiner Bestimmung.

Des Kaisers Wunsch eigentlich Alles und Jedes dem Mann seines Vertrauens in die Hand zu geben, und das eigene Verlangen nach einer allseitigen Thätigkeit führte Speransky schon früh (1808) auch in die Gesetzgebungs-Commission, und er wurde sofort auch hier, was er nach des Kaisers Willen sein sollte: der leitende Genius. Bald, unmittelbar nach der Rückkehr aus Erfurt wurde auch in den Formen ausgesprochen, daß er das sein sollte: er wurde zum Gehülfen des Justiz-Ministers ernannt, neben so vielen anderen Aemtern, die er schon bekleidete.

Die Commission erhielt eine durchaus veränderte Organisation, die einen rascheren Gang ihrer Arbeiten zu versprechen schien. Sie wurde in mehrere Abtheilungen getheilt, für eben so viele verschiedene Zweige der Gesetzgebung: Civil-Recht, Criminal-Recht, Handelsrecht, das besondere Recht einzelner Provinzen u. s. w., jede dieser Abtheilungen hatte ihren besonderen Director. — Hier schuf sich nun Speransky einen Feind, der ihn mit einer Giftigkeit haßte, wie wohl kaum ein Anderer, wie wohl selbst Araktschejew nicht; mit einer boshaften, rachsüchtigen Giftigkeit des Hasses, wie deren nur ein Mann von niedrigem Charakter fähig ist. Das war Rosenkampff.

Der war hier bis dahin die leitende Person, ja Herr und Meister in der Commission gewesen; er hatte seine Berichte unmittelbar an den

Kaiser gerichtet; er hatte — was für ihn nichts weniger als gleichgültig oder Nebensache war — unbeschränkt über die Geldsummen verfügen können, die der Commission überwiesen waren; er hatte die glänzendste Laufbahn vor sich gesehen — und nun fand er sich als Director der Abtheilung für Civil-Gesetzgebung neben mehreren Anderen in eine untergeordnete Stellung eingereiht!

Rosenkampff war allerdings an sich kein bedeutender Mann, aber der Fall ist eben nicht selten, daß ein Mann, der zu unbedeutend ist, um etwas helfen zu können, doch Gewicht genug hat, um zu schaden, und außerdem war hinreichend bekannt, daß Rosenkampffs schöne Frau über den Justiz-Minister mehr als billig vermochte.

Im weiteren Verlauf der Arbeit kam dann auch noch manches Andere vor, durch das Speransky sich in weiteren und in bedeutenden Kreisen verhaßt machte. Er war kein Mann vom Fach, kein Rechtskundiger, und eben deshalb um so leichter für das neue Gesetzbuch Frankreichs, für den Code Napoléon eingenommen. Daß es ein überall hin passendes, ein so zu sagen cosmopolitisches Gesetzbuch nicht wohl geben könne, obgleich es natürlich allgemein gültige Grundsätze des Rechts, ein Naturrecht von allgemeinster Geltung giebt, davon wollte er, gleich manchem Doctrinair, sich nicht überzeugen. Die Kürze, Einfachheit und anscheinende Bündigkeit des französischen Gesetzbuches bestachen ihn, wie sie ja auch in viel späterer Zeit noch vielfach gepriesen worden sind; die Mängel und Lücken gewahr zu werden, fehlten ihm ausreichende Fachkenntnisse. Auch machte sich hier noch ein anderer Mangel geltend. Speransky verstand kein deutsch; die kritischen Arbeiten der deutschen Rechtsgelehrten blieben ihm unbekannt; die Gesetzgebungs-Commission stand auswärts mit niemanden in Verbindung und Briefwechsel, als mit zwei französischen Juristen, Locré und Legras, die Napoleon dem Kaiser Alexander zu Erfurt zu diesem Ende empfohlen hatte, und dann, auf Talleyrands Empfehlung, auch mit Dupont de Nemours, der indessen weniger zu Rath gezogen wurde als die beiden Anderen. Ohne sich darüber ausdrücklich auszusprechen, kam Speransky fast vom ersten Augenblick an zu dem Entschluß ein Gesetzbuch nach allgemeinen Grundsätzen auszuarbeiten, ohne sich um den Wust, wie er meinte, barbarischer und unverständiger, in der That großentheils vergessener und unbeachteter bestehender russischer Gesetze zu bekümmern, und er glaubte sich einer solchen Aufgabe gewachsen; sein Werk aber konnte unter dem Einfluß solcher Inspirationen und solchen Raths nicht anders, als dem Code Napoléon sehr ähnlich ausfallen, aus dem sehr Vieles geradezu entlehnt war. Die Vorarbeiten der Abtheilungs-Directoren und der sonstigen Gehülfen, die Speransky in Thätigkeit setzte, wurden von ihm selbst in diesem Sinne umgearbeitet.

Die einzelnen Theile des neuen Gesetzbuches sollten, so wie sie voll-

endet waren, erst einer besonderen Commission des Reichsraths, dann dem Reichsrath selbst zur Prüfung vorgelegt werden. Speransky schritt so rasch in seiner Arbeit vor, daß der erste Theil derselben, das Personenrecht, dem Reichsrath schon am Tage seiner Eröffnung (1./13. Jan. 1810) übergeben werden konnte, und in kurzer Zeit folgte dann auch der zweite Theil, das Sachenrecht. Im Reichsrath aber erregte dieser Entwurf ein sehr großes, wenn auch großentheils schweigendes Mißfallen. Man glaubte darin einfach eine Uebersetzung des Code Napoléon zu erkennen, und das war bei der damals herrschenden Stimmung das Schlimmste, was davon gesagt werden konnte. Der Reichsrath fühlte sich wohl noch zu neu, war noch zu wenig mit sich selbst bekannt, um entschieden und energisch gegen den Vertrauensmann des Kaisers aufzutreten, und so zeigten sich in den zahlreichen Sitzungen, die der Prüfung und Berathung dieses Systems neuer Gesetze gewidmet waren, vielfach abweichende Meinungen, aber sie bezogen sich stets nur auf den Inhalt einzelner Paragraphen, niemals auf den eigentlichen Gegenstand des allgemeinen Mißfallens, auf Geist und Richtung des Ganzen. Auf diesen Punkt deutete mittelbar nur eine Forderung mehrerer Mitglieder des Reichsraths, wir wissen nicht welcher. Diese Herren verlangten, daß bei jedem Paragraphen die Ukasen angeführt würden, denen sein Inhalt entnommen sei.

Speransky beauftragte einen ihm seit längerer Zeit bekannten russischen Rechtskundigen, Namens Ilyinsky, mit der Arbeit die nöthigen Ukasen herbeizuschaffen, und Ilyinsky setzte auch Jahreszahlen und Tag und Nummer einer Anzahl solcher zarischen oder kaiserlichen Verfügungen unter jeden Paragraphen, gestand aber selbst, daß ihrer viele nur vermöge einer sehr gezwungenen Auslegung ihres Inhalts dahin gezogen werden konnten, wo er ihnen ihre Stelle anwies. Wer sich die Mühe gab zu vergleichen, kam bald zu dem Ergebniß, daß die angeführten Ukasen großentheils gar keine Beziehung zu dem Inhalt der Gesetze hatten, zu deren Begründung sie beigebracht wurden.

Durch eine solche Arbeit und ihre Ergebnisse konnten natürlich die Gemüther nicht beruhigt werden, und eben so wenig dadurch, daß in allen Fällen, wo sich eine Verschiedenheit der Meinungen zeigte, der Kaiser stets für Speranskys Ansicht entschied. Das erbitterte nur. Die fertigen Theile des projectirten Gesetzbuches wurden als Manuscript gedruckt für die Mitglieder des Reichsraths, um in dieser Form studirt und dann einer letzten Berathung unterzogen zu werden. Aber die herrschende Stimmung sorgte dafür, daß sie auch außerhalb des Kreises der unmittelbar Berufenen bekannt, und als Uebersetzung aus dem Französischen verurtheilt wurden. Die Unzufriedenheit ging aus der Gesellschaft, die näher oder entfernter den Hof umgab, auch in die Provinzial-Kreise über und wurde immer allgemeiner.

Daß Speransky unzählige Feinde hatte, liegt in der Natur der Dinge; ja man darf wohl sagen, ganz Rußland war ihm Feind. Man haßte ihn, schon weil er überhaupt da war. Ein solcher Emporkömmling, ein Mann von so unbedeutender Herkunft an solcher Stelle! Da gehörte er der herrschenden Ansicht nach gar nicht hin! — Ein jeder, der sich durch Geburt und Reichthum zu einer bevorzugten Stellung berechtigt glaubte, sah die Sache so an, als ob Speransky an der Stelle stehe, die eigentlich Ihm persönlich gebühre. Die Söhne solcher zum Theil armseliger Emporkömmlinge wie Rasumowsky und Schuwalow, oder der nichtigen Günstlinge der weisen Katherina, waren nicht minder erbittert und laut in ihrem Mißmuth als die Fürsten aus Ruriks Stamm. Der Kaiser Alexander war nicht gefürchtet, da beugte sich denn die russische vornehme Welt nicht ohne Weiteres vor seinem Günstling.

Speransky steigerte diesen allgemeinen Haß dann auch durch sein persönliches Benehmen; dadurch nämlich, daß er sich nicht um die Gunst der vornehmen und eleganten gesellschaftlichen Kreise bewarb. Er mied vielmehr diese Kreise, in denen er weder die Rolle des insolenten Emporkömmlings spielen wollte, noch die des kriechenden, der die Ehre in so glänzende Gesellschaft aufgenommen zu sein, gehörig zu schätzen weiß und das fortwährend durch sein Betragen zu erkennen giebt. Speransky hatte eigentlich nur zu dem Kaiser persönlich nähere vertraute Beziehungen, mit den Großen des Reichs stand er nur in dienstlichem Verkehr, und sein sonstiges Leben bewegte sich in einem engen Kreise vertrauter Freunde aus den mittleren Regionen der Gesellschaft. Die vornehme und elegante Welt aber fühlte sich von Speransky ignorirt und nahm das ganz gewaltig übel.

Bei solcher Lebensweise verstand es sich von selbst, daß Speransky nicht daran dachte, durch eine Heirath einen gewichtigen Familien-Anhang in der vornehmen Welt zu gewinnen. Er vermählte sich mit einer Engländerin von unbedeutender Herkunft, Miß Stevens. Darin erkannte er selbst in späteren Jahren einen argen begangenen Fehler. Er schrieb zu dieser späteren Zeit einem Freunde: „wer in der Welt sicher stehen will, muß einen Anker auswerfen, der aus einem Trauring geschmiedet ist!“

Speransky rechnete eben mit allzu großer Zuversicht auf die persönliche Freundschaft und auf die Charakterfestigkeit des Kaisers. Das war der Rechnungsfehler, aus dem alle Fehler seines Benehmens hervorgingen.

Der Haß aber, dessen Gegenstand er war, wurde dadurch auf das höchste gesteigert, daß er stets unverhohlen und unbedingt den Satz aufstellte, Befreiung der Bauern aus den Banden der Leibeigenschaft sei die unerläßliche Grundbedingung jeder wahrhaft besseren Zukunft Rußlands.

Aufhebung der Leibeigenschaft! — Dessen wollte sich ein solcher Em-

porkömmling vermessen! — Ein Mensch, der noch vor wenigen Jahren zu der Dienerschaft des Fürsten Kurakin gehört hatte! — Das schien nicht zu ertragen!

Da solche Stimmung herrschte, wurde natürlich Alles leidenschaftlich getadelt, was geschah und verfügt wurde. Alles und Jedes ohne Ausnahme, und Speransky gewann nichts dadurch, daß er sich durch die Autorität des Reichsraths zu decken suchte; hatte er doch die Mitglieder des Reichsraths selbst zu Feinden; sie sprachen zum Theil außerhalb ihrer amtlichen Sphäre am allerlautesten gegen ihn, und so wurde denn Alles, worüber der Mißmuth klagte, als sein persönliches Werk angesehen und verurtheilt.

Selbst diejenigen Verfügungen, denen zufolge die sogenannten Hofchargen, Kammerherr und Kammerjunker, nicht mehr einen Rang verliehen, nicht mehr als Mittel dienen konnten alle unteren Stufen im Dienst zu überspringen, entgingen dem Tadel nicht. Sie wurden nicht nur von den unmittelbar Betheiligten übel aufgenommen, von denen, die Hoffnung gehabt hätten die Vortheile für sich zu nützen, die durch die alte Ordnung geboten waren —: sie wurden auch von solchen streng beurtheilt, die keinen Anspruch auf eine derartige Bevorzugung hatten.

Dieser Speransky, sagte man, dieser Mensch von geringer Herkunft, der eben erst aus dem Nichts auftaucht, ein Freigeist von republikanischer Richtung, haßt alle Leute von namhafter Abstammung und Träger großer Namen. Er sucht selbst den Rest, den Schein von Aristokratie zu vernichten, der sich in Rußland noch erhalten hat, und Ideen von Gleichheit zu verbreiten; eine solche Ordnung der Dinge, eine Gleichheit einzuführen wie sie in der Türkei bestehen, wo der Sohn des Großveziers nichts voraus hat vor dem ersten besten aus dem niederen Volk.*)

Vor allem bemerkenswerth ist eine kleine Schrift, die damals nicht gedruckt werden konnte und nur handschriftlich in auserwählten Kreisen Unzufriedener von Hand zu Hand ging. Diese Schrift, „Vom alten und vom neuen Rußland" überschrieben, ist schon ihres Verfassers und ihrer Entstehungsgeschichte wegen merkwürdig, besonders aber weil sie getreu — nur mit mehr Talent, Gewandtheit und Energie als der großen Menge zu Gebote stand, die herrschende Stimmung wiederspiegelt, und uns darüber belehrt, was eigentlich der Gegenstand der vielfachen, allgemeinen Unzufriedenheit war und in welcher Weise man die Dinge auffaßte.

Der Verfasser war nämlich Karamsin, ein merkwürdiger Mann, der Epoche macht in der Culturgeschichte des russischen Volks, obgleich nichts von dem, was er als Schriftsteller oder Gelehrter geschaffen hat, sich über das Niveau einer achtungswerthen Mittelmäßigkeit erhebt. Ein Gelehrter konnte er zu der Zeit noch gar nicht genannt werden; das wurde er erst durch die Arbeit, die er auf die russische Geschichte wendete. Damals war

*) Bogdanowitsch III. 18.

aber hervorgegangen, der erste Mensch war, der als einfacher homme
lettres, ohne Amt und Dienstrang, durch eine rein literarische Thät
in Rußland zu einer großen gesellschaftlichen und selbst politischen B
tung gelangte.

Bedeutend wurde er zuerst namentlich durch die eben erw
kleine Schrift, die er in sehr eigenthümlicher Weise veranlaßt wur
schreiben.

Karamsin lebte in Moskau, wie er in der That mußte, wenn er
selbständigen Einfluß auf die fortschreitende, nationale Bildung Ruß
üben wollte. Die alte Zarenstadt war noch immer die nationale H
stadt, der Mittelpunkt russischen Lebens. Aber auch, wie immer seit
des Großen Zeit, der Sitz des grollenden Alt-Russenthums; der Sa
platz aller Unzufriedenen und Mißvergnügten, namentlich aller dere
sich in Petersburg beseitigt sahen und überflüssig wußten; die dor
ihren Einfluß gekommen waren. Solche Leute bildeten in der alten H
stadt einen Kreis, der sich darin gefiel eine leidenschaftliche Oppositio
Schau zu tragen; in diesem Kreise wurden nicht nur alle Maßregel
Regierung getadelt und geschmäht, sie wurden geradezu mit Haß und
achtung besprochen, und man wiederholte immerfort, daß die Regi
alles thue, den Untergang Rußlands herbeizuführen. Solche Leute n
sich aber eigentlich nie darauf beschränken, unthätig ihren Unmuth a
sprechen, wie die Landjunker in den Provinzen, die nie an der Regi
Theil gehabt haben; sie sind im Gegentheil immer darauf bedacht i
Besitz der Regierungsgewalt zu gelangen, den Landesherrn in die
ihrer Partei zu bringen, und das war diesmal mehr als zu irgend
anderen Zeit der Fall, da es den Herren gar ehr ernst darum war,
Rußlands gesellschaftliche Verfassung, das Wichtigste und Heiligste
nationalen Institute, die Leibeigenschaft der Bauern, nicht durch fr
ländische Doctrinairs wie Laharpe, oder den französisch-gesinnten Em

selbst verliere; man wußte auch, wie sehr sein Geist zum Mißtrauen neigte.

Demgemäß wurden alle Schritte berechnet. Man war einerseits darauf bedacht den Kaiser zu erschrecken, ihn auf eine möglichst große Vorstellung von der allgemein herrschenden Unzufriedenheit zu leiten, von ihrer drohenden Intensität, von den möglichen Gefahren, die aus ihr hervorgehen könnten. Andererseits suchte man das Mißtrauen des Kaisers zu erregen, bei ihm den Verdacht zu erwecken, daß er von Verräthern umgeben sei, die absichtlich Rußland in das Verderben zu führen suchten; daß namentlich der Mann seines Vertrauens dem Kaiser der Franzosen verkauft sei. Auf diese Weise endlos beunruhigt, sollte der Kaiser bewogen werden sich zuletzt in die Arme dieser „patriotischen" Partei zu retten.

Da die allerdings im Lande herrschende Unzufriedenheit als Mittel verwendet werden sollte die Parteizwecke zu erreichen, ließ man sich natürlich angelegen sein sie zu erhalten, zu nähren, womöglich zu steigern. So wurden denn von diesem Kreise aus, indem Rostopschin als leitender Genius herrschte, Satyren und Pasquille im Lande verbreitet, und Briefe, die dem Adel in den Provinzen begreiflich machen sollten wie verkehrt das Treiben der von Verräthern geleiteten Regierung sei, in welche Tiefe des Unglücks Rußland von Tag zu Tage weiter und weiter versinke, und welche schreckliche Zukunft in nächster Nähe drohe. Ohne Zweifel war Vieles, vielleicht das Meiste von Allem, was in diesem Sinn geschrieben wurde, der unberechnete Ausdruck der Stimmung, welche die Herren in Moskau beherrschte und ihrer wirklichen Ueberzeugung. Von Seiten eines Mannes wie Rostoptschin und manches ihm Ebenbürtigen, war aber natürlich nebenher auch Absicht und Berechnung dabei. Berechnung und Absicht traten namentlich darin hervor, daß der Adel in den Provinzen zu gleicher Zeit veranlaßt wurde Klagen, Bitten, Vorstellungen gegen Dies und Jenes, und Warnungen, in denen die schlimmsten Befürchtungen ausgesprochen waren — den Ausdruck einer unübersehbaren Verstimmung, nach Petersburg gelangen zu lassen, und zwar in solcher Weise, daß der Widerhall dieses Treibens jedenfalls auf einem oder anderem Wege bis zu dem Kaiser dringen mußte.

Dem Einfluß dieses Kreises, der sich vorzugsweise patriotisch nannte, dessen Mitglieder sich für die allein wahren Patrioten Rußlands ausgaben, verfiel auch der redliche, gutmüthige, mildgesinnte Karamsin. Beherrscht von der Verstimmung, die allgemein herrschte, wurde er ihr Werkzeug ohne eine Ahnung davon zu haben, welchen Zwecken er diente.

Sehr viel glaubte diese Moskauer Intriganten-Schaar gewonnen zu haben, als es ihr gelungen war Alexanders schöne und geistreiche Schwester, die Großfürstin Katherina Pawlowna, zu überzeugen, daß ihre Klagen, ihre Unzufriedenheit berechtigt seien; daß die Maßregeln der Regierung Rußland und seinen Kaiser in das Verderben führen müßten. Mit dem

Prinzen Georg von Oldenburg vermählt lebte diese Fürstin in Twer, wo der Prinz General-Gubernator war. Beunruhigt, erschreckt suchte sie den Einfluß, den sie allein unter Alexanders Schwestern sich zutrauen durfte, zu verwenden, um ihrem Bruder, wie sie meinte, die Augen zu öffnen, über die Gefahren, die ihn selbst wie das Reich umgaben, und ihn zu einer veränderten inneren und auswärtigen Politik zu bewegen. Karamsin war mit ihr in Verbindung gebracht worden, wahrscheinlich nicht ohne Absicht; jedenfalls wurde das Vertrauen benützt, das sie sehr bald in ihn setzte; sie verkehrte viel und gern mit ihm, hörte seinen Tadel und seine Klagen, und veranlaßte ihn eben in der genannten Schrift Alles zusammenzufassen, was er zu sagen hatte, und den Inhalt seiner Gespräche mit ihr bildete. Da Karamsin einwenden wollte wie bedenklich es sei die Wahrheit zu sagen, erwiderte die Großfürstin mit stolzem Bewußtsein: „mein Bruder ist würdig sie zu hören."

In der Denkschrift, die Karamsin, auf solche Weise ermuthigt, verfaßte, werden alle Maßregeln der Regierung nicht nur leidenschaftlich getadelt, sondern auch mit Bitterkeit verspottet; vor allem natürlich die Organisation der Ministerien und des Reichsraths, und überall läßt der Verfasser die Weisheit der großen Katherina, wie von einem Heiligen-Schein umgeben, groß und erhaben als Gegensatz erscheinen.

Auf den Trümmern der Collegien, sagt Karamsin, sind die Ministerien errichtet worden, zunächst ohne daß es auch nur eine Instruction für die Minister gegeben hätte. An die Stelle der Collegien, in denen gewiegte Staatsmänner von hohem Rang und persönlicher Bedeutung, der Präsident und die Mitglieder, alle Angelegenheiten beriethen, sind die Ministerial-Bureaux getreten, wo unbedeutende Subaltern-Beamten unter dem Schutz des Ministers ganz willkürlich schalten. Man sagt, der Minister habe Alles zu verantworten: kann denn der Minister des Innern, dessen Thätigkeit ganz Rußland umfassen soll, ein wirkliches Verständniß der unzähligen Angelegenheiten gewinnen, die an ihn gelangen? — Man hat zu besonderen Comités für dies und das seine Zuflucht nehmen müssen, und deren eine große Anzahl ernannt; sie sind eine Satyre auf die ganze Organisation und beweisen deren Unzulänglichkeit. Dann hat man wohl erkannt, daß dies Ministerium zu viel umfaßte für die Kräfte eines Menschen; wie hat man diesem Uebelstand abzuhelfen gesucht? — man hat es gespalten und ein besonderes Polizei-Ministerium eingerichtet! — und dem ist auch wieder ein unbegreiflicher Kreis der Thätigkeit vorgeschrieben; wie kommen die Medicinal-Angelegenheiten und Vormundschaften unter das Polizei-Ministerium?

Es sind eigentlich die Uebelstände einer übermäßigen Centralisation der Regierung, die Karamsin rügt, ohne über ihren eigentlichen Grund in das Klare gekommen zu sein. Die Centralisation ist nach seiner Meinung ganz in der Ordnung; es kommt nur darauf an, daß die Fäden

aus dem unermeßlich weiten Reich alle in einem Collegium zusammenlaufen, nicht in einem Ministerial-Bureau.

Er fährt fort: die Minister zu überwachen, ihnen „einen Zügel anzulegen", ist der Reichsrath eingerichtet. — Auch Katherina umgab sich mit einem Rath; sie versammelte in wichtigen Angelegenheiten, in denen sie ein entscheidendes Ja oder Nein auszusprechen hatte, die bedeutenden Staatsmänner um sich, denen sie ihr Vertrauen schenkte, hörte ihre Meinungen und berieth sich mit ihnen. Aber das war ein (formloser) geheimer, ein Cabinetsrath, den sie nach Gutdünken lediglich um ihre Person versammelte, dem sie nie eine bestimmte Organisation verliehen, den sie nie zu einer Reichsbehörde gemacht hat, und das war das Richtige (meint Karamsin). — Der Reichsrath, als förmlich eingerichtete öffentliche Behörde, dient nur die weise Schöpfung Peters des Großen, den Senat, zu beschränken und zu erniedrigen. Neben dem Senat, wenn er bleibt, was er, den Anordnungen des großen Kaisers gemäß, sein soll, kann es keine zweite höchste Behörde im Reich geben. Unzweckmäßig aber ist es, den Senat beschränken und den Reichsrath zur höchsten Behörde machen zu wollen, denn nur der Senat, nicht der Reichsrath eignet sich dazu.

Um zu beweisen, daß es in der wohlgeordneten Monarchie eine höchste Behörde geben müsse, die als Hüter der Verfassung und der Gesetze einzuschreiten befugt sei, und daß der Reichsrath diese Behörde nicht sein könne, führt Karamsin Montesquieus Worte an. Montesquieu sagt: „Der Rath des Fürsten ist keine angemessene Schirmstätte (dépôt) des Gesetzes. Er ist seiner Natur nach die Behörde, die den augenblicklichen Willen des Fürsten aufnimmt und ausführt, und nicht die Schirmstätte der Grundgesetze. Auch ist der Rath des Monarchen beständigem Wechsel unterworfen, er ist nicht unabänderlich bleibend, er kann nicht zahlreich sein, und besitzt nicht in hinreichendem Grade das Vertrauen des Volks, und ist demnach nicht im Stande, es in schwierigen Zeiten zu belehren und zum Gehorsam zurückzuführen." (Le conseil du Prince n'est pas un dépôt convenable: il est, par sa nature, le dépôt de la volonté momentanée du Prince, qu'il exécute, et non pas le dépôt des lois fondamentales. De plus, le conseil du Monarque change sans cesse, il n'est point permanent, il ne saurait être nombreux, il n'a point à un assez haut degré la confiance du peuple, il n'est donc pas en état de l'éclairer dans les temps difficiles, ni de le ramener à l'obéissance.) — Der Senat muß die höchste Regierungsbehörde sein und bleiben, er war seiner Natur nach dazu geschaffen. Waren die Persönlichkeiten, aus denen er bestand, des kaiserlichen Vertrauens nicht würdig, so konnten sie durch andere ersetzt werden.

Hier scheint nun Karamsin gar nicht zu sehen, daß Alles was er anführt, um zu beweisen, daß der Kreis der vertrauten Räthe des Landesherrn nicht geeignet sei, die höchste, Gesetz und Recht wahrende Behörde

des Landes zu sein, zwar wohl in Beziehung auf Katherinas Cabinetsrath treffend ist, nicht aber auf den Reichsrath paßt, den Alexander als förmlich organisirte Reichsbehörde gebildet hatte. Eben so wenig wird er den Widerspruch gewahr, in den er verfällt, indem er den Senat als einen Areopag bezeichnet, der, über jedem Wechsel erhaben, keiner Veränderung unterliegen soll, und in demselben Athem voraussetzt, daß dessen Mitglieder ganz nach Willkür und Ermessen durch andere ersetzt, gleichsam abgelöst werden können.

Auch Nebendinge entgehen dem Tadel Karamsins nicht. In die Einleitungen der kaiserlichen Decrete waren neuerdings überall die Worte: „nachdem wir die Meinung des Reichsraths vernommen haben" aufgenommen worden. Das konnte eine müßige Nachahmung der in Frankreich üblichen Formel: „notre conseil d'état entendu" und überflüssig scheinen. Doch sollte es nach Alexanders und Speranskys Absicht den Uebergang zu einer weniger willkürlichen, gesetzlichen und geregelten Regierungsweise bezeichnen; und es sollte zumal auch eine Wahrheit werden. Auch gegen diese Formel und Alles, was sie voraussetzt, eifert Karamsin. „Rußlands Herr," schreibt er, „beachtet lediglich (nach eigenem Ermessen) Einsicht und Rathschläge, wo er sie findet, sei es im eigenen Geist, sei es in Büchern oder im Kopf der besten seiner Unterthanen; die Gesetze aber bedürfen im Bereich der Selbstherrschaft keiner anderen Billigung als der Unterschrift des Kaisers. Er ist im Besitz aller Macht. Der Reichsrath, der Senat, die Comités, die Minister sind nur Werkzeuge seiner Thätigkeit oder Bevollmächtigte des Kaisers. Sie werden nicht befragt, wo er selber handelnd auftritt. Die Formel: „le conseil d'état entendu" hat für den russischen Staatsbürger gar keinen Sinn; lasse man die Franzosen sie mit Recht oder Unrecht anwenden! — Freilich, auch bei uns schrieb man einst: „Der Landesherr hat befohlen, die Bojaren haben dazu gerathen", aber diese gesetzliche Redeweise war viele Jahre über nur eine Todtenmesse für die entschlaffene Bojaren-Aristokratie: wollen wir etwa die Form wieder aufstehen lassen, nachdem Wesen und Form längst vernichtet worden sind?"

So ernsthaft war es diesen Patrioten darum zu thun, daß die „Selbstherrschaft" unversehrt erhalten bleibe —: unter der Bedingung natürlich, daß sie im Sinn und nach dem Willen eben dieser Partei geübt werde. Und doch treten an dieser Stelle auch die oligarchischen Gelüste der patriotischen Partei leise und elegisch angedeutet hervor.

Daß hier dem Senat eine ganz andere Stellung angewiesen wird, als eine andere Stelle dieser selben Denkschrift für ihn in Anspruch nimmt, das wird Karamsin auch wieder nicht gewahr. Einmal im Zug absolutistischer Anschauungen, tadelt er mit gleicher Heftigkeit auch, daß die Minister in der neuen Organisation für verantwortlich erklärt worden sind. Können sie denn, fragt er, in Rußland einem förmlichen gerichtlichen

rtheil unterzogen werden? — „Wer wählt sie denn? — Der Kaiser! – Möge denn der Kaiser die Würdigen unter ihnen belohnen, und im ntgegengesetzten Fall die Unwürdigen ohne Lärmen, still und bescheiden ntfernen. Ein schlechter Minister ist ein Fehler, den der Kaiser begangen at; man muß solche Fehler allerdings wieder gut machen, aber in der Stille, damit das Volk nicht das Vertrauen zu den persönlichen Wahlen es Kaisers verliere."

Im Eifer der erbitterten Kritik nimmt es Karamsin auch mit den Thatsachen keineswegs genau. Einige der Ministerien hatten bereits eine hr wohl durchdachte Instruction erhalten; Karamsin scheint das nicht ewußt zu haben; er tadelt, daß man den Ministern nur in Beziehung uf unwesentliche Dinge, auf Kanzlei-Förmlichkeiten bestimmte Weisungen ctheilt habe, macht dem Verfasser der allgemeinen Instruction sarkastische omplimente darüber, daß er, der für alle wichtigen Neuerungen gar ine Gründe anführe und über alles Wesentliche schweige, dagegen auf esem Gebiet vortrefflich Bescheid wisse, und fügt dann hinzu: das aber nne er nicht gut heißen, daß in der Instruction verfügt werde, wenn r Kaiser einen Ukas erlasse, der nicht mit den Ansichten des Ministers bereinstimme, habe dieser, der Minister, sie nicht durch seine Unterschrift beständigen.

Etwas so Widersinniges stand natürlich nicht in der Instruction. s findet sich da nur ein Paragraph (286), der verfügt, daß kein Minister ir die Ausführung der Ukase verantwortlich sein soll, die ohne sein Zuun vom Kaiser erlassen und ohne seine Unterschrift ihm zur Ausführung gefertigt worden wären. Worte, die Karamsin jedenfalls in sehr seltmer Weise mißverstanden und commentirt hat.

Mit allen Sarkasmen, die sein Geist aufzubieten vermag, verfolgt ann Karamsin auch die Verfügung, durch welche die Beförderung zu n höheren Stellen im Civil-Dienst von einem Examen abhängig gemacht urde. „Bis jetzt hat man," sagt er bei dieser Veranlassung, „in allen vilisirten Staaten von den Beamten nur diejenigen Kenntnisse gefordert, e in ihrer Stellung nothwendig sind; Kenntnisse in den Ingenieur-Wissenschaften vom Ingenieur, Rechtskunde vom Richter u. s. w. Bei ns dagegen ist der Präsident eines Civil-Gerichtshofs verbunden, Homer nd Theokrit zu kennen, — ein Senatssecretair die Eigenschaften des Sauerstoffes und aller erdenklichen Gase, — der Vice-Gubernator einer rovinz den pytagoräischen Lehrsatz, der Director eines Narrenhauses das ömische Recht, sonst sterben sie als Collegien- oder Titulair-Räthe (6. und . Klasse). Weder eine vierzigjährige Thätigkeit im Staatsdienst, noch usgezeichnete Verdienste befreien von der Verpflichtung Dinge zu wissen, die ns fremd sind und unnütz. — — Es ist lustig, daß der Verfasser dieser erfügung, der von Allen Kenntniß der Rhetorik verlangt, selber in ihr rammatische Fehler macht. Aber wir wollen nicht von dem Lächerlichen

sprechen, und bemerken das Schädliche." — Den Schaden, den diese Verordnung thun müsse, sieht Karamsin darin, daß alle guten, ehrliebenden Beamten, da ihnen jede Aussicht auf Beförderung genommen sei, ihren Abschied nehmen, nur die schlechten im Dienst bleiben würden. Diese aber, da sie auch nicht hoffen dürften weiter zu kommen, würden lediglich an Erwerb als das allein Erreichbare denken, und sich ohne Scham und Scheu käuflicher erweisen als je zuvor.

Uebertreibung und Unwahrheit sind auch in diesen Ausfällen leicht nachzuweisen. Das vorgeschriebene Examen war allerdings ein encyklopädisches, doch nicht in solchem Umfang und solcher Weise. Kenntniß des Griechischen und der Chemie namentlich wurden nicht verlangt. Ohne Zweifel hätte es besser berechnet sein können, für den encyklopädischen Charakter aber, so seltsam er scheinen mag, ließ sich doch gerade in Rußland auch das Eine und Andere anführen. Wenn sich Karamsin auf das Beispiel anderer Länder beruft, wo von den jungen Leuten, die sich zum öffentlichen Dienst melden, nur Fachkenntnisse verlangt werden, so vergißt er, daß die allgemeine Bildung ohne die Fachroutine und selbst Fachkenntnisse nicht immer ausreichen, in Rußland nicht wie in diesen anderen Ländern, als selbstverständlich vorausgesetzt werden durfte.

Daß die Arbeiten der Gesetzcommission von Karamsin auf das strengste verurtheilt werden, versteht sich danach von selbst. Er sieht darin, so weit sie bekannt geworden waren, einfach eine Uebersetzung des Code Napoléon. „Welche Verwunderung für Rußland," ruft er aus, „und welch' eine Veranlassung zu böser Nachrede! — Wir sind, Dank dem Höchsten, noch nicht dem eisernen Scepter dieses Eroberers verfallen; bei uns ist noch nicht Westphalen, nicht das Königreich Italien, nicht das Herzogthum Warschau, wo Napoleons Codex, unter Thränen eingeführt, als Gesetzbuch gilt. Besteht etwa darum Rußland seit fast einem Jahrtausend als mächtiges Reich, wird darum seit beinahe einem Jahrhundert an einer Zusammenstellung seiner Gesetze gearbeitet, daß wir uns nun selber feierlich vor ganz Europa für unfähige Dummköpfe erklären und unser greises Haupt unter die Herrschaft eines Büchelchens beugen, das sechs oder sieben Ex-Advocaten und Ex-Jakobiner zusammengekleistert haben?" — Er bemüht sich dann nachzuweisen, daß die Uebersetzung noch dazu eine schlechte und fehlerhafte sei, und hat in der That nicht unrecht, zum Schluß die Frage aufzuwerfen, ob es, abgesehen von allem Anderen, bei der in Rußland herrschenden Stimmung gegen Frankreich, wohl an der Zeit sei, französisches Recht einzuführen. — Er hat nicht unrecht, diese Frage mit einem entschiedenen Nein zu beantworten.

Karamsin hatte bereits einen gewissen Ruf und war sogar schon zum russischen Reichs-Historiographen ernannt. Der Kaiser wünschte ihn persönlich kennen zu lernen und die Großfürstin Katherina bot natürlich dazu sehr bereitwillig die Hand. Bei einem Besuch, den Alexander seiner

weſter in Twer machte (1811), fand ſich die Gelegenheit ihm Karamſin zuſtellen, der von Moskau dorthin beſchieden wurde. Der Hiſtoriograph ſte dem Kaiſer ſeine Klagen und Bedenken vortragen; er durfte ihm r ſeine Denkſchrift: „Das alte und das neue Rußland" theilweiſe vor- n. Doch der Kaiſer durchſchaute ſehr bald die Abſicht, was in der at nicht ſchwer war, und da der mit ſolcher Schärfe ausgeſprochene el ihn ſelbſt weit mehr als Speransky traf, zeigte er ſich in hohem ade verletzt. Der Verſuch war für diesmal mißlungen, Speransky r gerettet, doch nicht auf lange.

Fünftes Capitel.

Steigende Spannung zwischen Rußland und Frankreich; — Alexanders neue polnische Pläne; — sein Briefwechsel mit Adam Georg Czartorysti; — Unterhandlungen mit Preußen; — Speranskys Sturz.
Begünstigung der Jesuiten und ihre Gründe; — Krieg und Frieden mit der Türkei; — die letzten Unterhandlungen mit Napoleon.
Der Feldzug 1812; — der Erfolg; — Alexanders beginnender Mysticismus.

Inzwischen wurden die Beziehungen Rußlands zu Napoleons Kaiserreich nach und nach so schwierig und gespannt, daß sich, außer dem Kanzler Rumäntzow, in Petersburg niemand über die Unvermeidlichkeit eines neuen und diesmal entscheidenden Kampfes mit dem nie ruhenden Eroberer täuschen konnte.

Napoleon war natürlich wenig erbaut von der Art und Weise, in welcher Rußland (1809) an dem Krieg gegen Oesterreich Antheil genommen hatte, noch weniger davon, daß Rußland in dem zu Friedrichsham mit Schweden geschlossenen Frieden nicht die Annahme des Continental-Systems in seiner ganzen Strenge zur Bedingung gemacht, vielmehr, indem es allerdings den Anschluß Schwedens an dieses System forderte, doch einige Modificationen und Handels-Erleichterungen zugelassen hatte.

Die russische Regierung, die jene Denkschriften Durocs in Hände hatte, deren Kenntniß sie dem Treubruch eines französischen Beamten verdankte, und somit Napoleons Ansichten und möglichen Pläne in Beziehung auf Rußland und Polen kannte, sah die Vergrößerung des Herzogthums Warschau durch die von Oesterreich abgetretenen polnischen Landestheile sehr ungern und fand die beruhigenden Versicherungen, die ihr in der vorhin erwähnten Note Champagnys (vom 20. October 1809) gegeben wurden, nicht genügend. Sie verlangte einen förmlichen Vertrag, der nicht, wie die Note eines Ministers, verleugnet werden könne und in dem sich Napoleon in bestimmtester Weise verpflichtet hätte, Polen nie und unter keiner Bedingung wieder herzustellen.

Ein solcher Vertrag wurde denn auch wirklich am 5. Januar 1810 zu Petersburg geschlossen und für Frankreich von Caulaincourt unterschrieben. Der erste Artikel bestimmte in bündigster Weise: „Das Königreich Polen wird nie wieder hergestellt werden"; das Herzogthum Warschau

llte nicht weiter vergrößert, der Name Polen officiell nie gebraucht und amentlich sollte auch russischen Unterthanen — womit die polnischen belleute aus Litthauen gemeint waren — der Eintritt in die Dienste s Herzogthums, das nicht mehr ein polnisches genannt werden durfte, nterfagt sein. Innerhalb einer Frist von fünfzig Tagen sollte dieser Ver- ag ratificirt werden.

Das aber geschah nicht. Unmöglich konnte Napoleon sich in einem rmlichen Vertrag zu dergleichen verpflichten, so lange er an den Polen illige Werkzeuge für seine Zwecke haben wollte. Das Tuilerien-Cabinet üllte sich sechs Monate lang in tiefes Schweigen und endlich wurde, an- att der erwarteten Bestätigung, ein sehr wesentlich veränderter Vertrags- ntwurf von Paris aus zur Annahme nach Petersburg gesendet. Da ollte der französische Kaiser sich nur verpflichten, kein Unternehmen zu nterstützen, das die Wiederherstellung Polens zum Zweck habe. Es ist ohl mindestens zweifelhaft, ob der Vertrag zu Stande gekommen wäre, enn Rußland sich durch diese zweideutige Versicherung befriedigt erklärte, nn auch eine solche Verpflichtung konnte Napoleon nicht eingehen, ohne h die Polen zu entfremden. Der Vorschlag mag wohl nur in der Vor- tssetzung gemacht worden sein, daß Rußland ihn nicht annehmen werde, s Mittel, die Unterhandlungen, unter dem Schein sie fortzusetzen, ohne gebniß in nichts verlaufen zu lassen. Auch gelang das vollkommen. er neue Entwurf genügte der russischen Regierung um so weniger, da gleicher Zeit verlangt wurde, der Kaiser Alexander solle auch seinerseits r die Zukunft förmlich darauf verzichten, weitere polnische Landestheile it seinem Reich zu vereinigen. So blieb denn die Sache in hoffnungs- sen Unterhandlungen liegen und Napoleon war und blieb zu nichts ver- lichtet, wie das seine Absicht war.

Weit Ernsteres, das in der That eine friedliche Lösung der herrschenden pannung so gut wie unmöglich machte, geschah am Schluß des Jahres. apoleon hatte sich ganz in die Vorstellung eingelebt, daß sein Wille Gesetz und die Quelle alles Rechts. Schon hatte das, im Lauf des Jahres, n eigener Bruder, der König Ludwig von Holland, empfinden müssen. u dem hatte Napoleon, als er sechs Jahre früher die alte Republik der iederlande in ein Königreich verwandelte und ihn auf dessen Thron erhob, ierlich und amtlich vom Thron herab, mit bewundernswürdiger Offenheit, e denkwürdigen Worte gesprochen: „Vergessen Sie nie, daß die Pflicht ir gegenüber die erste Ihrer Pflichten ist (que le premier de vos de- oirs est envers moi); die Pflicht gegen Frankreich die zweite; die Pflicht gen Holland die dritte." — Aber der König Ludwig hatte doch nicht nz verstanden, wie unermeßlich weit, wie unbedingt diese dritte Verpflich- ng namentlich gegen die erste zurückstehen sollte. Er wußte und sah, ß Holland ohne Seehandel nicht bestehen könne, und glaubte sich ver- lichtet, das Dasein des ihm anvertrauten Reichs möglich zu machen.

Schon zu Ende des Jahres 1809, als die Engländer, während ihre Truppen die Insel Walcheren besetzt hielten, große Massen englischer Waaren an die holländischen Küsten geschafft und die holländischen Kaufleute sie dort in Empfang genommen und weiter verwerthet hatten, war Napoleons Entschluß gefaßt, das Gebiet des Königreichs Holland als neue Provinz mit dem französischen Reich zu vereinigen. Napoleon war gewöhnt auch die eigenen Brüder und Schwäger lediglich als Werkzeuge seines Willens und seiner Pläne zu verwenden, nach Belieben einzusetzen und abzusetzen — gleichsam als Spielmarken auszugeben. Vergebens wollte Ludwig Buonaparte Schutz und Vermittelung des Kaisers Alexander anrufen, vergebens entsagte er der Krone zu Gunsten seines Sohnes. Das wurde nicht beachtet; Holland wurde eine Provinz Frankreichs.

Ganz unerwartet, ohne daß irgend jemand außerhalb des französischen Cabinets eine Ahnung davon gehabt, ohne daß irgend eine Unterhandlung stattgefunden hätte, ohne daß irgend eine der europäischen Mächte auch nur benachrichtigt worden wäre, wurden dann, kaum sechs Monate später, durch ein kaiserliches Decret vom 13. December 1810 einerseits das Conton Wallis, andererseits nicht weniger als sechshundert Quadratmeilen deutschen Landes, zwischen der holländischen Grenze, dem Nordseestrande und der Elbe mit Frankreich vereinigt und in französische Departements eingetheilt. Das waren zum Theil Lande die Napoleon selbst, nur wenige Jahre früher, dem carnevalesken Königreich Westphalen zugetheilt hatte; es waren ferner die drei Hansestädte, deren gemeinsame Benennung an eine denkwürdige Zeit städtischer Thätigkeit und Größe erinnerte; es waren endlich die Gebiete mehrerer angeblich souverainer Rheinbund-Fürsten: des Herzogs von Ahremberg, des Fürsten von Salm und des Herzogs von Oldenburg. Die Vereinigung Hamburgs und Lübecks war, von allem anderen abgesehen, auch eine förmliche und ausdrückliche Verletzung der zu Tilsit geschlossenen Verträge, in denen Napoleon sich verpflichtet hatte, die Elbe nicht zu überschreiten.

Die Fürsten von Ahremberg und Salm wurden zu ihrer eigenen Ueberraschung zu französischen Unterthanen erklärt und mußten es sich als Gnade anrechnen, daß sie als solche ihre fürstlichen Titel behalten durften. Was den Herzog von Oldenburg anbetrifft, so war er der nächste Verwandte des Kaisers von Rußland, gleich diesem ein Prinz von Holstein-Gotorp, und Frankreich — oder Napoleon — hatte sich im zwölften Artikel des Tilsiter Friedens ausdrücklich verpflichtet, diesen Fürsten und sein Gebiet nicht anzutasten. Mit ihm wurde etwas anders verfahren, ohne daß man deshalb sagen könnte, daß er rücksichtsvoller behandelt worden wäre.

Es wurde ihm von Seiten Napoleons der Form nach die Wahl gelassen, ob er seine bisherigen Besitzungen behalten oder sie abtreten und eine Entschädigung dafür annehmen wolle. Im ersteren Fall müsse er

sich einige Unbequemlichkeiten gefallen lassen, unter Anderem französische Zollwächter und französische Truppen in sein Land aufnehmen und auf dessen Kosten erhalten. Als Entschädigung wurde die Stadt Erfurt mit ihrem Gebiet und die Grafschaft Blankenhayn geboten. Mit welchem Recht Napoleon einem Verbündeten, der alle Bundespflichten getreulich erfüllt hatte, überhaupt ein solches Dilemma stellte, darüber erklärte die Urkunde sich nicht weiter; Napoleons Recht verstand sich immer von selbst. Der Wink aber, in welchem Sinn der Herzog wählen sollte, war deutlich genug. Doch, der Herzog, mit Recht geliebt und verehrt in seinem kleinen Lande, wollte ihn, scheint es, nicht verstehen, und erklärte, er wolle unter allen Bedingungen in dem Lande bleiben, in dem seine Vorfahren seit fast eintausend Jahren gewaltet hätten. Zugleich benachrichtigte er den Kaiser Alexander von dem was vorging und von seiner Wahl.

Darauf erschienen französische Beamte in Oldenburg, kündigten ihm an, daß sein Land bereits dem französischen Reich einverleibt sei, versiegelten alle öffentlichen Kassen und richteten eine französische Verwaltung ein.

Selbst die Vasallen Napoleons, die Rheinbund-Fürsten, waren durch diese mehr als durchgreifende Maßregel des französischen Kaisers erschreckt; sie machte ihnen recht anschaulich wie schwach, trotz aller Gaben, die sie einem Talleyrand oder Duroc dargebracht, trotz aller Bataillone, die sie ausgerüstet und nach Spanien gesendet hatten, um dort für Napoleons Interessen zu kämpfen, der Faden war, an dem ihr Dasein hing. Die Gründe, die für diese Maßregel angeführt wurden, wenn es ja Napoleon der Mühe werth achtete ein Paar leicht hingeworfene Worte darüber zu sagen, waren von der Art, daß sie so ziemlich auf Alles und Jedes angewendet werden konnten, was ihm belieben mochte zu verfügen. „Die Umstände haben es nothwendig gemacht"; — oder: „es war durch die allgemeinen politischen Verhältnisse geboten"; — „la grande politique l'exige"; Napoleon mußte unmittelbarer Herr der Seeküste sein —: das waren die Redensarten, die als Rechtfertigung der getroffenen Anordnungen genügen mußten.

Daß Napoleon geglaubt haben sollte, der Kaiser Alexander werde eine Verletzung der Verträge, die seine nächsten Blutsverwandten betraf, einen solchen Schimpf, wie wir wohl sagen müssen, einen solchen Beweis von Nichtachtung, nicht tief und ernst empfinden, ist wohl nicht anzunehmen. Wir müssen, scheint es, in seinem Verfahren einen Beweis sehen, daß er den Bruch mit Rußland bereits unvermeidlich und nahe glaubte, und es nicht mehr der Mühe werth achtete, Rücksichten zu nehmen.

Zufällig war diese neue Erweiterung des französischen Gebiets fast gleichzeitig mit der Einführung des neuen russischen Zoll-Tarifs verfügt worden. Während Napoleon im Tuilerien-Palast dieses Tarifs wegen zürnte, der seine Handels-Politik durchkreuzte, und sich mit Plänen beschäftigte, Preußen, noch ehe es zum Kampf mit Rußland kam, ohne

Kriegserklärung plötzlich zu überfallen und ganz zu erdrücken, war der Kaiser Alexander in seiner nordischen Hauptstadt nicht minder entrüstet über die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg, die er als eine persönliche Beleidigung empfinden mußte und empfand.

Kaum hatte er durch den Brief des Herzogs von Oldenburg erfahren, was dort im Werk war, als auch schon die Nachricht von der erfolgten Vereinigung des Landes mit Frankreich eintraf. Der Kaiser Alexander sprach darauf, als setze er voraus, daß hier ein Mißverständniß der französischen Behörden walten müsse, und ließ in Paris durch seinen Gesandten, den Fürsten Kurakin, an den zwölften Artikel des Tilsiter Friedens erinnern, so wie daran, daß das Oldenburger Land, im Fall eines Erlöschens der dort herrschenden Linie seines Hauses, an das russische Reich (streng genommen nur an das Kaiserhaus) zurückfallen müsse. Wenn etwa wider Erwarten der Herzog seines Gebiets beraubt werden sollte, würde er, der Kaiser, sich genöthigt sehen, durch einen förmlichen Protest die Rechte seines Oheims und die eigenen zu wahren.

Die Antwort, die er auf diese Mahnung erhielt, klang wie leichtfertiger Hohn. Als der französische Kaiser dem Herzog von Oldenburg die Wahl ließ, habe er nicht voraussetzen können, daß der Herzog sich dafür entscheiden würde in seinem Lande zu bleiben, wo er französischer Unterthan werden mußte; der Kaiser Napoleon habe eine reichliche Entschädigung geboten; das Gebiet von Erfurt sei allerdings kleiner als Oldenburg, aber reicher; in Erfurt gebe es allerdings kein Schloß, aber doch, soweit er sich entsinnen könne, ein großes, anständig bewohnbares Haus, in dem man sich wenigstens vorläufig einrichten könne. Daß Napoleon in solcher Weise alles Mögliche gethan habe, den Herzog von Oldenburg zufrieden zu stellen, daß er ihn nicht, wie die Fürsten von Ahrenberg und Salm, deren Gebiete auch mit Frankreich vereinigt worden seien, einfach zum französischen Unterthanen gemacht habe, das sei lediglich aus ganz besonderer Rücksicht für den Kaiser von Rußland geschehen.

Die Vereinigung der betreffenden Gebiete selbst durfte demnach gar nicht Gegenstand einer Erörterung sein; sie verstand sich von selbst und war dadurch hinreichend gerechtfertigt, daß Napoleon sie verfügte und daß sie, wie sein Manifest erklärte, durch die Umstände geboten war. (La réunion .... est commandée par les circonstances.) Der Herzog mußte französischer Unterthan werden, wenn er in seinem Lande bleiben wollte! — Das waren die „Unbequemlichkeiten", die man ihm angedeutet hatte.

Da der Fürst Kurakin sich dabei nicht beruhigen, vom Recht, von den bestehenden Verträgen sprechen wollte, und erwähnte, daß die oldenburgischen Lande schon seit fast einem Jahrtausend dem in Rußland herrschenden Hause gehörten, erhielt er zur Antwort: vor tausend Jahren habe Karl der Große über Hamburg und alles Gebiet umher geherrscht (wobei denn selbstverständlich Karl der Große für einen Franzosen gelten

sollte, und Napoleon stillschweigend als dessen Nachfolger und der Herstelle seines Reichs hingestellt wurde). — Man müsse sich der Gewalt der Umstände fügen; die kleineren Staaten könnten ihr selbständiges Dasein nicht behalten, wenn es den Interessen der großen Staaten nicht entspreche.

Der Kaiser Alexander äußerte gegen den französischen Botschafter in Petersburg: „das ist eine Ohrfeige, die man einer befreundeten Macht vor den Augen Europas giebt!" und ließ der französischen Regierung durch Kurakin einen förmlichen Protest überreichen, in dem er die Rechte seines Hauses wahrte.

Napoleon verlangte nun, der Protest solle eben so officiell wieder zurückgenommen werden. Sein Minister Champagny mußte dem russischen Gesandten erklären, sein Gebieter, der französische Kaiser, finde, daß dieses Papier nicht zu den Gefühlen persönlicher Freundschaft passe, die er für den Kaiser Alexander hege, und überhaupt zu gar nichts dienen könne als die Gerüchte von einem nahe bevorstehenden Bruch zwischen Rußland und Frankreich zu nähren. — Da Kurakin sich natürlich weigerte den Protest zurückzufordern, erschien Champagny eines Tages bei ihm, legte das Papier versiegelt auf den Tisch vor ihm nieder und verschwand wieder. — Die russische Regierung machte darauf den Protest und in einer besonderen Note auch die Gründe und Verträge, auf die er sich stützte, allen Höfen bekannt, an denen sie Gesandte hatte; die Furcht aber, die Napoleon einflößte, war so allgemein und so groß, daß die Vertreter Rußlands überall auf Schwierigkeiten stießen und Mühe hatten sich ihres Auftrages zu entledigen. Alle Höfe des europäischen Festlandes hätten es gern abgelehnt, diese unerwünschten Papiere und Eröffnungen in Empfang zu nehmen, und thaten es nur nach mancherlei Versuchen dieser Nothwendigkeit zu entgehen. Keine einzige hielt es gerathen, sich antwortend über den Inhalt und über das Ereigniß zu äußern, das den Protest hervorgerufen hatte.

Zugleich begann der Kaiser Alexander sich zu dem Kampf zu rüsten, den er für unvermeidlich halten mußte, so sehr er ihn scheute, so sehr ihm der gewaltige Gegner imponirte, so wenig er, wie aus den Berichten des preußischen Gesandten, Oberst-Lieutenant Schöler, erhellt, der Entscheidung ohne Schwanken und Zagen entgegenzusehen vermochte.

Auf dem wahrscheinlichen Kriegsschauplatz, in Litthauen, wurde eine neue Festung, Bobruysk, erbaut; an der Düna wurde bei Dünaburg, am Dniepr bei Kiow an Befestigungen gearbeitet. Das Heer wurde nach Möglichkeit vermehrt und allmählich an die westliche Grenze des Reichs nach Litthauen gezogen. Der Krieg mit der ottomanischen Pforte sank in seiner Bedeutung zur Nebensache herab; an einen kühnen Zug nach Constantinopel und die weltgeschichtlichen Folgen, die er etwa haben konnte, war nicht mehr zu denken; der Kaiser Alexander sah sich jetzt im Gegen-

theil nicht ohne Mißbehagen in diesen ungelegenen Krieg verwickelt, der jedenfalls einen Theil der für den Entscheidungskampf mit Frankreich kaum hinreichenden russischen Streitkräfte in Anspruch nahm, und außerdem eine Verständigung Rußlands mit England und Oesterreich gar sehr erschwerte. Alexander suchte nun den Frieden mit der Türkei; vorläufig wurde ein Theil der bisher an der unteren Donau verwendeten Armee nach Wolynien an die Grenze gezogen, mit dem Rest sollte der bedächtige General Kutusow den Krieg in den Donaufürstenthümern einstweilen vertheidigungsweise führen.

Der Kaiser von Rußland bedurfte des Friedens an dieser Seite, verlangte mit einer gewissen Ungeduld danach, und wollte ihn dennoch nur unter der Bedingung schließen, daß die Moldau und Walachei ihm abgetreten, oder, wie wir vielleicht sagen müßten, zur Verfügung gestellt würden. Es scheint widersinnig, solche Bedingungen zu stellen, wenn man eines baldigen Friedens dringend bedarf, und den Krieg einstweilen mit verminderten Kräften führt, die nicht die unbedingte Sicherheit gewähren, daß man sich im Besitz des verlangten Gebiets werde behaupten können, und ohne ein weiteres Pfand in Händen zu haben, dessen Rückgabe man dem Gegner als Preis des Friedens versprechen könnte. Doch findet diese Seltsamkeit im Ganzen der Pläne Alexanders ihre Erklärung und gehört sogar sehr wesentlich in dieses Ganze.

Der Kaiser Alexander wußte nämlich wohl zu ermessen, daß er es mit einer gewaltigen Uebermacht zu thun haben werde, gegen die Rußlands eigene Mittel kaum ausreichend schienen. Er suchte eine Verstärkung durch auswärtigen Beistand, erwog, wo er zu finden sein möchte, und mußte sich gestehen, daß die allgemeine Lage nicht günstig sei. Mit England war er noch im Kriege, auch konnte das Inselreich ihn selbst im besten Fall nur mit Geld unterstützen; auf Oesterreich durfte er nicht rechnen; das habsburgische Kaiserhaus hatte eine seiner Töchter dem Kaiser der Franzosen vermählt, und das Wiener Cabinet beobachtete die Eroberungsversuche Rußlands an der unteren Donau mit entschiedenem Mißfallen; die Schweden hatten eben erst einen mit der Familie Buonaparte verschwägerten französischen Marschall, Bernadotte, als Thronfolger in das Land berufen, und man mußte fürchten, daß es in einem Bunde mit Frankreich die Mittel suchen werde Finnland wieder zu gewinnen. Von Preußen hätte man allerdings rechnen können, und der Kaiser Alexander rechnete auch darauf, daß Preußen sich ihm früher oder später in diesem Kampf anschließen werde, aber das schien ungenügend als Hauptstütze in solchem Kriege, und hätte, wie man meinte, gezwungen, die eigene kriegerische Thätigkeit unter mißlichen Bedingungen zu beginnen.

Der Kaiser Alexander fühlte das Bedürfniß sich dem mächtigen Gegner gleichsam als Vertreter einer großartigen Idee gegenüber zu stellen; einer Idee, die ihm enthusiastische Sympathieen zuführen, und die Erhebung

eines zu heroischen Thaten begeisterten Volkes hervorrufen konnte. Für das europäische Gleichgewicht, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit aller Staaten, und die freie Entwickelung aller Völker in die Schranken zu treten, wie ein halbes Jahrzehnt früher, genügte nicht; die Idee war nicht großartig genug; sie schien auf unsicherem Grunde zu ruhen. Auch wußte Alexander aus Erfahrung, daß er seine Russen für dergleichen nicht begeistern konnte. Unter denen war, wie auch Schöler berichtete, durchaus die Ansicht herrschend, daß man sich nicht in thörichter Großmuth für Andere aufopfern müsse, daß jeder Krieg in der Fremde der Ruin der russischen Finanzen und eine unnütze Vergeudung russischen Blutes sei. Da trat denn ein anderer Lieblingsgedanke der Jugendjahre Alexanders als die großartige Idee hervor, als deren Vertreter er sich zum Kampf rüsten wollte, die Sieg und Heil bringen sollte: als Wiederhersteller Polens, und zwar Polens in seinem alten Umfang und seinem alten angeblichen Glanz wollte er gegen Napoleon in die Schranken treten; die Polen hoffte er um die Fahne Rußlands zu schaaren, und gegen Frankreich und seinen Kaiser zu führen. An eine bedeutende und energische Machtentfaltung Preußens scheint er nicht recht geglaubt zu haben, und ebensowenig an eine energische Erhebung anderer deutscher Stämme: von den Polen dagegen erwartete er Wunder, wenn es gelang sie zu gewinnen, und das schien möglich. Napoleons Haltung den Polen gegenüber war und blieb stets eine in derselben Weise zweideutige; sie waren ihm, wie er selber sagte, stets nur Mittel, nicht Zweck; er forderte sie stets nur zu neuen Opfern auf, und ließ sie in schwankend unbestimmter Weise an irgend einen möglichen Lohn glauben, der ihrer warten könnte, aber ohne sich je durch ein bestimmtes Versprechen zu binden. Sie sollten nur vor allen Dingen Opfer bringen, immer neue Opfer, das Uebrige werde sich zu seiner Zeit finden; er werde ihrer je nach dem Maß der gemachten Anstrengungen gedenken. So ungefähr lauteten seine Verheißungen. Alexander hoffte die Polen zu gewinnen, indem er den Gegner in seinen Versprechungen überbot, die Herstellung Polens in bestimmtester Weise auf seine Fahnen schrieb, und die Erfüllung alles dessen, was polnische Patrioten wünschen konnten, erreichbar in die unmittelbarste Nähe rückte. Die jetzt russischen Provinzen, die ehemals das Großfürstenthum Litthauen gebildet hatten, sollten zurückgegeben und mit dem Herzogthum Warschau vereinigt werden; das österreichische Galizien hoffte Alexander friedlich gegen die Moldau und Walachei eintauschen zu können, und eben deshalb, eben um sie dem Hause Habsburg (wenn auch die Moldau nur bis an den Sereth) überlassen zu können, verlangte er mit einer unter den obwaltenden Umständen befremdenden Bestimmtheit und Ausdauer die Donaufürstenthümer von der ottomanischen Pforte. Wie es mit Westpreußen gehalten werden sollte, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls war auf diese Weise das alte Polen im Wesentlichen hergestellt, und wenn Alexander König dieses neu ver-

einigten Königreichs geworden war, konnte das Ganze den Russen für eine Eroberung Polens gelten; etwas wofür sie Sinn hatten. Das sollte sie über die Abtretung der unter der großen Katherina gewonnenen Provinzen beruhigen.

Alexander hoffte die Polen um so leichter zu gewinnen, da er mitten unter ihnen, im feindlichen Lager, an dem Fürsten Adam Georg Czartoryski einen treuen Freund und Verbündeten zu haben glaubte. Er rechnete zwar, so seltsam das scheinen mag, auf die Jesuiten und den Einfluß, den sie von Litthauen aus auf Polen üben konnten. Napoleon hatte durch die brutale Mißhandlung des Papstes, die er sich zu schulden kommen ließ, nicht nur die ultramontanen Katholiken gegen sich empört —: er hatte dem Papst, und dem Papstthum auch die Sympathieen manche Kreise zugewendet, in denen man seit Jahrhunderten gewöhnt war gleichgültig oder in feindseliger Stimmung auf den römischen Stuhl zu sehen. Vielleicht ließ sich auch der Katholicismus, den die Polen für Religion hielten, gegen Napoleon aufrufen. Dazu konnten die Jesuiten zu brauchen sein; sie waren in Rußland nicht nur beschützt, sondern gar sehr begünstigt, in dem napoleonischen Polen dagegen nicht geduldet, und hatten doch viele sache Verbindungen dort, da sie gar viele Polen in ihren Reihen zählten. Sie mußten in Alexander ihren liberalen, großmüthigen Beschützer ver ehren, in Napoleon ihren unversöhnlichen Gegner sehen.

In dem Ganzen dieser Hoffnungen und Pläne, in denen der Kaiser Alexander sein Heil suchte, sind leicht die Combinationen eines Geistes zu erkennen, in dem die Phantasie vorwaltet, nicht die besonnen sichtende Kritik.

Alexander glaubte in solcher Weise auf den Fürsten Czartoryski rechnen zu können, während dieser, der den nahen Bruch vorher sah und mit Sicherheit einen neuen Sieg Napoleons erwartete, darauf bedacht war, sich ganz und vollständig von Rußland loszulösen, allem Anschein nach, um der neuen Ordnung der Dinge gegenüber, die im slawischen Osten bevorstand, ganz freie Hand zu haben, durch kein Verhältniß, keine Rücksicht gebunden, oder auch nur beschränkt zu sein. Unannehmlichkeiten, die sich einer Schule wegen ergaben, boten dem Fürsten die erwünschte Veranlassung, um seinen Abschied einzukommen.

Ein polnischen Edelmann aus Wolynien, Namens Czacki, einer der Patrioten von 1791, hatte, eben im Lande der Ruthenen in Wolynien nahe der österreichischen Grenze, das Lyceum zu Krzemieniec gegründet, ohne gerade Mittel dafür zu bringen; der Kaiser Alexander war, im Jahr 1805 bewogen worden, bedeutende Landgüter, eine reiche Starostei zu diesem Behuf zu schenken, und die neue Anstalt auch sonst, namentlich mit manchen Sammlungen reichlich auszustatten. Der gut besoldete Director des Lyceums wurde auf Czartoryskis Empfehlung, Czacki selbst — und er war, wie Czartoryski selbst als Curator des litthauischen Lehrbezirks, bemüht

aus diesem Lyceum, gleichwie aus der Universität Wilna, eine Brutstätte eines polnischen, Rußland feindlichen Geistes zu machen; ein Werkzeug, das der Polonisirung dieses kleinrussischen, oder wenn man es lieber so nennen will, dieses ruthenischen Landes dienen sollte. Dem Kaiser Alexander gegenüber wurde das zur Zeit natürlich verschleiert oder geleugnet; dem empfahl Czartorysski auch den Director Czacki als einen Mann „qui n'a d'autre pensée que le bien de ses semblabes." Später jedoch hat sich der Fürst Adam Georg der unredlichen Weise, in der er auch hier das Vertrauen des Kaisers benützte, um ihn zu täuschen, offen gerühmt, und selbst der Herausgeber der Briefe Czartoryskis, Ch. de Mazade, bemerkt rühmend, daß dieses Lyceum „un foyer de lumières et de patriotisme" gewesen sei.

Nun war Czacki dem Kaiser denuncirt worden, wegen mancherlei Unfugs, der auf dem Lyceum vorgehe, und zwar, wie die Polen eben immerdar in ganz unberechenbaren Hader unter einander verwickelt sind, von einigen wolynischen Edelleuten, die, wahrscheinlich mit sehr zweifelhaftem Recht, im Namen des gesammten wolynischen Adels sprachen. Es wurde eine Commission ernannt, beauftragt den Zustand des Lyceums zu untersuchen. Czartorysski zeigte sich in seinen Briefen an den Kaiser dadurch beleidigt und bat um seinen Abschied. Damit aber die Universität Wilna und der litthauische Lehrbezirk in guten Händen blieben, empfahl er eben den Director Grafen Czacki zu seinem Nachfolger im Amt eines Curators dieses Lehrbezirks.

Einige Wendungen in diesem Brief (vom 15/27. November 1810) die unvorsichtig scheinen könnten, waren vielleicht gewählt, um den Kaiser auf die neue veränderte politische Rolle vorzubereiten, die Czartorysski in einem durch Napoleons Siege hergestellten Polen möglicher Weise spielen konnte, und dabei den Schein einer gewissen Ritterlichkeit zu wahren. So erinnert er den Kaiser daran, daß er überhaupt nur ungern in russische Dienste getreten sei, nur aus persönlicher Freundschaft für den Kaiser und auf dessen Wunsch; daß er nur ihm, dem Kaiser, persönlich habe dienen wollen — als Minister der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands — nicht Rußland, wie der Gedanke danach ergänzt. (Je n'y suis entré — in den russischen Dienst nämlich — que par suite de mon dévouement personnel à Votre Majesté. — C'est Elle seule que j'ai prétendu servir.) Die persönlichen Gefühle, die er dem Kaiser weiht, werden sich niemals ändern, aber die Schwierigkeiten der politischen Lage (l'aspect des circonstances politiques dont j'ai de tout temps redouté les difficultés) bestimmen ihn, seinen Abschied zu nehmen, um in eine Art des Daseins zurückzukehren, aus der er nie gewünscht hätte ganz herauszutreten —: das heißt, um ganz dem napoleonischen Polen anzugehören.

Und gerade in der Antwort auf diesen Brief deutet der Kaiser Alexander (unter dem 25. Dec. a. St. 1810) seine Pläne an, indem er den

Fürsten Adam Georg auffordert, sie zu fördern, als ob dessen Bereitwilligkeit gar nicht zweifelhaft sein könnte. Jetzt sei der Augenblick gekommen, zu zeigen, daß Rußland nicht Polens Feind sei, sondern dessen wahrer und allein zuverlässiger Freund; es sei vielleicht der Augenblick, Polen wieder herzustellen. Czartorysky soll dem Kaiser vorläufig einige Fragen beantworten; wie der im Herzogthum herrschende Geist sei? — Ob die Bewohner wohl die Gewißheit — „non pas *probabilité* mais *certitude*" — ihrer Regeneration mit Eifer (avec avidité) ergreifen würden, wenn sie ihnen geboten würde? — Ob sie diese Gewißheit ergreifen würden, gleichviel von wem sie dargeboten wäre? — „es versteht sich, daß die Proclamirung ihrer Wiederherstellung ihrer Vereinigung (mit der rettenden Macht) vorhergehen, und die Redlichkeit der Absichten darthun würde, die man in Beziehung auf sie hat. — Oder ist Grund anzunehmen, daß sie in Parteien getheilt sind? — daß man in Folge dessen nicht auf ein einhelliges Ergreifen der Gelegenheit rechnen darf? — Welche sind diese Parteien? — Finden sie sich auch im Heer des Herzogthums? — Und welche Persönlichkeit hat in diesem Heer den größten Einfluß?"

Der Kaiser erwartet, daß Czartorysky ihn in der Ausführung dieser Pläne unterstützen werde; es handle sich um eine Sache, der Polen seine Herstellung und Europa seine Befreiung verdanken werde; herrscht unter den Warschauern Einhelligkeit in Beziehung auf die Herstellung Polens, von welcher Seite sie auch kommen möge, „dann ist mit Gottes Hülfe der Erfolg nicht zweifelhaft!"

Czartorysky, der auf seinem Landsitz zu Pulawy an der Weichsel hauste, soll nach Warschau gehen, den Inhalt dieses Briefs zwar geheim halten, aber mit Leuten von Bedeutung sprechen, — doch nur mit solchen, die man zur Sache braucht, und von denen man außerdem weiß, daß ihre Vaterlandsliebe ihnen selbst höher steht, als jede Verpflichtung gegen die Fremde.

Alexander wollte vor Allem die Herstellung Polens verkünden; schlossen sich ihm darauf hin die Polen an, dann wollte er den Krieg angriffsweise führen, sich an die Oder, an die Elbe vorwagen, und der Erfolg scheint ihm nicht zweifelhaft, weil er sich im Geist an der Spitze einer großen Uebermacht sieht. Er rechnet nämlich 100,000 Russen, 50,000 Polen, ebenso viele Preußen und 30,000 Dänen zu einem Heer von 230,000 Mann zusammen, und glaubt sich dagegen berechtigt anzunehmen, daß Napoleon, durch den Krieg in Spanien in Anspruch genommen, nur 60,000 Man französischer Truppen in Deutschland habe. Er fügt sogar hinzu, es seien eigentlich nur 46,000 Franzosen in Deutschland, er rechne aber mit, was allenfalls noch von Truppen aus Holland und aus dem Inneren Frankreichs herangezogen werden könne. Dazu kämen dann 30,000 Baiern, 30,000 Sachsen, 20,000 Württemberger, 15,000 Westphalen und andere Deutsche, was eine Gesammtzahl von nur 155,000 Mann

ergebe. Eigentlich aber sei mehr als wahrscheinlich, daß auch die übrigen Deutschen dem Beispiel der Polen folgen würden, und dann habe Napoleon, zwischen dem Rhein und der Oder nichts als seine 60,000 Franzosen. Gelinge es Oesterreich durch gebotene Vortheile zu gewinnen, dann habe man noch 200,000 Mann mehr gegen ihn zu verwenden.

Von dem Entschluß der Polen also schien Alles, schien das Schicksal Europas abzuhängen.

Adam Georg Czartorysti hatte diesmal kein Interesse den Kaiser über das Wesentliche zu täuschen. Im Gegentheil, die Wahrheit zu sagen, war sogar das einzige Mittel, sich den in dem Augenblick gerade sehr ungelegenen Aufträgen desselben zu entziehen. Er sagt ihm denn auch (30. Jan. 1811) die Wahrheit, wenn auch mit großer Feinheit in eine Unendlichkeit der persönlich schmeichelhaftesten Dinge eingehüllt, in der schonendsten Weise, und indem er immerdar spricht, als ob er für seine Person mit allen seinen Sympathieen auf Seiten des Kaisers Alexander stehe, und bereit sei thätigen Antheil an der Ausführung seiner Pläne zu nehmen.

In Polen herrsche vollkommene Einhelligkeit, berichtet der Fürst; die Herstellung des Reichs in seinen alten Grenzen sei das Ziel alles Strebens Aller, und sie seien auch bereit die Herstellung ihres Vaterlandes anzunehmen, von welcher Hand sie ihnen auch geboten werde, aber es werde sehr schwer sein sie davon zu überzeugen, daß Rußland wirklich die rettende, wieder herstellende Macht sein wolle. Czartorysti läßt das sogar als nahezu unmöglich erscheinen. So viele Ursachen die Polen auch hätten über Napoleon zu klagen und an seinem guten Willen zu zweifeln, hätten sie doch nun einmal alle ihre Hoffnungen auf ihn gesetzt und wären wohl darin nicht wankend zu machen; im polnischen Heer komme noch die auf so vielen Schlachtfeldern mit dem französischen geschlossene Waffenbrüderschaft hinzu, im Allgemeinen das Gefühl der Dankbarkeit, denn die Polen sagten sich, daß sie die theilweise Herstellung ihres nationalen Daseins, deren sie sich zur Zeit erfreuten, eben dem französischen Kaiser verdankten. Auch der Umstand, daß fast alle vornehmen Polen ihre Kinder in Paris erziehen ließen, trage dazu bei, die Anhänglichkeit an Frankreich zu steigern. Auch der 20,000 in Spanien verwendeten polnischen Soldaten wird gedacht. Die seien in Napoleons Händen, und man werde sie nicht preis geben wollen.

Indessen Czartorysti will nach Warschau gehen, sehen, was sich machen läßt und dann weiter berichten. Jedenfalls müsse man den Polen die freisinnige Verfassung von 1791 versprechen, ihr ganzes ehemaliges Vaterland in seinem ungeschmälerten Umfang und gesicherte Wege für die Handels-Verbindungen mit der Fremde. Das hieß Danzig noch bestimmter Verlangen, als schon durch die Forderung der alten Grenzen geschah. — Zum Schluß kömmt der Fürst darauf zurück, seinen Abschied aus dem

russischen Staatsdienst zu fordern. Er stellt dem Kaiser vor, daß er in der gegenwärtigen Lage der Dinge seine Pläne als unabhängiger polnischer Magnat besser fördern könne, als in seiner gegenwärtigen Stellung.

Es half nicht weiter, daß der Kaiser Alexander in einem neuen Schreiben (vom 31. Jan./12. Febr. 1811) noch näher auf seine Pläne einging und dem hergestellten Polenreich alle zur Zeit mit Rußland vereinigten Bruchtheile seines ehemaligen Gebiets — jedoch mit Ausnahme Weiß-Rußlands — verhieß, sowie eine durchaus nationale Armee und Verwaltung, und zumal — da er sich der Verfassung vom 3. Mai 1791 nicht bestimmt erinnere und sich also über diese auch nicht bestimmt aussprechen könne — jedenfalls eine liberale Verfassung, die geeignet wäre die Polen zu befriedigen. (une consitution libérale telle à contenter les désirs des habitans.)

Die unerläßlichen Bedingungen aber — les conditions *sine qua non* — die der Kaiser seinerseits stellt, sind, daß die Krone Polens für alle Zeiten mit der Krone Rußlands verbunden bleibt, und zweitens eine förmliche Versicherung (une assurance formelle et positive), daß die Einwohner des Herzogthums einig seien in dem Willen, das verheißene Ergebniß herbeizuführen. Der Kaiser denkt sich dabei offenbar ein förmliches Actenstück, denn er verlangt, es soll von den bedeutendsten Männern (les individus les plus marquants) des Herzogthums Warschau unterschrieben werden. Es gehörte viel Phantasie und Leichtblütigkeit dazu, hier etwas für möglich zu halten, nach Allem was ihm Czartoryski bereits geschrieben hatte!

Da der Fürst Czartoryski in Beziehung auf den militairischen Erfolg Zweifel geäußert hatte, sucht ihn der Kaiser zu beruhigen, indem er ihm die Streitkräfte vorrechnet, über die Rußland verfüge. Das Heer, das mit den Polen vereint kämpfen solle, sei 106,500 Mann stark, und werde von einer zweiten, 134,000 Mann starken Armee unterstützt, und eine dritte, die 45,000 Mann zähle, sei bereits aus Reserve-Bataillonen und Schwadronen der Feldtruppen gebildet; dazu kämen 80,000 Rekruten, die seit mehreren Monaten in den Depots geübt würden. Auch könne die gegen die Türken an der Donau verwendete Armee nöthigen Falls noch ein Paar Divisionen abgeben. Die Truppen in Finnland, in Georgien, in der Krimm, seien dabei gar nicht gerechnet. Der Kaiser ergeht sich in Zahlen, die selbst ein Jahr später, nach neuen Rekruten-Aushebungen und fortgesetzten Rüstungen, bei weitem nicht erreicht wurden.

Die Schwierigkeiten der Ausführung seien ihm nicht entgangen, meint der Kaiser; für die in Spanien verwendeten polnischen Truppen sei nicht zu fürchten; die könnten doch eben nur der Kriegsgefangenschaft, nicht einem schlimmeren Schicksal verfallen. In dem Verhältniß zu Oesterreich aber liege allerdings, Galiziens wegen, eine Schwierigkeit; der Kaiser hofft sie friedlich zu lösen und Galizien gegen die Donaufürstenthümer einzu-

auschen, doch aber darf die Wiedervereinigung Galiziens mit Polen nicht her proclamirt werden, als bis das Abkommen mit Oesterreich getroffen t. Eine andere Schwierigkeit liegt in der Entschädigung des Königs on Sachsen, die nöthig werden könnte —: doch ist man zu einer solchen ur verpflichtet, wenn dieser König sich in dem bevorstehenden Kampf auf ie Seite Rußlands stellt.

In Beziehung auf die Führung des Krieges sagt der Kaiser: es steht ußer Zweifel, daß Napoleon Rußland zu einem Bruch zu reizen sucht, in r Hoffnung, ich werde den Fehler begehen, als der angreifende Theil vorzuhreiten. Das wäre ein Fehler in der gegenwärtigen Lage der Dinge, und h bin entschlossen ihn nicht zu begehen. — Aber Alles ändert sich, wenn e Polen sich mit mir vereinigen wollen. (Mais tout change de face si s Polonais veulent se réunir à moi.) Dann kann er, verstärkt durch infzigtausend Polen und eben so viele Preußen, und durch die „moralische devolution", die das Beispiel der Polen ohne Zweifel in ganz Europa ervorrufen wird, ohne Schwertschlag bis an die Oder vorgehen.

Den Schluß macht ein Effectbild, in dem der Kaiser die Schicksale olens ausmalt, je nachdem es sich Frankreich und Rußland anschließt. m ersteren Falle bleibt es auf die Grenzen des Herzogthums Warschau eschränkt, und als Kriegsschauplatz allem Ungemach ausgesetzt. Es wird ur Wüste, wohin sich der Sieg auch neigen mag. Im Bunde mit Rußand dagegen winkt ihm die herrlichste Zukunft.

Die ewige Vereinigung der Krone Polens mit der russischen, war ohl wenig geeignet den Fürsten Adam Georg Czartoryski zu gewinnen, em auch gewiß nicht entging, daß der Kaiser Westpreußens, Danzigs, ines etwanigen Abkommens mit der preußischen Regierung, nicht mit einer ilbe gedachte. Seine Antwort ist leider nicht bekannt geworden. Doch eht aus dem weiteren Verlauf der Dinge sehr bestimmt hervor, daß sie em Kaiser jede Aussicht auf eine Erhebung der Polen zu seinen Gunsten enahm.

Von dem Augenblick an war Alexander entschlossen den Krieg verpeidigungsweise innerhalb der eigenen Landesgrenzen zu führen, wie sein amaliger strategischer Mentor, General Phull, und der Oberst Wolzogen iethen, und die Anerbietungen Preußens, das sich zu einem Waffenbund it Rußland geneigt zeigte, wurden in Petersburg sehr kühl aufgenommen.

Preußen befand sich in einer ungemein schwierigen und peinlichen age; es konnte in dem Kampf zwischen Rußland und Frankreich nicht eutral bleiben, da sein Gebiet auf dem einzigen Wege lag, auf dem die eiden Gegner sich erreichen konnten, und weil ihm, nach den Unglücksällen von 1806, die Macht fehlte, seine Unabhängigkeit und sein Gebiet egen Beide zu wahren. Die Lage wurde dadurch noch schwieriger, daß

eine nach Wien gerichtete Aufforderung eine gemeinsame Politik zu verab-
reden und zu befolgen, von Seiten des österreichischen Cabinets, mit dem
Bedeuten abgewiesen wurde, man sei nicht in der Lage, Preußen im
Fall eines Angriffs von Seiten Napoleons zu unterstützen, und müsse
ihm selbst überlassen, sein System nach seiner Lage zu wählen. Es blieb
nichts übrig als sich Frankreich oder Rußland anzuschließen — wenn es
nicht etwa gelang den Ausbruch des Krieges noch um einige Zeit zu
verschieben.

Für den Anschluß an Frankreich war, unter der Führung des Feld-
marschalls Kalkreuth und des Fürsten Hatzfeld, ein Theil der conser-
vativen Partei, der Steins liberale Reformen verhaßt waren; die Ab-
hängigkeit von Frankreich der vollständigen Durchführung dieser Reform
vorzog. Die Patrioten, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen an ihrer Spitze
suchten den Anschluß an Rußland schon als ehrenvoller herbeizuführen,
und weil Napoleon doch dem Gedanken, Preußen früher oder später gänz-
lich zu vernichten, nie entsagen werde. Der leitende Minister, Staats-
kanzler Hardenberg, suchte zunächst die Wege nach beiden Seiten hin offen
zu halten, und meinte der Anschluß an Rußland wäre allerdings
vorzuziehen, wenn man sich nämlich auf Rußland und seinen Kaiser wirk-
lich verlassen könnte! — Das aber hatte, wie nicht zu leugnen ist, nach
den Erfahrungen von 1805 und 1807 in der That sein großes Bedenken.

Welche Bürgschaft gab es dafür, daß die russischen Bataillone diesmal vollzähliger sein, daß die Wirklichkeit den Angaben besser entsprechen werde als früher? — und vor Allem: welche Bürgschaft gab es für die Charakterfestigkeit des Kaisers Alexander? — Was bürgte dafür, daß er nicht wieder die Fassung verlor wie nach der Schlacht bei Austerlitz, oder vollends, wie zu Tilsit, trotz aller geschlossenen Verträge urplötzlich von dem einen System zu dem gerade entgegensetzten überging, sich durch einen übereilten Frieden aus der Sache zog und seinen Verbündeten preis gab? Hardenberg verwies darauf, daß es großentheils eben der Kaiser Alexander sei, der Preußen in seine unglückliche Lage gebracht habe. Wenn er zu Tilsit nur etwas mehr Festigkeit gezeigt hätte, brauchten wenigstens die preußischen Festungen nicht in französischen Händen zu bleiben. Auch wenn er dann zu Erfurt nur mit einiger Festigkeit gefordert hätte, daß die Bedingungen des Tilsiter Friedens gewissenhaft erfüllt würden, wären die Festungen von den französischen Besatzungen geräumt worden. Zu dem Anschluß an Frankreich, meinte auch Hardenberg, könne freilich nur die eiserne Nothwendigkeit bestimmen.

Ein solcher Entschluß war um so peinlicher, da Napoleon unmittelbar vorher das Mögliche gethan hatte, um durch vielerlei Bedrängnisse und Drohungen Preußen dahin zu bringen, daß es ihm Schlesien abtrat, für den Rest der nach französischer Rechnung noch schuldigen Kriegs-Contribution. Am besten war es, wenn es gelang den Krieg zu verschieben,

bis Preußen, wieder mehr erstarkt und Herr im eigenen Lande, selbständiger auftreten konnte. Der König Friedrich Wilhelm III. schrieb (7. April 1811) persönlich dem Kaiser Alexander, und schilderte ihm seine gefährdete Lage; ein Krieg zwischen Rußland und Frankreich sei immer ein Unheil für Preußen; welche Richtung er dann werde einschlagen müssen, behalte er sich vor im Vertrauen mitzutheilen. — „Sehr glücklich werde ich sein, wenn meine Verpflichtungen mit meinen Neigungen und der unverbrüchlichen Anhänglichkeit an Ihre Person vereinigt werden können." Wenn man aber eine Macht wie Frankreich, einen furchtbaren Gegner wie Napoleon mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen wolle, müsse man jedenfalls nur einen Krieg, eben den mit ihm, zu führen haben. Der Friede mit der Türkei sei unerläßlich. Auch sei es gerathen sich durch Bündnisse zu verstärken; Rußland müßte selbst Opfer nicht scheuen, um zu einer Verständigung mit Oesterreich zu gelangen. Auch die Herstellung Polens, „welche Eure Majestät schon im Auge haben", könne von großen Folgen sein, besonders wenn man den Polen gestatte ihren König zu wählen.

Am 12. April fügte der König hinzu: so eben verlange Napoleon eine neue Militair-Straße durch das preußische Gebiet von Hamburg nach Stettin; sie könne nicht verweigert werden. Man müsse fürchten, daß Napoleon noch vor dem Ausbruch des Krieges mit Rußland seine Maßregeln nehmen werde, die Streitkräfte Preußens zu „paralisiren" und sich des Landes und aller seiner Hülfsmittel zu bemächtigen. Das sei auch für Rußland von Wichtigkeit. — „Kann ich mit Sicherheit auf Ihre Unterstützung zählen, werden Ihre Armeen mir zu Hülfe kommen, wenn ich angegriffen werde oder meine Provinzen durch Napoleon oder seine Verbündeten auf vertragswidrige Weise betreten werden?" — Das eigene Interesse müsse den Kaiser Alexander dazu bestimmen. Provociren werde man von preußischer Seite Napoleon gewiß nicht; des Geheimnisses könne Alexander gewiß sein; aber der König habe das dringendste Bedürfniß, die Entschließungen des Kaisers von Rußland zu kennen, um die eigenen darnach nehmen zu können.*)

Am 16. April wiederholte der König die Bitte um Auskunft. Alle diese Briefe aber blieben ohne jegliche Antwort, und obgleich Scharnhorst auf seinem Standpunkt beharrte, kam doch der Kanzler Hardenberg zu dem Schluß, daß für den Augenblick in einer Annäherung an Frankreich die geringere Gefahr liege.

Die Nothwendigkeit, wenigstens darüber zu unterhandeln, war in mehr als einer Weise nahe gerückt. Schon Ende März und Anfang April hatte Hardenberg in Paris unbestimmte Anträge machen lassen, zunächst um zu sehen, wie man sie dort aufnehmen werde, während zugleich daran erinnert wurde, daß Preußen, da es bereits mehr als die Hälfte der rück-

*) Max Duncker, Preußen während der französischen Occupation, 685.

ständigen Contribution gezahlt habe, selbst nach dem letzten Vertrag vom 8. September 1808 berechtigt sei, die Rückgabe der noch von den Franzosen besetzten Festung Glogau zu verlangen. Napoleon ließ durch seine Minister sagen, es werde nicht zum Kriege mit Rußland kommen, und zeigte sich geneigt auf ein Bündniß mit Preußen einzugehen. Die militairischen Maßregeln aber, die von Seiten Frankreichs in Deutschland getroffen wurden, schienen, eben während dieser Zeit, den Plan anzudeuten, mit dem Napoleon sich in der That beschäftigte: den Plan, sich Preußens durch einen Ueberfall zu versichern. Beunruhigt, wie sie es sein mußte, schien auch die preußische Regierung zu einigen Rüstungen und bereitete sich, ihre Streitkräfte jenseits — im Osten — der Oder zusammenzuziehen. Napoleon ließ gegen diese Rüstungen, die ihm nicht entgangen waren, durch seinen Gesandten in Berlin, sehr ernste — oder derbe — Vorstellungen machen, und das wurde ein Grund mehr, entschiedener auf Unterhandlungen mit Frankreich einzugehen. Man glaubte die militairischen Vorbereitungen unter dem Schutz solcher Unterhandlungen ungestörter fortsetzen zu können.

Der preußische Gesandte zu Paris, General Krusemarck, erhielt demnach (14. Mai 1811) den Auftrag, dem französischen Kaiser ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß anzubieten, für alle Kriege, die den Interessen Preußens nicht fremd seien. Zu gleicher Zeit aber richtete der König Friedrich Wilhelm (am 12. Mai) an den Kaiser Alexander einen ostensiblen Brief, worin er den Frieden und die Herstellung eines guten Einvernehmens mit Frankreich empfahl, und einen vertraulichen, aus dem sehr bestimmt hervorgeht, was mit den Unterhandlungen in Paris beabsichtigt wurde und wie man überhaupt von Seiten Preußens die Lage beurtheilte.

Der König sprach darin von den beruhigenden Eröffnungen, die man in Beziehung auf die Erhaltung des Friedens aus Paris erhalten habe. Er berichtete dann, daß die französische Regierung den Wunsch geäußert habe, mit Preußen in Unterhandlungen über ein Bündniß einzutreten, und daß man sich diesen Unterhandlungen nun — wie wohl zwischen den Zeilen zu lesen ist: nachdem man von Seiten Rußlands gar keine Antwort und Auskunft erhalten habe — nicht mehr entziehen könne. Preußen werde die Rückgabe Glogaus fordern, die Räumung von Stettin und Küstrin in Aussicht nehmen und verlangen, daß die Beschränkung der Streiterzahl des preußischen Heeres aufgehoben werde. Diese Vorschläge sollten als Prüfstein der Absichten Napoleons dienen; sie würden Zeit gewinnen lassen und gestatten die weitere Entwickelung der Ereignisse in größerer Ruhe abzuwarten.

Zugleich gab der König seinem kaiserlichen Freunde noch einmal zu bedenken, daß ein ungünstiger Ausgang seines Krieges mit Frankreich den letzten Rest von Unabhängigkeit in Europa vernichten würde — Rußland aber auf Erfolg nur dann rechnen könne, wenn es durchaus uneigennützig

in diesen großen Kampf eintrete. Der Kaiser möge sich damit begnügen, der Moldau und Walachei eine möglichst große Unabhängigkeit unter der Oberhoheit der Pforte zu verschaffen. Eine Partei im Herzogthum Warschau wolle sich für Rußland erklären: das würde nur dann von Nutzen sein, wenn niemand den Verdacht hegen könne, daß eine Vereinigung Polens mit Rußland beabsichtigt werde. Selbst Preußen würde sich durch diese Vereinigung beunruhigt fühlen. „Stände Oesterreich auf Ihrer Seite, verbänden Sie sich das Herzogthum Warschau dadurch, daß sie dessen Unabhängigkeit zugestehen, wären Ihre Armeen meinen Staaten nahe und im Stande mich zu unterstützen, so würde ich keinen Augenblick schwanken und E. M. würde mich an Ihrer Seite kämpfen sehen; aber so lange weder die eine noch die andere Voraussetzung zutrifft —: wie kann ich die Existenz meines Staates bewahren, ohne mich mit Frankreich zu verbinden? Es hängt nur von Napoleon ab sie zu vernichten, ehe E. M. mir zu Hülfe kommen könnte; und könnten Sie es, nachdem Sie die Vortheile eines wohl combinirten Angriffs zu rechter Zeit aufgegeben hätten?" Der König giebt zu verstehen, daß Rußland den günstigen Augenblick bereits versäumt habe und dringt deshalb auf Erhaltung des Friedens.

Die Unterhandlungen mit Frankreich sollten ernster werden als man zu Berlin wünschte; die Antwort, die Friedrich Wilhelm nun endlich aus Petersburg erhielt, nöthigte Preußen auf der entgegengesetzten Seite, in Frankreich, einen wirklichen Erfolg zu suchen.

Wie das durch das Wesen der Pläne bedingt war, die ihn beschäftigten, seitdem er der Hoffnung auf eine Erhebung Polens, zu Gunsten Rußlands entsagen mußte, antwortete der Kaiser Alexander auf den hauptsächlichsten Inhalt der Briefe des Königs, auf die gewichtigen Worte, in denen ein Bündniß Preußens mit Rußland angeboten wurde, nur dadurch — daß er ganz darüber schwieg! — Weit entfernt den Krieg zu suchen, schrieb der Kaiser (26. und 28. Mai), hege er keinen anderen Wunsch, als den Frieden zu erhalten. Seine militairischen Maßnahmen seien Vorsichtsmaßregeln, die Frankreichs Haltung ihm auferlegt habe. Um jeden Schein der Agression zu meiden, setze er auch den Krieg gegen die Pforte fort, der, rein defensiv geführt, nur ein kleines Truppencorps beschäftige. Das politische Interesse Rußlands verlange gebieterisch die Erhaltung Preußens. Alles, was gegen Preußen geschähe, könne somit nur als feindlich gegen Rußland angesehen werden. Rußland werde es als Kriegserklärung betrachten. Für den Kriegsfall müßten sorgsam die großen Schlachten vermieden und sehr lange Operationslinien für rückgängige Bewegungen, die in verschanzten Lagern endeten, organisirt werden. „Dies System hat Wellington zum Siege verholfen und ich bin entschlossen, es zu befolgen; wenn günstige Umstände, wie der Abfall Polens (!) oder eine Insurrection in Deutschland einträten, so würde man sie gewiß benützen, doch aber sich stets bereit halten, zu diesem System zurückzukehren." „Der

Krieg wird jedoch nur dann statt haben, wenn Napoleon ihn beginnt. Ich will wenigstens den Trost haben, nicht der Angreifer gewesen zu sein. Die Annäherung Englands habe ich abgewiesen und werde es thun, bis der erste Kanonenschuß gefallen ist. Ihre Unterhandlung mit Frankreich, Sire, wird diesen eher beschleunigen als zurückhalten, indem sie Napoleon über Ihre Intentionen beruhigt. Sie würden durch den Anschluß an Frankreich sehr wesentlich zur Vernichtung der Unabhängigkeit Europas in dem letzten Kampf beitragen, der geführt werden kann und, die Erfahrung hat nur zu sehr gelehrt, daß die Fürsten, welche sich in Frankreichs Hand gegeben, ihren Fall nicht erheblich verzögert haben. Die Ueberziehung Preußens durch die Franzosen zu verhindern habe ich Mittel, da die Franzosen von der Elbe und Mecklenburg her die Oder früher erreichen können, als ich vom Niemen her, aber sie würde auch mit Vernichtung der Monarchie nicht gleichbedeutend sein, wenn verschanzte Lager bei Kolberg und Pillau beständen. In Folge der Angriffe, welche die Franzosen auf diese zu richten hätten, würden den russischen Armeen geringere Streitkräfte gegenüberstehen, und diese dadurch in der Lage sein, vorzurücken. Hierdurch würden die Franzosen gezwungen werden, die Belagerungen aufzuheben und meinen Truppen entgegenzugehen, wodurch M. die Möglichkeit erhielte in den Flanken und im Rücken der Franzosen zu operiren, während dann meine Truppen ihre Rückzugsbewegungen wieder aufnehmen würden." *)

Sehr deutlich tritt in diesem Schreiben die Scheu vor der gewaltigen Entscheidung hervor! — Was sollte es heißen, daß Rußland jeden Angriff Napoleons auf Preußen als eine Kriegserklärung ansehen wollte, wenn der Kaiser entschlossen war, den Krieg unter allen Bedingungen vertheidigungsweise, innerhalb der eigenen Grenzen zu führen? — Es war ein Wort ohne Inhalt und Sinn.

Ganz befangen in den vielbesprochenen Plänen, die der ehemalige preußische Offizier und nunmehrige russische General-Lieutenant Phull für ihn ausarbeitete, wollte der Kaiser Alexander Wellingtons Feldzug des jüngst vergangenen Jahres und die Linien von Torres Vedras in Portugal nachahmen. Unter einer „langen Rückzugs-Linie" verstand er eine Linie, die von der Grenze seines Reichs bei Grodno nach Wilna, dem Versammlungspunkt des russischen Heeres, und von dort noch 28 Meilen weiter bis zu einem verschanzten Lager an der Düna zurückführte. Der Krieg sollte mit zwei Armeen geführt werden, von denen die eine vor dem Feinde langsam bis in dieses verschanzte Lager zurückweichen, und ihn in diesem Lager, das ziemlich willkürlich als unangreifbar gedacht wurde, zu unbedingtem Stillstand bringen sollte, während die andere Diversionen

*) Max Duncker a. a. O. 696—697.

Flanke und Rücken des Feindes ausführte, den man auf diese Weise zum Rückzug, und zwar zu einem unheilvollen zu zwingen hoffte.

So waren denn Bündniß mit Preußen und Waffenhülfe abgelehnt. Dennoch aber hätten die russische Regierung und der Kaiser Alexander selbst sehr gerne gesehen, daß Preußen, ohne Bündniß mit Rußland und ohne Beistand von Seiten dieses Reichs, ohne daß Rußland deshalb irgend eine Verpflichtung zu übernehmen brauchte im gegebenen Augenblick, den Kampf auf Tod und Leben mit Frankreich gewagt und unternommen hätte. Der Kaiser selbst widerräth deshalb in dem eben angeführten Brief das Bündniß mit Frankreich und deutet mit hinreichender Bestimmtheit an, wie er sich ein solches Beginnen dachte und was er davon erwartete. Er selbst und seine politischen und strategischen Rathgeber rechneten darauf, daß Napoleon dann jedenfalls einen bedeutenden Theil seiner Streitkräfte verwenden müsse, die preußischen Truppen in ihren verschanzten Lagern an der Seeküste einzuschließen, und daß seine Heeresmacht um so viel schwächer vor den russischen Schanzen an der Düna erscheinen werde.

Wie nun aber, wenn Napoleon die Zeit nicht abwartete, die den Russen gelegen sein mochte, zu der sie bereit sein konnten, und Preußen überfiel, während er fortfuhr mit Rußland friedlich zu unterhandeln? — Oder wie, wenn er einen Theil seiner gewaltigen Heeresmacht zur Abwehr bereit, aber ohne den Angriff zu beginnen, gegen Rußland aufstellte, während er den anderen verwendete, zuerst und vor allem Anderen Preußens Streitkräfte zu vernichten? — Daß Rußland ein solches Unterfangen theoretisch als eine Kriegserklärung ansehen wollte, daß es sich, während ein solcher Kampf jenseits seiner Grenzen geführt wurde, im Kriegszustand mit Frankreich — dachte, und wie beabsichtigt wurde, unthätig auf den Angriff des Feindes wartete: damit war der Sache nicht geholfen. Wie endlich, wenn die Vertheidigung der russischen Armee in ihrem verschanzten Lager, wie das sehr wohl geschehen konnte, sogar überwiegend wahrscheinlich war, mit einer Niederlage endigte, mit einer Katastrophe, wie wir Jüngeren sie bei Sedan gesehen haben, wenn Rußland sich dann durch einen schnell für sich allein geschlossenen Frieden rettete und Preußen, gegen das es keine Verpflichtungen übernommen hätte, seinem Schicksal überließ?

Das waren Dinge, auf die ein König von Preußen sich nicht einlassen konnte!

Je weniger auf einen Beistand Rußlands zu rechnen war, desto lebhafter mußte in Berlin der Wunsch rege werden, den Frieden erhalten zu sehen und mit Frankreich ein Abkommen zu treffen, durch das man sich gesichert glauben durfte. Napoleon schien zum Bündniß geneigt, suchte aber Preußen hinzuhalten ohne Entscheidung, vermehrte seine Streitkräfte in Deutschland, und hieß die Polen im Herzogthum Warschau, Sachsen und Westphalen in Deutschland sich rüsten. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, sich erst dann auszusprechen, wenn er in der Lage sei,

Preußen entweder in ganz kurzer Zeit erdrücken oder ihm die Bedingungen eines Bündnisses vorschreiben zu können, ohne daß von einer Widerrede oder Unterhandlungen die Rede sein durfte. Dem einen der preußischen Diplomaten zu Paris — Hatzfeld nämlich — sagte der Herzog von Bassano (Maret), Napoleons neuer Minister der auswärtigen Angelegenheiten: der Kaiser könne sich über das Bündniß nicht aussprechen, um dem Petersburger Hof keinen Anstoß zu geben; dem anderen — Krusemarck — man könne auf das Bündniß nicht eingehen, so lange die Verhältnisse mit Rußland nicht entschieden seien. In Petersburg dagegen wurden die Rüstungen Preußens als Grund der französischen angeführt. Die Rückgabe Glogaus wurde von Seiten der französischen Regierung verweigert: nicht daß sie irgend einen Rechtsgrund angeführt hätte, den Vertrag vom 8. September 1808 in dieser Beziehung nicht zu erfüllen; es hieß nur, der gegenwärtige Augenblick sei dazu nicht geeignet.

Die preußischen Patrioten, denen sich nunmehr auch der Kanzler Hardenberg anschloß, wendeten sich zu erneuerten Versuchen den Kaiser von Rußland zu einem kühnen und energischen Entschluß zu bewegen, dazu, daß er den Kriegsschauplatz an die Elbe verlegte, anstatt den Angriff in Litthauen abzuwarten. Der König Friedrich Wilhelm übersendete dem Kaiser Alexander durch Schöler eine von Scharnhorst ausgearbeite Denkschrift und schrieb ihm dabei (16. Juli) von neuem persönlich, indem er ihn gewissermaßen beim Wort zu nehmen suchte. Er ging nämlich von der Annahme aus, daß die Worte des Kaisers, er werde jeden Angriff Napoleons auf Preußen als eine Kriegserklärung ansehen, eine wirkliche Bedeutung und einen wirklichen Inhalt hätten. Er erinnert daran, daß er schon von der Nothwendigkeit gesprochen habe, Preußen wirklich beizustehen, und ihm die Mittel zu bewahren sich Rußland thatsächlich anschließen zu können, es nicht der traurigen Aussicht zu überlassen, vereinzelt von Napoleons Uebermacht erdrückt zu werden. „Ich gestatte mir zu bemerken, daß nicht Preußen allein ein kraftvolles System beansprucht, welches ihre Stütze bietet und Gewähr leistet, sondern daß dies auch die mächtigen Mittel, welche wir in dem Geiste, der fast überall in Deutschland herrsche, finden können, verlangen, um einen vielleicht entscheidenden Erfolg herbeizuführen, und ich bemerke, daß nichts besser Oesterreich auf unseren Standpunkt herüberziehen würde, als ein System dieser Art." — Für den Augenblick sei das Wesentliche sich über die Vorbereitungen und den Operationsplan zu verständigen. Scharnhorsts Denkschrift werde, wie der König glaube, der Aufmerksamkeit würdig erscheinen. Die erwähnte Verständigung könnte vielleicht am besten erreicht werden, wenn, im tiefsten Geheimniß eine Zusammenkunft Schölers und Scharnhorsts mit einem Offizier stattfände, der das Vertrauen des Kaisers Alexander hätte.*)

*) Max Duncker a. a. O. 701—702.

Unter dem Vorwand einer Festungs-Inspection in Ostpreußen machte sich bald darauf General Scharnhorst nach Petersburg auf den Weg.

Die Unterhandlungen Rußlands mit Frankreich blieben inzwischen immer auf demselben Punkt; sie bestanden wesentlich darin, daß von beiden Seiten immer dieselben Forderungen und Klagen erhoben wurden, auf die immer wieder von neuem ausweichende oder ablehnende Antworten erfolgten. Napoleon verlangte, daß in den russischen Seeplätzen auch der Handel der Neutralen ausgeschlossen werde; daß Rußland den Zolltarif von Trianon annehme; daß man sich bei der dem Herzog von Oldenburg gebotenen Entschädigung abschließend beruhige. Der Kaiser Alexander wollte über Polen in der mit Caulaincourt verabredeten Weise beruhigt sein, und verlangte eine vollständige Entschädigung für den Herzog von Oldenburg —: daß man nicht seine Wiedereinsetzung im angestammten Lande forderte, wie Recht und Ehre geboten, gehört auch zu den Dingen, in denen sich die Scheu vor dem unwiderruflichen Bruch verräth. So zogen sich diese Unterhandlungen hin, blos weil der Kaiser Alexander um keinen Preis als der angreifende Theil auftreten wollte, Napoleon aber noch einiger Zeit bedurfte, um seine kolossalen Rüstungen zu vollenden.

Daß der Kaiser Alexander zweimal seinen Flügel-Adjutanten, den Garde-Rittmeister Czernyschew mit eigenhändigen Briefen an Napoleon nach Paris sendete, konnte unter solchen Bedingungen nicht weiterführen. Der spätere Kriegsminister und Fürst Czernyschew war damals ein ziemlich leerer jüngerer Mann, der sich hauptsächlich dafür ausgab, daß er den Damen sehr gefährlich sei. Nach seinen Berichten redete ihm Napoleon sehr viel vor, wie er in solchen Fällen pflegte — sich beschwerend, als geschehe ihm großes Unrecht, drohend, prahlend mit seiner gewaltigen Macht — dann wieder einlenkend, indem er seiner persönlichen Freundschaft für den Kaiser Alexander gedachte und seine Friedensliebe versicherte —: stets aber ohne festen Zusammenhang und ohne festen Kern von Inhalt; ohne zu irgend einem bestimmten Vorschlag zu kommen. Es war am Ende gar nichts aus so vielen Worten zu entnehmen, als daß man eben einfach Napoleons Willen thun müsse, ohne viel zu fragen, wie weit er gehen werde. So ist denn im Einzelnen dieser Gespräche Napoleons mit einem ihm so wenig ebenbürtigen Sendboten nichts beachtenswerth, als daß Czernyschew (im April 1811) die Gelegenheit wahrnahm, eine sublime Idee des Kanzlers Rumäntzow zur Sprache zu bringen, die für die Ansichten dieses russischen Staatsmannes und für die Tragweite seines Geistes bezeichnend ist.

Rumäntzow blieb nämlich — so ziemlich allein in ganz Rußland — einmal und für immer bei dem Gedanken stehen, daß man das Bündniß mit Frankreich unter allen Bedingungen und um jeden Preis aufrecht erhalten müsse, um sich auf Kosten der Türkei zu vergrößern und mit Napoleon in die Zwingherrschaft über Europa zu theilen. Er war sogar

dafür, daß Rußland zu solchem Ende selbst den Zolltarif von Trianon annehme und seine Seehäfen den Neutralen verschließe; er wollte sogar nicht einsehen, warum Rußland nicht so gut wie etwa Mecklenburg französische Zollwächter in seine Handelsstädte aufnehmen und es denen überlassen solle, den Gang des Handels nach dem Willen Napoleons zu überwachen.

Da Napoleon äußerte, die Angelegenheiten seien durch Czernyschews Sendung um nichts gefördert, erwiderte dieser: er kenne die Absichten seines Kaisers nicht, was aber einen neuen Vertrag betreffe, dessen Napoleon als wünschenswerth erwähne und in den er die oldenburgische und die polnische Angelegenheit so gut wie einen neuen Handelsvertrag aufzunehmen wünsche, so habe er, Czernyschew, den Kanzler Rumäntzow sagen hören: „man brauche nur die oldenburgische und die polnische Frage zusammen in einen Sack zu thun, sie durcheinander zu mengen und dann in solcher Gestalt herauszuschütteln, um das aufrichtigste und sicherste Bündniß zwischen Rußland und Frankreich festzustellen — den Engländern und selbst den Deutschen zum Verdruß."

Dabei fuhr Napoleon in gewaltigem Zorn auf: „Nein! das Herzogthum Warschau hingeben für Oldenburg! — das wäre das Aeußerste von Thorheit! — Was würden die Polen von uns denken, wenn wir ihnen nur einen Fuß breit ihres Landes abtreten, während Rußland uns droht! — Er ging sogar so weit, zu drohen, wenn es zum Kriege komme, wenn er Sieger bleibe, werde er Rußland sein jetziges Gebahren bereuen machen. Rußland werde dann nicht allein alle seine ehemals polnischen Provinzen, sondern auch die Krimm verlieren. Und dann lenkte er doch wieder ein, erbot sich den Herzog von Oldenburg zu entschädigen — ohne zu sagen womit — und erklärte sich bereit eine neue Convention in Beziehung auf Polen zu unterzeichnen: „vorausgesetzt, daß sie nichts enthalte, das gegen seine Ehre sei."

Es war doch nicht ganz so leicht, sich mit Napoleon zu verständigen, wie Rumäntzow meinte! Doch machte auch der russische Botschafter in Paris, Fürst Kurakin, einen vergeblichen Versuch, für den Herzog von Oldenburg einen Theil des Herzogthums Warschau zu erhalten, für den der König von Sachsen durch Erfurt entschädigt werden sollte. Rumäntzow war es, der diese Schritte veranlaßt hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach ohne daß der Kaiser Alexander, der in Beziehung auf Polen so ganz andere Pläne hatte, darum wußte.*)

An dem großen Festtage des napoleonischen Hofs, dem 15. August, Geburtstag des Kaisers, der das ganze diplomatische Corps und die officielle vornehme Welt zu einer sogenannten Cour in dem Tuilerienpalast zusammenführte, richtete Napoleon laut und vernehmlich an den Fürsten eine seiner bekannten heftigen und theilweise mehr als heftigen langen Reden, von der Thiers, wie das seine Art ist, eine verschönernd gefälschte

*) Bogdanowitsch III. 109—118.

Version bekannt gemacht hat. Leider hat Bogdanowitsch nicht einfach Kurakins eigenen Bericht mitgetheilt. Es scheint, daß dieser etwas summarisch gehalten war, auch mag er wohl Einzelnes gemildert, vielleicht mit Stillschweigen übergangen haben, und so stützt sich denn Bogdanowitsch in seiner Darstellung zum Theil auf den Bericht des hier wie in den meisten Fällen ganz unzuverlässigen Thiers, und wir vermögen nicht zu unterscheiden, was in seiner Erzählung der Depesche Kurakins, was lediglich dem Zeugniß des französischen Schriftstellers entnommen ist. In dieser Ungewißheit müssen wir uns vorzugsweise an den Bericht des österreichischen Botschafters, Fürsten Schwarzenberg, halten, den noch dazu Napoleon und sein Minister Maret durchgesehen hatten, so daß er jedenfalls die Aeußerungen wiedergiebt, zu denen Napoleon sich förmlich bekannte, die er vor ganz Europa vertreten wollte. Diesem Bericht zufolge waren seine Worte:

„Ich begreife Euer Verfahren nicht; entweder habt Ihr Hintergedanken (arrière-pensées) oder Euer Gouvernement hat den Kopf verloren und macht es wie der Hase, der Blei in den Kopf bekommen hat; er läuft ohne zu wissen wo er sich stoßen wird. Wenn zwei Edelleute sich streiten, wenn z. B. einer dem anderen eine Ohrfeige giebt, so schlagen sie sich und versöhnen sich nachher. Die Regierungen müssen es eben so machen, entweder Krieg oder Frieden. Vor allem handelt es sich darum, sich zu erklären. Wenn man dies gewollt und verlangt hätte, so hätte ich gesagt: zieht Eure Truppen zurück, ich werde die meinigen zurückziehen. Warum den Continent allarmiren, warum nicht lieber mit mir unterhandeln? Ich bin nicht dumm genug, um zu glauben, daß Ihr Euch um Oldenburg kümmert; ich sehe klar, daß es sich um Polen handelt. Ihr schreibt mir Kriegsprojecte zu Gunsten Polens zu und ich fange an zu glauben, daß Ihr es seid, die sich Polens bemächtigen wollen, indem Ihr Euch vielleicht einbildet, das sei das einzige Mittel, Eure Grenzen an dieser Seite zu sichern. Daraus wird nichts. Ihr werdet es nicht haben und wenn Ihr auf dem Montmartre oder in der Nähe lagertet. Ich erkläre Euch, daß ich den Krieg nicht will und daß ich ihn Euch, wenn Ihr mich nicht angreift, in diesem Jahr nicht machen werde. Ich habe keine Neigung Krieg im Norden zu führen, aber wenn diese Krisis bis zum November nicht vorüber ist, hebe ich 120,000 Mann aus. Ich werde zwei, drei Jahre so fortfahren, und wenn ich sehe, daß dies System lästiger ist als der Krieg, werde ich ihn führen. Ihr werdet den ganzen Continent gegen Euch haben. Oesterreich wird niemals vergessen, daß ihm Rußland 400,000 Seelen in Galizien geraubt, Preußen wird sich immer erinnern, daß Kaiser Alexander, „sein guter Bundesgenosse", sich des Kreises Bialystock beim Frieden von Tilsit bemächtigte. Ihr werdet alle Euere polnischen Provinzen verlieren. Sprecht offen mit mir, wie ich es liebe und wie ich verfahre. Ich habe die Garnison von Danzig verstärkt und Euch vertraulich erklärt, daß es wegen Euerer Rüstungen geschähe. Der König

von Sachsen hat seine Truppen bei Mühlberg versammelt, um, wenn es nöthig ist, denen zu helfen, die er im Herzogthum Warschau hat. Ich habe bis jetzt nicht mehr als 50,000 Mann in Norddeutschland. Verlangt eine Entschädigung für den Herzog von Oldenburg, aber nicht 100,000 Seelen für 50,000 und verlangt nichts von Polen. Ich werde Euch kein Dorf, keine Mühle dieses Landes geben. Danzig, das Ihr vielleicht gewünscht hättet, würde ich wohl gegeben haben, wenn man es, den weißen Stab in der Hand, verlangt hätte. Ich denke nicht daran Polen herzustellen, das Interesse meiner Völker ist an dieses Land nicht gebunden. Aber wenn Ihr mich zum Kriege zwingt, werde ich mich sicherlich Polens als eines Mittels gegen Euch bedienen. Noch ist es Zeit allem diesem Unheil zuvorzukommen. Noch einmal, die Fürsten von Oldenburg sollen eine Entschädigung haben und was Eueren Protest wegen Oldenburg betrifft, so muß das zu treffende Abkommen meine Satisfaction dafür in sich fassen."*)

Wie überall in den Aeußerungen Napoleons, tritt auch in dieser Droh- und Strafrede wieder sehr scharf und bestimmt hervor, daß er Geschöpf und Erbe der Revolution von 1789, immerdar bedacht ist, einen Staat lediglich als den Landbesitz des herrschenden Hauses aufzufassen. Fast unvorsichtig verrieth er diesmal, warum er in den Friedensschlüssen von Tilsit und Schönbrunn Rußland durch den Bialystocker und Tarnopoler Kreis vergrößert hatte. Die Polen hätten sich merken können, daß er sie nur als „Mittel" zu verwenden dachte, daß er zwar wohl Rußland mit dem Verlust seiner polnischen Provinzen bedrohte, doch aber selbst im Lauf einer solchen heftigen Rede sich nicht dazu hinreißen ließ, einer Herstellung Polens in bestimmterer Weise zu gedenken.

In den preußischen Regierungskreisen glaubte man die herrschende Spannung durch diese Rede auf das höchste gesteigert, den unmittelbaren Ausbruch des Krieges unvermeidlich, und da man auf eine Waffenhülfe Rußlands zum Kampf an der Elbe und Oder nicht rechnen durfte, da man überhaupt nach der Art wie die Kriegführung in Rußland eingeleitet wurde, jede Unterstützung der russischen Macht durch Verbündete unmöglich gemacht sah, und einen unglücklichen Erfolg des Krieges befürchtete, war man nichts weniger als erfreut durch diese Wendung der Dinge. Die Rüstungen Preußens wurden und zwar ganz offen betrieben, die französische Regierung sogar ausdrücklich davon benachrichtigt, zugleich aber wendete Friedrich Wilhelm von Preußen sich wieder (27. Aug.) in einem persönlichen Brief an den Kaiser Alexander, um dringend zum Frieden zu rathen, da die Ungunst der Verhältnisse für den Augenblick einen Erfolg im Kriege nicht hoffen lasse.

Doch, was man in Berlin fürchtete geschah nicht. Der Kaiser

*) Max Duncker a. a. O. 706—707.

Alexander hob den Handschuh nicht auf, den ihm Napoleon in so drohender Weise hingeworfen hatte. Da er nicht angegriffen wurde, hätte er zum Angriff übergehen, mit seiner Heeresmacht an die Weichsel und weiter nach Deutschland vorrücken müssen, wenn er den Kampf sofort aufnehmen wollte, und das lag nicht in seinen Plänen. Da er durchaus unschuldig sein wollte an dem jedenfalls unvermeidlichen Krieg, vermied er sogar sorgfältig den Kampf etwa durch eine ebenfalls drohende oder strenge Sprache herauszufordern. Er zog es vor, sich ausschließlich an die Möglichkeiten einer friedlichen Lösung zu halten, die Napoleon doch auch in seiner Strafrede voraussetzte und erwähnte. So erhielt denn Kurakin auf seinen Bericht eine durchaus friedliche Antwort, die Rumänzow ohne Zweifel mit großer Befriedigung entworfen und der Kaiser Alexander hin und wieder eigenhändig verbessert hatte. Sie zeigte nicht, wie Napoleons Rede, neben dem Wunsch nach Frieden, auch die Möglichkeit eines Krieges, sie enthielt kein Entweder — Oder, und bewegte sich, ohne den eigenen Standpunkt aufzugeben, durchaus in solchen Wendungen, daß jede Berufung auf die Waffen außerhalb alles Denkbaren zu liegen schien.

Der Kaiser habe, schrieb (25. Sept./7. Octbr. 1811) Rumänzow dem Fürsten Kurakin, den Bericht über den Auftritt an Napoleons Geburtstag gelesen und nichts darin gefunden, das ihn bestimmen könnte von seinen politischen Grundsätzen abzuweichen oder seinem Gesandten zu Paris veränderte Befehle zu geben. Fest in dem Bündniß mit Frankreich, weil er dessen Vortheile für das eigene Reich wie für das allgemeine Wohl zu schätzen wisse, hege der Kaiser keinen anderen Wunsch, als dieses Bündniß zu erhalten und Alles zu beseitigen, wodurch es gelockert werden könnte. (Sa Majesté leur a donné une juste attention — den Berichten — et n'y a rien trouvé qui dût La porter à la moindre dérivation de Ses principes politiques, ni motiver un changement quelconque dans les ordres qu'Elle vous avait donné précédemment, ni dans les déterminations qu'Elle a jugé devoir prendre jusqu'ici. Ferme dans Son alliance avec la France, parce qu'Elle sait apprécier toute l'utilité qui en résulte pour Son Empire comme pour le bien général, Sa Majesté Impériale n'a d'autre voeu que celui de conserver cette même alliance et d'écarter tout ce qui en peut relâcher les liens.)

Nur ganz obenhin erlaubt sich der Kaiser einen Vorbehalt anzudeuten, indem er versichert, dieser Gesinnung gegen Frankreich unwandelbar treu zu bleiben, so lange er eine gerechte Erwiderung derselben erfahre (tant qu'Elle trouvera une juste réciprocité dans la conduite de cette puissance) — und er weiß dann auch den Vortheil der abwartenden diplomatischen Stellung zu wahren, indem er sich bereit erklärt, jeden Vorschlag anzuhören, den der Kaiser, sein Verbündeter, ihm machen werde, um die Gegenstände der Erörterung (les objets de discussion) zu beseitigen, die sich zwischen den beiden Höfen ergeben hätten.

Jede Absicht auf Warschau wurde mit einer Bestimmtheit verleugnet, die zu beweisen scheint, daß er das Geheimniß seines Briefwechsels mit Adam Georg Czartoryski sehr treu bewahrt glaubte und um Rumänzows schlecht berechnete Aeußerungen und Feinheiten nicht wußte. Der Kaiser will nicht begreifen können, was zu einer solchen Voraussetzung Veranlassung gegeben haben könnte; und befiehlt, auf das bestimmteste zu erklären, daß er weder auf Danzig noch auf irgend einen Theil des Herzogthums Warschau irgend welche Absichten habe, und durchaus nicht den Wunsch hege sie zu besitzen (qu'Elle ne forme aucune vue quelconque ni sur Danzig, ni sur aucune partie du duché de Varsovie, et qu'Elle n'a nul désir de les posséder). Zufrieden mit der Größe und der Macht des Reichs, das ihm die Vorsehung anvertraut habe, verlange er nicht nach dem Gut Anderer u. s. w.

Zum Schluß wurden die Rüstungen Rußlands nicht sowohl als unbedeutend dargestellt, als vielmehr ganz abgeleugnet. Die Rekruten-Aushebungen genügten eben nur den Abgang der russischen Armee zu ersetzen. Daß Napoleon in beleidigender und drohender Weise Genugthuung für den russischen Protest in der Oldenburger Angelegenheit gefordert hatte, wurde ganz mit Stillschweigen übergangen.

Dieses Schreiben war natürlich bestimmt der französischen Regierung als sogenannte Verbal-Note mitgetheilt zu werden, und die diplomatische Gewandtheit, mit der es abgefaßt ist, verdient alle Anerkennung. Der augenblickliche Bruch war vermieden, ohne daß Rußland etwas von seinen Forderungen aufgegeben hätte.

Napoleon hatte den preußischen Staatsmännern zwar fortwährend von einem Bündniß Frankreichs mit Preußen sprechen lassen, aber stets nur in allgemeinen hinhaltenden Worten. Er hatte sich dagegen sehr ungehalten über die preußischen Rüstungen geäußert und deren Einstellung gefordert, und da er auch in Petersburg Beschwerde führen ließ, diese Rüstungen dort für die Veranlassung der eigenen ausgab, hatte auch der Kaiser Alexander (15. Sept.) durch den preußischen Gesandten in Petersburg dringend gerathen, sich allen Forderungen Frankreichs zu fügen. Daß er kurz vorher (26. Aug.) dem König von neuem brieflich versichert hatte, jeder Angriff auf Preußen werde von seiner Seite als eine Kriegserklärung angesehen werden, wollte wenig bedeuten, da wieder kein bestimmtes Versprechen einer That hinzugefügt war. Dennoch machte Preußen noch einen Versuch sich dem Bündniß mit Napoleon zu entziehen, als der französische Gesandte zu Berlin, St. Marsan, erklärte, daß er nach Einstellung der preußischen Rüstungen bestimmte Weisungen erhalten werde darüber zu unterhandlen. Noch wußte man nämlich in Berlin nicht, daß der Kaiser Alexander der Herausforderung Napoleons auch diesmal ausweichen wolle, und man hoffte, Scharnhorst werde ihn zu einem entschlossenen Zug an die Oder und Elbe bestimmen. Die Lage war aber schwieriger

als je zuvor; denn so lange man nicht eines wirklichen, verpflichtenden Bündnisses mit Rußland gewiß war, durfte man den Krieg doch auch nicht dadurch vorzeitig herausfordern, daß man das Bündniß Frankreichs einfach ablehnte.

Auf Mittel sinnend einem unerwünschten Entschluß zu entgehen, kam der König Friedrich Wilhelm auf den Gedanken, Rußland möge, sobald die Unterhandlungen in Berlin begonnen wären, erklären, daß es den Abschluß eines Bündnisses zwischen Frankreich und Preußen als gegen seine Sicherheit gerichtet, mithin als einen Act der Feindseligkeit betrachten müsse. Durch eine russische an die preußische Regierung gerichtete Note sollte der Rücktritt Preußens aus der peinlichen Unterhandlung erleichtert werden. Hardenberg wendete sich sofort (4. October) mit diesem Anliegen nach Petersburg.

Die Antworten, die der König und sein Minister in den letzten Tagen des October aus der Hauptstadt des russischen Reichs erhielten, waren nicht ermuthigend. Zuerst traf eine Antwort Alexanders auf das letzte Schreiben des Königs (vom 27. August) ein. Alexander ließ der preußischen Regierung durch seinen Gesandten, den Grafen Lieven, die Verbal-Note mittheilen, die eine so eigenthümliche Art von Befriedigung über Napoleons Rede aussprach, und erklärte zugleich: er wolle den Krieg nicht; er habe Alles gethan ihn zu vermeiden und werde auf diesem Wege beharren, so lange seine oder des Königs Staaten nicht angegriffen würden. Er habe den Vertrag mit Frankreich nicht gebrochen und von Frankreich nichts zu verlangen, als daß die Integrität dieses Vertrags wieder hergestellt werde. Der Vereinbarung, welche Preußen und Rußland noch enger verbinden solle, habe er eine streng defensive Basis geben zu müssen geglaubt.

Alexander mißbilligte sogar ausdrücklich die Rüstungen, die Preußen vorgenommen hatte, als den Frieden gefährdend, indem er hinzufügte: „E. M. will ich nicht verbergen, daß ich bei der Nachricht von dem Beginn der Werke bei Spandau und von der Declaration, die Sie nothwendig gefunden haben, Frankreich über Ihre Rüstungen zu machen, sogleich geglaubt habe, daß man auf einen derartigen Schritt seitens dieser Macht gefaßt sein müsse, und dieser konnte nur die Folgen haben, welche eingetreten sind."

Indessen fügte doch der Schluß beruhigend hinzu: „Aber E. M. mag überzeugt sein, daß, auch bevor unsere Vereinbarung geschlossen ist, jede Feindseligkeit gegen Ihren Staat als eine Kriegserklärung gegen Rußland betrachtet werden wird, und daß die Waffen erst nach gemeinsamem Uebereinkommen werden niedergelegt werden. Dies Schreiben ist ebenso verbindlich wie die Vereinbarung, an welcher wir arbeiten."

Wenige Tage später erhielt dann auch Hardenberg eine Antwort des Kanzlers Rumäntzow. Sie enthielt den Entwurf zu einem Vertrag und den Entwurf zu einer Note, welche die russische Regierung dem Wunsch

des Königs gemäß an die preußische zu richten bereit sei. Es zeigte sich aber sofort, daß der bis zur Schüchternheit vorsichtig gehaltene Inhalt dieser Note weder dem Entwurf Hardenbergs, noch den Wünschen Preußens, noch der Lage der Dinge entsprach und zu gar nichts helfen konnte. Die russische Regierung beschränkte sich in dieser Note darauf, die preußische zu ersuchen, in einem ihr fremden Streit nicht Partei zu nehmen, nichts zu übereilen und beiden Kaisern gleiche Freundschaft zu bewahren. Erklärend fügte der Kanzler Rumäntzow hinzu, der Kaiser Alexander sei der Meinung, daß jeder Schein eines Einverständnisses zwischen Rußland und Preußen vermieden werden müsse.

Wenn nichts weiter erfolgte, war durch dergleichen nicht die Nothwendigkeit und mithin nicht die Möglichkeit gegeben die Unterhandlungen mit Frankreich abzubrechen.

Nach dem Vertrags-Entwurf verpflichteten sich beide Mächte, Alles zur Erhaltung des Friedens aufzubieten; sollte aber die eine oder die andere, oder sollten beide von Napoleon oder seinen Bundesgenossen angegriffen werden, so versprechen sich der König und der Kaiser gegenseitig einander mit allen ihren Streitkräften zu Hülfe zu kommen und die Waffen nur gemeinsam niederzulegen.

Wie aus den Andeutungen Rumäntzows hervorgeht, sollte dieser Vertrag geheim gehalten werden; dann aber gewährte er an sich keinerlei Schutz und das konnte die Sache bedenklich machen. Der Vertrag schützte natürlich Preußen nicht vor einem Angriff Frankreichs, wenn Napoleon gar nicht wußte, daß ein Angriff auf Preußen ein Krieg mit Rußland sei. Doch, da Schöler zu gleicher Zeit aus Petersburg meldete, daß es dem General Scharnhorst gelungen sei eine Militair-Convention mit Rußland abzuschließen, wollte man in Berlin noch immer das Beste hoffen. Für Rußland hätte der Vertrag unter allen Bedingungen den Werth gehabt, daß er Preußen dem französischen Bündniß fern hielt und einen Theil der französischen Heeresmacht auf Preußen ablenkte —: welchen Werth er für Preußen haben konnte, ob Preußen sich überhaupt darauf einlassen, darauf hin die Unterhandlungen mit Frankreich abbrechen und den Krieg herausfordern konnte, das hing ganz von dem Inhalt der Militair-Convention ab; von den bestimmten Verpflichtungen, die Rußland darin übernahm.

Am 3. November traf Scharnhorst, aus Petersburg zurückgekehrt, in der Nähe von Berlin ein und er brachte die vollständigste Enttäuschung.

Er hatte am 4. October die erste Audienz bei dem Kaiser Alexander gehabt, der ihm vor Allem sagte, daß er den Krieg vermeiden wolle so lange wie möglich. Der Krieg sei unvermeidlich und werde über die Erhaltung Rußlands entscheiden, eben deshalb müsse er mit großer Vorsicht verfahren. „Hiermit," bemerkt Scharnhorst, „schien der Kaiser zu sagen, daß er mehr auf eigenes als auf fremdes Interesse zu sehen habe." (Und

igegen war gewiß nichts einzuwenden, sofern nur die Ansicht von dem eigenen nteresse eine richtige war.) — Scharnhorst führte aus, daß es nur Ein ittel gebe Preußen demMachtgebot Napoleons zu entziehen, und dieses sei, aß Rußland erkläre, seine Armeen nur eben so weit vom Niemen und ug entfernt halten zu wollen, als Napoleon die seinigen von der Elbe. er Kaiser schien diese Idee zu billigen, nicht aber was nach Scharnhorsts nsicht geschehen mußte, im Fall es nicht gelang ein solches Abkommen it Frankreich zu treffen. Da die preußischen Truppen, ohne Unterstützung lassen, sofort vor der französischen Uebermacht nach Neisse, Kolberg und önigsberg zurückweichen mußten, war es dann, wie Scharnhorst meinte, othwendig, daß Rußlands Heere, sowie Napoleon die seinigen in Mecklenrg und an der Elbe verstärkte, bis dicht an die Grenze, nach Georgenrg, litthauisch Bresc, und Bialystock vorrückten, damit sie schnell die Weichsel erreichen und wenigstens Ostpreußen vor einer feindlichen Invasion n Danzig und Warschau her bewahren konnten. Alle Abtheilungen der ssischen Armee mußten angewiesen sein sofort, ohne erst Befehle aus etersburg zu erwarten, an die Weichsel zu eilen, sobald sie von Berlin s benachrichtigt wurden, daß die französische Invasion begonnen habe.

Das waren Vorschläge, die der Kaiser, wie es scheint, sogar mit niger Empfindlichkeit ablehnte. Dergleichen Bestimmungen dienten zu ichts, äußerte er; das werde sich von selbst finden, wenn man erst so eit wäre; auch hätten diese Vorschläge seinen Beifall nicht. Und nun tzte er auseinander, wie das russische Heer auf der Linie von Riga bis insk und die dortige Region unwegsamer Sümpfe aufgestellt sei: man erde, vorkommenden Falls, mit zwei Armeen vorgehen, nach Rastenburg t Ostpreußen und in der Richtung auf Warschau. — Sollte das etwa s Anfang eines entschiedenen Angriffs geschehen, um den inzwischen in ren verschanzten Lagern am Meer, bei Kolberg und Königsberg eingeschlossenen Preußen Entsatz zu bringen? — Keineswegs! Weiter als die enigen Meilen bis Rastenburg sollte der kühne Zug nicht gehen. — Die rmee, gegen welche sich der Feind wendet, weicht ihm rückwärts aus, e andere operirt in seine Flanke; nur wenn man sich dem Feinde in berlegener Zahl gegenüber sieht, wird eine Schlacht angenommen; ergiebt ch eine solche günstige Gelegenheit nicht, so weicht die angegriffene Armee rück in ihr verschanztes Lager —: es war der Operationsplan Phulls, n der Kaiser noch einmal vortrug.

Da Scharnhorst die Lage hervorhob, in die Preußen gerathen mußte, enn dieser Operationsplan befolgt wurde, „erhielten, wie er sagt, verschiedene Punkte eine für Preußens Interessen günstigere Auslegung." och kann das nicht von irgend bedeutender Tragweite gewesen sein, denn ergab sich weiter nichts daraus.

Scharnhorst suchte darauf in einer dem Kaiser übersendeten Denkschrift die Schwächen und Mängel des Phullschen Operationsplanes nach-

zuweisen. Er machte darauf aufmerksam, daß Napoleon auch seinerseits einer jeden der beiden russischen Armeen, die dieser Plan voraussetzte, eine besondere Heeresmacht entgegenstellen, gegen beide zugleich vorgehen und sie so weit auseinander drängen könne, daß ineinandergreifende, einander unterstützende Operationen beider vollkommen unmöglich würden. Ohne Schlacht im Besitz Preußens und seiner Hülfsquellen wäre dann Napoleon in der Lage, Polen bis tief in Rußland hinein zu revolutioniren und zu bewaffnen, und hätte zugleich volle Freiheit, Preußens Streitkräfte (man konnte hinzusetzen: wenn sie dann überhaupt noch existirten) in ihren verschanzten Lagern eingeschlossen zu halten und auszuhungern. Diese Streitkräfte, diese Lager und Preußens Festungen, könnten überhaupt nur mit Erfolg wirken, wenn das russische Heer bis zur Weichsel und Oder vorginge und Napoleon dort ihm und den Preußen zugleich begegnete.

Auch diese Vorstellungen blieben vergeblich. Der Kaiser las in einer zweiten und letzten Audienz (am 10. October) dem General Scharnhorst und dem Gesandten Schöler den ganz allgemein gehaltenen Vertrags-Entwurf vor, den Rumäntzow eben dem Kanzler Hardenberg zugesendet hatte — und es scheint, daß der Kaiser allen weiteren militärischen Erörterungen ausweichen wollte, denn da Schöler mit der Bemerkung hervortrat, daß die militärischen Anordnungen und die Vereinbarung darüber in den Augen des Königs die Hauptsache seien, erklärte Alexander, die politische Uebereinkunft (die noch nicht geschlossen war) müsse die Grundlage der militärischen werden.

Solcher Zurückhaltung gegenüber fühlte sich Scharnhorst, wie wir sehen, veranlaßt, bestimmter hervortreten zu lassen, was nothwendiger Weise geschehen mußte, wenn Rußland entschieden keine militärischen Verpflichtungen gegen Preußen übernehmen wollte. Er erwähnte nun, daß der König von Preußen sich für verlassen halten müsse, wenn er die Ueberzeugung gewänne, daß Rußland vorzugsweise (sollte heißen ausschließlich) auf die Vertheidigung der eigenen Grenzen bedacht sei und was diese verzweifelte Lage veranlassen könne zu thun, sei unberechenbar. Er verwies noch einmal darauf, welche Bedeutung Preußens Streitkräfte haben könnten, wenn der Krieg an der Weichsel und Oder geführt werde; darauf, daß dann ganz Norddeutschland und selbst England Antheil an dem Kampf nehmen würden. Im entgegengesetzten Fall würde Preußen gezwungen, der französischen Armee alles, dessen sie bedürfe, leichter und schneller liefern, als das eigene Heimatland, die Streitmittel Preußens gegen Rußland gewendet werden, ganz Polen außerhalb und innerhalb der russischen Grenzen Napoleon verstärken, die Ottomanische Pforte den Krieg mit erneuter Energie wieder aufnehmen, und vielleicht auch Oesterreich sich gegen Rußland erklären.

Scharnhorst glaubte mit großer Mühe etwas erlangt zu haben, als der Kaiser endlich darein willigte, daß eine Militär-Convention geschlossen werde,

über deren Inhalt sich eben Scharnhorst mit dem Kriegsminister Barclay de Tolly verständigen sollte, aber auch dieses Zugeständniß erwies sich als Schein ohne Wesen, als es zur Sache kam, und war wohl von Seiten des Kaisers nur gemacht, um sich für seine Person weiteren Erörterungen zu entziehen.

In den Unterhandlungen mit Barclay kam Scharnhorst nicht weiter als dahin, daß festgestellt wurde, sobald der Krieg unvermeidlich geworden sei, solle sich die russische Armee so schnell wie möglich in Marsch setzen, und, „wenn es sein kann", die Weichsel zu erreichen suchen. Die scheinbare Zusage war schon durch das bedingende „wenn es sein kann" wieder in nichts aufgelöst, noch vollständiger aber durch das was weiter folgte. Da hieß es, daß über eigentliche Operationen nichts Näheres festgestellt werden könne, weil man „den Angriff abwarten wolle" und demnach die Maßregeln des Feindes, nach denen man die eigenen berechnen müsse. Das einzige greifbare, einigermaßen Wesenhafte, das am Ende verabredet werden konnte, war dann auch von der Art, daß man sich wohl aufgefordert fühlen konnte, an dem Ernst der Absicht zu zweifeln.

Es war folgenden Inhalts: da der größte Theil der russischen Armee soweit zurückstehe, daß er die Grenze erst in drei bis vier Wochen nach erhaltenem Befehl erreichen könne, — da selbst die nächsten Divisionen acht Tage brauchen würden, um an die Grenze zu gelangen; — da ferner die Thätigkeit dieser Armee nur gegen Operationen des Feindes an der Weichsel (und, wie sich aus dem Zusammenhang ergiebt, an der mittleren und oberen Weichsel im Herzogthum Warschau) gerichtet sein kann, der Feind aber wahrscheinlich zuerst etwas gegen Königsberg unternehmen werde, willigt der Kaiser von Rußland darein, ein Corps von 12 Bataillonen und 8 Schwadronen (d. h. wenn diese Truppen nach dem Soll-Etat vollzählig waren, so daß ihnen nicht Ein Mann fehlte, von 10,064 Mann) auf dem rechten Flügel seiner Armee dergestalt in Bereitschaft halten zu lassen, daß es binnen fünf Tagen die Grenze bei Tauroggen passiren kann, um Königsberg in Verbindung mit dem (preußischen) Corps des Generals York zu decken. Außerdem wird die russische Marine Vorkehrung treffen, einige bewaffnete Fahrzeuge zur Deckung der Schifffahrt zwischen Memel, Pillau und Kolberg auf das schnellste verwenden zu können.

Gegen wen die Schifffahrt gedeckt werden sollte, fragt man wohl vergebens!

Das konnte man natürlich in Berlin für nichts Anderes halten, als für eine Wendung, in der jede Waffenhülfe abermals verweigert wurde, und der König von Preußen entschied sich (7. Nov.) für den Anschluß an Frankreich, um so mehr, da sich mit Bestimmtheit ergab, daß von Oesterreich gar nichts zu erwarten sei.

Als eine Verweigerung jeder Waffenhülfe wollte auch in der That der Kaiser Alexander seine Aeußerungen verstanden wissen. Er äußerte

einige Wochen später mit vollkommener Offenheit gegen den österreichischen Gesandten an seinem Hof, er wage nichts zu unternehmen, um sich Preußens zu versichern, weil das den Krieg beginnen heiße. Ueberdies sei nur der Theil Preußens, der zwischen der russischen Grenze und der Weichsel liege, für Rußland von Werth. Das Land jenseits der Weichsel sei zu entfernt und Schlesien bereits durch Frankreich abgeschnitten.*)

Eine spätere preußische Sendung nach Petersburg, nämlich die des damaligen Majors v. Knesebeck, im Februar 1812, hatte keinen anderen Zweck mehr, als dem Kaiser Alexander die Unvermeidlichkeit des preußischen Anschlusses an Frankreich darzuthun, eigentlich, daß er selbst, der Kaiser von Rußland, ihn unvermeidlich gemacht habe. Vor allem aber sollte Knesebeck das Mögliche thun, damit der Frieden erhalten bleibe, zumal der Kaiser Alexander sich entschließe, deshalb, wie Napoleon zu wünschen schien, einen besonderen Gesandten nach Paris zu senden. Mehr als jemals lag jetzt dem König von Preußen an der Erhaltung des Friedens, theils weil ihm ein Sieg über Napoleon nur dann möglich schien, wenn Rußland, Oesterreich und Preußen sich gegen ihn vereinigten, besonders aber damit das verhaßte Bündniß mit Frankreich nicht zu einer That zu werden brauchte.

Der Kaiser Alexander war, in Beziehung auf Macht, Geist und Wille, einerseits in Preußen und Norddeutschland, andererseits in Polen in einer Verblendung befangen, die nicht vollständiger, und in Wahrheit nicht seltsamer gedacht werden könnte — und dennoch ist es glücklich zu nennen, das sich Alles so gefügt hat, wie es im Sinn einer an sich nicht weniger als berechtigten Ansicht eingeleitet wurde.

Die Dinge lagen nicht so, wie die preußischen Patrioten dachten. Schon die russische Heeresmacht war nicht so zahlreich, wie man in Preußen, ja wie Alexander selbst glaubte. Trotz aller, Jahre lang fortgesetzten Rüstungen und Opfer vermochte Rußland schließlich doch nur eine Armee von 175,000 Mann an seiner westlichen Grenze zusammen zu bringen. Das war wenig der gewaltigen Macht Napoleons gegenüber, das war kein Heer, mit dem man ihm bis an die Elbe entgegen gehen konnte. Und noch aus vielen anderen Gründen war es ein Glück, daß der Krieg nicht in der kühnen Weise begonnen wurde, die Scharnhorst, Gneisenau und die Gleichgesinnten in Preußen vorschlugen. So wie er an der Oder, scheinbar für Preußen geführt wurde, war er ohne Zweifel in Rußland wieder sehr unbeliebt; schon das allgemeine Widerstreben führte dann sicher dahin, daß er nicht mit der äußersten Anspannung aller Kräfte, mit der Energie und Elasticität geführt wurde, die in solchem Fall unerläßlich waren. Auch war unter den russischen Generalen, so viele tüchtige Männer sich unter ihnen befanden, doch kein einziger einer Kriegführung

*) Max Duncker a. a. O. 724—730.

in solchem Styl, einer Aufgabe gewachsen, die so weit über das Handwerksmäßige des Kriegs hinaus, in das Gebiet des Weltgeschichtlichen reichte.

Der unvermeidlich herannahende Krieg mit Frankreich sollte auch in der inneren Verwaltung Rußlands einen Personen-Wechsel herbeiführen, der eine namhafte Veränderung in allen Dingen nach sich zog.

Speransky war sehr allgemein verhaßt, aus welchen Gründen, dessen haben wir bereits gedacht. Er wußte sich auch gehaßt und erwachte nachgerade zu dem Bewußtsein, daß seine glänzende und bedeutsame Stellung zugleich eine sehr gefährliche sei. Während der Kaiser ihn thatsächlich mehr und mehr zur höchsten Autorität in so ziemlich allen Zweigen der Regierung machte, ihm auch die höhere Verwaltung des neu erworbenen Großfürstenthums Finnland anvertraute, ihn zu allem Uebrigen auch noch zum Curator der Universität Abo ernannte, die, den Bedürfnissen des Landes entsprechend, eine schwedische war und blieb, — während so immer neue Aemter seinen Wirkungskreis erweiterten, hatte und äußerte er selbst seine Bedenken. Er bat den Kaiser schon im Februar 1811 schriftlich ihn des Amtes eines Regierungs-Secretairs zu entheben, und führt als Grund seiner Bitte außer der Ueberbürdung, der er nicht mehr gewachsen sei, auch die vielfache Feindschaft an, der ihn seine vielfache Verwendung aussetze. Man beschuldige ihn alle Geschäfte an sich zu reißen. Auch die Angelegenheiten Finnlands wünschte er einem Anderen übergeben zu dürfen, nur an der Spitze der Gesetz-Commission möge ihn der Kaiser in der Stellung als Director lassen. Er erinnert dabei an die Devise, die er einst gewählt und die dem Kaiser gefallen habe, nämlich: j'ai désiré de faire du bien, mais je n'ai pas désiré de faire du bruit, parce que j'ai senti que le bruit ne faisait pas de bien, comme le bien ne faisait pas de bruit. — Als wichtigsten Hauptgrund für seine Bitte, führt Speransky zum Schluß an, daß er nur in der gewünschten Beschränkung seiner amtlichen Thätigkeit Zeit und Möglichkeit finden könne, die genauen Bestimmungen in Beziehung auf das gerichtliche Verfahren und die Ausführung der Gesetze auszuarbeiten, ohne die alle Reformen des Kaisers wie in den Sand geschrieben bleiben würden. Ganz zuletzt giebt er mit vieler Feinheit zu verstehen, daß er, tiefer eingeweiht in die Ideen und Absichten des Kaisers, als „vielleicht" irgend ein Anderer, der Vertraute aller großen und wichtigen Beschlüsse bleiben könne, auch wenn seine Thätigkeit nicht durch so viele laufende Angelegenheiten in Anspruch genommen wäre.

Zeitgenossen, die Speransky genau gekannt haben, die gesehen hatten, wie sehr er sich in seiner alles umfassenden Wirksamkeit gefiel, wie sehr vielleicht auch in dem Bewußtsein, daß er ihr gewachsen sei, wollten nicht recht glauben, daß es ihm mit dieser Bitte voller Ernst gewesen sei. Sie

sollte vielleicht nur ein geschickter Schachzug gegen seine Feinde sein; dem Kaiser beweisen, daß er keineswegs gesonnen sei, alle Geschäfte an sich zu reißen, wie man ihn beschuldigte, — den Kaiser bestimmen solche Verdächtigungen dadurch abzuweisen, daß er auf diese Bitte verwies. Wie dem sei, der Kaiser gewährte die Bitte nicht. Er konnte seinen Speransky nirgends entbehren, am wenigsten im Reichsrath.

In dem Maß aber wie einem Jeden in Rußland einleuchtend wurde, daß der Krieg mit Frankreich nahe sei, vermehrten sich die Versuche, Speransky zu beseitigen. Sie wurden kühner und dreister.

Es war seltsam. Der Kanzler Rumänzow trat ganz offen und unverhohlen als Anhänger Frankreichs und des französischen Bündnisses auf und sprach geflissentlich aus, daß man dieses Bündniß um jeden Preis erhalten müsse. Dennoch beschäftigte man sich im Ganzen wenig mit ihm, der doch der Form nach an der Spitze der Regierung stand, und er blieb so ziemlich von Angriffen verschont. Er war theils schon durch seine gesellschaftliche Stellung gesichert; der Nachkomme der Bojaren, mit dem halben Hof verwandt und großer Herr, war nicht so leicht zu vernichten wie der Emporkömmling Speransky. Besonders aber schien er auch nicht wichtig genug. Man kannte so ziemlich seine Nichtigkeit, wenn man auch nicht davon sprach; man wußte, daß er das Vertrauen des Kaisers nicht habe und daß sein Einfluß nicht weit reiche.

In Speranskys Benehmen deutete nichts auf französische Sympathien, als einige gelegentlich gesprochene Worte der Bewunderung in Bezug auf Napoleon, und eine allerdings übertriebene Vorliebe für den Code Napoléon. Dennoch richteten sich alle Pfeile gegen ihn; Er wurde der Gegenstand aller Verdächtigungen. Man gefiel sich darin, ihn sich als einen an Frankreich verkauften Verräther zu denken, und doch hatte dieser Verdacht, der sofort zur Gewißheit erhoben wurde, in der That gar keinen Grund, als den Haß, dessen Gegenstand Speransky war. Die hauptsächlichsten Feinde Araktschejew, z. B. Rosenkampff und diejenigen, die unmittelbar den Sturz des Gehaßten herbeiführten, waren natürlich weit entfernt selbst an Speranskys Verrath zu glauben, aber sie benützten die Strömung der öffentlichen Meinung und versäumten nichts, den Verdacht zu bestätigen und weiter und weiter zu verbreiten. In den Kreisen der Unzufriedenen und Verstimmten mögen dann ihrer Viele wirklich daran geglaubt haben, da die Menschen im Allgemeinen eben so leicht und gern glauben, was der Haß eingiebt, als was sie wünschen. Bei Vielen mag denn auch die halb absichtliche Selbsttäuschung ihre Rolle gespielt haben, die in solchen Fällen vorzukommen pflegt; — man belügt nur zu leicht sich selbst in solcher Aufregung; die Leute wollten den Mann als Landesverräther hassen, der ihnen eigentlich verhaßt war, weil er unbequeme Neuerungen einführte und die Aufhebung der Leibeigenschaft im Sinn hatte. — Die Verdächtigungen wurden mit solcher Thätigkeit und so vielem Geschick betrieben,

die allgemeine Meinung kam ihnen so willfährig entgegen, daß in der Menge, die den maßgebenden Kreisen ferner stand, bald Alles mit leidenschaftlicher Ueberzeugung an Speranskys Verrath glaubte.

Derselbe Haß und Verdacht heftete sich dann auch — wenngleich, wie natürlich, nicht mit derselben Intensität und nicht in so weit gezogenen Kreisen — an einen Mann zweiten Ranges, der seit etwa zwei Jahren ein thätiger und eifriger Gehülfe Speranskys geworden war. Das war der Staats-Secretair Michail Leontiewitsch Magnitzky, ein Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, der aber durch seinen Charakter gar sehr an die Zeiten der Kaiserin Elisabeth und die damalige Generation erinnerte.

Dieser Magnitzky war, nach damaliger Sitte, schon in der Kindheit als Soldat in das Preobraschenskische Garde-Regiment eingeschrieben gewesen, hatte dann als Beamter des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten Suworows Feldzug in Italien mitgemacht, war darauf, mit der russischen Gesandtschaft nach Paris gesendet und endlich, bei der Bildung der Ministerien, in das Ministerium des Innern versetzt worden. Im Jahr 1810 ernannte ihn der Kaiser zum Staats-Secretair und stellte ihn an die Spitze einer Commission, die ein Reglement für das gesammte Verwaltungswesen des Heers ausarbeiten sollte. Außerdem wurde diesem Anhänger Speranskys noch manches Andere anvertraut, namentlich die Redaction aller militairischen Rescripte, „die dem Kriegs-Ministerium unbekannt bleiben sollten" (!) und die Bildung des Polizei-Ministeriums.

Der Eifer des Carriere-Machens verleitete ihn aber zu zwei Unvorsichtigkeiten, durch die er sich gar viele und sehr mächtige Feindschaften zuzog. In beiden Fällen handelte es sich um Dinge sehr eigenthümlicher Art.

Zuerst, im Jahr 1810, um eine Angelegenheit, die mit dem Branntwein-Monopol der Krone zusammenhing. Die Pächter der Schank-Gerechtigkeit in Petersburg hatten nicht ermangelt, Branntwein-Schenken in der unmittelbaren Nähe der Kasernen aller Garde-Regimenter einzurichten Das Kriegs-Ministerium fand es im Interesse der Disciplin nothwendig diese Schenken zu schließen und zu beseitigen. Der Pächter des Schank-Monopols in Petersburg und seinem Bezirk war zur Zeit Graf Nikolay Subow, ein Bruder des einstmaligen Günstlings. Der verlangte nun der Beseitigung dieser Schenken wegen eine Entschädigung von zwei Millionen Rubeln. Daß vornehme Herren als Pächter dieses etwas unsauberen Monopols auftraten, um ein blühendes Vermögen zu vermehren, öfter noch, um einem zerrütteten aufzuhelfen, daran war man gewöhnt; auch solche Reclamationen waren im Allgemeinen natürlich nicht unerhört. Diese Forderung aber konnte ein Jeder leicht und so zu sagen auf den ersten Blick, als eine jedenfalls sehr verwegen übertriebene erkennen. Gewiß vermochten etwa achtzehntausend dürftig besoldeter Garde-Soldaten überhaupt nicht im Lauf von drei oder vier Jahren so viel Branntwein zu trinken — das heißt zu bezahlen — daß Graf Subow auf den Preis desselben einen

Reingewinn von zwei Millionen machen konnte. Der Jahressold aller Garde-Soldaten zusammen betrug kaum den zehnten Theil dieser Summe. Unmöglich konnte Graf Subow dadurch zwei Millionen verlieren, daß die Soldaten ein Paar Straßen weiter nach Branntwein gehen mußten.

Dennoch wurde dem Grafen, dessen Vermögen zerrüttet war, die verlangte Entschädigung von der höchsten Gerichtsbehörde, dem Senat, in aller Form zuerkannt. Dem Kaiser Alexander aber waren Forderung und Hergang verdächtig; er beauftragte ein besonders dazu ernanntes Comité die Sache noch einmal zu untersuchen, und stellte Magnitzky an dessen Spitze. Magnitzky glaubte den Wink zu verstehen, der in seiner Ernennung unter solchen Bedingungen lag, und entdeckte, daß Graf Subow weit entfernt Anspruch auf eine Entschädigung zu haben, vielmehr seinerseits der Krone zwei Millionen Rubel schulde. Da so zwei einander geradezu widersprechende Urtheile vorlagen, kam die Sache in den Reichsrath, der einstimmig den Spruch des Comités verwarf und den des Senats bestätigte. Der Kaiser behielt sich die persönliche Kenntnißnahme und Entscheidung vor, und entschied gegen Reichsrath und Senat für Magnitzky und es erging der Befehl die zwei Millionen von Subow einzutreiben.

Nun traf das Unheil auch mittelbar betheiligte Personen. Da sich in den Contracten der Branntwein-Pächter immer um große Summen handelte, hatten sie Bürgschaften in liegenden Gütern zu einem sehr hohen Betrag zu stellen; wo ihr eigener Besitz an Häusern, Landgütern und dergl. nicht ausreichte, fanden sie Gelegenheit auch fremdes Eigenthum mit Bewilligung der wirklichen Besitzer, als zu den Bürgschaft gewährenden Besitzthümern gehörig aufzuführen, welche die Regierung nöthigen Falls sich aneignen könne, um jeden möglichen Verlust zu ersetzen. Das geschah sehr häufig. Die Einwilligung, der Eigenthümer, deren Besitz in solcher Weise für fremde Interessen bürgen sollte, wurde natürlich in der Regel nicht aus Freundschaft, nicht umsonst gewährt. Das Geschäft der Pächter warf einen so reichlichen Gewinn ab, daß die Herren die Gutsbesitzer, die sich für sie verbürgten, sehr gut bezahlen konnten, so daß solche Bürgschaften ein Mittel geworden waren aus seinen Gütern doppelte Einkünfte zu ziehen: einmal den wirklichen Ertrag, den sie brachten, und dann acht bis vierzehn Procent Zinsen von dem Betrag, zu dem sie geschätzt und als Bürgschaft von der Krone angenommen waren. So viel zahlten die Pächter.

Diesmal hatte eine Gräfin Potocka sich mit ihren Gütern in solcher Weise für Subow verbürgt. Diese Güter wurden, da Subow die rückständigen Millionen nicht zahlte, für die Krone in Besitz genommen und zu ihren Gunsten versteigert. Magnitzky aber hatte sich nicht blos die betroffenen Familien zum Feinde gemacht, sondern auch den Senat und den Reichsrath, deren Mitglieder in gar eigenthümlicher Weise bloßgestellt waren.

Der zweite Fall, in dem Magnitzky seine Stellung gefährdete, schien

weniger gewagt und berührte ganz andere Kreise. Magnitzky theilte zu Anfang des Jahres 1812 dem Polizei-Minister Balaschow mit, einer der zu Petersburg residirenden Väter der Gesellschaft Jesu habe sich gegen ihn erboten, Napoleon zu vergiften. Der Kaiser, dem darüber berichtet wurde, wies natürlich ein solches Anerbieten mit der äußersten Entrüstung von sich — dann aber wurde die auf das strengste Geheimniß angelegte Sache doch in den Hofkreisen einigermaßen bekannt, und unter allen Freunden der Jesuiten, deren sie damals in Petersburg gar viele und sehr bedeutende hatten, war nur eine Stimme. Magnitzkys Bericht wurde sehr laut und entschieden für eine arge und frevelnde Lüge erklärt. Daß die frommen Väter einer solchen Unthat, eines solchen Gedankens nicht fähig seien, davon waren ihre Freunde so überzeugt, daß es nach ihrer Meinung, auch für Andere einer Untersuchung, eines Beweises gar nicht bedurfte, und der böse, unwahre Verläumder hatte nun auch die Jesuiten und ihre Verehrer zu unversöhnlichen Feinden.

Doch wurde er immer nur nebenher angegriffen. Speransky war es, der dem Kaiser immer von neuem und von den verschiedensten Seiten her, in namenlosen wie in unterschriebenen Briefen warnend als verkappter Illuminat, als bezahlter Agent Napoleons, als Verräther bezeichnet wurde. Mißtrauen und Haß, deren Gegenstand Speransky war, zogen sich allerdings weit verbreitet durch das ganze Reich —: diese an den Kaiser gerichteten Aeußerungen solcher Gefühle gingen aber doch eigentlich nur von beschränkten Kreisen, von bestimmten Coterien aus. Denn wer nicht zu der vornehmen Welt, zu den Hofkreisen Beziehungen hatte, wagte damals nicht leicht sich mit solchen Warnungen und gutem Rath, der nicht gefordert war, an den Kaiser zu wenden. So waren es denn eigentlich nur wenige Stimmen, die der Kaiser hörte. Das Bewußtsein, daß sie wirklich die allgemeine Meinung des Landes hinter sich hatten, schien den Feinden Speranskys für den unmittelbaren Zweck nicht genügend; es wurde etwas nachgeholfen und mit einiger Kunst der Schein hervor gerufen, als ob der Stimmen sehr viele wären, als ob sie aus den verschiedensten Regionen kämen, als ob die Angst, die Sorge um Kaiser und Vaterland, die Evidenz des Verraths, deren in allen Kreisen erweckt hätten.

Was dem Kaiser geschrieben, was für angebliche Verräthereien Speranskys enthüllt wurden, das geht zum Theil weit über die Grenzen des Glaublichen hinaus.

So ist unter anderen ein Brief bekannt geworden, den Rostoptschin, früh im Jahr 1812 vom Moskauischen Adel zu seinem Wortführer erwählt, im Namen dieses Adels an den Kaiser gerichtet haben sollte. Das russische Heer wurde an der westlichen Grenze des Reichs gesammelt, selbst die Garden verließen die Hauptstadt, um nach Litthauen zu ziehen. Auf der anderen Seite hatte Napoleon im Februar Feindseligkeiten gegen

Schweden begonnen, und Stralsund durch französische Truppen besetzen lassen. Um diese Ereignisse drehten sich die seltsamen Declamationen, in denen der Verfasser des Briefs Speransky und Magnitzky als Verräther anklagte. „Sie sind durch Ihre Vertrauten Ihrem angeblichen Verbündeten Napoleon verkauft," ruft er dem Kaiser zu. In verrätherischer Absicht seien alle Truppen aus Petersburg und fast alle aus Finnland nach Litthauen gesendet worden, während Napoleons „Räuberschaaren", siebzehntausend Mann stark, bei Stralsund vereinigt, auf den günstigen Augenblick lauerten (wie es scheint mit der Besatzung von Danzig vereinigt), durch das unbewachte Kurland nach dem wehrlosen Petersburg vorzudringen. Der angebliche Rostoptschin bittet um die Erlaubniß nach Petersburg zu kommen, um Alles zu enthüllen; oder der Kaiser solle Balaschow „zu seinem Werkzeug" wählen; der sei bereits vollständig auf der Spur dieser verbrecherischen Umtriebe.

Man begreift kaum, wie ein Mann bei gesunden Sinnen dergleichen Zeug schreiben, besonders wie er davon irgend einen Erfolg erwarten konnte. Zum Schluß erhebt sich der Brief zu einer Drohung. Dieses Schreiben sei das letzte, heißt es darin; wenn es unbeachtet bleibe, würden die Söhne des Vaterlandes sich genöthigt sehen, nach der Hauptstadt aufzubrechen und nachdrücklich die Enthüllung der Verbrechen und eine Veränderung der Regierung zu verlangen. — Unter welcher Bezeichnung dieser Brief an den Kaiser gelangte ist nicht bekannt geworden, im Publikum aber circulirten mehrfache Abschriften mit der Unterschrift Rostoptschins.

Der Lärmen, der um ihn her gemacht wurde, war wohl geeignet den Kaiser zu überzeugen, daß Speransky allgemein mit dem entschiedensten Mißtrauen betrachtet werde, und den Gedanken zu erwecken, daß er, in dem Augenblick, wo er die größten Opfer und eine heroische Ausdauer von seinem Volk fordern mußte, und folglich eines unbedingten Vertrauens von Seiten dieses Volks bedurfte, jedenfalls wohl thäte einen so allgemein verhaßten Mann von seiner Person zu entfernen. Doch kam Alexander auf diesen Gedanken nicht. Es gelang nicht Speransky zu beseitigen oder auch nur seine Stellung zu erschüttern, so lange der Kaiser nicht überzeugt wurde, daß sein Gehülfe wirklich sein Vertrauen mißbraucht und sich gegen ihn persönlich vergangen habe. Als man es endlich dahin brachte, gelang natürlich sehr viel mehr: Speransky verfiel einer jähen Ungnade und einer Strafe ohne Untersuchung. Doch wurde das von einer ganz anderen Seite her und durch ganz andere Persönlichkeiten bewirkt; durch Leute, die mit den bisherigen Feinden Speranskys, mit dem gegen ihn empörten fanatischen Russenthum nichts gemein hatten.

Ein Schwede, Baron Armfeldt, war es, der den Ausschlag gab. Dieser Schwede, Neffe eines Obersten gleiches Namens, der im Jahre 1788 an der Spitze der gegen ihren König verschworenen schwedischen

Offiziere gestanden hatte, besaß große Güter in Finnland, es hatte also an sich nichts Befremdendes, daß er russischer Unterthan wurde, als seine engere Heimat von Rußland abhängig geworden war. Doch lag die eigentliche Veranlassung zu seinem Uebertritt wohl nicht in diesen allgemeinen Verhältnissen. Persönlich von König Gustav IV. von Schweden begünstigt; nach dessen Absetzung von dem neuen König Karl XIII. zurückgesetzt, wurde er durch persönliche Beweggründe bestimmt; auch trat er in jeder Beziehung ganz anders auf als seine Landsleute, und so, daß er als eine Ausnahme die gewünschte Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte. Der finnländische Adel hielt sich im Allgemeinen still für sich und lebte nach alter Weise meist, wie das die Armuth des Landes mit sich brachte, in ziemlich bescheidenen Umständen weiter, zufrieden, daß ihm die Regierung seines Heimatlandes im Wesentlichen überlassen blieb —: Armfeldt erschien am Hof und suchte da sofort festen Fuß zu fassen und als bedeutender Mann eine Rolle zu spielen.

Schon als der erste und zur Zeit einzige seines Gleichen wurde er da mit offenen Armen aufgenommen, besonders aber auch seiner vielen Verbindungen wegen, die er in der Fremde, in Schweden und dem nördlichen Deutschland wirklich hatte, vielleicht für bedeutender halten ließ, als sie wirklich waren, und zu Rußlands Gunsten zu verwerthen versprach. Er hatte während des Krieges von 1806 und 1809 mit dem Parteigänger Schill in Verbindung gestanden und galt wirklich etwas in den Berliner Kreisen preußischer und deutscher Patrioten. Dazu gehörte zu jener Zeit nicht viel mehr, als daß man sich mit einigem Geist und einer gewissen Wärme für einen Feind der französischen Revolution und besonders Napoleons gab. Der Kaiser Alexander hatte vielleicht eine etwas zu hohe Meinung von der Bedeutung gewisser Coterien und dem Einfluß, den sie üben könnten, wie er denn auch von dem Kreise vornehmer Feinde Napoleons, der sich in Wien um den Grafen Rasumowsky, den ehemaligen russischen Gesandten dort, versammelte, etwas erwartete. Nicht minder hatte er, gleich vielen Anderen, von dem norddeutschen Tugendbund lange Zeit eine sehr übertriebene Meinung. So wenig der Kaiser auch geneigt war auf die Hoffnung einer Erhebung Nord-Deutschlands hin einen Angriffskrieg an der Oder und Elbe zu wagen, wurden doch Armfeldts Verbindungen für wichtig gehalten, und der gewandte Schwede wußte die gute Aufnahme, deren er sich erfreute, so gut zu benützen, daß er in Kurzem Alexanders Gunst in hohem Grade gewann.

Amtlich waren diesem Baron Armfeldt, den der Kaiser bald in den Grafenstand erhob, unter Speranskys Leitung und durch dessen Vermittelung, die Angelegenheiten Finnlands zum großen Theil anvertraut. Wichtiger aber war ihm selbst seine außeramtliche Thätigkeit, der Antheil, den er, bei der Nullität des Kanzlers Rumänzow, an der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nehmen durfte, und der sich in einem Brief-

wechsel mit vielerlei Freunden und amtlosen Agenten, besonders aber in persönlichem Verkehr mit dem Kaiser, bewegte.

Doch genügte das dem Grafen Armfeldt nicht; er strebte höher und darauf bedacht seine Stellung zu befestigen, hatte er sich bereits mit dem Polizeiminister Balaschow verbündet. Nun aber den maßgebenden Einfluß zu gewinnen, den sein Ehrgeiz verlangte, kam es darauf an, den Mann, der am höchsten in der Gunst des Kaisers stand, Speransky, entweder zu gewinnen oder zu beseitigen. Armfeldt und Balaschow versuchten zunächst das Erstere. Sie forderten Speransky auf, mit ihnen vereint ein geheimes „Comité" zu bilden, ein Triumvirat, dessen Mitglieder sich über jede einzelne Angelegenheit und Frage zuerst unter sich zu verständigen hätten, um stets gemeinschaftlich und in einem und demselben Sinn zu sprechen und zu handeln, auf diese Weise, stark durch das Vertrauen des Kaisers, den Kaiser selbst zu beherrschen und sich der Leitung der Regierung unbedingt zu bemächtigen; Reichsrath, Senat und Ministerium aber lediglich zu unselbständigen Werkzeugen ihres Willens zu machen. So berichtet Speransky selbst in handschriftlichen Notizen, von denen er, so viel bekannt ist, nie Gebrauch gemacht hat, die nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden worden sind.

Speransky wies diesen Antrag mit Entrüstung von sich; die beiden Verbündeten sahen sich nun in dringender Gefahr; sie hatten keinen Grund zu glauben, daß Speransky über diese seltsame Angelegenheit schweigen würde, da sein persönliches Interesse wie das Gebot der Pflicht ihn veranlassen mußten den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen. So sahen sie denn den einzigen Weg zur eigenen Rettung nur darin, daß sie ihm zuvorkamen: sie klagten Speransky bei dem Kaiser an, er habe ihnen das hinterlistige Bündniß angeboten. Als Balaschow zu einer späteren Zeit gerathen fand sich Speransky gegenüber so weit als möglich, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen, gab er vor, er sei zu diesem nicht würdigen Schritt gezwungen worden. Armfeldt habe ihm gedroht, wenn er nicht als Ankläger Speranskys auftreten wolle, werde er ihn und Speransky als die gemeinschaftlichen Urheber des sträflichen Vorschlags bezeichnen. Das ist aber eine Rechtfertigung, deren Schwäche wohl nicht erst weiter nachgewiesen zu werden braucht.

Daß der Kaiser dieser Anklage ohne Weiteres Glauben beimaß, ist wohl ein Beweis wie sehr sein Gemüth, überhaupt bestimmbar, auch für Mißtrauen empfänglich war, und vielleicht läßt sich auch daraus schließen, daß die vielen, von so vielen Seiten her wiederholten Denunciationen und Warnungen doch einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Speransky, der überhaupt mit zu großer Zuversicht auf die persönliche Freundschaft Alexanders rechnete, beging zu seinem Unglück gerade in diesem Augenblick eine Unvorsichtigkeit, die er selbst für etwas sehr Unbedenkliches hielt, für etwas, das ihm selbstverständlich gestattet sei: er nahm

aus der geheimen Kanzlei des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zwei in Chiffern an den Kaiser gerichtete Berichte der russischen Gesandtschaft zu Kopenhagen an sich, ohne Erlaubniß des Kaisers und, wie sich ergiebt, selbst ohne es dem Kaiser auch nur zu sagen. Das wurde nun dem Kaiser hinterbracht als ein offenbarer Beweis, daß Speransky Landesverrath beabsichtige. Weshalb suchte er sonst auf solchen verdächtigen Umwegen, verstohlener Weise in den Besitz aller Geheimnisse der auswärtigen Politik zu gelangen? Er wollte, sagten seine Feinde, den Inhalt dieser Depeschen dem dänischen Gesandten, Grafen Bloom, und dem französischen, Lauriston, mittheilen. — Die Eigenmächtigkeit wurde nebenher auch als eine That unerhörter Vermessenheit, die über alle Schranken hinausging, als verwegene Nichtachtung der kaiserlichen Autorität bezeichnet.

Der Kaiser Alexander war auf das tiefste verletzt und empört. Solche Hinterlist, so schnöder Undank von Seiten eines Mannes, dem er sein ganzes, unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte! — Leidend, gemüthskrank wie er war, konnte er glaublich finden, daß alle auf Speranskys Rath eingeführten Veränderungen und Neuerungen, namentlich seine Finanz-Maßregeln, verderblich seien und daß er sie, wie jetzt mit großem Nachdruck hinzugefügt wurde, aus verrätherischer Absicht an die Hand gegeben habe, ausdrücklich um das Reich gänzlich zu zerrütten.

Ob Araktschejew in diesen Dingen eine Rolle gespielt hat und welche, ist nicht bekannt geworden; daß er Speransky als Nebenbuhler haßte, ist bekannt, daß der Kaiser ihm von Dingen, die ihn so peinlich berührten, nicht gesprochen haben sollte, ist kaum wahrscheinlich, und er versäumte nicht leicht eine Gelegenheit einem Feinde zu schaden. Doch führt in diesem Fall keine Spur auf ihn zurück. Einen ganz besonders eifrigen Verbündeten hatten dagegen Armfeldt und Balaschow an dem elenden Rosenkampff gefunden — und Allen zusammen war es endlich gelungen den Kaiser in solche Aufregung zu versetzen, daß er mit dem Gedanken umging Speransky — erschießen zu lassen!

So viel wir wissen, hat sich von Allen, die Gelegenheit dazu haben konnten, niemand gegen diesen ungeheuerlichen Gedanken erhoben, als ein deutscher Gelehrter, der in gar keinen Beziehungen zu Speransky stand, nämlich der als Physiker rühmlich bekannte Dr. Parrot, aus dem Elsaß gebürtig. Seit der Gründung der deutschen Universität zu Dorpat dort als Professor angestellt, hatte er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen, als dieser (1802) die neugeschaffene hohe Schule zuerst besuchte, und bald auch sein Vertrauen gewonnen. Er stand seitdem in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Kaiser, er hatte das Recht, wenn er in Petersburg war, ohne alle herkömmlichen Förmlichkeiten im Cabinet des Kaisers zu erscheinen, und er benützte diese Vorrechte, dem Kaiser schriftlich und mündlich, in oft Stunden langen Gesprächen schlicht und recht

über Alles was zur Sprache kam, offen seine Meinung zu sagen. Das Mittel, durch das Parrot ein so eigenthümliches und so schwieriges Verhältniß länger als zwei Jahrzehnte über ungetrübt zu erhalten wußte, war ein sehr einfaches. Zufrieden mit seiner Stellung und seinem Ruf als Gelehrter wie mit seinen mäßigen Vermögens-Verhältnissen, ohne anderen Ehrgeiz auch für seinen Sohn, den er gleichsam zu seinem Nachfolger in der Wissenschaft erzog, verlangte Parrot nie irgend etwas für sich selbst; weder Ehren noch Vortheile.

Er hatte die ersten Monate des Jahres (1812) in Petersburg zugebracht, und erschien am Abend des 15./27. März im Cabinet des Kaisers, um sich vor seiner Rückreise nach Dorpat zu verabschieden. Alexander vertraute ihm in leidenschaftlicher Erregung seinen Kummer, die peinlichen Entdeckungen, die er gemacht zu haben glaubte, und seine Absicht rasch und streng zu strafen.

Erschreckt und nachdenklich gestimmt durch Mittheilungen so ernsten Inhalts, richtete Parrot am Abend des folgenden Tages noch einen langen Brief in französischer Sprache an den Kaiser, den er beschwor, nicht übereilt zu handeln. „Als Sie mir gestern," sagte er darin, „die Leiden Ihres Herzens über Speranskys Verrath anvertrauten, sah ich Sie in der ersten Hitze der Leidenschaft, und ich hoffe, daß Sie jetzt schon den Gedanken, ihn erschießen zu lassen, weit von sich geworfen haben." — Was ihm der Kaiser gesagt habe, werfe allerdings einen bösen Schein auf Speransky, — aber sei der Kaiser in der gehörigen Gemüths-Verfassung ruhig und unparteiisch zu urtheilen? Eine Commission aber, die den Fall etwa untersuchen solle, könne in diesem Augenblick nur aus Feinden Speranskys bestehen. Der Kaiser solle bedenken, daß Speransky eigentlich nur deshalb verhaßt sei, weil Er ihn übermäßig erhoben habe. Erwiesen sei Speranskys Schuld noch keineswegs und jedenfalls seien Zeit und Umstände zu einer Untersuchung nicht geeignet. Nach seiner — Parrots — Meinung sei es hinreichend, Speransky von den Geschäften und aus Petersburg zu entfernen, und in solcher Weise zu beobachten, daß er keine Verbindungen mit dem Feinde unterhalten könne. Nach dem Kriege werde immer noch Zeit zu einer gerichtlichen Untersuchung sein. Am Schluß sagt Parrot: „Meine Zweifel an Speranskys Schuld werden unter Anderem auch dadurch bestärkt, daß unter den untergeordneten Angebern einer — (wahrscheinlich Rosenkampff) — ein ausgemachter Taugenichts ist, der schon einmal einen Wohlthäter verrathen hat."

Der Tag, der für Speransky entscheidend werden sollte (17./29. März), verging bis gegen Abend ohne Ereignisse. Speransky speiste bei einer Freundin (einer Frau Weickart), ein Feldjäger folgte ihm dorthin, um ihn zum Kaiser zu bescheiden. Das war nichts Ungewöhnliches; er wurde oft in solcher Weise gerufen. Speransky nahm in seiner Wohnung die Papiere zusammen, die zum Bericht bereit lagen, und erschien damit zur

bestimmten Zeit, um 8 Uhr Abends im Vorzimmer des kaiserlichen Cabinets, wo er den General-Adjutanten Grafen Paul Wassilew. Golenischtschew-Kutusow traf, und den Jugendfreund des Kaisers, den Minister, Fürsten Alexander Nikol. Galitzyn. Obwohl zuletzt gekommen, wurde Speransky zuerst in das Cabinet zum Kaiser gerufen, und er blieb dort zwei Stunden mit ihm allein. Es fehlt nicht an ziemlich umständlichen Berichten über das was da zwischen Beiden vorgegangen sein soll, und diesen Darstellungen fehlt es zum Theil weder an rednerischem Schmuck noch an dramatischem Interesse, sie ruhen aber sämmtlich auf sehr unsicherem Grunde, da hinreichend feststeht, daß Speransky sich nie und gegen niemanden auf eine Erzählung dieser Scene eingelassen hat, der Kaiser natürlich noch viel weniger, ein Dritter aber überhaupt nicht gegenwärtig war. Aus einer Rechtfertigungs-Schrift, die Speransky einige Jahre später an den Kaiser richtete, läßt sich nur entnehmen, daß ihm die Vorwürfe gemacht worden sind, die seine Feinde beständig wiederholten und was weiter geschah, läßt keinen Zweifel darüber, daß ihm der Kaiser zum Schluß die Entlassung aus allen seinen Aemtern ankündigte.

Bewegt und peinlich war die Scene gewiß. Galitzyn und Kutusow sahen Speransky nach zwei langen Stunden, verstört und in höchster Aufregung aus dem Cabinet zurückkehren, sahen, wie er in bemerkbarer Verwirrung seine Papiere zusammenzupacken suchte, und wie er bemüht war dabei dem Licht den Rücken zuzuwenden, damit man seine verweinten Augen nicht sehe. Er eilte von dannen, erst in der Thüre fiel es ihm ein, sich noch einmal umzuwenden und dem Fürsten Galitzyn ein Abschiedswort zuzurufen.

Wie Kutusow berichtet, wäre der Kaiser in der leise geöffneten Thür seines Cabinets erschienen und hätte dem Scheidenden ein „noch einmal, leben Sie wohl, Michail Michailowitsch!" nachgerufen. Galitzyn gedenkt dessen nicht. Gleich darauf ließ der Kaiser diesem Letzteren sagen, er könne ihn unmöglich empfangen, er möge am folgenden Tage wiederkehren.

Speransky fuhr zu Magnitzky und fand dort nur dessen Frau in Thränen; Magnitzky hatte kurz vorher von einem Feldjäger begleitet in die Verbannung nach dem Norden, nach Wologda abreisen müssen. So konnte denn der gestürzte Staatsmann schon hier gewahr werden, daß auch sein Schicksal schon vor seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser entschieden, daß das Verfahren gegen ihn nicht einfach und offen war, daß es durchaus den Charakter polizeilicher Intrigue und Ueberraschung an sich trug. Auch fand er in der eigenen Wohnung, in die er nun zurückkehrte, bereits den Polizei-Minister Balaschow und den Director der Ministerial-Kanzlei vor, die ihn erwarteten, um seine Papiere, sein Cabinet zu versiegeln. Eine mit Postpferden bespannte Kibitke an der Hausthüre ließ Speransky nicht im Zweifel darüber, was ihm weiter bevorstand. Er bat nur um die Erlaubniß, die ihm auch gewährt wurde, einige besondere Papiere

zusammt wenigen, eilig geschriebenen Zeilen selbst in einem eigenen Paket versiegeln und an den Kaiser adressiren zu dürfen. Speranskys Gemahlin war schon früher gestorben; seine Schwiegermutter, seine einzige Tochter wagte er nicht zu wecken, um Abschied von ihnen zu nehmen, und tief in der Nacht mußte er, von einem Polizei-Beamten gehütet, die Reise nach dem fernen Nishny-Nowgorod antreten, wo er streng bewacht und von Spähern umgeben einstweilen leben sollte.

Das Erstaunen in Petersburg war sehr allgemein und sehr groß als am folgenden Morgen bekannt wurde, was in der Nacht geschehen war. Rosenkampff wußte seinen Jubel nicht zu verbergen und verrieth daneben, daß sein giftiger Haß bei weitem nicht befriedigt sei. Einige Freunde, die Speransky in der Frühe aufsuchen wollten, erfuhren von seinen Leuten die Ereignisse der Nacht. Einer von ihnen, Namens Kaissarow, eilte erschreckt zu Rosenkampff, und redete ihn mit der Frage an, ob er schon wisse, was mit Speransky geschehen sei? — „Mit was für einem Speransky?" antwortete Rosenkampff wegwerfend; „ich will nichts von den Menschen wissen, und wenn Ihnen Ihre Ruhe lieb ist, rathe ich Ihnen, nie auch nur seinen Namen auszusprechen!" — Armfeldt und Balaschow wußten als Weltleute eine geziemendere Haltung zu bewahren und suchten keineswegs öffentlich geltend zu machen, daß sie das Wunder bewirkt hatten. — Ganz allgemein und fast ohne Ausnahme wurde das Ereigniß als ein freudiges und glückliches begrüßt; man ging sogar so weit, darin einen ersten Sieg über die Franzosen zu sehen!*)

Ja diese freudige Erregung blieb nicht auf Petersburg, nicht auf Rußland beschränkt. Die Vorstellung, daß Speransky ein dem französischen Kaiser verkaufter Verräther sei, war auf vielerlei Wegen so weit verbreitet worden, daß die Kunde von seinem jähen Fall auch auswärts in den Kreisen der aristokratischen Feinde Napoleons, und in denen der norddeutschen Patrioten mit großer Befriedigung aufgenommen wurde. Man glaubte, es sei viel dadurch gewonnen und sah nun dem Kampf Rußlands mit Napoleon gefaßter und hoffnungsvoller entgegen.

Die Wenigen unter den hochgestellten Männern Rußlands, die besser wußten, wie sich die Dinge verhielten und nicht zu Speranskys Feinden gehörten, hielten es für gerathen, sich nicht zu „compromitiren" und schwiegen.

Der Kaiser Alexander selbst aber theilte die allgemeine freudige Erregung keineswegs; es war ihm vielmehr bei der Sache nichts weniger als wohl zu Muth. Der Fürst Alexander Nik. Galitzyn fand ihn am folgenden Tage angegriffen und niedergeschlagen, und erhielt auf seine besorgten Fragen die Antwort: „Wenn man Dir eine Hand abhiebe, würdest Du gewiß schreien und klagen, daß man Dir weh thut; mir hat

*) Korff, Speransky, II. 30.

t in der vergangenen Nacht Speransky genommen und der war meine
:e Hand!" — Nach mancherlei Aeußerungen des Kaisers zu schließen,
bekannt geworden sind, schwankte er schon in der nächsten Zeit zwischen
ganz verschiedenen Vorstellungen, die gleichsam abwechselnd hervor-
:n —: er schien bald zu glauben, daß der Verbannte wirklich straf-
sei, wenn auch vielleicht nicht gerade Verräther, bald daß er unschul-
seine Entfernung aber dennoch nothwendig gewesen sei, um die öffent-
Meinung zu beruhigen.

In den höheren gesellschaftlichen Kreisen zu Petersburg war bald
uf eine Denkschrift in Umlauf, in der Speranskys angebliche Ver-
)en in nicht gerade classischem Französisch dargelegt wurden. Man
uthete hin und wieder sie könne von Armfeldt herrühren, doch ist
ziemlicher Wahrscheinlichkeit ermittelt, daß niemand anderes als Rosen-
pff der Verfasser war. Der Verbindungen mit Napoleon konnte
ransky in dieser Schrift nicht bezichtigt werden, denn noch war Auß-
) im Frieden mit Frankreich; so wurde denn von neuem wiederholt,
seine Feinde stets seiner staatsmännischen Wirksamkeit vorgeworfen
en, und daß seinem Treiben insgesammt Verrath zum Grunde liege,
e vermöge einer sehr eigenthümlichen Folgerung für erwiesen gelten.
sei nicht möglich, meint Rosenkampff, daß ein Mann von solchem
t wie Speransky, die von ihm angerathenen Maßregeln nicht als
erbliche erkannt haben sollte; er habe sie also angerathen, weil sie
erblich waren und in der Absicht den gänzlichen Zusammensturz alles
:ehenden herbeizuführen. Die naheliegende Frage, was denn wohl
ransky zu einem so seltsamen Treiben bewogen haben könnte und
er davon erwartete, beantwortet Rosenkampff in geheimnißvollen
rten, indem er beiläufig Cromwells erwähnt, und von dem ungeheuren
hmuth, von der ungeheuren Selbstsucht Speranskys spricht, die ihn
ben ließen, daß er zu ganz ungewöhnlichen Dingen bestimmt sei. (Il
brut tellement rapproché des êtres supérieurs, tellement initié
s les hauts desseins d'une providence que son égoisme avait
be, qu'il ne doutait pas de pouvoir atteindre à tout, être destiné
es évènements plus particuliers que le reste des hommes.) In
Schmähungen, die auf Speransky gehäuft sind, verräth sich Rosen-
pff als Verfasser. Einer so niedrigen Giftigkeit des Hasses war kaum
Anderer fähig.

Die mündlich verbreiteten Gerüchte gingen natürlich sehr viel weiter.
n sagte, Speransky habe das Volk durch immer gesteigerte Abgaben
Empörung gegen den Kaiser bringen wollen. Man erzählte, seine
efe an „Buonaparte" seien aufgefangen worden; im Kriegs-Ministe-
n habe er ein Portefeuille mit wichtigen Papieren und Plänen ent-
:den lassen und der Inhalt sei ebenfalls der französischen Regierung
getheilt worden. Speransky habe versucht sich dem Kaiser gegenüber

zu rechtfertigen, aber die aufgefangenen Briefe, die man ihm vorgelegt, hätten ihm jede Ausrede unmöglich gemacht; der Kaiser habe ihm am Ende freigestellt zwischen einer gerichtlichen Untersuchung und Verbannung zu wählen und schuldbewußt habe Speransky die Verbannung gewählt.*)

Rosenkampff erlebte die Befriedigung, daß er im Wesentlichen wieder an die Spitze der Gesetz-Commission gestellt wurde, deren Arbeiten fortan ein „Rath" leiten sollte, den eben Rosenkampff und zwei andere Staatsräthe bildeten. Als Reichs-Secretair trat an Speranskys Stelle der Vice-Admiral Schischkow, ein harmloser, etwas beschränkter Mann, der sich unter den altrussisch Gesinnten eines gewissen literarischen Rufs erfreute und die Welt mitunter durch überraschende Ergebnisse einer eigenthümlich betriebenen slawischen Sprachforschung erheiterte; ein Mann, der sehr viel betete und sehr streng fastete. Seine Thätigkeit als Reichs-Secretair beschränkte sich darauf, daß er den Kaiser auf Reisen und im Felde begleitete und die Proclamationen verfaßte, die in dessen Namen erlassen wurden, sowie die gnädigen Rescripte, die bei Beförderungen und Ordensverleihungen in den höheren Klassen, an die Begünstigten ergingen.

Als der Krieg mit Frankreich bereits ausgebrochen war (im August 1812), äußerte Speransky im Gespräch mit dem Bischof von Nishny-Nowgorod, daß Napoleon während seiner Feldzüge in Deutschland stets bedacht gewesen sei die Kirchen nach Möglichkeit zu schonen und zu erhalten. Das wurde von den Spähern dem Minister Balaschow und von diesem dem Kaiser hinterbracht, und die Folge war, daß Speransky unter Bewachung nach einem entfernteren und unwirthbareren Ort der Verbannung, nach Perm gebracht wurde. Ein eigenhändiges Rescript des Kaisers an den Gubernator von Nishny verfügte, wenn es sich wirklich so verhalte, wenn Speransky sich wirklich in solcher Weise geäußert habe, solle dieser „schädliche Mensch" in der gedachten Weise, wie ein Verbrecher, nach Perm geschafft und dort auf das strengste überwacht werden. Der Gubernator achtete es nicht zweckmäßig erst noch eine Untersuchung anzustellen; ohne sich auf Förmlichkeiten einzulassen, die dem Schwachen und Verfolgten gegenüber offenbar nicht nöthig waren, schickte er den Staatsgefangenen ohne Umstände weiter, vielleicht froh, ihn und die Verantwortung los zu sein.

Schon von Nishny-Nowgorod aus (Ende April) hatten die Späher berichtet, Speransky habe gegen den dortigen Adels-Marschall, Fürsten Grusinsky, und gegen den Bischof geäußert, wenn ihm Balaschow nicht zuvorgekommen wäre, hätte eben dieser Balaschow das Schicksal erfahren, das er, Speransky, jetzt ertragen müsse.

Daß das Schicksal eines Staatsmannes, und darüber hinaus die gesammte innere Politik des russischen Reichs, in solcher Weise an Spinne-

*) Korff, Speransky, II. 49.

n hängen konnte, erinnert freilich an die Zeiten der Kaiserinnen Anna Elisabeth. Uebrigens wurden diese Aeußerungen natürlich dem Kaiser t hinterbracht, wie denn auch Balaschow alle Briefe unterschlug, die ransky an den Kaiser richtete; sie mußten durch die Hände des Polizei- isters gehen, da sie von einem streng überwachten Staatsgefangenen ührten.

Wie entschieden auch Adam Georg Czartoryski dem Kaiser Alexander irt haben mochte, daß ein Aufstand der Polen gegen Napoleon nicht erwarten sei, beschäftigte man sich im vertrauten Rath des Kaisers) einiger Zeit doch wieder mit Plänen, die sich auf Polen bezogen. nfeldt war es vor Allen, der sie wieder in Anregung brachte und zu ern suchte, obgleich er sah und gestand, daß der Gedanke einer Wieder- stellung Polens unter den Russen sehr wenig Anklang fand. Er über- te den Kaiser von neuem, daß die Polen im gegebenen Augenblick, l durch die Herstellung des alten Reichs der Piasten zu gewinnen n, wenn ihnen eine freisinnige Verfassung, eine selbständige Verwaltung ein eigenes Heerwesen zugesichert werde. Er soll sich dabei auf mehr- en Briefwechsel berufen haben, den er in Polen unterhielt, auf jeden- s sehr gefällige Briefsteller, die berichtet haben sollten, daß die Polen ngen, dem Beherrscher Frankreichs zu mißtrauen, daß Rußland unter n allerdings nicht beliebt, der Kaiser Alexander persönlich aber sehr geachtet sei. Doch ist darüber nichts Zuverlässiges bekannt geworden.

Auch einige vornehme Polen, die das Schicksal ihres Vaterlandes ussischen Unterthanen gemacht hatte, suchten sich, unter Armfeldts Schutz, Kaiser mit eigenthümlichen Plänen zu nähern, so namentlich der Graf hael Oginski, der in dem Kriege gegen Rußland 1794 eine nicht ge- glänzende Rolle gespielt hatte. Auch er verwies auf die Herstellung ens, als ein siegverheißendes Mittel, die Macht Rußlands zu steigern. schlug vor, der Kaiser solle, gleichsam zum Voraus, damit die Polen vollem Vertrauen in ihm den Wiederhersteller ihres Vaterlandes sähen, ächst die mit Rußland vereinigten polnischen Provinzen, das heißt Lit- uen, die Ukraine, Roth- und Weiß-Rußland zu einem von Rußland nderten Staat, zu einem Großherzogthum (nicht Fürstenthum) Lit- uen vereinigen, an dessen Spitze die Schwester des Kaisers, die Groß- in Katherina Pawlowna, zu stellen wäre. Dieses Herzogthum müsse e eigene Verfassung, seine gesonderte Regierung und Verwaltung haben, Regierungssprache müsse die polnische sein. Der Fürst Kasimir Lubo- ski soll in einer besonderen Denkschrift, die ebenfalls durch Oginski Armfeldt an den Kaiser gelangte, noch die Forderung einer gesonder- litthauischen Armee hinzugefügt haben, die durch die Uniform von der schen unterschieden und in der das Polnische die Sprache des Com- dos sein müsse.

Das waren Vorschläge, denen schwerlich eine, Rußland und seinem Kaiser gegenüber, redliche Absicht zum Grunde lag. Doch scheinen sie nicht das Mißtrauen des Kaisers erregt zu haben, weil er selber in ähnlichen Ideen befangen war. Oginski durfte ihm seine Denkschrift bis zu Ende vortragen, und der Kaiser bemerkte darauf, daß viele der Ideen, die sie enthalte, seinen eigenen entsprächen. Das mochte genügend scheinen, um die Anhänger, die er unter den Polen zu haben glaubte, nicht zu entmuthigen oder abzuschrecken. Weiter ging er nicht auf die Sache ein. Jeden Versuch, dergleichen auszuführen, machte der in Rußland herrschende Geist zur Zeit unmöglich.

Im Allgemeinen scheint der Kaiser, da er den Krieg vertheidigungsweise führen wollte, erst für eine spätere Zeit auf den Beistand der Polen gerechnet zu haben: für die Zeit, wenn die Macht der feindlichen Heerschaaren sich an den Schanzen von Drissa am Ufer der Düna gebrochen hätte, wenn sie besiegt zurückströmten und Rußlands Heer ihnen siegreich folgte. Dann war die Zeit gekommen, die Polen zur Herstellung ihres Vaterlandes aufzurufen; dann sollten auch die Jesuiten ihre hülfreiche Hand bieten; schon vorher nach Möglichkeit auf ihren eigenen Wegen thätig, sollten sie dann ihren ganzen Einfluß zu Gunsten Rußlands gegen Napoleon, den Feind der katholischen Kirche und des Papstes, aufbieten.

Es wurde nichts versäumt, um sie zu gewinnen. Seitdem ihre Versuche, sich der Universität Wilna zu bemächtigen, an dem Widerstand Czartoryskis gescheitert waren, ging ihr Streben dahin, daß ihre Erziehungs-Anstalt zu Polotzk zu einer Akademie erhoben und in allen Rechten den Universitäten des Reichs gleichgestellt werde. Daran war den ehrwürdigen Vätern von der Gesellschaft Jesu aus mehr als einem Grunde gar sehr gelegen; vor Allem, einerseits um jeder Beaufsichtigung durch eine andere als die eigene Ordensbehörde enthoben, gegen jeden Einblick auch der Bischöfe in ihr Thun und Treiben gesichert zu sein; andererseits um ihren Zöglingen, gleich den Universitäten, akademische Grade und damit einen Rang in dem Vierzehn-Klassen-System verleihen zu können. Wenn sie auf diese Weise ihren Zöglingen für den Eintritt in das thätige Leben, in den Staatsdienst, auch ihrerseits die Vortheile gewähren konnten, die durch Studien an einer Universität zu gewinnen waren, so war das ohne Zweifel ein mächtiges Mittel mehr, ein entschiedenes Uebergewicht über die weltliche hohe Schule zu Wilna zu gewinnen, sich der Erziehung des litthauischen und weißrussischen Adels ganz zu bemächtigen und selbst aus dem übrigen, weiten Rußland die Söhne dem Orden befreundeter Familien herbeizuziehen.

Vergebens hatte der Jesuiten-General Brzostowski seit längerer Zeit, Jahr um Jahr diese Angelegenheit immer wieder zum Gegenstand seiner dringenden Sollicitationen gemacht. Der langjährige Gesandte des Königs von Sardinien am Petersburger Hof, der bekannte Graf Joseph De Maistre,

zeigte sich besonders eifrig und thätig, das Gesuch des Generals wie überhaupt die Zwecke des Ordens zu fördern. Man vermuthete, daß er diesem Orden selbst, als sogenannter Tertiarier, als Laien-Mitglied angehöre, jedenfalls war sein Eifer von der Art, daß man glauben mußte, er habe bestimmte Pflichten übernommen und zu erfüllen. Dieser Verbündete der Jesuiten richtete im Interesse seiner Clienten an den Minister des öffentlichen Unterrichts Grafen Rasumowsky (den Bruder des Gesandten zu Wien) eine Reihe von Briefen, die man, wie überhaupt seine Werke, nicht ohne eine sehr eigenthümliche Verwunderung liest. Sie sind nicht ohne Geist geschrieben, nicht ohne rhetorischen Schmuck, besonders nicht ohne eine gewisse Kunst der Sophistik, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Und doch ist diese Sophistik so schwach und seicht, daß man am Ende nicht begreift, wie sie jemals hat Eindruck machen können. Freilich nimmt De Maistre ein zu Zeiten sehr wirksames Mittel, die Furcht vor der Revolution, zu Hülfe und bezeichnet die Religion und zwar die Religion, wie sie von den Jesuiten gelehrt wird, und die religiöse Erziehung der Jugend durch die Jesuiten als das beste Schutzmittel gegen die Revolution. Darüber gewinnt es aber für den Unbefangenen den Anschein, als sei ihm selber die Religion nicht etwa die Wahrheit an sich und als solche hochheilig, sondern lediglich ein vortreffliches Mittel für sehr weltliche Zwecke. Oder man muß annehmen, daß er zu Leuten zu sprechen glaubt, denen die Wahrheit an sich sehr gleichgültig ist, denen aber mit einem solchen erprobten Mittel gedient wäre, denen er deshalb nicht seine wirkliche Ueberzeugung mittheilt, sondern nur die Zweckmäßigkeits-Gründe in ihrem Sinn, durch die er sie zu gewinnen und zu überzeugen hofft. So trägt denn am Ende das Ganze den unheimlichen Stempel einer durchgehenden, berechneten Unredlichkeit an sich. Um so mehr da man Mühe hat zu glauben, daß der geistreiche Mann, als der uns bei alle dem De Maistre überall entgegentritt, etwa selber getäuscht sein könnte durch die schwachen Sophismen, über die wir fortwährend lächeln müssen.

Die Jesuiten werden von ihm als die weisen und tugendhaften Schirmvögte jeder legitimen Autorität und aller legitimen Interessen dargestellt; ihnen gegenüber stehen nur die „Calvinisten", eine „Secte", die in satanischer Bosheit auf den Umsturz aller und jeder Autorität auf Erden ausgeht, die „vielfältig und doch eins" alle revolutionairen Elemente der Welt umfaßt, namentlich die Jansenisten, die Illuminaten und die Jakobiner, und zu deren verabscheuungswürdigsten Ausgeburten auch die vom Papst, den Jesuiten und De Maistre mit dem höchsten Fluch belegten Bibelgesellschaften gehören.

Um nicht allzu offen zu verletzen, ließ De Maistre gelegentlich einfließen, daß die griechisch-russische Kirche in Beziehung auf die Lehre, das Dogma, „ungefähr" identisch mit der römisch-katholischen sei. In einem der Briefe an Rasumowsky nimmt er sogar das russische National-Gefühl

zu Hülfe. Da zwischen der Universität Wilna und den Jesuiten ein Streit entstanden war über eine lateinische Grammatik, deren sich die Jesuiten bedienten und die von der Universität nicht gut geheißen wurde, benützt er die Gelegenheit, diese Universität als eine „polnische" Akademie zu bezeichnen, die berauscht sei von dem Enthusiasmus für polnische Sprache (und Nationalität) und stellt ihr das Jesuiten-Collegium zu Polotzk als eine durchaus und im höchsten Sinn des Worts „russische" Erziehungs-Anstalt gegenüber. Hier zeigt er als erhebendes Schauspiel, ehrwürdige und gelehrte Geistliche, die seit vierzig Jahren unter den Augen Gesammt-Rußlands das Gute lehren, sich immerdar ihrer Pflichten gegen den Staat, immerdar ihres Rußland geleisteten Eides erinnern und das Studium der russischen Sprache neben das der lateinischen und über alles Andere stellen. — (Quel spectacle M. le Comte! d'un coté des religieux graves et savants, qui, depuis quarante ans, n'ont fait et enseigné que le bien sous les yeux de la Russie entière, se rappelant sans cesse leurs devoirs envers l'État, se rappelant constamment leur serment russe, et plaçant avant tout la langue russe, qu'ils mettent à coté de la langue latine, base de leur enseignement; et de l'autre, une Académie polonaise, dans l'ivresse de sa propre langue, attaquant les Jésuites etc.)

Endlich gelangten die Jesuiten zum Ziel; ihre Bitte wurde (im Februar 1812) gewährt, ihr Collegium zu einer Akademie mit allen gewünschten Vorrechten erhoben. Ihre Freude war sehr groß, ihr Jubel sehr laut, und der General des Ordens säumte nicht dem Kultus-Minister Alexander Nikolajewitsch Galitzyn seine Aufwartung zu machen und ihm auf das herzlichste und mit Hingebung zu danken, als ob er in der dem Orden erwiesenen Gunst sein Werk verehre, wiewohl er sehr gut wußte, daß gerade Galitzyn sich dem Streben und den Wünschen der Jesuiten immerdar widersetzt hatte.

Daß es aber auch nicht De Maistres Sophismen waren, die das freudige Ereigniß herbeigeführt hatten, sondern die Hoffnung auf einen thätigen und wirksamen Beistand der Jesuiten in Polen, das sollte sich fast unmittelbar darauf in entschiedenster Deutlichkeit zeigen.

Der Kaiser Alexander beschied nämlich (am 8./20. April 1812) zwar nicht den Jesuiten-General, wohl aber — was in manchen Beziehungen gleichbedeutend, in anderen zweckmäßiger geachtet werden konnte — dessen Freund, Joseph De Maistre zu sich und empfing ihn mit der Frage: „was denken Sie von den Jesuiten?"

Die Frage hatte eine besondere Bedeutung, da bereits festgestellt war, daß De Maistre — der fremde Diplomat — in Aufträgen des Kaisers nach Polotzk reisen sollte. Die Antwort war natürlich eine begeisterte Lobrede auf den Orden, der die französische Revolution verhindert haben würde, wenn man ihn nicht vorher beseitigt hätte.

Da der Kaiser wieder anhub: „Sie müssen wissen, daß neuerdings" — unterbrach ihn De Maistre mit den Worten: „Ich weiß, was E. M. mir sagen wollen" — ja! Magnitzky habe neuerdings dem Polizeiminister mitgetheilt, man könne die Jesuiten sehr nützlich verwenden; einer von ihnen habe sich erboten Buonaparte zu vergiften. (On pourrait en tirer grand parti, car l'un d'eux est venu me proposer d'empoisonner Bonaparte.) Aber welchen Glauben verdiene ein Mensch wie Magnitzky, dessen eigene Schurkereien bald darauf zu Tage gekommen seien? — Ein Mensch, der so etwas hinterbringe, verdiene selber den Strick, besonders wenn er, wie hier der Fall sei, den nicht zu nennen wisse, der ihm einen solchen Antrag gemacht habe.

Wenn Magnitzky den Jesuiten wirklich nicht bei Namen nannte, so ließ sich das wohl auf mehr als eine Weise erklären. Vielleicht hatte sich der fromme Pater vorsichtiger Weise bei ihm eingeführt, ohne seinen Namen kund zu thun, vielleicht war Magnitzky verpflichtet ihn nicht zu nennen, nachdem der Kaiser sich entrüstet geäußert hatte. Doch diese Möglichkeiten wurden nicht weiter erörtert. Der Kaiser fand es zweckentsprechend, die Frage als erledigt durch solche Erklärung gelten zu lassen, und fragte weiter, ob De Maistre glaube, daß die Jesuiten geneigt sein könnten, „im guten Sinn" auf die öffentliche Meinung in Polen zu wirken? (Croyez-vous qu'ils fussent disposés à travailler sur l'opinion, en Pologne, dans le bon sens?)

De Maistre ließ es darauf natürlich an Betheuerungen nicht fehlen: „Sie sind sehr bereit dazu und sie werden alle ihre Kräfte daran setzen; ich werde sie sofort an Ort und Stelle sehen und ihren Eifer steigern so viel ich vermag, doch unnöthiger Weise, wie ich glaube. Ihre Lehre, in Beziehung auf den Punkt, den E. M. im Auge haben, ist die katholische; das Licht der Sonne ist weniger bekannt (als diese Lehre —: Ils y sont très-disposes, et ils s'y emploieront de toutes leurs forces; je vais d'abord les voir sur les lieux et je les échaufferai de toutes mes forces, mais, je crois, inutilement. Leur enseignement est l'enseignement catholique [sur le point que vous avez en vue]; le soleil est moins connu.).

Das war es, um was es sich handelte; der Rest des Gesprächs, über das De Maistre seiner Regierung berichtet, drehte sich um mehr oder weniger geistreiche Gemeinplätze über die Chancen des bevorstehenden Krieges und hatte keinen beachtenswerthen Inhalt. Bald darauf reiste De Maistre dem Kaiser voraus nach Polotzk.

In den auswärtigen Verhältnissen hatte sich inzwischen Ein und Anderes glücklich für Rußland gefügt. Namentlich hatte der Krieg an der Donau gegen Ende des Jahres 1811 eine unerwartet günstige Wen-

dung genommen, so daß der Friede mit der Türkei ganz von Rußland abzuhängen schien.

Der letzte Feldzug war (1811), wie schon erwähnt, unter Kutusows Leitung vertheidigungsweise geführt worden; das russische Heer hatte selbst das um den Preis so vielen Blutes theuer erkaufte Ruschtschuk freiwillig verlassen und sich langsam, unter siegreichen Gefechten, auf das linke Ufer der Donau zurückgezogen. Der Großvezier folgte ihm dorthin; er ging (in der Nacht vom 8. zum 9. September) in der Nähe von Ruschtschuk über den Strom; Kutusow aber umstellte ihn auf dem linken Ufer in solcher Weise in verschanzten Stellungen, daß die Türken keinen Versuch weiter vorzudringen für möglich hielten. Nachdem er einige Verstärkungen aus dem Innern der Moldau an sich gezogen hatte, entsendete der russische Feldherr einen Heertheil über den Strom und ließ (am 13. October) die türkischen Schaaren angreifen, die dort das rechte Ufer der Donau und den Rücken des Heeres unter dem Großvezier hüteten. Diese Schaaren wurden überrascht, geschlagen und zersprengt; die türkische Armee war nun, von allen Seiten eingeschlossen, auf den engen Raum beschränkt, den sie auf dem linken Ufer inne hatte, nur der Vezier konnte sich für seine Person in einem Kahn nach Ruschtschuk retten. — In dieser Lage begannen Unterhandlungen über einen Waffenstillstand, einen Frieden, die zunächst dahin führten, daß die Reste des türkischen Heeres, die Frost und Hunger übrig gelassen hatten, am 8. December die Waffen streckten, nur dem Namen nach nicht kriegsgefangen. Denn die türkischen Krieger blieben in den Dörfern der Moldau, ganz in der Gewalt der Russen, als Geißeln bewacht und sollten Kriegsgefangene werden, wenn die Unterhandlungen nicht zum Frieden führten. Daß der Friede sie frei machte, hätte sich wohl von selbst verstanden, auch wenn sie sofort Kriegsgefangene genannt wurden und nichts darüber festgestellt war.

Die Friedens-Unterhandlungen wurden nach Bukarest verlegt; Kutusow hatte, den schon Monate früher erhaltenen Weisungen gemäß, den Sereth als Grenze verlangt, die Türken boten den Pruth als Grenze. Der Kaiser Alexander war unzufrieden mit Kutusows Verfahren und meinte, man hätte den Frieden und dessen Bedingungen vorschreiben können, während es sich noch um die Rettung des eingeschlossenen türkischen Heeres handelte; man hätte die Unterhandlungen besonders nicht nach Bukarest verlegen sollen, wo die Gesandten anderer Mächte sich einmischen könnten.

Doch glaubten der Kaiser und seine Rathgeber sich nunmehr des Friedens mit der Pforte gewiß, und da auf einer entgegengesetzten Seite das Verhältniß Schwedens zu Frankreich ein feindliches geworden war, da es (8. April 1812) gelang ein Bündniß mit Schweden zu schließen, dem Norwegen als Ersatz für das verlorene Finnland verheißen wurde, trat der Kaiser Alexander auch Frankreich gegenüber mit größerer Bestimmt-

heit auf als früher — ohne daß dies anders als scheinbar einen wesentlichen Unterschied gemacht hätte. Die Unterhandlungen hätten sich unter allen Bedingungen, in einer oder anderer Form, hingezogen, bis Napoleon mit seinen Rüstungen fertig war, und unter keiner Bedingung länger.

Im Februar und März 1812 war der Flügeladjutant Czernyschew noch einmal mit einem eigenhändigen Brief Alexanders an Napoleon in Paris gewesen, wo er sehr wichtige Dinge bewerkstelligt zu haben glaubte. Es war ihm gelungen einen untergeordneten Beamten Namens Michiels für Geld zu gewinnen und durch ihn in den Besitz anscheinend sehr genauer Standesausweise der französischen Armee zu gelangen. Der zuverlässige Bogdanowitsch aber bezeugt, daß diese Papiere, die Czernyschew mitbrachte, sehr wenig werth waren, daß man in Rußland bereits durch Kurakin viel bessere Nachrichten über die französische Armee gehabt habe, und der nunmehr längst verstorbene preußische Staatsminister Graf Goltz, in mancher Beziehung gut orientirt in Frankreich, wußte sehr umständlich zu erzählen, wie Napoleon diese Intrigue von Anfang an gekannt, wie er alle Fäden derselben in der Hand gehabt, und sie benützt habe dem Flügeladjutanten Alexanders falsche Standesausweise in die Hände spielen zu lassen. Thatsache ist, daß man bei dem Ausbruch des Krieges im russischen Hauptquartier nicht gut über die französische Armee unterrichtet war, und sie weniger zahlreich glaubte als sie war.

Mehr als je zuvor leitete der Kaiser Alexander zu dieser Zeit die auswärtige Politik seines Reichs unmittelbar selbst. Die Nullität und die unheilbare Gallomanie des Kanzlers Rumäntzow nöthigten ihn in der That dazu, und von denen, die ihm nahe standen, war wohl Armfeldt derjenige, mit dem er sich am meisten berieth. Rumäntzow sah seine mitunter seltsam gewagten Versuche der Politik eine Richtung zu geben, die ihm angemessen schien, immer wieder scheitern und mußte sich gefallen lassen als willenloses Werkzeug zu dienen.

So mußte er seinen Namen unter eine Depesche an Kurakin setzen, deren Inhalt eine Art von Ultimatum Rußlands enthielt. Napoleon sollte seine Armee aus Preußen zurückziehen und die Besatzung von Danzig vermindern, forderte Rußland, dann könne man sich über die Handels-Angelegenheiten und über Oldenburg verständigen.

Der Kaiser Alexander selbst war in dem Grade überzeugt, daß diese Forderung unmittelbar den Krieg herbeiführen werde, daß er schon vor dem Tage, an dem Kurakin in Paris damit hervortrat (am 27. April), von Petersburg aufbrach nach Wilna in das Hauptquartier seiner Armee. Nur Rumäntzow wollte noch immer nicht an einen ihm so unerwünschten Krieg glauben, und selbst als Napoleon Paris verlassen hatte, um sich zunächst nach Dresden zu begeben, erwartete er noch immer, daß man sich friedlich verständigen werde. Die Erwartung auszusprechen, daß Napoleon irgend einen Vorwand ergreifen werde, um den Frieden zu sichern und

nach Paris zurückzugehen, bediente er sich der seiner Meinung nach geistreichen Wendung zu sagen: „das Zahnen" (la dentition) seines Sohnes, des Königs von Rom, werde ihn bestimmen umzukehren. Er ließ sich sogar durch den Glauben an Erhaltung des Friedens nach dieser Seite zu Schritten ziemlich zweideutiger Natur bestimmen. Nach seiner Ansicht mußten, so wie man mit Frankreich im Reinen war, die Eroberungspläne an der Donau wieder aufgenommen werden und er bewog deshalb den General Kutusow, hinter dem Rücken des Kaisers, die Unterhandlungen zu Bukarest in die Länge zu ziehen, den Frieden mit der Pforte nicht zu schließen.

Kutusow befolgte nicht die dringenden Mahnungen seines Kaisers, sondern die geheimnißvoll feinen diplomatischen Winke Rumäntzows, bis der Kaiser Alexander die Geduld verlor und an Kutusows Stelle den Admiral Tschitschagow zum Oberbefehlshaber an der Donau und zu seinem Bevollmächtigten auf dem Friedens-Congreß zu Bukarest ernannte. In dem Petersburger Hofkreise wurde bekannt, daß es auf diese Veranlassung hin zwischen dem Admiral und dem Kanzler zu einer mehr als heftigen Scene gekommen war. Man glaubte zu wissen, daß der Admiral sogar das Wort „Verrath" ausgesprochen habe, und allerdings war der heftige Tschitschagow, der sich sogar auf rücksichtslose Energie und männliche Gradheit etwas zu Gute that, ganz der Mann dazu, dem Kanzler ein solches Wort in das Gesicht zu werfen.

Doch wußte der Kanzler ihn etwas aufzuhalten, indem er ihm einige nothwendige Papiere nicht sofort einhändigte, und die so gewonnene Zeit benützte Rumäntzow einen Courier abzufertigen, der dem Admiral in Bukarest zuvor kam, und Kutusow von Tschitschagows Mission und der Nothwendigkeit nunmehr schnell abzuschließen benachrichtigte. Kutusow unterzeichnete nun auch sofort (28. Mai) noch vor Tschitschagows Ankunft den Frieden, der dem russischen Reich den Pruth zur Grenze gab.*)

Kurakin hatte inzwischen zu Paris auf seine im April überreichte Note gar keine Antwort erhalten. Nur der französische Gesandte am russischen Hof, General Lauriston, der an Caulaincourts Stelle getreten war, erhielt den Auftrag anzufragen, ob nicht der Fürst Kurakin seine Instruction mißverstanden habe und über deren Inhalt hinaus gegangen sei? Unter Anderem auch dadurch, daß er seine Pässe verlangt habe, wie er wirklich gethan hatte, als keine amtliche Antwort auf seine Note erfolgte und Napoleons Abreise nach Dresden angekündigt wurde. Seltsamer Weise sollte dann Lauriston auch darauf aufmerksam machen, daß die russische Regierung, indem sie die Räumung Preußens durch die französischen Truppen verlangte, das Völkerrecht verletze und die souveraine Unabhängigkeit des Königs von Preußen mißachte. Der König von Preußen sei berechtigt seine Verbündeten zu wählen; niemand habe das Recht Ein-

*) De Maistre, Correspondance diplomatique, I. 100.

rede gegen die Bedingungen zu erheben, auf die der König von Preußen angemessen finde sich mit anderen Mächten zu verbinden.

Auch diese Aufträge wurden dem General Lauriston nur in der Absicht ertheilt, noch den Rest von Zeit zu gewinnen, dessen Napoleons Heer bedurfte, um den Niemen zu erreichen. Insofern aber die Frage etwa als ein Mittel gelten sollte die Unterhandlungen fortzusetzen, enthielt sie die Zumuthung, Rußland sollte seine Forderung zurücknehmen. Das geschah nicht. Ja, da der Kaiser Alexander Petersburg bereits verlassen hatte, fand, wie sich ergiebt, Lauriston gar nicht die Gelegenheit sich seines Auftrags in aller Form zu entledigen. Er hatte nur (unter dem 22. Mai) zu melden, daß der Inhalt der russischen Forderungen in Petersburg allgemein bekannt sei, und nicht daran zu zweifeln, daß Kurakin seinen Instructionen gemäß handle.

Darauf wurde er abgerufen, während dem Fürsten Kurakin nun endlich von Dresden aus die verlangten Pässe zugesendet wurden. Zugleich ließ Napoleon diesem Diplomaten mittheilen, die seinerseits ausgesprochene Forderung seine Pässe zu erhalten, werde von Seiten Frankreichs als eine Kriegs-Erklärung angesehen. Wohlverstanden: das wurde von Dresden aus, unter dem 12. Juni, dem russischen Gesandten zu Paris angezeigt, der es sechs oder sieben Tage später erfuhr; nicht etwa der russischen Regierung zu Petersburg oder dem russischen Hauptquartier zu Wilna, und darauf drang die französische Heeresmacht ohne weitere Erklärung am 25. Juni bei Kowno über den Niemen in das russische Gebiet vor.

Napoleon liebte es, sich zu Anfang eines Krieges die Vortheile eines unerwarteten Ueberfalls zu sichern. Durch Hugo Grotius und das Völkerrecht ließ er sich darin nicht stören, und durch Erinnerungen an mittelalterliche Ritterlichkeit noch weniger.

Eine letzte angebliche Friedensbotschaft, die unmittelbar vorherging, die Sendung des Generals Grafen Narbonne, hatte keinen anderen Zweck, als nähere Nachrichten über die militairische Lage einzuziehen, und die Russen noch auf einige Tage in Sorglosigkeit einzuwiegen, indem man glauben ließ, daß Unterhandlungen noch immer möglich seien, von Seiten Napoleons noch immer gewünscht würden, daß der Angriff noch nicht unmittelbar bevorstehe.

Der Gang des Kriegs, der in neuester Zeit in größter Vollständigkeit ermittelt worden ist, kann hier natürlich nicht der Gegenstand einer abermaligen eingehenden Darstellung werden. Es muß uns genügen nur des Zusammhanges wegen die wesentlichen Züge des Verlaufs in Erinnerung zu bringen.

Napoleon führte ein Heer über den Niemen, wie es die Welt bis dahin wohl noch nie gesehen hatte. Es zählte mehr als 450,000 Mann,

und wenn man diese Zahl erwägt und die Tüchtigkeit, den kriegerischen Werth der Truppen, ist man wohl berechtigt zu sagen, daß nie zuvor eine solche Macht zu einem Heereszug vereinigt war. Es fällt für den Sachverständigen fast in das Lächerliche, wenn man die Vorstellung von dieser Heeresmacht, wie oft genug geschehen ist, durch eine classische Erinnerung an die Schaaren des Xerxes zu steigern glaubt, die offenbar einen sehr geringen kriegerischen Werth hatten, wie zahlreich auch der Schwarm gewesen sein mag.

Rußland hatte dieser gewaltigen Macht, trotz aller Anstrengungen, nach Jahre langen Rüstungen, nicht die dreimalhunderttausend Krieger entgegen zu stellen, von denen man in den Petersburger Hofkreisen sprach, sondern, etwa 15,000 Kosaken ungerechnet, die auf dem Schlachtfelde wenig bedeuten, nur 176,000 Mann Linientruppen. Das war ein bedenkliches Mißverhältniß der Macht! Finanzielle Schwierigkeiten, die Mängel der Verwaltung und die gewaltige Sterblichkeit, die in der russischen Armee, besonders unter der jungen, neu ausgehobenen Mannschaft immerdar herrschte, hatten zu diesem Ergebniß geführt.

Auch sonst konnten die Anstalten der Russen weder durchaus zweckmäßig, noch zumal irgend zureichend genannt werden, und selbst der Operationsplan, dies verschanzte Lager bei Drissa, um das sich Alles drehen sollte, bei dem Phull an Friedrichs des Großen Lager bei Bunzelwitz gedacht hatte, und der Kaiser Alexander an Wellingtons Linien von Torres-Vedras: das Alles war nach einem für die Umstände viel zu kleinlichen Maßstab gedacht und angelegt.

Da war es vielleicht glücklich, daß Oesterreichs Beitritt zu dem Bündniß gegen Rußland diesen Plan gleich zu Anfang zerrüttete und mittelbar eine der Veranlassungen wurde, die ihn aufzugeben zwangen. So wie man im Rath des Kaisers Alexander von diesem Bündniß Oesterreichs mit Napoleon erfuhr, glaubte man sich auf einen Nebenfeldzug auf einem besonderen, untergeordneten Kriegsschauplatz gefaßt machen zu müssen. Man erwartete einen Angriff von Galizien aus auf Wolynien und Podolien — auf Kiow, und es sollte eine dritte russische Armee unter dem General Tormassow gebildet werden, ihm zu begegnen. Man hoffte zuerst sie aus Reserve-Truppen zusammensetzen zu können, deren eigentliche Bestimmung war Ersatz-Mannschaften für die activ verwendeten Truppentheile zu liefern. Bald aber zeigte sich, daß solche Truppen für den Augenblick gar nicht in ausreichender Zahl zur Verfügung standen, und es blieb nichts übrig, als die zweite Armee, die unter den Befehlen Bagrations stand, zu theilen. Diese zweite Armee sollte, dem Operationsplan nach, in Flanke und Rücken des französischen Heeres gefährliche und lähmende Diversionen ausführen, während die erste unter Barclay das Lager von Drissa hielt. Durch die Theilung aber schwanden Bagrations Schaaren auf wenig mehr als zweiundreißigtausend Mann zusammen,

ıb was vermochte eine so geringe Streiterzahl in Flanke und Rücken ner Heeresmacht wie sie Napoleon nach Rußland führte? Ihre Wirk- mkeit, auf die man auch unter diesen Umständen noch rechnen wollte, ar ein Wahn, der sich sehr bald als wesenlos erweisen mußte.

Und so geschah es. Während Barclay mit der ersten Armee vor ner gewaltigen Uebermacht langsam an die Düna und in das Lager bei Drissa zurückwich, kam Bagration nicht einmal zu einem Versuch die Rolle urchzuführen, die ihm der Operationsplan bestimmte. Er sah sich eben- alls von einer großen Uebermacht bedrängt, und weit entfernt Diversionen ersuchen zu können, mußte er, einem Angriff zu entgehen, weiter und eiter ausweichen, bis an den Dniepr und bis auf dessen linkes Ufer.

Zu gleicher Zeit aber regte sich in dem russischen Heer ein böser Geist des Mißtrauens wie er den Asiaten und allen Völkern eigen zu ein pflegt, die gewöhnt sind alles Fremde, und zwar besonders wenn es en Stempel einer überlegenen Bildung an sich trägt, mit Argwohn und nem feindseligen Gefühl aufzunehmen. Der Rückzug kam der russischen rmee sehr unerwartet, und da man keinen richtigen Maßstab für Na- oleons Heeresmacht und seine Ueberlegenheit hatte, schien er unbegreiflich. an hatte erfahren, daß Speranskys geübter Verrath entdeckt worden , man hörte überall Mißtrauen in Beziehung auf Rumänzow äußern, wurden alle Fremden, alle Deutschen zumal vollends leicht Gegenstand s bösesten Verdachts, und man sah Deutsche, Barclay, Phull, Wollzogen, der unmittelbarsten Nähe des Kaisers. Ihnen vorzugsweise schien die itung des Kriegs anvertraut. Der Gedanke, daß man verrathen und rkauft sei, wurde zuerst in Bagrations Armee laut und leidenschaftlich sgesprochen. Bagration sah sich von einer bedeutenden Uebermacht be- ängt, und hatte keine Ahnung davon, daß diese Uebermacht doch nur ren untergeordneten Bruchtheil des französischen Heeres bildete. Ba- ation selbst, sein Stab, die Generale seiner Armee, alle waren überzeugt, ß sie die Hauptmacht Napoleons gegen sich hätten. Sie bildeten sich n, Barclay habe nur ganz unbedeutende feindliche Schaaren vor sich, ıb er wich zurück, von Phull und Wolzogen geleitet und verleitet; er iff den schwachen Feind nicht an, der ihm gegenüber stand! — Er that chts, um Bagrations Armee aus ihrer gefährdeten Lage zu retten! — as schien offenbarer Verrath! — Man glaubte zu sehen, daß Rußlands eere absichtlich in das Verderben geführt würden.

Dem Kaiser Alexander aber wurde im Lager von Drissa selbst die nhaltbarkeit dieser Stellung einleuchtend nachgewiesen und sein Gesichts- eis erweiterte sich in Folge dessen überhaupt in gar merkwürdiger Weise. r erkannte nun die volle Bedeutung des Kampfes und dessen ganzes ewicht; er wußte sich Rechenschaft davon zu geben, mit welcher gewal- gen Macht er es zu thun habe, und davon, daß dieser Macht gegenüber le bisherigen Anstalten ungenügend seien, ja kleinlich zu achten; daß

der Widerstand Rußlands nach einem viel großartigeren Maßstab eingeleitet werden müsse. Daß der Raum ein Element der Macht sein und ersetzen könne, was dem Widerstand an Streitkräften fehlte, darauf verfiel er jedoch auch unter diesen Bedingungen so wenig als die Rathgeber, denen er jetzt sein Vertrauen schenkte, und unter denen niemand für diesen Gedanken zugänglich war. Graf Liewen, der bisherige Gesandte Rußlands in Berlin, war dort durch Scharnhorst für diese Idee gewonnen worden, und suchte sie im russischen Hauptquartier zur Geltung zu bringen, aber vergebens; sie war zu neu, lag zu weit außerhalb der herkömmlichen strategischen Berechnungen, und er fand kein Gehör damit. Alexander dachte an eine Volksbewaffnung nach großartigem Maßstab, an die Errichtung von Milizen, die nach Hunderttausenden zählen sollten, deren Bildung man sich leichter dachte als sie war, und er verließ das Heer, er eilte nach Moskau und Petersburg, um sie zu betreiben.

Was das Nächste betraf, sah man allgemein die Nothwendigkeit ein, vor allen Dingen die beiden bisher planmäßig getrennt gehaltenen Armeen Barclays und Bagrations zu vereinigen, und ihre Vereinigung war nicht mehr anders möglich als rückwärts —; so leitete der Umstand, daß der seit lange vorbereitete Operationsplan aufgegeben wurde, in die Bahnen, die zu der glücklichen Wendung des Feldzugs führen sollten. Natürlich ohne daß man es beabsichtigt hatte oder sich Rechenschaft davon zu geben wußte. Von denen, in deren Händen jetzt die Leitung der Heere lag, sah auch jetzt keiner in dem Rückzug ein Mittel des Widerstandes, jeder nur ein Mittel zur Vereinigung der getrennten Heertheile zu gelangen, und wenn diese gelungen war, sollte der Kampf in anderen Formen fortgesetzt werden; man hoffte sogar alsdann zum Angriff übergehen zu können.

Der Kaiser Alexander forderte zunächst in Moskau den Adel und die Kaufmannschaft zu außerordentlichen Opfern auf für das bedrängte und gefährdete Vaterland; zur Bildung einer Miliz, deren Kosten Adel und Bürgerstand tragen mußten, da dem Staat die Mittel dazu fehlten. Der Adel stellte ja, wie die Verhältnisse einmal waren, selbst in den Wehrmännern einen Theil seines Vermögens. Die Worte des Kaisers fanden einen begeisterten Widerhall. Adel und Kaufmannschaft besteuerten sich selbst, um die Bildung der Milizen möglich zu machen, nach einem sehr hoch gegriffenen Maßstab, und die Reicheren unter ihnen überboten sich außerdem in freiwilligen Beiträgen. Einige der Magnaten, wie Saltykow und Dmitriew-Mamonow erboten sich ganze Regimenter auf eigene Kosten zu errichten. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich in allen Provinzen, und der Geist entschlossenen Widerstandes, der sich in solcher Weise zeigte, blieb nicht etwa auf die bevorzugten Stände beschränkt; selbst der leibeigene Bauer zeigte sich bereit für das heilige Rußland zu kämpfen, jetzt wie vor zweihundert Jahren, als der falsche Dmitry und die Polen ihr ruch-

loses Wesen trieben im Lande. Der Kaiser Alexander, dessen Regierung trotz aller Milde und alles wohlwollenden Strebens, nie beliebt gewesen war, sah sich jetzt von der begeisterten Liebe des Volks getragen, sobald man erkannte, daß auch er zum Aeußersten, zum Widerstand um jeden Preis entschlossen sei. Die Energie und Nachhaltigkeit dieses Aufschwungs muß gewiß selbst in fernster Zukunft noch für die Nachwelt ein Gegenstand hoher Achtung sein. Sie verdient in gewissem Sinn gerade der vielen und schweren Mängel und Gebrechen wegen, an denen das öffentliche Wesen und die sittlichen Zustände Rußlands krankten, eine hohe, man könnte sagen, eine eigenthümliche Anerkennung. Daß unerachtet aller dieser Gebrechen, ihnen zum Trotz, ein solcher Geist hervor treten und sich in Thaten bewähren konnte, ist eine vielsagende Erscheinung!

Während nun der Kaiser Alexander von Petersburg aus die Bewaffnung des Reichs zu leiten suchte, war die Vereinigung der beiden russischen Armeen bei Smolensk gelungen, und das war nun, nach der Meinung aller Generale, das Ziel und Ende des Rückzugs. Alles verlangte nicht nur, daß man hier dem Feinde zur Entscheidungs-Schlacht Stand halte, — Rußlands Heer sollte zum Angriff übergehen und ihn aufsuchen. Der Kaiser selbst erwartete entscheidende Operationen in diesem Sinn. Barclay ließ sich jedoch nur schwer dazu bestimmen und bewegte sich endlich nur unsicher und zögernd vorwärts. Als dann Napoleon, durch diese unsicher tastenden Versuche aufgeschreckt, aus der wenig erquickenden Ruhe, die er seinen Truppen gewährt hatte, seinerseits zum Angriff schritt, wich Barclay, nach blutigen Treffen bei Smolensk, beherrscht von dem Gefühl, daß man an dieser Stelle dem Feinde nicht gewachsen sei, der Entscheidung aus, und ging weiter zurück, in der Richtung auf Moskau. Bald nach einem Schlachtfeld suchend, dessen Vortheile das Mißverhältniß der Streitkräfte ausgleichen konnte, bald gezwungen durch die Ränke widerspenstiger Generale, unter denen sich besonders der vielgerühmte Jermolow thätig erwies, und stets bestimmt durch den Druck der Verhältnisse, kam man von Tag zu Tag weiter zurück, ohne es eigentlich gewollt zu haben, ohne einen Plan zu befolgen, der je weiter gereicht hätte als bis zur allernächsten Stellung, in der man die gewünschten Vortheile zu finden hoffte.

Napoleon folgte, immer in der Hoffnung zu der entscheidenden Schlacht zu gelangen, die er wünschte, und der Krieg begann sich dadurch, daß er im eigentlichen Rußland Alles verödet, die Dörfer leer und verlassen fand, schon jetzt sehr ungünstig für ihn zu gestalten. Die ganze Bevölkerung entfloh, wie und wo der Feind nahte. Die französischen Geschichtschreiber dieser Zeit sehen darin den Beweis einer wunderbaren Fügsamkeit, mit der strenge Befehle der Regierung befolgt worden seien. Das ist ein Irrthum. Ein Befehl der Regierung hätte dergleichen nicht bewirken können, wenn es sich nicht von selbst ergab; wie die Verhält-

nisse wirklich lagen, hätte die Regierung es eben so wenig verhindern können, wenn das etwa ihre Absicht gewesen wäre.

Das Volk bestimmte sich durchaus selbst zu dieser allgemeinen Flucht und aus sehr nahe liegenden Gründen. Das innere Rußland hatte seit den verwüstenden Raubzügen der Polen und Tataren keinen Feind gesehen; die Erinnerung an die Raubzüge jener ruchlosen Horden war lebendig geblieben im Volk; ihr war die Vorstellung entnommen, die es sich vom Kriege machte und von dem Schicksal, das jeden treffen werde, der den Feind daheim erwartete. Die Landleute flohen vor den nahenden Franzosen, wie ihre Vorfahren vor den sengenden, brennenden, raubenden und mordenden Polen und Tataren geflohen waren. Es kam dazu, daß dem russischen Bauern seine hölzerne Hütte, an deren Stelle er selbst in ganz kurzer Zeit eine andere zu bauen weiß, sehr wenig werth ist. Was wirklichen Werth für ihn hat, sein Vieh und seine Ernte, das rettete er eben durch die Flucht.

Das wüste Geschrei gegen den Verrath der Deutschen wurde im russischen Heer und selbst überall im Lande immer lauter und heftiger, die Intriguen gegen Barclay immer giftiger und thätiger — der Kaiser Alexander sah sich genöthigt der öffentlichen Meinung nachzugeben. Er konnte sich in der That, in dem Augenblick, wo er so große Opfer vom Lande fordern mußte, kaum gegen sie verschließen. Schon hatte er Rostoptschin, der ihm verhaßt war, zum General-Gubernator der alten Hauptstadt des Reichs ernennen müssen, jetzt sah er sich genöthigt den alten, hinfälligen Kutusow, den er gering achtete, an die Spitze seiner Heere zu stellen.

Kutusow ließ es bei Borodino auf eine Hauptschlacht ankommen, eigentlich weil die Stimmung des ganzen Landes sie gebieterisch forderte; das alte, heilige Moskau ohne Kampf preis zu geben war in der That vollkommen unmöglich. Die Schlacht ging in einer für die russischen Waffen ehrenvollen Weise verloren, und Napoleon versäumte den Erfolg bis zu einer vollständigen Niederlage seines Gegners zu steigern, wie er gekonnt hätte. Moskau mußte ihm freilich überlassen werden, und er glaubte in der alten Hauptstadt des Reichs ein sicheres Pfand des Friedens zu haben, während die russische Armee, auf den sehr glücklichen Rath des General-Quartiermeisters Toll, bei Tarutino eine Flankenstellung einnahm, von der aus sie die rückwärtigen Verbindungen des französischen Heeres gefährdete und beinahe beherrschte.

Nun trat ein Ereigniß ein, das in der Geschichte in gewissem Sinn einzig und ohne Beispiel dasteht: die Flammen verwandelten das von seinen Einwohnern verlassene Moskau in eine Einöde von Asche und Trümmern. Daß Rostoptschin das Feuer hatte anlegen lassen, ist jetzt von allen Seiten zugegeben: ein unerhörter Frevel und eine ungeheuere That, für die, sofern sie ein Einzelner ohne Vollmacht übte, großartige

rhabenheit des Charakters nicht ausreichte; es gehörte auch Rostoptschins
ohheit dazu, und sein fanatischer Fremdenhaß, der nicht fragte, inwiefern
zu solcher That berechtigt sei, dazu, ein solches Opfer auf Kosten An-
erer zu bringen. Es ist mit Bewunderung davon gesprochen worden,
aß Rostoptschin darauf selbst mit eigener Hand die Brandfackel in sein
achtvolles Landschloß zu Woronowo in der Nähe von Moskau schleu-
erte: wir sehen in dieser That vor allem das Geständniß, daß der Brand
er Hauptstadt wirklich sein Werk war — und eine Nothwendigkeit, der er
ch nicht entziehen konnte. Wie hätte er sein eigenes Landhaus stehen
ssen können, nachdem er Moskau den Flammen geweiht hatte! — Er
ußte, wenn sich anklagende Stimmen erhoben, auf die Trümmer von
oronowo, auf sein eigenes Zerstörungswerk dort, verweisen können.

Ganz Rußland trauerte um den Verlust, um den Untergang seiner
ational-Hauptstadt, aber es zeigte sich empört, nicht erschüttert, und fest
nd unerschüttert blieb auch der Kaiser Alexander, selbst als sein Bruder
onstantin und sogar seine persönlich gegen Napoleon erbitterte Mutter
schreckt von der Nothwendigkeit des Friedens sprachen.

Napoleon erwartete in eigenthümlicher Verblendung, anderthalb Mo-
ate lang und selbst als jede vernünftige Aussicht auf eine solche Wendung
r Dinge verschwunden war, auf den Trümmern von Moskau den Frie-
n. In einem anderen Werk, das sich eingehend mit den kriegerischen
reignissen des Jahres 1812 beschäftigt, haben wir nachzuweisen gesucht,
aß Napoleon sich in den Berechnungen, die sein Verfahren regelten, weseni-
ch nur in Beziehung auf Ein Element der Rechnung geirrt hatte, und
war in Beziehung auf ein Element, das ganz außer dem Bereich dessen
g, was man herkömmlicher Weise unter „strategischen Combinationen"
rsteht. Er irrte sich in Beziehung auf den Geist des russischen Volks,
nd den Antheil, den die Nation an dem Kampf nahm, besonders aber
nd vor allem in Beziehung auf die Charakterfestigkeit, die von dem Kai-
r Alexander selbst unter den Bedingungen, wie sie der Krieg herbeiführen
ußte, erwartet werden durfte.

Sein Irrthum war erklärlich genug; in der Vergangenheit Alexanders
g nichts, das etwa auf eine unerschütterliche Festigkeit des Charakters
deutet hätte. Im Gegentheil; Napoleon hatte ihn bereits zweimal, nach
en Niederlagen von Austerlitz und Friedland, ziemlich haltungslos zu-
mmenbrechen und das Spiel ziemlich leichten Kaufs verloren geben sehen,
as auch zu Bartenstein für enthusiastische Gefühls-Scenen unmittelbar
orhergegangen waren und vor wenigen Monaten noch hatte Speranskys
ßher Fall von neuem den Beweis geliefert, wie sehr Alexander durch
ugenblickliche Eindrücke bestimmt und fortgerissen werden konnte.

Woher nun diesmal diese Festigkeit, die ihm nicht eigen, die seiner
eglichen Natur fremd war? — Vielfach ist, um diese Erscheinung zu
klären, darauf verwiesen worden, daß ihm diesmal der berühmte deutsche

Staatsmann, der Freiherr von Stein, zur Seite stand und zur Stütze wurde. Wer je selbst in schwieriger Lage war, weiß, was es werth ist und bedeutet, unter solchen Bedingungen, die Sorge, um die es sich handelt, mit einem Mann von felsenfestem Charakter zu theilen und an ihm eine Stütze zu finden, und so mag denn wohl auch Stein einen gewissen Einfluß geübt haben. Doch konnte dergleichen bei weitem nicht ausreichen, da Stein ein Fremder war und da man doch schließlich nur Verstand und Einsicht, nicht auch Charakter und Festigkeit für einen Anderen haben kann.

Der Grund der Erscheinung lag viel tiefer. Nach Austerlitz und Friedland verlangte die in Rußland herrschende Stimmung von dem Kaiser, daß er einen Kampf aufgebe, an dem die Russen nur ungern Theil nahmen, — diesmal hätte sich die öffentliche Meinung des Landes gegen ihn empört, wenn er wanken und nachgeben wollte. Das wußte Alexander und er wußte auch, daß die europäische Bedeutung Rußlands auf dem Spiele stand, wie nie zuvor; er hatte das volle Verständniß und das volle Bewußtsein seiner Lage; er fühlte sich unter der Gewalt einer zwingenden Schicksals-Nothwendigkeit — der ἀνάγκη der Griechen. — Aber auch ein solches Bewußtsein verleiht einem seiner Natur nach weichen und bestimmbaren Charakter nicht ohne Weiteres die Festigkeit, deren er bedarf, um die heroische Rolle durchzuführen, die ihm auferlegt ist, und so gelangte denn auch Alexander nur vermöge eines gewaltigen Kampfes mit sich selbst zu solcher Festigkeit. Es war ein Kampf von solcher Art, daß er Epoche macht in seinem Leben, daß er bleibend tiefgehende Spuren in seinem Wesen zurück ließ — ja einen anderen Menschen aus ihm machte, als er bis dahin gewesen war.

Erschüttert durch die Macht der Ereignisse, durch den Verlust der alten Zaren-Hauptstadt, wendete sich Alexander um Trost, um Rath und aufrichtende Zuversicht an den Gefährten seiner Knabenjahre und Jugend, den Fürsten Alexander Nikolajewitsch Galitzyn. Dieser Lebensgenosse sei so früher Zeit neigte zum Mysticismus und soll im Stillen der mährischen Brüdergemeine angehört haben; er verwies den Kaiser in bewegter Rede auf die Bibel, als die Quelle alles Heils, aller Kraft und alles inneren Friedens.

Wenige Tage später überraschte Alexander die Kaiserin-Mutter durch die Frage, ob sie eine Bibel besitze. Sie hatte ihm nur eine französische Uebersetzung, nicht der Urschrift, sondern der „Vulgata“ zu geben, der Kaiser aber vertiefte sich in die heilige Schrift und kehrte inmitten der Stürme der Zeit immer wieder zu ihr zurück.*) Er hatte sich bis dahin auf einen milden wohlwollenden Geist der Duldung beschränkt, der alle Glaubensbekenntnisse umfaßte, ohne auf die Einzelnheiten der Lehre einzugehen —: jetzt, in der Stimmung, in der er lebte, ergriff ihn das Evan-

*) Empaytaz (d. h. Turgeniew), Notice sur Alexandre, empereur de Russie.

gelium, dem er zum ersten Mal näher trat, mit großer Macht und er neigte, wie sein Freund Galitzyn, zu einem Mysticismus protestantischen Geistes.

Die Ereignisse der Zeit bestätigten ihn in den Ideen, die sich seiner Einbildungskraft mit solcher Gewalt bemächtigten, in denen er Trost und Hoffnung gefunden hatte.

Napoleon, der sich nicht gestehen wollte, daß sein riesenhaftes Unternehmen vollständig mißglückt sei, da der Sieg bei Borodino und die Einnahme Moskaus nicht den Frieden herbeigeführt hatten, ein weitergehender Angriff aber unmöglich geworden war, zögerte dort, in den unwirthbaren Ruinen der Hauptstadt, bis die böse Jahreszeit drohend heran nahte. Erst am 18. October brach er von dort auf; ein Versuch, sich den Rückweg auf Kiow zu öffnen, wurde, nach dem unentschiedenen Treffen bei Malo-Jaroslawetz, vielleicht zu leichten Kaufs aufgegeben, — Napoleon führte seine Schaaren auf den verödeten und verwüsteten Weg von Moskau nach Smolensk zurück und hier wurden durch Hunger und Elend jeder Art erst die Bande der Kriegszucht gelöst und dann der Untergang des ganzen Heeres in grauenhafter Weise herbeigeführt. Um die Unfehlbarkeit ihres Helden zu retten, wiederholten französische Schriftsteller beständig, der ganz ungewöhnlich frühe und unerhört strenge Winter habe jede Berechnung getäuscht. Dem ist nicht so. Napoleon wurde im Gegentheil durch die Jahreszeit begünstigt. Der Winter trat später ein als gewöhnlich; war doch selbst in den letzten Tagen des Novembers die Beresina nicht zugefroren und das ist ein seltenes Ereigniß! — Er war dann auch nicht strenger als sonst; nicht strenger, als man vorher wissen und in seinen Berechnungen berücksichtigen mußte.

Alexander aber mußte sich sagen, daß Alles, worauf sich den Berechnungen der Staatsmänner und Feldherren nach der Widerstand stützen sollte, fehlgeschlagen war. Phulls künstlicher Operationsplan hatte gleich zu Anfang aufgegeben werden müssen; die Schlacht, die ganz Rußland forderte, war nicht glücklich gewesen, die Waffen hatten Moskau nicht zu schützen vermocht; die Volksbewaffnung endlich hatte noch nicht in Wirksamkeit treten können. Sie wurde, mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen, erst später kampfbereit, als die Gefahr bereits vorüber war — und nun wendete sich das Geschick, während das russische Heer zu des Kaisers großem Mißfallen, wie er meinte, unthätig bei Tarutino stand, und ein furchtbares Schicksal ereilte das feindliche Heer. Darin glaubte Alexander unmittelbar die Hand Gottes zu sehen.

Er hatte den alten General Knorring aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit zu sich nach Petersburg beschieden und besprach sich viel mit ihm; fast scheint es, daß er mit dem Gedanken umging, dem bejahrten, aber noch sehr rüstigen Krieger wieder ein Commando anzuvertrauen, doch das wußte Araktschejew zu hintertreiben. Mehrfach aber wiederholte der

Kaiser, indem er die Ereignisse und die Helden des Tages mit Knorring besprach: „das hat nicht Kutusow, nicht Wittgenstein — das hat Gott gethan!“

Er gab den Gedanken, die ihn beschäftigten, auch auf der Medaille einen Ausdruck, die er den Kriegern von 1812 verlieh; sie zeigt das Auge der Vorsehung und trägt die Inschrift: „Nicht uns! nicht uns, sondern Deinem Namen!“

In hohem Grade bemerkenswerth ist dann auch, daß Alexander gerade zu dieser Zeit durch kaiserlichen Ukas die russische Bibelgesellschaft in das Leben rief. Das war sogar das Letzte, das er eilig noch verfügte, ehe er von Petersburg aufbrach, um sich wieder an die Spitze seiner Heere zu stellen. Das kaiserliche Decret ist vom 6./18. December 1812; in der folgenden Nacht (vom 18. zum 19.) reiste der Kaiser ab nach Wilna.

Sechstes Capitel.

Der Kaiser Alexander in Polen; — neue Beziehungen zu Adam Georg Czartoryski; — Bündniß mit Preußen; — der Frühjahrsfeldzug 1813; — Oesterreichs Beitritt zum Bunde; — der Friedens-Congreß zu Prag; — der Herbstfeldzug 1813; — die Berhandlungen zu Frankfurt a. M. und Langres; — der Congreß zu Chatillon; — der Feldzug in Frankreich; — Napoleons Sturz; — die Rückkehr der Bourbons; — Frankreichs parlamentarische Verfassung.

Es war nothwendig und sogar hohe Zeit, daß Alexander dorthin käme, wo er unmittelbaren, persönlichen Einfluß auf die Leitung der militärischen Dinge üben konnte, denn sie waren, in einer Weise, die den Forderungen des Augenblicks wenig entsprach, in ein bedenkliches Stocken gerathen. Kutusow hielt zu Wilna an und wollte dem fliehenden Feinde nicht über die Grenzen des russischen Reichs hinaus folgen.

Der hinfällige Kutusow war jener Scheu vor jedem energischen Entschluß, vor jeder That verfallen, die nicht selten mit Altersschwäche verbunden ist, und schon die Stimmung, die ihn beherrschte, veranlaßte ihn nicht weiter zu gehen. Nun kamen aber auch noch Umstände hinzu, die wohl erwogen sein wollten und selbst einen entschlosseneren Mann veranlassen konnten zu zögern.

Namentlich fiel hier zuerst ein Umstand schwer in das Gewicht, dessen weitreichende Bedeutung, dessen entscheidender Einfluß auf die weitere Entwickelung der europäischen Politik und der europäischen Verhältnisse überhaupt, bis auf die neueste Zeit herab, nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist. Nämlich: während das französische Heer auf dem beispiellosen Rückzug seinen Untergang fand, hatte auch das verfolgende russische Heer ungeheuere Verluste erlitten, wie sie gewiß niemand vorhergesehen hatte. In Folge der Mühseligkeiten, die auch dieses Heer zu bestehen hatte, rissen Nervenfieber ein, und schon ehe der Dniepr erreicht war, sah Kutusow seine Bataillone zu winzig zu nennenden Schaaren zusammenschmelzen. Schon nach den wiederholten Treffen bei Krasnoi, wo er Napoleon entkommen ließ, weil ihm, diesem gefürchteten Gegner gegenüber, der Muth zum entschlossenen Angriff versagte, ließ sich Kutusow durch die Schrecken erregenden Verluste des eigenen Heeres bestimmen, anzuhalten und die weitere Verfolgung den untergeordneten Generalen zu überlassen: dem

General Yermolow, der mit dem Vortrab der Hauptarmee den Spuren Napoleons folgte; dem General Wittgenstein, der bis dahin in der Gegend von Polotzk einen besonderen Feldzug gegen ein französisches Seitenheer unter Oudinot geführt hatte und jetzt gegen die Rückzugslinie Napoleons herandrängte; endlich dem Admiral Tschitschagow, der die Donau-Armee aus dem Süden heranführte.

Vor der Uebermacht des Letzteren wichen die Oesterreicher unter Schwarzenberg, die Sachsen unter Reynier, die als Seitenheer Napoleons in Wolynien und Podolien gegen die von Tormassow befehligte dritte russische Armee gekämpft hatten, westwärts nach der Grenze des Herzogthums Warschau, nur von einer mäßigen Heerschaar unter dem General Sacken verfolgt, während Tschitschagow, mit der Hauptmacht Tormassows vereinigt, an die Beresina eilte; dort, an dem rechten Ufer des verhängnißvollen Flusses mit Wittgenstein vereinigt, den Trümmern des französischen Heeres den Uebergang über den Fluß und den weiteren Rückzug zu wehren.

Die furchtbaren Scenen, die sich an der Beresina begaben, sind bekannt. In Folge einer Reihe von Fehlern, die von Seiten der Russen begangen wurden und von denen sich Tschitschagow die schlimmsten zu Schulden kommen ließ, entging Napoleon hier wie bei Krasnoi dem sichern Untergang, aber er rettete nur geringe Reste seines Heeres und auch diese lösten sich, während Elend und Frost immer neue Opfer forderten, beinah vollständig auf, so daß sie als Streitkräfte zur Zeit nicht mehr zählten.

Kutusow folgte langsam und gemächlich und brachte doch nur den Rahmen und geringe Reste eines Heeres nach Wilna. Von mehr als 200,000 Mann, die im Ganzen nach und nach zu dem Heer unter seinem Befehl gestoßen waren, von fast 100,000, mit denen er von Tarutino aufgebrochen war, kamen nur 40,000 nach Wilna. Die Seitenheere hatten nicht weniger gelitten, denn waren auch Wittgensteins Scharen etwas besser erhalten, so war die Donau-Armee um so schwerer getroffen. Man konnte fürchten, daß auch das russische Heer sich vollständig auflöse, wenn man fort und fort in angestrengter Thätigkeit bleiben wollte, und um so mehr, da dem Feinde, trotz des vollständigen Unterganges der großen Armee, die Mittel zu einem energischen Widerstand keineswegs fehlten, wenn Preußen und Oesterreich wollten. Beide Hülfscorps, das preußische unter dem General York und das österreichische unter dem Fürsten Schwarzenberg, kehrten unversehrt, jenes aus Kurland, dieses aus Wolynien, zurück und im Verein mit ihnen dort eine französische Division, sowie das sächsische Contingent in schlagfertigem Zustand.

Unter den höher gestellten Offizieren des russischen Heeres waren dann auch sehr viele, nach den Anstrengungen dieses beispiellosen Feldzugs, des Krieges gar sehr müde und sehnten sich nach Frieden. Kutusow gehörte zu ihnen; er vor Allen sogar meinte, jetzt sei der Augenblick

bekommen Frieden zu schließen. Er glaubte, man brauche ihn nur zu wollen, man könnte sogar das Herzogthum Warschau fordern, Napoleon werde es ohne Schwierigkeiten abtreten, und froh sein, den Frieden um diesen Preis zu erhalten. Jedenfalls müsse man das russische Heer wieder herstellen, ehe man sich auf weitere kriegerische Unternehmungen einlasse.

Das hieß freilich Napoleon, seinen Charakter und seine Stellung, wie er selbst sie auffaßte, — es hieß die damalige Weltlage überhaupt in der beschränktesten Weise verkennen. Daß Napoleon in der damaligen Lage gewiß nicht Frieden schloß, am allerwenigsten geneigt sein werde, den Frieden durch Opfer zu erkaufen, darüber konnte niemand im Zweifel sein, dem nicht die Elemente eines wirklichen Urtheils fehlten. Unbekannt mit Europa und seinen Zuständen, übersahen die Herren von der Friedenspartei dann auch, was für den Unterrichteten eben so wenig ein Gegenstand des Zweifels sein konnte, nämlich daß Napoleon im Besitz der großen Mittel, die Frankreich auf mäßigem Raum gewährte, viel weniger Zeit brauchte ein neues Heer zu schaffen, als Rußland bedurfte, um sein zerrüttetes Heer wieder herzustellen, da hier die spärlichen Hülfsmittel des Landes mühsam aus übergroßen Entfernungen zusammengesucht und herbeigeschafft werden mußten, und die finanzielle Schwäche des Reichs Alles erschwerte.

Der Kaiser Alexander sah weiter und besser; sein Blick hatte sich mehr und mehr an große Verhältnisse gewöhnt. Er begriff, fast allein in den maßgebenden Kreisen Rußlands, daß der Kampf nicht als beendet angesehen werden durfte, so lange Napoleons Macht nicht vollständig gebrochen war, und daß man die fehlenden Streitkräfte nicht durch Rekrutirungen im Innern Rußlands herbeischaffen könne; daß dazu weder Zeit noch Mittel genügten; daß man die Ergänzung der eigenen Streitkräfte in Bündnissen mit Preußen und Oesterreich suchen müsse und darin, daß man Deutschland zu den Waffen rief gegen Napoleons Zwingherrschaft. Er sah, daß Rußlands Heer, um diese Bündnisse zu gewinnen, deren es unbedingt bedurfte, dem fliehenden Feinde in zuversichtlicher, siegreicher Haltung folgen müsse, wie schwach man sich auch fühlen mochte.

Zunächst wendete sich des Kaisers Aufmerksamkeit auf den preußischen Heertheil unter dem General York, der aus Kurland in die Heimat zurückging. General York kam den Unterhändlern, die Alexander beauftragte, auf mehr als halben Weg entgegen, und schloß die bekannte Convention von Tauroggen, vermöge der die Truppen unter seiner Führung sich von dem weiteren Kampf für Frankreich los sagten, um vorläufig eine neutrale Haltung anzunehmen. Dadurch wurde den Russen der Weg an die Weichsel geöffnet, den zu erkämpfen die Kräfte nicht hingereicht hätten, wie der General Wittgenstein ganz ehrlich gestand.

Trotz aller Schwierigkeiten, die Kutusow in den Weg legte, brachte dann der Kaiser auch die russische Hauptarmee wieder in Bewegung; sie ging

nach dem russischen Kalender am Neujahrstag (13. Januar) 1813 über die Grenze des russischen Reichs und in ziemlich gemächlichen Märschen wurden Warschau und die Weichsel erreicht. Der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg hatte hinreichend die Mittel, sich dort zu behaupten; er war, selbst ganz abgesehen von allen Verstärkungen, die er leicht aus Galizien heranziehen konnte, mit seinen Oesterreichern, den Sachsen unter Reynier und den Resten wie den Depots der Polen unter Poniatowsky, die sich ihm angeschlossen hatten, den russischen Heertheilen, die unter Miloradowitsch gegen ihn heranzogen, vollkommen gewachsen, d. h. er war ihnen sehr bedeutend, von den Kosacken abgesehen, sogar fast um das Doppelte überlegen. Aber der Kaiser Franz und die Staatsmänner Oesterreichs fühlten keinen Beruf weitere Opfer für Napoleons Sache zu bringen; sie beschlossen sich eben auch aus dem Kampfe in eine neutrale Stellung zurückzuziehen, um freie Hand zu gewinnen und die weitere Politik Oesterreichs durch den weiteren Verlauf der Dinge bestimmen zu lassen. In Folge eines Vertrages, den ein österreichischer Diplomat (Lebzeltern) im russischen Hauptquartier unterhandelte und schloß, und der „auf ewige Zeiten" geheim bleiben sollte, gab sich Fürst Schwarzenberg das Ansehen, vor einigen Hundert Kosacken zu weichen; er verließ Warschau am 6. Februar 1813, um nach seiner Bequemlichkeit auf dem linken Ufer der Weichsel über die Pilica gegen die österreichische Grenze zurückzugehen. Er schützte dabei Poniatowskis Polen, die sich nach Czenstochau wendeten, während die Sachsen den Rückzug nach ihrem Heimatlande fortsetzten.

Die russische Hauptarmee, die zur Zeit kaum 18,000 Mann zählte, hatte von Merecz aus, wo sie über den Niemen ging, die Richtung auf Plock genommen, wo sie am 9. Februar über die Weichsel ging, um weiter nach Kalisch vorzurücken.

In Warschau fühlten sich die Russen keineswegs sicher oder auch nur stark. Man hielt die äußerste Vorsicht nothwendig, um einzelne Truppentheile vor Ueberfällen zu bewahren, und suchte die eigene Schwäche auf jede Weise zu verbergen. So mußten, auf Kutusows ausdrücklichen Befehl, so oft Truppen durch Warschau marschirten, aus mehreren schwachen Bataillonen ein einziges gebildet werden. Ueberhaupt stießen die Russen in Polen überall auf einen feindseligen Geist. Von einem Einfluß, den etwa die Jesuiten zu Rußlands Gunsten bereits im Lande geübt hätten, zeigte sich, trotz aller Verheißungen De Maistres, nirgends eine Spur.

Es war eben nicht die Art des Ordens, in einem solchen Kampfe bestimmt Partei zu nehmen, so lange er nicht entschieden war! In der Haltung der frommen Gesellschaft während des Krieges zeigte sich demnach auch entschieden das vorsichtige Verlangen, sich den möglichen Sieger, wer das auch sein möge, nicht zum unversöhnlichen Feinde zu machen. In musterhafter Haltung that der Orden ebensowenig irgend etwas zu Gunsten

der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Polen, als für Rußland. Um unbequemen Zumuthungen zu entgehen, besann sich der Jesuiten-General, Pater Brzozowski, als Napoleons Heer gegen die Düna und Polotzk heranrückte, darauf, daß er in einiger Entfernung vom Kriegsschauplatze — nämlich in Spanien — sehr wichtige Dinge zu thun habe. Er mußte dort die Herstellung seines Ordens betreiben, und bat am 12. August 1812 um die Erlaubniß sich dorthin zu begeben. Rußland hatte eben (20. Juli) ein Bündniß mit der Cortez-Regierung Spaniens geschlossen; diesen Umstand benutzte der Pater Brzozowski mit rasch besonnener Geistesgegenwart. Die gewünschte Erlaubniß wurde ihm natürlich gewährt. Der Kaiser und seine Rathgeber wußten sich nicht Rechenschaft davon zu geben, was diese Herstellung des Ordens in Spanien zu bedeuten habe. Doch lag es nahe sich zu sagen, daß die Gesellschaft Jesu dadurch auch der Form nach den kosmopolitischen Charakter wieder annahm, der ihrem Wesen entsprach; daß sie nicht mehr der ausschließlich russische Orden war, den Katherina geduldet hatte, dessen Mitglieder russische Unterthanen sein oder werden mußten; dessen Dasein überhaupt von der russischen Regierung und nur von ihrem Willen abhing.

Kaum war der Kaiser Alexander siegreich in das Gebiet des Herzogthums Warschau eingerückt, als sich ihm auch der Fürst Adam Georg Czartorysk wieder zu nähern suchte. Dessen eigene Haltung, sowie die seiner Familie war, während der Kämpfe des Jahres 1812, eine so eigenthümliche gewesen, daß wir darauf und bis in die früheren Monate dieses verhängnißvollen Jahres zurückgehen müssen.

Während Alexander sich in dem seltsamen Wahn gefiel, die Polen könnten bewogen werden, sich zu seinen und Rußlands Gunsten zu erheben, und die Familie Czartorysk könne die Hand dazu bieten, ließ Napoleon diese selben Polen mit besserem Erfolg durch seinen Gesandten Bignon veranlassen, die allergrößten Anstrengungen für einen Kampf gegen Rußland zu machen. Wiewohl Napoleon seinem alten System getreu blieb, sich nie durch irgend ein bestimmtes Versprechen zu binden, gingen doch die Wogen der Begeisterung sehr hoch in den polnischen Magnaten-Kreisen, und Niemand zweifelte in diesen Kreisen an Napoleons Sieg und der Herstellung des alten polnischen Reichs. Daß man in dem Könige von Sachsen bereits einen Landesherrn hatte, daß war ein Umstand, dem niemand irgend eine Bedeutung beilegte. Ein Theil des Magnaten-Adels, wahrscheinlich derjenige, der den Familien Czartorysk und Poniatowski am wenigsten gewogen war, beschäftigte sich sogar mit dem sehr unwahrscheinlichen, in der That durch gar nichts verbürgten Gerücht, daß Napoleon, von dem man glaubte, daß er ganz ohne Einschränkung über das

Geschick der Nationen verfüge, den Marschall Davoust zum künftigen König von Polen ausersehen habe.

Die Minister, die das Herzogthum im Namen des Königs von Sachsen verwalteten, mußten den Reichstag Mitte Juni zusammen rufen, und als diese Versammlung in der Johannis-Kathedrale zu Warschau eröffnet wurde, glaubten die jubelnden Schlachzy ihr Vaterland und dessen Selbstständigkeit hergestellt, obgleich der neu ernannte Gesandte Napoleons, der redselige Erzbischof von Mecheln de Pradt, dessen Anwesenheit in keiner Weise berechtigt war, seinen Sitz über den Senatoren, über dem Marschall des Reichstages, an den Stufen des leer stehenden Thrones einnahm. Zum Marschall wurde der stets unbedeutende und nun auch schon hochbejahrte Fürst Adam Kasimir Czartoryski erwählt — Adam Georgs Vater — derselbe, den fast fünfzig Jahre früher „die Familie" gern auf den Thron Polens erhoben hätte, als sie auf Katharinas Geheiß Stanislaus Poniatowskis Wahl betreiben mußte.

Daß einem polnischen Reichstage gefälschte Urkunden als authentische vorgelegt wurden, war nichts Neues; es geschah jetzt wie im Jahre 1791; der Marschall legte angebliche Bittschriften aus Litthauen und selbst aus Weiß-Rußland und der Ukraine vor, in denen der Reichstag aufgefordert wurde, er möge Napoleon bewegen, auch diese Provinzen zu befreien. — Der Reichstag proclamirte sofort nach alter Weise eine General-Conföderation Polens, vertagte sich dann aber, nachdem er einen „Generalrath" von zwölf Senatoren ernannt hatte, in dem Napoleons Gesandter in aller Form den Vorsitz führte. Eine Deputation folgte dem französischen Kaiser nach Wilna, um ihn dort aufzufordern, er möge die Herstellung und die Unabhängigkeit des polnischen Reichs proclamiren.

Das kam sehr ungelegen! Napoleon hatte den Polen deutlich genug sagen lassen, wenn es zum Krieg mit Rußland komme, müßten sie freilich diese große Gelegenheit benützen und die äußersten Anstrengungen machen, ganz Polen müsse zu Pferde sein —: aber sie müßten sich entschließen, durchaus für sich selbst und auf eigene Rechnung zu handeln. „Der Krieg, den wir — Frankreich — im Norden führen wollen, muß von ihnen blos als ein Mittel betrachtet werden, das zu ihren eigenen Kräften hinzukommt, und sie müssen Frankreich nur als eine mächtige Hülfsmacht ansehen." So stand es in De Pradts Instructionen. Napoleon wollte gleichsam ganz aus dem Spiele bleiben, und jetzt so wenig als zu einer früheren Zeit irgend eine Verpflichtung gegen Polen übernehmen. Da erhielt denn auch die Deputation von ihm die sehr kühle Antwort: er sehe es sehr gern, wenn die Polen, in der Hoffnung ihr Reich wieder hergestellt zu sehen, insgesammt zu den Waffen griffen; seine Politik aber erlaube ihm nicht, sich öffentlich für die Wiederherstellung Polens zu erklären.

Nachdem die Dinge eine solche Wendung genommen hatten, empfand
am Georg Czartoryski sein russisches Dienstverhältniß wirklich als eine
ückende Fessel; es gestattete ihm nicht, sich an die Spitze der polnischen
ewegung zu stellen, oder doch wenigstens sichtbar die hervorragende Rolle
rin zu spielen, die er übernehmen mußte, wenn er die Zwecke seiner
milie unter Napoleons Schutze fördern wollte. Dringend wie nie zuvor
t er um seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienst, und es war
m diesmal voller Ernst mit dieser Forderung. Der Sieg Napoleons
ien auch ihm so unzweifelhaft, daß er in drei rasch auf einander fol-
nden Briefen an den Kaiser Alexander (deren letzter vom 4. Juli 1812
zeichnet war) eigentlich die Maske ganz fallen ließ, wie er in der That
ußte, wenn er seine Forderung in hinreichender Weise motiviren, und
ch nicht selbst für wetterwendisch und unzuverlässig ausgeben wollte. Er
klärt, daß er immer nur Polen und dessen Interessen im Auge gehabt
abe. Schon als Jüngling habe er (1794) die Waffen für Polen (d. h.
gen Rußland) geführt und im Dienste Alexanders sei sein Streben stets
sselbe geblieben; vor sieben Jahren (1805) habe er den Kaiser aufge-
rdert, die Sache der Polen ganz zu der seinigen zu machen (und seine
affen zunächst gegen Preußen anstatt gegen Napoleon zu wenden); —
itdem einerseits diese Gelegenheit versäumt, andererseits das Herzogthum
arschau unter französischem Schutze errichtet worden, habe er stets ge-
chtet, daß seine verschiedenen Pflichten sich auf die Länge nicht würden
einigen lassen; jetzt sei für ihn der Augenblick gekommen zu wählen,
d seine Wahl könne nicht zweifelhaft sein. „Polen ist feierlich proclamirt,
rden durch eine General-Conföderation, an deren Spitze mein Vater
llt ist. Der Name Polen aus seinem Munde, und einmal ausge-
chen, ist entscheidend für mich. Maßregeln der Strenge, die unglück-
rer Weise bereits begonnen haben, Unheil jeder Art, dessen verhängniß-
llen Lauf selbst Ihre Großmuth, fürchte ich, nicht wird aufhalten können,
Hern die altgewohnte Feindseligkeit zweier Nationen, die sich hätten als
Schwestern betrachten sollen, auf das Aeußerste. Ein blutiger Krieg wird
weder das Dasein meines Vaterlandes befestigen oder es in Trauer
llen, eine Wüste aus ihm machen und sein Unglück vollenden. Welches
Schicksal ihm aber auch vorbehalten sein mag, meine Pflicht ist es zu
ählen." — (La Pologne a été solennellement proclamée par une
nfédération générale, à la tête de laquelle mon père est placé.
Le nom de Pologne sortant de sa bouche, et une fois prononcé,
t décisif pour moi. Des actes de rigueur qui malheureusement
nt déjà commencé, des calamités de toute espèce, dont je crains
e votre magnanimité même ne puisse arrêter le cours désastreux,
nt porter à l'extrême l'animosité invétérée entre deux nations
ui auraient dû se regarder comme soeurs. — Une guerre sanglante
nsolidera l'existence de ma patrie, ou bien la couvrira de deuil

en fera un désert, comblera ses malheurs. — Quel que soit le sort qui lui est reservé, je dois le partager.)

Eine Versöhnung Polens und Rußlands war demnach in Adam Georg Czartorysks Augen fortan unmöglich; ein Sieg der russischen Waffen das größte Unglück, das Polen treffen konnte. Die ritterliche Redlichkeit und Geradheit, die sich hier zur Schau stellt, würde uns besser von ihrer Echtheit überzeugen, wenn wir sie in der Handlungsweise des Fürsten wiederfänden; wenn wir uns nicht erinnern müßten, in welcher Weise er das Vertrauen Alexanders in der Stellung als Curator des Wilnaer Lehrbezirks mißbraucht, und mit welcher Unwahrheit er den Kaiser darüber getäuscht hatte.

Was die Maßregeln der Strenge, die actes de rigueur anbetrifft, über die sich der Fürst empört äußert, so dürfen wir wohl im Vorbeigehen erwähnen, worin sie im Wesentlichen bestanden. In Erwartung des nahen Krieges waren sehr viele polnische Edelleute in Litthauen absichtlich mit der Zahlung der Steuern sehr bedeutend im Rückstande geblieben; alle hofften sich dieser Zahlung ganz entziehen, viele die so ersparten Gelder für wünschenswerthere Zwecke verwenden zu können. Das war allerdings natürlich genug, eben so natürlich aber auch, daß die russische Regierung diese Rückstände mit einer gewissen Strenge, durch Execution eintreiben ließ.

Der Kaiser hätte wahrscheinlich wohl gethan, die gewünschte Entlassung zu gewähren; er hätte dadurch eine heilsame Klarheit in das Verhältniß zu diesem Jugendfreunde gebracht. Aber es geschah nicht; Czartorysk konnte sich der Conföderation nicht anschließen, und empfand die passive Haltung, zu der er sich verurtheilt sah, und die in der That dem Anschein nach seinen persönlichen Interessen in Polen verderblich werden mußte, so peinlich, daß er Warschau verließ, um sich erst in die böhmischen Bäder und dann nach Wien zu begeben. In einem neuen Briefe, den er von Carlsbad aus (16. Aug. 1812) an den Kaiser richtete, bekannte er sich unumwunden genug zu den Ansichten der Feinde Rußlands in Polen, indem er seinen Verwandten in den Mund legte, was er in eigener Person nicht wohl sagen konnte. Er werde, berichtet er, stets von neuem aufgefordert, der Conföderation beizutreten, und die Gründe, die man ihm dafür anführe, seien von der Art, daß ihm dadurch jede „leere Ausflucht" (tout faux-fuyant) abgeschnitten werde.

„Ein Pole ist ohne Zweifel nicht verpflichtet, sich für die russische Regierung aufzuopfern, und wäre nicht zu entschuldigen, wenn er es thäte — für die russische Regierung, die Hauptursache des Unglücks und des Untergangs seines Vaterlandes gewesen ist; die dadurch, daß sie den größten Theil ihrer polnischen Provinzen (durch den Rückzug ihrer Armeen) aufgegeben, wie durch die Maßregeln der Strenge, die sie während des Rückzugs verfügt habe, diese Provinzen der zeitweiligen Verpflichtungen ent-

oben habe, die ihnen ursprünglich schon unberechtigter Weise auferlegt waren. Mit einer Ursache dieser Art, hören auch ihre Wirkungen auf, und in dem Augenblick, in dem die Provinzen befreit werden, sind auch die Individuen der Unabhängigkeit zurückgegeben. Jeder freie Mann, der seine Entlassung verlangt hat, wird angesehen, als ob er sie erhalten habe. Darauf bestehen, eine förmliche Entlassung abzuwarten, welche die russische Regierung vielleicht nie gewähren werde, das heiße nur einen Vorwand suchen, unter dem man sich gegen die ungünstigen Wechselfälle sicher stellen wolle, um dann in aller Sicherheit die Ergebnisse zu nützen, welche die Anstrengungen und die Wagnisse der gesammten Nation gewonnen haben." (Un Polonais n'est sans doute pas tenu, et serait inexcusable de se sacrifier pour le gouvernement de Russie, qui a été la cause principale des malheurs et de la destruction de sa patrie, et qui, par l'abandon de la plus grande partie des provinces polonaises, et par les rigueurs exercées en se retirant, a relevé ces provinces des liens temporaires qui, dans l'origine, avaient été injustement imposés. Une cause de cette nature cessant, les effets cessent tout aussitôt, et les individus sont rendus à l'indépendance, du moment où les provinces sont libérés. Tout homme libre, dès qu'il a donné sa démission, est censé l'avoir reçue. S'obstiner à attendre une démission en forme que le gouvernement russe ne voudra peutêtre jamais accorder, ce n'est que chercher un prétexte pour se mettre à l'abri des chances contraires et pour venir ensuite profiter avec sécurité des résultats que les efforts et les dangers de toute la nation auront obtenus.)

„So sagt man mir immer von neuem," fügt Czartoryski hinzu, „und ich weiß nichts darauf zu antworten." (Voilà ce qu'on me dit et redit de chez moi, et à quoi je ne sais que répondre.) Er erwähnt noch, daß die Pflichten gegen das Vaterland ohne allen Zweifel allen anderen vorgehen, und kündigt an, daß er sich werde entschließen müssen.

Die Worte waren nicht übel gewählt, um den Entschluß, fortan seine Rolle an der Spitze der Feinde Rußlands in Polen zu spielen, selbst dem Kaiser Alexander gegenüber als einen durchaus untadeligen darzustellen. Freilich mußte er zu solchem Ende, wie er auch thut, vollständig ignoriren, was niemand besser wußte als er: die Pläne Alexanders Polen herzustellen, deren Vertrauter Er und kein Anderer selbst in den letzten Wochen noch gewesen war.

In einem späteren Briefe aus Wien (vom 9. October), zu einer Zeit, wo ihm der Sieg Napoleons bereits endgültig entschieden schien, erklärte er dem Kaiser Alexander, daß er sich als entlassen aus russischem Staatsdienste ansehen werde, wenn er nicht binnen sechs Wochen eine Antwort erhalte. Er spricht darin viel und mit Wärme von seiner Sorge um das

persönliche Wohlergehen des Kaisers; die eigentliche Stimmung und Absicht aber gehen aus der Nachschrift hervor. Czartorysti wirft darin die Frage auf, ob nicht, wenn der Kaiser an den Frieden denken müsse und ihn nicht anders als durch große Opfer erkaufen könne — ein glänzendes und solides „Etablissement" für den jüngsten der kaiserlichen Brüder diese Opfer erleichtern könne.

Ein seltsamer Gedanke! — Ihm, dem Fürsten Czartorysti, konnte freilich am Ende wohl der russische Großfürst Michail Pawlowitsch ein erwünschterer König von Polen sein, als der gefürchtete Nebenbuhler seines Hauses, der Fürst Joseph Poniatowski, oder der von Napoleons mächtiger Hand geschützte König von Sachsen: aber wie konnte man denken, daß der Kaiser der Franzosen je auf einen solchen vermittelnden Vorschlag eingehen werde!

Nach wenigen Wochen hatte sich die Lage vollständig geändert. Napoleons Heer war vernichtet und Alexander stand an der Grenze des Herzogthums Warschau, wie Czartorysti glaubte an der Spitze eines gewaltigen, siegreichen Heeres, einer unwiderstehlichen Macht, als unbedingter Herr der Lage. Das Herzogthum Warschau schien russischer Eroberung verfallen zu müssen, aber das war in Czartorystis Augen nicht mehr nothwendiger Weise das größte Unglück, das Polen treffen konnte; wenigstens ließ sich allem Unheil vorbeugen; denn eine Versöhnung Rußlands und Polens war nicht mehr unmöglich, selbst die jüngst verhängten „Maßregeln der Strenge" hinderten sie nicht; diese vorhin so scharf betonten Maßregeln wurden jetzt ignorirt; es kam nur darauf an, daß Alexander seinen früheren Absichten und Plänen in Beziehung auf Polen treu blieb, deren Czartorysti sich jetzt wieder erinnerte; es kam darauf an, daß er, wie früher, bedacht sei, nicht blos das Land, sondern auch die Herzen der Polen zu erobern. Mit anderen Worten, während die meisten polnischen Edelleute, namentlich die Armee und Joseph Poniatowski mit seinem Anhang noch immer auf einen endlichen Sieg Napoleons rechneten, war es dem Fürsten Adam Georg vor Allem darum zu thun, daß der Kaiser Alexander seine vorausgesetzte unwiderstehliche Macht nicht wirklich brauche, und namentlich nicht im Interesse Rußlands, wie dies von den Russen selbst aufgefaßt wurde. In den Briefen, mit denen Czartorysti sich (am 6. und 27. December) auch jetzt wieder eilfertigst an den Kaiser wendete, und in denen er sprach, als habe er in diesem Kampfe mit seinen Gesinnungen und Wünschen ohne Unterbrechung auf Seiten Alexanders gestanden, bat er zwar von neuem um seine Entlassung, das hatte aber jetzt eine ganz andere Bedeutung als früher. Er wollte sich der General-Conföderation anschließen, um dann als ihr Bevollmächtigter mit Rußland zu unterhandeln. So sollten seine persönlichen Beziehungen zu dem Kaiser Alexander jetzt dem doppelten Zwecke dienen, ihn selbst als Vermittler zwischen Rußland und Polen zur Hauptperson unter seinen Landsleuten

zu erheben, und die Interessen der polnischen Nation, selbst auf Kosten des siegreichen Rußlands zu fördern. Alexander sollte auf Unterhandlungen mit der General-Conföderation eingehen, und die Krone Polens aus deren Händen empfangen, auf Bedingungen, die mit ihr vereinbart wären. Czartoryski forderte den Kaiser auf, zunächst ihm persönlich die Punkte mitzutheilen, die er zu bewilligen geneigt sei, und vorsorglich hatte er bereits eine Instruction für die russische Armee entworfen, wie sie sich in Polen überall benehmen solle, um die Gunst der Polen zu gewinnen. Die sollte der Kaiser durch seine Unterschrift zur befohlenen Richtschnur des Betragens machen.

Die Forderungen Czartoryskis im Namen seiner Landsleute waren von der Art, daß sie in der That kaum weiter hätten gehen können, wenn die Polen, die in diesem Kriege ihren Russenhaß mit Uebermuth zur Schau getragen, und sich auf russischem Boden durch eine ziemlich ruchlose Raub- und Verwüstungslust ausgezeichnet hatten, Sieger geblieben wären im Kampf. Daß alle ehemals polnischen Landestheile von Rußland getrennt, mit dem neu erstandenen Polenreich vereinigt werden müßten, daß den Polen eine freisinnige parlamentarische Verfassung gewährt werden müsse, das sind stillschweigende Voraussetzungen, die in Czartoryskis Briefen überall durchschimmern. Dann aber auch soll der Kaiser von Rußland, den Polen zu Liebe, sofort eine feindliche Haltung gegen Preußen und Oesterreich annehmen, indem er unumwunden die Herstellung Polens proclamire. Oesterreich und Preußen könnten, fürchtet Czartoryski, wohl im Sinne haben den Kaiser von der Ausführung einer Idee abzubringen, die zu groß und zu schön sei, um von ihren Cabinetten begriffen zu werden — aber er sei diesen Mächten, nach Allem was geschehen, keinerlei Rücksichten schuldig und habe keine Verpflichtungen gegen sie (vous n'avez plus aucun ménagement à garder, aucune obligation vis-à-vis de ces puissances).

Merkwürdig tritt hier unter Anderem auch hervor wie vollständig unbeachtet blieb, daß der König von Sachsen der Form nach Herzog von Warschau und Landesherr war, und formell niemand als eben dieser König-Herzog berechtigt im Namen des Landes mit einem auswärtigen Monarchen zu unterhandeln. Dieses Rechtsverhältniß irgend wie zu berücksichtigen, fiel niemandem ein; sogar den eigenen polnischen Ministern des angeblichen Landesherrn, obgleich sie ihm eidlich zur Treue verpflichtet waren, so wenig als dem Fürsten Adam Georg oder irgend einem anderen Polen. Einer dieser Minister, Graf Mostowski, fühlte sich berufen, sich ebenfalls, ohne Auftrag oder Vollmacht von seinem angeblichen Landesherrn, schriftlich mit Anträgen und Rathschlägen an den Kaiser Alexander zu wenden und ihm ebenfalls unter Bedingungen die Herrschaft über Polen anzubieten.

In Beziehung auf den unter allen entscheidenden Punkt, gab sich dann aber der Fürst Czartoryski in seinen Briefen eine Blöße, von der

man glauben sollte, daß sie seinem Verhältniß zum Kaiser Alexander verderblich werden mußte.

In allen früher zwischen ihm und dem Kaiser besprochenen Plänen, war stets der Kaiser selbst als der künftige König von Polen gedacht worden: jetzt, im entscheidenden Augenblick, ließ Czartoryski ziemlich voreilig und unvorsichtiger Weise hervortreten, daß ihm Alexander als König seines wieder erstandenen Vaterlandes keineswegs erwünscht war. Seine eigentlichen Gründe konnte er dem Kaiser natürlich nicht sagen, er führt daher, indem er von neuem vorschlägt den jüngsten Bruder Alexanders, den Großfürsten Michael Pawlowitsch, auf den polnischen Thron zu erheben, als Grund nur den Umstand an, daß der Großfürst Constantin als zunächst berechtigter Nachfolger neben dem Kaiser von Rußland stehe, und daß die Aussicht den dereinst zum König zu haben, alle Polen beunruhige und erschrecke. Doch verräth sich Czartoryski sofort weiter, indem er die Worte hinzufügt, deren wir schon einmal gedenken mußten: „Ein König von Polen, dem 300,000 Russen zu Gebot ständen, würde es immer in seiner Macht haben, die Gesetze nicht zu achten, seine Versprechen nicht zu halten, und zu vernichten, was sein Vorgänger verordnet hat, sobald er das wollte." — Czartoryski zeigt seine eigentliche Absicht sogar noch deutlicher in den unmittelbar folgenden Worten: „(Die Aussicht auf) diese Zukunft ist es, welche die Polen veranlassen wird, auf eine wohlgeordnete Verfassung zu bestehen (!), obgleich im Grunde selbst die besten Vorsichtsmaßregeln dieser Art keine Bürgschaft gegen eine entschiedene Gewaltsamkeit oder selbst gegen einen Wechsel der Grundsätze und des Willens von Seiten eines Monarchen Rußlands gewähren können." — (En effet, un roi de Pologne qui aura 300,000 Russes à ses ordres, dès qu'il voudra ne pas respecter les lois, ne pas tenir ses promesses, dès qu'il voudra détruire ce que son prédécesseur aura statué, en sera toujours le maître. — C'est cet avenir qui rendra les Polonais si insistans à obtenir une constitution bien réglée, quoique, dans le fonds, les précautions de ce genre les (le) mieux prises ne pourront pas garantir d'une violence décidée, ni même d'un changement de principe et de volonté dans un souverain futur de la Russie.)

Selbst eine Personal-Union also wollte Czartoryski nicht zulassen. Was er verlangte, war eine vollständige Trennung Polens von Rußland, und als König einen Jüngling, den er, Czartoryski, beherrschen konnte. Diese Schöpfung zu vervollständigen fordert er dann, indem er es als selbstverständlich voraussetzt, von dem Kaiser von Rußland, dem Sieger nach schweren Kämpfen, im Namen des besiegten und wehrlos gewordenen Feindes, Polens nämlich, die Abtretung russischer Provinzen. Der Beweis, daß das Alles im Interesse Alexanders sei so gut wie Polens, wird als geführt vorausgesetzt; Czartoryski weiß darüber eigentlich nichts zu sagen, als daß der Kaiser dadurch die Liebe und das Vertrauen der Polen ge-

nnen werde, während er auf andere Weise nur das Land, nicht die rzen erobern könne. Die Frage, die einem Kaiser von Rußland vor em nahe liegen mußte, was nämlich Rußlands Interesse erfordere, wird lissentlich umgangen; die weitere, wie wohl ganz Rußland den Fall beheilen werde, nur insofern berücksichtigt, als Czartoryski warnt vor ren, die geneigt sein könnten dem Kaiser eine so herrliche That zu widerthen.

Nach so manchem Wechsel, ungeachtet aller Erfahrungen doch noch mer befangen in den Lieblingsplänen und Träumen seiner Jugendhre, scheint der Kaiser Alexander seinen Jugendfreund auch jetzt noch cht ganz durchschaut zu haben. Aber er wußte natürlich, daß die Dinge mancher Beziehung anders lagen, als Czartoryski sie dachte.

Er wußte namentlich, daß er unbedingt eines Bündnisses mit den achbarmächten oder wenigstens jder einen von ihnen bedurfte, um sich uch nur in Polen, an der Weichsel behaupten zu können, da Rußlands genes Heer in seinem damaligen Zustande dazu weitaus nicht hinreichte. ir haben an anderer Stelle (in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben olls) den Beweis zu führen gesucht, daß dem wirklich so war, und unre Beweisführung ist von den competentesten Richtern unter den Russen namentlich von Bogdanowitsch — gegründet befunden worden. Es nügt sich der Thatsache zu erinnern, daß Rußlands Heere sich auf den chlachtfeldern von Lützen und Bautzen, selbst im Verein mit den preußien, den neu gebildeten Schaaren Napoleons weit aus nicht gewachsen ieſen, daß sie dort einer mehr als doppelten Uebermacht gegenüber nden. Dann beantwortet sich leicht die Frage, was der Erfolg gewesen re, wenn diese selben russischen Heere in demselben Zustand der Schwäche c Heeresmacht Napoleons allein, ohne Preußen, begegnen mußten, und thwendiger Weise dann auch noch Preußen zum Feinde hatten.

Deshalb fanden auch Kutusow und sein Anhang, die lauter selbst als ihr auf Frieden drangen, nach wie vor kein Gehör beim Kaiser, und derholten vergebens, daß man ja nun habe, was man haben wollte, ß man im Besitz von Polen sei und Preußen bis an die Weichsel dazu hmen könne.

Den Fürsten Czartoryski suchte nun zwar der Kaiser Alexander in ner Antwort (vom 15. Januar 1813) über den wirklichen Zustand des ssischen Heeres zu täuschen, so gut wie das preußische und das österchische Cabinet; er bemühte sich sogar, auch ihm durch etwas phantastie Zahlen eine möglichst hohe Meinung von der unwiderstehlichen Macht geben, über die Rußland in dem Augenblicke verfüge; er fügte aber ch hinzu, die Herstellung Polens sofort zu proclamiren, sei nicht möglich, nn ein solcher Schritt würde Oesterreich und Preußen veranlassen, sich nz in die Arme Frankreichs zu werfen, und es sei sehr wesentlich, das verhindern.

Ueberhaupt habe er, um seine Lieblings-Ideen in Beziehung auf Polen durchführen zu können, gar mancherlei Schwierigkeiten zu besiegen. „Vor allem die in Rußland herrschende Meinung. — Die Art, wie die polnische Armee sich bei uns betragen hat, die Plünderung von Smolensk und Moskau, die Verwüstung des Landes, hat den alten Haß wach gerufen." — „Ihr müßt mir also helfen, meine Pläne den Russen annehmbar zu machen, ihr müßt (ihnen gegenüber) meine bekannte Vorliebe für die Polen und Alles was mit ihren Lieblings-Ideen zusammenhängt, rechtfertigen." (Il faut que vous m'aidiez vous-même à faire goûter mes plans aux Russes, et que vous justifiiez la prédilection qu'on me sait pour les Polonais et pour tout ce qui tient à leurs idées favorites.) — Die Polen sollten ihm vertrauen, ihre Hoffnungen würden diesmal nicht getäuscht werden. — „Was die Formen (der Regierung) anbetrifft, so wissen Sie, daß ich die liberalen immer vorgezogen habe." (Quant aux formes, vous savez que les libérales sont celles que j'ai toujours préferées.)

Indem er dann die Idee, den Großfürsten Michael auf den polnischen Thron zu erheben, auf das Bestimmteste ablehnt, und erklärt, an einen anderen König als ihn, den Kaiser selber, sei gar nicht zu denken, giebt er mittelbar die Absicht zu erkennen, auch die litthauischen Provinzen, wie es Czartoryski voraussetzend fordert, mit dem hergestellten Polenreiche zu vereinigen.

Er sagt nämlich in ziemlich unlogisch zusammengefügten Worten, niemand als er selbst könne König von Polen sein, denn Litthauen, Podolien und Wolynien seien zur Zeit russische Provinzen, das solle Czartorysk nicht vergessen, und keine Ueberredung werde den Russen den Gedanken annehmbar machen, diese Provinzen unter die Herrschaft eines anderen Fürsten gestellt zu sehen, als desjenigen, der in Rußland herrsche. Schwierigkeiten in Beziehung darauf, unter welcher Benennung sie dessen Herrschaft unterworfen blieben — ob als russische, ob als polnische Provinzen — seien eher zu besiegen. (N'oubliez pas que la Lithuanie, la Podolie et la Wolynie se regardent jusqu'ici comme provinces russes, et qu'aucune logique au monde ne pourra persuader à la Russie de les voir sous la domination d'un autre souverain que celui qui régit la Russie. Quant à la dénomination sous laquelle elles se trouvent en faire partie, cette difficulté est plus facile à vaincre.)

Eine wenig spätere Zeit sollte, zum großen Mißfallen der Russen, Beweise liefern, daß diese Andeutungen und Versprechen durchaus ernstlich gemeint waren.

Im Uebrigen erinnerten sich der Kaiser Alexander so wenig als die Polen selbst des Königs von Sachsen als ihres Landesherrn; er war ganz bereit mit der General-Conföderation, mit dem Warschauer Reichstag zu

handeln, und kein Vermittler konnte ihm erwünschter sein, als der
nd seiner Jugend, der Fürst Czartoryski. Doch lehnte er es ab, ihm
ewünschte Entlassung zu gewähren. Seine Entlassung, meinte der
r, könnte den Verdacht erregen, daß die früheren Pläne in Beziehung
Polen aufgegeben seien. Alexander wollte eben den Fürsten als Ver-
r seiner Wünsche und Interessen, den Polen gegenüber beauftragen,
end Czartoryski im Gegentheil im Interesse der Polen und ihrer
erungen, in ihrem Auftrage mit dem Kaiser unterhandeln wollte.
so gingen beide, der Kaiser und Czartoryski, in Beziehung auf den
lt, den die Unterhandlungen haben sollten, von sehr verschiedenen, ja
ider entgegengesetzten Gesichtspunkten aus. Alexander wollte, die Polen
n sich vor allem mit ihm verbünden und ihre Waffen mit den sei-
n vereinigen, wie er es schon ein Jahr früher gehofft hatte; im
igen sollten sie seinem einfachen Wort trauen. Czartoryski wollte im
ntheil zuerst und vor allem alle Forderungen gewährt wissen, die er
Namen der Polen stellte; er kam stets darauf zurück, der Kaiser müsse
allen Dingen die Polen durch eine feierliche Proclamation ausdrücklich
Herstellung ihres Vaterlandes aufrufen, und sich durch öffentliche Ver-
hen binden, die Leitung der Angelegenheiten sofort den Polen selbst
rtrauen; das Weitere sollte sich dann erst finden. Er wurde besonders
gend, als er in Erfahrung gebracht zu haben glaubte, daß die preußi-
Regierung nichts gegen eine Herstellung Polens habe. Nebenher war
flissen, die polnischen Truppen, die unter Poniatowski noch immer in
Nähe von Krakau weilten, vor jedem Angriff von Seiten der Russen
ahren.

Eigentlich handelte der Fürst Czartoryski in allen diesen Dingen
ich nach eigenem Ermessen, ohne Vollmacht von seinen Landsleuten.
im Herzogthum Warschau ansässigen Magnaten verhielten sich im
meinen passiv und äußerten sich so wenig als möglich in irgend einem
. Selbst unzuverlässig, sind die Polen gar sehr zum Mißtrauen ge-
; ein gegebenes Wort gilt ihnen für eine geringe Bürgschaft. Be-
es aber werden sie in ihrem Thun und Lassen im Allgemeinen durch
erregte Leidenschaften und eine ebenso leicht erregte Phantasie be-
rt; oft auch durch Berechnungen einer, wenn wir uns so ausdrücken
n, leichtsinnigen List und Verschlagenheit, doch selten oder nie durch
nene Erwägung. In diesem Geist gefielen sich denn die polnischen
eute darin, den aller unbestimmtesten Aeußerungen Napoleons zu Gunsten
s unbedingt zu vertrauen und selbst seinen ablehnenden Worten
günstigen Sinn unterzuschieben. Selbst wenn sie erfuhren, daß er
te, die Polen seien ihm sehr gleichgültig, er verwende sie nur als
rial, sie seien ihm nur Mittel, nicht Zweck, ließen sie sich auch dadurch
stören in ihrer Verblendung, weil die Art, wie er sie verwendete,
Leidenschaften entsprach: der feindseligen Gesinnung, mit der sie auf

Russen und Deutsche sahen. — Dem redlich gemeinten Wort Alexanders dagegen trauten sie nicht! — Vor allem aber glaubten sie noch immer überwiegend an einen endlichen Sieg Napoleons, und waren in der Ungewißheit des Erfolges darauf bedacht, sich nicht bloßzustellen, zu „compromittiren."

Trotz aller Geschäftigkeit des Fürsten Adam Georg, der den Kaiser in Kalisch aufsuchte und hin und her reiste, kam der beabsichtigte Reichstag nicht zusammen, die Unterhandlungen kamen nicht in Gang. Die Russen begegneten im Herbstfeldzug 1813 den polnischen Truppen unter Poniatowski wieder in den Reihen ihrer Feinde, und das Herzogthum Warschau blieb einfach ein durch die russischen Waffen erobertes Land.

Die Leerheit dieses Treibens, das am Ende zu gar nichts führte, mußte eigentlich den Kaiser Alexander überzeugen, daß Alles, was unter den gegebenen Bedingungen in Polen geschehen mochte, in einem Kampfe von solchen Dimensionen keine große Bedeutung haben und jedenfalls gegen die Wichtigkeit einer Verbindung mit Oesterreich und Preußen gar nicht in Betracht kommen konnte.

In Wien wurden freilich zu Anfang die Eröffnungen des Kaisers von Rußland etwas kühl aufgenommen; der russische Diplomat, Graf Stackelberg, der im Cabinet Metternichs mit Enthusiasmus für Deutschlands und Europas Befreiung auftreten wollte, wurde von Metternich mit Ironie und feinem Spott in solcher Weise abgewiesen, daß er wohl begreifen mußte, wie wenig hier ein Boden für ideale Begeisterung und dithyrambische Stimmungen sei. Zwar suchte Oesterreich seine Verbindung mit Frankreich zu lockern und den diplomatischen Verkehr mit Rußland zu erhalten, aber zunächst nur, um freie Hand zu gewinnen, zu einer selbstständigen Stellung zu gelangen, in dieser dann den eigenen Vortheil wahrzunehmen und sich je nach den Umständen für die eine oder die andere Partei zu entscheiden. Die Sympathien des Kaisers von Oesterreich und Metternichs waren sogar, allem Anschein nach, eher für Napoleon als für seine Gegner. Wenigstens ist gewiß, daß man zu Wien in Napoleon den Mann anerkannte, der die Revolution besiegt habe, und die gefährlichen Ideen, die sie zur Geltung bringen wollte, daß dagegen der Liberalismus des Kaisers Alexander dort großes Bedenken erregte, und die neuernden Staatsmänner Preußens mit entschiedener Abneigung als Jakobiner verurtheilt wurden. Das nach dieser Seite gewendete Mißtrauen wurde durch die Unterhandlungen des Kaisers von Rußland mit den Polen, oder vielmehr mit Adam Georg Czartoryski, genährt, um die man zu Wien wußte, sowie durch den Umstand, daß die ostpreußischen Stände ohne Befehl der königlichen Regierung zum Kampfe zu rüsten begannen. Die Stimmung überhaupt wurde dann auch besonders noch dadurch gereizt, daß auch in

esterreich, unter dem Schutze des Erzherzogs Johann, ein Patriotismus
h regte, der dem etwas langsamen Kaiser Franz „vorgreifen" und zu-
ichst einen Aufstand in Tyrol hervorrufen wollte: ein Unfug, der den
schränkt despotischen Sinn des hohen Herrn auf das Alleräußerste
apörte.

So ließ denn Oesterreich um sich werben. Es kam darauf an, wer
m die größeren Vortheile bot, und die größere Sicherheit gegen die Re-
olution. In dieser letzteren Beziehung war jedenfalls mehr von Napoleon
erwarten, als von dem Kaiser Alexander, ja es bedurfte von seiner
eite gar keiner besonderen Erklärung. So berichtet denn auch Bignon,
r zur Zeit selbst in der französischen Diplomatie thätig war, daß Na-
oleon damals gar wohl ein Bündniß mit Oesterreich schließen und den
eistand der ganzen Macht dieses Reichs gewinnen konnte. Die Furcht,
e Napoleon als Feldherr einflößte, die Scheu vor einem neuen Kampf
it ihm, die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs, die eben sein Feldherrn-Talent
m zu sichern schien, mochten dazu nicht am wenigsten beitragen. Es
m, meint Bignon, der dieses eine Mal sogar seinen Herrn und Meister
tadeln wagt, nur darauf an, daß Napoleon einen angemessenen Preis
r das Bündniß bot, und daß er namentlich auch dem österreichischen
taat und seiner Regierung die Stellung und die Rechte einer, dem fran-
sischen Kaiserreich ebenbürtigen, selbstständigen Macht einräumte. Das
er lag für Napoleon ganz außer aller Möglichkeit. Er wollte gebieten
d verlangte Unterwürfigkeit, hier wie überall.

Anders lagen die Dinge in Preußen; von dieser Seite wurde dem
aiser Alexander das gewünschte Bündniß entgegengebracht. Der Flügel-
djutant v. Natzmer, der (5. Januar 1813) von Berlin nach Ostpreußen
sendet war, angeblich um dem General York seine Enthebung vom Heer-
fehl anzukündigen und seine Verhaftung zu veranlassen, hatte den wirk-
hen Auftrag, sich in das russische Hauptquartier zu begeben, und im
amen seines Königs dem Kaiser Alexander ein Schutz- und Trutzbündniß
zubieten, vorausgesetzt, daß Rußland entschlossen sei, den Krieg mit
nzer Macht fortzusetzen und seine Heere unverweilt über die Weichsel
d Oder vorrücken zu lassen.

Natzmer traf in dem Augenblick, wo die russische Armee über den
emen ging, bei ihr ein. Hocherfreut erklärte der Kaiser Alexander, daß
zum Voraus auf alle Bedingungen eingehe, die der König von Preußen
t oder später festgestellt haben wollte. Es zeigte sich aber auch sofort,
t welchen widerstrebenden Elementen der Kaiser in seinem eigenen Heere,
seiner eigenen Umgebung zu kämpfen hatte. Kutusow, der sammt
nem zahlreichen Anhang, in kurzsichtiger Befangenheit kein Bündniß
t Preußen wollte, sondern einen unmöglichen Frieden mit Napoleon,
d die Weichsel als Grenze Rußlands, veranlaßte den Kaiser zu fordern,
ß vor allen Dingen die einzige Festung, die Preußen in der Provinz

gleiches Namens und an der Weichsel hatte, Graudenz nämlich, den Russen überliefert werde. Der Kaiser ließ diese Forderung erst fallen, als Nätzmer mit Bestimmtheit erklärte, der König habe sich darüber schon zum Voraus ganz entschieden ablehnend ausgesprochen. Kutusow und sein Anhang mochten wohl gehofft haben, daß Unterhandlung und Bündniß sich darüber zerschlagen würden.

Auch förderten im Laufe der nächsten Wochen, trotz des entschiedenen Willens der beiden Monarchen, die Unterhandlungen nicht. Sie wurden von Seiten des preußischen Bevollmächtigten mit einer etwas planlosen Vorsicht geführt, weder mit vollem Vertrauen, wie der König voraussetzte, noch mit der Entschiedenheit, zu der die allgemeine Lage und der Zustand der russischen Armee berechtigten. Vor allem aber war der widerstrebende Kutusow nicht vorwärts zu bringen, und so kam es denn bald dahin, daß die anfangs zugestandenen Bedingungen geradezu umgekehrt wurden: Rußland machte nun das Vorrücken seiner Heere über die Oder davon abhängig, daß Preußen zuvörderst ein Bündniß mit ihm schließe.

Die Dinge hätten wohl noch lange in dieser unheimlichen Weise in der Schwebe bleiben können, wenn sie nicht der Freiherr von Stein in die Hand genommen hätte. Er eilte nach Breslau, wohin sich der König von Preußen begeben hatte, und brachte es dahin, daß (28. Februar 1813) ein Bündniß unterzeichnet wurde, in dem Preußen ein etwas zu allgemein gehaltenes Versprechen erhielt, daß es in Beziehung auf Umfang und Volksmenge seines Gebiets hergestellt werden sollte, wie es vor 1806 gewesen war. Der Entschluß zum Bunde war, wie Stein uns selber sagt, bei dem damaligen Zustand der Streitkräfte Rußlands, von Seiten Preußens ein sehr kühner; aber er war ein nothwendiger, und da Oesterreich nicht in Bewegung zu bringen war, konnte nur solche Kühnheit die Sache Europas fördern, oder, was den Kaiser Alexander noch näher berührte, die Sonder-Interessen Rußlands sicher stellen, und die Ausführung seiner Lieblings-Pläne in Polen möglich machen.

Bald nach dem geschlossenen Bündniß erging von Kalisch aus (25. März) jener berühmt gewordene Aufruf an die Deutschen, den seltsamer Weise der engherzige Kutusow unterschreiben mußte. Die Deutschen wurden darin zum Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit aufgefordert; der Rheinbund wurde als Werkzeug der Fremdherrschaft für aufgelöst erklärt, den deutschen Rheinbundfürsten, die sich der nationalen Sache Deutschlands nicht anschließen wollten, mit Absetzung und Vertreibung gedroht.

Es ist erklärlich, daß die gehobene Stimmung, die durch das gelungene Bündniß, und bei den Preußen insbesondere durch die Rüstungen zu einem lang ersehnten Waffengang hervorgerufen wurde, sich aussprechen wollte, und in diesem Aufruf ihren Ausdruck fand. Doch muß man gestehen, daß er, wie die Dinge wirklich lagen, eher geschadet hat als genützt, und besser

unterblieben wäre, denn er wurde am österreichischen Hofe gar übel vermerkt und steigerte dort Mißfallen und Mißtrauen nicht wenig. So wurde denn die einzige thatsächliche Folge dieses Aufrufs, daß Oesterreich, als man sein Bündniß nicht entbehren konnte, seine „conservativen" Bedingungen viel entschiedener stellte, viel bestimmter forderte, daß die Regelung der Angelegenheiten Deutschlands ausschließlich ihm überlassen bleibe, als vielleicht geschehen wäre, wenn keine solche Veranlassung dazu vorlag.

Die Nothwendigkeit, Oesterreich in den Bund gegen Napoleon zu ziehen, wurde aber sehr bald in nachdrücklichster Weise empfunden. Kutusow starb zwar, aber doch erst nachdem auch sein Widerstreben und Zaudern einen schädlichen Einfluß auf die Einleitung zu dem neuen Feldzug geübt hatte. Graf Wittgenstein, der sich an der Düna einen gewissen Ruf erworben hatte, wurde zum Oberfeldherrn ernannt, doch nur dem Namen nach; der Kaiser Alexander versuchte es eigentlich wieder einmal selbst den Befehl zu führen, mit Hülfe eines Kriegsraths, in dem diesmal General Diebitsch die Hauptrolle spielte, aber auch Toll und Knesebeck gelegentlich bedeutenden Einfluß üben konnten.

Auf dem Schlachtfelde von Groß-Görschen (2. Mai) sah sich dann das russisch-preußische Heer einem doppelt überlegenen Feinde gegenüber und vermochte den Sieg nicht zu erkämpfen, und diese Erfahrung wurde entscheidend in Beziehung auf die in den maßgebenden Kreisen herrschenden Ansichten und Stimmungen. Die Staatsmänner und die Feldherren des verbündeten Hauptquartiers waren nun vollends überzeugt, daß Oesterreichs Beistand nicht zu entbehren sei, und die meisten, den Kaiser Alexander nicht ausgenommen, waren nachgerade bereit, ihn fast um jeden Preis zu erkaufen. So offenbarte sich nun die weit reichende, in mancher Beziehung selbst weltgeschichtliche Bedeutung des Umstandes, daß auch das russische Heer im Laufe des schrecklichen Winterfeldzugs großentheils zu Grunde gegangen war; er machte Oesterreich zum Herrn der Lage und seine Politik zur überwiegend maßgebenden im Rathe der Verbündeten. Die Folgen sind nur zu bekannt. Daß der Einfluß der ängstlich lähmenden, rückwärts in eine vergangene Zeit strebenden Politik unter Metternichs Leitung nicht in noch größerem Maße verderblich geworden ist, verdankt die Welt vorzugsweise dem unbezähmbaren Stolze, der übermüthigen Verblendung Napoleons, dessen verwöhnter Geist den Gedanken, daß er gezwungen sein könnte irgend einer Macht zu weichen, nicht zu ertragen vermochte. Nur seiner Unbeugsamkeit, die zur Unvernunft wurde, verdankt es Europa, daß der Friede, den eine theils zagende, theils klügelnde Halbheit ihm mehr als einmal bot, im Laufe der nächsten Monate nicht auf verderbliche Bedingungen geschlossen, daß er stets von Seiten Frankreichs zurückgewiesen wurde.

Zunächst drehte sich Alles um den Anschluß Oesterreichs; die Schlacht bei Bautzen (21. und 22. Mai) wurde mit sehr geringer Aussicht auf

Erfolg eigentlich nur geschlagen, um dafür Zeit zu gewinnen. Sie ging verloren, wenn auch die überlegene Disciplin des russisch-preußischen Heeres und die schwache Organisation des französischen eigentliches Unheil verhüteten. Die Verbündeten wichen nach Schlesien zurück, und bald drang Barclay de Tolly, in dessen Hände nun der Oberbefehl übergegangen war, immer entschiedener auf die Nothwendigkeit, das russische Heer nach Polen, an die Weichsel zurückzuführen, um dort vor allen Dingen seine Herstellung zu bewirken, ehe man neue Kämpfe wagte.

Die kühnsten unter den preußischen Generalen, Blücher und Gneisenau, suchten vergebens darauf zu bestehen, daß eine neue Schlacht in Schlesien gewagt werde, Barclay trennte sich von den Preußen und trat den Marsch nach Polen an, indem er versprach, nach sechs Wochen zu neuem Angriff von der Weichsel vorzurücken. Der Zustand der russischen Armee war freilich ein solcher geworden, daß der Feldherr sich wohl aufgefordert fühlen konnte, jedem weiteren Kampfe auszuweichen; es genügt zu wissen, daß die russischen Regimenter, die bei Bautzen kämpften, vollzählig ungefähr 160,000 Mann stark gewesen wären, nach den doch nur mäßigen Verlusten aber, die sie in den Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen, sowie in mehreren kleineren Gefechten erlitten hatten, nicht mehr ganz 45,000 Mann bei den Fahnen zählten. — Doch hätte der Rückzug der Russen, die Trennung der verbündeten Heere, wohl ganz andere Ergebnisse herbeigeführt, als Barclay sich davon versprach, wenn Napoleon bei Zeiten davon benachrichtigt worden wäre. Daß dieser energische Kriegsfürst etwa den Russen die sechs Wochen Zeit und Ruhe, deren sie zur Herstellung bedurften, an der Weichsel gewähren würde, war eine seltsame Voraussetzung, die sich ohne Zweifel als ein leerer Wahn erwiesen hätte, wenn es zur Ausführung kam. Napoleon folgte dann ohne Zweifel — vielleicht nach einem neuen Sieg über die Preußen in Schlesien, den eine vierfache Ueberlegenheit diesen allein gegenüber unzweifelhaft machte — den Russen auf dem Fuße an die Weichsel, und das russische Heer hätte sich in kürzester Zeit, nach unglücklichen Gefechten und einem unheilvollen Rückzug, in äußerster Zerrüttung wieder jenseits des Niemens in Litthauen befunden. An ein Bündniß mit Oesterreich war dann nicht entfernt mehr zu denken.

Glücklicher Weise ließ sich Napoleon bestimmen zu Poischwitz (4. Juni) als die Russen ihren Marsch eben erst angetreten, die Oder noch nicht erreicht hatten, und ihre Absicht noch nicht zu errathen war, einen Waffenstillstand zu schließen, der dann bis zum 16. August verlängert wurde.

Aber auch während dieses Waffenstillstandes, den man als das glücklichste Ereigniß begrüßen mußte, gelang es trotz aller Anstrengungen nicht das Gleichgewicht der Macht herzustellen. Napoleon, dem die reichen Hülfsquellen Frankreichs und die rücksichtslos auf das Aeußerste ausgebeuteten der Rheinbundstaaten und Italiens zu Gebote standen, brachte — die Besatzungen der Festungen im Rücken der Verbündeten, wie derer, die er an

der Elbe besetzt hielt, Dresdens, Torgaus, Wittenbergs, Magdeburgs und Hamburgs ungerechnet — eine im freien Felde verwendbare Armee von 440,000 Mann an der Elbe zusammen, und sie war mit einer Artillerie von 1250 Geschützen ausgerüstet. Diese Zahlen wurden auf Seiten der Verbündeten bei weitem nicht erreicht. Preußen stellte, mit seinen fünftehalb Millionen Einwohnern, abgesehen von den zur Belagerung von Danzig und zur Einschließung der Festungen an der Oder verwendeten Schaaren, etwas über 164,000 Mann ins Feld, und das war mehr, als man irgend erwarten durfte; Rußland dagegen vermochte sein Heer an der Elbe und in Schlesien nur auf 148,000 Mann Linien-Truppen und 23,000 Kosaken zu bringen. In wiefern es gelungen war diese Armee herzustellen, läßt sich danach ermessen, daß ihre Infanterie allein, wenn die in Schlesien und den brandenburgischen Marken vereinigten Regimenter vollzählig waren, 175,708 Mann stark sein mußte, als aber die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, wirklich nur 108,071 Mann bei den Fahnen zählte. Viele Regimenter waren so schwach geblieben, daß sie nur ein Bataillon bilden konnten. — Dazu kamen dann noch etwa 20,000 Schweden und ungefähr eben so viel Mannschaften einer russisch-deutschen Legion, Lützow'scher Jäger, Mecklenburger und neugebildeter hannöverscher Bataillone. — Erst einen Monat nach Ablauf des Waffenstillstands durfte man hoffen, durch die russische Reserve-Armee von 57,000 Mann verstärkt zu werden, die sich unter Bennigsen in Polen bildete. Sie bestand zum Theil aus den Regimentern, die durch die Verluste während des schrecklichen Winterfeldzugs am schwersten betroffen waren, zum Theil aus Milizen, die jetzt erst in das Feld geführt werden konnten, in Beziehung auf kriegerische Tüchtigkeit aber auch jetzt noch sehr viel zu wünschen ließen. Selbst diese Verstärkung hätte das Gleichgewicht der Macht nicht ganz hergestellt; während der ersten Wochen des neuen Feldzugs vollends wären die Verbündeten um nicht viel weniger als ein Viertheil der eigenen Gesammtzahl schwächer gewesen als der Feind, und selbst an Geschützen hätte man über ein Hundert Stück weniger gezählt als Napoleons Heer.

Allerdings wurde die Lage im Rathe der Verbündeten nicht so beurtheilt. Man war dort über Napoleons Rüstungen nur mangelhaft unterrichtet, und schätzte seine an der Elbe vereinigte Macht um etwa 70,000 Mann geringer als sie war. Das war in mancher Beziehung glücklich zu nennen, denn die Stimmung hätte eine noch weniger zuversichtliche werden, Manches sich anders gestalten können, wenn die wirklichen Verhältnisse bekannt waren; namentlich ist wohl fraglich, ob Oesterreich unter Metternichs Leitung alsdann wohl den ohnehin schweren Entschluß über sich gewonnen hätte, dem Bunde gegen Frankreich beizutreten.

In Folge des Irrthums, in dem die russischen und preußischen Staatsmänner und Feldherren in Beziehung auf Napoleons Heeresmacht befangen waren, glaubte man sich in diesem Kreise dem Feinde, der Zahl

nach wenn nicht ganz, doch so ziemlich gewachsen, aber man achtete es darum nicht minder dringend nothwendig, Oesterreich in den Bund zu ziehen; und seinen Beistand zu gewinnen, denn man glaubte dem größten Feldherrn der Zeit nur an der Spitze einer ganz entschiedenen Uebermacht mit Zuversicht entgegentreten zu können.

Der Kaiser Alexander beging vielleicht den Fehler zu sehr sehen zu lassen, wie unentbehrlich ihm das Bündniß mit Oesterreich däuchte; um so unbedingter mußte er natürlich auf die Forderungen eingehen, von denen Kaiser Franz und Metternich den Beitritt Oesterreichs abhängig machten. Vor allen Dingen durfte von einer Theilnahme der Völker an dem Kampfe, und somit an dem öffentlichen Wesen überhaupt, nicht weiter die Rede sein. Die „gefährlichen Grundsätze", die in dem bedenklichen Aufruf von Kalisch ausgesprochen waren, mußten ein für allemal aufgegeben, der Aufruf selbst, da man ihn doch nicht wohl ausdrücklich zurücknehmen konnte, stillschweigend der Vergessenheit übergeben werden. Kurz, der in solcher, in den Augen der österreichischen Staatsmänner verderblichen Weise begonnene Kampf sollte durchaus in die correcten Bahnen eines nüchternen Cabinetskriegs zurückgeführt werden; man sollte sich fortan lediglich an die Cabinette wenden, und namentlich die Unterhandlungen mit den Rheinbund-Regierungen ausschließlich der österreichischen überlassen, damit sie zuverlässig in correcter Weise, frei von jedem Einfluß von liberalen Zeit-Ideen oder Begeisterung dafür, eingeleitet und geführt würden.

Es mag dem Kaiser Alexander nicht leicht gewesen sein, so mancher neu erwachten Lieblings-Idee zu entsagen und auf diese Forderungen einzugehen, und doch scheint Oesterreich schon am 20. Juni, bei einer persönlichen Zusammenkunft Alexanders mit dem Grafen Metternich, der auch der vortreffliche Ritter v. Gentz beiwohnte, zu Ratiborzitz bei Nachod in Böhmen, die bündigsten Versicherungen erhalten zu haben. So war der erste Schritt gewonnen auf der Bahn, auf der Oesterreich dahin gelangen sollte, seine Politik für eine Reihe von Jahren zur herrschenden in Europa zu machen.

Um diesen Preis verstand sich Oesterreich, in dem (am 27. Juni) zu Reichenbach in Schlesien unterzeichneten Vertrag dazu, als vermittelnde Macht, dem Kaiser Napoleon eine bestimmte Reihe von Friedensbedingungen zur Annahme zu empfehlen, und verpflichtete sich sogar, das Schwert gegen Frankreich zu ziehen, im Fall der Friede auf diese Bedingungen abgelehnt werde.

Die Bedingungen aber, auf die Oesterreich sich verpflichtete, die in den Augen seiner Staatsmänner das Aeußerste waren, was man unter den damaligen Umständen verständiger Weise verlangen konnte, und zugleich genügend, so daß die Cabinette Europas sich dabei beruhigen durften —: diese Bedingungen waren von der Art, daß künftige Generationen Deutsch-

lands wohl Mühe haben könnten, eine so friedfertige Bescheidenheit zu begreifen.

Napoleon sollte das Herzogthum Warschau aufgeben zur Vertheilung unter die Verbündeten; Oesterreich verlangte für sich die polnischen Bezirke, die es 1809 an das Herzogthum Warschau abgegeben hatte, und die schmerzlich vermißten illyrischen Provinzen mit Triest. Außerdem sollte Napoleon die Hansestädte wieder freigeben, und die Landstriche abtreten, die im nördlichen Deutschland in den letzten Jahren als „32. Militair-Division" mit dem französischen Reich vereinigt worden waren. Preußen sollte Danzig erhalten und ein Gebiet in Polen. — Der Auflösung des Rheinbunds wurde beiläufig als wünschenswerth gedacht, ohne daß sie mit Entschiedenheit gefordert werden sollte als unerläßliche Bedingung des Friedens. Welche Bedeutung hätte sie auch haben können, wenn das Königreich Westphalen unter Napoleons Bruder, und das Großherzogthum Berg unter dem nachherigen Napoleon III. mitten in Deutschland stehen blieben.[1]

Es würde zu weit in das Feld der Vermuthungen führen, wenn wir bei der Eigenthümlichkeit dieser Bedingungen verweilen, oder vollends ermitteln wollten, was sich das österreichische Cabinet dabei dachte, welcher schwerlich einfache politische Gedanke darin seinen Ausdruck finden sollte Von Seiten Preußens wurden diese Bedingungen natürlich nur in der Hoffnung angenommen, daß Napoleon sie jedenfalls verwerfen werde, und auch von Seiten des Kaisers Alexander, der seinen Plänen in Polen keineswegs entsagen wollte und außerdem ein sehr entschiedenes persönliches Gefühl gegen den französischen Kaiser zu befriedigen hatte, ebenfalls nur in derselben Voraussetzung. Es galt zunächst Oesterreich, in gleichviel welcher Weise, dahin zu bringen, daß es eine bestimmte Verpflichtung übernahm; alles Andere schien Nebensache, und blieb für den Augenblick weniger berücksichtigt.

Napoleon rechtfertigte die Erwartungen, durch die man sich zu so bedenklichen Zugeständnissen hatte bewegen lassen. Er hatte nichts gethan und that zunächst auch nichts, um Oesterreich zu gewinnen, obgleich ihm natürlich nicht gleichgültig sein konnte oder war, welche Partei dieser Staat ergriff. Seinem despotischen Sinn gemäß, wollte er einfach über Alles verfügen, was Oesterreich vermochte, als sei es dazu durch das ein Jahr vorher geschlossene Bündniß verpflichtet, und ohne irgend etwas zu bieten für die neuen Opfer, die in seinem Dienst gebracht werden sollten; nicht einmal die Illyrischen Provinzen und Triest. In demselben Geist wies er dann auch Metternichs mehr als bescheidene Friedensbedingungen in dem berühmten Gespräch, das er im Marcolinischen Gartenpalast zu Dresden mit dem österreichischen Staats-Kanzler hatte, zurück.

Nun wurde zwar dennoch unmittelbar darauf zu Prag ein Friedens-Congreß eröffnet, aber mit den Unterhandlungen dort war es niemanden

Ernst, als dem Wiener Cabinet, das selbst im letzten Augenblicke noch den Kampf gern vermieden hätte; sie wurden von Seiten Napoleons nur geführt, um noch etwas Zeit für andere Dinge zu gewinnen, von Seiten Rußlands und Preußens nur, weil sie durch ihr Oesterreich verpfändetes Wort gebunden waren, und es darauf mußten ankommen lassen, ob der Zwingherr Frankreichs ihre Hoffnungen vielleicht doch noch durch die Annahme der österreichischen Bedingungen täuschen werde. Doch blieb der Kaiser natürlich nicht unthätig in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Er war vielmehr mit großer Aufmerksamkeit, in bestimmter Absicht darauf bedacht, Alles abzuwenden, was dem Congreß eine erweiterte Aufgabe stellen, in das Unberechenbare führen konnte — und die Unterhandlungen auf einen engen Kreis beschränkt zu erhalten, innerhalb dessen man in kurzer Zeit zu einem Ergebniß, zu einer Entscheidung kommen mußte.

Einen Augenblick stand in der That zu befürchten, daß eine durchgreifende Veränderung der europäischen Lage, der Grundlagen, von denen die Unterhandlungen zu Prag ausgehen mußten, wie der Ziele, die ihnen bezeichnet waren, durch England herbeigeführt werden konnte. Denn etwas unerwarteter Weise erklärte sich nun auch die Regierung von Großbritannien bereit, unter gewissen Bedingungen, auf Friedens-Unterhandlungen einzugehen und Oesterreichs Vermittelung anzunehmen. Als unerläßliche Vorbedingung forderte England, daß Napoleon allen Ansprüchen auf Spanien, Portugal und Sicilien entsage, und daß Norwegen an Schweden abgetreten werde. Wie man diese Forderungen im Uebrigen auch beurtheilen mochte, wie viel oder wie wenig Aussicht auf Erfolg sie gewähren mochten, wenn sie officiell bekannt wurden, waren sie geeignet, die Unterhandlungen in einen erweiterten Kreis zu führen, in dem es sich um ganz andere Dinge handeln mußte als bis dahin. Der Kaiser Alexander besorgte, daß eine, wenn auch noch so schwache Aussicht auf einen allgemeinen Frieden Oesterreich bestimmen könnte, den Bruch am 10. August, dem letzten Tage des Waffenstillstandes, nicht auszusprechen, eine neue Verlängerung der Waffenruhe und neue Unterhandlungen zu verlangen. Er bewog den englischen Gesandten an seinem Hofe, Lord Cathcart, von diesen neuen Instructionen keinen Gebrauch zu machen, sie vielmehr nicht nur vor den französischen Bevollmächtigten, sondern auch vor den österreichischen Staatsmännern, vor Metternich geheim zu halten, eben damit sie nicht zu unfruchtbaren Verzögerungen führten. Lord Cathcart ließ sich um so leichter in diesem Sinne bestimmen, da er selbst, für seine Person, gegen den Frieden war.*) So blieb es denn dabei, daß zu Prag nur über einen Frieden auf dem europäischen Festlande ohne England unterhandelt werden solle.

Wie wenig Napoleon den Congreß dort ernsthaft nahm, oder über-

*) Sir Robert Wilson, private journal II, 75, 145.

haupt den Frieden wollte, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er zuerst nur den einen seiner beiden Bevollmächtigten, nämlich Caulaincourt, hinsendete, und zwar, wie sich sofort ergab, ohne Vollmacht. Caulaincourt hatte zunächst zu Prag kein anderes Geschäft, als auf den zweiten Bevollmächtigten, den Grafen Narbonne, zu warten, und dieser Letztere erschien erst wenige Tage vor dem Ablauf des Waffenstillstands.

Napoleon wollte keinen Frieden; er war nur darauf bedacht die Verbündeten zu trennen. Gereizt durch die Gewandtheit, mit der Metternich ihn zu Dresden in einem bewegten Augenblick dahin gebracht hatte, das Bündniß Frankreichs mit Oesterreich für aufgelöst zu erklären und dadurch wirklich dem Wiener Cabinet die gewünschte freie Hand auch der Form nach zu gewähren; zürnend über Oesterreichs Politik, die seine Pläne durchkreuzen wollte, suchte Napoleon zuerst einen besonderen Frieden mit Rußland, der Oesterreich seiner Rache preisgegeben hätte. Da er sich aber bald überzeugen mußte, daß jeder Versuch nach dieser Seite hin hoffnungslos sei, ließ er Groll und Rachepläne gegen Oesterreich wieder fallen, und suchte sich nun umgekehrt mit dem Wiener Cabinet insbesondere abzufinden, in einer Weise, die ihm nicht nur die Neutralität des österreichischen Kaiserstaates, sondern selbst ein Bündniß mit dem habsburgischen Reich sichern sollte.

Die schwankende Gesinnung, die vielfachen Zweifel und Befürchtungen, in denen sich die Politik Oesterreichs bewegte, veranlaßten, daß Napoleon geheimnißvolle Eröffnungen von dieser Seite keineswegs unbedingt abgewiesen, daß sie vielmehr mit einer gewissen Bereitwilligkeit aufgenommen wurden. Caulaincourt erhielt (am 5. August) den Auftrag, eine geheime Unterredung mit dem Grafen Metternich nachzusuchen, um mit Bestimmtheit zu erfahren, auf welche Bedingungen Oesterreich wirklich den Frieden geschlossen wissen wolle, und ob Oesterreich, wenn Napoleon diese Bedingungen annahm, sich ihm anschließen oder doch wenigstens neutral bleiben werde. Es wurde dabei für alle Betheiligten zu einer persönlichen Ehrensache gemacht, daß außer dem Kaiser Franz niemand etwas von dieser bedenklichen Nebenunterhandlung erfuhr; selbst der zweite französische Bevollmächtigte, Narbonne, wußte nicht darum.

Metternich ging ohne Bedenken auf die Sache ein, die vor den Verbündeten Oesterreichs sorgfältig geheim gehalten werden mußte, freute sich des ausgezeichneten Vertrauens, das ihm erwiesen wurde, und gewährte die gewünschte geheime Unterredung noch an demselben Tage. Zweimal vierundzwanzig Stunden später, nachdem Metternich mit dem Kaiser Franz Rücksprache genommen hatte, wußte Caulaincourt, und unmittelbar darauf Napoleon selbst, um welchen Preis eine Versöhnung mit Oesterreich möglich war. Es waren wieder die Bedingungen, auf die sich die österreichische Regierung zu Reichenbach verpflichtet, die Metternich in Dresden ausgesprochen hatte, die jetzt wiederholt wurden. Nur in Beziehung auf den

Rheinbund ging Oesterreich diesmal scheinbar um etwas weiter. Es hieß nämlich:

„Die Unabhängigkeit der Städte Lübeck, Hamburg und Bremen wird hergestellt. Napoleon entsagt dem Protectorat des Rheinbundes; die Unabhängigkeit aller Souveraine Deutschlands wird unter den Schutz (garantie) aller Großmächte (also auch Frankreichs) gestellt."

Zweifelhaft scheint, ob der Rheinbund aufgelöst werden oder fortbestehen, und nur Napoleon dem ausschließlichen Protectorat entsagen sollte. Aber welch' eine wirkliche Bedeutung konnte das Eine oder das Andere haben, unter Bedingungen, die den Einfluß Frankreichs in Deutschland nicht ausschlossen, und das Königreich Westphalen bestehen ließen wie das Großherzogthum Berg? — Wiegte man sich etwa zu Wien in dem Wahn die Herrschaft über Deutschland in einer gewissen Gemeinsamkeit mit Napoleon üben zu können? — Bezeichnend für die Weltordnung, die von Wien aus zur Geltung gebracht werden sollte, ist die Sorgfalt, mit der vermieden wurde von „Staaten" in Deutschland zu sprechen; nur Souveraine wurden genannt, wie wenig eine solche Bezeichnung auch auf die freien Städte passen mochte.

Hollands und Spaniens wurde nur beiläufig gedacht; nur um zu erwähnen, daß auch ihre Verhältnisse zur Sprache kommen müßten, wenn weiterhin über einen allgemeinen, auch England zumfassenden Frieden unterhandelt werden solle.

Nahm Frankreich diese Bedingungen an, so trat Oesterreich auch jetzt noch auf seine Seite zurück, forderte von Rußland und Preußen, daß auch sie sich dabei beruhigten, wie zu Reichenbach verabredet war, und überließ ihnen zum Mindesten den weiteren Kampf allein, wenn sie sich dessen weigerten.

So schien denn das Schicksal Europas an einem Haar zu schweben! — Doch zum Glück des Welttheils war Napoleon in der Stimmung, jetzt so wenig als zur Zeit seines letzten Gesprächs mit Metternich, auf diese ihm schon bekannten Forderungen einzugehen. Er erwartete offenbar Oesterreich werde, als letztes Wort, weniger verlangen als das, was er schon einmal leidenschaftlich und lärmend abgewiesen hatte. Noch ehe er wußte, was sich aus der geheimen Unterredung mit Metternich ergeben hatte, ließ er seinem Gesandten Caulaincourt durch den Minister Maret schreiben, — in Beziehung auf eine Aeußerung Metternichs, daß es eigentlich an der französischen Regierung gewesen wäre, mit ihren Vorschlägen hervorzutreten — wenn er, Napoleon, Vorschläge zu machen gehabt hätte, würde seine Basis eine sehr einfache gewesen; nämlich der Besitzstand vor dem Kriege. (Si l'Empereur Napoléon avait dû faire des propositions, sa base eût été simple; ce serait l'*uti possidetes ante bellum.*) Und drohend ließ er hinzufügen: „Soll der Krieg fortgesetzt werden, so wird ein Augenblick kommen, wo unsere Feinde sich Glück wünschen würden,

e Gewährung dieses Besitzstandes erhalten zu können." (Si la guerre nit continuer, il arrivera un moment où nos ennemis se féliciraient de pouvoir l'obténir.)

Als er dann Caulaincourts Bericht in Händen hatte, konnte ihn aret nur mit Mühe überzeugen, daß Oesterreich diese Forderungen wirklich it den Waffen unterstützen werde, und erst am letzten Tage vor dem blauf des Waffenstillstandes vermochte er es über sich, überhaupt darauf antworten. Natürlich nahm er Oesterreichs Bedingungen nicht an; ar Polen preiszugeben, war er bereit, — nicht aber auch nur das ohne nschränkungen, was Oesterreich für sich insbesondere verlangte, nämlich die llyrischen Provinzen. Er verstand sich dazu, sie zurückzugeben, aber ohne rieft, das ausdrücklich verweigert wurde. Der Hafen von Fiume sollte n österreichischen Kaiserstaat genügen. Die Worte waren dabei in der rt gewählt, daß dadurch schon die Bewilligung dieser ungünstig gelegenen eestadt als ein Alleräußerstes der Nachgiebigkeit bezeichnet war. (On nsent même à abandonner le port de Fiume. Mais Trieste ne ra pas compris dans la cession.)

Aber indem Napoleon sich auch nur insoweit geneigt erwies, den ondern Forderungen Oesterreichs und denen Rußlands in Polen zu llfahren, wollte er das keineswegs umsonst thun, oder etwa um nur den ieden dafür einzutauschen. Er wollte dafür in Deutschland neue Vorile gewinnen, seine Herrschaft in Deutschland weiter ausgedehnt und sser befestigt wissen, als sie bis dahin war, wobei er denn sehr sichtbar n der Voraussetzung ausging, daß die österreichische Regierung nicht gnnen sei, die Interessen Preußens zu verfechten, vielmehr dessen Wiederporstreben ganz gern durchkreuzt sehen werde. Weit entfernt auf das rotectorat des Rheinbundes verzichten zu wollen, was er ausdrücklich abönte, verlangte Napoleon im Gegentheil, daß das Gebiet des Rheinndes bis an die Oder ausgedehnt werde, so daß Preußen auch noch orpommern und die brandenburgischen Marken verloren hätte, und ganz f das linke Oderufer beschränkt, fast ganz aus Deutschland hinausgeängt worden wäre. Der jedenfalls kärgliche Ersatz, den Preußen erhalten nnte, wurde davon abhängig, welchen Antheil Rußland und Oesterreich n in Polen gewähren wollten. Danzig aber sollte nicht unter preußie Hoheit zurückkehren; es sollte eine freie Stadt, eine Republik bleiben, nn auch unbefestigt. Nicht als einer Nebensache, sondern als eines aßgebenden Umstands, erinnerte sich dann Napoleon auch dessen, daß das erzogthum Warschau Eigenthum des Königs von Sachsen sei. Daran tte niemand gedacht! — Die Polen am allerwenigsten — wenn nicht wa Napoleon bis zu dem Augenblicke noch weniger als sie, da er immer er die Heeresmacht und alle Mittel dieses Herzogthums unmittelbar lbst verfügt hatte, ja in allen Unterhandlungen auch über das Land lbst und dessen Zukunft, ohne je den angeblichen Landesherrn zu fragen,

oder zu Rath zu ziehen. Jetzt besann er sich auf den König-Herzog, um in Deutschland eine Entschädigung für ihn zu fordern. Vorpommern und die brandenburgischen Marken sollten dem König von Sachsen das aufgegebene Herzogthum Warschau ersetzen.

Durch eine andere Forderung suchte dann Napoleon auch den Haß zu befriedigen, dessen Gegenstand für ihn der Kronprinz Bernadotte von Schweden war. Nämlich der Krone Dänemark sollte die Unversehrtheit ihres Gebiets verbürgt werden, was einfach bedeuten sollte, daß über Norwegen nicht verfügt werden dürfe, um dem schwedischen Reich das verlorene Finnland zu ersetzen.

Wie Oesterreich diese Antwort aufgenommen hätte, wenn sie rechtzeitig eintraf, ob Metternich darin hinreichende Anhaltspunkte zu weiteren Unterhandlungen gefunden hätte, muß dahin gestellt bleiben, denn sie kam zu spät. Napoleon zögerte mit der Unterschrift; er konnte sich erst am 10. August entschließen, den Eilboten abzufertigen, der sie nach Prag überbringen sollte, und als dieser Bote den Ort seiner Bestimmung erreichte, war die zwölfte Stunde der folgenden Nacht bereits verflossen, der Waffenstillstand abgelaufen. Mit dem Schlage der Uhr, die Mitternacht anzeigte, hatten die Gesandten Rußlands und Preußens erklärt, daß ihre Vollmachten erloschen seien, und der preußische — Wilhelm v. Humboldt — hatte nicht geruht, bis er auch die österreichische Kriegserklärung unterwegs wußte. Er hatte den Boten, der damit nach Dresden abgefertigt wurde, selbst bis an den Reisewagen geleitet. Die Unterhandlungen standen still; die kriegerische Thätigkeit begann.

Der Beitritt Oesterreichs zum Bunde gewährte nun allerdings den Verbündeten auf dem Kriegsschauplatz an der Elbe eine gewisse Ueberlegenheit, sie war aber keineswegs eine ganz unerhörte, überwältigende, wie buonapartistische Schriftsteller nicht müde geworden sind zu wiederholen; sie war keineswegs der Ueberlegenheit zu vergleichen, über die Napoleon während seiner früheren Feldzüge und namentlich 1812 verfügte; sie bewegte sich vielmehr in sehr mäßigen Zahlen. Die Gesammtmacht der Verbündeten bestand nämlich nach Oesterreichs Beitritt im freien Felde — natürlich ohne Bennigsens später erwartete Reserve-Armee — aus 470,000 Mann Linientruppen und 23,000 Kosacken und war mit einer Artillerie von 1455 Geschützen ausgestattet.

Die nicht sehr bedeutende Ueberlegenheit, die diese Zahlen nachweisen, war eigentlich schon durch die Vortheile der centralen Stellung, die Napoleon voraus hatte, so ziemlich aufgewogen; — sie mußte vollends schwinden, sobald die Verbündeten zum Angriff über die Elbe vorgehen wollten, da alsdann die Festungen an diesem Strom und ihre Besatzungen, die eingeschlossen werden mußten, als wirkliche Streitkräfte

ſam wurden. Napoleons Aufgabe war, gegen die Verbündeten ge-
ige Schläge zu führen, ehe Bennigſen mit ſeiner Armee herankommen
das Gleichgewicht der Streitkräfte in fühlbarer Weiſe ſtören konnte;
alt das mögliche Uebergewicht der Verbündeten zum Voraus zu ver-
en. Das war ſehr wohl möglich. Wie die Machtverhältniſſe zu
ing des Feldzuges ſtanden, lag ſogar in dieſer Aufgabe durchaus
s Unerhörtes, oder auch nur ganz Außerordentliches. Selbſt die Art,
der Oberbefehl bei den Verbündeten geordnet war, begünſtigte Napo-
in mehr als einer Beziehung. Die Leitung des ganzen Kriegs fiel
lich in Oeſterreichs Hand, und blieb das auch großentheils eine Form,
das Weſen der Dinge nur in ſehr bedingter Weiſe entſprach, da der
er Alexander und der König von Preußen den von Oeſterreich er-
nten Oberfeldherrn über ihre Truppen und beſonders über die ent-
teren Heere nicht immer ganz nach Gutdünken verfügen ließen, ſo
o doch die in Böhmen verſammelte Hauptarmee unter dem wirkſameren
hl dieſes Feldherrn. Schon deshalb, weil ſie faſt zur Hälfte aus
erreichern beſtand. Der Fürſt Carl Schwarzenberg aber, in deſſen
de die öſterreichiſche Regierung den Feldherrn-Stab gelegt hatte, war
r ſo großartigen Aufgabe, wie ſie hier vorlag, bei weitem nicht ge-
ſen; vielleicht ſelbſt einem Heerbefehl unter gewöhnlicheren Bedingungen
t. Er bedurfte der Leitung und die Wahl des Gehülfen, der als
nde Intelligenz im Hauptquartier gelten ſollte, hing weder von ihm
noch war ſie eine glückliche. Der fähigſte der öſterreichiſchen Generale,
ietzky nämlich, vermochte nur hin und wieder ausnahmsweiſe Einfluß
iben, im Weſentlichen war es General Langenau, ein früher ſächſiſcher
zier, der die Operationen leitete und der ging dabei, wie viele ge-
te Offiziere und militairiſche Schriftſteller einer etwas früheren Zeit,
Theorien aus, in denen das eigentliche Weſen des Kriegs oft recht
am verkannt war. Auch der geiſtig nicht ſehr begabte General Duka,
in durchaus veralteten Vorſtellungen lebte, hatte nicht ſelten mit zu
n, weil er als Vertrauter des Kaiſers Franz und Chef der geheimen
zei ein wichtiger Mann war.

Unter ſolcher Führung begann die verbündete Armee den Feldzug
Böhmen aus in ſehr unglücklicher Weiſe, und zog ſich, durch Anord-
gen zum Angriff auf Dresden, in denen auch die Nachwelt wohl ver-
ns einen leitenden Gedanken ſuchen würde, eine ſchwere Niederlage
dieſer Stadt zu (26. und 27. Auguſt). Der Rückzug nach Böhmen
e leicht in ſolcher Weiſe verderblich werden können, daß Napoleons
gabe dadurch im Weſentlichen gelöſt geweſen wäre. Glücklicher Weiſe
de Napoleon diesmal nicht gewahr, welcher ungeheuere Erfolg in
ſter Nähe erreichbar vor ihm lag, und der unverzeihliche Fehler, den
eging, indem er den General Vandamme mit ſeinem Heertheil nach
men vordringen ließ, ohne ihm ſelbſt mit Heeresmacht zu folgen,

führte eine unerwartete und entscheidende Wendung in entgegengesetztem Sinn herbei. Der tapfere Widerstand, den russische Truppen, und unter ihnen die Garden, unter dem Prinzen Eugen von Württemberg im Thal von Teplitz, den weit überlegenen Schaaren Vandammes leisteten, und der kühne Entschluß untergeordneter Führer, der einen preußischen Heertheil in den Rücken der Franzosen führte, die hier kämpften, trafen glücklich zusammen, um diese ohne Unterstützung gelassene französische Heeresmacht bei Culm in die vollständigste Niederlage zu verwickeln. Dieser Sieg wog nicht nur die materiellen Verluste auf, welche die Verbündeten vor Dresden erlitten hatten, er verwischte auch den moralischen Eindruck des dort erlebten Unheils und verwandelte die allgemein herrschende Stimmung in freudige Zuversicht. Um so vollständiger, da zugleich Siegesnachrichten von den anderen Heeren, aus Schlesien und der Mark einliefen.

Glücklich war vielleicht auch, daß man im Hauptquartier der Monarchen nicht sofort erfuhr, unter welchen erschwerenden Umständen Bülows Sieg bei Großbeeren, vor den Thoren von Berlin, erfochten worden war. Wie bedenklich es um den Heerbefehl der Nordarmee stand, davon hatte man so wenig eine Ahnung, daß man diesen Sieg dem Kronprinzen von Schweden — Bernadotte — zuschrieb, der alles aufgeboten hatte ihn zu verhindern. Erst nach und nach sollte man gewahr werden, wie der schwedische Kronprinz den Krieg in einer lediglich seinen persönlichen Plänen entsprechenden Weise führte, wie er, in der Hoffnung selbst die Krone Frankreichs davon zu tragen, sich am liebsten der Person seines Gegners, Napoleons, bemächtigt hätte, dagegen die Interessen Frankreichs zu wahren, die französischen Heere zu schonen und dem Kampf mit ihnen auszuweichen suchte.

Da sich auf der einen Seite im österreichischen Hauptquartier der Hauptarmee, selbst nach dem Siege bei Culm, doch immer wieder ein gewisser Mangel an Zuversicht, dem gewaltigen Mann gegenüber, mit dem man es zu thun hatte, und Scheu vor der gewaltsamen Entscheidung geltend machte, während auf der andern Seite, bei der Nordarmee, entschieden böser Wille herrschte, gehörte von Seiten der Führer des dritten Heeres, des schlesischen, Blüchers und Gneisenaus, wie mehr als eines der Führer zweiter Ordnung, ein hoher Grad ausdauernder Energie dazu den endlichen Erfolg sicher zu stellen. Diese Energie bewährte sich glücklicherweise in ausreichendem Maße und an die schon genannten Siege bei Großbeeren und Culm, reihten sich an der Katzbach, bei Dennewitz und Wartenburg andere in glänzender Folge. Ehe noch Bennigsens Heer in die erste Reihe einrücken konnte, war, eben durch diese Siege, das Gleichgewicht der Macht gebrochen und die Verbündeten hatten, materiell und moralisch, ein sehr entschiedenes Uebergewicht gewonnen. Durch Bennigsen verstärkt, zwangen sie, durch Vorrücken von allen Seiten und

n Uebergang über die Elbe, den Blücher (4. October) bei Wartenburg kämpfte, Napoleon sich auf Leipzig zurückzuziehen. Vergebens versuchte r französische Kaiser noch einmal die schlesische Armee auf dem linken fer der Elbe vereinzelt zu schlagen; da sie ihm nicht rückwärts, sondern rwärts über die Saale ausgewichen war, versuchte Napoleon den Kron=inzen von Schweden, der durch Blücher gezwungen auch seine Armee derstrebend auf das linke Elb=Ufer hinüber geführt hatte, wieder auf s rechte zurück zu manoeuvriren, indem er sich das Ansehen gab, Berlin n Wittenberg aus zu bedrohen. Der Anschlag hätte leicht gelingen nnen, da der Kronprinz Bernadotte nur einen Vorwand suchte, dem lde der sichtbar nahenden Entscheidung fern zu bleiben und wirklich klärte, er müsse über die Elbe zurück, um Berlin zu schützen Als diese auptstadt Preußens wirklich bedroht war, zur Zeit der Schlacht bei roß=Beeren, hatte er sie ohne Kampf preisgeben wollen. Doch Blücher ißte ihn diesseits des Stroms festzuhalten.

Getäuscht durch den Umstand, daß ein preußischer Heertheil, unter uentzien, sich wirklich verleiten ließ, von der Elbe nach Berlin zu eilen, rch falsche Nachrichten und vor Allem durch die eigenen Hoffnungen, ubte Napoleon seinen Zweck erreicht zu haben; er glaubte, Bernadotte mit seiner gesammten Heeresmacht über die Elbe zurückgegangen und ndete sich selbst rasch gegen Leipzig zurück, in der zuversichtlichen Hoff=ng, dort einen entscheidenden Sieg über die böhmische Hauptarmee zu kämpfen.

Eben dadurch aber, daß es dem Kronprinzen von Schweden nicht ge=ngen war, sich über den Strom zu entfernen, gestalteten sich die Be=ngungen einer entscheidenden Hauptschlacht, im Gegentheil, in hohem rade günstig für die Verbündeten, deren jetzt gewonnene Uebermacht er=ückend werden mußte, wenn sie in ihrer Gesammtheit gleichzeitig auf einem nd demselben Schlachtfelde in Thätigkeit kommen konnte. Dennoch war s österreichische Hauptquartier auch jetzt noch darauf bedacht, den Kampf meiden und Napoleon zunächst an die Saale zurück zu manoeuvriren; n Beginnen, das gar wohl dahin hätte führen können, daß die ver=indete Hauptarmee den Kampf gezwungen, allein, ohne Uebermacht, viel=icht selbst gegen eine Uebermacht aufnehmen oder ihr Heil in einem ligen Rückzug nach Böhmen suchen mußte. Der Kaiser Alexander war , der, vorzugsweise durch den General Toll bestimmt, erzwang, daß diese denklichen Künstlichkeiten aufgegeben wurden, daß man gerade auf Leipzig sging zum Kampf.

Noch einmal wußte sich der Prinz von Schweden fern zu halten und n Folge dessen stand seltsamer Weise den Verbündeten am ersten Tag er Kämpfe um Leipzig (16. October) keine erhebliche Uebermacht zur Ver=ügung (sie führten 193,500 Mann gegen ungefähr 177,000 Mann in as Feld) und sie erfochten denn auch keinen eigentlichen Erfolg. Zwar im

Norden der Stadt trug der General York unter Blücher bei Möckern den Sieg über den Marschall Marmont davon, während Marschall Ney durch unbedeutendere Gefechte mit den sonstigen Streitkräften der schlesischen Armee aufgehalten wurde; im Süden der Stadt aber, auf dem Schlachtfelde bei Wachau, wo Napoleon selbst an der Spitze von 135,000 Mann die 133,500 Mann der verbündeten Hauptarmee bekämpfte, fiel das Ergebniß des Tages nicht so günstig aus.. Hier erleichterten es selbst die Anordnungen des österreichischen Hauptquartiers dem Heerführer der Franzosen das Uebergewicht zu gewinnen. Auf Langenaus Rath nämlich verwendete Fürst Schwarzenberg die Hauptmacht des österreichischen Heeres in solcher Weise, daß sie gar nicht zu wirksamer Thätigkeit kommen konnte und ohne Mühe aufzuhalten war. Sie wurde in dem sumpfigen, unwegsamen, von vielfachen Wasserläufen durchzogenen Tiefland zwischen der Elster und Pleiße aufgestellt, um von dort aus auf unmöglichen Wegen den Feind zu umgehen, und wenn es nicht der Kaiser Alexander durch ein entschiedenes Nein! verhinderte, hätten Langenau und Schwarzenberg auch noch die russisch-preußischen Reserven in diese Klemme geführt. Die Folge dieser Anordnungen war, daß die Verbündeten auf dem entscheidenden Schlachtfelde, rechts der Pleiße, wo Napoleon sie an der Spitze von 109,000 Mann in günstiger Stellung erwartete, nur mit 84,000 Mann — selbst die Reserven mitgerechnet — zuerst sogar ohne diese, nur mit 65,000 Mann, zum Angriff schreiten konnten. Napoleon war bald im Vortheil, ging selbst zum Angriff über und machte siegreiche Fortschritte, denen nur dadurch Halt geboten werden konnte, daß alle erreichbaren Truppen, die russisch-preußischen Reserven aus ihrer entfernten Stellung, und der größte Theil der Oesterreicher vom linken Ufer der Pleiße her, eilig auf diesem Theil des Schlachtfeldes gegen ihn vereinigt wurden.

Aber durfte sich auch Napoleon in solcher Weise eines Sieges bei Wachau rühmen, so war doch eben an diesem Tage der Feldzug im Ganzen endgültig gegen ihn entschieden. Die Vortheile, die er erfochten hatte, reichten nicht hin, das Geschick zu wenden, und es fehlten ihm die Mittel sie zu steigern. Er hatte bereits seine ganze Heeresmacht aufgeboten und eingesetzt, mit Ausnahme des Heertheils unter dem General Regnier, der, kaum 13,000 Mann stark, in so großartigen Verhältnissen wenig bedeuten wollte. Den Verbündeten dagegen strömten am Tage nach diesen ersten Schlachten (17. Oct.) gegen 100,000 Mann Verstärkungen zu, da von der Einschließung von Dresden her Bennigsen mit der Hälfte seines Heeres und die österreichischen Heertheile unter Colloredo und Bubna herankamen, und selbst der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee in den Reihen der Verbündeten erschien. Nachdem Gründe und Ueberredung vergeblich geblieben waren, bewirkte endlich — von Gneisenau an die Hand gegeben — die Drohung, daß die Subsidien ausbleiben könnten, die Schweden von England erhielt, dieses Wunder.

So war denn die Uebermacht der Verbündeten eine geradezu erdrückende geworden; selbst Napoleon erkannte nach und nach, daß seine Lage eine hoffnungslose sei, und griff, um sich hier aus der Verlegenheit zu ziehen, nach einem Mittel, das ihm schon öfter aus schwieriger Lage geholfen hatte: er suchte Unterhandlungen anzuknüpfen und benützte dazu den gefangenen österreichischen General Grafen Merveldt. Er sprach von Unterhandlungen, zeigte in einer Weise, die lockend scheinen konnte und ihn doch zu nichts verpflichtete, die Möglichkeit eines Friedens, verlangte aber vor allen Dingen das, worum es ihm in dem Augenblick eigentlich zu thun war, nämlich einen Waffenstillstand; angeblich um die Friedens-Unterhandlungen mit Ruhe und Bequemlichkeit einleiten zu können, in Wahrheit, um einen bereits sehr schwierig gewordenen Rückzug ohne Niederlage bewerkstelligen und unbehelligt rückwärts über die Saale ausweichen zu können.

Die Botschaft gelangte (18. Oct.) zu spät an die Verbündeten, um den Angriff auf die französischen Stellungen aufzuhalten, zu dem die Truppen bereits in Bewegung waren. Napoleon hatte den Rückzug nach der Saale durch General Bertrands Heertheil, der in dieser Richtung die Spitze bildete, bereits antreten lassen, als der erneute Kampf begann; er kämpfte nicht mehr um den Sieg, sondern um die Sicherung seines Rückzuges, so daß diese größte Schlacht der neueren Zeit, die sich hier entspann, in gewissem Sinn als ein Nachtrabs-Gefecht nach einem kolossalen Maßstab aufgefaßt werden kann.

Napoleons Heer erlitt die vollständigste Niederlage und am folgenden Morgen (19. Octbr.) wurde auch die Stadt Leipzig erstürmt. Das Unheil des Rückzugs, der in grenzenloser Unordnung und Auflösung vor sich ging, wurde natürlich nicht dadurch herbeigeführt, daß, wie die buonapartistischen Schriftsteller gern auch jetzt noch wiederholen, ein Sapeur-Corporal die einzige kleine Brücke, über die er gehen mußte, zu früh in die Luft sprengte: — sondern erstens dadurch, daß es den Verbündeten gelang, stürmend in die Stadt einzudringen, ehe das zerrüttete französische Heer Zeit gefunden hatte, sich ganz herauszuwinden und dann besonders dadurch, daß der Rückzug eben über eine einzige schmale Brücke ausgeführt werden mußte; daß Napoleon, obgleich schon seit vierundzwanzig Stunden im Rückzug entschlossen, gar keine Anstalten getroffen hatte, ihn zu erleichtern, ihn auf einer Mehrzahl von Wegen möglich zu machen.

Noch ungereimter ist die eben so oft wiederholte Behauptung, daß die Schlacht dadurch für die Franzosen verloren gegangen sei, daß dreitausendfünfhundert Mann sächsischer Truppen während des Kampfes zu den Verbündeten übergingen: ein geringfügiges Ereigniß, das in solcher Völkerschlacht keinen entscheidenden Einfluß üben konnte und in der That auch einen irgend merkbaren Einfluß geübt hat.

Der König von Sachsen, den Napoleon auch im letzten Augenblick noch getäuscht hatte, indem er ihm sagte, er verlasse Leipzig nur, um im

freien Felde zu manoeuvriren und werde in einigen Tagen siegreich wiederkehren, fiel in der Stadt in Kriegsgefangenschaft. Wie vollständig er von seinem „hohen Verbündeten" Napoleon getäuscht, wie wenig er auf die Eroberung der Stadt durch die Verbündeten vorbereitet war, verrieth sich nur zu sehr in allen seinen Aeußerungen, in seinem rathlosen Thun und Lassen. Als preußische Truppen auf dem Marktplatz unter seinen Fenstern erschienen, soll er gesagt haben, dieses Unglück sei nicht vorher zu sehen gewesen. Die Generale der französischen Armee hatten es schon seit drei Tagen vorher gesehen und ihrer viele seit längerer Zeit.

Inzwischen war auch Bayern durch den am 8. October zu Ried geschlossenen, am 17. ratificirten Vertrag, dem Bündniß gegen Napoleon beigetreten, und der bayerische Feldmarschall Wrede versuchte, an der Spitze einer durch Oesterreicher verstärkten bayerischen Armee, dem fliehenden französischen Heer bei Hanau den Weg zu vertreten, — weder in der zweckmäßigsten Weise noch mit Glück. Napoleon öffnete sich durch ein glückliches Treffen den Weg an den Rhein. Aber, wiewohl er sich hier noch eines Sieges rühmen durfte, kehrte er doch thatsächlich auch diesmal, wie das Jahr zuvor aus Rußland, eigentlich ohne Heer nach Frankreich zurück. Denn der Mangel, die übermäßigen Anstrengungen, die Leiden des Herbstfeldzuges hatten unter der jungen Mannschaft Nervenfieber hervorgerufen, die ihre Reihen in rascher Folge furchtbar lichteten. Der Rückzugsweg von Leipzig bis Mainz war von Todten und Sterbenden bedeckt, und was über den Rhein entkam, erlag zum bei weitem größten Theil dort in den Lazarethen. Das Schlimmste war dabei für Napoleon, daß Frankreich, erschöpft durch den Verlust zweier Heere im Laufe von fünfzehn Monaten, kein drittes von irgend ausreichender Zahl zu schaffen vermochte. Nach den ungeheuren Waffen-Verlusten auf den Schlachtfeldern der letzten Jahre, fehlte es selbst an Gewehren, um die unreifen Jünglinge, die Knaben zu bewaffnen, die unter die Fahnen gerufen wurden.

Auf Seiten der Verbündeten löste sich die Nordarmee auf, die der Kronprinz von Schweden bis dahin befehligt hatte. Der Kronprinz selbst wendete sich mit seinen Schweden gegen Dänemark, um die Abtretung Norwegens zu erzwingen und nahm so viel deutsche Truppen mit als er konnte. Bülow machte sich mit seinem preußischen Heertheil von ihm los und eilte nach Holland, das seine leichte Eroberung wurde; ein russischer Heertheil unter Winzingerode folgte etwas später seinen Spuren; die preußischen Schaaren unter Tauentzien blieben an der Elbe zurück, um die Festungen einzuschließen, die dort noch im Besitz der Franzosen waren; Bennigsen schloß Hamburg ein, während die russischen Milizen und Oesterreicher unter General Klenau Dresden einnehmen sollten.

Die schlesische Armee unter Blücher und die Hauptarmee der Verbündeten unter Schwarzenberg gelangten in den ersten Tagen des November an den Rhein. Frankreich lag wehrlos vor ihnen! — Gneisenau

schlug vor, sofort über den Strom zu gehen und ohne Aufenthalt gegen Paris vorzudringen, um den Krieg in wenigen Tagen zu einem siegreichen und vollständig entscheidenden Ende zu führen. Wäre dieser Rath befolgt worden, so brach Napoleons Macht noch vor dem Schluß des Jahres 1813 in sich zusammen, ohne daß er den für glänzend geltenden Widerstand hätte leisten können, der seinen Sturz verherrlichen sollte. Der preußische General Pfuel fragte nach dem Friedensschluß den Marschall Ney, welchen Widerstand die Verbündeten gefunden hätten, wenn sie ihre kriegerische Thätigkeit im November ununterbrochen fortsetzten, und erhielt zur Antwort: sie hätten dann, wie auf einem Marsch im Frieden, alle ihre Marsch-Quartiere bis Paris zum Voraus bestimmen können. (Messieurs les alliés auraient pu compter leurs journées d'étappes jusqu'à Paris.)

Hier aber, in diesem Zustand gänzlicher Wehrlosigkeit, kam dem besiegten Kaiser der Franzosen die Diplomatie zu Hülfe —: nicht die eigene, sondern die der Verbündeten, vor allem die österreichische.

Die Diplomatie der alten Schule gefiel sich überhaupt, gleich der ihr gleichzeitigen Strategie, in einer raffinirten Künstlichkeit ihrer Combinationen; sie freute sich der eigenen Feinheit und hielt sich für scharfsichtig, für weitsehend, wenn sie um fern liegender Möglichkeiten willen, oft das Allernächste und Dringendste vernachlässigte oder in verkehrter Weise nebensächlich behandelte. Diesmal insbesondere wurde das österreichische Cabinet durch mancherlei bestimmt, das ihm in den vermutheten Absichten, wie in dem ganzen Auftreten der eigenen Verbündeten, Rußlands und Preußens, höchlich mißfiel. Der Wiener Hof sah namentlich mit großem Mißfallen die Möglichkeit, daß Rußland in Polen dem Sitz und Mittelpunkte der österreichischen Monarchie näher rückte; die Herstellung Preußens zu einer Macht ersten Ranges, die bedeutenden Einfluß in Deutschland üben konnte, war in Wien ebensowenig erwünscht, und am wenigsten, wenn sie etwa, wie es den Anschein gewann, dadurch bewirkt werden sollte, daß Sachsen mit Preußen vereinigt wurde. Vor allem aber mißfielen dem Kaiser Franz, dem Fürsten Metternich und den gleichgestimmten Seelen, die als „jacobinisch" bezeichneten Tendenzen des Kaisers Alexander. Schon zu Prag war unter den österreichischen Staatsmännern die Besorgniß wach gerufen worden, daß, wie Metternichs Vertrauter Gentz die Sache ausdrückte, der Befreiungskrieg, wenn er länger fortgesetzt werden mußte, in einen Freiheitskrieg ausarten, daß er zur Herrschaft liberaler Principien in Europa führen könne. Dem mußte natürlich vorgebeugt werden, und um den ganzen Apparat diplomatischer Thätigkeit gegen diese Gefahren wenden zu können, wollte man gern jede Gefahr, die der europäischen

Welt von Seiten Napoleons drohen konnte, als bereits vollkommen und für immer beseitigt ansehen.

Von solchen Ansichten ausgehend suchte Oesterreich vor allen Dingen so schnell als möglich das Ende des Kriegs herbeizuführen — nicht durch einen entscheidenden Sieg, sondern durch einen Friedensschluß auf Bedingungen, die, wie man meinte, Napoleon annehmen könne. Man war sehr bereit, den Franzosen den Rheinstrom als unnatürliche Grenze zu lassen; an den deutschen Landen jenseits, die Oesterreich doch nicht unmittelbar für sich selbst in Anspruch nehmen, die kein legitimer deutscher Landesherr als sein angestammtes Eigenthum fordern konnte, schien wenig gelegen, wenn man dafür an einem gezähmten Napoleon, der geneigt wäre, den gebietenden Einfluß in Europa mit Oesterreich zu theilen und sich vielleicht sogar von dem Fürsten Metternich leiten zu lassen, eine Stütze gegen Rußland, gegen Preußen und zumal gegen den Liberalismus gewann. Es kam dann auch noch die übermäßige Vorstellung hinzu, die man sich von den Gefahren eines Heerzugs in das Herz Frankreichs machte, denn die oft wiederholte Wunder- und Heldensage von den Thaten des französischen Volks, während der ersten Kriegsjahre der Revolution, wurde damals auch außerhalb Frankreichs als Geschichte geglaubt. An die Erschöpfung Frankreichs dagegen wagte man keineswegs unbedingt zu glauben, obgleich man mit eigenen Augen gesehen hatte, daß Napoleons Heer an der Elbe zum Theil aus kaum erwachsenen Knaben bestand.

So waren denn die Eröffnungen, die General Merveldt brachte, auf dieser Seite keineswegs auf einen ungünstigen Boden gefallen. Buchstäblich schon an dem Tage unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig, setzte sich Metternich mit dem dort gefangenen General Lauriston in Verbindung und suchte Unterhandlungen anzuknüpfen; wenige Tage später wurde der österreichische Hauptmann Hesse (der nachherige Feldmarschall) in das französische Hauptquartier entsendet, angeblich um eine Auswechslung von Gefangenen zu verabreden, der Sache nach, um auf Friedensbotschaften vorzubereiten und da die leitenden Strategen der verbündeten Heere in einem Kriegsrath zu Frankfurt am Main sich nicht zu einigen wußten, in Beziehung auf die nächsten Operationen, gelang es dem Fürsten Metternich die kriegerische Thätigkeit auf längere Zeit zu gänzlichem Stillstand zu bringen.

Damit war nach seiner Meinung schon viel gewonnen. Auch traf gar Manches zusammen, sein Streben zu begünstigen, namentlich daß mit alleiniger Ausnahme des Kaisers Alexander, alle Russen des Kriegs gar sehr überdrüssig waren und fast leidenschaftlich nach Frieden verlangten. Sie meinten, nun vollends sei Polen ohne Schwierigkeiten zu haben und das sei, worauf es für Rußland ankomme; für Andere müsse man sich nicht weiter aufopfern; man habe auch für sie bereits mehr als genug gethan. Die Stimmung der Russen war im Ganzen eine solche,

daß die Eroberung Hollands durch Bülow und seine Preußen, in ihrem Kreise laut und allgemein, klagend als ein Unglück besprochen, ja verwünscht wurde. Da nun die Franzosen einmal aus den Niederlanden vertrieben seien, würde England darauf bestehen, daß diese Lande unabhängig blieben, so klagte man, und diese unnützen Forderungen würden den Frieden erschweren. Es gelang dem Fürsten Metternich die Staatsmänner Englands, die in seinen Bereich kamen, für seine Ansichten zu gewinnen und ihr Mißtrauen in solcher Weise gegen Rußlands wachsende Macht zu wenden, daß auch ihnen ein schnell geschlossener Friede mit Frankreich auf irgend erträgliche Bedingungen sehr wünschenswerth schien. Selbst unter den Preußen war eine, wenn auch nicht zahlreiche, doch bedeutende Partei der Meinung, daß die Pläne und Hoffnungen der „Exaltirten", nämlich Steins, Blüchers, Gneisenaus und der Gleichgesinnten, leidenschaftlich und chimärisch seien; daß die Hoffnung, Napoleons Thron zu stürzen, in das Gebiet des Abenteuerlichen gehöre. Der Staatskanzler Hardenberg und der militairische Vertraute des Königs, General Knesebeck, huldigten zur Zeit diesen Ansichten.

So brachte es denn Metternich glücklich dahin, daß ein französischer Diplomat, St. Aignan, der zu Gotha Gefangener der Verbündeten geworden war, zu großem Mißfallen Alexanders, mit einer Friedensbotschaft nach Frankreich gesendet wurde. Dem französischen Kaiser wurden darin die Pyrenäen, die Alpen und der Rhein als Grenzen seines Reichs angeboten. In Italien verlangte Oesterreich „eine Grenze", im Uebrigen sollte die Halbinsel, gleichwie Holland und Spanien, unabhängig sein. In Deutschland endlich sollte Napoleon nur auf die unmittelbare Oberherrschaft verzichten; daß er da einen angemessenen Einfluß übe, wollte man natürlich und berechtigt finden. Wie wir durch Lord Burghersh erfahren, waren unter den Staatsmännern der Verbündeten viele, die Hollands und Italiens Unabhängigkeit hinreichend verbürgt geachtet hätten, wenn Ludwig Buonaparte und Eugen Beauharnais Könige dieser Länder wurden.

Dem unbeugsamen Sinn Napoleons verdankt es die Welt auch jetzt wieder, daß ihr die leicht vorherzusehenden Folgen solcher Combinationen erspart blieben. Napoleon zeigte sich zu Unterhandlungen bereit, in Beziehung auf die Basis aber, von der sie ausgehen sollten, auf den wesentlichen Inhalt der zu schließenden Verträge, enthielt das von Maret unterschriebene Schreiben an Metternich, gar nichts als Worte, die zu gar nichts verpflichteten, wohl aber die Möglichkeit offen ließen, die Unterhandlungen durch weitgehende Forderungen, in Beziehung auf das Seerecht, nach Belieben hinzuhalten: „Ein Friede auf der Grundlage der Unabhängigkeit aller Nationen, sowohl in Hinsicht ihrer continentalen Verhältnisse, als in Hinsicht auf die Schifffahrt, ist beständig der Gegenstand der Wünsche und der Politik des Kaisers gewesen." (Une paix sur la base de l'indépendance de toutes les nations, tant sous le point de vue

continental, que sous le point de vue maritime, a été l'objet constant des désirs et de la politique de l'empereur.)

Zu gleicher Zeit erbot sich Napoleon durch einen militairischen Bevollmächtigten die Festungen zu räumen, die seine Truppen noch an der Oder und der Weichsel inne hatten, namentlich Danzig, jedoch nur unter der Bedingung, daß den Besatzungen dieser festen Plätze freier Abzug ohne alle Beschränkungen zugestanden werde. Mit anderen Worten, die Verbündeten sollten ihm seine dort eingeschlossenen alten Soldaten zusenden, damit er den neuen Truppen, die er zu bilden bemüht war, mehr Nerv und Haltung geben könne. — Auf Unterhandlungen über die Festungen an der Elbe sollte der französische Offizier nicht eingehen.

Angesichts solcher Eröffnungen mußten selbst die Kurzsichtigen und die Verblendeten sich entschließen zu sehen, daß Napoleon nur Zeit gewinnen wollte zu neuen Rüstungen; die Geschäftigkeit der Diplomaten mußte sich einstweilen darauf beschränken, daß Fürst Metternich dem französischen Minister Maret schrieb, der französische Kaiser müsse sich bestimmt über die vorgeschlagenen Grundlagen des Friedens aussprechen, ehe man auf Unterhandlungen eingehen könne. Die kriegerisch Gesinnten drangen nun mit Erfolg darauf, daß die kriegerische Thätigkeit wieder aufgenommen werden müsse, schon weil man dem Feind nicht Zeit lassen dürfe, zu den großartigen Rüstungen, die Napoleon verfügte.

Was aber endlich nach langen Berathungen beschlossen wurde, war nicht gerade was am kürzesten zum Ziel führen konnte. In dem strategischen Rath, der darüber entscheiden sollte, hatte auch mehr als ein Theoretiker mitzusprechen, der mit etwas beschränkter Einsicht in veralteten Vorstellungen befangen war. So der General Duka, der unter allen Bedingungen das Heer in Winterquartiere verlegen, und erst im kommenden Frühjahr den neuen Feldzug methodisch mit der Belagerung von Mainz beginnen wollte.

Geradeaus über den Rhein zu gehen, konnte man sich nicht entschließen, es wurde für zu kühn gehalten. Man fürchtete den dreifachen Festungsgürtel, mit dem Vauban Frankreich umgeben hatte. Vergebens suchte Gneisenau geltend zu machen, daß diese Menge von Festungen unter den obwaltenden Umständen eine Schwäche Frankreichs seien, da Napoleon schwerlich eine namhafte Armee im freien Felde übrig behalten könne, wenn er sie alle genügend besetzen wollte. Von ungenügenden Besatzungen bewacht aber, hatten sie keine Macht der Offensive, konnten den Verbindungen der Verbündeten nicht gefährlich werden, und waren leicht durch wenig zahlreiche Einschließungs-Corps vollständig zu neutralisiren.

Diese Ansichten fanden kein Gehör. Der Kaiser Alexander wurde für einen Operations-Plan gewonnen, den der österreichische General Langenau entworfen hatte, und der durch ein überaus wissenschaftliches Ansehen imponirte. Langenau gehörte zu den gelehrten Strategen, in

deren Vorstellungen geographische Verhältnisse, die sogenannten strategischen Punkte die entscheidende Hauptrolle spielten. Er ging auf die Theorien zurück, denen der österreichische Generalstab in den Jahren 1799 und 1805 gehuldigt hatte. Man mußte sich nach seiner Meinung vor allem der Schweiz bemächtigen, um von dort aus an der angeblich schwächsten Seite, durch die Freigrafschaft Burgund in Frankreich einzudringen. Dann kam es darauf an, die Hochebene von Langres zu erreichen und in Besitz zu nehmen. Diese Hochebene, auf der die Quellen der Seine, der Maaß und der Saone liegen, von der die Gewässer nach Norden und nach Süden fließen, beherrschte in Langenaus Vorstellung den ganzen Kriegsschauplatz.

Mit dem eigenthümlichen Vertrauen in die Lehrsätze der eigenen Theorie, das solchen Doctrinairs eigen zu sein pflegt, setzte Langenau voraus, daß auch Napoleon der Hochebene von Langres dieselbe Wichtigkeit beilegen werde; er scheint geglaubt zu haben, der kriegerische Kaiser der Franzosen werde jede Hoffnung auf einen weiteren Erfolg aufgeben und erschreckt Frieden schließen, sobald er dieses entscheidende „Plateau" in Besitz der Verbündeten sah. Jedenfalls war es das, was die strategischen Rathgeber den Fürsten Schwarzenberg glauben ließen, darüber belehren uns dessen eigene Geständnisse in seinen Briefen. Er glaubte, der Winterfeldzug werde nur „eine Winterbewegung" sein, die bei Langres ihr Ziel finden solle; diese Bewegung werde genügen, Napoleon vollends zum Frieden zu bestimmen. Diese Aussicht war es, durch die er sich für das Unternehmen gewinnen ließ, obgleich es in seinen Augen doch immer ein sehr gewagtes und mißliches blieb.

Daß man es sehr bedenklich fand, zeigte sich selbst in der an die französische Nation gerichteten Erklärung, die nöthig geachtet wurde, um sie einzuleiten. Sie war genau nach den Rathschlägen abgefaßt, die Bernadotte an die Hand gegeben hatte. Dieser Gascogner hatte nämlich dringend gerathen, am Rhein stehen zu bleiben, den Zug nach Frankreich zu meiden, um nicht den furchtbaren Zorn des französischen Volks zu wecken. Er hatte dabei mit der lächerlichsten Großsprecherei vor den Wunden gewarnt, die das französische Volk in der Vertheidigung des heimathlichen Bodens thun, durch die es ohne Zweifel ein furchtbares Mißgeschick, wahrscheinlich die Vernichtung der verbündeten Heere bewirken werde. Am Rhein müsse man Frieden schließen; aber um auch das nur zu können, müsse man ja das furchtbare Heldenvolk jenseits des Rheins nicht beleidigen und reizen; man dürfe nicht als Sieger zu ihm sprechen; man müsse Frankreich um den Frieden *bitten*. Wenn Frankreich den Frieden nicht *gewähre*, dann freilich müsse der gefährliche Zug gewagt werden. Dann aber müsse man Napoleons Person sorgfältig von Frankreich trennen und feierlich erklären, daß man nicht mit Frankreich, nur mit Napoleon Krieg führe.

Und so geschah es im Wesentlichen. Doch wagte man auch jetzt nicht, entschlossen und unbedingt, was Alexander schon zehn Jahre früher einmal im Sinn gehabt hatte, und was Bernadotte jetzt andeutete, weil er seine persönlichen Pläne dadurch zu fördern hoffte. Napoleon konnte nicht in Person als der Feind ganz Europas bezeichnet werden, das ließen die gebotenen Rücksichten auf Oesterreich und dessen besondere Politik nicht zu, und selbst abgesehen davon, wurde der Gedanke, ihn zu stürzen, meist in der schon angedeuteten Weise als die Ausgeburt einer krankhaften Exaltation abgelehnt.

So erklärten denn die Verbündeten, sie führten nicht mit Frankreich Krieg, sondern einzig und allein mit dem „Uebergewicht", welches der Kaiser Napoleon zu Europas und zu Frankreichs Unglück außerhalb der Grenzen seines Reichs übe. (Les puissances alliées ne font point la guere à la France, mais à cette prépondérance hautement annoncée à cette prépondérance que, pour le malheur de l'Europe et de la France, l'empereur Napoléon a trop longtemps exercé hors des limites de son empire.) Was Frankreich betrifft, schienen die verbündeten Mächte sich selbst kaum genug thun zu können, in glänzenden Verheißungen. Sie wünschten, hieß es, daß Frankreich groß, mächtig und glücklich sei, denn ein mächtiges und blühendes französisches Reich sei eine der nothwendigen Grundlagen des gesellschaftlichen Baues. Frankreich solle eine Ausdehnung behalten, wie es sie unter seinen Königen nie gehabt habe. Sorgfältig suchte die Erklärung die Franzosen auch darüber zu beruhigen, daß ihr Waffenruhm, trotz der Unfälle der letzteren Jahre, keineswegs getrübt sei. So überrascht es denn am Ende fast als eine Vermessenheit, daß die Verbündeten zum Schluß denn doch auch für sich etwas zu hoffen und zu wünschen wagen. Nämlich einen durch eine weise Vertheilung der Macht, durch ein gerechtes Gleichgewicht gesicherten Frieden.

Den Staatsmännern Oesterreichs war Langenaus Plan übrigens auch darum genehm, weil er Gelegenheit gab, in der Schweiz, wo sie vielfach mit den aristokratischen Parteien in Verbindung standen, eine gewaltsame Reaction hervorzurufen, und dem Republiken-Bund im Wesentlichen auch seine frühere, mittelalterliche Verfassung zurückzuführen. César Laharpe säumte jedoch nicht, dem Kaiser Alexander die Augen darüber zu öffnen, daß es darauf abgesehen sei, die ehemals „unterthänigen Orte", die durch die Revolution von 1798 selbständige, vollberechtigte Cantons geworden waren, wieder unter das Joch der alten Verhältnisse zu beugen. Diese unterthänigen Orte waren bekanntlich in früheren Zeiten durch Eroberung der Herrschaft der alten Schweizer-Cantons verfallen, und aller politischen Rechte beraubt, ziemlich willkürlich und nicht gerade mit großer Milde beherrscht worden. Diese Zustände wollte namentlich der Berner Adel wieder herstellen, aus dessen Mitte sonst die gebietenden Landvögte in Laharpes besonderer Heimat, im Waadtlande hervorgingen.

Darüber aufgeklärt, verlangte der Kaiser Alexander, daß die Schweiz s neutrales Land unberührt bleibe; die Heeresmacht der Verbündeten llte unterhalb Basel über den Rhein gehen. Da eingewendet wurde, ß man, der Wechselfälle der winterlichen Jahreszeit wegen, einer stehen- n Brücke über den Rhein bedürfe, und daß es eine solche unterhalb asel nicht gebe, wollte Alexander darein willigen, daß diese Stadt als ebergangs-Punkt besetzt werde, aber kein weiteres Gebiet der Schweiz. arauf gaben die österreichischen Heerführer keine bestimmte Antwort; sie ßen ihre Truppen, die den linken Flügel der Gesammtmacht bildeten, n Rhein stromaufwärts rücken, ohne sich weiter über ihre Pläne zu ßern, und brachen dann, dem russischen Kaiser sehr unerwartet, in e Schweiz ein, die sie bis nach Genf hin mit ihren Schaaren über- hwemmten.

Der Kaiser Alexander verhehlte sein entschiedenes Mißfallen keines- egs, und wenn nun auch einer Reaction, die unter Anderem dienen konnte e Schweiz dem Einfluß des österreichischen Cabinets zugänglich zu machen, icht mehr vorzubeugen war, drang er doch sehr bestimmt darauf, daß gewisse Grenzen nicht überschreite. Die Central-Gewalt der Schweiz nte umgestaltet werden, und auch Bern erhielt namentlich seine alte stokratische Verfassung wieder —: die Unabhängigkeit der ehemals unter- nigen Orte aber, namentlich des Waadtlandes, durfte nicht angetastet den. Der Kaiser erreichte seinen Zweck in dieser Beziehung um so ter, da die österreichischen Staatsmänner und Generale bald gewahr en mußten, daß sie sich selbst und dem Bündniß neue Gefahren en, wenn sie hier zu weit gehen wollten. Doch indem der Kaiser nder, überall die liberalen Grundsätze und Interessen zu fördern , während Oesterreich ebenso folgerichtig jede Gelegenheit wahrnahm, Schirmvogt der Reaction aufzutreten, steigerte sich beständig das Miß- n, mit dem die Verbündeten einander beobachteten, und bei den Oester- rn das Verlangen nach dem Frieden, der die Möglichkeit bringen te und sollte sich dem in so mancher Beziehung lästigen Bunde mit Ben und Rußland zu entziehen.

Durch die Schweiz und zu einem geringeren Theil durch den Sund- drang inzwischen (im Januar 1814) die Hauptarmee der Verbünde- in die Freigrafschaft Burgund ein. Dieses Heer, vom Fürsten Schwarzenberg geführt, war jetzt 190,000 Mann stark; Blücher, den man Mainz „an die Kette zu legen" hoffte, wie Droysen treffend sagt, te 84,000 Mann bei den Fahnen. Das war allerdings nicht eine eesmacht, wie sie Napoleon nach Rußland geführt, und dann wieder der Elbe versammelt hatte, aber es war allem gegenüber, was das er- pfte Frankreich nach den ungeheueren Verlusten der beiden letzten Jahre noch aufzubringen vermochte, eine geradezu erdrückende Uebermacht. Ferdem aber hatten die verbündeten Heere dann auch noch im Laufe

der nächsten Wochen sehr bedeutende Verstärkungen zu erwarten. Zunächst 80,000 Preußen und Russen, die unter Kleist von der Einschließung von Erfurt her, unter Bülow und Winzingerode aus den Niederlanden heran kommen sollten, sobald sie dort durch einen neu gebildeten sächsischen Heertheil und durch die deutschen Truppen abgelöst waren, die der Kronprinz von Schweden nach Holstein mitgenommen hatte. (Die russisch-deutsche Legion und hannöversche Bataillone unter Wallmoden.) — Dann waren theils im Januar, theils im folgenden Monat noch etwas über 40,000 Mann kleinerer deutscher Staaten zu erwarten.

Schwarzenbergs Heer hatte auf dem Zug nach Langres buchstäblich gar keinen Feind im freien Felde vor sich, denn die kaum 70,000 Mann starken Schaaren, über die Napoleon im Januar verfügen konnte, waren nicht in solcher Weise verwendet, wie Langenau vermuthet hatte. Sie standen zum Theil am Rhein, zum Theil auf der Linie, die aus den Niederlanden nach Paris und nach Napoleons Ansicht am schnellsten und in der für ihn gefährlichsten Weise zur Entscheidung führen konnte. Napoleon hatte eben in Beziehung auf den Kriegsschauplatz in Frankreich und den Krieg überhaupt andere Ansichten als der General Langenau.

Doch manoeuvrirte die Hauptarmee der Verbündeten auch ohne Feind so umständlich und vorsichtig, daß sie achtundzwanzig Tage brauchte, um ebenso viele Meilen zurückzulegen und Langres erst am 17. Januar erreichte. Man ließ absichtlich einen Theil des Heeres in der Nähe des Rheins zaudern, weil man, ganz in dem Geist, der die Erklärung an das französische Volk eingegeben hatte, besorgte, Napoleon könne von Straßburg aus in das südliche Deutschland vordringen. Im letzten Augenblick hatte Napoleon den Marschall Mortier mit etwa 8000 Mann nach Langres vorgesendet, um dort die Absicht einer Vertheidigung zu simuliren, dadurch war es wirklich gelungen die Verbündeten auch noch fünf Tage lang hinzuhalten; als sich dann endlich Schwarzenberg zu einem gewaltigen Schlage gerüstet hatte, war die schwache feindliche Abtheilung dem Kampf ganz in der Stille ausgewichen.

Im österreichischen Hauptquartier herrschte große Verwunderung darüber, daß Napoleon diesen wichtigen Punkt weder vertheidigt hatte, noch auch mit Heeresmacht heranrückte, um ihn wieder zu gewinnen und da nun entschieden werden mußte, was weiter geschehen solle, war die Verlegenheit noch größer als die Verwunderung.

Vergebens machte Gneisenau von weitem her schriftlich darauf aufmerksam, daß man nur vierzehn Märsche bis Paris habe, diese Hauptstadt bequem in achtzehn Tagen erreichen und den Krieg durch eine siegreiche Schlacht beenden könne, da die Uebermacht, der man gebiete, den Sieg sicher stelle und die Kühnheit rechtfertige. Er fand mit solchen excentrischen Plänen jetzt ebensowenig Gehör als früher.

Metternich verlangte unumwunden einen Stillstand in den Opera-

nen, damit man Zeit gewinne den Faden der Unterhandlungen wieder
ufzunehmen, und der englische Bevollmächtigte, Lord Aberdeen, der ganz
nter dem Einfluß des österreichischen Staats-Kanzlers stand, begnügte sich
cht einmal damit ihm einfach beizustimmen; er fügte noch die Erklärung
nzu, die Verbündeten seien durch die von Frankfurt aus gebotenen Frie-
nsbedingungen gebunden und verpflichtet auch jetzt keine anderen For-
rungen zu erheben. Diese Erklärung, der Metternich in keiner Weise
versprach, beweist zur Genüge, daß Oesterreich sehr geneigt war diese
ebingungen auch jetzt zu gewähren, um nur schnell mit Frankreich ab-
ließen und sich den Absichten Rußlands in Polen, Preußens an der
be und überhaupt in Deutschland widersetzen zu können.

Zu Unterhandlungen zeigte sich in der That einige Aussicht, denn
poleon wollte zwar auch jetzt den Frieden nicht, aber er konnte der
nterhandlungen nicht entbehren. Er bedurfte ihrer, um die öffentliche
einung in Frankreich zu täuschen und die ihm zur Zeit sehr ungünstige
immung im Lande durch die Aussicht auf einen nahen Frieden zu be-
richtigen; und dann auch, um, wenn er etwa im Felde einen Unfall
itt und seine Lage gefährdet sah, die kriegerische Thätigkeit der Verbün-
en durch schnell gemachte Zugeständnisse, die wieder zurückgenommen
den konnten, sobald das Glück sich wendete, auf einige Zeit zu lähmen.
bedurfte ihrer endlich auch, um die günstige Wendung des Krieges her-
zuführen, auf die er rechnete, denn dazu gehörte, daß es ihm gelang,
Verbündeten unter einander zu entzweien, und dazu konnte sich die
legenheit nur ergeben, wenn Unterhandlungen im Gange waren. Er
hte sich, daß Oesterreich wohl eigentlich andere Zwecke im Auge habe
Preußen oder Rußland, und hoffte, scheint es, Uneinigkeit unter seinen
gnern werde ihm schließlich zu einem besondern Frieden mit der öster-
chischen Regierung verhelfen.

In diesem Sinn hatte Napoleon denn auch gethan, was unerläßlich
ar, um Unterhandlungen überhaupt möglich zu machen. Die Diplomaten
r Verbündeten hatten, als sie St. Aignan nach Frankreich absendeten,
elfach mit dem höchsten Lobe von Caulaincourt gesprochen; sie hatten,
ne sich d'Enghiens zu erinnern, der hohen Achtung gedacht, die ihnen
r edle Charakter dieses Mannes einflöße, kurz, sie hatten den Wunsch
erkennen gegeben vorzugsweise mit ihm zu thun zu haben. Napoleon
annte ihn an Marets Stelle zu seinem Minister der auswärtigen An-
genheiten. Da die einfache Erklärung Napoleons, daß er zu Unter-
dlungen geneigt sei, ohne dabei irgend einer Grundlage der Unter-
dlungen zu gedenken, nicht hingereicht hatte den Heerzug der Verbün-
n aufzuhalten, da der Fürst Metternich es in einem noch an Maret
chteten Schreiben (vom 25. November 1813) in den zartesten und
freundsten Worten doch für unerläßlich erklärt hatte, daß Napoleon die
den Verbündeten aufgestellten Grundlagen des Friedens ausdrücklich

annehme, wurde Caulaincourt von seinem Kaiser beauftragt dies scheinbar zu thun.

Der neue Minister mußte (schon am 2. December 1813) dem Fürsten Metternich schreiben: Frankreich habe bereits, indem es die Unabhängigkeit aller Nationen als Grundlage des Friedens angenommen, im Princip zugestanden, was die Verbündeten zu wünschen schienen. Der Kaiser Napoleon habe damit auch Alles zugegeben, was aus diesem Grundsatz folge, dessen letztes Ergebniß ein Friede sein müsse, gegründet auf das Gleichgewicht Europas; auf die Unantastbarkeit (intégrité) aller Nationen innerhalb ihrer natürlichen Grenzen und die Anerkennung der vollständigen und unbedingten Unabhängigkeit aller Staaten, so daß keiner derselben sich irgend eine Oberherrschaft oder Oberhoheit über irgend einen anderen anmaßen könne, in welcher Form es auch sei, weder auf dem Lande noch zur See (et sur la reconnaissance de l'indépendance absolue de tous les états, tellement qu'aucun ne puisse s'arroger, sur un autre quelconque, ni suzeraineté, ni suprématie, sous quelque forme que ce soit, ni sur terre ni sur mer.)

Napoleon wußte, wahrscheinlich durch den ihm ganz besonders ergebenen König von Württemberg, der mit der neuesten Wendung der Dinge sehr unzufrieden war, und fortwährend in vertraulichem Briefwechsel mit dem Kaiser der Franzosen blieb, daß ein deutscher Bund beabsichtigt wurde und daß die deutschen Fürsten in eine Beschränkung ihrer Selbständigkeit in soweit, daß nöthig sein werde, um eine solche Gesammtheit zu bilden, zum Voraus hatten willigen müssen. Diesem Bunde, jeder noch so lockeren deutschen Einheit, jeder Verbindung deutscher Fürsten, an deren Spitze nicht er selbst als Oberherr stand, wollte Napoleon vorbeugen; besonders aber jedem bleibenden Verhältniß, in das die deutschen Kleinstaaten zu Oesterreich und Preußen treten konnten. Ganz vereinzelt und wehrlos sollten diese Staaten, ein jeder für sich, zwischen Frankreich und den östlichen Reichen stehen. Dann mußten sie unfehlbar wieder seiner Oberherrschaft verfallen, sobald er sich zu neuen Unternehmungen erstarkt und gerüstet fühlte.

Napoleon verrieth in diesen Worten sogar in unvorsichtiger Weise seine Pläne für die Zukunft und was ein Friede mit ihm werth sein konnte, wenn er überhaupt möglich war. Gleichwohl sahen das die Diplomaten, die sich zu Frankfurt um Metternich schaarten, vor lauter Feinheit nicht. Es war ein anderer Punkt, der ihnen Sorgen machte.

Caulaincourts Schreiben enthielt nämlich auch noch die ausdrückliche Versicherung, daß Napoleon den von den Verbündeten aufgestellten Grundlagen des Friedens beistimme, fügte aber sofort hinzu: dieser Friede werde Frankreich große Opfer auferlegen, Napoleon werde sie ohne Bedauern bringen — vorausgesetzt, daß England durch entsprechende Opfer (par des sacrifices semblables) auch seinerseits die Möglichkeit eines allgemeinen und für alle Parteien ehrenvollen Friedens gewähre.

Das heißt, Napoleon behielt sich ziemlich ausdrücklich vor in Be-
hung auf Seerecht und Colonien Forderungen zu erheben, von denen
wußte, daß England sie nicht zugestehen werde, in der That nicht zu-
stehen könne und dadurch die Unterhandlungen über einen allgemeinen
rieden zum Scheitern zu bringen, wenn ihn das Kriegsglück begünstigte,
ıd er seinen Vortheil dabei zu sehen glaubte.

Doch wurden die Diplomaten zu Frankfurt, wie es scheint, auch das
cht gewahr; sie waren durch den Inhalt dieser Erklärungen durchaus
friedigt, befürchteten aber, England werde ihnen nicht zustimmen wollen.
ı der That waren die Friedensbedingungen, die man den Franzosen von
:ankfurt aus geboten hatte, den leitenden englischen Ministern in der
:imat, selbst dem beschränkten Lord Castlereagh, bedenklich geworden. Sie
ıßten nicht, wie sie dergleichen als das Endergebniß zwanzigjähriger
ımpfe und unermeßlicher Opfer vor dem Parlament vertreten konnten —
ɔ nun vollends wenn noch in Beziehung auf Seerecht und Colonien
rderungen hinzu kamen, denen die öffentliche Meinung in England ge-
ß nicht zustimmte. In England schienen also dem Fürsten Metternich
ɔ den Gesinnungsgenossen die einzigen Schwierigkeiten zu liegen, die
ch zu besiegen seien, damit man zu den ersehnten Unterhandlungen ge-
ıgen könne. Um sie zu bewältigen hatte man zu dem Mittel gegriffen,
bedenklichen Aeußerungen Caulaincourts vor den Bevollmächtigten Eng-
ıds geheim zu halten, während Pozzo-di-Borgo nach England reiste, um
ɔ dort unmittelbar mit den leitenden Ministern des britischen Reiches
bst zu verständigen.

Inzwischen hatten die Bemühungen um den Frieden ruhen müssen, jetzt
er zu Langres war Lord Castlereagh selbst im Hauptquartier der Verbün-
ten eingetroffen, zur Stelle und bereit, auf Unterhandlungen einzugehen,
ıd dadurch war dem Fürsten Metternich die Möglichkeit gegeben, den Still-
and der kriegerischen Thätigkeit zu fordern, den er als die nothwendige
inleitung zu einem Friedens-Congreß darstellte. Er fand vielfache Unter-
ützung, auch unter den preußischen Staatsmännern, von denen Harden-
rg und Knesebeck für Unterhandlungen und Frieden stimmten, und na-
entlich fand er entschiedene Unterstützung im österreichischen Hauptquartier,
s nicht nur, wie billig, als Werkzeug seiner Politik bereit war, seinen
eisungen zu gehorchen, sondern auch aus eigenthümlichen militairischen
ünden seinen Forderungen lebhaft zustimmte.

Freilich hatte die Erfahrung bereits gelehrt, daß man auf Frank-
hs Boden nicht die gefürchteten Schrecken eines unabsehbaren, helden-
ten Volkskrieges zu gewärtigen habe; daß französische Volk hatte sich
mehr überall entmuthigt und mißmüthig gezeigt, sehr wenig geneigt zu
ten Opfern, erbittert gegen Napoleons drückende Gewaltherrschaft, und
allem von einem sehr entschiedenen Verlangen nach Frieden beherrscht.
noch aber blieb der Zug in das Herz Frankreichs oder vollends nach

Paris, wie Gneisenau vorschlug, dem Fürsten Schwarzenberg und seinen Rathgebern ein so bedenkliches Unternehmen, daß ein glücklicher Erfolg kaum zu hoffen, Unheil zu befürchten sei. „Hier sollten wir Friede machen, das ist mein Rath," schrieb Schwarzenberg (26. Januar) seiner Gemahlin; „jede Vorrückung auf Paris ist im höchsten Grade unmilitairisch." Wie gefährlich, ja wie unthunlich ihm jede weitergreifende kriegerische Thätigkeit schien, geht schon daraus hervor, daß er eben in diesem Brief so spricht, als sei er es, der die Nothwendigkeit bei Langres stehen zu bleiben und Friede zu schließen zuerst und aus militairischen Gründen geltend gemacht habe; er rühmt, der Kaiser Franz, auch Stadion, Metternich, selbst Castlereagh seien dieser Meinung, nur der Kaiser Alexander nicht.

Diesen, wenn auch nicht die anderweitigen Häupter der Kriegspartei, wie Stein, Humboldt, Blücher, Gneisenau, zu überzeugen, ließ man es so wenig an bogenlangen Denkschriften als an mündlichen Auseinandersetzungen fehlen. Knesebeck erklärte, daß man einen weiteren Zug nach Frankreich hinein nur unternehmen dürfe, wenn dadurch die Zwecke der Verbündeten wirklich gefördert würden, nicht um der bloßen „Gloriole" willen, nach Paris zu gehen, und suchte darzuthun, daß einerseits die Uebermacht Frankreichs, die man bekämpfen wolle, bereits gebrochen sei, andererseits unmöglich sein würde, über Troye und Chalons hinaus irgend ein erreichbares Object als Ziel und Grenze der militairischen Operationen zu bezeichnen. Selbst nach Troye und Chalons vorzurücken, schien bedenklich, da man durch die verlängerten Operationslinien genöthigt sein werde, sich zu schwächen. An den genannten Punkten aber werde die Verpflegung der Armee so gut wie unüberwindliche Schwierigkeiten bieten. In einer anderen Denkschrift, die Schwarzenberg durch seines Namens Unterschrift zu der seinigen machte, verweilte Langenau mit Selbstgefälligkeit bei den Vortheilen, die man durch die rasche Bewegung nach der Hochebene von Langres und deren Besitz gewonnen habe; damit war die „letzte Vormauer Frankreichs" überwältigt; von dieser Stellung aus bedrohten nun die Heere der Verbündeten Frankreich, das offen vor ihnen liege. Es folgt dann eine Berechnung, der zu Folge die Hauptarmee, nach Abzug alles dessen, was zur Einschließung französischer Festungen weiter rückwärts verwendet blieb, mit 97,000 Mann bei Langres eingetroffen war, abgesehen von anderen 25,000, die unter Bubna und Aloys Liechtenstein ihre linke Flanke deckten; außerdem stand Blücher mit 40,000 Mann bei Nancy. Man sei also dem Feinde um ein Bedeutendes überlegen, meinte Langenau.

Nach dieser etwas hochtönenden Einleitung sollte man nun erwarten, alle weiteren Operationen als durch die bereits gewonnenen Vortheile wesentlich erleichtert und aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgreich dargestellt zu sehen. Das ist aber keineswegs der Fall! Langenau läßt im Gegentheil jeden weiteren Schritt vorwärts als umgeben von Gefahren erscheinen.

Er sagt namentlich, Napoleon könne den Weg nach Paris absichtlich offen lassen, um die Verbündeten zu einem Vormarsch in dieser Richtung zu verleiten, ihnen dann von Chalons her in die Flanke zu fallen, sie von ihrer Basis, ihren Verbindungen abdrängen und in die unheilvollste Lage zu versetzen. Diese Auseinandersetzungen sind mit einem sichtbaren Bewußtsein entschiedener Ueberlegenheit gegen Gneisenaus Vorschläge gerichtet. Oder noch schlimmer, meinte Langenau weiter, Napoleon läßt es in den Ebenen von Troye und Chalons auf eine Hauptschlacht ankommen; in dieser werden die Verbündeten, an Zahl bedeutend überlegen, aller Wahrscheinlichkeit nach Sieger bleiben, daraus aber müßten sich *für sie* die allerschlimmsten Gefahren ergeben, denn dann sei Napoleon zu einem Kampf der Verzweiflung gezwungen! — Diese Wendung hat etwas ungemein Ueberraschendes.

Am Ende schließt auch diese Denkschrift ohne einen bestimmten Vorschlag in Beziehung auf das, was nun weiter geschehen solle. Doch tritt der leitende Gedanke, der beiden unausgesprochen zum Grunde liegt, hinreichend erkennbar hervor. Er geht darauf hinaus, daß man dem Feinde die Initiative überlassen müsse, in der Hoffnung, er werde nicht wagen sie zu ergreifen, um die bereits verlorenen Vortheile, die beherrschende Hochebene wieder zu gewinnen; er werde lieber einen zu gleicher Zeit gebotenen, sehr leidlichen Frieden annehmen. Freilich blieb dabei unerklärt, was denn eigentlich Napoleon an dem Plateau von Langres verloren, was die Verbündeten durch deren Besitz gewonnen hatten, wenn jede weitere Unternehmung von dort aus so gut wie unmöglich war.

In der österreichischen Denkschrift, die zum Schlusse andeutete, der Krieg müsse sich, wenn fortgesetzt, gegen Napoleons persönliche Stellung wenden, tritt dann auch nicht undeutlich die Besorgniß hervor, daß der Krieg und der Erfolg über die Ziele der österreichischen Politik hinausgehen könnten.

Doch der Kaiser Alexander blieb unerschütterlich; er war von den Angelegenheiten der Schweiz her höchlich erbittert gegen Metternich, und in dieser Stimmung wenig geneigt, auf dessen Rathschläge zu hören; er war überzeugt, daß ein Friede mit Napoleon unmöglich sei, und er wurde zugleich von einem entschieden feindseligen Gefühl bestimmt, dessen Gegenstand der Kaiser der Franzosen war. Auch wirkte zweierlei mit Macht auf seine Ueberzeugung. Die Briefe, in denen Gneisenau auch dem Minister Stein die Ausführbarkeit eines raschen Zuges nach Paris und die Sicherheit des Erfolgs auseinander setzte, wurden ihm vorgelegt und machten großen Eindruck auf ihn. Dann reiste César Laharpe eben zu dieser Zeit von Paris nach der Schweiz, wahrscheinlich um sich von den Vortruppen der Verbündeten aufheben und zu seinem ehemaligen Zögling bringen zu lassen, wie das wirklich geschah. Er berichtete nun dem Kaiser und sogar seiner russischen Umgebung, daß die in Paris herrschende Stimmung eine

durchaus Napoleon feindliche sei; Napoleons Sturz sei nicht mehr fern, denn die Mehrheit des Senats und des gesetzgebenden Körpers warte nur auf eine Gelegenheit, sich gegen ihn zu erklären.

So zeigte denn diesmal der Kaiser Alexander eine Festigkeit, deren er in früheren Jahren wohl nicht fähig gewesen wäre; eine Festigkeit, in der sich vielleicht die Intensität der eben erwähnten feindseligen Stimmung verräth. Da die friedlichen Feldherren den Diplomaten zustimmten, um militairische Unthätigkeit zu verlangen, erklärte Alexander zuletzt, er werde nöthigenfalls den Kampf ganz allein und ohne fremde Hülfe fortsetzen, und fragte darauf den König von Preußen, wozu er entschlossen sei. Auch dem Könige, bei dem Knesebecks militairisches Urtheil großes Gewicht hatte, war der Winterfeldzug nach Frankreich bedenklich gewesen, und hier in Langres hatten ihn Knesebeck und Hardenberg von neuem wankend gemacht, doch in solcher Weise aufgefordert, erklärte er mit größter Bestimmtheit, daß er den Kaiser nicht verlassen werde.

Da mußte denn auch Oesterreich zustimmen, wenn es die Leitung des Kriegs nicht ganz aus der Hand geben wollte, und so wurde denn endlich beschlossen, die wenigen Meilen bis Troye vorzurücken, jedoch ohne daß dabei von ernsteren, entscheidenden Operationen die Rede gewesen wäre. Schwarzenberg, der es im Kreise seiner Vertrauten für „Tollheit" erklärte weiter vorzugehen, empfand es sehr schmerzlich, daß er sich in diese Nothwendigkeit fügen mußte; er klagte in den Briefen an seine Familie: „Der Moment ist so wichtig, die Köpfe so klein für ein so großes Ereigniß. Nicht Gründe, sondern Lüsternheit leiten Alexanders Schritte. Der Glanz die Welt mit ihren Vorurtheilen, das gilt. Verstand gleitet hier ab. Ich glaube wir kommen bis gegen Paris, auch nach Paris, aber werden wir dort den Frieden finden? oder stürzen wir uns vielmehr in ein Chaos? Ich glaube das Letztere." — Abgesehen von dem Kaiser Alexander, waren es Stein, Gneisenau, Wilhelm v. Humboldt u. s. w., deren Köpfe dem guten Fürsten Schwarzenberg so klein vorkamen. — Vielleicht fand er einigen Trost in dem Gedanken, daß die Gefahr eines feindlichen Flankenangriffs von Chalons her auf die Verbindungslinie der Verbündeten doch erst eintreten konnte, wenn man über Troye hinausging, und daß überhaupt nach Troye nicht gar weit sei, so daß man von dort immer sehr leicht und schnell auf die gerühmte Hochebene zurückkehren könne.

Uebrigens erlangte der Kaiser Alexander, ungeachtet der Entschiedenheit, mit der er auftrat, doch nicht ohne auch seinerseits Zugeständnisse zu machen, daß die kriegerische Thätigkeit in solcher Weise wieder aufgenommen wurde. Er mußte darein willigen, daß Caulaincourt, der sich bereits von Luneville aus als bevollmächtigter Unterhändler gemeldet hatte, einen günstigen Bescheid erhielt, und daß der Beschluß gefaßt wurde, sofort zu Chatillon an der Seine einen Friedens-Congreß zu eröffnen. Die Friedenspartei versprach sich dabei natürlich diese Unterhandlungen zur Hauptsache

zu machen, die Kriegsoperationen aber in einem thatenlosen Gang zu erhalten, der zu keiner Entscheidung führte. Da der Heerbefehl in österreichischen Händen lag, glaubte sie das durchführen zu können.

Zunächst mußten sich nun die Verbündeten von neuem darüber einigen, welche Bedingungen sie der französischen Regierung bieten wollten. Von den zu Frankfurt entworfenen konnte nicht mehr die Rede sein, seitdem Frankreichs Schwäche offenbar geworden war; weder wollte ihnen der Kaiser Alexander zustimmen, noch konnte Castlereagh mit einem Friedens-Vertrag solchen Inhalts vor dem englischen Parlament erscheinen. Man kam demnach dahin überein (am 28. Januar), daß Frankreich sich auf seine alten Grenzen von 1792 zu beschränken habe. Da Holland erobert war und die oranische Kokarde angenommen hatte, verstand sich die Unabhängigkeit der Niederlande unter dem alten nassauischen Fürstenhause von selbst, und auch Italiens gänzliche Unabhängigkeit von Frankreich wurde jetzt gefordert, wie die Spaniens.

Spanien war übrigens bereits durch die Waffen für Frankreich verloren, und da dem nicht abzuhelfen stand, hatte Napoleon auch nach dieser Seite hin den Versuch gemacht, seine Gegner unter sich zu entzweien. Er hatte Ferdinand VII. der Gefangenschaft entlassen, und Friede und sogar ein Bündniß mit ihm geschlossen. Ferdinand hatte sich, ohne irgend Schwierigkeiten zu erheben, anheischig gemacht, die Engländer aus der Iberischen Halbinsel zu vertreiben.

Zu gleicher Zeit verließ Napoleon Paris, um sich bei Chalons an die Spitze seines Heeres zu stellen, und der wirkliche Feldzug begann. Er ist über die Gebühr verherrlicht worden, namentlich von Jomini, der in ihm sein strategisches System der sogenannten inneren Operationslinien auf das Glänzendste durchgeführt wähnt. Man hat diesen Feldzug auch sonst einen der schönsten Napoleons genannt, wenn nicht den schönsten von allen. Ich habe schon an anderer Stelle das Geständniß abgelegt, daß ich diese Bewunderung nur in sehr bedingter Weise zu theilen vermag. Es hat im Laufe dieses Feldzugs eigentlich nie einen Moment gegeben, in dem die Verbündeten nicht dem Krieg ein augenblickliches und siegreiches Ende machen konnten; es bedurfte dazu immer nur des Entschlusses, mit gesammter Macht und raschen Schritten auf Paris loszugehen. Daß Napoleon dennoch vermocht hat, die Entscheidung zwei Monate lang hinzuhalten, verdankt er in der That nicht den eigenen strategischen Künsten, sondern dem stillen Beistand der österreichischen Politik, die ihn retten, die Entscheidung meiden, einen baldigen Frieden ausdrücklich mit ihm, nicht mit Frankreich überhaupt, herbeiführen wollte, und demgemäß lähmend auf der Seite seiner Gegner wirkte.

Im Ganzen und Großen beruhte sein Thun und Lassen auf einem

tief gehenden Irrthum in Beziehung auf die maßgebenden Verhältnisse höchster Art, deren Einfluß zuletzt entscheidend werden mußte. Die unermeßliche Vorstellung, die er von seiner persönlichen Bedeutung hatte, war was ihn irre führte. Er glaubte seine persönliche Stellung hoch erhaben über alle Ansprüche, die Europa oder Frankreich erheben konnte. Das tritt in überraschender Weise namentlich in seinem Briefwechsel aus dieser Zeit hervor. Sein Bruder Joseph räth zum Frieden auf die von den Verbündeten gebotenen Bedingungen; Napoleon hat dabei durchaus nicht die Bedenken, die ihm von diesem und jenem Geschichtschreiber der Zeit, und zwar als berechtigte Bedenken zugeschrieben werden; er zweifelt nicht im Mindesten daran, daß er, ohne seine eigene Stellung zu gefährden, einen Frieden schließen könne, der Frankreich auf seine alten Grenzen zurückführte; aber er erklärt, einen solchen Frieden zu schließen, sei für ihn persönlich ein solches Opfer des Selbstgefühls, ein solches „sacrifice d'amour-propre", daß Frankreich es nur im äußersten Nothfall von ihm fordern dürfe.

So war er denn durchaus in irrigen Vorstellungen befangen, in Beziehung auf seine Stellung Frankreich und Europa gegenüber. Der Gedanke, daß Frankreich sich unter irgend einer Voraussetzung von ihm lossagen könnte, lag ihm unendlich fern. Was jeder Unbefangene sah, war für ihn gar nicht da im Gebiet des überhaupt Denkbaren. Er glaubte, Paris gelegentlich preisgeben zu können; es habe nicht viel zu sagen, wenn die Hauptstadt zeitweilig in die Gewalt des Feindes komme, sei wenigstens nicht entscheidend. Nur die Kaiserin Marie Louise, die er als Regentin dort zurückgelassen hatte, sein Sohn und sein Bruder Joseph, den er an die Spitze der Verwaltung gestellt hatte, und die Minister mußten in diesem Falle Paris verlassen und sich in Sicherheit bringen; die durften nicht in Feindes Hand fallen, damit nicht die Central-Behörde der Regierung aufgehoben und ihre Thätigkeit unterbrochen werde.

Ebenso war Napoleon auch, was sein Verhältniß zu den Verbündeten, insbesondere zu Oesterreich betraf, in einem ähnlichen Irrthum befangen. Daß Oesterreich einen Ausweg wünschte und suchte, der seine Herrschaft in Frankreich unberührt gelassen hätte, konnte er wissen, Metternich hatte es ihm ausdrücklich genug versichert; es war an sich kein Irrthum, aber er machte es dazu durch eine übertreibende Vorstellung von der Macht der Beweggründe, die Oesterreichs Politik in diesem Sinne bestimmten; er glaubte darauf hin das Aeußerste wagen zu können und zwang zuletzt Oesterreich, ihn fallen zu lassen.

Was Napoleons militairische Anordnungen im engeren Sinne des Wortes anbetrifft, so hat er sich nach unserer Ueberzeugung gerade im Laufe dieses Feldzuges einen der schlimmsten aller Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, die ihm überhaupt nachzuweisen sind. Ein Lieblings-Gedanke nämlich kehrt in diesem Feldzug immer wieder. Er wollte Paris

lomentan preisgeben, um sich ganz in den Rücken der Verbündeten auf re Verbindungen zu werfen und zugleich die Festungen des Vaubanschen ürtels Frankreich zu entsetzen. Ueberzeugt, daß Oesterreich seinen Sturz icht beabsichtige, jedes weitreichende, dem Anschein nach unberechenbare Zagniß zu meiden suche, und eben deshalb einem entschlossenen Zuge auf aris auch in solchem Falle nicht zustimmen werde, hoffte er die Ver- indeten durch dieses strategische Manoeuvre zum Rückzuge an und über n Rhein zu zwingen. Einen Augenblick hat es gegeben, wo ihm die n großen Hauptquartier der Verbündeten herrschende Stimmung dabei Hülfe gekommen wäre, wo er aller Wahrscheinlichkeit nach den Erfolg s Feldzugs zu seinen Gunsten entscheiden konnte, wenn er dieses Ma- oeuvre wagte. Diesen Augenblick hat er versäumt, und später hat er nn seinen Lieblingsgedanken zu einer Zeit ausgeführt, in der die Vor- tssetzungen, von denen er dabei ausgehen mußte, nicht mehr zutrafen, d dadurch selbst die unmittelbare Veranlassung zu seinem Sturze ge- ben.

Die Mittel, über die Napoleon verfügte, waren beschränkt und unge- igend; aller Aushebungen und Rüstungen ungeachtet, wollte sein Heer cht zahlreicher werden: zuerst hatte eine verheerende Seuche auch die eihen der neuen Mannschaft immer wieder furchtbar gelichtet, dann gten sich Entmuthigung und Mißmuth in der massenhaften Desertion, den Stand der Krieger unter den Fahnen immer wieder auf geringe hlen zurückführte. Abgesehen von den vorläufig im Felde gar nicht wendbaren Schaaren, die als ungenügende Besatzungen in den Festungen gen, konnte Napoleon nur über 71,000 Mann verfügen, von denen ,000 bei Chalons und Vitry vereinigt waren; 9000, die unter Mac- nald aus den Niederlanden heranrückten, hatten erst Mezières erreicht.

Doch durfte Napoleon nicht länger unthätig bleiben, und so wurde nn der überaus langsam eingeleitete Marsch der verbündeten Haupt- mee nach Troye in doppelter Weise gestört: erst durch Blücher, dann rch Napoleon. Blücher, der Nancy erreicht hatte, sollte von dort auf try vorgehen, um die Verbindungslinie der Hauptarmee gegen den ge- chteten Flankenangriff von Chalons her zu decken; doch wurde er dabei n Schwarzenberg belehrt, daß die Hauptarmee erst am 2. Februar Troye t ihrer Spitze erreichen, erst am 6. vollständig dort versammelt sein rde, und aufgefordert, die Bewegungen seiner Armee so „zurückzuhalten", ß sie zu denen der Hauptarmee passe. Doch Blücher, der sah, daß neisenaus Gründe nichts bewirkten, daß dessen freudiger Zuruf „will- mmen vor Paris, wenn wir nur wollen!" im großen Hauptquartier nen Widerhall fand, verließ plötzlich mit den russischen Heertheilen ter Olsuwiew und Sacken die eigene Operationslinie und eilte quer rch das Land an die Aube nach Chateau-Brienne (27. Januar) — so ß seine Truppen nun die Spitze oder den Vortrab der Hauptarmee

bildeten. Er hoffte, da man ihn doch nicht preisgeben konnte, Schwarzenbergs Armee hinter sich her vorwärts zu schleppen. Ein anderes Mittel schien es nicht zu geben, da die Hauptarmee, sich selbst überlassen, in drei Tagen nur um zwei Meilen vorwärts kam. Warf sich Napoleon inzwischen, von Chalons an der Marne aufwärts, in den Rücken, auf die Verbindungen der Verbündeten, so mußte man, nach Gneisenaus Meinung, unbekümmert um seine dortigen Unternehmungen, stracks auf das preisgegebene Paris gehen, um sich in dieser Hauptstadt der Schicksale Frankreichs zu bemächtigen.

Da Blücher und Gneisenau nicht sagen konnten, welche Beweggründe sie an die Aube führten, wurde ihre unerwartete Erscheinung an der Spitze der Hauptarmee im großen Hauptquartier sehr übel aufgenommen. Man nannte sie eine Thorheit, einen unverzeihlichen Fehler, sah Flanke und Rücken der großen Armee preisgegeben, überall Gefahren, da sich französische Truppen bereits bei St. Dizier gezeigt hatten. Da Gneisenau nun noch einmal schriftlich vortrug, daß man unverzüglich auf Paris gehen müsse, und namentlich, wenn Napoleon etwa seine Hauptstadt bloßstelle, um Flanke und Rücken der Verbündeten zu bedrohen, zeigte Schwarzenberg, indem er diese „excentrischen" Dinge verurtheilte, von neuem, wie wenig er die Lage und einen Mann wie Gneisenau zu beurtheilen wußte. Er schrieb seiner Familie: „Blücher und mehr noch Gneisenau treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wuth nach Paris, daß sie alle Regeln des Kriegs mit Füßen treten ....., ohne sich um ihren Rücken und Flanken zu kümmern, machen sie nur Entwürfe zu parties fines im Palais Royal." — Was Blücher und Gneisenau durch den Zug an die Aube, und dadurch, daß sie, was zwei Monate später wirklich geschah, mit überzeugender Klarheit empfahlen, zunächst bewirkten, war denn auch demgemäß, daß Schwarzenberg beschloß, die Bewegung vorwärts nicht einmal bis Troye fortzusetzen, sondern sein Heer zwischen Bar an der Aube und Chaumont zu sammeln.

Sehr merkwürdig ist dabei, wie die österreichischen Staatsmänner und Feldherren zu dieser Zeit die allgemeine Lage beurtheilten; sie überschätzten die Macht des Feindes in solcher Weise, daß man den bevorstehenden Kämpfen keineswegs ohne Sorge entgegensah; zugleich aber glaubte man des Friedens gewiß zu sein, wenn man ihn nur wollte. Napoleon rückte heran; eine Schlacht stand bevor: „Der Allmächtige wird entscheiden!" schrieb der Fürst Schwarzenberg: es sei zwar sehr traurig, wenn ein so glorreicher Krieg etwa mit einer verlorenen Schlacht enden sollte: „indessen würde der Friede dadurch beschleunigt werden." — Das heißt, eine Niederlage würde den Kaiser Alexander und die „Enragirten", wie man sie nannte, — Stein, Blücher, Gneisenau — zur Vernunft bringen. Man lebte in dem Wahn, die Schwierigkeiten, die dem Frieden noch im Wege standen, kämen einzig nur von dieser Seite her.

Napoleon war von Chalons her mit ungefähr 27,000 Mann der Bewegung Blüchers gefolgt, und griff diesen bei Chateau-Brienne an (29. Januar). Es kam zu einem Treffen, in dem die Franzosen mit empfindlichem Verlust zurückgeschlagen wurden, dann aber gelang es einer ihrer Abtheilungen im Abenddunkel Schloß und Stadt zu überfallen, wahrscheinlich mit Hülfe der Dienerschaft im Schlosse, und Blücher, der beinahe persönlich in Gefangenschaft gerathen wäre, sah sich veranlaßt, aus dem wirren Nachtgefecht auf die vortheilhaften Höhen von Trannes zurückzuweichen. Napoleon fühlte sich zu schwach, um weiter etwas zu unternehmen, blieb am Fuße dieser Höhen in einer etwas gewagten Stellung bei La-Rothière stehen, und suchte Verstärkungen herbeizuziehen, so viel er konnte.

Eben weil er nichts weiter zu unternehmen vermochte, mußten die Verbündeten wohl zu dem Entschlusse kommen, ihn ihrerseits anzugreifen, und das geschah, wenn auch in Folge langsam betriebener Anstalten erst nach drei Tagen. Der Kaiser Alexander, erbittert gegen Metternich, mißtraute überhaupt der Politik Oesterreichs und hatte sich außerdem im Laufe der gemachten Erfahrungen eine sehr geringe Meinung von dem Feldherrn-Talent Schwarzenbergs gebildet. Die Stimmung, die aus diesen Elementen hervorging und ihn beherrschte, sprach sich in der überraschenden Forderung aus, daß der Oberbefehl in der bevorstehenden Schlacht dem Feldmarschall Blücher anvertraut werde. Der österreichische Feldherr sollte sein Heer dem preußischen für den Tag abtreten. Wie kränkend eine solche Zumuthung auch sein mochte, Schwarzenberg wußte mit anerkennenswerther Entsagung zurückzutreten; doch konnte Oesterreich darüber seine selbständige Politik nicht vergessen, und eben deshalb auch die Leitung des eigenen Heeres nicht auf längere Zeit aus der Hand geben. Nicht das Ganze, nur einen Theil seines Heeres, überließ Schwarzenberg dem Feldmarschall Blücher, und nur auf einen kurzen Winter-Nachmittag. Damit so unbequeme Forderungen nicht wiederkehren konnten, wurde denn auch von Seiten des österreichischen Hauptquartiers gleich in der allgemeinen Disposition festgesetzt, daß die beiden Armeen sich unmittelbar nach der Schlacht wieder trennen sollten. War sie siegreich, wie man allerdings voraussetzen durfte, dann sollte die Hauptarmee, „den früher schon angetretenen Marsch nach Troye" fortsetzen, die schlesische nach Vitry an der Marne vorgehen; was weiter? — und zu welchem Ende? — darüber war nichts festgestellt.

Zunächst ergab sich aus diesen Anordnungen, daß die eine Hälfte des verbündeten Heers unter Blücher in der Ebene bei La-Rothière, der anderen, die unter Schwarzenberg als Zuschauer auf den Höhen von Trannes stehen blieb, das Schauspiel einer Schlacht gab.

Der Sieg über die 40,000 Mann, die Napoleon hier nach und nach vereinigt hatte, wurde (1. Februar) mit unerwarteter Leichtigkeit davon-

getragen; ein Drittheil ungefähr der Streitkräfte, die den Verbündeten zur Verfügung standen, genügte ihn zu erkämpfen, und da die Artillerie in dem aufgeweichten Boden schwer zu bewegen war, verlor Napoleon eine ungewöhnlich große Anzahl Geschütze (73). Eben die Leichtigkeit, mit der man hier gesiegt hatte, rief dann in dem Hauptquartier der Verbündeten eine gehobene Stimmung hervor, in der man ganz allgemein alle Schwierigkeiten überwunden glaubte. Ein General Duka und sein Anhang, die auch jetzt noch meinten, man müsse den Sieg benützen, um hinter der Aube eine Art von Winterquartieren zu beziehen, der Ruhe zu pflegen und das Weitere abzuwarten, wurden überhört; es verstand sich nun gleichsam von selbst, daß Blücher mit seinem Heer an der Marne, die Hauptarmee längs der Seine gegen Paris hin vorrücken müsse. — Napoleon war zunächst nach Troye ausgewichen, und hatte sich dort mit dem Rest der früher bei Chalons und Vitry versammelten Truppen, mit 20,000 Mann unter dem Marschall Mortier vereinigt. Dorthin bewegte sich langsam auch die verbündete Hauptarmee, indem sie ihn durch die Umgehung seines rechten Flügels von diesem Punkt wegzumanoeuvriren suchte. Blücher eilte an die Marne und vorwärts.

Die leitenden Staatsmänner Oesterreichs lebten wohl im Stillen der Ueberzeugung, daß man auf den jetzt eingeschlagenen Wegen nicht mehr weit zu gehen haben, daß Napoleon den fast zudringlich gebotenen Frieden nunmehr annehmen werde, und einen Augenblick schien es wirklich so.

Der Friedens-Congreß zu Chatillon wurde nämlich eben zu dieser Zeit (5. Febr.) in aller Form eröffnet. Hier hätte sich nun sehr bald zeigen müssen, daß Napoleons Bevollmächtigter, Caulaincourt, in der That gar keine Vollmacht hatte, wirklich und im Ernst zu unterhandeln, und keine Verhaltungsbefehle, die sich auf solche Unterhandlungen bezogen hätten. Napoleon gedenkt in seinen Briefen an Caulaincourt wohl, gelegentlich der von Frankfurt aus gebotenen Bedingungen, als der einzigen, von denen die Rede sein könne, aber er ermächtigt seinen Gesandten keineswegs, diese Bedingungen anzunehmen; er sucht sich vielmehr der Nothwendigkeit, irgend etwas Bestimmtes auszusprechen, dadurch zu entziehen, daß er vorgiebt, die Forderungen der Verbündeten gar nicht für ernstlich gemeint zu halten; sie seien Maske; es komme vor allem darauf an, zu ermitteln, was Metternich wirklich wolle. So beschränkte sich denn Caulaincourts Auftrag darauf, Alles anzuhören, seinem Kaiser zu berichten, die Verbündeten hinzuhalten und Mittel auszuspüren, wie wohl ein trennender Keil in den Bund der Mächte zu treiben sei.

Das war es, was Napoleon wollte, nicht den Frieden. Schon in den an Caulaincourt gerichteten Worten, es komme darauf an zu ermitteln, was Metternich wirklich wolle; es sei nicht Oesterreichs Interesse, die Dinge auf das Aeußerste zu treiben (il faut savoir ce que veut Metter-

nich. Il n'est pas de l'intérêt de l'Autriche de pousser les choses à bout), zeigt sich die Hoffnung, Oesterreich auch jetzt noch, — oder vielmehr jetzt leichter als früher, von dem Bunde trennen zu können. Metternich hatte wiederholt versichert, daß keinerlei Angriff auf Napoleons persönliche Stellung beabsichtigt werde; der Kaiser Franz schrieb seiner Tochter, der Gemahlin Napoleons, er werde nie, was auch geschehen möge, das Geschick seiner Tochter und seines Enkels von dem Frankreichs trennen (que, quels que soient les évènements, il ne séparera jamais la cause de sa fille et de son petit-fils de celle de la France). Hier glaubte nun Napoleon den Punkt zu sehen, wo sich der Keil eintreiben ließ. Er folgerte aus den Worten des österreichischen Kaisers, daß „andere Mächte" — England etwa und der Kaiser Alexander — vielleicht gesonnen sein könnten, ihn zu Gunsten der Bourbons vom Thron zu stoßen, daß aber Oesterreich einer so vollständigen Umwälzung entgegen sei. Das Widerstreben des Wiener Hofs, den Zwiespalt, der sich hier anzukündigen schien, zu steigern, erhielt Caulaincourt von ihm den Auftrag, zunächst Metternich mit „Jacobinern" zu schrecken; mit der Vorstellung, daß die Jacobiner die einzige Partei seien, die in Frankreich wieder emporkommen könnte, wenn der Kaiserthron gestürzt würde.

Doch wie gesagt, das Alles schien sich einen Augenblick zu ändern. Blücher hatte sich der Stadt Chalons bemächtigt, trieb Macdonalds geringe Schaaren vor sich her und eilte mit raschen Schritten westwärts auf Paris. Napoleon stand noch bei Troye und sah den umständlichen Manoeuvern Schwarzenbergs zu, als er (am 4. Febr.) die Nachricht erhielt, daß Blücher fast schon in seinem Rücken, bei La-Fère-Champenoise, eingetroffen sei, und wir ersehen aus seinen Anordnungen, aus seinem Briefwechsel, daß ihn diese Nachricht auf das Aeußerste erschreckte. Nicht ohne Grund! Blücher stand dort dem wehrlosen Paris schon näher als Napoleon; er konnte von dort aus eben so schnell als Napoleon Nogent und die dortige Brücke über die Seine erreichen, und den einzigen Weg sperren, auf dem Napoleon hoffen durfte, allenfalls gleichzeitig mit dem Feinde vor Paris einzutreffen. Die Gefahr schien um so größer, da der französische Kaiser nicht Blücher, sondern die Spitze der verbündeten Hauptmacht bei La-Fère vermuthete. Er eilte sofort persönlich nach Nogent, suchte dort Truppen zur Vertheidigung des wichtigen Punkts zusammenzubringen, und führte sein ganzes Heer so schnell als möglich dorthin. Es traf zum Theil schon am 6. dort ein.

Das war gelungen, doch war damit selbst die dringendste Gefahr nicht beschworen. Napoleon sah seine Lage in einem sehr trüben Licht; „un instant l'empereur a cru tout perdu", sagte seine Stieftochter, die Königin Hortense, wenige Tage später in einem ihrer Briefe aus diesen Tagen. Und in der That, welche Aussicht blieb dem französischen Kaiser, wenn Blücher in der Richtung weiter ging, die durch seine Erscheinung bei

La-Fère-Champenoise angedeutet war? Es blieb dann nichts übrig, als unter den ungünstigsten Bedingungen eine Schlacht zu wagen, um sich den Weg nach Paris wieder zu öffnen. Ging diese Schlacht verloren, so fiel auch Paris mit allen seinen unersetzlichen Hülfsquellen, mit den einzigen Mitteln zu neuen Rüstungen, in Feindes Hand, und Napoleon mußte von Glück sagen, wenn es ihm gelang, an die Loire zu entkommen. Selbst dieser Ausweg blieb, auch wie die Dinge wirklich lagen, nur zu hoffen, wenn die Hauptarmee der Verbündeten in Napoleons Rücken in eine Unthätigkeit versank, die nicht vorausgesetzt werden durfte. Auf einen Sieg aber konnte Napoleon an der Spitze seines durch die Niederlage bei La-Rothière zerrütteten Heeres gar nicht rechnen. Die Desertion war massenhaft eingerissen in diesem Heer; Marmont berichtet, daß von einem einzigen schwachen Infanterie-Regiment unter seinen Befehlen, in Einer Nacht zweihundert sieben und dreißig Mann entwichen, und wie der Oberst Fabvier erzählt, war „die Straße nach Paris bedeckt von Soldaten aller Waffen, besonders von der jungen Garde; sie gaben vor, krank oder verwundet zu sein, um das Heer zu verlassen; andere, gewandter und sträflicher, verließen bewaffnet die Heerstraßen und richteten sich in entlegenen Dörfern ein, wo sie sich von den Einwohnern ernähren ließen. Die Auflösung war erschreckend." Die kriegsgewohnten Divisionen, die Napoleon verspätet aus Spanien herbeigerufen hatte, diese Schaaren, die dem Ganzen wieder mehr Haltung geben und es wieder kriegstüchtig machen konnten und sollten, waren noch nicht eingetroffen. Daß selbst Napoleon eine letzte Entscheidungs-Schlacht unter solchen Bedingungen als ein hoffnungsloses Wagniß ansah, ist sehr natürlich.

In dieser Lage zeigte sich nun aber, welchen Nutzen es hatte, daß Unterhandlungen im Gange waren. Noch am 4. Februar hatte Napoleon Caulaincourts dringende Vorstellungen, daß er eine wirkliche Vollmacht zu wirklichen Unterhandlungen haben müsse, wenn ein gänzlicher Umsturz vermieden werden solle, sehr ungnädig abgewiesen: Tags darauf, so wie die Nachricht von Blüchers Erscheinung bei La-Fère-Champenoise eingetroffen war, im Begriff nach Nogent aufzubrechen, sendete er seinem Bevollmächtigten zu Chatillon eine unbeschränkte Vollmacht, jeden Frieden sofort zu schließen, und ließ ihn dabei durch Maret belehren: „Der Kaiser giebt Ihnen unbeschränkte Vollmacht, die Unterhandlungen zu einem glücklichen Ende zu führen, die Hauptstadt zu retten, und eine Schlacht zu vermeiden, in der die letzten Hoffnungen der Nation auf dem Spiel ständen." (S. M. vous donne carte-blanche pour conduire les négociations à une heureuse fin, sauver la capitale, et éviter une bataille où sont les dernières espérances de la nation.) Napoleon war in dem Augenblick entschlossen, einen Frieden zu unterzeichnen, der Frankreich auf seine alten Grenzen beschränkt hätte, aber er erklärt auch ganz unumwunden, in den Briefen an seinen Bruder Joseph, daß ein solcher Friede nur ein

Waffenstillstand gewesen wäre, daß er schon nach zwei Jahren das französische Volk von neuem zu den Waffen gerufen hätte!

Caulaincourt hatte längst die Gefahr in ihrem ganzen Umfang erkannt, und sie wurde ihm außerdem immer bestimmter gezeigt. Schon hatte Metternich auf eine von Napoleon dictirte, von Caulaincourt unterschriebene Auseinandersetzung, die beweisen sollte, daß ein Waffenstillstand im Interesse Oesterreichs wie Frankreichs geboten sei, geantwortet, daß er den Vorschlag zu einem Stillstand den Verbündeten, weil es vergeblich wäre, gar nicht mittheilen werde; er hatte warnend hinzugefügt, daß Napoleon, wenn er noch weiter auf Oesterreich rechnen wolle, „die Stimme der Vernunft hören" und „auf seine bisherige Politik verzichten müsse"; im entgegengesetzten Fall werde der Kaiser von Oesterreich zwar das Schicksal seiner Tochter beklagen, aber ohne es auch zu halten (il déplorera le sort de sa fille sans en arrêter la marche).

Der Wink war hinreichend deutlich; besonders im Zusammenhang mit den früheren Verheißungen desselben österreichischen Staatsmannes, die er beschränkte, indem er ihre Geltung als bedingt durch bestimmte Voraussetzungen bezeichnete. In solcher Weise gewarnt, hatte Caulaincourt nun endlich eine wirkliche Vollmacht in Händen, und wagte doch nicht, sie sofort zu benützen! — Dazu kannte er seinen Herrn und Meister zu gut. Er wagte es nicht, weil keine in das Einzelne gehenden Verhaltungsbefehle ihm genau vorschrieben, wie weit er gehen, was er einräumen dürfe. In dieser schwierigen Lage that er das Zweckmäßigste, was ein Diplomat im Interesse Napoleons thun konnte. Er fragte (9. Febr.) bei dem Freund, den das buonapartistische Frankreich im feindlichen Lager hatte, bei dem Fürsten Metternich an: ob Frankreich augenblicklich einen Waffenstillstand erhalten werde, wenn es darein willige, sich auf seine alten Grenzen zu beschränken? — In diesem Fall sei er bereit das Opfer zu bringen, und sogar einige der Festungen, die Frankreich dann abtreten müsse, sofort zu übergeben. Jedenfalls wäre durch den Stillstand der dringenden Gefahr gesteuert, die nöthige Zeit zu neuen Rüstungen gewonnen worden. Ein Friede aber brauchte nicht darauf zu folgen, wenn Napoleon ihn etwa nicht wollte. Im Lauf der Unterhandlungen über Einzelnheiten und nähere Bestimmungen, ließen sich dann ohne Mühe neue Schwierigkeiten und ein Bruch herbeiführen.

Unter den Diplomaten im Hauptquartier der Verbündeten zu Troye, die da meinten, sie könnten ein „gerechtes Gleichgewicht und die Ruhe Europas" auf „ein billiges Abkommen" mit Napoleon gründen, erregte Caulaincourts Botschaft natürlich die größte Freude; sie glaubten sich nun vollends des Friedens gewiß, sofern es nur gelang, den in ihren Augen unverständigen Eigensinn des Kaisers von Rußlands zu brechen, und darauf waren nun alle ihre Anstrengungen mit dem größten Eifer gerichtet. Des Eifers und der Anstrengungen bedurfte es allerdings. Da der

Kaiser Alexander sah, daß man die Hauptarmee Schwarzenbergs bei Troye in Unthätigkeit versinken ließ, so daß sie die Spur des Feindes verloren hatte, dagegen die Unterhandlungen zu Chatillon als Hauptsache in einen raschen Gang zu bringen suchte, drang er mit einer höchst unbequemen Ausdauer auf eine erneute kriegerische Thätigkeit, und schon hat er seinen Bevollmächtigten, den Grafen Andrey Kirillowitsch Rasumowsky aus Chatillon zu sich berufen nach Troye; angeblich um ihm nähere Verhaltungsbefehle zu geben, in Wahrheit aber, um die Unterhandlungen in Chatillon wenigstens für einige Zeit abzubrechen und zum Stillstand zu bringen.

Es entspann sich daraus ein sehr eigenthümliches Spiel diplomatischer Gewandtheit, das schließlich, wie das in der Natur einer gewissen Art von Feinheit liegt, zum Schaden der Verbündeten ausschlug. Der nächste Gegenzug Oesterreichs war, daß der Fürst Schwarzenberg den geheimen Befehl erhielt, mit seiner Armee nicht über die Linie der Seine zwischen Méry und Montereau vorzugehen, damit nicht neue Erfolge erfochten wurden, die nicht mehr nöthig schienen, wohl aber, wie man meinte, dienen könnten, die „Exaltation" des Kaisers Alexander und der „Enragirten" unter den Preußen zu steigern, und das heilsame Friedenswerk möglicher Weise zu stören. — Dem Fürsten Schwarzenberg wurde damit eine Aufgabe gestellt, deren Schwierigkeiten eben auch zu den eigenthümlichsten Erscheinungen dieser Periode gehören. Da er nicht geradezu unthätig bleiben konnte, mußte er sich in einer schwerfälligen, langsamen Scheinthätigkeit herumzudrehen suchen, ohne eigentlich von der Stelle zu kommen; in strategischen Manoeuvern, die gar keinen Zweck hatten, als allenfalls den, die Nähe des Feindes zu meiden ohne gerade rückwärts zu gehen, für die aber doch immer ein mehr oder weniger plausibler „militairischer" Vorwand ersonnen werden sollte.

Inzwischen bestürmten alle Diplomaten — auch Hardenberg — den Kaiser Alexander, seinen Bevollmächtigten wieder nach Chatillon zurückzusenden, und den ersehnten Frieden nicht länger zu hindern. Am lebhaftesten eiferte Lord Castlereagh, der ganz dem Einfluß des österreichischen Cabinets verfallen, vergessen hatte, daß der Prinz Regent von England und sein Ministerium nicht nur Napoleons Sturz, sondern auch die Wiederherstellung der Bourbons auf dem Thron Frankreichs beabsichtigten. Er glaubte in der That an der Spitze zu stehen, weil ihn Metternich überall vorschob.

Lange blieben alle diese Anstrengungen vergeblich. Alexander glaubte sich des vollständigsten Sieges bereits in dem Grade gewiß, daß er sich mit Anordnungen beschäftigte, die sich auf den Einzug in Paris bezogen. Blücher sollte nicht zuerst, nicht ohne die Monarchen dort einrücken. Der Kaiser wollte selbst als siegreicher Heerführer an der Spitze der ersten verbündeten Truppen erscheinen; es war ihm sogar mehr als billig daran gelegen, auf diese Weise sichtbar vor allem Volk als der eigentliche Be-

sieger Napoleons hervorzutreten. Nun aber wurde bekannt, daß Napoleon nur einen Theil seiner Macht dem Heer Schwarzenbergs gegenüber gelassen, mit der Hauptmasse seines Heers aber sich gegen Blücher gewendet habe. Der Kaiser Alexander verlangte sofort, daß die ziemlich zersplitterte Hauptarmee vereinigt und nach Sezanne in den Rücken Napoleons geführt werde; Schwarzenberg wollte sich langsam in gerade entgegengesetzter Richtung nach Sens an der Yonne und auf das linke Ufer dieses Flusses hinüber manoeuvriren, angeblich, um dann auf dem linken Ufer der Yonne und Seine gegen Fontainebleau vorzugehen. Keineswegs zuversichtlich gestimmt, äußerte er sich in den Briefen an seine Familie sehr besorgt in Beziehung auf die Unfälle, die Blüchers Heer in Folge seines „unsinnigen" Vorwärtseilens treffen könnten. Doch, gebunden durch die geheimen Verhaltungsbefehle seines Hofs, in die Unmöglichkeit versetzt, seinerseits irgend etwas zu thun, um diese Gefahren abzuwenden, mußte er natürlich officiell eine ganz andere Ansicht der augenblicklichen Lage zur Schau tragen. Am 9. Februar hatte er dem Feldmarschall Blücher gerathen, den linken Flügel des Feindes zu umgehen, wie er selbst im Begriff sei, dessen Rechte zu umgehen, und noch am 11., als er bereits wußte, daß eine russische Abtheilung der schlesischen Armee bei Champaubert eine vollständige Niederlage erlitten hatte, gab er sich wenigstens das Ansehen, die Sache sehr leicht zu nehmen, und schrieb dem preußischen Feldmarschall: „Mir scheint, als ob der Feind sich durch die Angriffe auf die Colonnen, welche sich ihm am schnellsten nähern, Zeit gewinnen und uns zu falschen Bewegungen veranlassen will." — Bei den schlechten Wegen könne sich übrigens auch Napoleon nicht schnell vor- und rückwärts bewegen, Blücher werde daher „gewiß" Zeit haben, die einzelnen Theile seines Heeres zu vereinigen, und stillschweigend wird vorausgesetzt, daß die schlesische Armee vereinigt dem Feinde vollkommen gewachsen sei und keines Beistands weiter bedürfe. Zum Schluß kündigt Schwarzenberg an, daß er seinerseits die Bewegung nach seiner Linken hin, an und über die Yonne fortsetzen werde. Dieses Manoeuvre im Leeren aufzugeben, um einen entscheidenden Stoß in Napoleons Rücken zu führen: das wird somit als die falsche Bewegung hingestellt, zu der Napoleon die Hauptarmee verleiten wolle. — Man war im großen Hauptquartier erfreut darüber, daß der Kronprinz von Württemberg am 12. Sens erstürmte; dadurch, daß Wyttgenstein und Wrede das tapfer vertheidigte Nogent an demselben Tage eroberten, sah man sich von dieser Seite gedeckt.

Die dringende Gefahr, in der sich Napoleon einen Augenblick glaubte, hatte sich inzwischen bereits ohne sein Zuthun verzogen. Blücher, dessen Operationen während dieser Zeit nicht über jeden Tadel erhaben sind, war von La-Fère-Champenoise aus, nicht in der entscheidenden Richtung auf Sezanne und Provins geblieben. Man glaubte in Blüchers Hauptquartier, Napoleon habe sich auf Melun zurückgezogen, und wendete sich

an die Marne zurück, in der Hoffnung, den einzigen Feind, den man vor sich hatte, Macdonalds schwachen Heertheil, bei Meaux von Paris abzuschneiden und zu vernichten: Selbst wenn es gelang, ein geringfügiger Gewinn, im Vergleich mit dem, dessen man sich bei Provins versichern konnte. Nur mit dem Feinde beschäftigt, den er vor sich hatte, zog Blücher die einzelnen Heertheile unvorsichtig auseinander, auf den beiden Heerstraßen die, längs der Marne und über Sezanne, von Chalons nach Meaux führen; er fürchtete dabei nichts für seine linke Flanke, weil er sich natürlich nicht denken konnte, daß die Hauptarmee den Feind ganz aus den Augen verlieren und ihm ganz freie Hand lassen würde.

Napoleons Heer hatte, wie sich nachrechnen läßt, in den wenigen Tagen seit der Schlacht bei La Rothière, wenigstens 12,000 Mann, fast ein Viertheil (genauer 2/9) seiner Zahl durch die Desertion verloren. Aber es gelang ihm, den Umständen nach bedeutende Verstärkungen heranzuziehen, unter denen besonders 14,000 alte von dem in Spanien kämpfenden Heer herangezogenen Soldaten von großem Werth waren. Rasch ergriff nun Napoleon eine günstige Gelegenheit, die sich an der Marne zu bieten schien; er wendete sich mit 30,000 Mann seiner besten Truppen dorthin, und ließ nur 40,000 unter Victor und Oudinot gegen die Hauptarmee zurück. Sein altes Glück begünstigte ihn auf diesem kühn unternommenen Zuge. Er wußte eigentlich wenig vom Feinde, als er ihn antrat. Er dachte sich Blücher noch bei Chalons aufgehalten, und hielt die Heertheile, die ohne Zusammenhang auf Meaux zueilten, für Abtheilungen der Hauptarmee. Die Gelegenheit erwies sich günstiger selbst als er geglaubt hatte.

Schon am 10. gelang es ihm, den General Olsuwiew, der mit 4000 Russen ohne Reiterei vereinzelt bei Champaubert stand, und noch dazu nicht die besten Anstalten traf, mit erdrückender Uebermacht anzugreifen und vernichtend zu schlagen, und nun klärte sich die Lage auf. Napoleon erfuhr, daß er inmitten der zerstreuten Theile der schlesischen Armee stand, und dieser erste, an sich unbedeutende Erfolg, verbunden mit den Aussichten, die sich vor ihm eröffneten, begeisterten ihn in solcher Weise, daß er nicht entfernt mehr an Frieden dachte. Ein solcher Sieg am folgenden Tag über Sacken, rief Napoleon an seiner Abendtafel aus: dann gehen die Verbündeten über den Rhein zurück „und ich bin wieder an der Weichsel!" (et je suis encore sur la Vistule!) — Erst als er bemerkte, welchen bösen Eindruck diese Worte auf seine Gäste — Berthier, Ney und Marmont — machten, fügte er einlenkend hinzu: „und ich schließe Frieden auf die Bedingung der natürlichen Grenzen." — „Was er gewiß nicht gethan hätte", bemerkt Marmont.

Eine ganze Reihe von Mißverständnissen und Mißgriffen führte dahin, daß die verschiedenen Heertheile der schlesischen Armee in den nächsten Tagen einzeln geschlagen wurden. So wurden Sacken und York am 11.

und 12. bei Montmirail und Chateau-Thiery geschlagen und mit sehr empfindlichem Verlust gezwungen, sich, bei dem letzteren Ort, über die Marne zu retten. Zu allem Unglück glaubten Blücher und Gneisenau darauf, daß Napoleon sich schon wieder gegen die Hauptarmee gewendet habe, und wollten diese nicht seinen Angriffen preisgeben, ohne ihrerseits thätig einzugreifen. Sie führten demgemäß (13. Febr.) Heertheile, die aus Deutschland und vom Rhein her und über Chalons eingetroffen waren (den preußischen unter Kleist und einen Theil des russischen Corps Langeron unter General Kapzewitsch), auf der Straße über Etoges vorwärts gegen Montmirail, in welcher Richtung sie zugleich die Vereinigung ihres ganzen Heeres zu bewirken hofften. Doch Napoleon kehrte um, sich gegen sie zu wenden, und sie wurden auf diese Weise in das unglückliche Treffen bei Champaubert und Etoges verwickelt, in dem Blücher, einen Augenblick von überlegener Macht ganz umzingelt, sich nur unter großen Verlusten rückwärts nach Chalons durchzuschlagen vermochte. — Dort mußte er nun suchen, sein zersprengtes, schwer geprüftes und bedeutend vermindertes Heer wieder zu vereinigen.

Die Hauptarmee blieb während dieser verhängnißvollen Tage in die Bewegung nach der Yonne verwickelt, zu der man sich ursprünglich entschlossen hatte, eben weil sie zu nichts führen konnte. Es blieb dabei, obgleich man bald erfuhr, daß Blüchers Heer in schwere Kämpfe mit dem Feinde verwickelt sei, und dann am 13. Februar, welche Unfälle York und Sacken betroffen hatten. Alle dringenden Mahnungen des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen blieben vergeblich, denn was am Ende verfügt wurde, um, wie man meinte, ihren Forderungen einigermaßen Genüge zu thun, war wieder etwas Wesenloses: Schwarzenberg ließ Wittgensteins Heertheil und einen Theil der Truppen Wredes bei Nogent über die Seine gehen, aber nicht nach Sezanne, wie Alexander wollte. Sie sollten in der Richtung auf Paris gegen Victor und Oudinot „demonstriren".

Alle ernst gemeinte Thätigkeit der zu Troye versammelten Staatsmänner blieb auch unter diesen Umständen darauf gewendet, den Kaiser Alexander zum Frieden zu bestimmen, ja sie wurde unter diesen Umständen dringender als je zuvor; denn die Nachrichten von Blüchers Heer und seinen Niederlagen erweckten die Besorgniß, die schöne, die einzige Gelegenheit den erwünschtesten Frieden zu schließen, könnte am Ende verloren gehen, wenn das Kriegsglück sich zum Schlimmeren wendete; bald konnte es zu spät sein! — Endlich glaubten sie das Ziel erreicht zu haben; der Kaiser von Rußland willigte darein, Rasumowsky nach Chatillon zurückzusenden und einen Präliminar-Frieden unterzeichnen zu lassen, wie ihn die Diplomaten den Bedingungen entsprechend, die Caulaincourt zu bieten schien, zu Troye entworfen hatten.

Die Diplomaten athmeten auf! — nun waren sie des Friedens

gewiß! — Unter den Engländern und unter den Oesterreichern gab es ihrer die da fanden, Blüchers Niederlagen hätten auch ihr Gutes gehabt; hatten sie doch gedient die Unvernunft des Kaisers Alexander zu brechen! — Selbst Hardenberg meinte, solche „romanhafte fixe Ideen" dürften nicht wieder vorkommen.

Was die militairischen Maßregeln betrifft, sah man in Schwarzenbergs Hauptquartier nun wohl ein, daß es hohe Zeit sei, die zwecklosen Scheinmanoeuvre nach Sens und Fontainebleau hin aufzugeben; zu einem entschlossenen Angriff wollte man aber doch auch jetzt die Uebermacht, über die man verfügte, nicht verwenden; theils schien das den friedlichen Zielen zu widersprechen, die man verfolgte, theils hatte man in Wahrheit in dem Augenblick nicht das Vertrauen zu sich selbst, das dazu gehört hätte. Man suchte sich auf die Vertheidigung vorzubereiten, und da der Angriff von Chalons her erwartet werden konnte, sollte Schwarzenbergs Heer eine Stellung zwischen Troye und Arcis an der Aube einnehmen, die Stirn gegen Chalons gewendet. Demgemäß wurden die Bewegungen dieses Heers für den 16., 17. und 18. Februar eingeleitet.

Napoleon hatte in diesem Augenblick den Erfolg des ganzen Feldzugs in Händen. Er konnte, ja er mußte wissen, daß die schlesische Armee und ihre Führer das active, energische, die höchste Entscheidung anstrebende Element der gesammten Heeresmacht bildeten; daß er Geist und Willen des Ganzen brach, wenn er dieses Heer zertrümmerte; in mehr als einer seiner Aeußerungen zeigt sich auch, daß er es wußte; da hätte diese Einsicht auch in seinen strategischen Anordnungen zur Geltung kommen müssen. Jetzt bot sich ihm die günstigste Gelegenheit in diesem Heer, wie er es wünschen mußte, den strebenden Willen des Ganzen zu besiegen, indem er das unmittelbare Werkzeug dieses Willens zertrümmerte, und dadurch den Feldzug zu seinen Gunsten zu entscheiden, und er hat diese Gelegenheit versäumt. Wenn Napoleon die schon gewonnenen Vortheile über die schlesische Armee noch einige Tage über energisch weiter verfolgte, diese Armee bei Chalons von neuem angriff, ihre Wiedervereinigung, ihre Wiederherstellung dort unmöglich machte, sie von neuem sprengte, nach neuen Verlusten über die Maas zurückwarf, und sich dann nach Chaumont in den Rücken der Hauptarmee wendete, eilte auch die Hauptarmee nach der Schweiz und an den Rhein zurück. Die Stimmung, die in Schwarzenbergs Hauptquartier herrschte, bürgt dafür.

Anstatt dessen beging Napoleon den für ihn verderblichen Fehler, zu früh von der schlesischen Armee abzulassen, um sich gegen die Spitze der Hauptarmee zurückzuwenden —: einen Fehler, der von Jomini und den doctrinairen Anhängern seines einseitigen und beschränkten Systems, als ein Höchstes aller strategischen Kunst und Einsicht verherrlicht wird! — Die Besorgnisse seines Bruders Joseph, den Wittgensteins schwache Demonstrationen schreckten, der für Paris zitterte und eine Revolution

befürchtete, wenn der Feind vor den Thoren der Stadt erschien, verleiteten Napoleon. Aber, wenn er folgerichtig sein und handeln wollte, durften ihn diese Sorgen nicht irre machen, denn alle Berechnungen seines Feldzugs beruhten überhaupt auf der Voraussetzung, daß Oesterreich einen Zug nach Paris und die letzte Entscheidung nicht wolle. Auch sehen wir deutlich genug, daß die Hauptarmee gewiß nicht nach Paris gegangen wäre, auch wenn Napoleon nicht zum Schutz seiner Hauptstadt herbeieilte. Weit entfernt, an ein so kühnes Beginnen zu denken, war Schwarzenberg eben in dem Augenblick damit beschäftigt, sich an der Aube zur Vertheidigung einzurichten. Was beigetragen haben mag, Napoleon in dem verhängnißvollen Sinn zu bestimmen, war wohl der Umstand, daß er in gehobener Stimmung die bereits über die schlesische Armee davongetragenen Erfolge in hohem Grade überschätzte. Er glaubte wirklich dieses Heer vielleicht zertrümmert, jedenfalls auf lange Zeit gelähmt zu haben. Auf eine Tüchtigkeit der Truppen, eine Energie der Führer, die dieses Heer in wenigen Tagen wieder nicht nur schlagfertig, sondern furchtbar machen würden, war er nicht gefaßt.

Wie sehr Napoleon die Lage der Dinge durch seine Siege über Blücher verändert glaubte, geht auch aus sonstigen Anordnungen hervor. In dem Augenblick, wo er nahe daran war zu verzagen, wo er „Alles verloren" glaubte, wie die Königin Hortense sich ausdrückt, hatte er seinem Vice-König, Eugen Beauharnais, der die Lombardei vertheidigte, den Befehl gegeben, dieses Land aufzugeben, und mit allen französischen Truppen, die er dort noch hatte, zur Vertheidigung Frankreichs herbeizueilen. Doch Beauharnais, der als Schwiegersohn des Königs von Bayern und hochgehalten vom Kaiser Alexander, die Krone Italiens für sich selbst zu retten hoffte, erhob vielerlei Einwendungen, um sich der Befolgung dieses Befehls zu entziehen. Napoleon zeigte sich zuerst in hohem Grade entrüstet darüber: jetzt ließ er es hingehen; er glaubte sich schon wieder stark genug, auch Italien zu behaupten.

Einen Augenblick beschäftigte sich Napoleon wirklich mit dem Gedanken, über Vitry auf Chaumont vorzugehen, aber er ließ ihn wieder fallen, und vervollständigte dadurch gleichsam den Fehler, den er im Begriff stand zu begehen. Sein Angriff war dann auch nicht auf Arcis gerichtet, wie man im österreichischen Hauptquartier erwartete, er eilte vielmehr über Meaux in die Nähe von Paris, um sich dort am Flüßchen Yères mit Victor und Oudinot, und auch mit Macdonald zu vereinigen, der sich von Meaux dorthin gezogen hatte. Nur Mortier und Marmont blieben an der Marne zurück, um die „Reste" der schlesischen Armee zu beobachten.

Napoleon brachte am Yères — abgesehen von 10,000 Mann, die noch im Anmarsch waren — gegen 60,000 Mann zusammen: eine Macht, die, selbst wenn sie ganz vereinigt bleiben konnte, dem Heer Schwarzenbergs natürlich bei weitem nicht gewachsen war, aber die eigenen Anordnungen

des österreichischen Hauptquartiers hatten es dennoch möglich gemacht, daß er auch hier theilweise Erfolge erkämpfen konnte. Jene Manoeuvre, die keinen andern Zweck hatten, als die Zeit in einer wesenlosen Scheinthätigkeit hinzubringen, hatten schließlich dahin geführt, daß die Hauptarmee der Verbündeten von Mery an der Seine bis in die Gegend von Fontainebleau und von Nangis bis Sens über einen weiten Raum zerstreut und nirgends in der Verfassung war, den Feind gehörig zu empfangen. So konnte denn Napoleon, indem er gegen die Seine vorrückte, erst (17. Februar) Wittgensteins Nachtrab, dann (18.) den Kronprinzen von Württemberg, dem die unmögliche Aufgabe gestellt war, die Seine-Brücke bei Montereau mit unzureichenden Mitteln zu behaupten, mit großer Uebermacht anzugreifen und zu schlagen, und namentlich dem letzteren, schwere Verluste zuzufügen.

Im großen Hauptquartier der Verbündeten aber wurde die Stimmung eine sehr gedrückte, so wie Napoleon, mit dem erneuten „prestige" eines Siegers in einer Reihe von Schlachten nahte. Die Forderung des Kaisers Alexander, daß das Heer bei Provins zur Schlacht vereinigt werde, war unbeachtet geblieben; zwei Tage über war nichts geschehen, nichts beschlossen worden. Der Vorsatz, sich zwischen Nogent und Montereau an der Seine zu behaupten, wurde sofort wieder aufgegeben. Am besten schien es, wenn man eine Unterbrechung der kriegerischen Thätigkeit, einen Waffenstillstand erhalten konnte, damit das Friedenswerk zu Chatillon nicht durch neue Unfälle verzögert oder gar gestört werde. Am zweckmäßigsten wurde zu diesem Ende erachtet, vorzugeben, daß man den Waffenstillstand als bereits bestehend ansehe, und demgemäß wurde in Folge eines am 17. im Hauptquartier zu Bray in Gegenwart des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen gehaltenen Kriegsraths ein Adjutant Schwarzenbergs mit einem Schreiben dieses Feldherrn an Berthier abgefertigt. Schwarzenberg sagte darin, da die verbündeten Souveraine die nöthigen Befehle nach Chatillon abgefertigt hätten, den Frieden auf die von Caulaincourt vorgeschlagenen Bedingungen zu unterzeichnen, habe er den Befehl gegeben, die Feindseligkeiten einzustellen; er „höre", daß sie von Seiten der Franzosen fortgesetzt würden, und fordere daher auf, sie ihrerseits ebenfalls einzustellen, um unnützem Blutvergießen vorzubeugen.

Das war noch vor dem Treffen bei Montereau! — Ein solches Schreiben konnte natürlich nur Napoleons Zuversicht steigern. Es blieb einige Tage unbeantwortet. In Schwarzenbergs Hauptquartier wurde der Beschluß gefaßt, das Heer rückwärts bei Troye zu vereinigen und dort eine Schlacht anzunehmen, aber die Zuversicht war nicht groß und der Entschluß stand nicht sehr fest. Auch aus dem Süden trafen Nachrichten ein, die den österreichischen Feldmarschall ängstigten. General Bubna meldete von dorther, daß sich bei Lyon unter dem Marschall Augereau eine französische Südarmee bilde und täglich wachse; sie schien den Ver-

ndungen mit der Schweiz gefährlich werden zu können. Daß diese
üdarmee nicht sehr furchtbar sein könne, da Napoleon gewiß nicht in der
ıge war, seine geringen Streitkräfte zu zersplittern, um die weit über-
genen Verbündeten von allen Seiten zu umfassen, das wußte man sich
icht zu sagen, und eben so wenig, daß man es in seiner Macht hatte,
e letzte Entscheidung an der Seine zu erzwingen, lange ehe jene fern
ı Süden gesammelten Streitkräfte irgend einen wirklichen Einfluß auf
:n Gang der Ereignisse zu gewinnen vermochten. Schon hatte Schwarzen-
:rg dem Feldmarschall Blücher geschrieben, „bevor er sich auf etwas
rnsthaftes einlasse", müsse er wissen, ob und wann die schlesische Armee
ieder zum Angriff übergehen könne; aus einem späteren Schreiben an
lücher (vom 20. Febr.) ergab sich vollends, daß der Entschluß, bei Troye
ne Schlacht zu wagen, überhaupt nur ein sehr bedingter war. Er wurde
von abhängig gemacht, ob Blücher mit seinem Heer bei Arcis an der
ube eintreffen, und von dort aus am folgenden Tage die Offensive in
e Flanke des Feindes ergreifen könne.

Diese Bedingung wurde erfüllt. Mit Hülfe der Vorräthe, die sich
Chalons vorfanden, hatte Blücher rasch sein Heer wieder schlagfertig
macht; er hatte noch einige Truppen von Langerons Heertheil vom
hein her an sich gezogen, und zu Schwarzenbergs großer, zu Napoleons
)ch größerer Ueberraschung, stand er schon vierundzwanzig Stunden vor
r ihm gestellten Frist, am 21. mit 53,000 Mann kampfbereit bei Mery
ı der Seine in der Flanke des Feindes.

So schien es denn erst vor, dann unmittelbar hinter Troye zur
ntscheidungs-Schlacht kommen zu sollen. Sie hätte unter für die Ver-
ndeten in seltenem Grade günstigen Bedingungen stattgefunden, denn
: verfügten hier in beiden vereinten Heeren über 150,000 Mann, Na-
)leon stand ihnen mit kaum 60,000 Mann gegenüber, und konnte
)chstens nur noch etwa 10,000 mehr herbeiziehen, die sich in erreichbarer
ähe befanden.

Auch schrieb Schwarzenberg, als er Blücher mit einem unerwartet
hlreichen Heer zur Stelle gekommen wußte, an die Seinigen in der
eimat: „So will ich denn, auf den Beistand des Allmächtigen hoffend,
ne Schlacht annehmen." Als dann aber der entscheidende Augenblick
ngetreten war und der Entschluß endgültig gefaßt werden sollte, ver-
gten ihm Muth und Zuversicht. Mehr und mehr bemeisterte sich seiner
e Vorstellung, daß die Ansicht und die Vorschläge des Generals Duka
gentlich von Anfang an die richtigen gewesen seien; daß der Winterfeld-
ıg überhaupt auf falsche Voraussetzungen unternommen, in eine unheil-
)lle, von allen Seiten gefährdete Lage geführt habe, in der man eine
)chlacht nicht wagen dürfe, der man sich durch einen Rückzug entziehen
üsse. Auf dem verfehlten Unternehmen bestehen zu wollen, sei eine
)örichte Verwegenheit.

Ein Schreiben Berthiers, — die ablehnende Antwort auf den Brief, der den Waffenstillstand als bereits bestehend voraussetzte — ein Schreiben Napoleons an den Kaiser Franz, bestärkten ihn in dieser Ansicht, denn beide rühmten das französische Heer als auch an Zahl dem der Verbündeten überlegen. Noch dazu traf am 23. der Bericht eines russischen Parteigängers, des Obersten Seslawin ein, demzufolge Napoleons Heer durch Zuzüge aus Spanien bis auf 180,000 Mann verstärkt war. Auf diesen Bericht, der Napoleons eigene Aussagen zu bestätigen schien, berief sich nun Schwarzenberg, um die Stimmung zu rechtfertigen, die ihn beherrschte.

Er beschloß den Rückzug ohne Kampf. Zunächst auf das stets wichtig geachtete Plateau von Langres.

Und zwar geht aus seinen eigenen Briefen an seine Familie hervor, daß viel mehr beabsichtigt war, als ein kurzer Rückzug bis zu einem nahe gelegenen Punkt. Was hätte ihn auch bestimmen können, anderswo, unter weniger günstigen Bedingungen, etwa mit der Hauptarmee allein eine Schlacht anzunehmen, nachdem er sie, vereint mit der schlesischen Armee, nicht gewagt hatte? — Ein solcher Rückzug hätte gar keinen Sinn gehabt. Daß er den unmethodischen Invasions-Krieg „ohne Basis" überhaupt aufgeben, in die Bahnen einer methodischen Kriegführung einlenken wollte, und wenn es auch erst am Rhein oder auf dessen rechtem Ufer wäre, das konnte er natürlich dem Kaiser von Rußland, dem König von Preußen nicht unumwunden sagen, aber Duka, der mehr als je großen Einfluß übte, sprach ohne Rückhalt aus, es sei „um so besser", wenn der Rückzug über den Rhein zurückführe; dann gehe man stromabwärts und belagere Mainz in aller Form.

Ein solcher Rückzug, dessen eigentlichen Grund er nicht aussprechen konnte, weil er dessen wirkliche Bedeutung und Tragweite nicht vorzeitig verrathen durfte, fand natürlich vielfachen Widerspruch von Seiten der kriegerisch Gesinnten, namentlich des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen. Schwarzenberg sagt uns selbst in seinen Briefen, daß er um dieses Entschlusses wegen, die Schlacht zu meiden, „viel" und „bitter" leiden mußte; es kam namentlich zwischen ihm und dem König Friedrich Wilhelm deshalb zu Auftritten, von denen Schwarzenberg, wie die unmittelbaren Zeugen sich wohl erinnerten, bleich und entstellt zurückkehrte. Aber er zeigte eine entschiedene Festigkeit in den Entschlüssen der Schwäche. Es blieb bei dem Rückzug. Alle Verstärkungen, die der Armee nachrückten, wurden eilig in das Thal der Saone gesendet, wohin Schwarzenberg auch unter dem General Bianchi etwa 15,000 Mann unmittelbar von seinem eigenen Heer abfertigte, um diesen Rückzug gegen die französische Süd-Armee zu decken. Schwarzenbergs Anordnungen umfaßten auch die schlesische Armee. Sie sollte den Rückweg nach dem Rhein über Nancy antreten.

Doch blieb auch die widerstrebende Ansicht der beiden Monarchen von Rußland und Preußen nicht ohne Einfluß. Im Hauptquartier der schlesischen Armee wurde der Rückzug als ein unseliger Gedanke aufgefaßt, dessen Ausführung um jeden Preis hintertrieben werden müsse. General Grolmann trat mit dem Gedanken hervor, die schlesische Armee müsse sich von der Hauptarmee losmachen, und in solcher Weise nach Norden, an die Marne eilen, daß sie Paris unmittelbar bedrohte; sie müsse sich dort mit Bülow und Winzingerode vereinigen, die aus den Niederlanden kamen, und dann entschlossen auf Paris losgehen. Möglicherweise gelang es ihr die Entscheidung herbeizuführen; jedenfalls mußte Napoleon von der Hauptarmee ablassen und sich gegen die schlesische wenden, und Schwarzenberg konnte dann unmöglich den Rückzug fortsetzen; die Hauptarmee mußte in den Angriff zurückkehren, wenn sie gar keinen oder keinen namhaften Feind vor sich hatte, und die schlesische Armee im Herzen Frankreichs kämpfen sah.

Gneisenau und Blücher machten augenblicklich den Gedanken zu dem ihrigen; Grolmann eilte in das Hauptquartier der Monarchen und erhielt dort (am 23. Febr.) ohne Mühe die Zustimmung Alexanders und des Königs von Preußen, die, erfreut hier einen Ausweg aus den unberechenbaren rückgängigen Bewegungen zu sehen, Bülow und Winzingerode ausdrücklich unter Blüchers Befehle stellten. Natürlich konnten diese Anordnungen nicht vor dem angeblichen Oberfeldherrn geheim gehalten werden; sie wurden dem Fürsten Schwarzenberg mitgetheilt und da es sich hier ausschließlich um Verfügungen über russische und preußische Truppen von Seiten ihrer Landesherren handelte, sah sich der österreichische Feldmarschall wohl in die Nothwendigkeit versetzt, dem, was er doch nicht hindern konnte, eben auch zuzustimmen. Doch war das seltsam genug, denn seine eigenen Pläne wurden dadurch in solcher Weise durchkreuzt, daß alles, was davon etwa übrig blieb, gar keinen Sinn mehr hatte. Er wollte am Rhein in eine methodische Kriegführung übergehen, Blüchers Zug an die Marne führte in die Bahnen des Invasions-Kriegs „ohne Basis" zurück, aus dem sich die österreichischen Strategen herauszuwinden trachteten.

Wie der Fürst Schwarzenberg im ersten Augenblick Blüchers Unternehmen wirklich beurtheilte, was er dazu dachte, ist nicht bekannt geworden; es verräth sich selbst in seinen vertrauten Briefen nicht. Vielleicht glaubte er, die Sache werde keine weiteren Folgen haben, weil man am Vorabend eines Waffenstillstands stehe. Denn schon am frühen Morgen des 23. Februars hatte er einen seiner Adjutanten, den Fürsten Wenzel Liechtenstein, in Napoleons Hauptquartier abgefertigt, um förmlich auf einen Waffenstillstand anzutragen. Auch geht aus Schwarzenbergs Aeußerungen hervor, daß er entweder die eigentliche Bedeutung und ganze Tragweite der Bewegung, die Blücher im Sinn hatte, nicht übersah — oder hoffte,

sie lasse sich innerhalb solcher Grenzen halten, daß sie die österreichischen Pläne nicht störe.

Wenigstens war Schwarzenbergs Zustimmung in diesem Sinn gefaßt. „Ich schlage unter diesen Umständen E. E. vor," schrieb er dem Feldmarschall Blücher, „am rechten Ufer der Seine sich mehr gegen die Marne zu dirigiren und Ihre Vereinigung mit Graf Wintzingerode und Bülow dergestalt zu bewirken, daß des Feindes Aufmerksamkeit getheilt werde, und während er sich mit der Hauptarmee beschäftigt, E. E. in seine Flanke und seinen Rücken operiren können." Blüchers Unternehmen sollte etwas werden, das den Rückzug der Hauptarmee erleichterte; weiter nichts!

Im Hauptquartier der schlesischen Armee hielt man es für geboten, sich so schnell wie möglich aus dem Bereich der Hauptarmee zu entfernen, denn man vermuthete, daß selbst die schon gegebene Zustimmung zu dem kühnen Beginnen dieser Armee wohl widerrufen werden könnte. Deshalb hatte man den Abmarsch ohne Säumen eingeleitet; die Brücken über die Aube, im Rücken des Heeres waren geschlagen, ehe Grolmann Abends mit dem Bescheid der Monarchen zurückkehrte, und sofort, in der Nacht (zum 24.) ging die Armee hinüber.

Gneisenau hatte sich nicht getäuscht. Noch am Abend desselben Tages, an dem er gleich den Monarchen den Plänen Blüchers zugestimmt hatte (23.), nahm Schwarzenberg sein Wort zurück, um die schlesische Armee zu vereintem Rückzug in seine Nähe, an die Aube bei Lesmont und Brienne zu rufen. Dann wieder am folgenden Tage, und zwar diesmal, da man auf einen Waffenstillstand rechnete, mit Zustimmung des Königs von Preußen; endlich noch einmal zwei Tage später, als sich die Unterhandlungen über den Waffenstillstand zerschlagen hatten. Dies letzte Mal gedachte Schwarzenberg einer Schlacht, die er möglicher Weise an der Aube liefern könnte, aber in so sorgfältig gewählten unbestimmten Worten, daß nicht leicht Jemand in Zweifel darüber sein konnte, wie wenig sie ernst gemeint seien und einen wirklichen Entschluß ankündigten.

Doch die erste dieser Botschaften gelangte nicht an ihre Bestimmung; auf die zweite und dritte konnte man antworten, man sei schon zu weit vorgerückt in der Richtung auf Meaux, zu weit entfernt von der Hauptarmee, um wieder umzukehren.

Blücher hielt sich frei von den Einflüssen des großen Hauptquartiers und der Friedenspartei. Sein kühner Entschluß hatte den Rückzug an den Rhein unmöglich gemacht und damit die gefährlichste Krisis des Feldzugs überwunden.

Schwarzenbergs Heer räumte Troye am 24. Februar früh Morgens, nachdem Tags zuvor ein nicht gerade glückliches Gefecht ohne große Bedeutung in der Umgegend dieses Orts stattgefunden hatte, und in der

Nacht ein wiederholter Sturmangriff auf die Mauern der Stadt abgeschlagen worden war.

Der Rückzug ging gemessen auf Bar an der Aube und Chaumont. Da Blücher sich zu erneutem Angriff in das Innere Frankreichs zurückgewendet hatte, und sich nicht zurückrufen ließ, konnte Schwarzenberg natürlich den Rathschlägen Dukas nicht in ihrem ganzen Umfang folgen, so sehr er sie sich auch angeeignet haben mochte. Außerdem aber erklärte der Kaiser Alexander in einem Kriegsrath, der zu Bar an der Aube, vor dem Bett des erkrankten Knesebeck, versammelt wurde, wenn von einem fortgesetzten, Rückzug ohne Aufenthalt die Rede sein sollte, werde er für seine Person und mit allen russischen Truppen die Hauptarmee verlassen, um sich der schlesischen anzuschließen, und der König von Preußen erklärte, daß er ihn mit seinen Truppen dorthin begleiten wolle. Dahin wollte man es zur Zeit nicht kommen lassen. Schwarzenbergs Absicht war demnach jetzt auf der gebietenden Hochebene von Langres Stellung zu nehmen, und dort in der Vertheidigung zu bleiben, bis sich übersehen ließ, was sich aus Blüchers Zug ergeben wollte. Der Kriegsrath ließ es dabei bewenden. Die beiden Flügel-Armeen, Blüchers Heer nämlich, und die gegen Lyon gewendete österreichische Süd-Armee sollten dagegen zu einem lebhaften Angriffskrieg übergehen. So beschränkte sich denn die ursprüngliche Hauptarmee, obgleich aller Entsendungen ungeachtet noch immer über einmal hunderttausend Mann stark, freiwillig auf eine ziemlich untergeordnete Nebenrolle.

Napoleon erfuhr schon am 25., welche unerwartete Richtung Blücher eingeschlagen hatte. Er behielt deshalb fast die Hälfte seiner Truppen in unmittelbarer Nähe, anstatt sie der Hauptarmee folgen zu lassen. Dennoch aber säumte er ein paar Tage in Troye, eigentlich wohl nur, um einige Legitimisten, die voreilig die weiße Kokarde aufgesteckt hatten, erschießen zu lassen. Erst am 27. folgte er Blüchers Spuren mit dieser kleineren Hälfte seines Heeres an die Marne. Nur die Marschälle Macdonald und Oudinot folgten mit ungenügender Macht (48,000 Mann), mehr beobachtend als verfolgend, den Schritten der Hauptarmee.

Der König von Preußen, der zu Colombé-les-deux-Eglises die ersten Nachrichten von Blücher erhalten hatte, durchschaute die wirkliche Sachlage; er errieth, daß die Hauptarmee sich eigentlich vor Nichts weiter und weiter zurückzog, da die feindliche Heeresmacht ihr nicht folgte. Und doch drohte dieser ganz freiwillige Rückzug großes Unheil herbeizuführen. Er wirkte sichtbar entmuthigend auf die Truppen, lockernd auf die Disciplin. Der König bewog, nicht ohne Mühe, den Fürsten Schwarzenberg, sich gegen die Verfolger zurückzuwenden, und in Folge dessen wurde (am 27.), trotz einer schwankenden Leitung, durch die Heertheile Wittgensteins und Wredes ein ziemlich leichter Sieg über den Marschall Oudinot erfochten.

Der Sieg wurde nicht benützt, weil Nachrichten einliefen, und zwar

zunächst wieder von Seslawin, daß Napoleon sich mit seiner Hauptmacht nicht gegen Blücher gewendet habe, sondern nach Dijon, zur Vereinigung mit der französischen Südarmee. So seltsam diese Kunde auch klang, man darf wohl sagen, so widersinnig sie war, fand man es doch im österreichischen Hauptquartier, wo man stets um die Verbindung mit Basel in Sorgen war, angezeigt, deshalb bei Bar zu zaudern.

Die Diplomaten, selbst Metternich und Castlereagh hatten sich inzwischen überzeugen müssen, daß Napoleon keineswegs gesonnen sei, einen Frieden zu gewähren, den die Verbündeten annehmen konnten. Auch die Waffenstillstands-Unterhandlungen zu Lusigny, einem neutral erklärten Dorf, eröffnet, lieferten den Beweis. Da forderten denn nun auch die Herren von der bisherigen Friedenspartei eine gesteigerte kriegerische Thätigkeit, die geeignet wäre, Napoleon etwas friedfertiger zu stimmen. Doch suchten Schwarzenberg und sein Stab noch am 1. März eine erneute Vorrückung auf Troye abzulehnen. Der Vorwand, der vorgeschützt wurde, war, daß es bei Troye, in einer bereits ausgesogenen Gegend, an Lebensmitteln fehlen werde; der eigentliche Grund möchte wohl gewesen sein, daß man über die Gefahren, die von Dijon und vom Süden her drohen konnten, noch immer nicht ganz beruhigt war. Das zeigt sich in den Vorschlägen, die von Seiten des österreichischen Hauptquartiers gemacht wurden. Diesen Vorschlägen zufolge sollten alle russischen und preußischen Truppen von der Hauptarmee getrennt werden, um sich gleich denen, die unter Wintzingerode und Bülow aus den Niederlanden herankamen, bei Chalons mit der schlesischen Armee zu vereinigen. Der Kaiser Alexander sollte dann geruhen, den Befehl über das so gebildete, gewaltige Heer höchstselbst zu übernehmen; was er an der Spitze desselben beginnen wollte, blieb ganz seinem eigenen Ermessen anheim gegeben. Der Fürst Schwarzenberg aber wollte sich dann mit den Oesterreichern, Bayern und Württembergern, die ihm blieben, der Südarmee anschließen und gegen Lyon operiren.

So forderte Oesterreich jetzt, was der Kaiser Alexander wenige Tage früher als eine Drohung ausgesprochen hatte, und Alexander war es, der jetzt diesen Gedanken ablehnte! — Es war ihm auch wohl früher nicht Ernst damit gewesen; er hatte damit nur einen Druck auf die Entschlüsse des österreichischen Hauptquartiers üben wollen. Jetzt nahm er den Vorschlag mit großem Mißtrauen auf; er sah darin einen Versuch, die Streitkräfte Oesterreichs der Controle seiner Verbündeten ganz zu entziehen und in der Südarmee eine selbständige Heeresmacht zu bilden, die ausschließlich den Sonder-Interessen Oesterreichs und seiner Politik dienstbar wäre.

Doch glücklicherweise trafen mehrfach zuverlässige Meldungen ein, die geeignet waren, diesen Discussionen ein Ende zu machen. Sie ließen keinen Zweifel darüber, daß Napoleon sich gegen Blücher zurückgewendet habe, und beruhigt willigte das österreichische Hauptquartier in die abermalige Vorrückung nach Troye.

Troye wurde darauf nach einigen nicht sehr bedeutenden Gefechten schon am 4. März wieder erreicht; Macdonald und Oudinot zogen sich bei Nogent über die Seine zurück. Nun aber wurde Schwarzenbergs Heer zwischen der Seine und der Yonne in Cantonirungs-Quartiere verlegt, um längere Zeit über vollkommen unthätig zu bleiben. Schwarzenberg gab vor, die durch die Anstrengungen des Winterfeldzugs erschöpften Truppen bedürften der Ruhe. Doch war leicht zu ermessen, daß ein längeres Verweilen in einer ausgezehrten Gegend und der Mangel, dem sie da ausgesetzt blieben, nicht eben geeignet waren, ihnen die etwa nöthige Erholung zu gewähren. Auch handelte es sich in der That um ganz andere Dinge. Wie Schwarzenberg den österreichischen Feldherrn in Italien im Vertrauen wissen ließ, hegte er auch jetzt noch wie früher keine so zuversichtlichen Hoffnungen in Beziehung auf den endlichen Erfolg dieses unmethodischen Feldzugs, den der Kaiser Alexander und die „Enragirten" nicht aufgeben wollten. Vorzugsweise darauf bedacht, das eigene Heer nöthigenfalls glücklich an den Rhein zurückzubringen, stand er gleichsam auf dem Sprung, bereit zum Rückzug, und wollte, ehe er sich auf irgend etwas Weiteres einließ, abwarten, was sich aus Blüchers Unternehmungen ergeben werde. Blieb Blücher Sieger in den Kämpfen, die ihm bevorstanden, dann wollte man auch auf dieser Seite den Sieg benützen, wurde er besiegt, dann achtete man den Augenblick gekommen, sich unwiderruflich von diesem, wie man meinte und unter sich unverhohlen genug aussprach, sinnlosen Wirrsal loszusagen und an den Rhein zurückzugehen.

Daß von zwei Heeren, deren jedes 100,000 Mann zählte, das eine den Entscheidungs-Kampf mit dem gemeinschaftlichen Feinde dem anderen allein überließ, ohne irgend einen thätigen Antheil daran zu nehmen und sich auf die Rolle des Zuschauers beschränkte, das war gewiß ein eigenthümliches Schauspiel! — Um so seltsamer, da diesmal die Politik Oesterreichs nichts beigetragen hatte, es herbeizuführen. Es war lediglich die in Schwarzenbergs Hauptquartier herrschende gedrückte Stimmung, die hier maßgebend wurde, denn auch die Staatsmänner Oesterreichs hatten, wie die gesammte Friedenspartei, nachgerade einsehen müssen, daß doch noch etwas mehr nöthig sei, als die Zustimmung des Kaisers Alexander, um Frieden schließen zu können, die Oesterreicher insbesondere, daß es vor allen Dingen nothwendig sei, Napoleon aufzugeben, ihn für sich selbst sorgen zu lassen, und ohne weitere Rücksicht zu verfahren.

Denn in dem Augenblick, wo die Herren von der Friedenspartei zu ihrer großen Freude glücklich erlangt hatten, daß der Graf Rasumowsky nach Chatillon zurückgesendet wurde, daß die Unterhandlungen wieder aufgenommen werden sollten, um rasch zum Schluß zu kommen, hatte sich sofort ergeben, daß die wirkliche Vollmacht, die Napoleon seinem Bevollmächtigten in einem Augenblick äußerster Gefahr gegeben hatte, schon

wieder zurückgenommen war; daß Caulaincourt jetzt wieder, ganz wie früher, weder eine Vollmacht noch Verhaltungs-Befehle hatte.

In der Art und Weise aber, in der Napoleon die Vollmacht zurückgenommen hatte, spricht sich sowohl sein Wesen im Allgemeinen aus, und die Stimmung, in die ihn seine Siege über Blücher für den Augenblick versetzten, als auch was Europa von einem Frieden zu erwarten hatte, der mit ihm geschlossen wurde.

In dem schon am 17. Februar an Caulaincourt gerichteten Schreiben spricht er mit der größten Uebertreibung von seinen Erfolgen gegen die schlesische Armee. Daß er sie selber überschätzte, zeigt sich in seinen Entschlüssen, zum Theil aber ist die Uebertreibung eine absichtliche, darauf berechnet, nicht nur die Diplomaten der Gegenpartei, sondern auch Caulaincourt selbst zu blenden; so wenn er sagt, daß er 40,000 Gefangene gemacht habe, denn er mußte wissen, daß es nur wenig über 7000 waren. Jetzt soll Schwarzenbergs Heer an die Reihe kommen, und Napoleon hofft es auch zu vernichten, ehe es den Rhein wieder erreicht. Doch Napoleon ist großmüthig; er will die Verbündeten ruhig ziehen lassen und ihnen den Frieden gewähren, vorausgesetzt, daß er auf die Frankfurter Bedingungen geschlossen wird, und Frankreich den Rheinstrom und die Alpen als Grenze läßt.

War es nun aber dem siegreichen französischen Kaiser endlich wenigstens mit diesem Frieden Ernst? — War Caulaincourt bevollmächtigt ihn zu schließen? — Keineswegs! — Der Brief schließt mit der Weisung: „Ihr Benehmen muß das bisherige bleiben, Sie müssen Alles thun, den Frieden herbeizuführen, mein Wille aber ist, daß Sie nichts ohne meinen Befehl unterzeichnen, denn ich allein kenne meine Lage.“ (Mon intention est que vous ne signiez rien sans mon ordre, parce que seul je connais ma position.)

Daß die Verbündeten auf einen Waffenstillstand antrugen, steigerte seine Zuversicht. Noch dazu war Schwarzenbergs Adjutant, der Fürst Wentzel Liechtenstein, so ungeschickt im Gespräch mit Napoleon selbst zu verrathen, daß die französische Südarmee dem österreichischen Hauptquartier große Sorgen machte, und schon in dem Umstand, daß der Kaiser Alexander in die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu Chatillon willigte, wollte Napoleon einen Beweis sehen, daß selbst dieser entschiedenste seiner Gegner das Spiel bereits verloren gebe. Das schreibt er seinem Bruder Joseph, der stets zum Frieden ermahnte, und er fügt hinzu, er hoffe nun bald zu einem Frieden auf die Frankfurter Bedingungen zu gelangen: „und das ist das Minimum des Friedens, den ich mit Ehren schließen kann.“ (Ce qui est le minimum de la paix que je puisse faire avec honneur.)

Die Frankfurter Bedingungen waren offenbar nicht erst in den wenigen Tagen zu einem Minimum geworden: — sie waren das schon in

dem Augenblick, wo Napoleon Caulaincourts unbeschränkte Vollmacht zurücknahm und ihm keine bedingte geben wollte. Als ihm die Forderung der Verbündeten gemeldet wurde, daß Frankreich auf seine alten Grenzen zurückgehe, rief er aus: „Die Leute vergessen, daß ich jetzt wieder näher bei München bin, als sie bei Paris!"

In einem anderen Brief an seinen Bruder Joseph sagt Napoleon ausdrücklich: ein Friede, der Frankreich auf seine alten Grenzen beschränkte, wäre, wenn er ihn je in einem Augenblick dringender Noth geschlossen hätte, nur ein Waffenstillstand auf ein paar Jahre gewesen. Ein Friede, der Frankreich die Rheingrenze, aber Napoleon auf dem Thron ließ, wäre eben auch nichts Anderes gewesen.

So hatten denn die Unterhandlungen jetzt keinen anderen Zweck als früher, und worauf Napoleon wirklich und im Ernst bedacht war, das war jetzt wie früher, die Verbündeten womöglich unter sich zu entzweien. Er rechnete dabei natürlich auf Oesterreich, und schrieb in dem Augenblick, wo er gegen Troye heranrückte (21. Februar), einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Franz, dessen wir bereits gedacht haben und der seinen Eindruck auf den Fürsten Schwarzenberg nicht verfehlte, denn der französische Kaiser erging sich auch hier wieder in einer ruhmredigen Erwähnung der bereits erkämpften Erfolge, und behauptet, sein Heer sei zahlreicher als das der Verbündeten —: eine Behauptung, die um so mehr Eindruck machte, da sie Tags darauf durch Seslawins Bericht bestätigt zu werden schien. — Doch des Sieges gewiß will Napoleon, wie er auch hier rühmend hervorhebt, großmüthig den Frieden auf die Frankfurter Bedingungen gewähren. Wie sich ergiebt, war die Forderung der Verbündeten, Frankreich auf seine alten Grenzen zu beschränken, ihm eben bekannt geworden, denn er fügt hinzu, wenn er die letzte Note der Bevollmächtigten zu Chatillon bekannt machen wollte, würde sie in ganz Frankreich die Exaltation auf das Höchste steigern; solche Bedingungen zu erkämpfen, liege ganz außer der Macht der Verbündeten. Dann sucht er nachzuweisen, daß es auch gar nicht Oesterreichs Interesse sei, diese Bedingungen zu erzwingen; im Gegentheil, wenn er je niedrig genug sein könnte, sie anzunehmen, müsse Oesterreich ihn davon abhalten. Es liege nicht im Interesse Oesterreichs, dem französischen Reich Antwerpen zu rauben, und dadurch Englands gefährliche Uebermacht zur See für immer zu befestigen; es liege nicht in dem Interesse des katholischen Kaisers von Oesterreich, Belgien unter das Joch eines protestantischen Fürsten zu beugen. Der Kaiser von Oesterreich opfere die wichtigsten Interessen seines Reichs, wenn er fortfahre, seine Politik der selbstsüchtigen Politik Englands und dem Rachedurst Alexanders unterzuordnen und dienstbar zu machen. Nur ein Friede auf die Frankfurter Bedingungen könne ein aufrichtiger und dauernder sein, und das auf dem Festland befriedigte Frankreich bestimmen, seine gesammte Macht auf die Herstellung seiner Seemacht und

seines Handels zu wenden. — Der Wink war deutlich genug! Ein Continental-Friede ohne England mußte geschlossen werden, und zum Schluß äußert Napoleon, dieser Friede werde sich von selbst ergeben, sowie Oesterreich, „die Hauptmacht" im Bunde, von der unnatürlichen Verbindung mit der Selbstsucht Englands und dem Haß Alexanders zurücktrete, um gemeinschaftlich mit Frankreich den Abschluß des Friedens zu gebieten.

Als die Hauptmacht des Bundes angesehen zu werden, war ohne Zweifel sehr schmeichelhaft, das Ganze aber doch zu wesenlos, um eine Wendung in der Politik Oesterreichs hervorrufen zu können, nachdem Napoleon mehr als hinlänglich gezeigt hatte, wie wenig er geneigt war, sich der Politik Metternichs zu fügen, und während Caulaincourt zu keiner bestimmten Aeußerung irgend einer Art zu bewegen war.

Vielfach und dringend aufgefordert, wollte Caulaincourt den Entwurf zu einem Friedens-Vertrag, den die Verbündeten vorlegten, weder annehmen, noch entschieden ablehnen, und ebensowenig willigte er ein, einen Gegen-Entwurf vorzulegen. Er wollte nicht, weil er nichts von dem Allen thun konnte oder durfte. Er erklärte sich immer nur bereit, jeden der vorgelegten Artikel einzeln zu „discutiren"; so lange und so erschöpfend man wolle, und das wäre unstreitig ein treffliches Mittel gewesen, jede beliebige Zahl von Wochen in scheinbarer Geschäftigkeit hinzubringen, ohne je von der Stelle oder vollends zu einem Schluß zu kommen.

Unter diesen Bedingungen, und da der Brief Napoleons an den Kaiser Franz so deutlich den Wunsch verrieth, durch ein besonderes Abkommen mit Oesterreich den Bund der Mächte zu trennen, hielten es die Verbündeten für nöthig, zunächst Schritte zu thun, die dem Gegner keine Hoffnung ließen, seinen Zweck zu erreichen. Kaiser Franz hatte den Brief seinen Verbündeten mitgetheilt, wie er allerdings mußte, wenn er jedem Mißtrauen vorbeugen wollte; doch zeigte sich auch darin eine Wendung der österreichischen Politik, wenn auch nicht in dem Napoleon erwünschten Sinn. Auch beantwortete der Kaiser Franz dieses Schreiben, da die Staatsmänner Englands mit großer Bestimmtheit darauf drangen, in entschieden ablehnender Weise (28. Febr.), indem er namentlich Napoleons Andeutungen in Beziehung auf die Politik Englands zurückwies. Weit entfernt den Frieden verhindern zu wollen, sei England bereit, die französischen Colonien zurückzugeben; weit entfernt nach einer unbedingten Beherrschung der Meere zu streben, sei England bemüht, Holland mächtiger als je zuvor herzustellen u. s. w., und zugleich fügte Kaiser Franz eine Warnung hinzu, wie er sie bisher noch nicht ausgesprochen hatte: die Erfahrung habe bewiesen, daß im Kreise der Dynastien die Familienverhältnisse stets den großen Interessen der Staaten untergeordnet bleiben: „E. M. müssen den Gang meiner Politik zu gut kennen, um nicht überzeugt zu sein, daß sie niemals einem Triebe untergeordnet sein wird, der den Interessen meiner Völker fremd wäre." (V. M. devrait trop connaitre

ma marche politique pour ne pas être convaincue, que jamais elle ne sera subordonnée à aucune impulsion étrangère aux interêts de mes peuples.) Der Kaiser von Oesterreich benachrichtigte endlich den französischen, daß die Verbündeten, durch Caulaincourts Zaudern und Schweigen bewogen, ihren Gesandten zu Chatillon vorgeschrieben hätten, gemeinschaftlich „peremtorische" Schritte im Sinn des bereits überreichten Friedens-Entwurfs zu thun.

Um zu zeigen, daß keine Trennung ihres Bundes möglich sei, schlossen unmittelbar darauf (1. März) die vier Mächte, die ihn eigentlich bildeten, Oesterreich, England, Preußen und Rußland, bisher durch einzelne Verträge verbunden, zu Chaumont eine Quadrupel-Allianz zu gemeinsamer Fortsetzung des Krieges und zwar auf zwanzig Jahre.

Die „peremtorischen" Schritte zu Chatillon blieben natürlich nicht aus. Schon am letzten Tage des Februars wurde Caulaincourt in einer Weise, die für weitere Ausflüchte keinen Raum ließ, aufgefordert, entweder den Vertrags-Entwurf der Verbündeten anzunehmen oder einen eigenen vorzulegen, und nur mit Mühe erhielt er eine Frist bis zum 10. März, um neue Verhaltungsbefehle einholen zu können. So standen die Sachen, als Schwarzenberg den Entschluß faßte, längere Zeit über bei Troye zu zaudern und dem weiteren Verlauf der Dinge unthätig zuzusehen, und danach ist wohl anzunehmen, daß die militairischen Maßregeln des österreichischen Feldherrn diesmal nicht durch die Politik seines Hofs eingegeben waren. Sie standen vielmehr im Widerspruch mit dieser Politik.

Caulaincourt, der den Ernst der Lage sehr wohl einsah, und ihn eingesehen hätte, auch wenn er nicht auf vertraulichen Wegen von Metternich gewarnt worden wäre, bemühte sich mit erneutem Eifer, aber eben wie früher, vergeblich um eine wirkliche Vollmacht. Napoleon ließ sich weder durch ihn, noch durch die warnenden Worte seines Bruders Joseph und anderer Vertrauter von der Nothwendigkeit des Friedens überzeugen. Caulaincourt erhielt anstatt der ersehnten Vollmacht stets nur den Auftrag, neue hinhaltende und erschwerende Ränke anzuzetteln. So wurde ihm geboten zu verlangen, daß Vertreter aller kriegführenden Mächte ohne Ausnahme, auch der Mächte zweiten und dritten Ranges zu den Berathungen des Congresses zugezogen würden; nicht daß etwa, wie Maret erläuterte, dem französischen Kaiser wirklich daran gelegen wäre, sie dort in Thätigkeit zu sehen, sondern um Zeit zu gewinnen, und zu erfahren, wie die Verbündeten Europa zu constituiren gedächten. Schon hatte Napoleon seinen Bruder Joseph aufgefordert, Verbindungen mit Bernadotte anzuknüpfen und er ließ nun auf diesem Umwege den Kronprinzen von Schweden mahnen, die Rechte Schwedens wahrzunehmen und die Zuziehung eines schwedischen Gesandten auf dem Congresse zu verlangen.

In solcher Weise ganz auf sich selbst angewiesen, mußte Caulaincourt,

auf das Aeußerste gedrängt, nach neuen Zögerungen endlich doch (am 15. März) einen Vertrags-Entwurf vorlegen, und da richtete er ihn denn so ein, daß er gewiß sein konnte, wenigstens von seinem Herrn und Meister nicht verleugnet zu werden. Anders wußte er sich nicht zu helfen. Da war denn der Entwurf geradezu abenteuerlich ausgefallen. Obgleich Napoleon inzwischen die Schlacht bei Laon verloren hatte, blieben darin doch der Rhein und die Alpen die Grenzen Frankreichs; auf die Krone von Italien verzichtete Napoleon nur zu Gunsten seines Stiefsohnes, Eugen Beauharnais, und Napoleons Neffe, Napoleon Louis, sollte sogar auf dem rechten Ufer des Rheins, mitten in Deutschland als Großherzog von Berg wieder eingesetzt werden. Joseph Buonapartes als Königs von Spanien und des Königs von Westphalen wurde zwar nicht ausdrücklich gedacht, doch waren sie offenbar in einem Artikel gemeint, dem zufolge die Fürsten, die durch den Krieg ihre Besitzungen verloren hätten, entschädigt werden sollten; auch Elisa Buonaparte sollte ihr Fürstenthum Lucca in Italien behalten, und sogar für die napoleonischen Marschälle und Herzoge wurde der ungestörte Besitz der Güter und Dotationen gefordert, die ihnen der französische Kaiser in Deutschland und Italien verliehen hatte.

Die Vertreter der Verbündeten erklärten darauf (19. März) die Unterhandlungen für beendigt — d. h. unmöglich gemacht — durch die französische Regierung (terminées par le gouvernement français), ihre Vollmachten für erloschen, den Congreß für geschlossen. Selbst die österreichische Diplomatie ließ nun dem Schicksal seinen Lauf.

Napoleon war inzwischen den Spuren Blüchers an die Marne und über diesen Fluß an die Aisne gefolgt. Nicht mit Glück! — Blücher hatte sich bei Soissons mit Bülow und Winzingerode vereinigt und dadurch sein Heer bis auf 109,000 Mann verstärkt: eine Macht, der Napoleon mit einer um die Hälfte schwächeren begegnen mußte. Dennoch gefiel sich Napoleon in der Vorstellung, daß Blücher vor ihm fliehe und ihm bis nach Belgien ausweichen werde, um sich dort mit Bülow zu vereinigen; daß es darauf ankomme, ihm auf dieser eiligen Flucht große Verluste zuzufügen und sein Heer nicht anders als zerrüttet nach den Niederlanden gelangen zu lassen.

Er griff dem gemäß (7. März) die schlesische Armee auf den Höhen bei Craonne an und entging hier, mit unverdientem Glück, einer vollständigen Niederlage nur dadurch, daß Winzingerode, der ihn umgehen sollte, mit der Lässigkeit, die ihm eigen war, die erhaltenen Befehle nicht ausführte. Da Blücher in Folge dessen nach Laon zurückging, hatte Napoleon sich eines scheinbaren Erfolgs zu rühmen, den er aber mit dem sechsten Theil seiner Armee, den er dabei verlor, viel zu theuer erkauft hatte.

Zwei Tage später (9. März) glaubte er bei Laon den Nachtrab der fliehenden schlesischen Armee anzugreifen und verwickelte sich darüber in eine Schlacht, in der er mit sehr empfindlichem Verlust geschlagen wurde.

Napoleon wich nach Soissons zurück und suchte dort sein zerrüttetes und geschwächtes Heer mit Hülfe einiger neu gebildeten Schaaren und einiger Rekruten nothdürftig wieder herzustellen. Von Seiten der schlesischen Armee, die bei Laon stehen blieb, wurde der Sieg nicht mit gewohnter Energie benutzt. Blücher war erkrankt und es zeigte sich auch hier wieder, was der entschlossene Greis an der Spitze des Heeres bedeute.

Jetzt kam St. Priest mit den letzten Truppen von Langerons russischem Heertheil und einigen neu gebildeten (rheinischen) Landwehren vom Rhein heran, um sich mit Blücher zu vereinigen. Er hatte Reims erreicht und sich dieser Stadt bemächtigt. Gegen ihn wendete sich Napoleon zunächst, indem er nur wenige Truppen unter Mortier an der Aisne zurückließ. St. Priest ließ sich (13. März), zu spät auf den Rückzug bedacht, in ein verderbliches Gefecht verwickeln, in dem er fast die Hälfte seiner Mannschaft verlor und selber tödtlich verwundet wurde. Doch gelang es dem Rest seiner Truppen sich über Bery-au-Bac mit der schlesischen Armee zu vereinigen.

Napoleon aber unternahm seltsamer Weise nach diesem Siege nichts weiter gegen die schlesische Armee, obgleich er sie in den Briefen an seinen Bruder als die vor Allen gefährliche bezeichnete. Er wendete sich gegen Schwarzenbergs Heer, das sich in seinen Cantonirungs-Quartieren zwischen der Seine und Yonne ganz ruhig verhielt und die schwachen, nur einige 30,000 Mann starken Schaaren unter Macdonald und Oudinot, die ihm in der Richtung auf Paris, bei Provins, gegenüber standen, ganz unangefochten ließ. Hoffte er hier einen weniger entschlossenen Widerstand zu finden? — Hoffte er Schwarzenberg leichter als Blücher zu einem raschen Rückzug zu bewegen, der die Kriegslage wesentlich ändern konnte? — fast scheint es so.

Doch waren seine Operationen gegen die Hauptarmee, wie man sie noch immer nannte, diesmal anders eingeleitet als früher, im Februar, oder vielmehr er führte diesmal einen Gedanken aus, den er auch damals einen Augenblick hatte, aber wieder fallen ließ: er suchte von Reims über Epernay und Arcis an der Aube in die rechte Flanke der Armee Schwarzenbergs zu fallen.

Gar merkwürdig sind auch die nicht-militairischen Anordnungen, die er in diesen Tagen traf. Er gab seinem Bruder Joseph den erneuerten Befehl die Kaiserin Marie Louise und ihren Sohn, sich selbst und alle Mitglieder der Regierung, aus Paris zu entfernen, wenn zu befürchten wäre, daß diese Hauptstadt des Reichs in Feindes Hand fallen könnte. Denn war nur die Regentin und die Regierung anderswo in Sicherheit, so konnte der Kampf fortgesetzt werden, meinte Napoleon; so sehr verkannte

er sein Verhältniß zu Frankreich! — Caulaincourt erhielt auf die wiederholten Vorstellungen, wie unbedingt nothwendig es sei Friede zu schließen, auf die dringenden Bitten um eine wirkliche Vollmacht, immer wieder nur die Antwort, er solle die Unterhandlungen in Gang erhalten. „Ich ermächtige Sie die Zugeständnisse zu machen, die unerläßlich sind, um die Unterhandlungen in Gang zu erhalten," schreibt ihm Napoleon am 17. März, „und dahin zu gelangen, daß wir die letzten Bedingungen der Verbündeten erfahren. Vorausgesetzt, daß der Vertrag die sofortige Räumung unseres Gebiets und die Zurücksendung der Gefangenen zur Folge hat." (Je vous donne directement l'autorisation de faire les concessions qui seraient inévitables pour maintenir l'activité des négociations, et arriver à connaître l'ultimatum des alliés; bien entendu que le traité aurait pour résultat l'évacuation de notre territoire, et le renvoi de part et d'autre de tous les prisonniers.) — Caulaincourt soll erklären, wenn die Forderung, daß Frankreich sich auf seine alten Grenzen beschränke, das Ultimatum der Verbündeten sei, könne man überhaupt gar nicht unterhandeln. Dadurch werde er die Gegner Frankreichs zwingen mit ihren wirklichen Forderungen hervorzutreten.

Da aber gar nicht gesagt ist, welche Zugeständnisse denn Caulaincourt machen dürfe, war auch das nicht die Vollmacht, deren er bedurfte; es sagte in der That nichts, als daß Napoleon den Frieden, den die Umstände geboten, nicht wollte, dagegen gern durch irgend einen Kunstgriff die vielen Tausende seiner alten Soldaten aus der Gefangenschaft zurückerhalten hätte. Daß Napoleon dabei weder sich selbst noch seinem Bevollmächtigten die Pflicht strenger Redlichkeit auferlegte, wurde zwei Tage später in einem Schreiben Marets ganz unumwunden ausgesprochen. Da erhält Caulaincourt die Weisung, sich in Beziehung auf Antwerpen, Mainz und Alessandria ganz im Unbestimmten zu halten und wenn er ja gezwungen wäre diese wichtigen Plätze — gleichsam in der Theorie — abzutreten, solle er es doch zur wirklichen Räumung nicht kommen lassen; sie von einer Militair-Convention abhängig machen, die dann unter Umständen gar nicht geschlossen zu werden brauchte, da sich der Kaiser lediglich nach der militairischen Lage richten wolle, selbst wenn er den Vertrag bereits ratificirt hätte. (L'empereur .... étant dans l'intention, même quand Elle aurait ratifié le traité, de prendre conseil de la situation des choses.) „Der Kaiser wünscht, Sie möchten nicht aus den Augen verlieren, daß er selbst dann, wenn er (wieder Er selbst) — bereits die Abtretung der sämmtlichen Provinzen unterzeichnet hätte, nicht gesonnen wäre jene drei Schlüssel Frankreichs wirklich auszuliefern, wenn militairische Ereignisse, auf die er immer hofft, ihm gestatten es zu unterlassen. Mit einem Wort, der Kaiser will sich auch nach dem Abschluß des Vertrags in der Lage befinden, sich nach der thatsächlichen Lage der Dinge zu richten." (S. M. désire que vous ne perdiez pas de vue la disposition où elle

serait, même quand elle aurait signé la cession de toutes ces provinces, de ne pas livrer ces trois clefs de la France, si des événements militaires, sur lesquels elle veut toujours compter, lui permettraient de ne pas le faire. En un mot S. M. souhaite se trouver après le traité en situation de prendre conseil de l'état des choses jusqu'au dernier moment.)

Napoleon übersah, daß Caulaincourt auf so unbestimmte Andeutungen hin gar nichts thun, am allerwenigsten irgend einen Vertrag schließen konnte. Er glaubte auch jetzt noch durch solche Winkelzüge den Gang der Weltgeschichte wenden zu können. So sehr verkannte er die Zeichen der Zeit.

Zu dem Angriff auf die Flanke der Hauptarmee standen ihm aber nur sehr dürftige Mittel zu Gebot. Da er unter Mortier und Marmont doch nicht weniger als 24,000 Mann an der Aisne zurücklassen durfte, um die schlesische Armee zu beobachten, konnte er nur mit 16,000 Mann an die Aube aufbrechen. Das war seine ganze Macht, so lange ihm nicht gelungen war die 32,000 Mann unter Macdonald und Oudinot und etwa zehn- oder zwölftausend Mann neu gebildeter Truppen, die aus Paris kamen, zu sich heranzuziehen.

Aber wie geringfügig die Streitkräfte auch sein mochten, mit denen er nahte, rief doch die Kunde von seinem Zug in die rechte Flanke der Hauptarmee in dem Hauptquartier des Kaisers Alexander wie in dem des Fürsten Schwarzenberg die allergrößte Aufregung hervor. Man war gewohnt sich Napoleon stets an der Spitze eines namhaften Heers zu denken, und hatte seit seinen letzten Siegen seine Schwäche, die bei La Rothière so augenscheinlich gewesen war, mehr aus den Augen verloren, indem man die Truppen, die er von den Pyrenäen herangezogen haben konnte, bei weitem überschätzte. Seltsamer Weise war es diesmal der Kaiser Alexander, der sich vor Allen besorgt zeigte, ja in dem Grade, daß er ganz und gar Haltung und Fassung verlor —: eine Erscheinung, für die wir in dem Briefwechsel des kaiserlichen Hauptquartiers vergebens eine Erklärung suchen. Die Briefe des Fürsten Wolkonsky aus dieser Zeit schildern eben nur den Zustand krankhafter Aufregung, in dem sich der Kaiser befand, ohne zu erklären, warum die Dinge ihm jetzt in einem anderen Licht erschienen als früher. Daß der Freiherr v. Stein für den Augenblick von ihm getrennt war, könnte doch auch nur erklären, daß der Kaiser dieser Stimmung, da niemand aus seiner Umgebung ihn aufzurichten wußte, haltungslos verfiel; nicht daß sie überhaupt entstand.

Da die Franzosen, wie wir auch in neuester Zeit wieder erlebt haben, sich niemals besiegt bekennen wollen, und ihre National-Eitelkeit immer durch die Vorstellung zu retten suchen, daß alle ihre Unfälle durch Intrigue und Verrath herbeigeführt worden seien, wird in den französischen Berichten auch diesmal einer etwas kleinlichen Intrigue gedacht, die eben in diesen

Tagen gespielt haben soll. Talleyrand und der Herzog von Dalberg sollen eine geheimnißvolle Botschaft in das Hauptquartier der Verbündeten abgefertigt haben, um sie zu dem Marsch auf Paris aufzufordern, wo Alles zu Napoleons Sturz vorbereitet sei. Ein Herr v. Vitrolles, mehr noch Abenteuerer als Legitimist, soll sie überbracht und will in Folge dessen am 17. oder 18. März ein eingehendes, drei Stunden langes Gespräch mit dem Kaiser Alexander gehabt haben. In Beziehung auf das Datum müßte hier jedenfalls ein Irrthum walten, denn in diesen Tagen und namentlich am 18. März war der Kaiser nachweisbar in solcher Weise in Anspruch genommen und beschäftigt, daß die Möglichkeit eines solchen Zwiegesprächs dadurch vollständig ausgeschlossen ist.

Wie viel oder wie wenig aber auch wahr sein mag von dieser geheimnißvollen Begebenheit — über die gar kein Bericht vorliegt als Vitrolles eigene, wenig glaubwürdige Aussage —: die Stimmung die im Hauptquartier herrschte, besonders die bis zur Selbstquälerei gesteigerte, haltungslose Besorgtheit eben des Kaisers von Rußland, bürgen dafür, daß seine Botschaft jedenfalls keinen Eindruck machte, daß es nicht diese etwas armselige Intrigue war, welche die Verbündeten zum Marsch auf Paris bestimmte und das Ende herbeiführte.

Der Kaiser Alexander war jetzt mehr selbst als das österreichische Hauptquartier um die Verbindungen des Heers besorgt; ihn gerade schreckte jetzt mehr als einen Anderen die Vorstellung, daß der Feind dem Heer Schwarzenbergs bei Chaumont und auf dem Plateau von Langres zuvorkommen könnte, und da die Armee ziemlich zerstreut zwischen der Seine und Yonne stand, fürchtete er auch, Theile derselben könnten einzeln geschlagen werden.

Es würde uns hier zu weit in das Gebiet militairischer Einzelnheiten führen, wenn wir ausführlich erzählen wollten, wie im verbündeten Hauptquartier Ansichten und Pläne während dieser unruhigen Tage wechselten, sich kreuzten und einander ablösten. Als man gewiß war, daß Napoleon sich nach dem bei Reims erfochtenen Erfolg nicht wieder gegen die schlesische Armee zurückwendete, sondern an die Aube heranrückte, der Kaiser Alexander in erregter Stimmung im österreichischen Hauptquartier erschien und auf einen Beschluß drang, der die Gefahr beschwören könne, General Toll vorschlug, die Armee zwischen Troye und Pougy zu sammeln, beschlossen Schwarzenberg und seine Rathgeber das Heer noch weiter rückwärts, auf den vortheilhaften Höhen von Trannes zu vereinigen, wo man die erste Schlacht des Feldzugs erwartet hatte, und der Kaiser Alexander war diesmal vollkommen damit einverstanden.

Doch, als an demselben Tage (19. März) Napoleon mit seinen 16,000 Mann bei Plancy über die Aube gegangen und bis an den Barbuisse Bach vorgedrungen war, erhob sich Schwarzenberg — wir wissen nicht durch wen, vielleicht durch Radetzky veranlaßt — zu einem weniger

einmüthigen Entschluß: er wollte nun sein Heer auf dem linken Ufer der
ube, in der Gegend von Arcis zusammenziehen, um dann den Feind bei
lancy anzugreifen. In der krankhaften Stimmung, die ihn beherrschte,
ar der Kaiser Alexander damit keineswegs zufrieden.

Diese Verfügungen Schwarzenbergs führten zu einem unmittelbaren
usammenstoß mit dem Feinde; schon am 20. März zu dem Treffen bei
rand-Torcy, in dem beide Parteien bedeutende Verluste erlitten, ohne
aß eine eigentliche Entscheidung erfolgt wäre. Der Kaiser Alexander er-
hien auf dem Schlachtfelde und äußerte gegen den General Toll seine
nzufriedenheit und immer dieselben Besorgnisse: der Feind werde hier
chwarzenbergs Heer mit Scheinmanoeuvre aufhalten, und inzwischen
ssen Rechte umgehen, um bei Bar und Chaumont die Haupt-Verbin-
ungslinie der Verbündeten in Besitz zu nehmen. Auf Seiten Napoleons
igt sich auch hier eine Eigenthümlichkeit seines Wesens, die sich schon
ährend des Feldzugs in Rußland ankündigt und dann während dieser
tzten Periode seines Lebens zunehmend hervortritt: eine ungemeine Leich-
gkeit zu glauben, als gewiß vorauszusetzen, was ihm erwünscht sein mußte.
icht selten bildete er sich solche Vorstellungen, von denen er ausging, ganz
illkürlich, ohne eigentliche Veranlassung, mitunter sogar der Evidenz zum Trotz.
o nahm er auch hier an, die Hauptarmee der Verbündeten trete den
ückzug an; das eben gelieferte Treffen und die Gefechte, zu denen es
och kommen könne, würden von Seiten der Verbündeten überhaupt nur
wagt, um diesen Rückzug zu decken. In dieser Ueberzeugung brach er
uch am 21. März zur Verfolgung der weichenden Gegner auf. Einige
btheilungen der neu gebildeten Truppen sowohl die ihm von Paris aus
achgesendet wurden, als der Heertheile unter Macdonald und Oudinot,
aren bereits bei ihm eingetroffen; er konnte 30,000 Mann beisammen
aben, und glaubte diese Macht hinreichend zur Verfolgung. Doch sehr
ald gerieth der Zug ins Stocken! — Im Anfang wurde der Vortrab
er Verbündeten unter dem Grafen Pahlen etwas zurückgedrängt; als aber
ie sanften Abhänge erstiegen waren, die den Thalrand der Aube bilden,
hen die Führer des französischen Heeres Schwarzenbergs dreifach über-
gene Armee in weitem Halbkreis zur Schlacht geordnet vor sich, und sich
lbst in äußerster Gefahr. Wenn Schwarzenberg rasch entschlossen zum
ngriff überging, mußte ein vernichtendes Unheil über Napoleons Schaaren
reinbrechen, denn sie hatten keinen anderen Weg zum Rückzug als in
rcis eine schmale Brücke über die Aube, ein siegreicher Widerstand aber
hien vollends ganz außer aller Möglichkeit zu liegen.

Napoleon sah nun wohl, daß er die geträumte Verfolgung aufgeben
üsse, daß es sich darum handelte einer dringenden Gefahr zu entgehen,
nd er faßte den kühnen Entschluß, den Rückzug auf das rechte Ufer der
ube hinüber sofort, in unmittelbarer Nähe des Feindes, am hellen Tage
nzutreten. Schwarzenberg aber versammelte, so wie er Napoleons an-

getretenen Rückzug gewahrte, zuvörderst die höheren Führer seines Heeres zu einem Kriegsrath zu Pferde im freien Felde. Hier wurde der Angriff beschlossen, die Disposition dazu entworfen. Doch so lange Zeit wie eine solche Umständlichkeit erfordert, bleibt eine günstige Gelegenheit im Kriege nicht immer verweilend schweben: als es endlich ziemlich spät am Nachmittage (um 3 Uhr) zum Angriff kam, hatte Napoleon seinen Rückzug bereits so weit ausgeführt, daß nur noch sein Nachtrab einen Verlust von ein Paar tausend Mann erleiden konnte und so war er denn noch einmal durch unverdientes Glück dem gänzlichen Verderben entgangen.

Aber auch die Lehren von Laon und Arcis waren für Napoleon verloren, er gab die Hoffnuug nicht auf, die Verbündeten doch noch über den Rhein zurückzutreiben und wieder siegreich in München, wieder an der Weichsel zu stehen. Da alle anderen Mittel versagt hatten, beschloß er jetzt den Gedanken auszuführen, der ihm den ganzen Feldzug über vorgeschwebt hatte, und sich mit ganzer Heeresmacht in den Rücken der Verbündeten zu werfen, und dieses Manoeuvre, das im Februar, unmittelbar nach den Siegen über Blücher ausgeführt, möglicher Weise den Feldzug zu seinen Gunsten gewendet hätte, führte jetzt unmittelbar in den Abgrund des Verderbens. Es wurde nicht mehr von den Umständen begünstigt. Wir haben an anderer Stelle (im Leben des Grafen Toll) die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Napoleon diesen, in dem Augenblick verwegenen, Zug wohl schwerlich unternommen hätte, wenn er auf dem Schlachtfelde von Arcis bereits gewußt hätte, daß der Congreß zu Chatillon geschlossen, daß alle Unterhandlungen abgebrochen waren, daß, wie er daraus folgern mußte, auch Oesterreich, auf das er hoffte, jeden Gedanken an eine vermittelnde Politik aufgegeben hatte; daß die Verbündeten nun nichts Anderes mehr wollen konnten als die vollständigste Entscheidung, die in ihrer Hand lag, sobald sie ihre Macht mit ganzem Ernst zu solchem Zweck verwendeten.

Auch im Einzelnen der Einleitungen zu diesem Zug könnte manches auf den ersten Blick verwegen erscheinen, doch muß man bei näherer Ueberlegung zugeben, daß es nur folgerichtig war, wenn das Unternehmen überhaupt einmal für ausführbar galt. Macdonalds Truppen hatten Napoleon unmittelbar nach dem Treffen bei Arcis ereilt; der französische Kaiser trat in Folge dessen den Zug nach Vitry und St. Dizier mit ungefähr 45,000 Mann an. Zwei neu gebildete Divisionen Nationalgarden, die aber aus alten, wieder zu den Fahnen gerufenen Soldaten bestanden, folgten von Paris aus seinen Spuren, unter den Generalen Amey und Pacthod, und sollten ihm den Geschützzug Macdonalds zuführen, und nun erhielten auch die Marschälle Marmont und Mortier den Befehl sich ihm anzuschließen, so daß Paris, wenn Napoleons Befehle buchstäblich ausgeführt wurden, vollkommen wehrlos blieb. Das darf nicht befremden, so seltsam es dem ersten Blick scheint, denn dem Unternehmen Napoleons lag überhaupt die Vorstellung zum Grunde, daß die Verbündeten eben

nicht auf Paris gehen würden, daß Oesterreich nicht wollen werde. Das war die Voraussetzung, die jetzt nicht mehr zutraf.

Die Führer der Verbündeten hatten schon am 21. März, vom Schlachtfelde bei Arcis aus gesehen, daß die feindlichen Colonnen sich jenseits der Aube westwärts wendeten, und fürchteten zunächst eine taktische Umgehung auf dem Schlachtfelde selbst, nämlich daß Napoleon weiter aufwärts an der Aube, wieder auf das linke Ufer übergehen werde. Als dann am folgenden Tage klar wurde, daß der Marsch des Feindes auf Vitry ging, wußte man sich das nicht zu erklären und während Napoleon am 22. März das kleine, von einer preußischen Besatzung gehaltene Vitry vergeblich zur Uebergabe zu bringen suchte und am 23. nach St. Dizier marschirte, bewegte sich die verbündete Hauptarmee unsicher und tastend, und das Hauptquartier beschäftigte sich mit der Ausarbeitung mehrfacher Dispositionen für verschiedene mögliche Fälle. Die einzelnen Theile des Heers gingen an verschiedenen Punkten auf das rechte Ufer der Aube hinüber, die Spitze erreichte (23.) Sommepuis, kaum zwei Meilen von Vitry. In dieser Lage erhielten die Feldherren und Souveraine dann wichtige Nachrichten, die Alles aufklärten und neue Entschließungen forderten, aber auch erleichterten.

Zunächst fand man sich einigermaßen unerwartet in fast unmittelbarer Verbindung mit der schlesischen Armee. Blücher war am 18. März zu erneutem Angriff vorgegangen und seine Truppen hatten am 21. die Marne bei Epernay erreicht, während Marmont und Mortier sich genöthigt gesehen hatten an demselben Tage bei Chateau-Thiery auf das linke Ufer dieses Flusses hinüber zu gehen. Daraus, daß sie am 22. ihren Marsch auf Montmirail richteten, folgerte man in Blüchers Hauptquartier, daß Napoleon alle seine Streitkräfte zusammenziehe, um dem Heere Schwarzenbergs eine entscheidende Hauptschlacht zu liefern und die sollte nicht stattfinden, ohne daß auch die schlesische Armee ihren energischen Antheil daran nahm. Die sämmtlichen russischen Truppen des Heers sollten sich demgemäß (25.) über Epernay und Chalons in der Gegend von Arcis vereinigen, während Bülow Soissons einzunehmen suchte, York und Kleist über Chateau-Thiery den beiden Marschällen folgten. — Wintzingerode, der mit 8000 Reitern Blüchers Vortrab bildete, hatte am 23. bereits Sommesous erreicht und war mit den Vortruppen der Hauptarmee in Berührung gekommen.

Durch dieses Zusammentreffen der beiden verbündeten Armeen in seinem Rücken, war Napoleon von Paris und von den beiden Marschällen Marmont und Mortier abgeschnitten. Eilboten, die hin und her gingen, wurden aufgefangen, und so fiel namentlich das bekannte kurze Schreiben Napoleons an seine Gemahlin Marie Louise, in dem er seine Pläne enthüllte, in die Hände einer Streifschaar, die zu Blüchers Heer gehörte. Man erfuhr also zuerst in Blüchers Hauptquartier und dann in dem

der Monarchen zu Pougy, was Napoleons bis dahin unbegreiflicher Marsch nach Vitry und weiter bedeute.

In dem eilig zusammenberufenen Kriegsrath zu Pougy versammelten sich eigentlich nur österreichische Generale um den Kaiser Alexander und den König von Preußen, da Barclay, Diebitsch, Toll nicht zur Stelle waren, Knesebeck zu Bar an der Aube krank darnieder lag, und seltsamer Weise war man in diesem Kriegsrath weit davon entfernt, sofort die Gunst der Umstände in ihrem ganzen Umfang zu erkennen. Vielmehr wurde hier zuerst und vor allem erwogen, ob es nicht vielleicht doch noch möglich sei, vermöge eines dem feindlichen parallelen Marsches an Napoleons Heer vorbeizukommen, und Chaumont und die Hochebene von Langres vor ihm zu erreichen. Doch da sich erwies, daß dies nicht mehr möglich sei, daß der Feind ohne Zweifel bis an den Rhein im Vorsprung blieb, da man sich gestehen mußte, daß „nicht ohne die größten Opfer an den Rhein zurückzukommen sei", daß die Armee dabei „dem größten Verderben entgegen gehe", war man genöthigt, sich nach einem anderen Ausweg umzusehen, und es wurde beschlossen, vereint mit der schlesischen Armee, dem Feinde auf dem Fuße zu folgen, um in Napoleons „Flanke und Rücken zu operiren" und durch eine gewonnene Schlacht auch die verlorenen Verbindungen wieder zu gewinnen. Weiter hoffte man zunächst nichts von einem Siege, und noch dazu war dem Fürsten Schwarzenberg nichts weniger als wohl zu Muth, bei diesem „sehr gewagten" Entschluß; er fand seine Lage sehr „mißlich". Indem er den Kaiser Franz benachrichtigte, der mit den aus Chatillon zurückgekehrten Diplomaten in Bar an der Aube weilte, und ihm rieth, sich nach dem von Oesterreichern der Südarmee besetzten Dijon zu begeben, suchte er ihn zu trösten, indem er darauf aufmerksam machte, daß man die Ueberzahl habe, und die Lage des Feindes eine ebenfalls mißliche sei. Er fügt hinzu, daß ihm die Zustimmung der Souveraine bei diesem „wichtigen und gewagten Schritt zum wahren Troste" gereiche.

Das Hauptquartier wurde noch an demselben Abend nach Dampierre verlegt, von wo es am anderen Morgen früh Sommepuis erreichte. Schwarzenberg und Radetzky brachen von hier zu Pferde auf, um dem auf Vitry gerichteten Marsch des Heeres zu folgen. Doch sollte es dabei nicht bleiben.

Es waren noch andere Papiere in die Hände der Verbündeten gefallen. Berichte, in denen Napoleons Staatsmänner ihm Rechenschaft gaben von der Lage der Dinge, und zahlreiche Briefe bedeutender Männer. Der Inhalt war von der Art, daß er die Frage nahe legte, ob es nicht an der Zeit sei, auszuführen, was Gneisenau zwei Monate früher vorgeschlagen hatte, für den Fall, der jetzt vorlag, und nach Paris zu ziehen. Ja mehr; der Inhalt dieser Papiere forderte dazu auf, denn es zeigte sich in ihnen die wirkliche, hoffnungslose Lage Frankreichs; die Erschöpfung aller

Hülfsquellen, die allgemein herrschende Entmuthigung und Sehnsucht nach Frieden, besonders aber die gährende Unzufriedenheit mit dem imperialistischen Regiment, die sich überall im Lande und besonders in der Hauptstadt regte; es zeigte sich, daß es in Paris Parteien gab, die bereit waren eine günstige Gelegenheit zu benützen und sie erwarteten. Am wichtigsten war vielleicht ein Brief des Polizei-Ministers Savary, der seinem Kaiser erklärte, daß er für die Ruhe in Paris nicht stehen könne, wenn der Schauplatz des Krieges nicht weiter weg von dieser Hauptstadt verlegt werde.

Napoleon war vielfach in diesem Sinn gewarnt worden; auch sein Bruder Joseph hatte ihm oft genug wiederholt, wie gefährlich die herrschende Stimmung werde, aber er hatte diese Warnungen stets von sich gewiesen, unwillig darüber, daß man ihn mit dergleichen behellige, als ob die Pariser nicht einfach gehorchen müßten, in welcher Stimmung sie auch sein mochten! Auf Alexander machten diese Mahnungen einen anderen Eindruck! Sie führten eine entscheidende Wendung in seiner Ansicht der augenblicklichen Lage, in der Stimmung herbei, die ihn während der letzten Tage beherrscht hatte.

Wer den an sich nicht neuen Gedanken, Napoleon ziehen zu lassen und nach Paris zu eilen, jetzt zuerst wieder bei dem Kaiser Alexander in Anregung brachte, ist nicht zu ermitteln; es machen ihrer mehrere Anspruch darauf, diese Rolle übernommen zu haben; vor allen der Fürst Wolkonsky, dem es aber namentlich von den Zeitgenossen niemand glauben wollte, weil man ihn dafür kannte, daß er stets, und besonders in schwierigen Fällen sehr sorgfältig vermied, eine eigene Ansicht auszusprechen, für die er dann hätte die Verantwortung übernehmen müssen; daß er in jedem Kriegsrath schwieg. Die meiste Wahrscheinlichkeit hatte Pozzo-di-Borgo für sich. Wenigstens gehörte er zu denen, die von Anfang des Feldzugs an auf einen entschlossenen Zug nach Paris gedrungen, und versichert hatten, daß die erwünschte Entscheidung sich dort wie von selbst finden werde.

Wer oder was aber auch die unmittelbare Veranlassung gegeben haben mag, der Kaiser versammelte zu Sommepuis, nachdem der König von Preußen und Schwarzenberg diesen Ort bereits verlassen hatten, diejenigen seiner Generale, in die er das meiste Vertrauen setzte, um sich zu einem engeren Kriegsrath: Barclay, Diebitsch, Toll und den Chef seines persönlichen Stabes, den Fürsten Wolkonsky. Diesen Vieren legte der Kaiser die Frage vor, ob man Napoleon folgen oder auf Paris marschiren sollte? — Wolkonsky schwieg in diesem wie in jedem Kriegsrath; Barclay war der Meinung, man müsse dem französischen Heer auf der Spur folgen, Diebitsch war derselben Meinung, schlug aber vor, nebenher auch 40 oder 50,000 Mann auf Paris zu entsenden — Toll aber, der zuletzt an die Reihe kam, machte sich den Gedanken zu eigen, mit beiden ver-

einten Armeen Schwarzenbergs und Blüchers auf Paris zu gehen, und diese Bewegung durch einen hauptsächlich aus Reiterei zusammengesetzten Heertheil, der den Spuren Napoleons folge, zu maskiren — und er vertrat diesen Gedanken mit Energie und Eifer. — Der Kaiser, der vielleicht schon zu dieser Lösung der Frage neigte, aber doch nicht ohne die Zustimmung eines hochgeachteten Kriegers zu einem bestimmten Entschluß kommen konnte, entschied nun für Tolls Meinung. Ein Flügel-Adjutant, der eilig nachgesendet wurde, forderte den Fürsten Schwarzenberg auf, anzuhalten und den Kaiser zu erwarten, und als dann der Kaiser den Feldmarschall und den König von Preußen eingeholt hatte, machte er in diesem Kriegsrath in freiem Felde, wie Lord Burghersh bezeugt, alle Gründe für den Zug nach Paris mit großem Nachdruck geltend. Er wurde dabei von Diebitsch, von Toll und nun auch von Wolkonsky, bald auch von dem König von Preußen unterstützt. Bedeutende Männer aus Schwarzenbergs österreichischer Umgebung — ohne Zweifel Duka — widersprachen, aber trotz ihrer Einwendungen willigte, wie Lord Burghersh sich bezeichnend ausdrückt, Schwarzenberg in das Verlangen des Kaisers. (Schwarzenberg, notwithstanding the arguments which were used against it by several officers holding high situations in his head quarters, agreed to the wishes of the Emperor.)

So war denn der Zug nach Paris beschlossene Sache; nur Wintzingerode sollte mit seinen Reitern und einigen Jäger-Bataillonen dem Zuge Napoleons folgen, und die Täuschung hervorrufen, daß die gesammte Heeresmacht der Verbündeten dieselbe Richtung eingeschlagen habe. Ueberall aber regte sich in den vereinigten Armeen ein neuer Geist, ein freudiges Bewußtsein, daß nun die glücklichste Entscheidung gewiß und nahe sei, sobald bekannt wurde, daß es auf Paris ging.

Ueberdenken wir aber den Hergang, so drängt sich uns eine Frage auf, die gewissermaßen zu derjenigen, die wir uns in Beziehung auf Napoleons Entschluß und die Bedingungen, unter denen er gefaßt werden konnte, stellen und beantworten mußten, einen Nachsatz bildet. Es frägt sich, ob der Fürst Schwarzenberg wohl in das Verlangen des Kaisers Alexander und den Zug nach Paris gewilligt, ob er sich dazu auf eigene Verantwortung, in Abwesenheit seines Kaisers und Metternichs, ermächtigt geglaubt hätte, wenn er nicht in dem Augenblick schon wußte, daß der Congreß zu Chatillon geschlossen, jede Aussicht auf einen Frieden mit Napoleon geschwunden, und Oesterreichs bisherige Politik unwiderruflich aufgegeben war. Wohl kaum! muß man sich sagen, wenn man die Abhängigkeit der österreichischen Feldherren und Schwarzenbergs vorsichtige, rücksichtsvolle Weise erwägt. Ein österreichischer Feldherr vollends, der nicht fürstlicher Geburt gewesen wäre, nicht, durch seine gesellschaftliche Stellung geschützt, mehr als ein anderer auf sich nehmen konnte, hätte auch, so wie die Dinge wirklich lagen, wohl schwerlich dem Plane Alexan-

ders zustimmen können. Schwarzenbergs fürstlicher Rang war hier ohne Zweifel von Bedeutung.

Mit reißender Geschwindigkeit entwickelten sich nun die letzten Scenen des weltgeschichtlichen Dramas. Die einzelnen Heertheile der Hauptarmee traten von den Punkten in der Gegend von Sommepuis aus, wo die neuen Befehle sie trafen, den Zug nach Paris an; der russische Theil der schlesischen Armee, von Chalons aus, wo er vereinigt stand. Schon am folgenden Tage (25. März) erlitten Marmont und Mortier bei La-Fère-Champenoise eine schwere Niederlage, nicht, wie Marmont beschönigend vorgiebt, weil etwa Mortier gezögert hätte, und ihn in der Stellung bei Sommesous auf sich warten ließ, sondern weil Marmont selbst nicht sofort begriff, daß die Bewegung der Verbündeten auf ihn zu, die Einleitung zu einem Marsch nach Paris sei, und deshalb nicht gleich weit genug auswich. Die Divisionen Pactod und Amey, die sich zwischen die Colonnen der Verbündeten hinein verirrten, wurden vernichtet.

Marmont, den wir allein nennen, weil Mortier sich von ihm leiten ließ, sah nun, um was es sich handelte, und eilte auf dem kürzesten Wege zur Vertheidigung nach Paris. Aber er fand (am 26.) diesen Weg bei La-Ferté-Gaucher durch eine schwache Division von Yorks preußischem Heertheil verlegt. Obgleich dem Feinde auf diesem Punkte mehrfach überlegen, obgleich er das sah und wußte, wagte doch Marmont mit seinen durch die Niederlage des vorhergehenden Tages erschütterten Truppen den Kampf nicht. Er wich aus, und suchte die Hauptstadt auf dem Umwege über Provins, Guignes und Melun zu erreichen.

In Folge dessen konnten die Verbündeten Paris ganz wehrlos finden, denn eine schwache Abtheilung neugebildeter Truppen unter dem General Compans, die einen Wagenzug von Paris zu Napoleons Heer geleiten sollte und vor dem heranrückenden Feinde umkehren mußte, wollte so gut wie nichts bedeuten, und war doch Alles, was zur Vertheidigung zu Gebote stand, wenn die Verbündeten früher als die beiden französischen Marschälle vor Paris eintrafen. Doch dem Kaiser Alexander war jetzt wie früher gar sehr daran gelegen, daß die französische Hauptstadt nicht durch die schlesische Armee genommen wurde, sondern durch diejenige, bei der er sich in Person befand. Wir haben der Gründe bereits gedacht, um derentwillen das unbedingt zu seiner persönlichen Befriedigung erforderlich war. Dann aber auch schien ihm das nöthig, um sich die Stellung zu sichern, die er fortan in der europäischen Politik einnehmen wollte. Darüber ging ein Tag verloren. Um Platz für die Hauptarmee zu machen, und ihr die nöthige Zeit zum Heeranmarsch zu lassen, mußte Blüchers Heer, das von Chalons her an die Spitze des gesammten Heereszugs gekommen war (am 29.), anstatt gerade auf Paris zu gehen, eine Seitenbewegung von der Heerstraße, auf der es heranrückte, auf diejenige

machen, die von der Hauptstadt nach dem Norden und nach den Niederlanden führt.

Der so entstandenen Verzögerung verdankten es Marmont und Mortier, daß Paris noch nicht verloren war, als sie am 30. März in aller Frühe dort eintrafen. Sie konnten noch ein paar Stunden vor der Zeit, welche die Verbündeten für den Angriff bestimmt hatten, die schützenden Stellungen auf dem Montmartre und den Höhen von Belleville einnehmen. Die Franzosen sprechen gern mit einem großen Aufwand von Rhetorik von den Kämpfen des Tages, der nun folgte, von den fast unerhörten Heldenthaten, die sie auch hier verübt, wo eine handvoll Tapferer den Sieg beiden mächtigen, nach Hunderttausenden zählenden feindlichen Heeren, den langen Tag über streitig gemacht habe. Marmont insbesondere versäumt nicht die Nachwelt auf seine persönlichen Heldenthaten an diesem Tage aufmerksam zu machen. Genau besehen aber schwinden diese Heldenthaten auf ein sehr bescheidenes Maß zusammen.

Blücher erhielt die Disposition um viele Stunden verspätet und konnte in Folge dessen erst am Nachmittag am Fuße des Montmartre eintreffen; Wrede und Sacken waren bei Meaux an der Marne zurückgeblieben, den Rücken des Heers zu decken, für den Fall, daß Napoleon ihm jetzt seinerseits folgte. Die beiden Marschälle glaubte man noch nicht bei Paris eingetroffen; man erwartete, sie könnten von Fontainebleau her einen Angriff in die linke Flanke der Verbündeten versuchen, und deshalb, um gegen einen solchen Angriff geschützt zu sein, wurde der größte Theil der Hauptarmee links hin an die Marne gesendet; zum Angriff auf die Höhen von Belleville aber nur der 18,000 Mann starke russische Heertheil verwendet, den früher Graf Wittgenstein, jetzt General Rayewsky befehligte. Das schien hinreichend, weil man die Höhen nur von Compans vertheidigt glaubte.

Von einer solchen ungenügenden Macht angegriffen, schlug sich Marmont, der eine ungemein feste Stellung mit 14,000 Mann und einer gewaltigen Zahl schwerer, dem Pariser Zeughaus entnommener Geschütze zu vertheidigen hatte, in der That unter sehr günstigen Bedingungen. Freilich hatte er diese Stellung nicht zum Besten genommen; er hatte es versäumt, Romainville am Abhang der Hochebene von Belleville zu besetzen; der russische General, Prinz Eugen von Württemberg, wurde dies Versehen gewahr und bemächtigte sich des Orts, anstatt unten im Thal Pantin anzugreifen, wie ihm vorgeschrieben war. Nun erkannte auch Marmont den begangenen Fehler, und um ihn womöglich wieder gut zu machen, ging er seinerseits zum Angriff auf Romainville über. Aber vergebens! da seine Angriffe zurückgeschlagen wurden, meldete er sehr bald, schon um 11 Uhr Vorm., dem König Joseph Buonaparte, daß der Widerstand und die Vertheidigung von Paris hoffnungslos seien —: ein Umstand, den er in seinen Memoiren sorgfältig verschweigt.

Marie Louise hatte Paris bereits mit ihrem Sohn verlassen, jetzt folgte ihr auch Joseph Buonaparte, indem er die Minister aufforderte, ihn zu begleiten, und die Marschälle ermächtigte, eine Capitulation zu schließen. Doch wurde das erst etwas später nothwendig, denn die Verbündeten hatten nun von den Gefangenen erfahren, daß die beiden Marschälle zur Stelle seien, achteten die bisher zum Angriff verwendeten Streitkräfte nicht hinreichend und suchten von verschiedenen Seiten mehr Truppen heranzuziehen. Darüber entstand eine vollkommene Waffenruhe von mehreren Stunden, was Marmont wieder mit berechnetem Stillschweigen übergeht. Als dann die Verbündeten um 3 Uhr wirklich eine große Uebermacht verwendeten, nahm das Gefecht sehr schnell eine solche Wendung, daß nur eine sofort geschlossene Capitulation retten konnte, was noch von Marmonts Truppen übrig war.

Sie wurde denn auch geschlossen; still verließen die Reste der Heertheile Marmonts und Mortiers in der Nacht die Stadt; bei hellem Sonnenschein hielten am folgenden Tage der Kaiser Alexander, der König von Preußen und Schwarzenberg, der seinen Kaiser vertrat, an der Spitze eines unübersehbaren Gefolges von Generalen und Offizieren, der russischen und preußischen Garden und österreichischer Grenadiere ihren feierlichen Einzug in die feindliche Hauptstadt, und sie wurden von der gesammten Bevölkerung mit unermeßlichem Jubel als Befreier empfangen; in einer Weise, die jede Möglichkeit einer Fortdauer des französischen Kaiserthums ausschloß, selbst wenn die Verbündeten nicht unbedingt entschlossen gewesen wären ihm ein Ende zu machen.

Und wo weilte Napoleon zur Zeit? — Er hatte am 24. März mit einem Theil seiner Truppen Doulevant erreicht und schon streiften seine Reiter auf der Verbindungsstraße der Verbündeten. Hier aber traf ihn ein Schlag, den er als einen furchtbaren empfand. Caulaincourt traf (am 25.) bei ihm ein und brachte die Unheil verkündende Nachricht von dem gänzlichen Schiffbruch der Unterhandlungen zu Chatillon. Hatte auch Napoleon den Frieden nicht gewollt, so war doch eine Kriegführung unter so schwierigen Bedingungen gar nicht denkbar, wenn nicht Unterhandlungen nebenher gingen. Besonders aber verrieth die Haltung der Verbündeten, daß es fortan grimmiger Ernst sein werde mit der Kriegführung; daß sie gegen seine Stellung an der Spitze Frankreichs gerichtet sein werde. So mancher bisher unbeachtet gebliebene warnende Wink Metternichs wurde nun in seiner vollen Bedeutung verständlich. Auch mußte Caulaincourt noch an demselben Tage in zwei fast gleichlautenden Briefen den Fürsten Metternich zur Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu bewegen suchen. Caulaincourt mußte darin versichern, daß er diesmal ernst gemeinte Verhaltungsbefehle und eine wirkliche Vollmacht haben werde; der Friede könne fast augenblicklich geschlossen werden. Französische Offiziere sollten mit diesen Briefen, wahrschein-

lich auf verschiedenen Wegen, zu dem Fürsten Metternich zu gelangen suchen.

Offenbar schon gar sehr aus der Fassung gebracht, erhielt dann Napoleon auch von Macdonald die unheimliche Meldung, daß man bei den verfolgenden Truppen des Feindes nichts wahrnehme als leichte Reiterei. Beunruhigt wendete sich Napoleon (am 26.) mit allen Truppen, die er im Augenblick vereinigen konnte, gegen Wintzingerode zurück, um zu sehen, was denn hinter seiner Kette leichter Reiter stehe. An der Spitze einer großen Uebermacht erfocht er einen leichten Sieg über diese Reiter, um dann mit Schrecken zu sehen, daß diesem angeblichen Vortrab kein Heer folgte; nichts! — Und von Gefangenen erfuhr er nun, daß beide Heere der Verbündeten im vollen Marsch seien auf Paris.

Nun sah Napoleon den Abgrund, der sich vor ihm öffnete; er sah nun, daß sein Kaiserreich verloren war, wenn Paris in Feindes Hände fiel. Dieser Ueberzeugung hatte er sich bis dahin stets verschlossen, jetzt konnte er sie nicht mehr abwehren, und die Rathlosigkeit, in der wir ihn den folgenden Tag verlieren, sein Heer nach Vitry zurückführen und einen sinnlosen Versuch auf diese ganz unbedeutende kleine Festung machen sehen, verräth, daß er Fassung und Haltung für den Augenblick ziemlich vollständig verloren hatte.

Endlich entschloß sich Napoleon, den Heeren der Verbündeten nicht zu folgen, sie nicht im Rücken anzugreifen, sondern auf weitem Umwege über Troye und Sens, und von dort auf dem linken Ufer der Seine nach Paris zu marschiren. Auch das ist als widersinnig besprochen und getadelt worden. Der Gewaltmarsch mußte nämlich, wenn er irgend einem Zweck entsprechen sollte, Tag und Nacht fortgesetzt, durfte kaum hin und wieder auf Stunden unterbrochen werden, und es war einleuchtend, daß die Armee dabei zu Grunde ging, auch wenn sie keinem Feinde begegnete. Macdonald machte gegen Napoleon geltend, daß auf diese Weise nur ein geringer Theil der Mannschaft das Ziel erreichen könne, und selbst dieser nur in einem Zustand gänzlicher Erschöpfung, in dem jedes Gefecht, selbst ein Kosacken-Angriff den vollständigen Untergang des Ganzen herbeiführen mußte. Er hatte Recht, und doch läßt sich erklären und selbst rechtfertigen, daß Napoleon diesen Weg wählte; denn auf allen, die er wählen konnte, mußte sein Heer zu spät kommen, zum Entsatz von Paris, dieser aber war der einzige, auf dem er für seine Person dem Heer voraneilen und vielleicht die Hauptstadt rechtzeitig erreichen konnte; der letzte Theil dieses Weges konnte mit Courier-Pferden im Wagen zurückgelegt werden; er war dazu noch sicher genug vor Feindesgefahr. Macdonald hatte Recht; der größere Theil der Mannschaft blieb ermattet am Wege liegen, die Pferde der Reiterei und der Artillerie fielen, Geschütze mußten in Menge zurückgelassen werden, noch ehe die Hälfte des Wegs zurückgelegt war; er hatte Recht, aber wir erlauben uns hier zu wiederholen, was wir schon an

anderer Stelle gesagt haben, das alles beweist nur, daß Napoleon das Spiel unwiederbringlich verloren hatte, nicht daß er es jetzt noch anders und besser spielen konnte. Denn der Rath, den Macdonald hinzufügte, sich auf Lyon zurückzuziehen, besagte gar nichts. Nur an Ludwig XIV. gerichtet, an einen Monarchen, dessen unerschütterliche persönliche Stellung nicht in Frage stand, wäre er zweckmäßig gewesen.

Am Abend des 30. März, als Paris bereits übergeben war, hatten Napoleons Garden, die Spitze des Heereszuges bildend, erst Villeneuve-l'Archevêque, 18 Meilen von Paris, erreicht. Der Rest des Heeres war rückwärts zerstreut bis Lusigny, jenseits Troye. Bei dem mühsam erreichten Villeneuve-l'Archevêque verließ Napoleon seine Garden und sein Heer, um nur von wenigen Reiter-Schwadronen begleitet weiter zu reisen, und da selbst diese wenigen Reiter nur bis Villeneuve-la-Guyard zu folgen vermochten, von dort aus ohne alle Bedeckung. Bei dem Posthaus à la Cour de France, in der Nähe von Juvisy, begegnete ihm General Belliard, an der Spitze der Truppen, die Paris verlassen hatten, und er erfuhr, daß er zu spät kam. In der leidenschaftlichsten Aufregung, die aber nicht mehr imponirt zu haben scheint, wie wohl früher, wollte er weiter reisen nach Paris, die Capitulation brechen, das Volk bewaffnen, den Kampf auf das Aeußerste fortsetzen. Er beschuldigte dazwischen seinen Bruder Joseph in obscönen Worten der Feigheit, erging sich in zankender Rede darüber, daß überall, wo er nicht persönlich anwesend sei, nur Dummheiten gemacht würden, und befahl wiederholt den Truppen, nach Paris umzukehren. Aber Napoleon konnte hier schon sehen, daß sein Thron mit der Hauptstadt verloren, daß er nicht mehr Kaiser war. Niemand zitterte vor ihm und seinem Zorn wie sonst, niemand gehorchte. Man scheint ihn behandelt zu haben, als ob er in dem Augenblick nicht zurechnungsfähig sei, und Belliard erklärte zuletzt, da er Paris in Folge einer Capitulation verlassen habe, könne und dürfe er nicht dorthin zurückkehren.

So mußte sich denn Napoleon bewegen lassen, für den Augenblick zu verweilen wo er war. Jetzt durchaus bereit, die Bedingungen der Verbündeten, die Beschränkung Frankreichs auf seine alten Grenzen anzunehmen, sendete er ohne Säumen Caulaincourt als Friedensboten nach Bondy, dem letzten Hauptquartier des Kaisers von Rußland vor Paris. Schon von St. Dizier aus hatte er einen österreichischen, von den bewaffneten Bauern aufgehobenen Diplomaten, den Baron Wessenberg, mit einem eigenhändigen Brief an den Kaiser Franz nach Dijon abgefertigt, aber von dorther erfolgte keine Antwort, zu Bondy wurde Caulaincourt am frühesten Morgen abschlägig beschieden.

Unmittelbar nach dem feierlichen Einzug, um 3 Uhr Nachm. desselben Tages, erklärten die Verbündeten in einem an die Bevölkerung der französischen Hauptstadt gerichteten Manifest, daß sie weder mit Napoleon noch mit irgend einem Mitglied seiner Familie unterhandeln würden, und noch

an demselben Abend war entschieden, daß die Erben Ludwigs XIV., die Bourbons, auf den Thron ihrer Väter zurückkehren sollten. Talleyrand, der sich an die Spitze der Dinge stellte und eine Art provisorischer Regierung in die Hand nahm, erklärte sich für sie, und mit ihm der abtrünnige Deutsche, Herzog Dalberg und andere bedeutende Männer, die sich ihm anschlossen. Da der Kaiser Alexander in Talleyrands Palast abgestiegen war, konnten eben diese Herren sich ihm am bequemsten nähern.

Wenige Wochen früher hatte niemand unter den Verbündeten an die Bourbons gedacht, als die Engländer, die ihre Zwecke zu fördern und sich für sie zu verwenden suchten, weil sie eine europäische Restauration, die Herstellung der früheren, geschichtlich gegebenen Zustände beabsichtigten. Der Kaiser Alexander war den Bourbons feindlich gesinnt, dem König von Preußen und den leitenden preußischen Staatsmännern waren sie gleichgültig und der Fürst Metternich hatte sich im Namen seines Herrn und Kaisers sehr ungnädig erwiesen, als die französischen Prinzen, namentlich der Graf von Artois, sich in die von den Verbündeten besetzten Provinzen Frankreichs einzuschleichen und da eine royalistische Bewegung hervorzurufen suchten. Solches Treiben wurde ihnen zuerst untersagt, dann nur außerhalb der von den Verbündeten besetzten Bezirke gestattet, was wieder ein Verbot war, nur in anderer, milderer Form.

Dennoch war es nicht etwa nur, wie buonapartistische Schriftsteller vorgeben möchten, eine elende Intrigue, welche die Bourbons auf den Thron zurückführte, sondern eine unbedingte Nothwendigkeit. Es lag eben gar keine andere Möglichkeit vor. Alle Pläne in Beziehung auf Napoleon selbst, seinen Sohn, Marie Louise und eine Regentschaft, die Oesterreich gehabt haben mochte, hatten aufgegeben werden müssen; Bernadotte, an den Alexander früher gedacht hatte, war durch sein eigenes, mehr als zweideutiges Benehmen, vollkommen unmöglich geworden; in Frankreich hatte niemand ein hinreichendes Ansehen, um an Napoleons Stelle zu treten und von einer Republik wollte zu der Zeit niemand etwas wissen, als einige unverbesserliche Doctrinairs, wie der beschränkte Lafayette. Diese wenigen aber hatten keinen Einfluß. Beachtenswerth und auch wohl ein Beweis, daß hier ein Gesetz der Nothwendigkeit waltete, ist der Umstand, daß es nicht Royalisten, Anhänger des legitimen Königthums und der alten Zustände waren, die sich um den Kaiser Alexander drängten und die Restauration bewirkten, sondern lauter Leute, die mehr oder weniger bei der Revolution betheiligt und Napoleons Werkzeuge gewesen waren. Was insbesondere eine Uebertragung der Krone auf Napoleons Sohn betrifft, deren gleich am ersten Abend Dalberg, wahrscheinlich von Talleyrand, der sich nicht selber bloßstellen wollte, dazu veranlaßt gedachte, so hatte Pozzo di-Borgo keine große Mühe zu beweisen, daß die nominale Regierung eines Kindes und zwar dieses Kindes und die Regentschaft einer schwachen Frau keine Bürgschaft gegen neue Umwälzungen und Kriege gewähren könne.

Das Weitere, so oft erzählt, darf hier wohl nur der Vollständigkeit wegen, ganz in der Kürze erwähnt werden.

Napoleons bis dahin stets kriechend unterwürfiger Senat beschränkte sich nun nicht darauf (am 1. April) in aller Form eine provisorische Regierung zu ernennen, an deren Spitze Talleyrand gestellt wurde; es genügte ihm auch nicht seinen bisherigen Herrn und Meister (2. April) abzusetzen und dessen ganzes Geschlecht vom Thron auszuschließen, er glaubte noch Schmähungen hinzufügen zu müssen, und zählte in kühn gewordener Rede alle Unthaten auf, durch die der „Korse" den Thron verwirkt habe. Napoleon, nach Fontainebleau zurückgegangen, bemühte sich dort sein kleines Heer, das auf dem Gewaltmarsch zwei Fünftheile seiner Mannschaft verloren hatte, einigermaßen herzustellen und die Hülfsmittel so viel als möglich zu ersetzen, die ihm in der Hauptstadt verloren gegangen waren, namentlich in der Nähe eine Patronen-Fabrik einzurichten. Aber er mußte sehr bald gewahren, daß er kein Heer mehr hatte. Da er jetzt die Bedingungen der Verbündeten angenommen hatte, genau wie die provisorische Regierung und die Bourbons bereit waren sie anzunehmen, schwand jede Täuschung, es wurde jedem einleuchtend, daß der Krieg nicht um Frankreichs, sondern lediglich um Napoleons persönliche Interessen fortgesetzt werden sollte, und es war erklärlich genug, daß niemand den Beruf fühlte sich für ihn aufzuopfern, in einem vollkommen hoffnungslosen Kampf, der jetzt noch dazu gegen Franzosen geführt, zu einem Bürgerkrieg werden mußte.

Auch die Nachrichten aus Paris machten einen gewaltigen Eindruck auf die Generale und Offiziere in Napoleons Umgebung; nicht blos die Erklärung der verbündeten Monarchen wirkte erschütternd, sondern auch was man von der Aufnahme der Verbündeten durch die Bevölkerung der Hauptstadt erfuhr, von dem mächtigen Widerhall, den der Ruf: „Nieder mit dem Tyrannen!" in Paris gefunden hatte. Napoleon sah sich von seinen Marschällen, von den meisten seiner Generale verlassen. Marmont war bekanntlich der Erste, der (am 4. April) in aller Form zu der provisorischen Regierung übertreten und ihr den Heertheil unter seinen Befehlen zuführen wollte. Alle Generale, die zu diesem Heertheil gehörten, stimmten ihm ohne Ausnahme bei, und in Folge dessen konnte es geschehen, daß der wirkliche Uebertritt erfolgte, während Marmont selbst, beauftragt für Napoleon zu unterhandeln, abwesend war.

Marmont nämlich, Macdonald, Ney und Caulaincourt waren beauftragt den Kaiser Alexander für eine Fortsetzung des Kaiserreichs unter Napoleons Sohn und eine Regentschaft zu gewinnen. Denn schon hatte sich Napoleon überzeugen müssen, daß seine Proklamationen ohnmächtig verhallten und weder im Lande, noch selbst in seinem Heer den kriegerischen Geist neu belebten; er hatte sich genöthigt gesehen dem Thron zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen. Die Nachricht, daß General Souham Mar-

monts Heertheil nach Versailles in die Reihen der Verbündeten hinüber geführt habe, machte (am 5.) diesen Unterhandlungen ein Ende und nun wurde Napoleon nach langem und leidenschaftlichem Widerstreben durch seine eigenen Generale gezwungen, der Krone unbedingt zu entsagen, wobei sich Ney durch die Brutalität seines Benehmens auszeichnete. Napoleon schrieb und unterzeichnete den Act der Entsagung in fast unleserlichen Zügen am 11. April. Ein eigener und eigenthümlicher Vertrag sicherte ihm den Besitz der Insel Elba und das Dasein eines souverainen Fürsten. Vielleicht konnte man nicht wohl anders verfahren, da alle regierenden Herren Europas, mit alleiniger Ausnahme des Königs von England, ihn als ihres Gleichen anerkannt hatten, da der Kaiser Alexander insbesondere ihn enthusiastisch als den großen Mann verehrt hatte, dessen Freundschaft das schönste Geschenk der Götter sei. Freilich bemühte sich Alexander zu verstehen zu geben, daß diese Erinnerungen keinen Einfluß auf seine Haltung üben dürften, denn er erwähnte der früheren Verhältnisse nur einmal in der Antwort, die er der Pariser Municipalität gab, als sie zu Bondy um Schonung der Stadt bat und er erwähnte ihrer da nur um zu sagen, daß Napoleon seine Freundschaft getäuscht habe. Er wollte nur durch die hochherzige Großmuth eines tief gekränkten und beleidigten, aber ritterlichen Siegers bestimmt sein. Doch wie dem sei, in einer oder anderer Weise schienen gewisse Rücksichten geboten, selbst auf Kosten einer weisen Vorsicht. Die Diplomaten aber scheinen auch wirklich geglaubt zu haben, der gefesselte Titan werde den Rest seiner Tage auf Elba in harmloser Beschaulichkeit verträumen.

Die Bourbons hatten indessen in Frankreich noch gewisse Schwierigkeiten zu besiegen, die ihnen hauptsächlich der Kaiser Alexander in den Weg legte. Talleyrand wollte allerdings, da es eben nicht anders war, die Rückkehr der Bourbons vermitteln, keineswegs aber ihnen und besonders ihrem Anhang von Emigrirten, Frankreich gleichsam auf Gnade und Ungnade ausliefern. Er wollte alle Interessen sicher gestellt wissen, welche die Revolution im Lauf von fünfundzwanzig Jahren geschaffen hatte. Das war schon durch die gewöhnlichste Klugheit geboten, da eine Herrschaft der Bourbons nur unter dieser Bedingung möglich wurde, konnte aber der Leidenschaftlichkeit der Royalisten gegenüber, nur durch eine parlamentarische Verfassung bewirkt werden. In dem Verlangen, daß Frankreich eine freisinnige Verfassung erhalte, kam ihm, aus Gründen, die mehr in das Ideale gingen, der Kaiser Alexander nicht nur entgegen, sondern zuvor. Schon als am 2. April eine Deputation des Senats den Beschluß meldete, durch den Napoleon und die Seinen vom Thron ausgeschlossen wurden, fügte Alexander seiner höflichen Antwort die Versicherung hinzu, daß er ein Freund des französischen Volks sei; daß es nur gerecht wäre diesem Volk liberale Institutionen zu geben, wie sie dem Grad seiner Bildung und den Forderungen der Zeit entsprächen. Er

selbst werde, wie seine Verbündeten die Unabhängigkeit der Berathungen des Senats schützen.

Ein solcher Wink, oder vielmehr eine so bestimmte Aufforderung konnte nicht unbeachtet bleiben. Zum äußersten Mißfallen der Royalisten ließ Talleyrand sofort durch den Senat eine Commission ernennen, die einen Verfassungs-Entwurf ausarbeiten sollte; man könnte sagen, er ernannte sie, da er die fünf Mitglieder bezeichnete, die gewählt werden sollten. Es war seltsamer Weise ein Großwürdenträger Napoleons darunter, der Erz-Schatzmeister Lebrun nämlich; die Anderen waren Liberale, Destut de Tracy, Barbé-Marbois u. s. w. und sie hatten zum Theil schon fünfundzwanzig Jahre früher in den constituirenden Versammlungen gesprochen und gestimmt. Eigenthümlich aber war, daß der Kaiser Alexander nicht dabei stehen blieb, diese politische Bewegung im Allgemeinen hervorgerufen zu haben, sondern sich auch im Einzelnen bei der Ausarbeitung der neuen Verfassung Frankreichs betheiligte. Der Entwurf der Fünf wurde nämlich zunächst einer größeren Abtheilung des Senats vorgelegt, um in ihr berathen zu werden und an den Sitzungen dieser Abtheilung nahm auch ein russischer Staatsmann, Graf Nesselrode Theil, als Vertreter Alexanders.

Der Entwurf selbst entsprach den liberalen Theorien der Zeit, doch hatten die Verfasser sich durch die bitteren Erfahrungen der französischen Revolution belehren lassen und manche Doctrin aufgegeben, um sich dem Vorbild der erprobten englischen Verfassung anzuschließen. Hauptsache aber war, daß darin die Souveränität des Volks sehr entschieden vorausgesetzt wurde; daß Ludwig XVIII. nicht vermöge seines alten Rechts, als Urenkel des heiligen Ludwig und unmittelbarer Nachfolger Ludwigs XVII. Frankreich als sein ihm bis zur Zeit widerrechtlich vorenthaltenes Erbe in Besitz nehmen, sondern vermöge eines neuen Rechts, als ein von der französischen Nation aus freiem Entschluß, auf bestimmte Bedingungen auf den Thron berufener Fürst, die Regierung antreten solle; sein Recht wurde von der Annahme der gestellten Bedingungen abhängig gemacht. Der erste Artikel der Verfassung erklärte nämlich zwar Frankreich für eine erbliche Monarchie, der zweite aber stempelte diese Monarchie zu einer neu entstandenen, denn er erklärte, das französische Volk berufe Ludwig Stanislaus Xaver von Frankreich, Bruder des letzten Königs, aus freiem Entschluß auf den Thron (le peuple français appelle librement au trône Louis Stanislas Xavier de France, frère du dernier roi). Damit war auch das Andenken an den Dauphin, Ludwigs XVI. unglücklichen Sohn beseitigt, an diesen Prinzen, der in den Augen der Legitimisten selbst als Gefangener im Tempel König gewesen war und deshalb von ihnen als Ludwig XVII. gezählt wurde; es wurde damit überhaupt die gesammte Theorie der Legitimisten beseitigt und alle Regierungen, die seit Ludwigs XVI. Untergang in Frankreich geherrscht hatten, als berechtigt, alle ihre Ver-

fügungen und Schöpfungen als zu Recht bestehend hingestellt. Durch den neunundzwanzigsten Artikel endlich wurde die endgültige Annahme dieser Verfassung dem Volk vorbehalten, dem König dagegen die Verpflichtung auferlegt, sie zu beschwören und zu unterschreiben, ehe er als König ausgerufen wurde.

Der einzige Legitimist, der Mitglied der provisorischen Regierung war, der Abbé de Montesquiou, wollte Einspruch erheben und rückte den Verfassern des Entwurfs vor, daß sie weder vom König noch vom Volk eine Vollmacht hätten und so wenig berechtigt seien im Namen des Einen, als des Anderen zu sprechen. Dem Kaiser Alexander dagegen waren alle diese Bestimmungen genehm. Er unterstützte den Senat darin und selbst in mehr noch.

Die Mitglieder des Senats fürchteten nicht mit Unrecht die Emigrirten und ihren Einfluß; sie suchten sich selbst und auch wohl die in Frankreich neu geschaffenen Interessen, als deren Vertreter sie sich betrachten mußten, dadurch sicher zu stellen, daß sie sich im Besitz eines überwiegenden, maßgebenden Einflusses auf die Regierung behaupteten. Das war an sich natürlich, aber sie thaten es in einer Weise, durch die sie sich die ärgsten Blößen gaben. Ihrem Verfassungs-Entwurf zufolge sollte Frankreich eine Deputirten-Kammer haben und ein Senat genanntes Oberhaus; und in dieses neue Oberhaus, das nach dem ersten Entwurf höchstens einhundertundfünfzig Mitglieder zählen sollte, wollten die napoleonischen Senateurs, einhundert an der Zahl, sämmtlich übergehen. Sie wären somit der Stimmen-Mehrheit unter der neuen Ordnung der Dinge, für sich selbst auf Lebenszeit, für die Interessen, die sie vertraten, auf alle Zeiten sicher gewesen. Denn das neue Oberhaus sollte aus erblichen Pairs bestehen und in solche wollten sich Napoleons Senateurs verwandeln, die ehemaligen Republikaner unter ihnen gleich den Anderen, und um das Ganze zu krönen, wollten sie auch die Senatorerien, die Dotationen in liegenden Gütern, deren Einkünfte sie auf Lebenszeit bezogen, als erblichen Besitz behalten.

Als dieser Entwurf im officiellen Tageblatt, im Moniteur, bekannt gemacht wurde, empörte sich die öffentliche Meinung der französischen Hauptstadt, namentlich gegen die Bedeutung, die der Senat sich selbst beilegen wollte. Man erinnerte sich nun der würdelosen Willfährigkeit, mit der diese höchste Behörde allen despotischen Launen des Kaisers gefröhnt und geschmeichelt hatte, und wie mit einem Zauberschlage war der Senat allgemeiner Mißachtung verfallen, obgleich einige Legitimisten ausgenommen, die sich fern gehalten und in tiefes Schweigen gehüllt hatten, eigentlich niemand in Frankreich sich einer mannhafteren Haltung dem Cäsarismus gegenüber rühmen konnte. Gleich in den nächsten Tagen erschien in Paris eine Unzahl von Flugschriften, die in heftiger, leidenschaftlicher Weise gegen diese Verfassung und ihre Urheber gerichtet waren; diesen wurde nun von

allen Seiten ihre Vergangenheit vorgeworfen. Mehrere dieser Flugschriften rührten aber auch von Legitimisten her, die jede Beschränkung der königlichen Gewalt als frevelhaft verwarfen, die Constitutionen-Manie als das Unheil der Zeit bezeichneten, dem man ein Ende machen müsse, überhaupt von keiner Verfassung wissen wollten und damit einfach die Herstellung der alten Zustände verlangten. Um so entschiedener bestand der Kaiser Alexander darauf, daß die Bourbons die Verfassung des Senats ohne Einschränkung annehmen sollten.

Inzwischen war der abenteuernde Vitrolles, früher von Talleyrand an den Grafen von Artois gesendet (2. April), als dessen Bevollmächtigter nach Paris zurückgekehrt und verlangte, der Prinz solle sofort als Stellvertreter des Königs nach der Hauptstadt berufen werden. Das war bei der bekannten Sinnesweise des Prinzen den Mitgliedern der provisorischen Regierung nicht erwünscht, und der Kaiser Alexander schien geneigt, weder Artois noch irgend einem der Bourbons die Thore der Hauptstadt öffnen zu lassen, weder ihm, noch selbst Ludwig XVIII. die Ausübung irgend eines Acts der Autorität zu gestatten, so lange nicht die neue Verfassung des Reichs anerkannt und geregelt, so lange nicht die Bedingungen erfüllt waren, die das Haupt der Familie erst zum König machen sollten.

Der Vertreter Englands, Lord Castlereaghs wunderlicher Bruder, Sir Charles Stewart, widersetzte sich sehr entschieden. Nach englischen Tory-Ansichten war Ludwig XVIII. König durch ein selbstverständliches Recht und niemand war berechtigt ihm Bedingungen vorzuschreiben. Doch hätte der Kaiser Alexander möglicher Weise auf seinem Sinn bestanden, wenn die provisorische Regierung sich entschlossen auf die Seite des Senats stellte und dessen Forderungen ebenso entschieden unterstützte wie der Kaiser. Aber einem Mann wie Talleyrand war natürlich weniger an einem Princip, an einer Verfassung gelegen, als daran, sich mit dem neuregierenden Hause gut zu stellen und dessen leitender Minister zu werden. Wenn den ungedruckten Denkwürdigkeiten Vitrolles zu trauen wäre, hätte (5. April) Talleyrand den Prinzen aufgefordert sofort nach Paris zu kommen und ihm bestimmt versprochen, daß vor seiner Ankunft in Beziehung auf die Verfassung kein endgültiger Beschluß gefaßt, dagegen seine Vollmacht als Stellvertreter des Königs sofort anerkannt werden solle. Das ist nicht wahrscheinlich; Talleyrand ließ sich nicht leicht zu bestimmten Versprechungen bewegen und wußte sich in schwierigen Fällen in ganz unbestimmten Aeußerungen zu halten, die zu nichts verpflichteten. Zudem ist Vitrolles keineswegs ein unbedingt zuverlässiger Zeuge. Wahr ist dagegen ohne Zweifel wohl, daß Talleyrand zwischen dem Grafen von Artois und dem Senat zu vermitteln und diesen letzteren zu einer gewissen Nachgiebigkeit zu stimmen suchte.

Der Graf von Artois, von den Legitimisten als Bruder des Königs in althergebrachter Weise „Monsieur" genannt, hatte während des Feldzugs

lange in Vesoul verweilen müssen, wohin vor allen der Fürst Metternich ihn etwas unsanft verwiesen hatte, und war dann nach Nancy gegangen, wo seine Scheinthätigkeit eben auch keine Bedeutung gewinnen wollte. Jetzt nahte er in kleinen Tagereisen, bemüht, unterwegs weiße Kokarden auszutheilen und die Abschaffung der Conscription und der Getränksteuer zu versprechen, und begleitet von Vitrolles, der sich ihm unterwegs wieder anschloß und als der Einzige in seiner Umgebung, der in den neueren französischen Zuständen Bescheid wußte, maßgebenden Einfluß übte.

In Vitry erhielt Monsieur die neue Verfassung des Senats, die ihm von der provisorischen Regierung (6. April) zur Annahme entgegengesendet wurde. Die Herren von der provisorischen Regierung fügten den dringenden Rath hinzu, die dreifarbige Kokarde anzunehmen, an der die Arme hänge; sie beriefen sich dabei auf den Kaiser Alexander, dessen Rath das auch sei.

Nach Vitrolles Bericht zu schließen, unternahm Monsieur gar nicht sich selbst ein Urtheil über die Verfassung zu bilden, die er im Namen seines Bruders gutheißen sollte; er ließ sich, eben durch Vitrolles, Bericht darüber erstatten und da Vitrolles sie schlecht fand, so daß ihr zufolge der König nicht König und Monsieur nicht dessen Stellvertreter sei; da er „indignirt" war, zeigte sich auch der Prinz indignirt.

Daß dieser Prinz, vor allen Vertreter der Emigration und des alten Frankreichs, sich entschieden weigern werde, die dreifarbige Kokarde anzunehmen, hätte man voraussehen müssen. In Beziehung auf die Verfassung erfolgte in seinem Namen eine auf Schrauben gestellte Antwort, deren Verfasser auch wieder Vitrolles war. Der Entwurf des Senats wurde darin nicht als ein Document besprochen, das irgend eine Autorität haben könnte, sondern lediglich als eine Reihe von Vorschlägen, die manches Gute enthielten, in mancher Beziehung aber mangelhaft seien und zum Theil durch persönliche Interessen eingegeben schienen. Uebrigens komme der Prinz nicht, um dergleichen Fragen zu discutiren, sondern um, so viel an ihm sei, den Uebeln des Kriegs zu steuern. Er werde seinen Einzug in Paris mit der weißen Kokarde halten.

Die Absicht ging unter Vitrolles Leitung dahin, sich vor allen Dingen im Namen eines unzweifelhaften Rechts in den wirklichen Besitz der Regierungsgewalt zu setzen. War das gelungen, dann konnte man es mit der Verfassung Frankreichs halten, wie man wollte.

So war denn die provisorische Regierung, zwischen den Prinzen und den Senat gestellt, in nicht geringer Verlegenheit, als der Prinz in dem, einem Grafen Damas gehörigen Schloß zu Livry, fast vor den Thoren von Paris eintraf, während noch nichts vereinbart und festgestellt war. In Beziehung auf die Kokarde bot der Umstand einen Ausweg, das hin und wieder National-Garden von freien Stücken die weiße aufgesteckt hatten. Die National-Garde erhielt (am 10. April) den Befehl, überall

die Kokarde der Bourbons anzunehmen, in Beziehung auf die Armee aber, der man einen solchen Befehl nicht zu geben wagte, nahm die provisorische Regierung zu einem ziemlich kleinlichen Kunstgriff ihre Zuflucht. Man ließ den Marschall Jourdan, der in Rouen den Befehl führte, glauben, die Truppen in der Umgegend von Paris hätten bereits die weiße Kokarde aufgesteckt und da er darauf den schwachen Truppen-Depots seines Bezirks befahl, ein Gleiches zu thun, wurde den Schaaren, die bis zur Zeit Napoleons Heer in der Nähe von Paris gebildet hatten, das Beispiel dieses alten Generals der Republik angeführt, um auch sie zur Annahme dieses Abzeichens des alten, königlichen Frankreichs zu bestimmen.

Aber wie und als was sollte Artois in Paris empfangen werden? Er schien das Haupt der Regierung sein zu müssen, so wie er in Paris anwesend war: aber in welcher Eigenschaft? — Der Gedanke, einfach die Vollmacht, die er von seinem Bruder hatte und ihn selbst als Stellvertreter des Königs anzuerkennen, mußte sofort aufgegeben werden; die Stimmführer des Senats, dessen Haltung dadurch verleugnet gewesen wäre, erhoben sich dagegen. Namentlich machte der Senateur Barbé-Marbois geltend, daß Ludwig Stanislaus Xaver, selbst nicht König, so lange er die Verfassung nicht angenommen und beschworen habe, auch keinen Stellvertreter ernennen und bevollmächtigen könne. Talleyrand stimmte ihm bei und es war nun die Rede davon, daß der Senat den Prinzen durch Wahl an die Spitze der provisorischen Regierung stellen solle. Während der Prinz selbst auf dem Schlosse zu Livry ganz in die Freude verloren war, die alten Anhänger seines Hauses und ihre Huldigungen zu empfangen und das wohl für sein wichtigstes Geschäft halten mochte, mußte der vorausgesendete Vitrolles (11. April) aus Talleyrands und Barbé-Marbois' Munde, diese, die Pläne seiner Partei durchkreuzenden Dinge vernehmen und bei dem Kaiser Alexander ging es ihm noch schlimmer.

Der Kaiser sagte ihm im Lauf eines langen Gesprächs und wie Vitrolles selbst gesteht, in unwandelbar strengem Ton: „man müsse dem Grafen von Artois die Nothwendigkeit begreiflich machen, den Ideen der Zeit zu huldigen (de sacrifier aux idées du temps); die Erinnerungen der alten Monarchie ließen sich nicht mit dem gegenwärtigen Zustand der französischen Nation vereinigen; man würde vergeblich versuchen, die Grundsätze sowohl als die Formen der Vergangenheit wieder zur Geltung zu bringen und es wäre in hohem Grade gefährlich das zu versuchen; die vom Senat decretirte Verfassung sei zur Zeit die Regel, der sich zu unterwerfen angemessen sei (à laquelle il convenait de se soumettre); diese Verfassung entspreche den Bedürfnissen Frankreichs; nur unter den angedeuteten Bedingungen hätten die Bourbons auf den Beistand der ausgezeichnetsten Männer zu rechnen, die Frankreich zähle, und auf Unterstützung durch das was es in Europa an Macht, vor allem Hervorragen-

des gebe." (Qu'à ces conditions, mais à ces conditions seules les Bourbons trouveraient le concours et l'appui de ce qu'il y avait de plus éclairé en France et de plus puissant en Europe.)

Von der provisorischen Regierung und dem Stadtrath begrüßt, hielt Monsieur dennoch am folgenden Tag seinen Einzug in die Hauptstadt und in den Palast der Tuilerien, aber man wußte immer noch nicht als was, und eben deshalb hielt der Senat sich fern von der Begrüßung. Vitrolles suchte zunächst die Mitglieder des einigermaßen vernachlässigten gesetzgebenden Körpers, so viele ihrer in Paris anwesend waren, gegen den Senat in Bewegung zu setzen, aber wenigstens für den Augenblick nicht mit dem gewünschten Erfolg. Sie hatten zum Theil der Verfassung des Senats zugestimmt und zögerten allem Anschein nach in dem Bewußtsein, daß sie selbst im Vergleich mit dem Senat unbedeutend seien. Ein Erfolg schien endlich um so weniger zu hoffen, da der Kaiser Alexander nicht unterließ, viel entschiedener als die provisorische Regierung, im entgegengesetzten Sinn, zu Gunsten des Senats und seiner Ansprüche einzugreifen.

Der Kaiser hatte die Aufmerksamkeit gehabt, die Truppen der Verbündeten für die Stunden, die der Einzug des Prinzen in Anspruch nahm, auf ihre Quartiere zu beschränken und den Dienst in der Stadt ganz der Pariser National-Garde zu überlassen, so daß sich dem Bruder des Königs von Frankreich an diesem Tage nirgends fremde Uniformen zeigten. Tags darauf aber machte er dem Prinzen in den Tuilerien einen Besuch, der eine entscheidende Wendung herbeizuführen schien.

Der Kaiser erinnerte hier den Prinzen zwar in höflicher Form, aber mit größter Bestimmtheit an die wichtigen Dienste, die der Senat den Bourbons durch seinen Beschluß am 2. April — Napoleons Absetzung — geleistet habe; er erinnerte an die Erklärung, durch welche die verbündeten Souveraine am 31. März versprochen hätten, die Verfassung, die sich Frankreich geben wolle, anzuerkennen und zu verbürgen. Wenn es jetzt den Bourbons etwa gefallen sollte, die Dienste des Senats mit Undank zu belohnen, würden doch die verbündeten Souveraine ihrem Wort nicht untreu werden.

Es war kaum möglich sich bestimmter auszusprechen. Der Graf von Artois verlor für den Augenblick den Muth. Denn, wir müssen es hier wiederholen, so fest, so unwiderruflich dieser Prinz im Allgemeinen in den Ideenkreis der Emigration gebannt war, so wenig er sich über diesen engen Kreis von Vorstellungen zu erheben wußte, so bestimmbar, so abhängig vom Augenblick war er im Einzelnen. Es mochte das wohl in der Leerheit liegen, die leicht rathlos wurde. Wie nahe lag hier die Antwort, daß er nicht bevollmächtigt sei, den Rechten seines Bruders etwas zu vergeben! Aber der Prinz verfiel nicht darauf oder hatte nicht den Muth sie zu geben. Er ließ sich nun gefallen, daß der Senat ihm die stellvertretende Verwaltung des Reichs — die lieutenance générale du

royaume — auftrug. Napoleons ehemaliger Polizei-Minister, Fouché, der jetzt hervortrat, hatte diesen Ausweg nachgewiesen, die Ernennung aber von der Bedingung abhängig gemacht, daß der Prinz eine „angemessene Erklärung" ausspreche. Auch diese Erklärung, die Fouché aufsetzte, Talleyrand hin und wieder verbesserte, ließ sich der Prinz gefallen. Sie versprach die Annahme der Verfassung. So ließ der Graf von Artois den Anspruch fallen, als Stellvertreter des Königs (lieutenant du roi) anerkannt zu werden, und die Regierung kraft einer vom König erhaltenen Vollmacht zu übernehmen. Er gab damit, vielleicht, ja wahrscheinlich ohne die Bedeutung seines Schritts in ihrem ganzen Umfang gewahr zu werden, das Princip der Legitimität auf, wie es die Bourbons selbst und die Legitimisten Frankreichs verstanden; er gab mit dem Princip das gesammte darauf gegründete Staatsrecht auf, indem er das Recht des Senats anerkannte, über Frankreich zu verfügen.

In den nächsten Stunden freilich machte sich wieder der Einfluß Vitrolles geltend, und der Prinz wollte die Erklärung, die ihm vorgelegt wurde, in etwas geändert haben; die Annahme der Verfassung sollte darin in weniger bestimmter Weise zugesagt sein. Fouché zeigte sich geneigt, ihm darin zu willfahren —: nicht aber der Kaiser Alexander, der eben durch Fouché erfuhr, was vorging. Vitrolles wurde zum Kaiser beschieden, aber nicht von ihm, sondern von dem Grafen Nesselrode empfangen. Vielleicht hielt es der Kaiser nicht für angemessen, sich in eigener Person mit dem Nachdruck auszusprechen, der hier nöthig schien. Nesselrode hatte dem Baron Vitrolles zu erklären: der Kaiser Alexander werde nicht gestatten, daß der Sinn, der dem Grafen Artois vorgelegten Erklärung gefälscht (dénaturé) werde; diese Erklärung müsse eine bestimmte Verpflichtung des Prinzen enthalten; der Kaiser wolle nicht, daß ein Kampf gegen den Senat und die Verfassung unternommen werde. „Wenn das geschehen sollte," fügte Nesselrode hinzu, „würden sich alle fremden Bayonette vereinigen, um die Verfassung und den Senat gegen Allen und Jeden zu unterstützen." (Pour soutenir envers et contre tous la constitution et le sénat.) So berichtet Vitrolles, diesmal wohl der Wahrheit gemäß; Alexanders Haltung in ihrer Gesammtheit bürgt dafür.

Die Drohung hätte wohl nicht buchstäblich wahr gemacht werden können, aber sie war deutlich. Monsieur empfing in den Abendstunden des 14. April den Senat und ließ sich von dieser Behörde die stellvertretende Verwaltung des Reichs auftragen, für die Zeit, wie es hieß, bis „Ludwig Stanislaus Xaver die Verfassung angenommen haben werde." (En attendant que Louis Stanislas Xavier eût accepté la constitution.) Daß Ludwig noch nicht König sei, suchte der Senat auch dadurch anzudeuten, daß er es geflissentlich vermied, den Grafen v. Artois „Monsieur" zu nennen.

Der Prinz ließ sich von Talleyrand, der das Wort führte, sagen:

Der Senat und die Nation wünschten das königliche Ansehen für immer sicher zu begründen, auf eine gerechte Vertheilung der Macht und politische Freiheit (la liberté publique), die einzig mögliche Bürgschaft für die Wohlfahrt und die Freiheit aller — und er antwortete darauf durch die Erklärung, die ihm vorgeschrieben war. Doch hatte Vitrolles mit dieser Erklärung noch im letzten Augenblick eine Veränderung vorgenommen, die eine Möglichkeit ließ, sich den übernommenen Verpflichtungen wieder zu entziehen. Nach Fouchés und Talleyrands Entwurf sollte der Prinz sagen, er sei nicht bevollmächtigt, die Verfassung anzunehmen, aber er kenne die Denkweise des Königs, „und ich besorge nicht, verleugnet zu werden, indem ich in seinem Namen schwöre, ihren Grundprincipien gemäß zu verfahren und verfahren zu lassen" (je ne crains pas d'etre désavoué en jurant en son nom d'observer et d'en faire observer les bases); — er sagte aber anstatt dessen: „ich besorge nicht verleugnet zu werden, indem ich in seinem Namen versichere, daß er ihre Grundlagen genehmigen wird." (Je ne crains pas d'être désavoué en assurant en son nom qu'il en admettra les bases.) Dann folgten die vorgeschriebenen Versicherungen, die den Forderungen des Senats und den Bedingungen einer parlamentarischen Regierung in allgemeinen Ausdrücken entsprachen. Auf die besonderen Zustände Frankreichs bezog sich das Versprechen, daß alles Eigenthum, also auch der Besitz confiscirter und verkaufter Güter, unantastbar sein sollte, daß alle von den revolutionairen Regierungen und Napoleon verliehenen militairischen Grade, Ehren und Adelstitel gültig blieben, und der Orden der Ehrenlegion beibehalten werden.

Einen Augenblick scheint der Prinz des Sinnes gewesen zu sein, daß sein Haus durch diese Erklärung wirkliche Pflichten übernommen habe und daß man sie womöglich auch halten müsse. Wenigstens äußerte er sich in diesem Sinne gegen Vitrolles.

Aber der Senat war nicht allein vor dem Prinzen erschienen; neben ihm trat jetzt auch der gesetzgebende Körper auf, in dem Vitrolles nun doch die Leute gefunden hatte, die er brauchte. Der Präsident dieser Genossenschaft, Felix Faulcon, begrüßte den Bruder des Königs, den Enkel des guten Heinrichs IV. in einer ganz überschwenglich royalistischen Rede, in der er der Verfassung nicht mit einer Silbe erwähnte. Das war nach Artois Sinn und erfreute sein Herz! — Bewegt äußerte er, er wisse die Freude nicht auszusprechen, die es ihm verursache, sich unter den wahren Vertretern der französischen Nation zu finden.

Die entschiedenen Royalisten, die sich um diesen Prinzen schaarten, konnten übrigens leicht gewahr werden, daß sie auch im Lager der Verbündeten Gesinnungsgenossen hatten, auf die sie rechnen durften. Zwar die preußischen Staatsmänner hielten sich fern und nahmen keinen Antheil an allem, was die inneren Angelegenheiten Frankreichs betraf; die

Diplomaten Englands aber zeigten sich empört durch den „Jacobinismus" des Kaisers Alexander, und klagten in ihren Berichten an die eigene Regierung mit entschiedenem Unwillen über sein Bestreben, den Senat zu unterstützen und in Frankreich eine parlamentarische Verfassung herbeizuführen. Und nun traf (am 15. April) auch der Kaiser Franz von Oesterreich in Paris ein. Er hatte, scheint es, nicht früher kommen wollen, um nicht persönlich an den Unterhandlungen und Beschlüssen Theil zu nehmen, durch die seine Tochter und sein Enkel von dem Thron entfernt werden mußten. Er wurde feierlich empfangen, und auch vom Senat begrüßt, äußerte er, mit der Trockenheit, die ihm eigen war: er habe nicht blos mit Napoleon zwanzig Jahre lang Krieg geführt, sondern mit den Grundsätzen, die das Unglück der Welt gemacht hätten.

Es galt also, wie Artois und die Legitimisten die Sache ansahen, nur die unberufene Einmischung Alexanders zu beseitigen, dann machte sich Alles von selbst ihren Wünschen und dem gemäß, was sie für recht und zweckmäßig hielten. Auch unterließ der Prinz nicht seinem Bruder, dem König, fort und fort in diesem Sinn zu schreiben. Er forderte ihn auf, die Verfassung zu verwerfen, die nur dem Fürsten Talleyrand und dem Senat zum Vortheil gereiche. Ganz Frankreich mißbillige sie und verlange nichts als seinen König, Friede und die alten Zustände, wie sie vor der Revolution waren.

Der König Ludwig XVIII., den ein Anfall von Podagra in England zurückhielt, war bekanntlich seinem jüngeren Bruder an Verstand bedeutend überlegen, er war der Einsicht zugänglich, daß sich das Alte nicht herstellen lasse, daß man den Forderungen der Zeit mehr oder weniger gerecht werden müsse. Er hatte sich schon im Jahre 1804 in einer Art von Manifest in diesem Sinn ausgesprochen, und dann wieder am 1. Januar 1814 in einem Aufruf an das französische Volk, der in der mächtigen Bewegung der Zeit so gut wie unbeachtet geblieben war. Daneben aber war der hinfällige alte Mann von einem unermeßlichen bourbonischen Stolz beseelt; seine Vorstellung von der eigenen Würde als Nachfolger Ludwigs XIV., Heinrichs IV., des heiligen Ludwigs, Karls des Großen, der Merwinger, Pharamunds, ging in das Ueberschwengliche, und unerschütterlich war sein Glaube, daß sein Recht über jede Erörterung erhaben, an keine Bedingung geknüpft sei. Als einer seiner Getreuen, der Marquis Maisonfort, ihm die Nachricht von Napoleons Absetzung brachte und sie mit den Worten einleitete: „Sire, Sie sind König von Frankreich!" antwortete Ludwig XVIII. mit der zurechtweisenden Frage: „Habe ich etwa jemals aufgehört es zu sein?"

In solcher Stimmung konnte er natürlich nur mit äußerstem Widerstreben daran denken, sein Recht fallen zu lassen, um als ein vom Senat berufener König, als ein König auf Bedingungen in Frankreich aufzutreten. Da ihn überhaupt nur Zweckmäßigkeitsgründe bestimmen konnten,

der unumschränkten königlichen Gewalt etwas zu vergeben, lag es sogar nahe, daß er auf frühere Erklärungen zurückging, in denen er die alten Zustände Frankreichs als die allein berechtigten bezeichnet hatte, sobald man ihn überzeugte, daß „Zugeständnisse" nicht nothwendig seien.

In diesem Sinn aber sprachen ihm jetzt nicht nur die Leute seiner Umgebung und unter ihnen vor Allen sein Günstling und Vertrauensmann, der Graf Blacas, sondern auch die Staatsmänner Englands. Doch vermied es Ludwig XVIII. sich mit der Bestimmtheit auszusprechen, selbst als ein Adjutant und Vertrauter seines Bruders, Graf Bruges, ihm die Nachricht brachte, daß Monsieur in Paris eingezogen, und als Stellvertreter anerkannt sei, ohne daß man ihm einen Eid auf die künftige Verfassung abgenommen hätte. Er schien zu schwanken. Der edle Herzog La Rochefoucauld-Liancourt, von Talleyrand gesendet, wurde, in Erinnerung an seine liberale Haltung während der ersten Zeiten der Revolution, sehr schlecht empfangen.

Doch fehlte es in der That auch nicht ganz an Stimmen, die dem neuen König in Person in einem entgegengesetzten Sinn sprachen. Ein strenger Royalist, der Abbé Montesquiou, rieth dem König schriftlich, zwar die Verfassung des Senats zu verwerfen, die mit der Würde des legitimen Königthums unvereinbar sei, durch ein Edict die volle königliche Gewalt an sich zu nehmen, dann aber aus freier Bewegung ein Parlament zu berufen. Die Lage der Finanzen mache das zur Nothwendigkeit; eine Anleihe sei unerläßlich, und gewiß nicht zu haben, wenn man nicht die Bürgschaften bieten könne, welche parlamentarische Institutionen gewähren.

Vor allem aber ließ der Kaiser Alexander nichts unversucht zu Gunsten des Senats und des liberalen Princips. Er sendete Pozzo-di-Borgo nach England; der Form nach, um Ludwig XVIII. zu begrüßen und auf seiner Reise zu begleiten; in Wahrheit, um ihn dazu zu bestimmen, daß er die Krone Frankreichs in der Weise annahm, in der sie ihm vom Senat geboten wurde. Er schrieb dem König selbst in diesem Sinn, und sagte unter Anderem in seinem Brief: „E. M. wird sich alle Herzen unterwerfen, wenn Sie liberale Ideen kund thun, die bezwecken, die organischen Institutionen Frankreichs zu erhalten und zu befestigen." (V. M. subjuguera tous les coeurs, si Elle manifeste des idées libérales tendantes à maintenir et à raffermir les institutions organiques de la France.) Damit waren der Senat und seine Autorität deutlich genug einer erhaltenden Pflege empfohlen.

Ludwig XVIII. hatte inzwischen England bereits verlassen. Er hatte zu London ausgesprochen, daß er nächst Gott die Krone dem Prinz-Regenten und dem Volk Englands verdanke, und diese Worte, die allgemein bekannt wurden, hatten nicht nur den französischen Senat, sondern auch den Kaiser Alexander, der für das Haupt des Bundes gegen Napoleon und den eigentlichen Sieger in dem weltgeschichtlichen Kampf gelten

wollte, sehr unangenehm berührt. Eine englische Flotte hatte dann den „König von Frankreich und Navarra" mit großem Pomp unter unzähligen Salutschüssen von Dover nach Calais übergeführt, und auf der langsamen Reise von dort nach Compiègne hatte ihn die Bevölkerung überall freudig als König begrüßt. Frankreich war eben erschöpft, des Kriegs und des tyrannischen Druckes müde, der durch die Handelssperre in die täglichen Gewohnheiten des Lebens eingriff, und durch die Conscription immer von neuem in schmerzlichster Weise in jeder einzelnen Familie fühlbar wurde. Vom König erwartete man Friede, und weiter dachte die große Masse der Friedfertigen für den Augenblick nicht.

Pozzo-di-Borgo war dem König unterwegs begegnet und hatte sich ihm angeschlossen, vergeblich bemüht, ihn im Sinn des Kaisers von Rußland zu bestimmen. Zu Compiègne, wo Ludwig XVIII. mehrere Tage (vom 29. April bis zum 2. Mai) verweilte, stellten sich ihm die von Napoleon ernannten Marschälle von Frankreich vor, Talleyrand als Haupt der provisorischen Regierung, und der gesetzgebende Körper. Nur der Senat blieb aus, jetzt wie früher und aus denselben Gründen.

Berthier, lange Jahre der unzertrennliche Gefährte Napoleons, richtete, an der Spitze der Marschälle und als ihr Wortführer, eine Rede an den König, in der sich eine schwunghafte legitimistische Begeisterung aussprach. Auch was im Namen des gesetzgebenden Körpers gesprochen wurde, war in der Hauptsache befriedigend, wenn es auch nicht ganz den Wünschen der Emigrirten entsprechen mochte. Der Präsident der Genossenschaft konnte diesmal nicht den eigenen Eingebungen folgen; er hatte eine Rede vorzutragen, die von der Gesammtheit gemeinschaftlich entworfen war, und da zeigte sich freilich, daß Vitrolles Erfolg in diesem Kreise doch nicht ein unbedingt vollständiger im Sinn der Emigration gewesen war, denn es wurde sehr deutlich ausgesprochen, daß Frankreich parlamentarische Institutionen erwarte. Aber es wurde doch nur als Wunsch und Hoffnung ausgesprochen, nicht als eine Bedingung, von der die Anerkennung des Königs abhängig sein könne. Der gesetzgebende Körper huldigte dem selbstverständlich anerkannten König, und damit war viel, ja das Wesentlichste gewonnen.

Talleyrand wurde demgemäß auch nicht empfangen, wie er nach den geleisteten Diensten erwarten mochte. Er war allerdings vor der Hand nicht zu entbehren, aber man ließ ihn doch fühlen, daß ein legitimer König niemals irgend jemandem verpflichtet sein kann, und am wenigsten wenn eigentlich nichts geschehen ist, als was sich einfach von selbst versteht, nämlich daß man sein Recht anerkannt hat. Der Präsident der provisorischen Regierung mußte drei Stunden im Vorzimmer warten, ehe er sich dem König vorstellen durfte, und dann erinnerte ihn Ludwig XVIII. daran, von wie verschiedenen Ansichten sie beide zu Anfang der Revolution ausgegangen seien, um mit Befriedigung hinzuzufügen, daß Er, der König,

nun doch schließlich Recht behalten habe. Schon dadurch war es dem Fürsten Talleyrand unmöglich gemacht, zu einer Verständigung mit dem Senat auch nur anzurathen.

Unter diesen Umständen glaubte der Kaiser Alexander selbst dem König entgegenreisen zu müssen, um in Person zu erlangen, was ihm im Interesse Europas nothwendig oder erwünscht schien. Er reiste (1. März), nur von dem Flügel-Adjutanten Czernyschew begleitet, nach Compiègne um in einem stundenlangen Gespräch mit Ludwig XVIII. zu versuchen, was seine eigene Beredtsamkeit vermöge. Royalistische Schriftsteller haben ausführlichen Bericht von diesem Gespräch gegeben und darin ihren König als den geistig überlegenen darzustellen gesucht; auch Thiers hat einiges davon in den Halbroman aufgenommen, den er für Geschichte ausgiebt. Einleuchtend aber ist, daß das Alles Erfindung sein muß, da der Bericht weder von dem Kaiser Alexander noch von dem König von Frankreich herrührt, und niemand sonst die Worte gehört hat, die hier gewechselt wurden. Gewiß ist nur, daß der Kaiser dem König, ohne Zweifel in den Formen, die unter Königen geboten waren, die Ansichten, von denen er ausging, und die Maßregeln, die ihm zweckmäßig schienen, annehmbar zu machen suchte, und daß Ludwig XVIII. sich jeder Verpflichtung in diesem Sinn zu entziehen wußte. Ueber den Hergang im Einzelnen ist nichts Zuverlässiges bekannt geworden, als was sich einer Aeußerung Alexanders gegen den General Lafayette entnehmen ließ, dem er in den Sälen der berühmten Frau v. Stael begegnete, und zu dem er damals mit Vertrauen sprach.

„Was sollte ich thun!" sagte der Kaiser, „ich wollte daß die Bourbons, anstatt selbst dem Lande eine Verfassung zu geben, eine solche aus den Händen der Nation annähmen; ich war in der Hoffnung nach Compiègne gegangen, vom König zu erlangen, daß er seine neunzehn Regierungsjahre und andere Ansprüche derselben Art aufgebe; aber eine Abordnung des gesetzgebenden Körpers war schon vor mir dort, um ihn ohne Bedingungen anzuerkennen. Gegen den König und den gesetzgebenden Körper vereint war ich ohnmächtig."

Aus diesen Worten ließe sich allenfalls folgern, daß der Kaiser versucht habe die Haltung des Senats und ihre Bedeutung geltend zu machen, Ludwig XVIII. dagegen sich auf die unbedingte Anerkennung durch den gesetzgebenden Körper berufen habe, um jede Nothwendigkeit der verlangten Zugeständnisse in Abrede zu stellen.

Von einer Berufung des Königs aus freiem Entschluß und auf bestimmte Bedingungen, konnte nun nicht mehr die Rede sein, nachdem Ludwig XVIII. in so vielen Städten als König begrüßt und von den Marschällen von Frankreich und von dem gesetzgebenden Körper anerkannt worden war. Alle Bemühungen mußten nun darauf gerichtet sein, eine befriedigende Erklärung von dem König zu erhalten, durch die er sich

öffentlich verpflichtete, auch die in Frankreich neuentstandenen Interessen zu achten und zu wahren; in denen er die parlamentarischen Institutionen verhieß, die den Gesinnungen Monsieurs und der Emigrirten gegenüber allein eine Bürgschaft dafür gewähren konnten. Das war erreichbar. Man hatte sich bereits überzeugen können, daß Ludwig XVIII., wenigstens besser als sein Bruder, einsah, was geschehen mußte, daß er demnach nicht abgeneigt war, die Versicherungen zu wiederholen, die Monsieur bereits ausgesprochen hatte und in Folge dessen seinem Reich auch wirklich eine parlamentarische Verfassung zu verleihen, wenn nur sein königliches Recht als ein unbedingtes anerkannt, wenn nur die Verfassung eine von ihm verliehene war, nicht eine, die ihm vorgeschrieben wurde, die er annehmen mußte.

Nun aber drängte die Zeit, denn den Tag nach dem Besuch Alexanders zu Compiègne traf Ludwig XVIII. auf dem Schlosse zu St. Ouen, ganz in der Nähe von Paris ein, und schon am folgenden Tage sollte sein feierlicher Einzug in die Hauptstadt stattfinden. Da beschäftigten sich denn mehrfach Männer, die sich theils durch ihre amtliche Stellung, theils durch das besondere Vertrauen des Königs oder seines Bruders dazu berufen glauben konnten, mit der Verfassung von Erklärungen, die dem König vorgelegt, und dann von ihm gebilligt, in seinem Namen bekannt gemacht werden sollten.

Merkwürdig ist namentlich ein Entwurf, den Talleyrand mit Hülfe mehrerer Senatoren ausarbeitete, und zwar weil er gleichsam unter den Augen des Kaisers Alexander entstand, und ausdrücklich von ihm gebilligt wurde. Man ließ den König in den einleitenden Phrasen sagen: er sei durchdrungen von der Nothwendigkeit, den Senat, dessen Einsicht er zum Theil die Rückkehr in sein Königreich verdanke, um sich versammelt zu erhalten. (Pénétré de la nécessité de conserver autour de nous ce Sénat aux lumières duquel nous reconnaissons devoir en partie notre retour dans notre royaume.) Besonders aber ließ man ihn erklären, er werde sich eidlich verpflichten, die Verfassung zu beobachten, sobald die (das Volk) vertretenden Körperschaften ihr zugestimmt hätten, und das französische Volk sie angenommen habe. (Tels sont les principes sur lesquels sera établie la Charte que nous jurerons et ferons jurer d'observer dès qu'elle aurait été consentie par les Corps représentatifs et acceptée par le peuble français.)

In diesen Worten war das Princip der Volks-Souveränität mit der Schärfe und Bestimmtheit anerkannt, die der Kaiser Alexander in dieser Beziehung liebte. Man sieht, er suchte auch jetzt noch die Grundsätze zur Geltung zu bringen, zu denen er sich bekannte, nur in veränderter Form. Bis zu dem Augenblick hatte er gefordert, Ludwig XVIII. solle die Verfassung annehmen, die der Senat zur Bedingung seiner Berufung auf den Thron machen wollte, überhaupt die Stellung, die der Senat ihm anwies: da das nicht durchzuführen war, wollte er dem Senat, dem ge-

setzgebenden Körper und dem Volk das Recht wahren, die Verfassung, die der König bot, anzunehmen oder abzulehnen. Die Erhaltung des Senats in seiner augenblicklichen Zusammensetzung war nicht blos in den Augen seiner Mitglieder wichtig. Sie schien nothwendig als Gegengewicht gegen den Einfluß der Emigrirten.

Auf dem Schloß zu St. Ouen verging der Tag mit Vorstellungen des Senats, des höchsten Gerichts und anderer Behörden, und endlosen Reden, die an den König gerichtet wurden. Nur Talleyrand wagte, indem er den Senat vorstellte, der parlamentarischen Verfassung zu gedenken, die sich in England bewährt habe. Die übrigen hohen Würdenträger, lauter Leute, die vor Kurzem den alleräußersten Pomp der Rede aufgeboten hatten, um ihre bewundernde Ergebenheit zu Napoleons Füßen auszusprechen, überboten sich jetzt in einem Royalismus, der die Emigrirten beschämen konnte. Dazwischen hatte der König eben nur Zeit gefunden Talleyrands vom Kaiser Alexander gebilligten Entwurf zu verwerfen, und am Abend mußte er sich höchst ermüdet zur Ruhe begeben, ohne daß er an eine andere Fassung hätte denken können.

Während der Nacht, während er schlief, verfaßten Blacas, Vitrolles und Maisonfort die berühmte Erklärung von St. Ouen, die als das Werk Ludwigs XVIII., als der Ausdruck seiner milden Weisheit bewundert worden ist. Die Verfasser legten dabei Talleyrands Arbeit zum Grunde, entfernten daraus, was den König verletzt hatte, und suchten die liberalen Versprechungen so viel als möglich in das Unbestimmte zu wenden. Da dann keine Zeit mehr zu verlieren war, mußte sie gedruckt und bekannt gemacht werden, ohne daß der König sie in ihrer letzten Gestalt gesehen hätte.

Vielfach ist erzählt worden, der Kaiser Alexander habe diese Erklärung im letzten Augenblick erzwungen, durch eine Note, die Pozzo-di-Borgo dem Grafen Blacas nicht geradezu überreichen, wohl aber gleichsam vorläufig, als für einen äußersten Fall in Bereitschaft gehalten, zeigen mußte, und in welcher der Kaiser erklärte, den Einzug des Königs in die Hauptstadt nur unter der Bedingung gestatten zu wollen, daß die verlangte Erklärung vorhergehe. Auch Thiers erzählt in diesem Sinn. Doch ersehen wir aus Viel-Castel und Duvergier de Hauranne, daß die beiden in diesen Tagen vorzugsweise beschäftigten Royalisten Vitrolles und Maisonfort dieses Umstands nicht erwähnen. Auch ist die Erzählung nichts weniger als wahrscheinlich, obgleich die Stimmung Alexanders allerdings von der Art war, daß er wohl auch zu einem solchen Mittel gegriffen haben könnte, wenn irgend ein Erfolg davon zu hoffen war. Er war den Bourbons sehr abgeneigt; sie hatten sich in beleidigender Weise geäußert, als er sie aus dem zu Mitau gewährten Asyl wies, und sein erstes persönliches Zusammentreffen mit Ludwig XVIII. hatte die Abneigung gesteigert. Aber dem anerkannten König von Frankreich den Einzug in

die Hauptstadt zu wehren, war vollkommen unmöglich geworden, und Alexander hatte zu viel Erfahrung, um eine Drohung auszusprechen, die ihn bloßstellen konnte, da sie unter allen Bedingungen ein Wort bleiben mußte, dem keine That folgen konnte.

Die Erklärung von St. Ouen befriedigte im Allgemeinen, und so fand denn am 3. Mai 1814 der Einzug Ludwigs XVIII. zu Paris, dem Anschein nach unter Glück verheißenden Bedingungen statt. Wie dann die Verheißungen dieser Erklärung in der dem Reich von seinem König verliehenen „Charte" ihren bestimmteren Ausdruck und Gesetzeskraft erhielten, obgleich Monsieur und alle französischen Prinzen den Eid auf die neue Verfassung des Landes verweigerten, hat die Geschichte Frankreichs zu berichten.

Hier war die Aufgabe nachzuweisen, mit welcher Entschiedenheit und Energie der Kaiser Alexander die Rolle antrat, die er in der Folgezeit durchführen wollte: die Rolle eines Hauptes der liberalen Partei in ganz Europa, des Schirmvogts und Vorkämpfers der liberalen Grundsätze, die er in der ganzen europäisch gebildeten Welt zur Geltung zu bringen dachte. Er hoffte um so mehr, diese Rolle mit Erfolg durchführen zu können, da er glaubte, daß Rußland durch Napoleons Sturz vorzugsweise die leitende, maßgebende Macht in Europa geworden sei. Er hatte diese Ueberzeugung sogar schon hin und wieder in einer Weise ausgesprochen, die wohl geeignet war, die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen, namentlich des Wiener Cabinets zu erregen. So unter Anderem, als er dem Grafen von Artois bedeutete, unter welchen Bedingungen die Bourbons der Theilnahme und des Beistandes der größten Macht in Europa (de ce qu'il y a de plus puissant en Europe) gewiß sein könnten. Er schwelgte in dem Bewußtsein dieser neu gewonnenen Stellung, und glaubte sich in ihr der hemmenden Fesseln entledigt, die Metternich und Kaiser Franz seiner Politik in Deutschland auferlegt hatten. Außerdem erwartete Alexander von der öffentlichen Meinung, von der Dankbarkeit der Völker in ganz Europa mächtig unterstützt zu werden.

Aber auch hier müssen wir daran erinnern, auch in dieser Beziehung war die Politik Alexanders eine durchaus persönliche. Er vertrat in ihr nicht sein Reich. Sie war weder durch die Interessen Rußlands, namentlich wie sie in Rußland selbst verstanden wurden, noch durch einen Geist, eine öffentliche Meinung, die sich etwa in seinem weiten Reich geregt hätten, in diesem Sinn bestimmt. Es gab in Rußland nichts, das Einfluß darauf üben konnte. Eben deshalb aber stand es auch dem Kaiser Alexander durchaus frei, in andere, ja in gerade entgegengesetzte Bahnen einzulenken, sobald er selber anderes Sinnes wurde. Es gab nichts in Rußland, das einen solchen Wechsel in irgend einer Weise schwierig machen konnte.

Schon vor der Ankunft König Ludwigs auf französischem Boden, war Napoleon (am 20. April) bewacht und im Süden Frankreichs auch geschützt von Bevollmächtigten der verbündeten Mächte, von Fontainebleau nach der Insel Elba abgereist.

Am 23. April hatte Monsieur eine Convention unterzeichnet, infolge welcher Frankreich alle festen Plätze räumte, die es noch außerhalb seiner neuen Grenzen besetzt hatte, und alle Vorräthe, die sie enthielten, namentlich auch die Kriegsschiffe, die zu Antwerpen und Venedig lagen, den Verbündeten überließ. Franzosen haben es ihrem Talleyrand, der diesen Vertrag unterhandelte, zum Vorwurf gemacht, daß er alle diese Besitzthümer aufgegeben habe, ohne irgend etwas zu Gunsten Frankreichs auszubedingen. Als ob Frankreich in der Lage gewesen wäre Bedingungen zu stellen.

Am 20. Mai endlich wurde ein nur allzu großmüthiger Friede mit Frankreich geschlossen. Frankreich wurde nicht ganz auf seine alten Grenzen von 1792 zurückgeführt. Es behielt über diese Grenzen hinaus einige Bezirke in Belgien, einige ehemals deutsche Enclaven im Elsaß, darunter Mümpelgard, die ehemals päpstlichen Grafschaften Avignon und Venaissin, und an seiner Süd-Ost-Grenze Savoyen und die Grafschaft Nizza. — Die Verbündeten verlangten keinerlei Entschädigung für die unerhörten Opfer, die sie gebracht hatten, und selbst die Rückgabe der in ganz Europa für die Galerie des Louvre zusammengeraubten Kunstschätze, ließ man sich nur insgeheim versprechen.

Beilagen

zum dritten und vierten Buch.

Beilage I.

Zu S. 171.

Denkwürdigkeiten Katherinas II.

Die russischen Geschichtsforscher und Schreiber aus der moskauischen Schule — entschiedene Slawänophilen — kommen mitunter auf recht überraschende Ergebnisse. So genügt der Name des Städtchens Zerbst, der ihn an Serbien und Serben erinnert, einem dieser Herren, um als ausgemachte Thatsache gelassen auszusprechen: „die Fürsten von Anhalt-Zerbst waren germanisirte Slawen.“ — Die Askanier, die ursächsischen Grafen von Ballenstedt, die eifrigsten Bekämpfer der Slawen im Nord-Osten Deutschlands, Slawen! — (Barteniew — Herausgeber — das achtzehnte Jahrh. I. 6.)

Das ist übrigens, so sehr man sich darüber verwundern mag, doch, beiläufig bemerkt, nur eine Kleinigkeit, im Vergleich mit den ganz außerordentlichen Dingen dieser Art, die geleistet worden sind. Der früh verstorbene Chomäkow, ein begabter junger Mann, den aber ein leidenschaftlicher Panslawismus, an der Hand einer sehr lebhaften Phantasie — da ihnen ein bedauernswerther Mangel an wirklichen Kenntnissen die schrankenloseste Bewegung gestattete — in die allerseltsamsten Abwege geführt hat —: dieser von den Slawänophilen als großer Genius gefeierte junge Mann, hat sogar die überraschende Entdeckung gemacht, daß die Angel-Sachsen ihrer Abstammung nach eigentlich — überwiegend, wenn nicht unbedingt — Slawen sind! Das slawische Blut ist es namentlich, dem sie den Freiheitssinn verdanken, der den Germanen wie den Tataren fehlen soll. Da Bodenstedt den Aufsatz übersetzt hat, in dem das Alles auseinandergesetzt ist, kann sich ein jeder leicht von der unvergleichlichen Schönheit, namentlich der linguistischen Beweise überzeugen, auf die sich Chomäkow dabei stützt.

Was den nachherigen Kaiser Paul betrifft, dessen Geburt eine solche zur Zeit unerwartete Wendung in der russischen Geschichte bewirkt hat, so ist bekanntlich wiederholt nicht blos angedeutet, sondern ausdrücklich gesagt worden, daß er eigentlich ein Sohn des Kammerherrn Saltykow gewesen sei. Rulhière ist es, wenn ich nicht irre, der diese Kunde zuerst in die Welt gebracht, und sie sehr in das Einzelne ausgemalt hat, indem er ausführlich erzählt, wie die Kaiserin Elisabeth selbst die Großfürstin Katherina veranlaßt habe, sich in diese Liebes-Intrigue einzulassen, um die Nachfolge im Reich zu sichern. Aber was konnte der Kaiserin daran liegen, einen Nachfolger im Reich zu haben, der von Vaters wie von Mutters Seite ihr und ihrem Hause fremd gewesen wäre? — Als einige Jahre später — 1757 — Katherina, die zur Zeit in auffallender Weise getrennt von ihrem Gemahl lebte, Mutter einer Tochter wurde, einer Prinzessin Anna Petrowna, lieh die Kaiserin Elisabeth ihrem Unwillen sehr ausdrucksvolle Worte, und selbst der Großfürst zeigte sich verwundert und entrüstet, was er bei Pauls Geburt nicht gewesen war. Anekdoten gleich der den Kammerherrn Saltykow betreffend, sind sehr unsicher verbürgt, wenn sie von einem Mann erzählt werden, der, wie eben Rulhière, vor allem Werth darauf legt, piquant zu sein.

Freilich ist dieselbe Sage auch in einem ernsteren Buch wiederholt, nämlich in der Geschichte Peters III., die dem sächsischen Legations-Secretair Helbig zugeschrieben wird, und desgleichen finden sich in der Correspondenz der Diplomaten hin und wieder An-

deutungen, aus denen sich allenfalls folgern ließe, daß Paul gar nicht der Sohn Peters III. gewesen sein könne. Dem Allen aber steht die Thatsache gegenüber, daß der Kaiser Paul, dem rechtmäßigen Gemahl seiner Mutter, dem Prinzen Peter von Holstein-Gotorp, in auffallender Weise ähnlich sah, und die Bedeutung dieser Thatsache ist, wie uns scheinen will, nicht ohne Weiteres dadurch beseitigt, daß man, wie Schnitzler kurzweg sagt, diese Aehnlichkeit — die sich übrigens auf einzelne Mitglieder der kaiserlichen Familie auch weiter fort vererbt hat — sei eine rein zufällige gewesen. Um so weniger, da die Aehnlichkeit auch eine geistige war; ein unglückliches Erbtheil des Hauses Holstein-Gotorp, das krankhaft Phantastische und Enthusiastische, das wir in Peters III. Geist und Charakter wahrnehmen, war auch auf den Sohn übergegangen, und führte den in das Verderben wie den Vater.

In Rußland freilich ist die Sage, die den Kaiser Paul zu einem Sohn Saltykows macht, in gewissen Kreisen sehr beliebt; man gefällt sich in diesen Kreisen darin, sie für ausgemacht wahr zu halten, und auf diese Weise nachzuweisen, daß das herrschende Haus unbedingt russischer Abstammung sei.

In neuester Zeit pflegt man sich dabei mit einem gewissen Nachdruck auf die von Alexander Herzen herausgegebenen Denkwürdigkeiten der Kaiserin Katherina selbst zu berufen, die allerdings in Beziehung auf die Abstammung ihres Sohnes ein ziemlich unumwundenes Geständniß enthalten. Aber! — sind diese Denkwürdigkeiten wirklich echt? — und besonders sind sie unverfälscht, hat nirgends eine fremde Hand bessernd nachgeholfen?

Ich sehe nicht ohne Verwunderung, daß man in Rußland sowohl als außerhalb diese Denkwürdigkeiten benützt und anführt, als sei ihre Authenticität ganz außer Frage, während mir doch noch kein Beweis ihrer Echtheit vorgekommen ist, und der Inhalt denn doch wohl zu Zweifeln berechtigt. Die offenbaren Unwahrheiten und handgreiflichen Uebertreibungen, die sie enthalten, ließen sich vielleicht erklären, besonders insofern dabei von dem unglücklichen Gemahl der Kaiserin die Rede ist. Man könnte sagen: es lag im Interesse Katherinas, den Kaiser Peter III. als eine durchaus verächtliche Persönlichkeit hinzustellen, und sie kannte die Welt — Ihre Welt, die Welt, in der und für die sie lebte; — sie wußte, daß es dem Andenken des Unglücklichen in den fein gebildeten Kreisen, die sie im Auge hatte, wenig schaden würde, wenn sie ihn etwa als einen gewissenlosen Menschen erscheinen ließ, daß dagegen ihr Zweck unfehlbar erreicht wurde, wenn sie ihn schwach und verkehrt, mit einem Wort, als eine lächerliche Personage schilderte. Man könnte sogar in solchem Zusammenhang die kühne und großartige Consequenz aufrichtig bewundern, die sich darin zeigt, daß selbst die Erinnerung an den tragischen Untergang dieses Mannes und des eigenen Antheils daran, für die Verfasserin kein Grund war, den Ausdruck des weltmännisch leichten Spottes zu mildern, dessen Gegenstand er ihr ist. — Noch einen anderen Zug könnte man in anderer Weise charakteristisch nennen. Nämlich so schwach an Geist und Charakter auch Peter III. war, fehlten doch seinem Gemüth, so wenig als dem seines Sohnes, edlere, ritterliche Regungen, wie namentlich sein edles und mildes Benehmen gegen den armen Iwan Antonowitsch bewies. Man könnte es nun bezeichnend für Katherinas eigenes Wesen nennen, daß ihr für dergleichen jedes Verständniß fehlt. — Selbst einige recht seltsame Irrthümer — z. B. daß in diesen Denkwürdigkeiten Bestuschews Sturz und alles was damit zusammenhängt, in das Jahr 1759 verlegt wird — müssen nicht gerade als unbedingt entscheidend angesehen werden. Denn so seltsam es wäre, wenn Katherinas Gedächtniß sie in solcher Weise irre geführt hätte, in Beziehung auf ein so wichtiges Erlebniß, das sie so nahe berührte und so ernst bedrohte, ließe sich doch einwenden: ein Fälscher würde die Sache besser gemacht und ein so grobes Versehen, in Beziehung auf weltbekannte Dinge, vermieden haben.

Indessen, wollte und dürfte man auch solche Argumente für die Echtheit dieser Denkwürdigkeiten anführen — Alles zugegeben — bleibt doch immer ein Zweifel, den

ich nicht zu lösen weiß. Nach manchen Nebenumständen kann Katherina diese Denkwürdigkeiten nicht vor dem Jahre 1780 geschrieben haben. Sie wären demnach ein Werk der Zeit, in der sich ihr Geist zu voller Reife entfaltet hatte. Da müßten sie doch jedenfalls das Werk einer eminent gescheidten Frau sein. Das sind sie nun aber ganz und gar nicht. Sie sind vielmehr das Product eines sehr dürftigen Geistes, den seine Schwingen weder sehr hoch noch sehr weit tragen. Nebenher ist auch nicht wohl zu begreifen, was eine so kluge Frau, die doch sonst Maß zu halten weiß, bewogen haben sollte, gerade in Beziehung auf die Geburt ihres Sohnes so rücksichtslos wahrhaft zu sein, ohne zu bedenken, welche Gefahren sie dadurch heraufbeschwören konnte.

Uebrigens, echt oder unecht, als Quelle für die Geschichte sind diese Denkwürdigkeiten, meines Erachtens, nicht zu gebrauchen.

Beilage II.

Zu S. 218.

Solcher aufgeklärten Prälaten hat es seitdem immer einige unter den russischen Bischöfen gegeben, selbst unter dem Kaiser Nicolaus, als die officielle Strömung eine gerade entgegengesetzte Richtung genommen hatte. Ich wüßte deren zu nennen. — Auch bin ich zur Zeit des Kaisers Nicolaus gelegentlich im Namen russischer Bischöfe ersucht worden, ihnen Bücher, die sie nicht einfach auf den Wegen des Buchhandels wollten kommen lassen, zu verschaffen und durch befreundete Reisende zu senden. Das waren dann immer Schriften protestantischer Theologen, namentlich Predigten-Sammlungen aus der rationalistischen Periode.

Beilage III.

Zu S. 234.

Bittschrift der polnischen Dissidenten.

Dem Herrn Friedrich v. Smitt ist in seiner Schrift: Frédéric II., Cathérine et le partage de la Pologne, das Unglück begegnet, die Bittschrift, welche die Dissidenten der Kaiserin Katherina im März 1764 überreichten, für eine Note der preußischen Regierung an die russische, wenn auch wohl nicht zu halten, doch auszugeben.

So müssen wir uns leider ausdrücken, denn wer das Aktenstück liest, hat große Mühe zu glauben, daß hier etwa ein wirklicher, nicht absichtlicher Irrthum von seiner Seite walten könnte.

Dem Fürsten Paul Wäsemsky, der das dem Herrn v. Smitt in einem russischen Aufsatz nachgeschrieben hat, kann man eher zutrauen, daß er in gutem Glauben gehandelt hat, denn man ersieht aus seiner Arbeit selbst, daß man von ihm historische Kritik nicht erwarten darf; man könnte ihn in dieser Beziehung unzurechnungsfähig nennen.

Beilage IV.

Zu S. 245.

Wer die russische Armee zu einer viel späteren Zeit, im gegenwärtigen Jahrhundert, gekannt hat, erkennt in Falkenskölds Schilderung leicht die Züge, die auch in solcher

späteren Zeit noch zutrafen, und ist überhaupt durch das, was er selbst noch gesehen hat, überzeugt von der Treue des Bildes, das Falkenskiöld von der russischen Armee seiner Zeit entwirft. Ich könnte aus Familienpapieren noch einige interessante Beiträge zur Geschichte des Türkenkriegs liefern, wenn hier der Ort dazu wäre.

Doch mag die eine Notiz hier Platz finden, daß Rumäntzow durch den General Bauer zu der berühmten Schlacht am Kagul gezwungen wurde, während er selbst den Rückzug antreten wollte, um einem erwarteten Lebensmittel-Transport entgegen zu gehen.

Beilage V.

Zu S. 295.

Die Herzogin Auguste von Württemberg.

Helbig deutet in seinem Leben Potemkins Ein und Anderes an, dessen Erklärung er uns schuldig geblieben ist. So finden sich in dieser seiner Schrift (Minerva 1798, 4. Bd., S. 121) in einer Anmerkung über die Herzogin Auguste von Württemberg, geborene Prinzessin von Braunschweig, die eine Reihe von Jahren in Rußland lebte und dort auch 1788 starb, folgende Worte:

„Am Ende der achtziger Jahre verließ er — der Prinz von Württemberg — den russischen Hof. Seine Gemahlin aber mußte in Rußland bleiben, und hatte bald darauf einen traurigen Tod. Wenn sich die Gelegenheit dazu findet, so sprechen wir künftig noch von dieser Prinzessin."

Gewiß haben viele Leser über diese Zeilen hinweg gelesen, ohne dabei zu verweilen oder sich um ihre Bedeutung zu befragen, wiewohl sie unverkennbar ein ungewöhnliches Ereigniß andeuten. Warum nennt Helbig den Tod der Prinzessin einen traurigen? — Nach den officiellen Berichten war sie einfach gestorben, wie das aller Menschen gemeinsames Loos ist.

Mir fielen seine Worte auf, weil ich sie zu verstehen glaubte; alte Erinnerungen, fast aus meiner Knabenzeit, erwachten, als ich sie las. Die Herzogin Auguste war nämlich 1788 gestorben, aber bis in das zweite Jahrzehend dieses Jahrhunderts nicht begraben. Ihre Leiche war beigesetzt in der Kirche des alten Deutsch-Ordens-Schlosses Lohde in Ehstland, wo die Fürstin im Sommer gelebt hatte.

Im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts — es mag im Jahr 1818 gewesen sein — erging, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, aus Petersburg der Befehl, sie nun endlich zu begraben. Eine Deputation der ehstländischen Ritterschaft, der damalige Ritterschafts-Hauptmann Hr. v. Baer-Huthorn (Vater des berühmten Naturforschers), an der Spitze, ging zu diesem Behuf nach Schloß Lohde — und die Herren kehrten sehr ernst und schweigsam von dieser Expedition zurück. Bald aber ging, in Beziehung auf das, was sie in Schloß Lohde erlebt hatten, eine gar seltsame Sage geheimnißvoll durch die Adelskreise der Provinz.

Der Sarg der Fürstin war geöffnet worden, um das Dasein der Leiche zu constatiren, und es hatten sich darin — so sagte man — zwei Skelette vorgefunden —: das der Herzogin und das eines ungeborenen Kindes. — Die ältere Generation wollte sich nun manches verdächtigen Umstands erinnern. Die Prinzessin, hieß es, war guter Hoffnung; der Kammerherr, der ihr beigegeben, wie die herkömmliche Redeweise lautet, den Dienst bei ihr hatte, eigentlich ihr Gefängnißwärter war, fürchtete schlimme Folgen für sich selbst — und soll eine längere Ohnmacht der unglücklichen Frau benützt haben, um sie für todt auszugeben — vielleicht geradezu zu ersticken — und im verschlossenen Sarge in der Kirche beisetzen zu lassen, die er dann ebenfalls sorgfältig verschloß.

So lautet die örtliche, jetzt wohl nur noch wenigen bekannte Sage, die noch dazu den Kammerherrn selbst zu dem begünstigten Geliebten der Fürstin macht. Da jetzt in Rußland selbst die neuere Geschichte des Reichs mit großem Eifer durchforscht wird, erhalten wir vielleicht auch über diesen dunklen Punkt bestimmtere Auskunft.

Beilage VI.

Zu S. 376.

Araktschejews erster Beschützer, der General Milessino, wird in den meisten älteren Quellen-Schriften ein Grusiner genannt; so auch in dem russischen militär-encyklopädischen Wörterbuch in dem Artikel „Araktschejew", dessen Verfasser General Daniilewski ist. Darauf hin hatte auch ich, in Tolls Biographie, ihn als Grusiner bezeichnet. Nach den genaueren Ermittelungen, die neuerdings bekannt geworden sind, war er aber griechischer Abkunft; — doch wie es scheint, in Rußland geboren. Sein Vater hatte als Arzt in Venedig gelebt, war aber von dort, schon zur Zeit Peters des Großen, nach Rußland gekommen.

Der General selbst war ein bemerkenswerth schöner Mann, geistreich, elegant und vielseitig unterrichtet, aber auch von lockeren Sitten, Verschwender und nichts weniger als gewissenhaft in der Verwaltung öffentlicher Gelder. Sein Streben, sich den russischen Magnaten als ihres Gleichen anzuschließen, scheint gelegentlich verspottet worden zu sein. Die Zeitgenossen nannten den immer wieder verarmenden Verschwender und mißglückten großen Herrn, panier percé und grandseigneur manqué.

Beilage VII.

Die Bourbons in Mitau.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts waren in Liefland und Kurland mancherlei Anecdoten in Umlauf, die Ludwigs XVIII. Leben in Mitau, das Treiben und die Aeußerungen der Herren seiner Umgebung betrafen. In diesen Aeußerungen zeigte sich meist neben einer oft überraschenden Unwissenheit, in Beziehung auf Alles, was außerhalb des alten Frankreichs lag, ein Dünkel, der nicht selten naiv wurde. Es war für diese Herren selbstverständlich, daß nicht etwa Frankreich überhaupt, sondern das von ihnen vertretene Frankreich insbesondere von rechtswegen maßgebend sei, für die gesammte gebildete Welt.

So erzählte man, Ludwig XVIII. habe einst einen älteren Cavalier seiner Umgebung in irgend einem Auftrag nach Petersburg an den Kaiser Paul gesendet. Dieser Cavalier besuchte unterwegs „pour la rareté du fait" das Theater in Riga, und erzählte dann seine Erlebnisse: „La salle n'est pas grande mais assez gentille — et le public paraissait très-bien composé; — il y avait dans les loges des femmes charmantes, des toilettes très-convenables; — enfin, je vous assure, tout cela avait l'air d'être de fort honnêtes gens —: la toile se lève, — un acteur paraît! — figurez-vous que ce drôle parle allemand!"

Sollte diese Anecdote unwahrscheinlich scheinen, so erinnere man sich der Reden, die Beugnot ein Jahrzehend später als westphälischer Minister an die Herren vom hessischen Adel richtete, und in denen er ihnen auseinandersetzte, welche Vortheile es für sie habe, daß sie nun gezwungen seien, französisch zu sprechen; sie würden dadurch aus

der hemmenden Isolirtheit herauskommen, in der ihre Sprache sie mitten in Europa zurückhalte. (Votre langue vous isole au milieu de l'Europe!)

Es war in Beugnots Augen ein Zeichen von Verkommenheit, daß Deutsche der höheren Stände unter einander deutsch sprachen, nicht französisch, wie die Polen und Russen.

Beilage VIII.

Zu S. 423.

Der erste Verbündete des Grafen Panin war der Admiral Ribas, ein ungemein treuloser und verschlagener italienischer Abenteurer, der sich in Rußland empor gedient, und um die seemännischen Anlagen zu Cherson und in der Krimm auch wirkliches Verdienst erworben hatte. Man sagt sogar, daß der Gedanke einer Verschwörung, die den Kaiser Paul beseitigen und Alexander auf den Thron erheben sollte, zuerst von ihm ausgegangen sei; daß Er den Grafen Panin dafür gewonnen habe. Wir haben seiner im Text nicht gedacht, weil er dann doch in dem weiteren Gang der Dinge keine hervorragende Rolle gespielt hat; es fehlten ihm die dazu unerläßlichen Beziehungen zum Hof und zu der kaiserlichen Familie, und er starb vor der Ausführung.

Im Uebrigen kennzeichnet ihn ein Wort Suworows. Um von Kutusows Scharfsinn und gewandter, umsichtiger Schlauheit einen Begriff zu geben, sagte Suworow: „Den Kutusow könnte selbst Ribas nicht betrügen!"

Beilage IX.

Zu S. 456.

Zur Zeit als der Fürst Adam Georg Czartoryski geboren wurde, war seine Mutter ganz offen und unverhohlener Weise, die erklärte Geliebte des Feldmarschalls Fürsten Repnin, und in Rußland geht in den wissenschaftlichen wie in den Hofkreisen das Gerücht, die Familie Repnin sei im Besitz eines Briefwechsels zwischen dem Feldmarschall und dem jungen Czartoryski, in dem die beiden Herren sich gegenseitig mit „mon fils" und „mon père" anreden. Ein solches Gerücht beweist natürlich nichts, und um so weniger, da des Fürsten Adam Georg's in Rußland natürlich nicht mit Wohlwollen gedacht wird. Das Dasein dieses Briefwechsels müßte erst in authentischer Weise dargethan sein.

Für die Geschichte wäre der Umstand auch dann ziemlich gleichgültig, denn welcher Herkunft der Fürst Adam Georg auch in Wirklichkeit gewesen sein mag, er fühlte sich durchaus als Pole nicht nur, sondern auch als Erbe und Träger der Pläne, welche die Familie Czartoryski nun schon so lange unermüdlich verfolgt — ihres Strebens nach der Krone.

An sich aber ist ein Briefwechsel in solchen Formen gar nicht so unmöglich, wie man wohl glauben könnte, wenn man den Maßstab anderer Länder und anderer Zeiten für anwendbar auch auf die damaligen polnischen Zustände halten wollte. Derartige Verhältnisse wurden in dem damaligen Polen mit einer überraschenden Unbefangenheit behandelt. Auch Graf Igelström z. B. hatte unter den schönen polnischen Gräfinnen eine Geliebte — die, beiläufig bemerkt, ihn und seinen Einfluß benützte, um mehr oder weniger gerechte Processe gegen ihre Landsleute zu gewinnen. — Als Igelström starb, hinterließ er ein Rittergut — Meyerhof in Liefland — den beiden Söhnen dieser Dame, und führte dabei in seinem Testament als Grund dieses Vermächtnisses an, diese

beiden jungen Herren seien seine Söhne. Die Mutter der beiden jungen Leute lebte zur Zeit noch, und ebenso der Gemahl dieser Dame, dessen Namen die jungen Leute trugen. Dennoch wurde das Legat ohne Bedenken angenommen.

Beilage X.

Zu dem Feldzug 1807. Kamensky, Knorring, Bennigsen.

Kamenskys Auftreten und Gebahren möchte wohl kaum jemals ihres Gleichen gehabt haben. Alle bisher veröffentlichten Darstellungen des Feldzugs 1807 in Preußen gehen leicht darüber hin; nur der Prinz Eugen von Württemberg hat in seinen, nach seinem Tode (1862) herausgegebenen Memoiren ausführlicher Auskunft darüber gegeben. Doch wäre aus den Aufzeichnungen eines unmittelbaren Zeugen von Bedeutung, der den Feldzug in Bennigsens Umgebung mitgemacht hat, mithin den Dingen sehr nahe stand, wohl noch einiges ergänzend, zum Theil verstärkend, hinzuzufügen. Indessen würde das Bild des narrenhaften Treibens Kamenskys, der grenzenlosen Verwirrung, die er durch die unsinnigsten Befehle hervorrief, des ganz unnöthigen und dabei unheilvollen Rückzugs, den er herbeiführte, nicht wesentlich geändert werden. Wir ersehen aus den Denkwürdigkeiten auch, daß dieser wahnsinnig gewordene Feldmarschall nicht blos den Pawlowschen Grenadieren in Ostermanns Division zurief, sie seien verrathen und verkauft, sie thäten am besten, nach Hause zu laufen, er selber laufe voran! Er wiederholte diesen wohlgemeinten Rath auch gegen andere Truppentheile, und forderte namentlich Sackens Division auf, die Tornister abzuwerfen, um behender nach Haus laufen zu können.

Was den würdigen General Gotthart Johann v. Knorring betrifft, so hat Danilewsky eine Caricatur aus ihm gemacht. Er hat ihn, in seiner Geschichte des Kriegs in Finnland, als einen durchaus, ja bis zur Verächtlichkeit unbrauchbaren Mann geschildert, aus keinem anderen Grunde, als weil Knorring ein ehstländischer Edelmann, ein Deutscher war. Um was es sich zwischen diesem General und dem Kaiser Alexander eigentlich handelte, daß Knorring einen bestimmten, kategorischen Befehl haben wollte, den Marsch über das Eis anzutreten, der Kaiser aber einen solchen nicht geben, sondern sich immerdar auf Wünsche und Winke beschränken wollte, das natürlich berichtet Danilewsky nicht. Andere russische Geschichtschreiber sind seitdem seinen unzuverlässigen Spuren gefolgt. Um gerecht zu sein, hätten sie wenigstens Knorrings zur Zeit von der gesammten russischen Armee einstimmig und laut anerkannte Verdienste bei Eilau nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Da die bisherigen Darstellungen des Feldzugs in Preußen einer Berichtigung und Ergänzung bedürfen, möge es gestattet sein, hier Ein und Anderes, zum Theil aus handschriftlichen Nachrichten, einzuschalten.

Dem Kriegsrath zu Nowgorod am Narew, am 2. Januar, wohnten die Generale Knorring — als der Aelteste im Rang — Burhöwden, Bennigsen, Graf Tolstoy, Steinheil, Tutschkow und Fürst Galitzyn bei. Beschlossen wurde, das Heer auf das rechte Ufer des Narew und demnächst nach Johannisburg in Ostpreußen zu führen, um die Offensiv-Operationen Napoleons in dieser Provinz aufzuhalten, und den Feind von der russischen Grenze abzuwehren.

Bennigsen, der den Erfolg seiner in Petersburg angesponnenen Intriguen erwartete, sagte zu Allem ja, verzögerte dann aber die Vereinigung seines Heertheils, mit dem unter Burhöwdens unmittelbaren Befehlen stehenden, so viel er konnte. Er hatte nämlich über seinen „Sieg" bei Pultusk mit großer Uebertreibung an den Kaiser berichtet, und zugleich über Burhöwden geklagt; der habe ihn nicht unterstützt und da-

durch bewirkt, daß der Sieg nicht ein vollständiger geworden sei, und unbenützt bleiben mußte. Natürlich ließ er sich davon gegen Buxhöwden selbst nichts merken; diesen zu einer ebenfalls an den Kaiser gerichteten Rechtfertigung zu veranlassen, hätte nur hinderlich werden können.

Inzwischen aber war in Buxhöwdens Hauptquartier die Nachricht eingelaufen, daß Napoleon seine Armee in Winterquartiere verlegt habe. Da man nun seine Offensive nicht mehr aufzuhalten hatte, knüpfte sich an den bereits begonnenen Marsch nach Johannisburg ein anderer Plan, der vorzugsweise von Knorring herrührte; der Plan nämlich, die Franzosen in ihren Quartieren zu überfallen und möglicher Weise bis über die untere Weichsel zurückzuwerfen —: ein Plan, der, wenn er mit Energie und rascher Thätigkeit ausgeführt wurde, immerhin zu bedeutenden Ergebnissen führen konnte. An den Berathungen darüber könnte, außer Knorring, Buxhöwden und Steinheil, vielleicht auch Graf Ostermann, Theil gehabt haben; sonst niemand, da ein förmlicher Kriegsrath deshalb nicht zusammenberufen worden ist. Bennigsen namentlich wußte nicht darum.

Buxhöwdens Hauptquartier hatte Biala erreicht, als hier, am 12. Januar, ein kaiserliches Rescript eintraf, durch das Buxhöwden von der Armee abberufen wurde, über die Bennigsen den Befehl mit allen Rechten eines Höchst-Commandirenden zu übernehmen hatte. Es war seltsam zugegangen in Petersburg! Das Decret, das Buxhöwden mit denselben Rechten zum Oberfeldherrn ernannte, war bereits endgültig vom Kaiser unterschrieben gewesen, als Bennigsens pomphafte Siegesnachricht eintraf, verbunden mit seinen Denunciationen, wie wir die Sache wohl nennen müssen. Da blieb jenes erste Decret im Cabinet des Kaisers liegen, und es wurde anstatt dessen ein anderes nach Preußen abgefertigt, das Bennigsen an die Spitze des Heeres berief.

Buxhöwden besprach am Abend dieses Tages das unerwartete Ereigniß mit Knorring und Ostermann. Es kam nicht blos ihm unerwünscht; der Operations-Plan, von dem man sich so viel versprach, drohte darüber zu scheitern. Knorring schlug vor, Buxhöwden solle das kaiserliche Schreiben einige Tage über ignoriren. („Schieben Sie das Schreiben unter das rothe Tuch!" waren seine eigensten Worte. Die Tische waren nämlich in denjenigen russischen Behörden, in denen des Kaisers Gegenwart vorausgesetzt werden konnte, mit rothen Teppichen bedeckt.) Er solle das Schreiben für den Augenblick ignoriren und rasch vorwärts gehen, zum Angriff auf die Quartiere des Marschalls Ney; brächten die nächsten Tage glänzende Erfolge, wie man hoffen dürfe, so werde auch der Kaiser das Schreiben — nicht zurücknehmen — aber gänzlich ignoriren und Buxhöwden im Heerbefehl bestätigen. Sollte aber Buxhöwden dieses gewagten Entschlusses wegen zur Verantwortung gezogen werden, so wollte sich Knorring als Mitschuldiger melden, verlangen, mit ihm zusammen vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, und für sich dieselbe Strafe erbitten, die etwa über Buxhöwden verhängt werden könnte. „Ich bin überzeugt," fügte Knorring hinzu, „Graf Ostermann, der hier gegenwärtig ist, thut dasselbe." — Ostermann, der eine große Achtung vor Knorring hatte, und geneigt war ungewöhnliche Dinge zu unternehmen, stimmte mit dem größten Eifer zu und erklärte sich durchaus bereit, seinen Antheil an dem Entschluß und an der Verantwortung zu übernehmen.

Buxhöwden ließ sich für den Augenblick hinreißen. Es wurde beschlossen, die angefangenen Operationen zunächst fortzusetzen, als ob nichts vorgefallen sei; die Armee sollte am folgenden Morgen mit dem Frühesten aufbrechen. Damit trennten sich die Herren.

Knorrings Vorschlag war ein sehr gewagter, auch weil die gehofften Erfolge unter solchen Bedingungen kaum sehr weit reichen konnten, wenn nicht etwa schon nach wenigen Tagen die kaiserlichen Verfügungen widerrufen und umgekehrt wurden, wenn nicht Bennigsen das Heer verlassen mußte. Denn nichts war wohl gewisser, als daß Bennigsen Befehle, die er etwa aus Buxhöwdens Hauptquartier erhielt, nicht befolgt

hätte; daß Buxhöwden auf die Streitkräfte angewiesen blieb, die unter seinen unmittelbaren Befehlen standen, mit denen allein aber kein entscheidender Erfolg zu erfechten war.

Auch zeigte sich sehr bald, daß dergleichen leichter zu beschließen als auszuführen ist. Als Knorring am 13. früh erwachte, erfuhr er, daß die Armee nicht im Marsch — daß Bennigsen in der Nacht angekommen, und Buxhöwden abgereist sei, nachdem er das Commando abgegeben hatte. Buxhöwden hatte es vermieden, den beiden Vertrauten vom vorigen Abend, Knorring und Ostermann wieder zu begegnen, ehe er abreiste.

Bennigsen aber blieb nun zunächst drei Tage vollkommen unthätig bei Biala stehen. Er wollte sich erst orientiren, ehe er weiter ging. Der Operationsplan war ihm bis dahin unbekannt geblieben, und er scheint ihn im ersten Augenblick mit einigem Mißtrauen aufgenommen zu haben. Möglicherweise vermuthete er hier eine Falle, die ihm Knorring und Buxhöwden gestellt haben konnten, und in die er nicht blindlings gehen müsse; vielleicht auch wollte er nicht das Ansehen haben, fremde Pläne auszuführen. Wenigstens gab er den Plan, dem Kaiser Alexander gegenüber, unbedingt für seinen eigenen aus, als er die Operationen wieder aufnahm. (Vgl. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807, III., S. 173.) Am 16. Januar endlich setzte sich die Armee wieder in Bewegung, aber über die drei versäumten Tage, war die Gunst der Umstände schon zum Theil verloren gegangen, und auch jetzt ging Bennigsen so unsicher und unentschlossen vorwärts, daß ihm auch die Vortheile entgingen, die selbst jetzt noch über Neys und Bernadottes in Quartieren zerstreute Heertheile davonzutragen waren. An der Passarge hielt Bennigsen an, und das war natürlich, da er bis dahin keine Vortheile gewonnen hatte, wohl aber nunmehr seine linke Flanke und seine Rückzugslinie durch diejenigen französischen Truppen bedroht sah, die ihre Quartiere am unteren Narew gehabt hatten. Auch zwang, wie bekannt, Napoleon die russische Armee, durch Gefährdung ihrer rückwärtigen Verbindungen, zu dem eiligen Rückzug nach Preußisch-Eilau, der nicht ohne Beschwerde und Verluste ausgeführt werden konnte.

Bei Eilau wurde, nach einem blutigen Gefecht um die Stadt, am 7. Februar, am 8. die furchtbare Schlacht von zweifelhaftem Ausgang geschlagen, die zuerst darzuthun schien, daß auch Napoleons Unbesiegbarkeit keine unbedingte sei. Wir haben hier natürlich nur bei dem Antheil zu verweilen, den Knorring an den Ereignissen des Tages genommen hat — den Danilewsky natürlich verschweigt, wie den eines anderen Ehstländers, nämlich Tolls, an den Ereignissen von 1812.

Napoleon hatte zunächst die Heertheile von Augereau und Soult, seine Garden und eine zahlreiche Reserve-Reiterei auf dem Schlachtfelde vereinigt. Die Schlacht begann mit einem Angriff Augereaus auf dem rechten Flügel der Russen, der in solcher Weise mißlang, daß der Heertheil dieses Marschalls, unter mancherlei Irrungen im Schneegestöber, fast gänzlich vernichtet wurde, und Napoleon nur durch großartige Reiterei-Angriffe, dessen geringe Reste retten und die nachdrängenden Russen aufhalten konnte. Selbstverständlich erlitt auch die französische Reiterei dabei schwere Verluste.

Soweit schien Alles gut zu gehen. Nun aber traf Davoust mit seinem Heertheil von Molwitten her auf dem Schlachtfelde ein, umfaßte den linken Flügel der russischen Armee und drängte ihn immer weiter zurück, obgleich ein stets verlängerter Hacken links rückwärts gebildet wurde. Davoust bemächtigte sich vorrückend, des Dorfs Sausgarten, der Kregenberge, endlich des Dorfs Kutschitten, das ganz im Rücken der russischen Stellung liegt, kaum zweitausend Schritt von der Straße nach Königsberg, dem Rückzugswege der Russen, der von ihrem rechten Flügel ausging.

Bennigsen, der auf dem rechten Flügel weilte, wurde dringend dorthin gerufen, wo die Gefahr drohte. Wir erlauben uns hier den Bericht des Prinzen Eugen von Württemberg abzuschreiben; der Prinz befand sich in der Umgebung des commandirenden Generals.

„Ich kann nicht leugnen, daß sich mir dort (auf dem linken Flügel) ein ergreifendes Bild offenbarte. Den Auftrag, eine anlangende preußische reitende Batterie unter dem mir bekannten Major v. Brockhausen unserem Centrum zuzuführen, hatte ich eben vollzogen, als ich den General in der Nähe des Vorwerks Auklappen unter einem Haufen von Flüchtlingen und im heftigsten Kanonenfeuer fand. — Wer noch nie einer Deroute beigewohnt hatte, mußte Alles verloren wähnen. Zwar goß der Feind gleichsam nur mit Lawaströmen von der besetzten Höhe auf uns herab, ohne übrigens einen Tiralleur zu zeigen; aber der Eindruck war nichts desto weniger erschütternd und durch die Verwirrung unserer Reiterei vermehrt. In deren geschlossenen Colonnen wirkte das feindliche Eisen schreckenerregend. Es sprang namentlich ein Pulverkasten im Olwiopolschen Husarenregimente, der dessen ganze dicke Masse gleich einem Mückenschwarme auf dem Felde, zerstreute. Mitten unter diesem Wirrwar stand der alte Bennigsen eisenfest. Ein kühner, trefflicher Reiter, trotz seiner 62 Jahre, gewährte er auf seinem Schimmel einen wahrhaft imponirenden Anblick. — Ein noch älterer Begleiter, der General der Cavallerie (Irrthum, er war General der Infanterie) v. Knorring, der dem Feldzug nur als Beobachter beiwohnte, und den Bennigsen oft scherzend seinen Hofmeister nannte, benahm sich hier dem Anscheine nach etwas auffallend. Er ließ es an Vorstellungen über den mißlichen Standpunkt für einen Commandirenden nicht fehlen und wiederholte ohne Unterlaß: „Mein lieber Leonty Leontiéwitsch, Sie werden hier todtgeschossen werden wie ein fauler Hund, und dadurch niemand zu etwas dienen; machen Sie, daß Sie aus diesem Satanspfuhl entkommen, ehe es zu spät ist!" Während ähnlicher Aufforderungen, zu denen Bennigsen lächelnd schwieg, schlug eine Granate dicht neben dessen Pferd in den Schnee und wirbelte im Kreise umher, bis sie platzte und ihre Stücke über unsere Köpfe hinwegschleuderte, ohne jemand zu beschädigen. Da gerieth der alte Knorring förmlich in Wuth, spuckte aus und rief: „Da haben wir den D . . . . .!" und noch einige Worte mehr. Uebrigens nahm das Gedränge und der Wirrwar in dem Maße zu, daß Bennigsen sich schließlich bewegen ließ, langsam gegen Schmoditten zu reiten, das auf der Straße nach Königsberg, eine halbe Meile hinter dem rechten Flügel unserer Schlachtlinie, lag. Hoffte er nun hier die Weichenden zu sammeln, oder dachte er an den Rückzug? — kurz, er verlangte dringend nach Auskunft über die Richtung der Straße nach Königsberg. — Dieses fiel seinem Adjutanten, dem ihm zunächst reitenden Hauptmann, Baron Both, vom Kiew'schen Grenadier-Regimente auf, und er gab uns sein Bedenken durch ein Achselzucken zu erkennen. Bennigsen, dies bemerkend, sagte dann: „Mein Gott, sie wollen ja nicht hören!" — und deutete dabei auf die Haufen, welche die Felder bedeckten und wozu viel Geschütz gehörte, das aus dem Treffen wich. Ein Junker des Rigaischen Dragoner-Regiments, der die Worte des Commandirenden vernahm, näherte sich hierauf dem General mit der Frage: „Was befehlen Ew. Excellenz?" — und meldete dann, daß er mit den Standarten des Regiments zurückbeordert sei, (eine Maßregel, die sich die Regiments-Chefs in kritischen Momenten gern erlaubten). „Halten Sie bei Schmoditten an", erwiderte Bennigsen, wendete sein Pferd, befahl mehreren Adjutanten, sämmtliche Ausreißer ebendaselbst zum Stehen zu bringen und ritt in der Richtung von Kutschitten wieder vor. In einem Busche auf dem Wege dahin, ereilte ihn der preußische Hauptmann v. Both, der nicht, gleich dem russischen Namensvetter die Achseln zuckte, sondern frohe Nachricht brachte."

Er meldete die Ankunft des kleinen preußischen Heertheils unter Lestocq, dem das Loos zufiel, die Schlacht auf dem linken Flügel herzustellen, und die russische Armee vor einer Niederlage zu bewahren. Bennigsen ritt nun, wie neu belebt, in rascherer Gangart wieder nach dem linken Flügel zu.

Eine Handschrift, die vor uns liegt — nicht von minderer Bedeutung, als die eben eingeschalteten Mittheilungen, erzählt wesentlich dasselbe, fast mit denselben Worten, doch aber Ein und Anderes in etwas prägnanterer Weise:

„Vom linken Flügel erscholl die Schreckenspost: Alles sei verloren. Der Feind habe die Höhen hinter Sausgarten besetzt, donnere von dort aus mit einer zahllosen Batterie herunter, und unser ganzer linker Flügel sei in Deroute.“

„Bennigsen eilte auf den gefährdeten Flügel. Es gewährte derselbe den Anblick der tollsten Verwirrung. Die Anhöhe rollte, gleich einem feuerspeienden Berge, ihre Lawa auf uns herab. Die ganze Infanterie unserer 2. Division schien aufgelöst. Man erzählte: Graf Osternmann sei, von kühnem, aber unüberlegtem Eifer getrieben, aus der Linie vorgebrochen, und eben in diesem Augenblick habe der Feind sich in seinem Rücken der Höhe bemächtigt. Unser heftig angegriffener linker Flügel mochte nun erschüttert zurückgeeilt und dabei in Auflösung gerathen sein. Das ganze Feld war mit Flüchtlingen bedeckt. Ganze Batterien und Haufen von Fußvolk und Reiterei wichen aus dem Treffen, und die feindlichen Kugeln räumten furchtbar in den Haufen auf, in welchen man noch etwas Zusammenhang und Haltung bemerken konnte. Das Olwiopolsche Husaren-Regiment, in zwei große Massen geschlossen, und mit einer Batterie in der Mitte, stäubte, durch die Explosion eines Pulverkarrens, gleich einem Mückenschwarm auseinander. — Der General selbst (Bennigsen nämlich) wurde fast von den Kürassieren überritten, und die Verwirrung war so über alle Beschreibung groß, daß Bennigsen, nach einigen fruchtlosen Versuchen, die Flüchtlinge aufzuhalten, sich selbst von ihnen fortgerissen sah — nach Schmoditten ritt, und dort einen Boten (d. h. einen Führer) nach Königsberg verlangte. Sein Gefolge nahm diese Aeußerung mißfällig auf, und als Bennigsen es bemerkte, rief er, auf die Flüchtlinge deutend: „Aber mein Gott! sie wollen ja nicht stehen!“

„Ein Junker des Rigaischen Dragoner-Regiments, der dies hörte, ritt an den General heran, und entdeckte ihm in deutscher Sprache: daß er commandirt sei, die Standarten einiger geschwächten Regimenter zu escortiren, daß er sie aber gern ihrem Schicksal überlassen wolle, wenn der General es beföhle; — denn er und sein Commando brennen vor Begierde, ins Treffen zurückzukehren. — „In demselben Falle,“ fügte er gegen uns gewendet hinzu, „sind gewiß alle die, welche jetzt den Rücken zu kehren scheinen.““

„Mir kam es vor, als habe diese unerwartete Apostrophe dem General imponirt, denn unmerklich wendete er sein Pferd und ritt wieder dem Kanonenfeuer zu. Was im Bereich desselben unmöglich geworden war, gelang hier mit leichter Mühe. Alle Versprengte, die nicht verwundet waren, fanden sich zusammen und bildeten bald wieder ein formidables Häuflein mit ansehnlichen Batterien.“ — — Doch gelang es, beiläufig bemerkt, nicht diese Versprengten wieder in das Gefecht zurückzuführen.

Bennigsen erhielt nun durch den Hauptmann Both Lestocqs Meldung, und gab dessen Heertheil die Richtung von Kutschitten. „Hauptmann v. Both,“ berichtet der Prinz Eugen von Württemberg in seinen Memoiren, „der wahrscheinlich alle Detachements mit inbegriff, rapportirte von einer bedeutenden Zahl Bataillone und Escadrons, die bereit ständen, dem Rufe des Oberfeldherrn zu folgen. Da es nun hier aber hauptsächlich auf die Macht des Trostes ankam, so wirkte die Kunde elektrisch auf den commandirenden General, der nun der entscheidenden Stelle mit dem Fluge eines Jünglings zueilte, der sich den Armen seiner Geliebten entgegenwirft.“

Thatsache ist, daß Bennigsen, durch die dringende Gefahr auf den linken Flügel gerufen, dort nur kurze Zeit verweilte, in Mitten einer Unordnung, der er nicht zu steuern wußte; daß er dort keinerlei Anordnungen traf; daß er in sehr hoffnungsloser Stimmung mit Rückzugsgedanken beschäftigt, nach Schmoditten ziemlich weit im Rücken des Heers, auf der Straße nach Königsberg ritt; daß ihn erst die mißbilligende Haltung seiner Umgebung veranlaßte, sich etwas zusammenzunehmen — und daß endlich erst Lestocqs Eintreffen ihn wieder bis zur Möglichkeit einer erneuten Thätigkeit aufrichtete.

Knorring war inzwischen auf dem linken Flügel nicht müßig gewesen. Der Prinz

Eugen von Wirttemberg erzählt weiter: „Mittlerweile aber hatten die Umstände bei Auklappen eine ganz andere Gestalt angenommen. Es war wohl ganz natürlich gewesen, daß ein weit vorgeschobener Flügel, der sich plötzlich im Rücken gefaßt und mit einer starken Batterie begrüßt sah, nur in Unordnung zurückweichen konnte. Um einen solchen Wirrwar benützen zu können, bedarf der Feind aber schlagfertigen Fußvolks und besonders einer behenden Reiterei. Beides fehlte den Franzosen im Centrum schon gänzlich, und der tournirende Davoust maß sich jetzt nur mit den russischen Abtheilungen, welche von Serpallen aus über Klein-Sausgarten geordnet vor ihm abzogen."

„Die 2. und 8. russische Division, welche nebst der Reiterei des linken Flügels, also eigentlich allein in Unordnung gerathen waren, hatte Knorring, sobald sich Bennigsen entfernte, in einer Richtung wieder gesammelt, welche mit dem Centrum des Heeres einen Hacken bildete und den Kregebergen die Fronte bot. — Die früheren Abtheilungen von Baggowud (Baggohuffwudt) und Bagration formirten sich links von dieser neuen Aufstellung hinter Auklappen, und die wieder gesammelte Cavallerie dahinter. Somit hatte denn der alte Knorring bewiesen, daß seine Aversion vor den Granaten und seine Besorgniß um den Commandirenden aus keiner verwerflichen Absicht entsprangen. Wahrlich, das seltene Verdienst dieses Mannes war in meinen Augen um so größer, als er dafür bescheiden jedem Anerkenntniß entsagte."

Der Prinz verfällt hier, beiläufig bemerkt, in einen kleinen Irrthum, indem er Baggohuffwudts und Bagrations Abtheilungen gesondert nennt. Bagration hatte während des Rückzuges von der Passarge an, den Nachtrab befehligt, der aus den Abtheilungen Markows, Barclay de Tollys und Baggohuffwudts zusammengesetzt war. Dieser Nachtrab war jetzt aufgelöst, die Truppen, die ihn gebildet hatten, waren in die Schlachtordnung vertheilt worden. Eine besondere Abtheilung Bagrations gab es nicht.

Uebrigens beschränkte sich Knorring nicht darauf, Ordnung und Schlagfertigkeit des geschlagenen linken Flügels wieder herzustellen; er benützte auch die Gelegenheit, die sich bot, zum Angriff überzugehen. Lestocq ging mit seinen 5500 Preußen, wie bekannt, in Davousts rechte Flanke, und nahm in glänzender Weise erst das Dorf Kutschitten, dann ein dahinterliegendes Birkengehölz, und rollte Davousts Linie weiter und weiter auf. Knorring nahm den Augenblick wahr, und ließ auch seinerseits die Abtheilungen unter Kamensky (dem Sohn) und Baggohuffwudt, sammt der Reiterei des linken Flügels unter Tschaplitz vorwärts gehen zum Angriff. Das brennende Vorwerk Auklappen wurde erobert, der Angriff der Preußen nachhaltig unterstützt, die Franzosen wichen in Unordnung gegen Klein-Sausgarten zurück.

Wir dürfen hier wohl die Aussage eines anderen unmittelbaren Zeugen anführen, nämlich die des Generals Crossard, der freilich ein wunderliches Original, nicht ein Mann von Bedeutung war, und als echter Franzose überall seine eigene Person zur Geltung zu bringen sucht. Hier verdient indessen seine Aussage doch beachtet zu werden, eben weil er als unmittelbarer Zeuge spricht, und weil sein Zeugniß nicht allein steht, vielmehr durch andere Zeugen bestätigt wird, wenigstens in den wesentlichen Dingen, die nicht seine eigene Person betreffen.

Crossard erzählt von der theilweisen Niederlage des linken russischen Flügels, und von der sehr erwünschten Ankunft Lestocqs, der durch den Dejour-General Tolstoy die Weisung erhielt, auf Kutschitten und in die Flanke Davousts zu gehen. „Lestocq, ein schlanker Greis mit weißen Haaren, den Hals gebeugt wie Friedrich, hatte Augen voll Feuer. Er machte, indem er seinen Stutzbart in die Höhe bog, ein Zeichen der Zustimmung. Obgleich ich ganz in seiner Nähe war, und die Augen auf ihn geheftet hatte, weiß ich doch nicht, ob er etwas antwortete, wenigstens könnte ich nicht wiedergeben, was er etwa gesagt hat. Seine Colonne marschirte in größter Ordnung und vollkommener Stille; er ließ sie hinter den russischen Linien vorbeiziehen. Die Ver-

Längerung dieser Richtung bildete einen rechten Winkel mit der rechten Flanke des feindlichen Heertheils, der die Linke der Russen überflügelt hatte. So wie Lestocq sah, daß er die rechte Flanke des Feindes überflügelt hatte, ließ er rechts einschwenken in die Linie. Diese Evolution, mit einer Genauigkeit ausgeführt, wie auf dem Exercier-Platz, führte die Truppen Lestocqs in die rechte Flanke des Corps, das in der Linken der Russen stand. Die Preußen begannen eine Reihe von Bataillons-Salven, die, gut unterhalten, mit bewundernswürdiger Gleichförmigkeit abgegeben wurden. Bald zeigte sich in den Truppen, die Lestocq angriff, ein Schwanken, das einen Wechsel im Erfolg ankündigte. Von zu großem Eifer hingerissen, sagte ich laut: „Jetzt müßte man Lestocq unterstützen und in der Fronte angreifen!" — Der alte General Knorring, dem meine Bemerkung wahrscheinlich mißfiel, antwortete: „Was Sie wissen, das wissen wir auch!" General Kretow, der anwesend war, machte mir ein Zeichen der Mißbilligung. Inzwischen winkt Knorring den Fürsten Bagration herbei, und befiehlt ihm, in drei Colonnen rasch, ohne zu schießen, vorwärts zu gehen, gegen das Corps, das Lestocq angriff; zwei Colonnen sollten durch Gehölze vorgehen, die zwischen den russischen Linien lagen, die dritte durch den offenen Raum zwischen den Gehölzen. Der Fürst Bagration folgte dem Befehl, ohne einen Augenblick zu verlieren; seine Colonnen, aus leichten Truppen zusammengesetzt, marschirten mit großer Geschwindigkeit. Die Sonne war im Untergehen, als diese Anordnungen zur Ausführung kamen. Der Feind stand dem Angriff nicht."

Crossard beruft sich, was die Wahrhaftigkeit seiner Aussage betrifft, auf das Zeugniß zweier englischer Offiziere, die auch zugegen waren: Hutchinsons und Sir Robert Wilsons.

Knorring wollte den errungenen Erfolg noch weiter verfolgen; er ließ auf der ganzen Linie Angriffs-Colonnen bilden, und beabsichtigte, wie aus Lestocqs Bericht hervorgeht, einen allgemeinen Angriff. „Gleich nach Besetzung des Gehölzes war der General Knorring, der den Feldzug als Freiwilliger mitmachte, hinzugekommen, hatte dem General Lestocq zu dem schönen Gefechte gratulirt und ihm mitgetheilt, daß er auf der ganzen Linie angeordnet habe, Angriffs-Colonnen zu bilden, und daß er den General Bennigsen ersucht habe, einen allgemeinen Angriff zu befehlen. Es unterblieb dieser Angriff indessen, da der General Bennigsen augenblicklich nicht zu finden war, und als man ihn fand, der günstige Augenblick vorüber war." (Höpfner III., 252.)

Daß Knorring die Schlacht am folgenden Tag erneuert wissen wollte, und sich darüber ganz mit Bennigsen entzweite, haben wir im Text berichtet, und es steht überhaupt in jeder Geschichte dieses Feldzugs zu lesen.

Ueber Bennigsen wäre auch noch manches zu sagen. Er drängte sich immerdar und immer wieder zu einem Heerbefehl, und scheute selbst die unsaubersten Wege der Intrigue nicht, um dazu zu gelangen. So wie er 1807 Buxhöwden und Knorring verdrängt hatte, so suchte er 1812 erst Barclay, dann Kutusow zu verdrängen. Es war aber, wie die Zeitgenossen sagten, nicht blos Ehrgeiz, der ihn dazu trieb. Da er doch eigentlich kein unerschütterliches Vertrauen zu sich selbst hatte, war ihm zuweilen sogar recht ängstlich zu Muth in seinem Commando, wenn er es hatte. Sein Streben nach dem Commando-Stabe soll zum Theil durch seine Gemahlin veranlaßt worden sein, die ihrerseits noch weniger durch Ehrgeiz bestimmt wurde, als er selber. Sie war eine Polin, Namens Andruchówicz, vermuthlich jüdischer Abkunft, wie ein nicht unbedeutender Theil des polnischen Adels. Wenigstens hatte sie einen Vetter, dessen Name, Meyerówicz, in Beziehung auf seine jüdische Abstammung kaum einen Zweifel gestattet.

So oft Bennigsen ein Commando hatte, erschien Meyerówicz als Lieferant. Dieser selbst sowohl als auch, wie man sagt, Frau v. Bennigsen, standen sich dabei sehr gut, die Truppen sehr schlecht. Die hatten unter Bennigsens Befehlen stets Hunger und Elend zu dulden, wie denn die Armee in Ostpreußen geradezu vom Raube leben

mußte, und in Folge der Verwilderung, die dadurch einriß, ärger plünderte und das Land verwüstete, als selbst der Feind. Selbst noch im Jahr 1813, bei der Einschließung von Hamburg, ist der Fall vorgekommen, daß die Schildwache vor Bennigsens Thür, vom Hungertyphus ergriffen, ohnmächtig zusammensank.

Beilage XI.

Zu S. 616.

Die russischen Universitäten.

In der Erwartung, daß das Dasein der russischen Universitäten schon nach fünf Jahren eine durchgreifende Veränderung des gesammten Culturzustandes Rußlands bewirken könnte, verrieth sich allerdings ein sehr entschiedener Mangel an Erfahrung. Bei dem zu Anfang ziemlich hoffnungslosen Zustand, aus dem die Gymnasien nur mühsam und langsam empor gebracht werden konnten, sollte ein halbes Jahrhundert und mehr vergehen, ehe die Universitäten einigermaßen ihrer Bestimmung zu entsprechen vermochten.

Noch in den vierziger Jahren des Jahrhunderts bestand an der Universität zu Kiow, bei dem Aufnahme-Examen der Studenten, die Prüfung im Lateinischen darin, daß die jungen Leute ein leichtes Thema, wie man es auf einem deutschen Gymnasium für Unter-Tertia angemessen achten würde, aus dem Russischen in das Lateinische übersetzen sollten. Die Vocablen, deren sie dazu bedurften, wurden ihnen mit Kreide an die schwarze Tafel geschrieben: Haupt-, Bei- und Fürwörter im Nominativ, die Zeitwörter in den vier maßgebenden Formen, oder wenn der Examinator die Schwierigkeiten auf das Höchste steigern wollte, nur im Infinitiv. Es wurde also gar nichts weiter verlangt, als daß die jungen Leute im Stande sein sollten, die vorkommenden Wörter dem Sinn der Phrase gemäß zu flectiren. Die Allerwenigsten vermochten das zu leisten; — Viele, sehr Viele schrieben die Vocablen einfach so ab, wie sie auf der Tafel standen.

Ich äußerte gegen einen Professor, eben der Universität Kiow — einen Liefländer — daß ich keinen Begriff davon habe, wie man wissenschaftliche Vorträge so einrichten könne, daß sie so ungenügend vorbereiteten jungen Leuten verständlich, und doch auch von wirklichem Nutzen sein könnten — und erhielt zur Antwort: „Man versucht es im Anfang; nach so und so viel vergeblichen Versuchen aber giebt man es auf; man hält seine Vorträge nach bestem Wissen und Gewissen — ob die Studenten zu folgen vermögen oder nicht — ob sie etwas davon begreifen oder nicht — darum kümmert man sich nicht."

Mitunter kamen denn auch Seltsamkeiten vor, die eigenthümliche Streiflichter auf den Bildungsgrad in den höheren und höchsten Regionen des Beamtenthums fallen ließen. So erhielt der Minister Uwarow, eben auch in den vierziger Jahren, einen Bericht aus Charkow, wo damals der rühmlich bekannte Orientalist, Dr. Dorn, Professor war. Der Curator der dortigen Universität — ein vornehmer Mann natürlich — meldete in herkömmlicher Weise, daß Alles ganz vortrefflich gehe. Nur der Herr Professor Dorn scheine seiner Stellung nicht gewachsen; er habe offenbar selbst noch sehr viel nachzuholen, denn er studire sehr fleißig.

Man denkt sich wohl die Gesichter, die ein vielseitig und in mancher Beziehung auch gründlich gebildeter Mann wie Uwarow unwillkürlich schneiden mußte, wenn ihm ein solcher Bericht zu Handen kam!

Beilage XII.

Zu S. 699.

Rosenkampff.

Mehr als ein gar eigenthümlicher Verdacht lastet auf dem Andenken Rosenkampffs. Unter Anderem war er, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, um das Jahr 1820 — d. h. etwas später — zur Zeit, als er auf der höchsten Höhe des Ansehens stand, in bedenklichster Weise in eine sehr seltsame Begebenheit verwickelt.

Die ehstländische Ritterschaft hatte mancherlei Geschäfte in Petersburg zu besorgen — zu solicitiren — Zahlungen zu leisten und dergleichen mehr. Sie sendete einen Herrn v. B. als Bevollmächtigten nach der Hauptstadt; einen Mann, der bereits vielfach in Landes-Angelegenheiten verwendet worden war, und sich namentlich anhaltend und mit Ausdauer um die Verbesserung der bäuerlichen Zustände bemüht hatte. Eine bedeutende Summe in Banknoten wurde ihm durch die Post nachgesandt.

Dieses Banknoten-Packet nun lag, eben angekommen, auf Hrn. v. B.'s Tisch, als er den Besuch eines angesehenen Mannes und bald darauf seinen zweiten, den des Herrn v. Rosenkampff, empfing. Der erste Besucher empfahl sich bald darauf, Herr v. B., der sich einer etwas altmodischen und übermäßigen Höflichkeit befliß, begleitete ihn bis an die Treppe. Bald nachdem er in sein Wohnzimmer zurückgekehrt war, empfahl sich auch Rosenkampff — und nun erst wurde B. gewahr, daß die Banknoten von seinem Tisch verschwunden waren.

Dem zu Reval versammelten ehstländischen Landtag konnte dann v. B. keine Auskunft über den Verbleib der ansehnlichen Summe geben, die er aus eigenen Mitteln nicht zu ersetzen vermochte; er erbot sich einem Ausschuß der Ritterschaft, dessen Mitglieder sich auf Ehrenwort zur Discretion verpflichten müßten, die nöthigen Mittheilungen zu machen. Das wurde abgelehnt.

Merkwürdiger Weise schrieb Rosenkampff — wahrscheinlich in einer oder anderer Weise durch v. B. aufgefordert, einzuschreiten — auf diese Veranlassung dem ehstländischen Ritterschafts-Hauptmann einen Drohbrief; die Ritterschaft des Landes werde sich die größten Nachtheile zuziehen, wenn sie nicht Hrn. v. B. dieser Gelder wegen unbehelligt lasse.

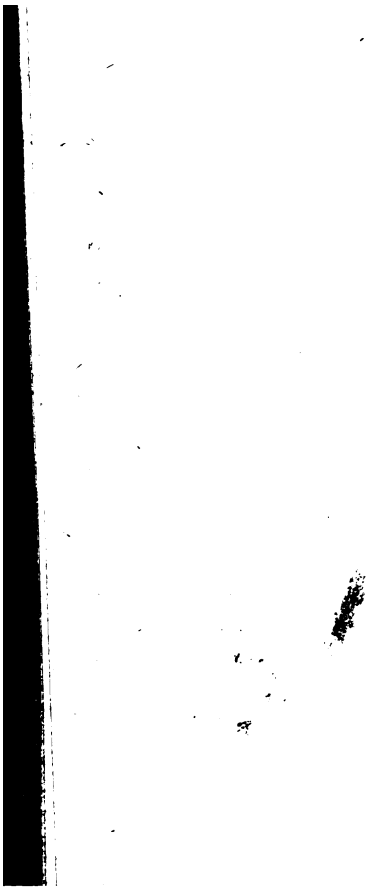
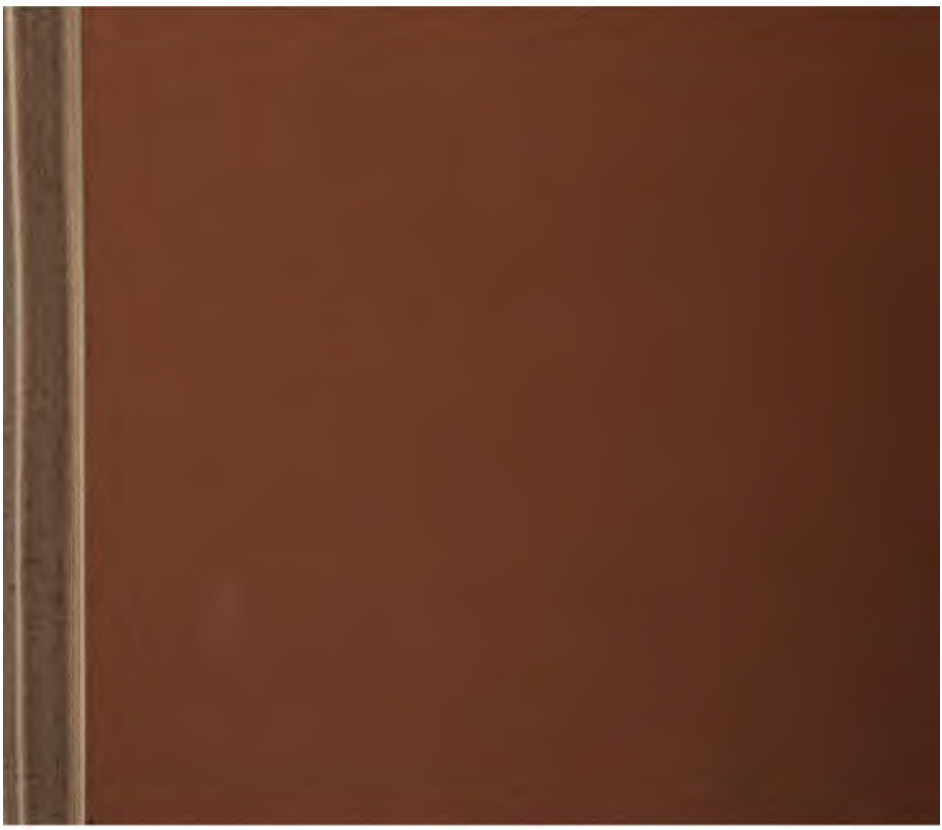
Die Sache war nun wohl dadurch einigermaßen und vielleicht hinlänglich klar gestellt. Dennoch wurde Herr v. B. aus der Ritterschaft ausgeschlossen.

Druckfehler im zweiten Bande.

Erste Abtheilung.

Seite	18	Zeile	3	v. oben	anstatt:	auch, lies: schon.
„	18	„	4	„ „	„	sondern gegen, lies: sondern auch gegen.
„	103	„	31	„ „	„	Gehalt, lies: Inhalt.
„	119	„	25	„ „	„	Lustspielen, lies: Lustspiele.
„	125	„	6	„ „	„	vornehnen, lies: vornehmen.
„	221	„	2	„ „	„	nicht, lies: nichts.
„	264	„	2	„ „	„	Aralsee, lies: Aralsee's.
„	267	„	9	„ „	„	Wasily IV., lies: Wasily III.
„	303	„	39	„ „	„	Hungerstod, lies: Hungertod.
„	304	„	12	„ „	„	Belsky, lies: Bielsky.
„	320	„	27	„ „	„	Stoglaw, lies: Stoglawnik.
„	321	„	41	„ „	„	Stoglaw, lies: Stoglawnik.
„	351	„	22	„ „	„	Bauer, lies: Bauern.
„	405	„	20	„ „	„	gesehen, lies: geschehen.

Zweite Abtheilung.

Seite	10	Zeile	35	v. oben	anstatt:	seiner, lies: seine.
„	99	in der Anmerkung ist zu lesen: Kaschpirew, Denkmäler der neueren russi Geschichte.				
„	164	Zeile	13	v. oben	anstatt:	Worowneseh, lies: Woroneseh.
„	207	„	14	„ „	„	Erklärung, lies: Erklärungen.
„	214	„	39	„ „	„	Weymann, lies: Weymarn.
„	221	„	16	ist nach:		Anstalten sein, ein ; zu setzen.
„	264	„	26	v. oben	anstatt:	devrà, lies dovrà.
„	306	„	36	„ „	„	würden, lies: wurden.
„	463	„	8	„ „	„	In, lies: Zu.
„	466	„	27	„ „	„	in den Ostseeprovinzen zu Dorpat, lies: zu Do in den Ostseeprovinzen.
„	634	„	9	„ „	„	selbst, lies: persönlich.
„	646	„	34	„ „	„	ehr, lies: sehr.
„	647	„	16	„ „	„	indem, lies: in dem.
„	667	„	12	„ „	fehlt nach:	wollen, das Zeichen "
„	667	„	18	„ „	anstatt:	und, lies: oder.
„	693	„	6	„ „	ist anstatt des	; ein , zu setzen.
„	758	„	14	„ „	anstatt:	guere, lies: guerre.
„	769	„	3	„ „	„	Frankreich, lies: Frankreichs.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.